Comparavit Joannes Evangelista
Abbas.

<36604997950016

<36604997950016

Bayer. Staatsbibliothek

4°

Pol. g. 111

Nicolai Hieronymi Gundlings
Weiland Königl. Preußischen Geheimen Raths und weitberühmten Professoris
Juris Ord. auf der Friedrichs-Universität zu Halle in Sachsen

Einleitung
zur wahren
Staatsklugheit

Aus

desselben mündlichen Vortrag

ehemals von aufmerksamen Zuhörern aufgezeichnet

Abbatiae Itzo aber oberalteichz.

aus zuverläßigen Handschriften zusammen getragen

und zu allgemeinem Gebrauche dem Druck überlassen

Nebst einem

Vorbericht und brauchbaren Registern.

Frankfurt und Leipzig
Bey Wolfg. Ludw. Springs seel. Erben und Joh. Gottlieb Garbe
1751.

Einleitung

zur

Experimentalphysik

nach

Vorlesungen und Versuchen

von

Dr. Johann Christian Poggendorff

Professor der Physik und Chemie an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst, auswärtigem Mitgliede der Königlich Preußischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Ritter des Rothen Adler-Ordens dritter Klasse mit der Schleife, des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste, Ritter des Königlich Preußischen Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste, Ritter des Königlich Preußischen Rothen Adler-Ordens dritter Klasse mit der Schleife, des

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorbericht.

Der Gundlingische Nahme ist in der gelehrten Welt so bekannt und berühmt, als irgend eines andern aus der eben nicht starken Anzahl solcher Männer, die durch Lehren und Schrifften von dem grossen Hauffen der seicht oder mittelmäßig Gelehrten sich unterschieden haben. Kurz, Gundling ist schon lange für einen Gelehrten von der ersten Classe, wenigstens in diesem Jahrhundert, erkannt worden. Wer dieses leugnen wollte, würde entweder seine Unwissenheit oder ein mit Mißgunst und Partheylichkeit eingenommenes Gemüth verrathen. Gleichwie es aber unmöglich ist, allen durchaus zu gefallen: Also haben auch die von dem seel. Herrn Geheimen Rath Gundling selbst ausgebreitete, und noch bey seinem Leben ans Licht gestellete Schrifften mancherley Schicksal und unterschiedliche Urtheile auszustehen gehabt. Wie viel mehr also die nur aus seinem mündlichen Vortrage von fleißigen Zuhö-

rern zu Papier gebrachte und durch derselben Bemühung nach dem Absterben dieses berühmten Lehrers dem öffentlichen Druck überlassene Erläuterungen, oder Discurse über verschiedene Wissenschafften und Disciplinen? Daher haben einige dieser Discurse, theils wegen der darinnen befindlichen Fehler und öffters herrschenden Verwirrung und Unvollständigkeit, theils auch, weil man nicht gewust, ob den Herausgebern allezeit sicherlich zu trauen wäre, von vielen nicht einmahl für Gundlingische erkannt werden wollen. Andere haben derselben Gemeinmachung überhaupt nicht gebilliget, sondern dafür gehalten, daß dadurch dem Ruhm dieses sonst treflichen Lehrers mehr Abbruch als Beförderung geschehen sey, u. s. w. Man muß auch gestehen, daß es überhaupt eine mißliche und bedenkliche Sache sey, dieser Art Schrifften öffentlich der Welt vor Augen zu legen. Man weiß, was Opera posthuma seyen; nehmlich unvollkommene Werke, welche die Verfasser noch nicht völlig ausgeführet, und noch nicht in den Stand gesetzet haben, als sie ihrer Absicht nach haben seyn sollen. Man weiß, was nachgeschriebene Collegia oder academische Vorlesungen seyen, und daß man von diesen noch weniger Zierlichkeit, Ordnung und Richtigkeit sich versprechen könne, als von jenen. Gundling selbst pflegte dergleichen Schrifften Findel-Kinder zu nennen. Wie er denn auch z. E. derjenigen Bemühung, welche der grossen Rechts-Gelehrten, Cuiacii und Donelli praelectiones nach derselben Tode ans Licht gestellet haben, gar nicht gebilliget, sondern vielmehr gemeynet hat, die Herausgeber hätten damit zu Hause bleiben sollen. (*) Daher ist leichtlich zu erachten, daß, wenn noch bey seinem Leben sich jemand unterfangen hätte, irgend einen oder den anderen seiner ihm nachgeschriebenen academischen Discurse drucken zu lassen, er solches nicht mit Gelassenheit angesehen, sondern auffer

Zwei-

(*) S. Gundlings Otia T. III. p. 266.

Zweifel als einen Unfug scharf geahndet haben würde. Ob nun gleich dieses alles an sich seine Richtigkeit haben mag; so ist gleichwohl dermahlen, da sich die Zeiten und Umstände auf mancherley Weise geändert haben, davon die Frage nicht mehr. Genug, daß es denen nunmehro häuffig am Tage liegenden Gundlingischen Discursen, aller widrigen Urtheile ungeachtet, niemahlen an einer Menge Liebhaber gefehlet hat. O! wird mancher hier denken, welch ein elender Beweiß ist das für die Güte eines Buches, wenn man sich auf dessen starken Vertrieb oder auf die Menge der Käuffer beruffen will? Ist nicht dieses offt das schlechteste, was die meisten billigen oder hoch halten? Und sagt nicht Seneca ganz vernünfftig: Argumentum pessimi turba est? Und wiederum an einem andern Orte: Aestimes judicia: non numeres. Du hast überhaupt und insgemein Recht, mein Freund! Doch erlaube, daß wir dir unsere Meynung deutlicher entdecken. Wisse demnach, wo du es nicht schon weist, daß unter den Liebhabern, von denen hier die Rede ist, auch Männer von ausnehmender Einsicht, vieler Erfahrung und gründlicher Gelehrsamkeit seyen, welche sothane Gundlingische Discurse in vielen Stücken überaus nützlich, brauchbar und pragmatisch gefunden haben: Ja welche aus denselben Gundlingen erst nach seinem Tode haben kennen gelernet, und folglich um desto weniger von einigem Vorurtheil weder vor noch wider ihn eingenommen waren. Erst vor wenig Wochen hat ein gelehrter Mann auf einer der berühmtesten Universitäten in Deutschland in öffentlichen Blättern von Gundlings Discursen geurtheilet: (*) „Man finde darinnen allemahl hier und „da etwas neues und lesenswürdiges. Allenthalben herrsche „eine ungezwungene Lehr-Art, ein lebhaffter Vortrag, ein „freyer und scherzhafter Ausdruck, eine ausnehmende Bele-

(*) S. Göttring. Zeitungen von gelehrten Sachen vom Jahr 1748. N. 117. p. 935.

„senheit, nebst nützlichen und anmuthigen Ausschweifungen.„ Dieses Urtheil, so günstig es auch scheinet, wird von verständigen Lesern um so weniger für partheyisch gehalten werden, weil, aller dieser Lob-Sprüche ungeachtet, gleich darauf die Erinnerung folget, daß „jedoch der Herausgeber, „wenn er gleich noch mehrere von seinen (des seel. Gund„lings) manchmahl übel nachgeschriebenen Discursen auf„treiben könnte, wohl thun würde, wenn er seinem in der „Vorrede geschehenen Versprechen gemäß, endlich einmahl „aufhörete, des seeligen gründlich gelehrten Mannes wohl„verdienten Ruhm durch Herausgebung solcher Discurse, „die aus dem Stegereiffe gehalten, mithin zu nichts weni„ger als zum Druck bestimmet seyen, zu verkleinern.„ Ob und in wie ferne nun diese wohlgemeynte Ermahnung ins künfftige Statt finden werde, das muß die Zeit lehren. Wir unsers Orts haben dagegen an und für sich nichts einzuwenden; erinnern uns aber einiger Gedanken und Betrachtungen, welche einer von den Lesern der oben angezogenen gelehrten Zeitungs-Blätter bey dieser Gelegenheit geäussert hat, davon wir andern die unpartheyische Beurtheilung überlassen. „Es ist, sagte derselbe, mit denen im „Drucke erscheinenden Werken der Gelehrten fast eben so „beschaffen, als wie mit den Schildereyen, Zeichnungen „oder Kupferstichen. Die ersten Entwürffe und flüchtigsten Zeichnungen von der Hand eines grossen Meisters „seynd zum öfftern eben so hoch zu schätzen, als eines andern „völlig ausgearbeitete Werke. (*) Nun ist wohl wahr, „daß, so lange der Künstler selbst noch am Leben ist, niemand das Recht hat, dessen Entwürffe und Risse eigen„mächtig bekannt zu machen. Wenn er aber todt, und mithin die Hoffnung erloschen ist, diese oder jene Stücke von „seiner

(*) Vne legere ébauche d'un grand Peintre vaut souvent mieux que les ouvrages finis d'un autre, saget *Furetiere*.

„seiner Hand ausgeführet zu erhalten: So scheinet es nichts „ungereimtes zu seyn, wenn solche so, wie sie nach den gefaß„ten Gedanken und Begriffen des Meisters zuerst ausgefal„len seynd, der Vergessenheit entrissen, und der Welt auf „eine oder die andere Weise mitgetheilet werden. Denn „gesetzt, daß darinnen (wie es auch fast nicht anders seyn „kan) hin und wieder noch viele Lücken, Fehler und Unrich„tigkeiten zu bemerken: So wird doch daraus niemand „leichtlich etwas dem sonst fest gestellten Ruhme grosser Mei„ster nachtheiliges schliessen. Vielmehr werden dergleichen „Entwürfe vielen Kennern allezeit angenehm seyn, und „ihnen Gelegenheit geben, in selbigen manche edle Erfin„dung und manche freye und meisterhaffte Züge, mit geüb„ten Augen, nicht ohne Vergnügen und Nutzen zu entde„cken. Eine fast gleiche Bewandniß hat es mit denen nicht „völlig ausgearbeiteten Schrifften grosser Gelehrten, oder „auch denen aus ihrem mündlichen Vortrag in den acade„mischen Lehr-Stunden aufgezeichnete Discursen, welche „nach ihrem Absterben ans Licht gestellet werden. Wenn „demnach in den Gundlingischen Discursen von dieser Art „würklich so viel reitzendes, und alle die vorzügliche Eigen„schafften, welche ihnen in den vorgedachten Blättern aus„drücklich beygeleget und zugestanden werden, anzutreffen „seynd; so ist kaum zu vermuthen, daß es selbigen so bald an „Liebhabern und Käuffern fehlen werde.„ So weit die Gedanken eines Ungenannten. Diesen setzen wir noch zwo Betrachtungen hinzu, welche uns glaubend machen, daß berühmter Lehrer nachgeschriebene und hiernächst dem Druck überlassene Collegia, wie sie insgemein heissen, aller dabey unvermeidlichen Mängel ungeachtet, niemahls ihren Werth ganz verliehren, sondern selbst in gewisser Absicht vor deren eigenen Schrifften einige Vorzüge behalten werden. Einmahl ist bekannt, daß ein Lehrer in seinem mündlichen Vortrage

trage seine eigentliche Gedanken und wahre Meynung über verschiedene vorkommende Fragen und Lehr-Puncte mehrentheils nicht nur deutlicher, sondern auch viel freymüthiger zu erklären pflege, als in seinen Schrifften, da er offt, um mancherley Ursachen willen, mehr an sich hält. Folglich findet man bißweilen erst in dergleichen Discursen den rechten Grund, und gleichsam den Schlüssel zu Aufschliessung mancher zum Reiche der Wissenschafften gehörigen Wahrheit. Unsere andere Betrachtung ist diese. Man stelle sich, zum Exempel, einen scharffsinnigen, belesenen, dabey muntern und mit einer natürlichen Beredsamkeit begabten Mann, vor, der, indem er seine Lehr-Stunden hält, sich von einer zahlreichen Menge aufmerksamer Zuhörer umgeben siehet. Sollte nicht ein Lehrer von dieser Art mitten unter dem Reden zum öfftern auf solche lebhaffte Einfälle, und sinnreiche, neue, bißweilen auch gründliche Gedanken, Anmerkungen und Ausdrücke gerathen, dergleichen er bey dem schärfsten Nachdenken in seiner Studier-Stube und mitten unter seinen Büchern vielleicht nicht würde gehabt, noch jemahls erreichet haben? Wer diesen Satz leugnen wollte, der müste die Eigenschafften der menschlichen Seele nicht kennen. Er müste nicht wissen, daß die Gegenwart anderer Menschen in diejenige Krafft des Verstandes, welche die Ideen erwecket, und durch deren mannigfältige Vergleichung neue Gedanken hervorbringet, bey einem von Natur muntern und fertigen Geiste nicht selten weit stärker würket, als ein stilles einsames Nachsinnen. Kurz, er würde wider alle Erfahrung reden. Denn diese bezeuget, daß die Lebhafftigkeit des Witzes und das Feuer der Einbildungs-Krafft alsdann am meisten in Bewegung gesetzt und unterhalten werde, wenn der Redner Personen vor sich hat, die mit Hochachtung, Ehrerbietung und aufmerksamer Lehr-Begierde zuhören. Hieraus ergiebt sich also ein neuer Grund derjenigen vorzüglichen

Annehmlichkeit, welche die nachgeschriebenen Discurse berühmter und beredter Lehrer mit sich führen; zumahl in Absicht auf solche Leser, die zu eigenen mühsamen Nachdenken nicht sonderlich aufgeleget seynd, oder ihrer andern Geschäffte wegen sich dazu nicht genug Zeit nehmen können. Doch genug hievon. Denn wir sind nicht willens, und noch vielweniger dazu gedungen, alle und jede Ausgaben der Gundlingischen Collegiorum zu rechtfertigen. Wir verlangen auch keineswegs mit unserm Urtheil jemanden vorzugreiffen. Alles, was bißher angeführet ist, hat nur dienen sollen, den Leser zu desto genauerer Einsicht der Ursachen vorzubereiten, wodurch man bewogen worden, bey der schon am Tage liegenden Menge mehrerwehnter Gundlingischen Discurse, und bey derselben so verschiedentlichen Aufnahme, es gleichwohl von neuem mit der Herausgabe dieser gegenwärtigen zu wagen. Der Augenschein und der Titel dieses Werks zeiget, daß es Gundlingische Discurse über die Staats-Klugheit oder Politic seyen. Bey dessen ersten Anblick werden zwar vermuthlich viele Leser stutzen, wenn sie sich erinnern, daß bereits vor funfzehn Jahren ein aus den Gundlingischen Vorlesungen nachgeschriebener Discurs über die Politic im Druck erschienen sey. Sie werden vielleicht auf die Gedanken gerathen, daß das, was hier geliefert wird, nichts anders, als eine wiederhohlte Auflage, oder zum höchsten ein etwa in verschiedenen Stellen geänderter Abdruck des erstern sey. Allein, wer sich die Mühe geben will, auch nur wenige Blätter von beyden durchzulesen, und gegen einander zu vergleichen, der wird also bald den Unterschied erkennen. Eine genauere Einsicht wird zeigen, daß das gegenwärtige, seiner völligen Gestalt und Einrichtung nach, ein ganz neues Werk, ja vielleicht das erste von dieser Art unter allen bißhero edirten Gundlingischen Discursen sey. Denn es ist aus dreyen von dem seel. Herrn Geheimen

Vorbericht.

Rath Gundlingen zu unterschiedenen Zeiten über die Lehre von der wahren Staats-Klugheit gehaltenen Collegiis, nicht ohne mühsame Arbeit, zusammen gesetzt, und, so viel möglich, in Ordnung gebracht worden. Diejenigen, welche Gundlingen ehemahls gekennet, oder ihn selbst gehöret haben, werden wissen, daß er, wenn er gleich über eine und die nehmliche Disciplin mehr als einmahl und zu verschiedenen Zeiten gelesen, allemahl viele neue und besondere Anmerkungen beygebracht, und daß mithin von seinen Collegiis keines den andern durchaus gleich gesehen habe. Nebst dem seynd auch die Zuhörer und Nachschreiber, ihrem Naturell und Gaben nach, unterschieden gewesen. Dahero denn von manchen vieles aufgezeichnet und niedergeschrieben worden, was ein anderer aus der Acht gelassen hat, u. s. w. Da man nun zu Ausfertigung des gegenwärtigen Werks, nicht nur den oben gedachten bereits im Jahr 1733. gedruckten Gundlingischen Discurs über die Politic, sondern auch noch zween dergleichen in andern Jahren über gedachte Wissenschafft gehaltene Discurse, wie sie von einem der fleißigsten und aufmerksamsten Gundlingischen Zuhörer zu Papier gebracht worden, bey der Hand und vor Augen gehabt hat: So findet der geneigte Leser hier alles in möglichster Verbindung beysammen, was Gundling zu dreyen unterschiedenenmahlen von der Lehre der Staats-Klugheit vorgetragen hat. Man darf auch sicherlich glauben, daß alle und jede in dieser Sammlung vorkommende Lehr-Sätze und Meynungen, alle Gedanken, Begriffe und Einfälle, durchaus und lediglich Gundlingisch seyen. Alles was nur von einiger Erheblichkeit geschienen hat, ist, wie man es in den vorerwehnten zween Handschrifften, dann auch zum Theil in dem mehr besagten gedruckten Exemplare gefunden hat, treulich niedergeschrieben, und an behörigen Orten und Stellen eingeschaltet worden; ohne einige wesentliche Verände-

änderung oder Verstellung des Sinnes, wie auch ohne die mindeste Einmischung fremder Begriffe. Wenn sich dahero finden sollte, wie es gar wohl seyn kan, daß die in diesen politischen Discursen vorgetragene Lehr-Sätze und Meynungen nicht überall mit einander übereinstimmen, mithin ein entweder scheinbarer, oder auch würklicher Widerspruch sich hie oder da äusserte: So kan daraus, nach unserm Ermessen, nichts anders geschlossen werden, als daß der seel. Gundling, da er über die Lehren der Staats-Klugheit zu verschiedenen Zeiten und Jahren nachgesonnen hat, von einigen derselben nicht einmahl wie das anderemahl gedacht, sondern seine Meynung in gewissen Fällen geändert habe. Bey dem allen aber wird es sich zeigen, daß diese Gundlingischen Discurse durchgehends voller ausserlesenen, gründlichen und brauchbaren Anmerkungen seyen; wiewohl freylich auch vieles mit unterlauffet, so zum Behuf und Unterricht der Anfänger in dieser Wissenschafft in den Lehr-Stunden hat vorgetragen werden müssen. Kurz, es wird sich zeigen, daß Gundling, wie in verschiedenen andern Wissenschafften, also auch in der Staas-Lehre eine nicht gemeine Stärke besessen habe. Wie denn vorlängst ein gewisser vornehmer und durch lange Erfahrung geübter Staats-Minister, der sich in seinen Neben-Stunden einige von den nachgeschriebenen Collegiis politicis Gundlingianis vorlesen lassen, geurtheilet hat, daß darinnen eine tiefere und gründlichere politische Einsicht stecke, als man von einem academischen Lehrer, der niemahls in den Cabinetern grosser Herren gesessen, und nicht selbst mit Staats-Geschäfften zu thun gehabt, glauben oder vermuthen sollte. Und, damit wir den Lesern in diesem Falle nichts verhalten, eben derselbe grosse Minister ist es fürnehmlich, auf dessen Wink und Veranlassung dieses aus oben gemeldten Gundlingischen Discursen zusammen getragene Werk unternommen worden ist. Was übrigens

dessen Gestalt und Einrichtung betrifft, so hat man bey der Ausarbeituug folgendes beobachtet:

I. Die Ordnung und Verbindung der Materien ist überhaupt hier eben dieselbe, wie sie in dem dritten Theile der Elementorum Philosophiae practicae des seel. D. Buddei auf einander folgen. Denn dieses Compendium hat der seel. Geh. Rath Gundling in seinen Collegiis über die Politic allemahl zum Grunde seines Discurses geleget. Nur, weil Buddeus, nach der von ihm einmahl erwehlten Methode, gedachtes sein Compendium erstlich in vier allgemeine Capita, dann aber das letzte oder fünfte Caput wiederum in vierzehn Sectiones eingetheilet und zerschnitten hat; so ist zur Bequemlichkeit der Leser für dienlicher erachtet worden, diese Subdivisiones und Sectiones wegzulassen, und daraus so viele Capita zu machen. Solchemnach bestehet dieses Werk in XVIIII. nach einander folgenden Haupt-Stücken oder Capiteln. Wobey jedoch noch dieses anzumerken ist, daß die vierte Section des fünften Capitels, nach dem Buddeischen Compendio, welche handelt de prudentia status circa leges & judicia, hier in zwey besondere Capitel, nemlich das VIII. und VIIII. abgetheilet worden; weil so wohl die Natur der Sache, als auch fürnehmlich die Weitläufftigkeit der Abhandlung und Menge der Materien solches zu erfordern geschienen.

II. Ein jegliches dieser neunzehn Haupt-Stücke bestehet aus unterschiedenen Absätzen oder Paragraphis. Diese seynd am Rande mit Summarien versehen, übrigens aber ihrer Anzahl nach dergestalt abgetheilet, wie es die Beschaffenheit und schickliche Verbindung der abgehandelten Materie mit sich zu bringen schien. Hätte man in diesem Stücke anderst verfahren, und sich ein Bedenken machen wollen, sothaner an sich geringen Freyheit sich zu bedienen, so würde eine grosse Verwirrung und unvermeidliche Unförmlichkeit entstanden seyn.

III. Es

III. Es ist schon oben angezeiget und versichert worden, daß man in dem völligen Zusammenhange dieses Werks keine fremde Begriffe oder Lehr-Sätze eingeschoben, noch irgendwo, so viel den wesentlichen Inhalt und den Stoff betrifft, einige Veränderung vorgenommen, sondern vielmehr alles genau und sorgfältig beybehalten habe, was der Gundlingischen Art zu denken, und dessen Meynungen vollkommen gemäß ist. Was die Art des Vortrags oder die Ausdrückungen betrifft; so hat man solche auch grösstentheils also gelassen, wie sie aus Gundlings Munde geflossen, und wie sie in den geschriebenen und gedruckten Urkunden, aus denen diese Discurse zusammen getragen, befindlich waren. Nur seynd die in dem Gundlingischen Vortrag häuffig eingemischte Lateinische und Französische Worte und Redens-Arten fast durchgehends (so viel ohne Zwang und Affectation hat geschehen können) mit Deutschen gleichgeltenden verwechselt, übrigens auch, nebst denen hin und wieder nöthigen Verbindungs-Formeln, bißweilen einige zur Deutlichkeit dienende Bey-Wörter hinzu gesetzet worden. Man wird also in diesem Werke weder eine gekünstelte, noch auch durchaus reine oder sorgfältige Schreib-Art antreffen. Der ganze Vortrag wird nicht anderst beschaffen seyn, als nach der Art, wie ein an Gedanken und Einfällen so reicher Lehrer, als Gundling gewesen, fast aus dem Stegreiff zu reden pfleget.

IV. Man hat für gut befunden, die vielfältigen sogenannten Digressiones, oder die zur Haupt-Sache eigentlich nicht gehörigen Ausschweiffungen von dem Zusammenhang des Discurses mehrentheils abzusondern, und unter dem Texte, als Anmerkungen, beyzubringen. Dieses ist hauptsächlich an solchen Orten geschehen, wo andere Bücher oder Scribenten angeführet werden. Wie man denn auch insbesondere Fleiß angewendet hat, die meisten Stellen der nur überhaupt angezogenen Bücher nachzuschlagen und aufzusu-

chen, solche genau zu determiniren, auch bißweilen, wo es der Mühe werth geschienen, der Schrift-Steller eigene Worte beyzufügen.

V. Einige hundert offenbare, erweißliche Fehler und Irrthümer, welche theils von den Nachschreibern, theils auch von dem seel. Gundling selbst, ex infirmitate memoriae, davon auch die allergrösten Gelehrten, (sonderlich wenn sie ohne mühsame Vorbereitung, und ohne etwas aufgezeichnetes vor sich zu haben, zu reden gewohnt seynd) niemahls ganz frey gesprochen werden können, seynd verbessert und ausgemerzet worden. Andere hingegen hat man wissentlich und mit gutem Bedacht stehen lassen: Zumahlen solche, die mehr als einmahl wiederhohlet worden, oder wo man aus gewissen Umständen Ursach hatte zu schliessen, daß der Lehrer das, was er gesaget, allerdings für wahr und richtig gehalten habe.

VI. Denen unter dem Texte stehenden Anmerkungen oder Gundlingischen Digreßionen, hat derjenige, durch dessen Bemühung die gegenwärtigen politischen Discurse zusammen getragen und in Ordnung gebracht worden, an einigen Orten seine eigene Zusätze angehänget. Sie seynd aber, wie der Augenschein lehren wird, selten und sparsam angebracht, und betreffen meistentheils verschiedene Nachrichten von Büchern, oder kurze Erläuterungen gewisser Sätze, oder auch bißweilen bescheidene Zweifel über einige historische Exempel und Erzehlungen. Denn gegen die Gundlingische Lehr-Sätze und Meynungen selbst hat man sich aller Einwendungen und alles Widerspruchs billig und aus gegründeten Ursachen enthalten. Diesemnach werden sothane wenige Zusätze so unschuldig als unschädlich seyn. Vielleicht seynd auch einige derselben nach dem Geschmacke einer gewissen Art Leser. Wo nicht, so hat ja ein jeder ohnehin die Freyheit sie zu übergehen; zumahl, da sie im Drucke durch andere Schrifft so wohl, als auch vermittelst der Klammern oder Hacken, in welche sie eingefas-

gefasset seynd, von den Gundlingischen Anmerkungen sich genugsam unterscheiden. Zum wenigsten ist dadurch die Grösse des Buchs gar nicht merklich, und, wenn man sie alle zusammen nimmet, kaum auf etliche Blätter angewachsen.

Nachdem wir also unpartheyischen Lesern sowohl von der Absicht, als auch der Einrichtung gegenwärtiger Gundlingischen Discurse Rechenschafft gegeben haben: So ist zum Beschluß nur noch dieses zu gedenken, daß derjenige, der sich sothaner Arbeit aus oben angezeigtem Bewegungs-Grund unterzogen, und solche nicht ohne Mühe und Beschwerlichkeit zu Ende gebracht hat, dadurch weder Ruhm zu erhaschen suche, noch auch sich selbst mit der Einbildung schmeichele, als ob er damit eine Probe besonderer Geschicklichkeit abgeleget habe. Er hat deswegen seinen Nahmen verschwiegen; ja er wünschet auch fernerhin verborgen zu bleiben. An dem ganzen Werke kan er, ausser der Mühe des Zusammentrags, und ausser etlichen wenigen zufälligen und unschuldigen Anmerkungen, nichts sein eigen nennen. Es mögen also diese politische Discurse gefallen oder nicht gefallen; so trifft ihn in so ferne weder Lob noch Tadel. Folglich kan und wird er alle darüber ergehende Urtheile in ruhiger Stille und mit gleichgültiger Gelassenheit anhören. Sollten aber einige, wie es pfleget, Belieben finden, nicht so wohl an das wesentliche, oder den Inhalt dieses Werks, als vielmehr an das äusserliche, das ist, an die Zusammensetzung, Verbindung und Abtheilung der vorgetragenen Gedanken und Lehr-Sätze, und dergleichen, sich zu hängen, und darinnen mancherley Fehler anzuzeigen: So wird er auch dergleichen Tadel sich nicht anfechten lassen, sondern, und zwar um so weniger, weil er geglaubet, daß er, wenn es darauf ankäme, vielleicht noch mehr solcher Mängel und Fehler in der ganzen Einrichtung und Oeconomie dieses Werks zu entdecken vermögend sey, als etwa ein obgleich scharfsichtiger Leser und strenger Censor. Wer da weiß, was es sey, eines andern weitschweiffige, in einem freyen Discurs, mithin ohne Beobachtung einer genauen Ordnung, auf mancherley Art vorgetragene, und noch dazu an unterschiedlichen Orten zerstreute Gedanken, Lehr-Sätze und Anmerkungen zusammen zu suchen, solche unter sich zu verbinden und ihnen eine etwas regelmäßige und systematische Gestalt zu geben, der wird leicht begreiffen, daß es bey einer solchen Arbeit nicht möglich sey, alles in einen so richtigen Zusammenhang zu bringen, oder diejenige Ordnung zu beobachten, welche man halten kan, wenn man freye Hand hat, und nach seinem Sinne schreibet. Und so viel zum Unterricht wohl gesinnter und vernünfftig urtheilender Leser. Geschrieben im Jennermonat des Jahrs 1749.

Inhalt

Inhalt der Capitel.

I. Cap. Von Natur und Beschaffenheit der Staats-Klugheit.
II. Cap. Von unterschiedlichen Ständen der Menschen.
III. Cap. Von den Mängeln und Gebrechen, denen die Menschen in allen Ständen unterworffen.
IV. Cap. Von der wahren Glückseligkeit eines jeden Standes.
V. Cap. Von den Mitteln der Staats-Klugheit überhaupt.
VI. Cap. Von der Klugheit zu wirthschafften ꝛc.
VII. Cap. Von der Klugheit einen Staat zu regieren überhaupt.
VIII. Cap. Von der Klugheit Gesetze zu geben.
IX. Cap. Von der Klugheit in Bestellung und Verbesserung der Gerichte.
X. Cap. Von der Klugheit in Straffen und Belohnungen.
XI. Cap. Von der Klugheit die Aemter wohl zu besetzen.
XII. Cap. Von der Klugheit die Landes-Einkünfte zu vermehren, wie auch von Steuern und Zöllen.
XIII. Cap. Von der Klugheit durch die Handelschafft und das Münz-Wesen einem Staat aufzuhelfen.
XIV. Cap. Von der Klugheit die Religion zum Besten des Staats zu dirigiren.
XV. Cap. Von der Klugheit in Bündnissen und Gesandschafften.
XVI. Cap. Von der Kriegs-Klugheit.
XVII. Cap. Von der besondern Staats-Klugheit der Monarchen.
XVIII. Cap. Von der Klugheit in Aristocratischen und Democratischen Staaten.
XIX. Cap. Von der Hof-Klugheit.

Vorbereitung.

§. 1.

Was die Politic sey? Mißbrauch dieses Worts.

Die allermehriste auch unter den Gelehrten haben einen Begriff von der Politic, welcher der Sache nicht gemäß ist. (1) Das macht, weil dieses Wort in so vielerley Verstand genommen wird. Viele halten raffinement, intrigues, oder geheime Künste und Betrügerey vor die wahre Politic, weil sie sehen, daß viele Leute eine Zeitlang ihr Glück damit gemacht und grosses Aufsehen verursachet haben. Allein Betrug und Arglistigkeit ist keine Klugheit. Wer sich darauf legt, der zeiget vielmehr an, daß er keinen grossen Verstand besitze. Denn wenn er vernünftige Regeln innen hätte, und Tugend, Geschicklichkeit, Nachdencken und Kenntniß der Welt zeigen könnte, so würde er sich nicht auf dergleichen böse Künste

(1) Conring hat schon an Herzog Wilhelm von Braunschweig geschrieben, es wäre so weit gekommen, daß wenige mehr wüsten, was Politic sey.

Künste befleißigen. Das ist das kluge Urtheil des *Mr. CALLIERES* in seiner nützlichen Schrift: *de la science du monde & des connoissances utiles à la conduite de la vie.* (2) Einem Menschen, der intrigues liebt, ist iedermann feind. Niemand trauet ihm, weil man weiß, daß er betrüglich handelt. Vielmehr gehet man ihm mit List entgegen, suchet seine Künste zu entdecken, und wenn sie entdecket sind, auf einmahl unnützlich zu machen und der erbarn Welt vor Augen zu legen. Intrigues taugen weder im Staat noch im gemeinen Leben und Umgang der Menschen. Aus der Erfahrung in allen Zeiten hat man wahrgenommen, daß ein solcher politischer Schwarzkünstler, wenn er auch seine rôle lang gespielet hat, doch endlich zu Grunde gegangen und ein Ende mit Schrecken genommen. Andere glauben, man brauche gar keine Politic, und habe nicht nöthig, sich bey dieser Disciplin aufzuhalten; sondern es komme alles auf einen guten natürlichen Verstand an, auf den Mutterwitz, oder, wie sie eigentlich reden, auf den bon sens. Allein gemeiniglich verachtet niemand eine Kunst mehr, als der sie nicht ver-

(2) *Converſ. II. chap. 13. p. 217.* (edit. Paris de a. 1717.) Lorsque quelqu'un se sert de mauvais moyens, pour venir à ses fins, c'est parceque son esprit n'a pas assés d'etendüe, pour choisir les bons. La fourberie est une marque de la petitesse de l'entendement de celui qui la met en pratique. Mr. Callieres war französischer Abgesandter auf dem Friedens-Congreß zu Ryswick, ein gelehrter Mann, der darneben die Welt und den Hof wohl gekennet. Er hat zwar in diesem kleinen Buche hier und dar angestossen und bißweilen eine Morale und Politique relachée zu erkennen gegeben, dahero ich es in den *Gundlingianis* (P. XX. n. 1.) zu rectificiren und seine Lehren besser zu connectiren gesuchet; es bleibet aber dennoch eine sehr gute Schrift, daraus absonderlich iunge Leute viel lernen können. Man muß diesen Herrn Callieres nicht confundiren mit dem *Mr. Cailliere*, der geschrieben hat: *La fortune des gens de qualité & des gentilshommes particuliers. Paris, 1665. in 12mo.* so aber ienem bey weitem nicht gleich kommt. * *Mr. de Perefixe* in seiner *histoire de Henry IV.* (p. 182.) hat fast einen gleichen Gedancken mit unserm Callieres. Le prudent, sagt er, ne marche iamais que par des voyes droites & vertueuses. L'artificieux au contraire par des voyes obliques & mauvaises. Le prudent ne peut être que genereux & bon, au lieu que l'artificieux ne peut être que lache, trompeur & mechant.

* Wenn man nach seinen Lehren handeln wolte, müsten die Regeln des Christenthums oft auf die Seite gesetzt werden.

verstehet, und die am meisten von bon sens reden, haben oft am allerwenigsten. Unten soll der Ungrund dieser Einbildung deutlich gezeiget werden. Die Politic, die wir lehren, ist keine Kunst, die Leute zu betrügen, oder listig und verschlagen zu machen, sondern nichts anders, als eine Wissenschaft, die uns zeiget, wie man in allen Ständen glücklich leben könne, sonderlich aber, wie ein Staat glücklich zu regieren sey, als in welchem alle Stände gleichsam eingeschlossen sind. Weil nun ein ieder Mensch in einem gewissen Stand lebt, und billig vor sehr unklug gehalten wird, wenn er durch eigenes Versehen herunter kommt, ein Bettler wird, oder zum Thor hinauslauffen muß, so hat man hier vor allen Dingen zu lernen, **wie sich ein ieder bey seinem Stand erhalten solle?** daß er glücklich, vergnügt und angenehm leben, sein Hauß oder den Staat weißlich regieren, die Feinde von sich abwenden, und hingegen Freunde erwerben möge. Darinnen bestehet das Wesen der wahren Politic, wovon in dem ersten Hauptstück umständlich gehandelt wird.

§. 2.

Nothwendigkeit und Nutzen der Politic.

Die Menschen leben in allerhand Ständen, bey deren iedem eine besondere Klugheit erfordert wird. Ja ein ieglicher Mensch kan vor sich wiederum nach verschiedenen Absichten betrachtet werden. Und wenn er glücklich heissen soll, muß er es nach allen Umständen seyn. Mancher ist ein geschickter Minister; aber ein übler Haußhalter. Mancher ein guter Oeconomus; aber ein schlechter Rathgeber. Mancher ein guter Conseiller; aber ein unglücklicher Vater, Ehemann und Haußwirth. Mancher ein grosser Fürst, dem es weder an Verstand noch Erfahrung fehlet; aber dessen Finances übel bestellt sind. Mancher ein guter fleißiger Student; aber der die Ausgaben nicht nach seinem Wechsel einzutheilen weiß, und darüber unvermerckt in Schulden verfället. Freylich wird eine grosse Klugheit erfordert, wann ein Mensch nach allen Respectibus ein Genügen leisten will. Sie kan aber erlernet werden durch Regeln, gleichwie sie von vielen erlernet werden muß

durch Schaden. Daher wird die Unklugheit einem ieden billig zugerechnet und zur Last gelegt: Denn er hätte dieselbe vermeiden können und sollen. Ja man lachet insgemein dieienigen aus, die dergleichen von sich blicken lassen. Wer zweifelt also, daß die Lehre der Klugheit bey allen und ieden Privat-Personen nothwendig und nützlich sey? Diese Privat-Politic, wie sie genennet wird, ist der Grund von der ganzen Staats-Klugheit. Denn wie will ein Staat oder eine ganze Republic glücklich seyn, wenn nicht die einzele Familien, Häuser und Gesellschaften mit Vernunft und Weißheit regieret werden? Wie kan ein Staat ruhig seyn, wenn die Unterthanen in ihren Häusern Kriege führen? oder wie sollen diese dem Fürsten contribuiren, wann sie durch Boßheit und Unklugheit sich selbsten um ihre Nahrung, Gewerb und Handelschaft bringen? Wie willst du auch nur eine Stadt in Ordnung halten und vernünftig regieren, wenn keine kluge Leute darinnen wohnen, welche du mit zum Regiment bestellen kanst? Drum sagt man eben, das sey ein grosser Fürst, wenn er politisch, d. i. klug regieret. (1) Diener und Unterthanen sind unglücklich, wenn solche Prinzen am Ruder sitzen, die nicht wohl regieren können, sondern es machen, wie der Phaeton, der den Sonnen-Wagen nicht zu führen gewust, sondern die Welt angezündet. Regieren können, ist die gröste Weißheit, weil aller Menschen Wohlfarth darauf beruhet. Salomo hat sich deßwegen solche allein von GOtt ausgebeten. Viele Könige erhalten zwar den Ruhm, daß sie großmüthige, tapfere und mächtige Herren gewesen; aber der Mangel der Klugheit verdunckelt ihre Crone, und sie müssen bey ihrem Leben und nach ihrem Todt leiden, daß die vernünftige Welt sie deßwegen zur Verantwortung ziehet. Hat nicht die ganze Welt gesagt, Carl der XII. in Schweden seye ein grosser und heldenmüthiger

(1) Als wie z. E. der gelehrte Bischoff zu Silves in Portugall, Hieronymus Osorius, die grosse Königin Elisabeth in Engelland deßwegen in einer besondern Oration herausgestrichen und gesagt: es seye recht zu verwundern, wie sie durch ihre Klugheit von innen und aussen ihres Reichs alles so weißlich regieret und eine so durchgängige Ordnung gehalten. Nach seiner Religion setzt er freylich hinzu, es fehle ihr nichts, als daß sie noch Catholisch würde.

ser König, der erstaunliche Thaten gethan und noch mehrere im Sinn gehabt, der aber auch nicht gewust, guten Rathschlägen zu folgen, sich in die Zeiten zu schicken, gute Freunde zu erwerben, bißweilen von seinem vermeinten Recht etwas nachzugeben, ein besseres tempo zu erwarten, und nicht allezeit mit dem Kopf durch die Wand zu brechen? Ein grosser Herr braucht noch mehr Klugheit, als ein Particulier. Denn er muß erstlich die Privat-Politic innen haben, d.i. mit Leuten allerhand Standes umgehen können, daß er geliebt und gefördhtet werde, seinen Ehestand vernünftig führen, die Kinder wohl erziehen, seiner Haußhaltung vorstehen, daß er keinen Mangel leide; und dann muß er erst die Regierungs-Kunst besitzen, daß er mit Vernunft befehle, strafe, Gericht halte, Krieg führe, Frieden schliesse, Soldaten werbe, Gesanden schicke, Steuern erhebe, Zölle auflege, Münzen schlage, u.d.g. Ja, wenden hier einige ein: Die Regierungs-Künste gehören vor grosse Prinzen; was haben also andere damit zu thun? Nobis obsequii gloria relicta. Gleich als wenn alle regierende Fürsten auch würcklich regierten. Siehest du denn nicht, daß die allerwenigste diese Wissenschaft verstehen und verstehen wollen; sondern daß alle affaires durch ihre Räthe und Ministres gehen, und daß diese regieren, der Herr aber von ihnen oder von etlichen wie eine Marionette regieret wird? Es ist wahr, der Fürst redet zuweilen selbst mit Autorität; aber was ihm der Ministre in den Mund gibt. Er agiret alltäglich, aber wie er von andern geleitet und geführet wird. Die Geschäffte hingegen werden durch die Raths-Collegia verwaltet. Wie will nun einer darinnen sitzen und das Land regieren helffen, ohne zu wissen, was die Regierungs-Kunst sey, und was sie in sich begreiffe? Ein Fürst braucht viele Subalternen; sie concurriren aber alle in gewisser Maasse ad regimen, der eine mehr, der andere weniger. Genug, daß alle, die sich um Fürsten-Dienste bewerben wollen und müssen, allerdings Ursache haben, sich auch um die Erlernung einer wahren Politic zu bekümmern. (2) §. 3.

(2) Von gleichem Schlag ist der Einwurf: die Politic sey einem Juristen eben nicht nothwendig. Es ist wahr, wir lernen insgemein die iurisprudentiam iudi-

§. 3.

Ob sie auf Universitäten erlernet werden könne?

Allein, sagen wiederum andere, wie ist es möglich, in der Schule zu lernen, wie man weißlich regieren könne? Was will ein academischer Lehrer viel von der Politic schwatzen, da er von Staats-Sachen keine Erfahrung und also auch keinen Begriff hat? Antwort: es ist wahr, vor diesem hat man die Politic, wie alle andere philosophische Disciplinen, nur wie ein Lexicon tractirt, da man die terminos erkläret, und die gemeinen Capitel abgehandelt: de societate coniugali, paterna, herili, de origine imperii, de rerum publicarum formis, de Monarchia, Aristocratia, Democratia, de formis mixtis &c. Das Hauptwerck aber, wie eine Republic solle regieret werden, hat man weggelassen. Da haben freylich alle Leute, die auf pragmatische Dinge gesehen, sagen müssen, die Politic habe keinen Nutzen, da doch der Fehler nicht an der Wissenschaft, sondern an der Methode gehaftet. Diese ist gebessert worden, denn man hat schon gegen das Ende des vorigen Seculi angefangen, die Politic auf einen andern Fuß zu setzen, und zu zeigen, nicht allein wie man im Natur- und Völcker-Recht abzuhandeln habe, ob ein Herr nach seiner höchsten Gewalt dieses oder ienes Recht auszuüben befugt seye? sondern auch wie die wahre Staats-Klugheit dieienige Regeln in sich fasse, eine vernünftige (und nicht blosse Ju-

ciariam & forensem, und meinen, es sey genung, wenn man die Gesetze erklären und entweder als iudex oder advocatus auf das factum appliciren könne. Aber wie geschiehet die applicatio? wie viel haben wir kluge Richter und kluge Advocaten? lässet sich dann alles, was in unsern lateinischen und teutschen Gesetzen stehet, auf alle Orte und Länder appliciren? muß man nicht bey Erklärung eines Gesetzes auf dessen Ursprung, Gelegenheit, Veranlassung und politischen Ursachen Achtung geben? Also braucht ein Jurist, qua talis, auch die Politic. Hernach wird er oft von seiner Herrschaft oder von den Partheyen zu Rath gezogen. Ja man erfordert seine Gedancken, wenn ein neu Gesetz, eine neue Verordnung abgefasset werden soll. Also braucht er ia auch die Jurisprudentiam legislatoriam & consultatoriam; deßwegen auch unser Herr *Thomasius* allezeit dergleichen Collegia nebst dem cursu iuris gelesen hat.

Juristische) Ausübung der landesherrlichen Regalien müsse beschaffen seyn. *Und auf solche Art wird niemand sagen, daß die Politic unnützlich sey,* oder in blossen Wörtern bestehe. Der andere Einwurff, daß nehmlich die Professores auf Universitäten keine Erfahrung von Staats-Sachen hätten, ist leicht zu beantworten. Die Erfahrung ist zweyerley; eine eigene, und eine fremde. Freylich haben wir keine eigene und allgemeine Erfahrung, die wohl wenig Leute besitzen; aber doch gewiß eine fremde, d. i. die wir von andern und durch andere erlernet, die selbst regiert und negociirt haben. Die Historie gibt uns Erfahrung, wenn wir auch in der Stube sitzen; die Todten, das ist, die Bücher öffnen denen Lebendigen die Augen. Wer im Cabinet sitzt, und die Regeln mit den Exempeln zusammen hält, weiß oft mehr als einer, der würcklich negociiret. Wenn grosse Herren und ihre Räthe nicht wissen, wo aus noch ein, wenn alle Stricke reissen wollen; so gehen sie uns Professores an und überschicken die Acten; auch in Staats-Sachen. So müssen wir ia wohl nicht ganz ohne Erfahrung seyn. Man lernet in der Schule nicht allein Regeln, sondern auch Exempel. Diese werden aus der Historie genommen, und stimmen auch mit der heutigen Erfahrung überein; denn es geschiehet nichts neues unter der Sonne. Allein, fahren hier einige mit Einwendungen fort: es ist doch noch eine grosse Frage, ob sich iunge Leute, wie Studenten sind, zu dieser Staats-Wissenschaft schicken? Sie haben nicht genug Aufmercksamkeit und Nachdencken, sondern sehen nur auf das gegenwärtige. Die Politic erfordert ein männliches Alter. Wie will die Jugend Regeln, Beweiß, Erläuterung durch Exempel, Anmerckungen über diese und iene Materie in einem rechten Zusammenhang fassen? Ich antworte: gleichwie niemanden gereuen wird, wenn er zu rechter Zeit, und schon in der Jugend, zur Weißheit, Tugend und Erbarkeit Anweisung bekommt; also kan ihm auch nicht unnützlich seyn, wenn er *sich* um die Lehre der Klugheit bekümmert. Junge Leute ziehen ia deßwegen auf Universitäten, daß sie zu politischen Geschäften vorbereitet werden sollen. Sie lernen, wie wir oben §. 2. nota (2) angemercket, eine Jurisprudentiam iudiciariam; warum sollen sie nicht auch

etwas

etwas hören können von der Jurisprudentia consultatoria & legislatoria? Man erkläret ihnen im Natur- und Völcker-Recht die weitläuftige Lehre de iure civitatis, oder die Politicam generalem & architectonicam, von dem Ursprung, Zusammenhang und Gerechtsamen eines Staats, warum sollen sie nicht im Stand seyn, die Regeln zu begreiffen, wie ein Staat mit Klugheit regieret werden müsse, und wie ein vernünftiger Rathschlag abzufassen sey? Hingegen ist wahr, daß sich nicht ein ieder dazu schicke, und daß unter einem so grossen Haufen vielleicht die wenigsten einen grossen Nuzen aus dergleichen Lectionen schöpfen. Denn man erfordert eine eifrige Lehr-Begierde und eine besondere Aufmercksamkeit, eine gute Uberlegung und daß man schon andere Wissenschaften zum Grund geleget habe.

§. 4.

Ob die Politic bloß durch Erfahrung erlernet werde?

Es erscheinet ein neuer Einwurff, da einige vorgeben, es verlohne sich aller dieser Mühe nicht: Denn die Politic, Regierungs-Sachen und Staats-Affaires lerne man nicht aus Büchern, sondern durch die Erfahrung, und eigene Ubung, wenn man selbst Hand anlege, auswärtige Länder und Höfe besuche, und die grosse Welt praticire. Allein es ist eben als wenn einer sagte: Man habe nicht nöthig, Jura zu studiren, sondern könne sie schon durch die Praxin lernen. Es ist kein Zweifel, daß, wenn du selbst politische Geschäffte oder Negociationen tractirest, alsdann deine Erfahrung lebendiger werde, und daß dich solche in denen Regeln nachdrücklich bestärcke; eben wie man zugibt, daß einer in der Rechtsgelehrsamkeit durch die Praxin seiner Wissenschaft eine Ele zusetzen könne; aber deßwegen wäre es sehr thöricht zu sagen, man könne keine Jurisprudenz durch Regeln und in der Schule lernen. Man muß vielmehr einen Grund haben, worauf hernach die Erfahrung gebauet wird. Wie will denn einer klug agiren, der nicht weiß, was, wie und wornach er

agiren

agiren *soll?* Wie will einer geschickt tanzen, der keine Regeln gelernet hat? *Durch* blosse Erfahrung lernet keiner die Politic gründlich, wie schon **Conring** *de civili prudentia* angemercket hat. Man wird vielmehr wahrnehmen, daß dergleichen politische Empirici sehr veränderlich, ungewiß und zweifelhaft in ihren Consiliis sind. Es muß einer Regeln wissen, diese demonstriren und dann auch mit Exempeln erläutern können. Die nimmt man von solchen Leuten, die eine besondere Klugheit besessen und selbsten negociirt haben. Doch machen es die Exempel allein nicht aus, denn es gibt böse und gute, kluge und thörichte. *Dahero* müssen sie mit denen Regeln zusammen gehalten und demonstrirt werden. Wer in der Politic so praepariret wird, der reussiret gewiß ehender, als einer, der alles aus eigener Erfahrung lernen will. Aber ich laugne nicht, daß man in den würcklichen Geschäfften noch sehr vieles zu lernen habe. Denn da siehet man erst, wie man diese und iene Regel vernünftig anzuwenden, und ob man etwas nützliches oder nur Chimæren erlernet habe? Der obenbelobte *Mr. Callieres* sagt in seinem Tr. *de la maniere de negocier avec les Souverains:* Bey den negotiations brauche man Leute, die eine Erfahrung von der Welt *haben, und* das äusserliche beobachten können, z. E. nach der heutigen Art eine *geschickte* reverence machen, und mit Königen, Fürsten, Ministris, Generalen, Gesanden ꝛc. mit parrhesie reden: Denn es schickten sich nicht alle Leute in die Versammlungen grosser Herren. Hingegen müsten auch gens de robe dabey seyn, die zwar nicht so galant, aber doch oft solider wären, und eine Sache besser approfondirten. Diese müsse man den erstern als assistenten zugeben, denn sie hätten studia, lecture, Regeln und exempla. Leute, die in politischen Sachen Regeln *und* zugleich eigene Erfahrung haben, sind sehr rar. Die meisten, so *ein* exterieur besitzen und deßwegen in affairen gebraucht werden, haben kein interieur, i. e. keine solidität, und meinen, etwas mehr als *andere* wissen, heisse Pedanterey. Und wie viele hingegen, denen an der Gründlichkeit nichts abgehet, kommen wegen des exterieurs nicht fort, weil sie ihre Scholastische Sitten nicht verbergen können.

§. 5.

Vom Nutzen der Historie in der Politic.

Wir haben vorhin erinnert, daß die Erfahrung, deren wir uns in der Schule bedienen, sich auf die Historie gründe. Diese ist ein Cabinet, darinnen man alle vergangene und in gewisser Maaß auch die zukünftige Staats-Veränderungen gleichsam übersehen kan. Die Historie ist in allen Wissenschaften unentbehrlich, sie äussert aber ihren practischen Nutzen hauptsächlich in der Politic. Sie ist ein Spiegel der Weißheit und Thorheit, ein Schauplatz der Tugenden und Laster, und wie *Böcler* in einer besondern *dissert.* (T. I. opp. p. 1105. sq.) gewiesen, eine Staats-Schule vor alle Prinzen. Da sehen sie mit Augen und an den Exempeln von ihres gleichen, in allen Reichen und Ländern, die Belohnung des guten und die Bestraffung des Bösen; wie die Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu Grund gehe, hingegen das Recht und die Klugheit obsiege; wie die Ehrlichkeit am längsten währe, List und Falschheit aber, denen die sie brauchen, zum Strick werde; wie grosse Reiche und Lande durch Vernunft und Vorsicht erlanget, erweitert und erhalten, durch Boßheit, Faulheit und Unklugheit aber geschwächet, zertrümmert und verlohren worden; wie nützlich die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen gegen ihren Regenten sey, und wie gefährlich es hingegen abzulauffen pflege, wenn sie vom Mißvergnügen zum Haß, vom Haß zum Ungehorsam, und vom Ungehorsom zum Aufstand beweget werden. Drum muß eine rechte Historie mit politischen Reflexionen, und eine rechte Politic mit Exempeln aus der Historie versehen seyn. Sonsten sehen sie alle beede trocken, mager und schulmäßig aus. Wenigstens wird niemand den rechten Nutzen wahrnehmen, wenn man nicht iedwede Lehren mit historischen Erläuterungen ausschmücket. Ehedem hatte man die Gewohnheit, fast nur allein aus der alten Historie der Griechen und Römer einige Exempla beyzufügen, weil diese denen Schulmännern am bekanntesten waren. Ich glaube aber, es sey allen angenehmer, wenn man auch aus der neuern

Histo-

Historie *ein und* anders hinzuthut. Holland, Franckreich, Engelland und *Teutschland ist* uns auch bekannter als Rom und Griechenland. *Ich habe öfters* erinnert, daß man denen iungen Prinzen die Moral *und* Politic durch die *Historie* beybringen solte. Die systematische Lehrart kommet ihnen pedantisch vor; und ich weiß nicht, ob man von ihnen einen ordentlich und regelmäßigen Zusammenhang dieser beeden Wissenschaften fordern solle? Wenn man ihnen hingegen vorlieset die Lebens-Beschreibungen der allergrösten Capitains bey den Griechen und Römern, nach der französischen Uebersetzung des Plutarchi, *die vitas caesarum* Suetonii, die Römische Historie des Taciti, *mit* Amelots politischen Anmerckungen, den Tibere des nurgedachten Amelots, und von den neuern z. E. das Leben des Card. Commendon, und des Card. Ximenes vom Flechier, das Leben Henrici IV. in Franckreich von Perefixe, Henrici VII. in Engelland vom Verulamio, item Caroli V. Philippi II. Caroli Audacis und anderer grossen Herren, so werden sie bey der attention erhalten, und ihnen dennoch dabey die nöthige Regeln eingeflösset. Die Politic ist eine so *edle* Wissenschaft, daß sich darinnen gleichsam alle Historie in *succum & sanguinem* verwandelt, ia wodurch man die Historie erst recht begreifft und in den Stand gesetzt wird, selbsten raisonnemens darüber zu verfertigen.

§. 6.

Ob man nicht mehr auf das blinde Glück zu sehen?

Jedoch es sind noch zwey Gattungen von Leuten übrig, welche den Nutzen der Politic gänzlich widersprechen. Die erste begreiffet dumme *und* wilde, die andere aber äusserlich fromme und scheinheilige Personen. *Wilde* Leute sind auch dumm; denn sie urtheilen gar nicht, sondern wagen es drauf loß; ie kühner, ie toller; die sagen: Was soll in der Welt Klugheit, Vorsichtigkeit und Politic nutzen? Es kommt alles auf einen

hazard an. Audentes fortuna iuvat, timidosque repellit. Mundus regitur opinionibus, fortuna, casu & fato quodam inevitabili. Fatum volentem ducit, nolentem trahit. In der Welt, sagen sie, geschiehet alles entweder nothwendiger oder zufälliger Weise. Also hilft auf beeden Seiten weder Uberlegung noch Vorsichtigkeit. Deßwegen verlassen sie sich auf eine Fatalität, raisonniren nicht; sondern drucken den Huth in den Kopf, und gehen blindlings auf eine Sache loß. Geräth sie, so heißts: Frisch gewagt, ist halb gewonnen. Schlägt es übel aus, so sprechen sie: Wagen gewinnt, wagen verliehrt. Wer kan vor Unglück? Sic erat in fatis. Diese Sprache wird von solchen Leuten geführet, die das Ansehen haben, als wenn sie ihre Vernunft mit Fleiß verläugnen oder ablegen wolten. Denn sie gebrauchen sie nicht, ob sie dieselbe gleich besitzen. GOtt hat den Menschen zu einer vernünftigen Creatur erschaffen. In die Vernunft hat er Regeln gelegt, wornach ein Mensch seine Handlungen einrichten solle. Diese werden von allen Völckern erkannt, und durch die tägliche Erfahrung bestättiget; gleichwohlen soll nach der Dummen Sprache der Mensch ohne Regeln agiren. Oder, der Schöpfer, von deme nichts ohne Ursache, Rath und Weißheit geschiehet, soll die Einrichtung so gemacht haben, daß der mit Vernunft begabte Mensch ohne Vernunft handle. Ja, sprichst du, es kommt doch in der Welt viel auf das Glück an? Wie oft sehen und sagen wir, daß dieser Mensch ein blindes Glück habe, der andere aber gleichsam zum Unglück gebohren sey? Und sagt nicht Salomo selbsten, es komme in der Welt nicht an auf Stärcke, Geschicklichkeit, Weißheit und Klugheit, sondern es seye alles an der Zeit und am Glück gelegen? (Pred. IX. 11.) Wir antworten: Die mehriste Menschen reden alltäglich vom Glück, und haben doch keinen Begriff davon. Niemand wird glauben, daß das Glück eine Substanz sey, wie etliche einfältige Leute im Heydenthum sich eingebildet haben. So wird auch niemand sich beygehen lassen, daß das Wort Glück eine beständige und unwandelbare Bedeutung habe. Denn eben dasjenige, was der eine Glück nennet, das heisset der andere Unglück.

Z. E.

Z. E. Wenn die Kayserliche am Rhein eine bataille verlohren, so hat man es zu Wien ein Unglück, in Paris hingegen ein Glück genennet. Also begreiffen wir unter dem Wort Glück und Unglück einen Zufall oder eine unvermuthete Begebenheit, der diesem oder ienem in Ansehung seiner Umstände angenehm oder unangenehm ist. Wer läugnet nun, daß der Mensch durch Mühe, Fleiß, Arbeit, Nachsinnen, und Beobachtung der Zeit, durch vernünftiges Uberlegen und Ausrechnen sehr vieles zu seinem Glück, gleichwie durch Unterlassung aller dieser Stücke auch vieles zu seinem eigenen Unglück beytragen könne? Und in diesem Verstand ist das gemeine Sprüchwort anzunehmen, daß ein ieder seines eigenen Glücks Schmidt seye? Wiederum halten die Menschen vieles vor ein Glück, welches bey genauer Einsicht diesen Nahmen nicht verdienet. Mancher passirt eine geraume Zeit in den Augen des gemeinen Volcks vor sehr glücklich, und im Augenblick sitzt er im Unglück. Daher sagt man eben, daß niemand vor seinem Ende glücklich zu preisen sey. GOtt hat die Absicht, daß wir nach der uns mitgetheilten Kraft der Vernunft alles wohl und weißlich überlegen, und alsdann erst ins Werck setzen sollen. Gehet die Weißheit voran, so folget das Glück auf dem Fuß nach. Und das nennet man billig den Seegen und das Gedeyen von GOtt. Salomo hat deßwegen nicht um Glück, sondern um Weißheit gebeten; denn diese schliesset alles übrige Gute in sich. Aber die Menschen sind wunderliche Creaturen. Sie verlieben sich gleich in sich selbst, und schreiben alles und iedes ihren eigenen Kräften, ihrem Witz und Verstande zu. Dahero behält sich GOtt bevor, manchmahlen einen Strich durch unsere Rechnung zu machen, damit wir erkennen sollen, und erinnert werden, daß die Weißheit eine Gabe GOttes sey, die von oben herab komme. Da entstehet bißweilen eine exception wider alle unsere Regeln. Das kommt von dem höchsten Regierer und von der göttlichen Vorsehung, die am besten weiß, was uns nütze ist. Wie oft werden unsere besten Anschläge zu nichte, damit etwas weit besseres erfolgen möge; und wie oft werden unsere unglücklichen Um-

stände auf einmahl in eine so glückliche Situation verändert, wozu wir durch unsere Klugheit nimmermehr hätten gelangen, oder dieselbe auch nur vermuthen können. Ob aber göttliche Fügung und Vorsehung sich bey allen ungefähren Begebenheiten, die man das blinde Glück nennet, besonders interessire, und ob diese assertion der Ehre des allerhöchsten Wesens gemäß seye, ist eine andere Frage, welche insbesondere *Mr. le Clerc* in seinen *Reflexions sur ce que l'on appelle bonheur & malheur en matiere de lotteries*, c. VIII. & IX. (Amst. 1696. in 8v.) untersuchet, überhaupt aber vom Glück und Unglück der Menschen sehr vernünftige Anmerckungen gemachet hat.

§. 7.

Oder allein auf göttliche Vorsehung?

Die andere Art von Leuten, welche der Politic Hohn sprechen, nemlich die äusserlich andächtige und fromme Seelen, haben eben den medium terminum, wie die vorigen; nur daß sie ihn anders nennen. Was die Dummen Glück heissen, das belegen diese mit dem ehrvollen Nahmen des göttlichen Willens, aber mit gleicher Unvernunft. Sie verachten alle menschliche Klugheit und meinen, es komme bloß und lediglich allein auf GOttes Willen, Regierung und Providenz an. Der müsse ex machina kommen und allezeit helffen. Die Politic leite den Menschen von GOtt ab und sey eine weltliche Kunst, die man nicht nöthig hätte, denen Leuten so anzupreisen. So redet der Enthusiast, der Faullenzer, der nicht raisonniren will, (denn das kostet Mühe und Arbeit) sondern der sich unter dem Schein einer Gottgelassenheit ganz passive zu verhalten und stille zu sitzen gedencket, immer vom Vertrauen auf GOtt schwatzet, und lauter ausserordentliche Mittel, unmittelbare Hülffe und neue Wunderwercke erwartet. Ein solcher Kerl schickt sich besser ins Schlaraffenland, als in unsere Welt. Hier will GOtt haben, wir sollen beten, singen, speculiren, aber NB.

auch arbeiten, nachdencken, die Hand selbst anlegen, und nicht stille sitzen. Wir *wissen*, daß wir uns auf GOtt verlassen sollen und dörffen, aber *wir wissen* auch, daß er mittelbar handle und dem Menschen Verstand, Vernunft und die angebohrne Kräfte nicht umsonst gegeben habe. Die sollen wir dran strecken und gebrauchen: Denn ohne Arbeit und Klugheit ist bey uns nichts gethan. GOtt thut bey allen unsern Handlungen das meiste, das ist wahr, aber er thut es nicht unmittelbar, und miraculöser Weise. Er will deßwegen nicht haben, daß wir ohne Weißheit, ohne Rath und Vernunft etwas anfangen sollen, er schliesset *nicht aus* menschliche Erkänntniß, Wissenschaft, Erfahrung, Hülfe und Uberlegung. Wenn wir das alles beobachtet haben, so befehlen wir das übrige GOtt. Das andere, wenn man ohne menschliche Hülfe auf GOTT bauet, ist das *nimium*, von demienigen Vertrauen, so wir als vernünftige Menschen haben sollen. Denn GOTT fordert auch auf unserer Seite etwas. Wenn wir uns ganz passive verhalten, speculiren, fleißig beten, und immer warten, wird uns GOtt keinen Engel oder eine andere unmittelbare Beförderung zuschicken. Wenn du mit einem blinden Vertrauen auf GOtt *ins* Wasser gehen wolltest; so würdest du nichts destoweniger natürlicher Weise ersauffen, und von iedermann als ein toller und närrischer Kerl angesehen werden. Aber der Mensch muß sich nicht allein auf seine Klugheit verlassen und dencken, es müsse allezeit nach seinem gefaßtem project gehen, es müsse alles so weißlich ausgedacht, überlegt und vollzogen werden, daß nichts darzwischen kommen könne. Der Prinz Moritz von Oranien hatte zur Eroberung von Breda so gute Anstalten gemacht, daß er gesagt, wo GOtt nicht dazwischen käme, so seye Breda in seinen Händen. Es wurde aber doch der Erfolg durch ein kleines accidens zu nichte. Denn den Ausgang behält sich GOTT bevor. Oft haben wir eine Sache ganz klüglich angefangen, und dennoch wird uns ein Strich durch die Rechnung gemacht. Daraus folget zwar: daß GOTT die Sache besser ausführen wolle als wir, aber nicht, daß wir vor uns gar nichts dabey

thun

thun sollen. Genug, wenn man uns nichts beymessen und sagen kan, wir hätten gefehlet. Vielmehr sollen wir alsdann ein neues consilium fassen. Denn der ist am vernünftigsten, der aus dem Stegreif und wenn die Noth am Mann gehet, einen neuen Anschlag ersinnen und ins Werck setzen kan. Wäre der Schwedische Reichs-Canzler Oxenstierna nach der Nördlinger Schlacht, und da sein König bey Lützen geblieben war, ein Enthusiast gewesen, wir wären alle wieder zur h. Meß gegangen, und unsere Fürsten wären reducirt worden, à la Condition des Pages, oder höchstens des grands d'Espagne, wie Wallenstein intendiret. Es gieng ihm zwar der Verlust zu Herzen, aber er ließ den Muth nicht sincken; er dachte auf neue Hülfs-Mittel; es kamen neue Trouppen aus Schlesien, und da gieng alles gut. Die Enthusiasterey macht in der Theologie viele Unruhe; aber der Enthusiasmus politicus ist einem Staat noch gefährlicher. Dahero sich alle Leute davor zu hüten haben. (1) Kayser Ferdinand der II. war ein grosser und glücklicher Prinz; aber die Jesuiten haben ihn mit einem Enthusiasmo politico angeschwängert, wie *Michel le Vassor* in seiner *Histoire de Louis XIII.* gewiesen. *Jac. Perizonius* hat in seinen *commentariis rerum ab ineunte Sec. XVI. usque ad Caroli V. mortem gestarum, p. 170.* Lutherum selbst beym Reformations-Werck von dieser politischen Kranckheit nicht freysprechen wollen. (2) Wenn man Klugheit recommendiret, so verstehet man eben dadurch in gewisser Maaße nichts menschliches, son-

(1) Vom Enthusiasmo überhaupt wird so wohl in der Vernunftlehre als in der Moral gehandelt. Wer inzwischen etwas nachschlagen will, der lese in des *Mr. Loke Essais sur l'entendement humain L. IV. c. 19. edit. gall. Coslii*, und des *Merici Casauboni Tr. de Enthusiasmo*, welchen der bekannte Jo. Fried. Mayer a. 1708. aus dem Englischen ins Lateinische übersetzen lassen.

(2) Denn wie der Kayser und die Catholischen Stände schon eine ligue gemacht hatten, die Protestanten über den Haufen zu werffen, und man ihn fragte, quid consilii? so antwortete er: man solte keine trouppes werben und Unruhe anfangen, er wäre nicht gekommen, Krieg zu erregen. Man solte sich auf GOtt verlassen, der werde wohl wissen, seine Sache hinauszuführ-

sondern etwas göttliches. Denn die Klugheit bestehet in Erkänntniß derjenigen Ordnung, wodurch GOtt die Glückseeligkeit der menschlichen Gesellschaft befördert wissen will. Dahero haben einige die prudentiam einen radium oder portionem sapientiae divinae, und weise Leute homines divinos genennet.

§. 8.

Nachricht von politischen Schrifften.

Wer die alten Scribenten in der Politic kennen lernen will, der findet sie in des *Gabr. Naudaei Bibliographia politica*, beym *Conringio de prud. civ. c. XIV.* ferner in des *Jo. Andr. Bosii Tr. de prudentia & eloquentia civili comparanda*, und in compendio in des *Hertii elem. prud. civ. p. 37. sq.* Von neuern Sachen haben wir eine Menge, aber sie sind von ungleichem Werth. *Justi Lipsii Libri VI. Politicorum sive civilis doctrinae* ist eines der allerbesten Bücher. Seine *Monita & exempla politica* gehören dazu. Sie sind ausserordentlich gut geschrieben, hängen wohl zusammen und sind mit sententiis und dictis veterum durch und durch angefüllet. Er war ein hochgelehrter und politischer Mann, bey Erzherzog Albrecht von Oesterreich in grossen Gnaden, ein miraculum unter den Gelehrten, dessen gleichen nicht in allen seculis gebohren wird; was in principatu oder monarchischem statu vorkommen kan, davon wird man bey ihm vollkommen instruirt und gesättiget. Daher sagen viele, seine Bücher wären nicht vor iedermann, weil man die Politic nach

führen. Allein ein anders ist, sich auf GOtt verlassen und doch dabey menschliche Hülfe nicht auf die Seite setzen. Wenn Churfürst Mortz hernach Carolum V. nicht aus Inspruck gejagt hätte, so würden wir alle wiederum das ave Maria gebetet haben. War dieses nun keine menschliche Hülfe? Wenn dergleichen Enthusiastisches raisonnement angienge, so dörfte man nur fleißig Betstunden halten, predigen und singen lassen: So wären alle Feinde gedämpfet.

nach allerhand Regierungs-Formen einrichten müsse. Inzwischen ist Lipsii Politic billig als eines der allererſten Hand-Bücher zu recommandiren. *Jo. Frid. Reinhard*, der ehedessen hier in Halle gewesen und hernach in Churſächsische Dienste nacher Dreßden gekommen, hat einen weitläuftigen commentarium über Lipsii Politic geschrieben, unter dem Titel: *Theatrum prudentiae elegantioris ex Justi Lipsii libris Politicorum erectum, c. praef. Conr. Sam. Schurzfleischii.* (Wittemberg. 1702. in 4to.) er hat fast die Zeit seines Lebens mit dem Lipsio zugebracht, sich lang in Berlin aufgehalten, und aus der Königl. Bibliothec treffliche Bücher dazu gebraucht. Da findet man eine Menge von Exempeln und illustrationibus aus der Historie, so daß es als ein Muster von auserlesenen Excerpten angesehen werden kan. Heut zu Tage werden Lipsii Schriften kaum mehr angesehen, da sie doch weit besser und gründlicher als die mehriste neuere Scribenten sind. Dem Lipsio gehet *Herm. Conringius* (1) zur Seite. Denn seine force bestunde im studio politico. Er hat zwey generale Bücher geschrieben, die hieher gehören. Eine *propoliticam*, oder *brevem introductionem in civilem philosophiam*, vor die Anfänger, und dann einen Tractat *de civili prudentia* vor die provectiores. Er docirte die Politic auf eine neue Art, nemlich nicht allein nach dem Aristotele, dessen man damahlen gewohnt war, sondern er verknüpfte auch diese Wissenschaft mit der Historie, wie *Mich. Piccartus*, der gelehrte Prof. zu Altdorff, schon einiger massen vorgeleuchtet hatte. Das hat Conringen eben

(1) Decus illud Juliæ, ein kleines Schul-Männgen, der manchmahl in 3. Jahren nicht vor das Thor zu Helmstädt gekommen; aber ein Mann von grossem iudicio. Das siehet man nur aus einer kleinen Schrift, die er in der Jugend gemacht, occasione des Münster- und Oßnabrückischen Friedens, unter dem Titel: *Brenæi Eubuli considerat. futuræ pacis*, in 4to. *Lampadius*, der Gesandte Herzog Augusts von Wolfenbüttel, theilte die piece an alle Gesandten aus; die sahen alsobald, daß ein grosser Verstand darinnen sey. Das war der Anfang von seinem Glück. Er hat, ausser den berührten general-Schriften von der Politic, noch viele speciale politische Dissertationes geschrieben, die alle hoch zu æstimiren sind.

eben so berühmt gemacht, und so viele Studenten nach Helmstädt gezogen, wie ehedessen viele dem **Böcler** nach Straßburg gefolget, und zum **Forstner** nach Mömpelgard gereiset sind. *Böcleri* politische Schriften kan man auch hinzufügen. Aber Böcler war in der Historie gelehrter, als Conring; dieser hingegen gelehrter in der Politic, als in der Historie. **Johann Werlhof**, ein Schwiegersohn vom Conring, wolte immer eine Politic schreiben, ist aber darüber gestorben; ich zweifle auch, ob er etwas besonderes würde praestirt haben: Denn er war nicht recht ordentlich in seinen Sachen. Zu einem Compendio oder Systemate aber gehöret eine accurate Connexion und Ordnung, daß man immer eines aus dem andern herausführet und dazwischen mit allerhand Exempeln aus der Historie illustriret. *Jo. Nic. Hertii Elementa prudentiae civilis* halte ich vor das beste Buch zum Hand-Gebrauch. Er hat den Aristotelem trefflich gebraucht, (der in politicis billig hochzuschätzen) und dabey alles aus der Historie erläutert. Es sind eigentlich zwey Theile; der erste heißt *Architectonica*, oder die Lehre de civitate, so eigentlich ad Jus naturae gehöret; der andere heißt *Rectoria*, und das ist die rechte Politic. Wenn dieser Theil allein wäre, wolte ich am liebsten darüber lesen. Denn ob er sich gleich nach dem Methodo causſarum gerichtet, so connectirt es doch gut. Ich habe bißhero des *Buddei Politic* (oder den dritten Theil seiner Elementorum philosophiae practicae) erwehlet, darüber zu lesen, denn er hat die beste Schriften in politicis excerpiret, und sonderlich die Conringiana gleichsam in ein abregé gebracht. Die Ordnung ist auch noch ziemlich, und kan ein docens, was etwa hier und dar an der connexion fehlet, leichtlich suppliren. In meiner practischen Philosophie, oder via ad veritatem habe ich den dritten Theil, nemlich de prudentia civili noch nicht zu Papiere gebracht, werde es aber nächstens bewerckstelligen. (2)

[(2) Der Anfang ist zwar a. 1728. gemacht, und einige Bogen davon durch den Druck bekannt gemacht worden, die in dem letzten Stück der Gundlingianorum befindlich sind. Allein die bald darauf gefolgte tödtliche Kranckheit des seel. Auctoris hat das ganze Vorhaben unterbrochen.]

Am Vorrath von politischen Büchern fehlet es nicht. Ja es ist fast in keinem Seculo von Negociations mehr gedruckt worden, als im gegenwärtigen. Von den Franzosen haben wir die Staats-Memoires vom *Villeroi*, *Cheverny*, *Sully*, *Bellievre & Sillery*, *Jeannin*, *Richelieu*, *Chanut*, *Terlon*, &c. von den Engelländern die schönen Staats-Schriften vom *Temple*, *Wolsey*, *Melvil*, *Walsingham*, *Burnet*, *d' Arlington*, *Carlisle* und andern, die alle am gehörigen Ort vorkommen sollen. Nur die Teutschen allein halten damit zurück; ausser was wir vom *Khevenhüller*, *Harrach* und *de la Torre* haben. So ist auch an klugen, politischen und pragmatischen Historien-Schreibern kein Mangel, und wenn man nur den *Thuanum*, *Cambdenum*, *Grotium*, *Verulamium*, *Osorium*, *Burgundum*, *Priolum*, *Pufendorfium* &c. nennet, so haben wir in iedwedem eine politische Schule, (3) von welchen allen aber unten eine weitere Nachricht erfolgen soll.

(3) Da heut zu Tage alle politische Hülfs-Mittel genugsam vorhanden sind, so wäre es höchst unbillig, wenn man diese Wissenschaft nicht treiben wolte. Aber es sind nicht alle Professores tüchtig darzu. Diesem fehlt es an der Historie, jenem an der Wissenschaft von Künsten, und Manufacturen, dem andern an einem rechten Begriff von den Regalien, und wie sie sollen gebraucht werden.

Erstes Capitel,

Von Natur und Beschaffenheit der Staats-Klugheit.

I.

Die Staats-Klugheit ist in der That nichts anders, als ein Stück von der practischen Philosophie. Es soll zwar die ganze Philosophie und alle Disciplinen, in Ansehung des Endzwecks, practisch seyn, das heißt, in dem menschlichen Leben einen Nutzen schaffen, und nicht im blossen speculiren bestehen. Hier aber, wenn man die practische Philosophie besonders nimmt, siehet man hauptsächlich auf das obiectum; nemlich auf das menschliche Thun und Lassen, mit welchem sie zu thun hat. Nun seynd die menschlichen Handlungen entweder gerecht, (actiones iustae) oder erbar, (honestae) oder klug. (prudentes) Die ersten werden in dem Rechte der Natur, die andern in der Tugendlehre, und die dritten in der Staats-Klugheit oder Politic erwogen. Die Oeconomie schaltet man mit in die Politic ein: denn sie gehöret allerdings zur Klugheit, und ist sowohl grossen Herren (1) als auch Privat-Personen

Eintheilung der menschlichen Handlungen.

(1) Deswegen hat Maximilian *de Bethune* Duc *de Sully* seine Memoires *Oeconomies Royales* genennet: worinnen er gewiesen, daß ein grosser Herr ein guter Haußhalter seyn müsse; sonst könne er niemahls grosse Thaten thun. Das hat auch *Cominaeus* angemerket, indem er sagt, er habe zu seiner Zeit keinen grossen Herrn gesehen, der etwas ausgerichtet, wofern er nicht sparsam gewesen.

nöthig. Einige brauchen auch bey Betrachtung des menschlichen Thun und Lassens das Wort decorum; welches aber verschiedene Bedeutungen hat: deswegen solches füglicher wegzulassen; da es zumahl unter dem Wort Klugheit schon begriffen ist. Vor allem hat man hier den Unterschied unter den gerechten, erbaren und klugen Handlungen anzumerken. Bey einer gerechten Handlung siehet man nur, ob sie mit dem Gesetze überein komme. Denn wer nach dem Buchstaben und Sinn des Gesetzes sein Thun und Lassen einrichtet, den kan man allezeit gerecht nennen. Es darff aber deswegen niemand denken, daß derjenige, welcher nach den Gesetzen handelt, vollkommen sey. Einem solchen fehlet noch das allerwichtigste. Der Schalksknecht im Evangelio, welcher seinen Schuldner nicht loslassen wollte, biß er auch den letzten Heller bezahlete, war nicht ungerecht: er raisonnirte wie der beste Jurist. Denn die sagen: Wer schuldig ist, der muß bezahlen; und wenn einer von hundert Thalern noch einen Heller schuldig ist, so seynd Bürgen und Pfänder noch nicht frey, biß daß alles bezahlet worden. Ob nun gleich der Schalksknecht nicht wider die Gerechtigkeit gehandelt, so wird doch niemand sagen, daß er erbar und tugendhaft gewesen sey. Dahero ist eine erbare Handlung (actio honesta) ganz was anders, nemlich eine Wirkung der Tugend, welche sich in einer wahren vernünfftigen Liebe erweiset. Wer demnach nur juristisch lebet, der ist eben noch nicht vernünfftig. Gerecht seyn ist der Anfang: aber weit mehr ist, erbar, tugendhafft, klug seyn, daß man öffters von seinem Rechte etwas nachlässet, und sich sanfftmüthig und barmherzig gegen seinen Nächsten erzeiget. Das Wort **Billigkeit** oder **Gleichhaltung** (aequitas) drücket die Sache am besten aus. Diese Billigkeit bestehet darinnen, daß sich einer soll abmessen gegen andere, und denken, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch. Hiernächst muß man noch vor sich keusch, züchtig und mäßig leben. Das wird wohl nicht gestrafft, wenn man zu Hause nicht mäßig, oder nüchtern lebet; unterdessen ist es doch etwas sehr schändliches und unvernünfftiges. Wie kan auch ein solcher andern Menschen dienen, welcher früh Morgens sich schon vollsäufft, oder der so gesinnet ist, wie der Graf Heinrich von Görtz, welcher allen seinen Kindern feind gewesen, weil sie des Nachts nicht mit ihm sauffen wollen. Wer mäßig ist, dem gehet alles sein Thun besser von statten. Es gehet aber die Mäßigkeit nur auf einen jeden insbesondere, nicht auf andere Leute. Die Billigkeit hingegen zeiget an, daß man sich über andere nichts herausnehmen soll. Deswegen theilet sich die völlige Tugendlehre in die **Mäßigkeit** und in die **Billigkeit**. Gesetzt nun aber, es beobachtete einer die

Regeln

Regeln der Gerechtigkeit und der Erbarkeit, erzeigte sich auch liebreich und barmherzig gegen seinen Nächsten, lebte dabey mäßig: so wäre derselbe doch noch nicht vollkommen; auch nur vernünfftiger Weise davon zu reden: sondern es wird noch etwas mehrers erfordert. Das nennet der Herr Thomasius, und andere, die seinen Lehrsätzen folgen, *decorum*; wir aber, *prudentiam*. Also muß zu der Gerechtigkeit und Erbarkeit noch die Klugheit hinzukommen. Der Diogenes und alle Philosophen, die der Cynischen Secte beygethan waren, haben sich wohl wenig Hochachtung erworben, ob sie schon im übrigen die strengste Tugend beobachteten. (2) Sie hielten aber nichts von der äusserlichen Zucht und Wohlstand, und meyneten, was einmal erlaubt sey, das sey auch zu jeder Zeit und an jedem Orte erlaubet. Daß man von dieser Philosophie so verächtlich gesprochen, kommt gewiß von nichts anders her, als weil deren Anhänger nicht klug gewesen. Hingegen die Stoiker, ohnerachtet sie keine andere Regeln der Tugend gehabt, als jene, wurden doch gerühmet, weil sie klug waren. Sie wußten sich durch ihre Tugend angenehm zu machen, und die Verachtung abzulehnen. Hieraus kan man sehen, was die Klugheit thun kan. Durch selbige wird erst die Weißheit vollkommen gemacht. Man findet viel Leute, welche fromm leben; aber sie wissen die Kunst nicht, sich für ihren Feinden zu hüten, oder ihr Glück in der Welt zu machen. Offt hat einer die gerechteste Sache von der Welt, und handelt nichts destoweniger unklüglich, wenn er sich in einen Proceß einläßet, z. E. wider einen gewaltigern. Die Advocaten und Juristen stossen gemeiniglich wider die Politic an: denn sie seynd gar zu sehr auf das ius strictum erpicht, da ein gescheider Vergleich offt besser wäre.

Aus diesem allen erhellet nunmehro, daß man bey allem Thun und Lassen der Menschen dreyerley in Erwägung ziehen könne. Nemlich 1.) ob eine Handlung gerecht, oder 2.) erbar, oder 3.) klug sey. So kan man einen grossen Herrn, wenn er in der Historie unterwiesen wird, zugleich das Recht der Natur, die Tugendlehre und die Staats-Klugheit beybringen. (3) So müßte ein Fürst gescheid werden und etwas lernen, wenn er gleich nicht auf den Schulbänken sitzet. Wiewohl man doch

(2) S. *La Mothe le Vayer* in dem Tractätgen de la Vertu des Payens: welches ein unvergleichliches Buch ist, daraus man vieles, so zur Historie der alten Weltweisen gehöret, accurat lernen kan.

(3) Fast auf diese Art hat *Hardouin de Perefixe* dem König in Frankreich Ludwig dem XIV. das Leben K. Heinrichs des IV. vorgelesen. Denn man kan die Staats-Klugheit auf zweyerley Weise vortragen. Einmal durch Exempel, und dann erst die Regeln hinten nach; wie man es bey Leuten machet, die wenig Gedult und Ordnung im Kopfe haben: oder aber durch zusammenhängen-

doch auch die Prinzen zum Sitzen gewöhnen könnte. Aber es geschiehet, leyder, nicht.

II.

Worinnen die Klugheit bestehe.

Die Politic oder Staats-Klugheit, mit welcher wir fürnemlich hier zu thun haben, bestehet in einer Fürsichtig- und Geschicklichkeit, sich in seinem Stand und bey seinem Posten zu erhalten. Weil nun ein jeder Mensch in der Welt eine gewisse Stelle einnimmt: so haben auch alle, die selbige nicht verliehren wollen, die Klugheit nöthig, (4) d. i. sie müssen politisch seyn. Ein Fürst, den seine Unterthanen heruntersto[ss]en, ein Minister, der im Gefängniß stirbt, ein Prediger, der abgesetzet wird, ein Kauffmann, der zum Thore hinauslauffen muß, u. s. w. ist gewiß selten klug gewesen. Es ist kein Stand in der Welt, kein Mensch, keine Gemeinde oder Republic, welche nicht Feinde hätte, (5) und da sich nicht Hinderni[ss]e fänden. Deswegen ist der fürnehmste Theil der Klugheit dieser: Räume die dir entgegenstehenden Hinderni[ss]e aus dem Wege. Man erfährt dieses nicht eher, als wenn man sich an einem Orte festsetzen, oder, wie man zu reden pfleget, sich établiren will. Wenn einer Dienste suchet, oder heyrathen will, so gehen erst die Hinderni[ss]e recht an. Da seynd wohl funfzig Competenten, welche es jenem nicht gönnen; einer sucht ihn bey dem Frauenzimmer, der andere bey seinem Patron schwarz zu machen. Ja, wenn du auf einem Posten bist, so suchen sie dich wieder herunter zu stürzen. Mit der Republic ist es eben so beschaffen: je mehr sie steiget, je mehr beneidet man sie. Der Czaar Peter hat ungemeine Progressen gemachet: aber man hat gesehen, wie andere deswegen ein wachsames Auge auf ihn gehabt haben. Hieraus erhellet, daß

hängende und richtig bewiesene Sätze, welche man alsdann erst mit Beyspielen aus den Geschichten erläutert. Denn durch diese wird die Politic erst recht helle und pragmatisch, daß man erkennet, man habe keine Chimären gelernet, sondern es finde sich alles in der Erfahrung gegründet.

(4) Christian Weise, Rector in Zittau, ein munterer aufgeweckter Kopf, hat seine Jugend bey Zeiten zu einem politischen Verstand angewöhnen wollen, und deswegen allerhand kleine Tractätgen unter wunderbaren Titeln, als, die politische Trödelfrau, den politischen Näscher, den politischen Feuer-Mauer-Kehrer ꝛc. geschrieben, welche artig zu lesen seynd. Da zeiget er eben, daß auch die geringsten und verächtlichen Leute gewisse Regeln brauchen, sich bey ihrem Stande zu erhalten, und daß der geringste Handwerksmann auf ihren Posten acht geben müssen. Denn es heist: Figulus figulum odit.

(5) Der Churfürst Johannes zu Sachsen sagte von seinem Sohne Johann Friedrich, er fürchte immer, er würde noch alles verliehren, weil er jedem trauete, ohne Prüfung, ob er es auch gut mit ihm meynete. Welches auch der Ausgang bekräfftiget. Denn Johann Friedrich verlohr die Chur, und Churfürst Moriz hat sie an das heutige Albertinische Chur-Hauß gebracht.

daß zur Klugheit viel (6) Verstand, Fürsichtigkeit, Munterkeit und Wachsamkeit erfordert werde.

Non minor est virtus, quam quaerere, parta tueri.

Bey dem Müßiggang hingegen und bey der Wollust kan keine Wachsamkeit seyn. Der König Friedrich tanzte noch eine Courante, wie die Schlacht beym weissen Berge geschahe; hernach aber mußte er über Hals und Kopf fortgehen. So nothwendig es nun ist, Achtung zu geben, daß uns niemand eine Hinderniß in Weg lege; so gehöret jedoch noch etwas mehr zur Klugheit. Nemlich, man muß sich Freunde zu machen suchen. Das thun auch die Pseudo-Politici, welche den wahrhafften Klugen nachahmen. Denn alle Menschen wollen den Schein der Tugend haben, und keiner will für bös oder lasterhafft angesehen seyn. (7) Nur stehet die Freundschafft solcher Leute auf keinem festen Grunde. Sie gehen in Schaafs-Kleidern einher, inwendig aber seynd sie reissende Wölffe. Sie machen sich nichts daraus, wenn gleich ihre Freunde sollten zu Grunde gehen. Uebrigens muß auch einer, der im Regimente glücklich leben will, sich Freunde zu machen suchen. Wir haben an dem Könige in Frankreich, Ludwig dem XIV. gesehen, daß fast alle auf ihn losgefallen: denn er hat keine Verträge, keine Zusage, gehalten, wie der Türke. Und weil man bey solchen Potentaten am besten thut, wenn man den Krieg fortsetzet; so hat man es auch gegen erwehnten König gethan, welcher endlich dadurch übern Hauffen geworffen worden; indem er nicht Zeit gehabt, sich zu verstärken. Wenn nun einer Freunde haben will, so muß er dasjenige vermeiden, was andern verhaßt oder verdrießlich ist. Daher wird unten gewiesen werden, wie die Höflichkeit oder Complaisance erfordert werde, daß man sich Freunde mache. Denn durch

(6) Zur Klugheit gehöret eben nicht Gelehrsamkeit. Die Gelehrten seynd gemeiniglich die unklügsten. Melchior Goldast ist fast überall wieder abgeschaffet worden. Eben so ist es *Franc. Balduino* gegangen. S. in des *Bayle* Diction. hist. & crit. den Artickel *Baudouin* und sonderlich die Anmerkung (N). Es kan einer ein guter Financier, und dabey doch ungelehrt seyn. Unterdessen aber wird die Klugheit weit vollkommener, wenn Gelehrsamkeit nebst einer gründlichen moralischen Wissenschafft und Erkänntniß der menschlichen Natur dazu kommet.

(7) *Hieron. Osorius* (der gelehrte Bischoff zu Silves in Algarbien) urtheilet in seinen Schrifften gar artig hievon, und saget: Die Tugend müsse doch an und für sich was sonderliches und recht schönes seyn, weil sogar diejenigen, welche nur schlau und listig wären, selbiger doch nachzuahmen sucheten. Die sämtlichen Werke dieses Mannes seynd zu Rom 1592. in 4. Folianten zusammengedruckt worden. Man kan sie aber auch meistens einzeln haben. Er führt eine treffliche, reine, flüßige und nachdrückliche Schreibart, und trägt seine Sachen mit bündigen Gründen vor.

durch solche werden die Menschen gewonnen, daß sie sich genauer mit uns verbinden. Man muß also wissen, wie man sich in Geberden, Reden, Kleidertrachten ꝛc. zu verhalten habe; damit man nicht etwann dadurch sich nicht nur keine Freunde, sondern wohl gar Feinde zuwege bringe. Weil nun einige Lehrer gesehen, daß dieses in politicis gezeiget werden müsse; so haben sie gemeinet, es bestehe die Politic einzig und allein darinnen. Allein, ob wohl nicht zu läugnen, daß solches davon ein Stück ist, so kan man es doch eben nicht für das Hauptwerk ansehen: vielmehr ist es nur eine natürliche Folge der Klugheit. Ein grober, unflätiger, schmutziger Mensch wird sich gewiß keine Freunde machen. Deßwegen sollte man die Leute von Jugend auf dazu gewöhnen, daß sie dasjenige vornehmen, was andern gefället. Es seynd lauter Mitteldinge oder indifferente Sachen, woraus die Höflichkeit bestehet, und nichts Böses: daher kan sich ein jeder darnach richten. Wenn wir allein sind, können wir thun was wir wollen: aber in Gesellschafft und im Umgange mit andern müssen wir diesen zu Gefallen vieles unterlassen, vieles verbergen, was einen Eckel oder Abscheu erregen kan.

III.

Unterschied eines Klugen, Arglistigen und Einfältigen.

Unter dem Mantel der Klugheit pflegt sich offt die Arglistigkeit zu verstecken. Deswegen muß man beyde wohl zu unterscheiden wissen. Ein Arglistiger ahmet einem Klugen nach, kommet auch darinnen mit demselben überein, daß er die im Wege stehenden Hindernisse abzulehnen sucht, auch allerhand Mittel listig ausdenket, und dadurch öffters zu seinem Zwecke gelanget. Allein er suchet nicht sowohl ein wahres als vielmehr ein Schein-Gut; da doch nur jenes der Zweck der wahren Staats-Klugheit ist. Er bedienet sich auch unerlaubter Mittel, und trägt kein Bedenken, die Hindernissen durch Gewaltthätigkeit und Betrug zu heben. Es heißt bey ihm: Si ius violandum est, regnandi gratia violandum est; ceteris rebus pietatem colas. Unterdessen erhält sich ein arglistiger Mensch nur auf eine Zeitlang, wie der ungerechte Haushalter. Er schadet sich selbst, verbrennet sich, wie ein Sommer-Vogel am Licht, und gehet auf die letzt zu Grunde. (8) Man findet in den Geschichten unzeh-

(8) Deswegen nennet *Christianus Thomasius* arglistige Leute, callide stultos, oder listige und verschlagene Narren. S. dessen Prudentiam Consultatoriam, oder, nach der deutschen Uebersetzung, Entwurff der polit. Klugheit. Cap. 1. §. 31. allwo er sich auch hat angelegen seyn lassen, die Begriffe von der Weißheit, Klugheit und Arglistigkeit wohl aus einander zu setzen, und zu zeigen, daß die Weißheit eigentlich von GOTT allein gesagt werden könne. Denn derselbe hat keiner Fürsichtigkeit

von

unzehliche Exempel, daß allezeit die grösten Raffinemens sich mit einem casu tragico geendiget haben. Demnach ist Arglistigkeit und eine Politique de Mazarin keine Politique: ob man gleich insgemein dergleichen Leute für die grösten Politicos ausgiebt. Sie seynd wie diejenigen, die an einem alten Hause bauen. Machen sie hie ein Loch zu, so fället dort ein neues ein. Hingegen wird man nicht leicht sehen, daß ein Kluger zu Grunde gehe, oder daß ihm seine Absichten fehlschlagen, woferne nicht die göttliche Allmacht mit in das Spiel kommet. Ein Einfältiger ist sowohl von einem Klugen als auch einem Schlauen und Arglistigen darinnen unterschieden, daß er keine tüchtige Mittel auszufinden weiß, weder das Gute zu erlangen, noch die Hindernissen abzuwenden. Daher kan er sich vor den listigen Nachstellungen der Boßhafftigen nicht hüten, und leidet immerzu Schaden.

IV.

Daß hier eigentlich nur die Staats-Klugheit, oder Regierungs-Kunst abzuhandeln.

Da die Klugheit in allen Ständen nöthig ist, wie bereits oben gezeigt worden; so könnte man alle und jede Stände besonders durchgehen. Allein hier haben wir hauptsächlich nur auf das gemeine Wesen und die bürgerliche Gesellschafft zu sehen, und wie selbige bequemlich einzurichten, zu erhalten und zu regieren seyen. Denn in der Republic kommen alle andere Stände zusammen. Dahero ist freylich die Regierungs-Klugheit die wichtigste und fürnehmste, welche dahin gerichtet seyn soll, daß alle, die in einer bürgerlichen Gesellschafft sich befinden, ruhig und bequemlich leben können, wenn sie nur wollen. Ein Regent kan allerdings sehr viel dabey thun, wenn er wachsam ist und im behörigen Ansehen stehet. Sein Beyspiel, seine gute Anstalten, seine Gesetze, seine Fürsichtigkeit können so gar auch die Religion und Gottesfurcht, und ein erbares Leben befördern. Das ist die Ursache, warum wir uns hier an die

vonnöthen, weil ihn kein böses oder Uebel treffen kan. Saget man aber in der Welt von einem Menschen, daß er weise sey; so verstehet man nur so viel, daß er diejenige Vollkommenheit habe, welche ein Mensch haben kan. Daher seynd dergleichen Bücher nicht übel zu lesen, wie Thomas Morus seine Vtopiam, und Campanella seine ciuitatem solis geschrieben. Diese setzen, wie der Mensch leben solle, und wie er nach seiner Vollkommenheit sey: daraus man sehen kan, wie weit wir davon abgegangen sind. Wir müssen freylich darnach streben, ob wir gleich nicht völlig zur höchsten Stufe gelangen können. Wer solche Leute, wie sie Morus und Campanella beschrieben, haben will, muß in den Himmel ziehen. In dem Monde, in den Planeten, mögen auch vielleicht solche vollkommene Leute seyn: nur bey uns seynd sie nicht. Wir kommen nicht als wiedergebohrne auf die Welt; sondern wir werden es erst. Es gehöret Kunst dazu.

Regierungs-Kunst, (9) oder eigentlich so genannte Staats-Klugheit halten. Denn wenn wir gleich nicht selbst regieren können, so sehen wir doch, wie das Regiment billig seyn sollte. Man ist auch hernach desto geschickter, bey grossen Herren einen guten Rath abzugeben. Dergleichen Leute seynd ohnehin gar dünne gesäet. (10) Wenn man einem die Stimmen der Minister in den Rathsstuben grosser Herren zeigen könnte; so würde man finden, wie wenig kluge vota darunter anzutreffen, und wie die allermeisten ungereimt und albern herauskommen.

V.

Unterschiedliche Bedeutungen der Worte Politic, Politici.

Das Wort Politic hat sich sehr müssen mißbrauchen lassen, und man hat ihm bald diese bald eine andere Bedeutung beygeleget. Daher ist es geschehen, daß nicht alle die wahre Beschaffenheit dieser Lehre recht eingesehen und deswegen dieselbe wenig geachtet haben.

Insgemein heisset man die Rechtsgelehrten Politicos, da sie es doch offt am wenigsten seynd. Es ist auch ein grosser Unterschied zwischen einem Rechtsgelehrten und einem Staatsklugen. Jener betrachtet an sich nur das Recht und die Gesetze, auch was nach denselben die höchste Gewalt thun könne: dieser hingegen erwäget, was nützlich und rathsam sey oder nicht? was einem Staate Ruhe bringe und solche bequemlich erhalte? Also kan mancher ein guter Staatsmann seyn, der jedoch kein Rechtsgelehrter ist. Mancher hinwiederum ist ein trefflicher Jurist, aber zu Staats-Sachen ganz ungeschickt. Daher hat auch Pufendorff nicht unrecht, wenn er saget: Sachsen habe etliche Secula hindurch gute Juristen, aber in hundert Jahren wenig rechte Politicos gehabt: da hingegen Brandenburg bessere Staatsleute aufweisen könne, welche die kluge Verwaltung der Regalien gar wohl verstanden hätten, durch deren Rath auch das Land in kurzer Zeit sehr ins Aufnehmen sey gebracht worden. So viel ist wohl wahr, man findet zuweilen Juristen, welche zugleich gute Politici seynd; es sollte auch billig beydes beysammen stehen: aber es

(9) Deswegen nennet man auch diese Staats-Klugheit im Lateinischen *Prudentiam ciuilem:* wie auch *Hertius* seine Politic Elementa prudentiae civilis betitelt hat. Dieses Buch ist sehr wohl zu gebrauchen: denn der Verfasser hat aus vielen schönen Schrifften das beste herausgezogen. Es wird auch in diesem Verstande die Politic von dem Römischen Geschicht-Schreiber *Liuio* ganz recht genennet; *ARS qua ciuitas regitur.*

(10) Der Churfürst zu Brandenburg, Friedrich Wilhelm, wollte niemahlen geheimen Rath halten, auch nicht anfangen, wenn nicht der Freyherr Paul von Fuchs dabey war. Denn der gab keine Stimme, als mit grosser Klugheit und Ueberlegung. Er war erstlich Secretarius bey dem Herzog Bernhard in Jena, allwo er auch seine erste Frau genommen: hernach wurde er Professor zu Duisburg, und hierauf Chur-Brandenburgischer Staats-Minister.

es folget daraus noch nicht, daß Rechts-Gelehrsamkeit und Staats-Klugheit einerley seyn. Wenn also die Juristen, deren Amt eigentlich nur in Auslegung und Anwendung der Gesetze bestehet, bißweilen auch zum Gesetzgeben gezogen werden; so werden sie alsdann dazu gezogen nicht als Juristen oder als Ausleger der Gesetze, sondern als kluge Staatskundige Leute, und als gute Moralisten. [*]

Der andere und gröbste Mißbrauch des Worts ist, wenn man schlaue, arglistige, betrügerische Leute Politicos nennet. [**] Die Arglistigkeit ist nur ein Affe der Klugheit. Ein Betrüger mag noch so reich an Erfindungen seyn und seine Sachen noch so künstlich anfangen: so wird er doch zuletzt zu Spott, und kan seinen eigenen Fallstricken nicht entgehen. [***] Ein solcher Mensch, der lange glänzet und von jedermann bewundert wird, ist wie ein Comet, der ein grosses Aufsehen machet, endlich aber samt seinem Schweiffe verschwindet. Am besten kan man einen, der mit Schelmerey, List und Betrug umgehet, kennen lernen in wohl abgefaßten Comödien und Tragödien, (11) darinnen man Leute vorstellig machet, die sich durch dergleichen Künste in die Höhe geschwungen haben, endlich aber mit Schrecken gestürzet worden. Auch bey den barba-

[* S. hierbey §. XXXIX. und XL. Cap. I. in des seel. Hrn. Geheimen Rath **Gundlings** Politica seu prudentia ciuili: davon nur 11. Bogen nicht lange vor seinem Tode gedruckt, welche nachhero auch dem XLV. Stück der Gundlingianorum einverleibet worden.]

[** S. was hiervon bereits oben im III. §. gesagt worden.]

[*** Die bösen Früchte der Betrügerey und Bosheit nebst der damit verknüpften Unruhe, und hingegen die am Ende erfreulichen Folgen der Tugend und Ehrlichkeit findet man gar anmuthig und sinnreich abgemahlet in dem 1710. zu Paris gedruckten Werkgen: *L'Honnête-homme & le Scelerat.* Wovon auch eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: **Der ehrliche Mann und der Betrüger,** in 8vo. herausgekommen ist. Hieher gehöret eine unvergleichliche Stelle aus den *Memoires de Mr. de Montresor, durant le Ministere du Cardinal de Richelieu &c. p.* 138. *seq.* wo der Verfasser also schreibet: Entre toutes les ruses humaines il n'y a finesse plus fine que d'être homme de bien: il faut enfin que le masque de la malice tombe & paroisse en son jour. La verité peut être pour un tems voilée des tenebres de l'ignorance humaine; mais finalement elles se dissipent, & la verité éclate malgré tous les obstacles que l'on y puisse apporter. Le trompeur est souvent trompé & le maitre des feux artificiels en est souvent brulé. Le chemin de la vertu est le droit sentier qui conduit les hommes aux honneurs. Ceux qui pensent y parvenir par des voyes obliques en sont souvent reculez. La fin de ces cerveaux remplis de fumées est rarement heureuse. Que les superbes travaillent tant qu'ils voudront, que les ambitieux courent aux grandeurs parmi toute sorte de crimes, ils n'y profiteront rien; leur diligence étant contre la loi de Dieu, tout s'en ira en fumée. Le Soleil de la Justice divine dissipera tout; mais les hommes aveugles de leurs passions effrenées n'y font aucune reflexion.]

(11) **Gemeine Comödien und Harlequins-Possen nützen freylich nichts, sondern schaden vielmehr. Aber rechte Schau Spiele, wie sie die Alten hatten, seynd offt lehrreicher als viele Regeln. Also seynd z. E. des *Pierre Corneille* und einiger andern Franzosen Tragödien fürtrefflich, wo alles natürlich, mit Vernunfft und Schönheit ausgedrucket ist.**

barbarischen Völkern (12) findet man arglistige und boshaffte Streiche genug, und Leute, die sich recht auf dergleichen Spitzbübereyen gelegt haben. Allein solche Bösewichte darff man nimmermehr für Politicos halten. Die ächte Politic gehet auf ein wahrhafftiges Gut, und ist ein Stück der wahren Weißheit. (13) Also muß die wahre Klugheit mit Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit (14) verbunden seyn. Inzwischen aber ist das nicht gleich Betrug und Falschheit, wenn einer sich klüglich in die Zeit schicken, und, ohne seines Nächsten Schaden, sich stellen und verstellen kan. Das ist allerdings gut, und muß auch von Geistlichen (15) in Acht genommen werden, weil diese ebenfalls mit andern Leuten umzugehen nöthig haben. Zwar darff der Geistliche bey einem Sünder freylich nicht simuliren oder dißimuliren, wenn es darauf ankommet, daß er denselben überzeugen soll; und doch muß er es auch da klug anzufangen wissen, wenn er etwas ausrichten will. Ja, wenn wir mit lauter frommen, erbaren und redlichen Leuten zu thun hätten; so würde derjenige ein Werkmeister aller Betrügerey seyn, welcher sagen wollte, man müsse sich stellen und verstellen. Allein da die Menschen nicht so beschaffen, sondern gemeiniglich, wenn auch nur zwey oder drey beysammen, schon ein Feind dabey ist; so zwinget uns allerdings die Noth dazu, daß wir zurückhalten, und nicht sogleich mit der Wahrheit herausplatzen. Auch diejenigen, welche in der Theorie immerzu sagen, man solle keine Verstellung brauchen, zeigen in ihren eignen Thun und Lassen das Wi-

der-

(12) Als wie unter andern bey den Türken: davon man nur den Verfasser de l'Espion du grand Seigneur lesen kan, welcher sie trefflich beschrieben hat.

(13) Diese ist es auch, welche Salomon verstehet, und wovon er immer in seinen Sprichwörtern redet; absonderlich im VIII. Cap. und dessen 7. und 8. V. Die Theologi legen gemeiniglich die Weißheit dieses Königes für dessen Erkänntniß und Wissenschafft in natürlichen Dingen aus; aber fälschlich. Salomon verstunde die Regierungs-Kunst, welche wir Politic nennen, genau. Das ist auch die rechte edle Weißheit. Nur blieb derselbe nicht beständig in diesem Wege, und bewieß dadurch, daß er auch ein Mensch sey.

(14) Hiebey verdienet nachgelesen zu werden Mr. *de Caillieres* de la science du monde cap. 1. Dieses Büchlein ist sehr werth zu halten. Was etwa daran noch zu verbessern, wird in Gundlingianis P. XX. Obs. I. gezeiget. Der Verfasser war Französischer Minister bey dem Ryswikischen Frieden; ein gelehrter Mann, der die Welt und den Hof wohl kennete.

(15) Deshalben hat, unter andern, *Jo. Franc. Buddeus* seiner Moral-Theologie eine besondere Abhandlung von der geistlichen Klugheit (prudentia ecclesiastica) eingeschaltet. Die sogenannten Collegia pastoralia seynd eben auch nichts anders, als Lehren, wie sich ein Pfarrer bey seiner Gemeinde klüglich verhalten solle. Ein jeder Geistlicher braucht eine Politic. Der Apostel Paulus war ein grosser Politicus, d. i. er besaß eine wahre Klugheit und Fürsichtigkeit; wie man in seinen Schrifften und aus seinen Handlungen deutlich wahrnehmen kan.

derspiel: denn sie sehen wohl, daß es unvermeidlich ist. Wenn zum Exempel ein Fürst auf etwas ungereimtes fält: so wird man nicht gleich so heraussagen, es sey nicht recht, es sey thöricht, er dörffe es nicht thun. Auf solche Weise würde man nur Uebel ärger machen, und nichts ausrichten. Also muß man vielmehr Zeit und Gelegenheit in Acht nehmen, und das, was man zu sagen hat, mit guter Manier beybringen. Wer dieses nicht thut, ist ein politischer Enthusiaste, ein unverständiger Eiferer, der mit seinem Poltern nichts fruchtet, sondern sich und andern schädlich ist. Man kan ja in der Welt nicht alles nach seinem Kopfe machen.

Endlich, weil die Menschen insgemein mehr auf das sehen, was in die Augen fällt, haben auch viele dafür gehalten, die Politic bestehe in dem äusserlichen, d. i. in der Manierlichkeit oder Artigkeit der Sitten und Aufführung. Allein dieses macht die Staats-Klugheit noch nicht aus, sondern ist nur das Kleid, die Schaale, worin der Kern versteckt seyn soll. Mancher hat ein treffliches äusserliches Ansehen, daß die Leute eine gute Meinung von ihm bekommen; und gleichwohl fehlt es ihm noch an einem richtigen Verstande und gutem Urtheil. Ein solcher Mensch kan mit einem Buche verglichen werden, das schön eingebunden ist, aber inwendig findet man den Eulenspiegel. Es ist demnach das innerliche dem äusserlichen vorzuziehen. Doch kommet auch auf dieses sehr viel an, weil die Menschen offt am meisten darauf Achtung geben, und weil es dazu dienet, daß das innerliche desto besser gesehen werde. Dahero wird nicht leicht einer in der Welt sein Glück machen, dem es am äusserlichen oder am Wohlstande fehlet. (16) Ob nun schon die äusserliche Wohlanständigkeit nach dem Unterschied der Stände veränderlich ist, und deswegen auch Klugheit dazu gehöret, daß man nicht Leuten nachahmet, deren Stand von dem unserigen unterschieden ist, daß z. E. ein Theologus sich nicht wie einen Jäger, oder einen Staats-Minister aufführe, ꝛc. so bestehet sie doch überhaupt darinnen, daß man allen Leuten, mit denen man zu thun hat, allen Eckel benimmt, und daß man seiner natürlichen oder angewöhnten Bequemlichkeit entsaget: mit einem Wort, daß man allen allerley wird. Denn dadurch macht man sich bey andern beliebt. Der Baron de Charnacé, Französischer Abgesandter unter Ludwig XIII. bey dem Könige Gustav Adolph, ist deswegen bewundert worden, weil er sich nach dem Sinne dieses Königs fürtrefflich gerichtet, und mit ihm gleichsam alle Gestalten

(16) Bey einem Medico siehet man nicht so genau auf das Exterieur, sondern mehr auf seine Kunst; ob er kan das Hüneraug wegnehmen, den Stein zermalmen, das Fieber vertreiben ꝛc. Die Geistlichen hingegen haben es schon mehr nöthig, wenn sie sich beliebt machen und wohl fortkommen wollen.

stalten angenommen hat. (17) So war auch der Licinius Mucianus, welchen Tacitus beschrieben. (18) Denn er mogte mit höhern, mit seines gleichen, oder mit geringern umgehen; so hatte er eine Manier, sich beliebt zu machen. Es seynd freylich bey dem äusserlichen viele Dinge zu beobachten. Die Kleider, die Geberden können einem andern verdrießlich oder lächerlich scheinen, daß er einen Eckel und Abscheu vor einem Menschen bekommt. Darum heißt es:

Si fueris Romae, Romano viuito more.

Christus selbst hat sich gekleidet, wie es bey den Juden damahls gewöhnlich war. Derjenige ist zwar thöricht, welcher neue Moden aufzubringen trachtet; nicht aber der, welche, wenn sie allgemein worden, selbige nachmachet. Denn wenn sich einer hierinnen von andern absondert und die Mode nicht mitmachet, so bleiben alle Leute stehen und sehen ihn an; ja zuletzt lauffen gar die Jungen hinter ihm drein.

Ueber dieses findet man noch allerhand Bedeutungen (19) des Worts Politici, die hier nicht alle können erzehlet werden. Also nennten sich im XVI. Seculo diejenigen, welche in Frankreich wider die Störung der allgemeinen Ruhe und die üble Regierung öffentlich Klage führten, und allen dergleichen Unordnungen durch öffentliche Reichstäge abgeholffen wissen wollten, (20) Politicos. Eben diesen Namen führte zu Kayser Friedrich des I. die Rotte zu Rom, die sich wider denselben empöret hatte, und die alten Consules wieder eingeführet wissen wollte. So gar die unzüchtigen Weibsbilder wurden bey den Griechen πολιτικαὶ, von dem Wort πόλις, welches eine Stadt bedeutet, geheissen; weil sie durch allerhand Ränke die jungen Leute an sich zogen, und sich in grossen Städten (21) am meisten aufhielten. Denn in grossen Teichen fängt man grosse Fische, und in grossen Städten seynd die grösten Huren. Doch es fället jedem sogleich in die Augen, daß diese und andere dergleichen Bedeutungen ein Mißbrauch des Worts Politic seynd.

VI.

(17) *Bayle* hat in seinem Diction. hist. & critique einen besondern Artickel von gedachtem Baron de Charnacé.

(18) *Tacitus* histor. Lib. I. & II.

(19) S. *Jo. Nic. Hertii* Elementa prudentiae ciuilis, pag. 5. seqq.

(20) Hievon ist *Thuanus* Lib. 44. ad ann. 1568. Lib. 52. ad ann. 1572. Lib. 57. ad ann. 1574. nachzulesen. conf. *Hert.* l. c.

(21) Zu Corinth war eine berühmte und schöne Courtisane, welche sich aber theuer bezahlen ließ. Daher ist das Sprüchwort entstanden: Non cuiuis licet adire Corinthum. Viele Theologi brauchen diese Redens-Art: wenn sie aber den Ursprung wüsten, würden sie es nicht mehr thun.

VI.

Die Staats-Klugheit wird von den Lehrern eingetheilet in (22) *architectonicam* und in *administratoriam*. [Die erste könnte man zu deutsch allenfalls die bauende oder einrichtende, die andere aber die vorwaltende Staats-Klugheit nennen.] In jener wird gewiesen, welchergestalt und auf wie vielerley Weise ein Staat, eine Republic, gleichsam zu bauen oder einzurichten, wie sie zusammengesetzet sey, aus was für Theilen solche bestehe, u. s. w. Denn eine jede Republic oder bürgerliche Gesellschafft ist etwas zusammengesetztes, etwas künstliches, ein moralisches, politisches Gebäude. Ueberall seynd Verträge oder Pacta, auf welche das ganze Werk gegründet ist. Alle Verträge aber seynd künstlich. Demnach rühren die Reiche und Republiken in der Welt nicht unmittelbar von GOtt her. Diese politische Enthusiasterey, dieser ungereimte Wahn ist alt, wird aber nunmehro fast von jedermänniglich verlachet. Die bauende Staats-Klugheit (politica architectonica) ist nicht so gar nothwendig, als die andere. Denn es geschiehet selten, daß eine neue Republic aufgerichtet wird. Doch findet man auch Exempel hievon, als wie im XVI. Seculo die Republic Holland, und lange Zeit zuvor, die Schweitzer. Dahero muß ein Gelehrter auch wissen, wie ein Staat einzurichten und zu bauen sey. Allein dieses lernt man schon grösstentheils in der Lehre des Natur- und Völker-Rechts. Deswegen haben solches einige in ihren Büchern von der Staats-Lehre weggelassen, andere aber haben es mitgenommen und zuerst abgehandelt. (23) Eintheilung der Staats-Klugheit.

Die

(22) So hat *Jo. Frid. Hornius*, ein ehemahls berühmter Professor zu Wittenberg, seine Politic *Architectonicam* betitelt. Mit diesem Buch hat er einen grossen Lermen erreget, indem er den gemeinen Pfad des Aristotelis verlassen und neue Lehrsätze in der Politic vorgetragen hatte. Indessen ist dieses Büchlein eben nicht von grossem Werthe, und würde zu unsern Zeiten kaum mehr daran gedacht werden, wo nicht Achilles Epstein, Professor zu Giessen, ein sehr gelehrter und scharfsinniger Mann, selbiges mit Anmerkungen zu erläutern gewürdiget hätte. Uebrigens kommt das Wort *architectonica* von Aristotele her, welches die Gelehrten hernach beybehalten haben; wie erstgedachter Epstein gezeigt hat.

(23) Wie es *Hertius* gemacht hat in seiner oben schon angeführten Politic, darinnen der erste oder general-Theil in der architectonica bestehet. Pufendorff nennet diese Abhandlung *de Ciue*, oder von den Pflichten in der bürgerlichen Gesellschafft. Ulrich Huber heisset es *Jus Ciuitatis* und hat ein nützliches und herrliches Werk unter solchem Titel geschrieben: welches deswegen der Freyherr von Lyncker, wie auch *Thomasius*, der es mit seinen Anmerkungen wieder auflegen lassen, allezeit angepriesen haben, weil jeder Jurist in dergleichen Materien sich wohl umsehen sollte. Einige brauchen hier das Wort *Jus publicum vniuersale:* wider welche Redensart Werlhof geeifert hat.

Die verwalrende Staats-Klugheit (politica administratoria) ist ohne Zweiffel die nöthigste. Denn wozu dienet es zu wissen, wie und auf was Art ein Staat anzurichten sey, wenn man denselben nicht regieren kan? Es ist keine geringe Kunst, Menschen zu regieren, die so unendlich unterschieden seynd, daß kein einziger dem andern gleichgeartet ist; sondern so viel Köpfe, so viel Sinnen. Diese alle unter einen Huth zu bringen, nach der Absicht des Fürsten zu lenken, daß sie ihm helffen, daß alles stille sey, daß kein innerlicher Krieg unter ihnen selbst entstehe, erfodert die allergröste Kunst und Mühe. Der König in Engelland, Georg der I. dienet hier zu einem Exempel. Was hat nicht derselbe für Unruhen gehabt? Offt war alles ganz still. Auf einmahl entstunde ein Wetter, ein Tumult, ein Feuer, wenn man sich dessen am wenigsten versahe. Diß kam dem Könige im Anfang fremd vor: denn die Hanöverische Regierung war weit leichter. In Deutschland regieret man mit weniger Mühe und viel ruhiger. Die Deutschen lassen sich auch gerne beherrschen, wenn es nur ohne völlige Unterdruckung der Freyheit geschiehet. Man kan eher machen, daß alle Uhren in einer Stadt zusammen schlagen, als daß die Leute einmüthig regieret werden: sonderlich wo das Volk schlau, fürwitzig, boßhafftig und verwegen ist, wie die Engelländer gemeiniglich. Ja offt bey den dümmesten fehlen nur Leute, die sie aufhetzen.

Es ist aber ferner zu merken, daß die Verwaltung eines Staats zweyerley ist. Entweder geschiehet selbige nach dem Recht und nach den Gesetzen; oder aber nach der Klugheit zu regieren. Die erstere werden wir, als zum Rechte der Natur gehörig, weglassen. Doch wird auch dann und wann etwas davon vorkommen; aber ganz kurz und gleichsam im Vorbeygehen. Hingegen müssen wir hier hauptsächlich zeigen, wie und in wie weit ein Regent diese oder jene Gerechtsame oder Regalien klüglich brauchen solle: Nicht aber, ob und in wie fern er dazu berechtiget sey. Mancher Fürst ist vollkommen befugt, diß oder jenes zu thun, thut aber gleichwohl öffters ungereimt, wenn er sich gar zu genau auf sein Recht steiffet, und nicht davon etwas nachlässet, oder es wohl gar dißimuliret. Darinnen bestehet eben die Politic, daß man, wo es dienlich ist, seinem iuri stricto zu entsagen wisse. Demnach gehet die verwaltende Staats-Klugheit auf den vernünfftigen Gebrauch aller und jeder Regalien: welches eine grosse Kunst ist. Fast alle Veränderungen und Zerrüttungen der Staaten in der Welt seynd aus dem unklugen Gebrauche der Regalien, z. E. der Zölle, Auflagen, Steuern ꝛc. entstanden; wenn nemlich die Fürsten politische Schnitzer begangen haben. Denn

grosse

grosse Herren seynd nicht allemahl die klügsten; sondern lassen sich gar offt regieren, wie die Marionetten. Die andern, die mit am Ruder sitzen, seynd gemeiniglich auch nicht sonderlich klug.

Diß ist also der eigentliche Begriff von der Verwaltungs-Klugheit, (politica administratoria) welche man sonsten auch prudentiam consultatoriam (die rathschlagende Klugheit) zu nennen pfleget. Wir werden aber nicht nur diese, und zwar nach den verschiedenen Regierungs-Formen oder Gattungen der Republiken, vortragen: sondern auch diejenige Politic, welche den Fürsten selbst angehet, was er zu beobachten habe in Ansehung seiner selbst, vor sich, damit er sich bey seinem Posten bequemlich erhalten möge. Denn die verwaltende Politic (administratoria) ist eigentlich auf das Volk gerichtet, was der Fürst in Ansehung dessen in Acht zu nehmen habe. Bey dem Fürsten selbst kommet das meiste auf die Staats-Bedienten an. Diese regieren gemeiniglich; der Fürst wird regieret. Magister est Minister; Minister Magister. Das kommet von der Schwachheit des Verstandes oder den Passionen der Fürsten her. Es haben also auch beyde eines guten Unterrichts vonnöthen. Es wird aber auch zum öfftern von der falschen Politic etwas berühret werden, von den Mazarinischen Staats- und Lebens-Regeln; weil diese in der Welt öffters sowohl von Regenten als Unterthanen gebraucht werden, am Ende aber übel ablauffen. Doch giebt es auch in der wahren Politic bey gewissen Fällen ausserordentliche Maximen, welche man (24) *Coups d'Etat*, Staats-Streiche zu nennen pflegt.

VII.

Von den Hülffs-Mitteln der politischen Wissenschafft;

Aus diesem allen erhellet nunmehro, wie nützlich, wie brauchbar und practisch die Staats-Lehre seyn müsse. Es wird also dazu Erfahrung erfodert, nicht aber eben allezeit eine eigene: sondern man kan sich auch fremder Erfahrung bedienen. Die Reisen seynd auch nicht allemahl

(24) *Gabriel Naudé*, der berühmte Französische Medicus, der sonderlich die politischen Wissenschafften liebte, hat geschrieben: Considerations politiques sur les Coups d'Etat. Welches Büchlein zu Rom und sonsten in 12mo gedruckt, aber etwas rar ist. Es kommen darinnen Regeln und Exempel vor. Allein es ist doch noch kein rechtes Systema oder ordentliche Abhandlung der Lehre de arcanis rerum publicarum. Sam. Pufendorff hat immer etwas davon schreiben wollen. Es wäre zu wünschen, er hätte es gethan: denn er würde ausser Zweiffel etwas tüchtiges zu Stand gebracht haben. Er wuste den Sachen eine Gestalt und einen Zusammenhang zu geben, hatte die Historie innen, und einen sehr politischen pragmatischen Verstand. Wenn man nur seine Einleitung zur Historie ansiehet; so findet man, daß er bey jedem Reiche treffliche politische Betrachtungen angefüget: denn er war ein Mann, der die Welt kennete.

imgleichen von der politischen Demonstration.

mahl hinlänglich: denn die meisten verfehlen dabey des wahren Zwecks, oder verstehen denselben nicht einmahl und hängen sich an andere unnützliche Dinge. Dahero seynd, nebst einem aufgeklärten Verstande und reiffem Nachdenken, Bücher nöthig. Eben deswegen ist heut zu Tage diese Lehre leichter, weil wir die allerschönsten politischen (25) Schrifften haben; insonderheit von den Franzosen und Italiänern. Wir werden dergleichen hin und wieder in dieser Abhandlung bekannt machen, und also eine politische Bibliothec einschalten.

Es entstehet aber hanptsächlich hier die Frage, ob in der Staats-Lehre eine Gewißheit statt finde, das ist, ob selbige unter diejenigen Wissenschafften zu rechnen sey, deren Sätze und Wahrheiten richtig und unstrittig erwiesen werden können? Das ist nun eine Sache, welche von müßigen Lehrern hat wollen strittig gemacht werden. Man muß aber zum voraus wissen, worinnen eigentlich ein Beweiß oder eine Demonstration bestehe. Etwas beweisen, heist eine Sache aus tüchtigen Gründen und Ursachen darthun, so daß wir derselbigen gewiß sind, und sehen, daß es nicht anderst seyn könne. Denn der Mensch ist so beschaffen, daß, wenn er von einer Sache überzeugt ist, er Beyfall geben muß: Und wenn er auch schon äusserlich spricht, er verstehe es nicht; so ist er doch innerlich in seinem Verstande davon überführet. Nun hat es zwar anfänglich das Ansehen, daß man in politischen Dingen keine De-

(25) Unter den Schrifften der Alten seynd *Aristotelis* Libri politicorum vor allen hochzuachten. Denn in dieser Lehre ist er unvergleichlich, wie auch in Rhetoricis und in arte poëtica. Das wissen die Franzosen wohl, die in diesen Stücken excelliren. Darum haben sie ihn so offt in ihre Sprache übersetzt. Aristoteles war, wie bekannt, an dem Macedonischen Hofe, da viele politische Künste gespielet wurden. Die hat er wohl eingesehen. Daß man ihn heut zu Tage wenig mehr liefet, kommt von der fast allgemeinen Verachtung her, darin er in Schulen stehet. Allein man muß desselben Schrifften wohl unterscheiden. *Hertius* befiehlet fast auf allen Blättern den Liebhabern der politischen Wissenschafften an, daß sie obgedachte Bücher Aristotelis nie aus den Händen legen mögten. Sonderlich muß man selbigen lesen mit dem commentario *Mich. Piccarti:* welches ein treffliches Buch ist, ob es gleich zum öfftern in Auctionen für 6 Pf. weggehet. Piccart war Professor zu Altorff, ein überaus gelehrter Mann im Latein, im Griechischen, in den Geschichten, in der Critic ꝛc. Nur war er ein starker Anhänger des Aristotelis. Wiewohl *Leibniz* die alte Philosophie allezeit der heutigen vorgezogen, und diese mit einem Gerippe verglichen hat. Piccartus ist einem jeden zu recommandiren. *Gudius* und *Grotius* in ihren epistolis halten ihn auch sehr hoch. [* Sonst hat auch *Conringius* zu obgedachten Büchern Aristotelis eine gelehrte Einleitung geschrieben. Inzwischen haben einige der neuern Gelehrten an den politischen Schrifften dieses griechischen Weltweisen unterschiedliches auszusetzen gefunden. S. Hrn. **Gottlob Sam. Treuers** dissert. de naeuis librorum politicorum Aristotelis, Helmstädt, 1715. 4to. imgleichen *Chr. Thomasii* orationes academ. pag. 437. sqq.]

Demonstrationes haben könne. Denn in der Politic kommet das meiste auf *Ueberlegung*, auf Fürsichtigkeit, auf Rathschlagen an, auf das, was man *wehlen* soll? Da finden sich gemeiniglich allerhand Gründe auf beyden Seiten: so, daß es ungereimt scheinet, hiebey einen unstreitigen Beweiß verlangen. So sagen auch die meisten: Eine nothwendige gewisse Wissenschafft sey diejenige, welche ein nothwendiges Obiectum habe. (26) Aber auf diese Weise würde die Methaphysic allein demonstrativ seyn, und alle andere Wissenschafften in das Reich der Meinungen gehören. Alle menschliche Handlungen seynd zufällig (contingentes) nicht aber nothwendig, (necessariae) diesemnach würden alle moralische Lehren auf blosse Meinungen ankommen. Allein daß man allerdings in moralischen und politischen Materien richtige Demonstrationes haben könne, ist bereits von verschiedenen gelehrten und wackern Männern überflüßig gezeigt worden. In diese Classe gehören Hermann Conring, (27) Sam. Pufendorff, (28) der Königliche Französische Staats-Rath *Jo. Silhon*, (29) der berühmte Engelländer *Jo. Locke*, (30) und andere mehr. Man kan es auch selbst leicht sehen, wenn man nur merket, daß ein Beweiß, eine Demonstratio nichts anders sey, als ein Vernunfftschluß, da man aus gewissen und wahren Sätzen eine gewisse, nothwendige, richtige Folge ziehet; also daß kein Mensch, der nicht ganz thöricht und albern ist, solche in Zweiffel ziehen oder anderst schliessen kan; sondern daß jeder die nothwendige Connexion begreiffet, welche unter den Vörder-Sätzen (praemissis) und dem, was daraus geschlossen wird, ist. Das thut nichts zur Sache, daß das, was man gewiß demonstriret hat, auch nothwendig geschehen müsse. Denn dieses stehet nicht

(26) Es kan das obiectum ungewiß oder nur wahrscheinlich seyn, und doch deßhalben die Demonstration ihre Richtigkeit haben, nemlich hypothetice. Also wenn ich setze: der Mond ist ein Cörper, der unserer Erde ähnlich ist: kan ich auf eine demonstrative Art hundert conclusiones daraus ziehen, welche hypothetice ganz gewiß seynd, absolute aber ungewiß. So hat es *Hugenius* mit dem Mond gemacht. S. des *P. Buffier* Logique ou principes de raisonnemens, in dem Capitel de la Demonstration.

(27) De ciuili prudentia cap 8. & 9. imgleichen in propoliticis cap. 7. & 8. pag. 50. seqq. nach der andern Auflage, welche mit einer Vorrede Hrn. Justi Christoph Böhmers zu Helmstädt 1709. 4t. ans Licht getreten ist.

(28) In dem bekannten Werke de Jure Naturae & Gent. Lib. I. cap. 2.

(29) In einem Discours sur la demonstration politique & morale, der in dem dritten und letzten Theil seines unvergleichlichen Werks, *le Ministre d'Etat* betitelt, zu finden ist. *Silhon* war gleichsam die rechte Hand des Cardinals Mazarini, welchen er auch unter dem Ministre d'Etat vorstellig gemacht hat.

(30) In dem Versuche vom menschlichen Verstande, Lib. III. cap. XI. §. 16. 17. und Lib. IV. cap. III. §. 18. seqq. und cap. XII. §. 8.

allemahl zu erhalten. Man erweiset viel, wenn es gleich nicht erfolgt. Alle die politischen Beweise seynd eingeschrenkt; es seynd demonstrationes hypotheticae; d. i. man beweiset, nach Beschaffenheit eines jedweden Standes, dieses oder jenes sey zu thun, oder zu unterlassen, wofern einer bequemlich leben und sich erhalten wolle: Nicht, als ob das, was man bewiesen hat, daß es gut und dienlich sey, auch nothwendig geschehen müste, oder als ob man, ohne solches zu thun, ganz und gar nicht bestehen könnte. Es bestehet mancher doch, wenn er gleich ein dummes Haushalten führet; aber freylich mit vielem Nachtheil und Unbequemlichkeit. Also ist es genug, wenn man in der Politic erweiset, was besser, bequemer, schicklicher sey, und daß das Gegentheil unbequem, nachtheilig, gefährlich sey, u. s. w. Hernach seynd die politischen demonstrationes meistens *relatiuae*. Manchmal ist etwas nützlich in diesem Staat, aber schädlich in einem andern. In Holland seynd die Colonien, welche ausgeführet werden, nützlich; andern Ländern hingegen schädlich, z. E. in Spanien: denn sie entblössen das Land an Einwohnern, und ist keine Quelle da, wo sie wieder Leute herbekommen könnten. Deshalben kan man in politischen Dingen keine solche Grundsätze machen, daß die daraus fliessende conclusiones an allen Orten nützlich seyn und von statten gehen könnten; sondern diese seynd unterschiedlich nach den Umständen, nach der Einrichtung und Verfassung eines jeglichen Staats ins besondere. Das ist, die politischen Schlüsse seynd zwar gewiß, aber nur pro re nata. Zum Exempel, ich wollte demonstriren, es sey nicht gut noch nützlich, wenn die öffentlichen Aemter und Ehrenstellen verkaufft werden. Da suche ich nun einen Grund, eine bündige Ursach: (medium terminum concludentem) ich sehe also die beeden Glieder des Satzes an, nemlich das subiectum und das praedicatum, und sage hierauf also: Bey öffentlichen Aemtern wird erfodert, daß die Leute dazu hinlängliche Geschicklichkeit besitzen; denn sie sollen den Fürsten repraesentiren, als in welchem alle öffentliche Aemter gleichsam als in der Wurzel stecken. Weil nun der Fürst in einem Staat unmöglich alles selbst verrichten kan; so braucht er Nachgeordnete und Bediente. Diese aber müssen tüchtig seyn: denn das ist die Absicht des Regenten, des Volks und des sämtlichen Staats. Nun habe ich den medium terminum, so viel das erste Glied des Satzes oder das subiectum betrifft. Weiter finde ich, es gehöre zu dem, der ein öffentliches Amt behörig verwalten will, ein vom Eigennutz befreytes Gemüth. Nunmehro mache ich die Application und sage: Wer einen Dienst erkauffet, ist nicht ohne Eigennutz. Der Dienst wird demjenigen zu theil, der am meisten

Geld giebt. So siehet ja folglich der Fürst nicht auf die Geschicklichkeit, sondern aufs Geld. Wer am meisten giebt, ist der geschickteste. Wer Geld giebt, sucht das Geld wieder zu gewinnen: Folglich ist er eigennützig, u. s. w. Sollte man nun nicht auf solche Art einen Fürsten überführen können, daß die Verkauffung öffentlicher Aemter nichts tauge. Denn wenn er solche verkauffet, so seynd seine Beamten theils untüchtig, theils Betrüger. Da wird denn hernach das Volck gedruckt, mißvergnügt, und der Haß fällt auf den Fürsten zurück. Wenn nun einer noch zweiffelt; so macht man einen neuen Schluß, etwa folgendergestalt: Was die Unterthanen drückt, was bey ihnen einen Haß gegen ihren Fürsten erwecket, das ist dem Staat schädlich. Das siehet man alsdenn am deutlichsten, wenn bey dem Regenten die Macht, und bey den Unterthanen die Furcht abnimmt, wenn sie Gelegenheit haben, einen Aufstand zu erregen, und sich nach einem andern Herrn umzusehen. Davon haben wir Exempel genug in den Geschichten. Man sollte einem grossen Herrn nichts fleißiger vorlesen, als die Empörungen, Unruhen und Zerrüttungen, nebst den Ursachen, daraus sie entstanden. Eines der merkwürdigsten Beyspiele kan die grosse Holländische Revolution unter K. Philipp II. abgeben. Auf vorbesagte Art nun kan man bey allen Gerechtsamen eines Regenten mit gröster Gewißheit zeigen, was nützlich oder schädlich sey. Der ist eben der beste Conseiller, der nicht blos so etwas hinreden, sondern der zugleich deutlich und demonstrativ weisen kan, diß oder jenes sey schädlich, das nützlich, das dritte noch nützlicher ꝛc. Dazu gehört Deutlichkeit, Freymüthigkeit und kurzgefaßte Gründe, die überzeugend seynd. So hatte der König in Frankreich Ludwig XIV. seine Minister gewöhnet. Man macht zwar grossen Herren keine Syllogismos vor; das versteht sich ohnehin; aber implicite stecket doch in allen Raisonnemens ein bündiger Syllogismus, oder soll wenigstens darinnen seyn. Es können also die Beweise in der Politic, wenn sie recht eingerichtet werden, einen vernünfftigen Menschen eben so gut überzeugen, als die mathematischen, ob man gleich in der Moral und Politic keine Ziffern, keine Linien ꝛc. hat. Daher ist gewiß, daß die mathematischen demonstrationes leichter seyn, weil man da alles vor sich hat und leicht übersehen kan. Hingegen ist in moralibus mehr Schwierigkeit und Dunkelheit, indem die Worte, mit denen wir unsere Begriffe verbinden, von gar weitläufftiger Bedeutung seynd; welche man also zum voraus richtig ausmachen, und bestimmen muß. Daher hat eben *Locke* (31) ange-

(31) S. die vorhergehende Anmerkung (30) dessen Werk vom menschlichen Verstande ist fürtrefflich, würde aber noch mehr Beyfall gefunden haben, wenn er lauter

angemerket: was in der Mathematic Linien, Zahlen ꝛc. seynd, das sey in der Moral nur das Wort, und die Beschreibung des Worts. Wenn ich das Wort beständig in der einmahl bestimmten Bedeutung brauche; so gilt es so viel als eine Ziffer. Da muß man nun von einer in moralibus einmahl gefaßten Idee nicht abgehen; sonst wäre es eben so viel, als wenn ich in der Arithmetic vor 2. 3 gesetzet hätte: alsdenn würde ich freylich in der Rechnung mich verstossen haben. Kurz zu sagen, bey moralischen und politischen Beweisen kommet es auf eine genaue Aufmerksamkeit an, daß die Begriffe, die in einem Satze stecken, wohl aus einander gewickelt und bestimmet werden. Wir wollen den Satz nehmen: *Luxu perduntur ciuitates:* Durch Ueppigkeit geht ein Staat zu Grunde. Wenn ich nun wissen will, ob dieses wahr sey, und bewiesen werden könne; so muß ich wissen 1.) was ein Staat sey; 2.) was das heisse, zu Grunde gehen; und 3.) worinnen die Ueppigkeit bestehe. Ein Staat wird genennet eine Menge vieler Menschen, welche zusammen eine Oberherrschafft erkennen, einen Entzweck haben, nemlich daß sie in Sicherheit leben mögen. Ein Staat gehet zu Grunde, wenn er sich nicht mehr bey seinem vorigen Zustand erhalten kan, wenn er geschwächt wird, in Verfall geräth, wenn das gemeine Band aufgelöset wird. Unter dem Worte Ueppigkeit steckt ein sehr zusammengesetzter Begriff, (idea admodum composita) der also muß heraus gebracht werden. Man heisset aber Ueppigkeit, wenn einer mehr isset, als er braucht, mehr trinket, als er vonnöthen hat, in der Liebe, im schlaffen, in Kleidungen, in der Wohnung, im Haußrath, und allen andern Belustigungen und Bequemlichkeiten des Lebens alles vernünfftige Maaß und Ziel überschreitet. Augenlust, Fleischeslust, hoffärtiges Leben ist darunter begriffen. Nun ist die Frage, ob es wahr sey, daß ein Staat, eine Republic nicht bestehen könne, wenn die Ueppigkeit einreisset, wenn fast jedermann frißt, säufft, huret ꝛc. da muß ich dann auf die Ursache sehen: denn demonstriren heisset, etwas aus tüchtigen Ursachen darthun. Man begreifft aber gar bald, daß Leute, welche fressen, sauffen, huren, schlafen ꝛc. unordentlich, weichlich, weibisch, sicher, nachläßig, und daher untüchtig werden, sich zu erhalten und zu beschützen. Hierauf nehme ich weiter als ein postulatum an: die Feinde eines solchen in Unordnung gerathenen und verderbten Staats, die Benachbarten, welche

lauter gemeine und jedermann begreiffliche Exempel gegeben hätte. Es wäre zu wünschen, daß jemand dieses Buch mit dergleichen Exempeln erläuterte. Locke hat freylich unterschiedliche Fehler: er ist aber deswegen durchaus nicht zu verwerffen. Man kan an allen etwas auszusetzen finden.

welche alle Gelegenheit suchen, ihre Macht zu erweitern, seynd hiebey aufmerksam, wachsam, und können, weil sie nicht genugsamen Wiederstand finden, ihre Nachbaren leichtlich verschlucken.

Inuadunt vrbem somno vinoque sepultam. Virgil. Aen. lib. 3. v. 265.

Wie der Poet saget. Und also ist der Schluß ganz natürlich: Luxu perduntur ciuitates. Ja, sprichst du, es kan doch geschehen, daß die Nachbarn eines solchen üppigen Staats nicht wachsam seyn, sondern gleichfalls nachläßig und der Weichlichkeit ergeben. Ich antworte, das ist etwas ausserordentliches, das selten und nur zufälliger Weise geschiehet. Alsdenn wird der status controuersiae geändert. Ueber dieses, wenn einem der obige Beweiß gar zu spitzfindig und abstrackt scheinen sollte; so giebt man ihm demonstrationem a posteriori, oder überführt ihn durch Exempel, und saget: Auf diese Art ist Carthago, so ist Rom, so ist Spanien, so ist der Jüdische (32) Staat zu Grunde gegangen. Als Roderich in Spanien regieret, unter welchem die Mohren hinüber gekommen, hatten die Spanier noch in Africa die Vestung Ceuta, welche der Statthalter Julianus, weil seiner Tochter von dem Könige Gewalt geschehen war, den Mohren übergab und sagte: in Spanien wären die Leute alle sicher und in keiner Verfassung. Da giengen die Mohren herüber und brachten Spanien unter sich; weil daselbst die Krieges-Zucht ganz verfallen und die Einwohner schläferig und ungeübt waren. Wollten die Spanier keine Saracenen werden, so musten sie alle davon lauffen. Diejenigen, welche noch tapfer gewesen, haben sich nach Asturien, Arragonien und Navarra begeben; das übrige hatten die Mohren. Dieses alles hat die Ueppigkeit und Sorglosigkeit verursachet. Daß der König in Spanien Philipp II. Portugall einbekommen, daran ist ebenfalls die Ueppigkeit schuld gewesen. Der Türke passet auch nur auf, biß Lermen in Europa wird. Siehet er nun, daß Unordnung ist, so kommet er herein: wie er denn durch solche Gelegenheit vieles an sich gebracht hat. Eine jedwede Potenz ist herrschsüchtig und sucht weiter um sich zu greiffen, ohne darauf zu sehen, ob es recht oder unrecht sey. So offt eine grosse Revolution entstehen soll, so kommt allemahl einer, der

(32) S. *Humphred Prideaux* in seiner histoire des Juifs &c. Es ist diß ein unvergleichliches Buch von dem Staat der Juden, von ihrer Ueppigkeit, ihrer Gefangenschafft, von dem Aßyrischen, Persischen, Medischen Reiche ꝛc. Dieses Werk kan keiner entbehren, der die Bibel recht verstehen will. [* Der eigentliche Titel ist: The Old and New Testament connected in the History of the Jews and Neighbouring Nations &c. und ist das Buch in Engelland wohl über zehnmahl gedruckt, auch seiner Würdigkeit wegen in verschiedene Europäische Sprachen übersetzt worden.]

der wachsam ist. Dieser unterdrückt zuerst kleine Staaten; wodurch er mächtiger wird. Die andern Nachbarn seynd nachläßig und unordentlich: damit wirfft er auch selbige über den Hauffen. Daher findet man, daß bißweilen ein kleines Reich grosse unter sich gebracht und ein schwächerer die Oberhand behalten hat; als wie der Basilowiz in Moscau gethan. Auf dergleichen Art nun könnte man auch beweisen, daß allzu grosse Auflagen, wodurch das Volk gedrücket wird, Aufruhr verursachen: wovon der Grund aus der menschlichen Natur hergenommen wird; weil kein Mensch gern umsonst und ohne Noth etwas von dem seinigen weggiebt ꝛc. Es werden aber dergleichen Exempel unten viele vorkommen. Denn dadurch wird die politische Wissenschafft angenehmer. Ein einziger richtiger und deutlicher Schluß in der Politic ist so gut, als ein weitläufftiger mathematischer Beweiß, wobey viel Aufhebens und unnöthige Umschweiffe gemacht, und offt unstrittige Wahrheiten bewiesen werden. Uebrigens nimmt man freylich bey den politischen Demonstrationen GOttes Verhängniß jederzeit aus; wie auch Prinz Moriz von Oranien bey der Einnahm der Stadt Breda (33) sich bescheidete. Die Schlüsse seynd deswegen doch richtig. Man siehet auf das, was ordentlicher Weise zu erfolgen pfleget: das ausserordentliche wird nicht vermuthet. Wenn sich ein unversehener Zufall ereignet, so macht man einen neuen Schluß. Wenn die Vörder-Sätze (praemissae) bleiben, so muß auch die Conclusion bleiben. Werden die Vörder-Sätze, d. i. die Umstände, verändert, wird auch die Conclusion verändert. Der obgedachte *Silhon* erinnert in seinem Ministre d'Etat gar wohl, daß einige aus der Ursache auf die Meynung gerathen, man könne keine Demonstration in moralischen Dingen haben, weil sie gesehen, daß sich viele Sachen in einander verwickelten. Allein wenn man einen Punct nach dem andern nimmt, kan man gar wohl demonstriren. Er meldet ferner: die wenigsten Leute wüsten etwas in Regierungs-Sachen, hätten auch die bekannten Sprüchelgen gehöret: Mundus regitur opinionibus; parua sapientia regitur mundus: deswegen könnten sie sich hier keine demonstrationes fürstellen. Allein, wenn man alles fein aus einander setzet, kan man

es

(33) Er brauchte die Kriegs-List, daß er in ein mit Turff beladenes Schiff Soldaten verstecken und sie mit dem Schiff in die Stadt führen ließ. Sie hatten aber einen so unbequemen und feuchten Raum, daß sich einige des Hustens nicht erwehren konnten. Da wäre denn das Spiel beynahe verrathen worden. [* Hiebey ist sonderlich die herzhaffte Entschliessung eines Lieutenants merkwürdig, der Matthias Heldt hieß, und mit im Schiffe versteckt war. Als ihn der Husten hefftig plagte, da das Schiff schon ganz nahe an der Vestung war, reichte er seinen Dolch seinen Cameraden, und bate sie, ihn solchen durch die Brust zu stossen, damit er nicht Ursache wäre, daß der Anschlag mißlünge. S. Memoires de Hollande &c. par *Louis Aubery*. p. 246.]

es deutlich zeigen. Ja, sprichst du, es ist wohl wahr, daß man politische Beweißgründe finden kan: aber es kommet doch hernach auf die Application an, da erst die meiste Schwierigkeit entstehet. Hierauf dienet zur Antwort: Es ist da eben so, wie in der Juristerey, in der Fecht-Kunst, und in vielen andern Künsten. Man kan einem vollkommen gut sagen, wie er machen müsse, wenn die Quart solle gestossen werden: wenn es aber auf die Application ankommet, so heist es, da siehe du zu. Die Uebung giebt es schon nach und nach. In der Rechts-Gelehrsamkeit schreibt man ebenfalls gewisse Regeln für, und die Grundsätze seynd alle gewiß: aber deren Anwendung wird eines jeden Gutbefinden überlassen. So ist es auch in der Staats-Lehre. Wenn ich da einem noch so schöne Sachen sage, und er weiß das tempo nicht zu treffen; so hilfft es ihm freylich alles zusammen nichts. Daß man bey den moralischen Wahrheiten mehr zanket, als bey den mathematischen, davon hat Thomas Hobbes in seinem Leviathan eine artige Ursach angeführet; indem er sagt, in die Mathematischen Sätze mische sich nicht so leicht ein Interesse. [*] In den moralischen hingegen komme es gröstentheils auf Unterdrückung und Bestreitung der menschlichen Begierden an. Also ist ein interesse da: und deshalben sucht fast ein jeder denjenigen Satz zu behaupten, der seinen Absichten und Neigungen gemäs ist. Wiewohl es doch auch unter den Mathematicis an Streitigkeiten nicht fehlet.

VIII.

Von dem Entzweck und Obiecto der Staats-Klugheit.

Es ist oben bereits gezeigt worden, womit die Politic zu thun habe, imgleichen worinnen derselben Entzweck bestehe. Die Lehrer machen insgemein hiebey viel unnöthige Worte de fine, de obiecto, de causa efficiente Politicae. Das macht, sie haben sich an den alten Schul-Schlendrian gewöhnet, und können sich von dieser Lehr-Art nicht loswürken: da sie doch sehen und bedenken sollten, daß schon der finis, das obiectum &c. in dem Begriffe, welcher in der Beschreibung gesetzt wird, stecke. Allein die wenigsten haben eine rechte Logic im Kopfe, und meynen, man müsse bey Erklärung einer Sache auf dergleichen besondere Stücke sein Absehen richten; es sey sonst nicht deutlich genug. Wir sagen demnach nur kurz: Der Vorwurff (obiectum) der Politic ist das Thun und Lassen der in gewissen Ständen lebenden Menschen, sonderlich der Regenten, deren Bedienten und aller nachgeordneten. Denn die Politic ist eine Staats-Klugheit. Also erkläret man die fürnehmsten

[* Eben diese Anmerkung hat auch *Locke* gemacht in dem Versuch vom menschlichen Verstande, im IV. Buch, Cap. III. §. 20.]

Stände in dem gemeinen Wesen, und appliciret die Regeln der Klugheit auf dieselben. Von den Unterthanen wird nur Zugabsweise und secundario gehandelt; denn diese seynd schon mit unter dem Regenten begriffen. Regieret derselbe klüglich, so leben auch die Unterthanen vergnügt. Wo nicht, so ist Elend über Elend. Denn alle Klaglieder, die man täglich von allen Orten höret, entstehen daher, daß Könige und Fürsten nicht zu regieren wissen, daß sie ihre Thorheit blos geben ꝛc. und dieses sowohl in Monarchischen als auch andern Staaten. Die Erhaltung eines Regenten steckt in der Erhaltung der Unterthanen. Denn sonst wird er ein Regent über Bettler. Hieraus ist ferner offenbar, was der Entzweck der Politic sey? nemlich die Erhaltung, die Glückseeligkeit der Staaten, und folglich des ganzen menschlichen Geschlechts. Die Glückseeligkeit aber wird erlanget, erstlich, wenn wir die Hindernissen und Feinde abwenden, und hernach (34) wenn wir uns Freunde erwerben, damit wir ein vergnügtes Leben führen können. Das gröste Unglück ist, keine Freunde haben. Daran sind wir aber meistens selber schuld. Wir sind Ismaels, und wissen weder Freunde zu gewinnen noch zu erhalten. Die Glückseeligkeit wird desto vollkommener, je vollkommener die Menschen seynd. Dahero muß man nicht nur sich für den Uebeln, die von aussen kommen, hüten, und solchergestalt die äusserliche Glückseeligkeit suchen; sondern auch durch Gerechtigkeit, Erbarkeit, Tugend, die innerliche Ruhe und Zufriedenheit zu erhalten trachten. Die Ehre GOttes soll endlich der letzte Entzweck des menschlichen Thun und Lassens seyn. Dieses verstehen viele nicht recht. GOtt ist nicht ehrgierig, bedarff auch unseres Lobs nicht: sondern wenn die Menschen die höchste Weißheit, die fürtrefflichste Ordnung vernünfftig erkannt haben; so werden sie bewogen, GOtt zu loben, von dem alles ist, und das Licht der Weißheit zu erheben, von welchem einige Strahlen zu uns kommen.

VIIII.

Methode oder Lehr-Art der Politic.

Die Methode, die Politic abzuhandeln, ist willkührlich: Denn man kan niemanden vorschreiben, wie er die Wahrheit vortragen solle. Buddeus hat seine Politic tractiret wie die Medicin, (35) daß er nemlich vor das erste die verschiedenen Stände in der menschlichen Gesellschafft sowohl

(34) Dieses fliesset aus dem vorigen; wie Leibniz in der Vorrede zu seinem Codice iuris gent. diplom. artig gezeigt hat; wo man es aber nicht suchen sollte.

(35) Es war damahls so Mode. *Vincentius Placcius*, ein Professor zu Hamburg, hat diesen Vorschlag am ersten gebrauchet. *Chr. Thomasius* und Tschirnhausen haben sich solchen auf gewisse Maasse auch gefallen lassen.

sowohl nach *ihrem* ordentlichen und gesunden, als auch nach ihrem verderbten *und kranken* Zustande betrachtet, und dann die Mittel und Arzney *wider* sothane Verderbniß zeiget. Uns gefället zwar dieses gekünstelte *methaphorische* Kleid nicht. (36) Doch kan man es in der Moral *endlich* noch dulten. Dahero wir auch dießmahl von besagter Methode *nicht* abgehen werden.

Das andre Capitel,

Von unterschiedlichen Ständen der Menschen.

I.

Verbindung und Inhalt dieses Capitels.

Alle Menschen leben in einem gewissen Stand, und nimmt jeder einen moralischen Raum ein, welchen er zu behalten suchet, und daraus er sich nicht gerne will setzen lassen. Wer auch unter so vielfältigen Hindernissen und Nachstellungen bey seinem Posten bleibet, der muß gewiß nicht dumm seyn, er sey ein Fürst oder eine Privat-Person. Die ganze Politic kommet hierauf an. Wer sich von seinem Posten abtreiben lässet, den lachet man von fernen aus. *Unkluge Leute seynd* wie der Phaeton, der den Wagen nicht zu regieren weiß, *sondern die Welt verbrennet.* Ob nun gleich jedermann siehet, daß die Menschen in gar *verschiedenen* Ständen leben; so weiß doch der hundertste nicht, wie sie hinein gekommen. Je länger aber die Welt stehet, je mehr Stände kommen auch hervor. Die Menschen fallen immer auf etwas neues, und können hernach nicht leicht wieder zurück; es sey denn, daß *ein* Krieg kommet, welcher ein bißgen auskehret. Höret aber solcher auf, so *kommet* alles wieder hervor, alle die Neigungen, alle die Begierden, welche zuvor gewesen. Wenn jetzo eine Sündfluth entstünde, und wir kämen nach hundert Jahren wieder, wären ganz fromm und einfältig, hätten aber noch eben die Seele und die Affecten, so wir vordem gehabt, so würden wir von neuem auf dergleichen Dinge verfallen. Man darff nicht denken, daß die Welt schlimmer werde: denn sie kan nicht *schlimmer* werden, als sie schon vorlängst gewesen. Nur kommen jetzo viele

(36) Besser und natürlicher wäre es, wenn man erstlich die Regeln der Klugheit nach den unterschiedlichen Ständen vortrüge; dann die Regierungs-Klugheit, und endlich die thörichten Maximen, die falschen Staats-Künste, und die sogenannten Machiavellistischen Streiche zeigte.

viele Dinge unter einer andern Larve herfür, als vorher. Deswegen ist hier unsere Absicht, den Ursprung der fürnehmsten Stände nach deren Zusammenhang vorstellig zu machen.

II.

Bedeutung des Worts Stand, und Eintheilung desselben.

Vor allen Dingen muß erkläret werden, was unter dem Wort Stand (status) zu verstehen sey. Denn die Wörter machen uns in den Wissenschafften am meisten zu schaffen. Hätten die Gelehrten die Sprachen gemacht so würden wir besser fortkommen können. (1) So aber seynd sie von dem gemeinen Volke gemachet worden, welches ein Wort zuerst in eigentlichem Verstande genommen, und hernach viele figürliche metaphorische Bedeutungen angehänget hat. Eben deswegen seynd die wenigsten Sprachen zum philosophiren recht bequem: dahin gehöret auch die Hebräische. Zu wünschen wäre es, daß wir reichere Sprachen hätten; und da ist keine bessere, als die Griechische: daher auch die Engelländer, Holländer und andere Völker viele Wörter aus dem Griechischen in ihre Sprache genommen, und solche ein wenig nach ihrer Mund-Art eingerichtet haben; nicht anderst, als wie wir offt Lateinische Wörter in unsere Sprache nehmen, wenn wir eine Sache im Deutschen nicht so gut ausdrücken können.

Das Wort Stand, Staat (status) kommt her vom stehen, (a stando) und bedeutet also einen Ort, Platz, Raum, Stelle, darinnen sich etwas befindet, darinnen etwas bewegt wird, oder thut und würket. Gleichwie nun alle Sachen in der Welt einen gewissen Ort oder Stand einnehmen; also auch der Mensch. Allein ausser diesem physicalischen Stand kan auch der Mensch nach einem gewissen moralischen Stand (2) oder Raum (in spatio morali) betrachtet werden, in welchem er, als eine vernünfftige und nach gewissen Absichten handelnde Creatur, verschiedene Eigenschafften annimmt. Diese Eigenschafften hat der Mensch entweder von der Natur und von seiner Geburt an, oder sie rühren von der Einführung und Anordnung in den menschlichen Gesellschafften her. (*) Dahero jener der natürliche, dieser aber der eingeführte Stand (status aduentitius s. artificialis) genennet wird. Nach diesem letztern geschiehet es

(1) Deswegen seynd auch einige darauf bedacht gewesen, ob man nicht eine allgemeine Sprache für die Gelehrten finden könnte? Leibniz hat lange gearbeitet, und viel Zeit darauf gewendet; aber er ist darüber gestorben.

(2) Hievon hat ausführlich gehandelt *Pufendorff.* de J. N. & Gent. Lib. I. cap. 1.

(*) S. Gundlingii Jus Nat. & Gent. cap. III. §. 5. & seqq.

es eben, daß jemand in verschiedenen Ständen zugleich seyn kan, (3) daß er verschiedene Personen und Gestalten annimmt, und gleichsam verschiedene Rollen auf dem Schauplatz dieser Welt spielet; nach den unterschiedlichen adiunctis, Beschaffenheiten, Verbindungen und Gerechtsamen, welche er überkommen hat, und welche eben die verschiedenen Personen (diuersa πρόσωπα) ausmachen. Diese moralischen Stände und Personen seynd der Veränderung unterworffen. Wenn nun einer solche nicht verliehren will, so muß er klug seyn: denn es ist nicht genug, nur einen Stand zu erhalten. Was hilfft es einem Fürsten, (4) wenn er ein grosser Conquerant ist, dabey aber kein kluger Vater, kein kluger Ehemann, Bruder, ꝛc. Je mehr Stände, je mehr Personen einer fürzustellen hat, je mehr Weißheit, Vorsicht, Klugheit, Ordnung und Regeln hat derselbe nöthig. Der Mensch soll zwar nicht leicht nach vielen Ständen trachten: wenn er aber darinnen ist, so ist es ihm desto rühmlicher, so er jeglichem Stande wohl vorstehen und alle seine spatia moralia behörig ausfüllen kan.

III.

Betrachtung des Menschen in dem natürlichen und einsamen Stande.

Wenn man den Menschen allein in dem natürlichen Stande, ausser der Gesellschafft mit andern seines gleichen betrachtet; so findet man, daß er wenig nöthig hat. Ein solcher würde zwar suchen seinen Hunger und Durst zu stillen, seinen Leib vor Frost, Hitze und andern Schaden zu bewahren, und dergestalt fast nichts anders thun, als was die Thiere thun. Nur würde er, wenn er gleich alleine wäre, vermöge seiner Vernunfft einen Vorzug vor den Thieren haben, und wenn er in die Höhe schauete, durch Betrachtung der Sterne am Himmel und anderer Dinge die schönste Harmonie erkennen, und folglich schliessen, daß ein höchstes Wesen seyn müsse, welches dieses alles gemacht habe. Im übrigen würde alle seine Sorge blos auf sich selbst und dahin gerichtet seyn, vt sit mens sana in corpore sano. Wenn ein Mensch allein ist, fället auch das meiste vom Luxu im Essen, Trinken, Kleidung ꝛc. hinweg. Denn dieser entstehet unter vielen Menschen, von der Nachahmung, von den Reizungen der Begierden. Es seynd auch sonst keine andere Stände

(3) *Hertius*, ehemahls Professor Politicae zu Giessen, welchem nichts abgegangen, was zu einen rechtschaffenen gelehrten Juristen gehöret, hat dieses umständlich erwogen in dissert. de vno homine plures sustinente personas.

(4) *Bayle* hat in seinem Diction. hist. & crit. im Artikel *Pergame*, in der Anmerkung (F) hierüber artige Gedanken, und gewiesen, daß ein grosser Herr, der Kinder und Brüder hat, mehr Mühe habe, seine Familie wohl zu regieren, als über Land und Leute zu herrschen.

Stände in der Einsamkeit anzutreffen. Denn ein in der Einsamkeit lebender Mensch ist kein Ehemann, kein Vater, weil weder Frau noch Kinder vorhanden seynd. Es findet da keine Herrschafft, keine Gemeinschafft, kein Eigenthum statt. Dahero ich das an dem Robinson Crusoe tadle, daß er sich eingebildet, er wäre ein Souverain auf der Insul gewesen. Denn über wen war er es? Ferner ſbraucht auch derjenige, der allein ist, keiner Klugheit, keiner Höflichkeit, keines Wohlstandes, keines Zwangs, keiner Aufmerksamkeit. Also seynd alle andere Stände (status aduenticii) aus dem gesellschafftlichen Leben der Menschen und derselben Verbindung unter einander entstanden. Darein haben sich zwar die bösen Begierden gemischet: es folget aber daraus ganz nicht, daß wir wiederum zu dem obbeschriebenen ersten natürlichen Stand gelangen könnten oder sollten. GOTT sagt: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Darum hat er uns unter Menschen gesetzet. Es seynd leere Träume und eitel Thorheit, wenn man den vollkommensten Stand nach dem Einsiedler- und Mönchs-Leben abmessen will. Die Vernunfft weiset uns vielmehr, daß wir keine solche müßige und abgesonderte, sondern eine dem menschlichen Geschlechte nützliche Lebens-Art erwählen sollen. Wir sind in diese Welt gesetzt, als in einen Kampf- und Ringe-Plan, daß wir uns wohl üben sollen. Wer sich am besten übet, der trägt den Preiß davon. Wir sind also schuldig zu arbeiten, mit und neben andern zu leben, die Subordination der Gesellschafften in der Welt wohl zu beobachten, und dieselbige nicht zu zerrütten. Ein jeder muß sich in seinen Schranken halten, das seine redlich thun, und dabey zufrieden seyn: denn er kan nach Proportion seines Standes den grösten Ruhm erwerben. Ein Cammerdiener, ein Aufwärter, der seine Schuldigkeit wohl in acht nimmet, hat in seinem niedrigen Stande eben so viel Ehre, als ein Staats-Minister im erhabenen. Es bleibt also dabey, wir sind zum Gesellschafftlichen Leben geschaffen. Man erwählet zwar bißweilen billig und nützlich die Einsamkeit; aber nur als eine Arzney. Nicht anderst als man bißweilen das Disce manere domi beobachtet, wenn man sich von grossen Gesellschafften entwöhnen will. Doch ein dergleichen ausserordentliches Mittel muß kein ordentliches werden. (5) Derjenige ist

(5) Diesen Gedanken hat der P. *Bernard Lamy* im andern Theil seiner Demonstration de la verité & de la Sainteté de la Morale Chretienne sehr wohl ausgeführet. Dieses Buch, welches in drey, [und nach den neuern Auflagen in fünff] Bänden in 12mo bestehet, ist unvergleichlich, und nur schade, daß es Gesprächweise geschrieben. Der Verfasser muste es aber thun, damit man nicht überall seine eigene Meynung recht merken sollte, und er bey seinem Orden nicht in Verdrieß-

lich-

ist elend, der beständig und seine ganze Lebens-Zeit hindurch arzneyet. Derjenige ist thöricht, der seine ganze Lebens-Zeit in der Einöde zubringet. Daher ist leicht zu ermessen, daß das Mönchs-Leben abgeschmackt sey: denn es wird nicht gebraucht als ein ausserordentliches Mittel; sondern als etwas ordentliches. Spanien hat mehr Mönche als Bauern. Sie haben deren über eine Million in ihren Klöstern. Das ist ein Verderb für ein Reich, ja für das ganze menschliche Geschlecht.

IV.

Ursprung verschiedener Stände; sonderlich des Wehr- Nehr- und Lehrstandes.

Aus dem, was bißher gesagt worden, erhellet, daß alle andere Stände, die wir in der Welt finden, aus der Vereinigung der Menschen, oder aus dem gesellschafftlichen Leben entstanden. Man nennet sie deswegen ſtatus compoſitos, relatiuos, weil man da nicht blos auf sich allein zu sehen hat; sondern auch auf andere, ohne welche wir nicht seyn noch uns bequemlich erhalten können. Könnte aber jemand einen unwidertreiblichen Beweiß beybringen, daß er gar keines andern Menschen vonnöthen hätte: so könnte man alsdenn nicht sagen, daß ein solcher einem andern Menschen verbunden wäre. Allein da unsere Natur so beschaffen ist, daß wir mit andern Menschen umgehen sollen, und ohne deren Beyhülffe nicht bestehen können; so müssen nothwendig natürliche Verbindlichkeiten und Pflichten der Menschen gegen einander Statt finden. Denn wäre dieses nicht, so könnte einer den andern beleidigen. Alle Beleidigung hebet die Vereinigung auf. Mit Feinden kan man sich nicht vereinigen. Die Menschen haben aber einer Vereinigung mit andern nöthig: dahero hat Grotius gar recht gesagt: Poſito alio homine, ponitur obligatio. Gesetzt nun: es wäre anfangs nur ein Mensch in der Welt gewesen, wie Adam, wie wir aus der Bibel wissen: (denn hier sehen wir die Bibel als ein Geschicht-Buch an, welches uns den Ursprung des menschlichen Geschlechts zeiget.) So hätte doch dieser Adam allein nicht dauren können: denn ein Mensch allein vermehret sich nicht. Wir wissen dahero ferner aus der Bibel, daß das Weib entstanden. So bald dieses da war, so bald war auch eine Vereinigung da: Sie lebten als Mann und Frau mit einander. Nimmt man dazu, was in der Schrifft stehet: **Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, ich will ihm eine Gehülffin schaffen;** so kan man noch deutlicher erkennen, daß eine

lichkeit kommen mögte. Er war ein Pater Oratorii zu Paris: ein hochgelehrter scharfsinniger Mann: ein Theologus, Mathematicus, Philoſophus, und über dieses ein guter Redner und Humaniſt. Seine Art de parler und seine Abhandlung von der Poesie ꝛc. seynd auch fürtrefflich.

eine Vereinigung erfolgen müssen. Und wenn auch unser HErr GOtt dem Menschen einen Engel zugeführet hätte, so wäre es nichts gewesen: denn unter Engeln und Menschen kan keine Vereinigung seyn: der Mensch aber sollte sich vermehren. Es konnte auch kein anderes Thier seyn; obgleich sonsten die andern Thiere äusserlich eben so ihr Geschlecht fortpflanzen, wie der Mensch. Denn es sollte dem ähnlich seyn. Nachdem nun die beyden ersten Menschen sich zusammen gethan hatten; so entstunden aus der Vereinigung der Leiber andere ihres gleichen. So ist also die erste Verbindlichkeit zu finden zwischen dem Manne und dem Weibe. Dieses ist der älteste Stand. Darum saget man auch, der eheliche Stand sey der Haupt-Stand. So bald nun aber Kinder da waren, so kam ein neuer Stand herfür, darinnen war Vater, Mutter, Sohn, Tochter. Die Eltern mußten die Kinder erziehen und erhalten; sonst hätten sie keine vernünfftige Absicht gehabt, sich zu vermehren. Wenn die Kinder gleich nach der Geburt wieder todt geschlagen werden; so ist es eben so viel, als ob keine Vermehrung geschehen. Diese Gesellschafft zwischen Mann und Weib mußte dauerhafft seyn, weil sie auf die Erhaltung dessen, was sie mit einander gezeuget, bedacht seyn sollten. Sie mußten harmoniren, mit einander arbeiten, eines dem andern behülfflich seyn. Erziehen heisset nicht allein ernehren, den Kindern Essen und Trinken geben; sondern auch dafür sorgen, daß sie Menschen werden. Ein Kind hat zwar die Gestalt eines Menschen; aber noch nicht den Gebrauch der Vernunfft: es redet auch nicht. Das Vermögen, das in ihm ist, äussert sich nicht eher, als biß man vorhero lange mit ihm geredet und ihm Wörter gelernet hat. Erziehen begreifft also in sich, daß man die Kinder unterweiset, lehret, damit sie also zunehmen und aufwachsen, wie es der Vernunfft und guten Ordnung einer Gesellschafft gemäs ist. Soll nun ein Kind recht auferzogen werden; so müssen die Eltern berechtiget seyn, alles was ihrer vernünfftigen Absicht entgegen ist, aus dem Wege zu räumen. Will das Kind nicht ablassen von etwas, das ihm schädlich ist: so schlägt man es. Denn ein Kind, das nach seinen natürlichen Begierden gehet, thut fast lauter Dinge, welche ihm schädlich seynd, und braucht also weit mehr Mühe, als ein junges Thier. Das macht, daß die Thiere durch den natürlichen Trieb geleitet werden, welcher sich bey ihnen alsobald äussert: Die Menschen hingegen haben zu ihrer Führerin die Vernunfft bekommen, welche sie aber nicht sogleich anwenden lernen, sondern die Krafft derselben wird nach und nach in würckliche Uebung gebracht. Wenn nun die Kinder merken, daß die Eltern stärker seynd, als sie; so entstehet bey ihnen eine Furcht. Weil sie aber

zugleich

zugleich sehen, daß sie alles von den Eltern haben, das Leben, die Auferziehung, die Nahrung, daß die Eltern für sie sorgen und arbeiten, so gewinnen sie zugleich Liebe und Hochachtung gegen dieselben. Und daraus entspringet die kindliche mit Liebe vermischte Ehrfurcht, (timor reuerentialis) welche ganz anderer Art ist, als diejenige Furcht, welche ein Knecht für seinen Herrn hat. Hieraus erhellet, daß die Gewalt der Eltern über die Kinder eine natürliche Folge der Auferziehung sey, und daß die Kinder gehorchen müssen, nicht vermöge eines vorhergehenden Vergleichs. (ex pacto) Man hat nicht nöthig, solchen hier voraus zu setzen, wie viele thun. Doch hievon wird in der Lehre des Rechts der Natur ausführlicher gehandelt. So sehen also die ersten und ältesten Stände, nemlich die eheliche und dann die väterliche und kindliche Gesellschafft aus. Wenn nun aber die Kinder erwachsen, so höret nach und nach die väterliche Herrschafft auf. Die Eltern brauchen keiner Gewalt mehr, sondern können alsdann ihre Kinder mit Worten und Vorstellungen lenken. Diese erkennen denn auch, daß sie nicht ferner fordern können, daß ihre Eltern ihnen vorarbeiten, sondern daß sie nunmehr selbst ihre Kräffte daran strecken müssen. Sie werden auch immer älter, und bekommen endlich selbst die ohnehin natürliche Lust, sich zu vermehren. Da scheinet es nun zwar, daß die Kinder alle bey dem gemeinen Vater, oder nach dessen Abgang bey dem ältesten der Familie und zusammen in Gemeinschafft arbeiten können. Allein die Menschen seynd nicht weise geblieben. Die Affecten, welche zwar an sich gut seynd, wenn sie in den behörigen Gränzen bleiben, behielten über die Vernunfft die Oberhand. So bald also die Menschen nichts mehr taugten und die böse Wurzel in sie gekommen, so entstunde viel Uebels. Der Neid war schuld, daß sie nicht in Gemeinschafft geblieben. Die Menschen seynd einander ungleich an Neigungen, wie an den Gesichtern. So ist auch im arbeiten ein grosser Unterscheid. Der eine ist fleißig, der andere faul, liederlich, oder will alles gerne allein haben. Dahero hat man unmöglich lange in Gemeinschafft der Güter bleiben können. Denn wer wird gerne das Feld bauen und einem andern die Früchte essen lassen? sein Vieh ziehen und die Milch einem andern geben? deswegen haben die Familien angefangen sich abzusondern. Ein jeder konnte leicht eine Ursach anführen, warum er dieß oder jenes allein für sich behalten wollte, indem er sagte, er habe solches durch seine Mühe, Arbeit und Geschicklichkeit erworben. Auf solche Art ist das Eigenthum in die Welt gekommen. Dieses bestehet darinnen, daß ich andere von dem Gebrauch einer Sache, die ich als eigen besitze, ausschliesse. Wo aber eine Ausschliessung ist, da ist keine Freundschafft: wo keine Freund-

schafft ist, da ist Ungleichheit: wo Ungleichheit ist, da seynd mancherley Stände. Wie es nun bey den ersten Familien gegangen ist, so ist es auch mit den folgenden beschaffen gewesen. Denn die Begierden der Menschen werden immer fortgesetzet. Das Mein und Dein gebieret allen Streit. Dahero haben die Menschen auch nach eingeführtem Eigenthum in abgesonderten Familien nicht ruhig leben können. Denn nachdem sich diese immer mehr und mehr vermehret und ausgebreitet hatten; so entstunden viele Nachbarschafften. Da geht es denn nicht ohne Zank ab. Wenn ein Nachbar ruhig ist; so finden sich zehen andere, welche unruhig seynd. Einer hat etwa ein besseres Land, bessere Früchte ꝛc. gleich neidet ihn der andere und will es gerne für sich haben. Wie man sonderlich an dem Arioviſto, dem grossen Heerführer der Sueven, sehen kan; von welchem Julius Cäsar meldet, daß er in Gallien eingefallen, weil ihm die Fruchtbarkeit dieses Landes gereitzet, daß er habe ernden wollen, wo er nicht gesäet; Früchte essen, wo er nicht gepflanzet; des Viehes geniessen, welches er nicht gezogen hatte. Wenn nun aber die Menschen einander verjagen wollen; so müssen sie Gewalt brauchen. Hiezu haben sie den Beystand anderer nöthig. Darum kan man sich leicht einbilden, daß die bösen, die unruhigen sich hauffenweise zusammen rottiret, um die Frommen zu unterdrücken. Darauf wurden die Frommen, wollten sie sich nicht vertreiben lassen, genöthiget, sich ebenfalls ihrer Sicherheit halben näher und fester zu vereinigen. Daraus seynd grosse weitläufftige Gesellschafften, Staaten, oder Republicken entstanden. Keine Republic kan ohne gewisse Anordnungen, ohne Commando bestehen. Von Natur aber hat keiner das Recht zu herrschen gehabt; also haben sich die Menschen darüber erst vergleichen müssen. Ob wir nun gleich nicht eigentlich wissen, auf was Art solches geschehen: so haben doch Verträge vorher gehen müssen. Denn die Menschen haben ja reden können: folglich kan man sich nicht einbilden, daß sie werden stumm geblieben seyn, als sie sich zusammen verbunden haben. Solchergestalt ist ein neuer Stand herfür gekommen, nemlich der Obrigkeitliche und Bürger-Stand. (status imperantium & parentium) Und nachdem dergleichen Staaten oder Völker einander bekrieget und einer den andern durch die Gewalt der Waffen überwunden; so seynd auch Knechte entstanden. Die Sicherheit einer Republic bestehet in derselben Macht. Daher haben sie immer sich zu verstärken gesuchet und allerhand Künste, Beredsamkeit, Lobs-Erhebungen und dergleichen gebraucht, um noch mehrere auf ihre Seite zu bekommen: da hat man eine Ehre und Ruhm darinnen gesetzet, wenn einer Tapferkeit und Muth hatte, und Menschen

Caes. de Bello Gall. l. c. 31.

todt

todt machen konnte. Nachdem nun bürgerliche Gesellschafften aufgerichtet waren, so haben nicht alle sich vom Ackerbau nähren können; dahero viele, um ihres Lebens Unterhalt zu gewinnen, andern zu dienen sich entschliessen musten. Man kan also nicht sagen, daß alle Knechtschafft von dem Krieg entstanden sey. Die Menschen haben sich hernach weiter ausgebreitet und neue Wohnungen gesuchet, seynd z. E. in Griechenland und andere Länder gegangen. Da war es nun eben so, wie anfänglich. Sie sonderten sich ab und zerstreuten sich in verschiedene Gegenden. Wenn aber die Familien vermehret und nahe Nachbarn wurden, so entstunde wiederum Zank und Streit. So kan man sich fürstellen, wie auf der bewohnten Welt nach und nach immer neue Republicken erwachsen. Das hat man ebenfalls in America gefunden, daß wo viele Familien beysammen gewesen, endlich daselbst Städte gebauet worden. Auf dem Gebürge hingegen seynd viele abgesonderte einzele Familien, welche durch heimliche Wege an die Oerter kommen können: diese rauben aber gleichwohl wo sie was kriegen.

Wie nun die bürgerlichen Gesellschafften durch den Zusammenfluß vieler tausend Menschen stark angewachsen waren; so haben in denselbigen viele andere Stände entstehen müssen. Denn alle konnten unmöglich vom Feldbau leben, und musten folglich sich auf andere Dinge legen. Denn jemehr Leute seynd, je grösser wird der Mangel. Wenn in zweyhundert Jahren niemand sterben sollte; so würden die Menschen auf dem Erdboden sich nicht mehr fortbringen können. Damit nun also auch die Leute, die sich nicht von dem Ackerbau erhalten konnten, ihre Nahrung hätten, so dachten sie auf allerhand Künste. Daher seynd die Handwerker entstanden. Wenn aber deren gar zu viel werden; so können die Leute nicht viel mehr verdienen. Daher hat man immer neue Künste und Erfindungen ausgedacht. Das hat denn freylich verursachet, daß die Welt immer närrischer geworden: denn die Menschen brauchen vieles nicht, sondern haben das meiste nur zu ihrer Belustigung. Als das Gold und Silber (6) in die Welt gekommen, so seynd noch mehr Eitelkeiten aufgebracht und die Anzahl der Künste unendlich vermehret worden. Einige Erfindungen haben einen wahren, viele aber nur einen eingebildeten Nutzen: denn mancher denkt, es sey diese oder jene Sache nothwendig, welche man gleichwohl entbehren könnte. Wir brauchten z. E. keine *Perruques*, sondern könnten in unsern Haaren gehen, oder das Haupt mit dicken Mützen wieder die Kälte verwahren. Und dergleichen unnöthiger Erfindungen haben wir noch sehr viele. Weil nun ferner die Men-

 schen

(6) S. *Gundlingian.* P. XXXI. Obs. 3. von Silber, Gold und Geld.

schen nicht mehr mit dem zufrieden waren, was die Erde bey ihnen hervorbrachte; so suchten sie Waaren aus fremden Landen. Und so ist das Gewerbe oder die Handlung entstanden. Dadurch seynd die Eitelkeiten noch mehr angewachsen. Denn es wurden viele unnöthige Dinge eingeführet, und die Handelsleute haben wiederum viel andere Stände verursachet, welche ihnen an die Hand gehen müssen. Denn wo viel Handelschafft ist, da seynd auch viel Handwerke, Künste, Manufacturen. Nachdem nun so viele Menschen beysammen waren; so muste ein jeder mit grosser Mühe sich zu nehren bedacht seyn, zumahl da man einmahl geglaubt, daß man mit wenigem nicht mehr vergnügt seyn könnte. Folglich hatten die wenigsten Zeit oder Geschicklichkeit, ihre Kinder selbst zu unterrichten; und musten also auf Lehrer bedacht seyn. Man setze auch den Fall, daß ein Bauer den Cathechismum recht verstünde, und seine Kinder darinnen wohl unterweisen könnte: so siehet man doch bald, daß er dazu keine Zeit übrig hat, sondern fast beständig auf dem Felde arbeiten muß. Ueber dieses hat man öffentliche Lehrer nöthig gehabt zu Unterrichtung des gemeinen Volks, als welches die meiste Unruhe in der Republic machet. Man hat den Leuten eine Religion beybringen und ihren Verstand und Willen dergestalt lenken und einrichten müssen, daß sie ihrer Obrigkeit desto williger gehorchen mögten. Doch seynd freylich nebst den ächten Lehrern, welche den Menschen die Wahrheit vorzutragen suchten, auch falsche entstanden, welche entweder auf ihren eignen Nutzen, oder blos auf den Vortheil der Regenten sahen. Und dadurch kamen immer mehr und mehr Irrthümer in die Welt.

Auf bisher beschriebene Weise kan man sich nun den Ursprung der bekannten drey Hauptstände, des Wehr- Nehr- und Lehrstandes leicht fürstellen. Diese Eintheilung ist auch sehr alt. Etliche haben zwar solche verlachet, wie Thomasius gethan hat: allein ohne genugsamen Grund. Es seynd ja in einer jeden Republic Regenten und Lehrer vonnöthen; folglich betrachtet man sie nach zweyen Classen. Die dritte Classe, der Nehrstand, ist freylich die gröste, unter welcher alle Leute stehen. Denn alle nehren sich, und zwar meistens von dem luxu. Die Menschen haben vieles zu ihrer Gemächlichkeit erfunden. Je grösser aber die Gemächlichkeit wird, jemehr steigt der Luxus. Je grösser dieser ist, je mehr werden der Stände. Also muß der Nehrstand ohnfehlbar der gröste seyn, welcher hernach wieder verschiedentlich kan eingetheilet werden.

V.

Daß in der Republic jedermann etwas arbeiten müsse.

Nachdem wir einmahl in bürgerlichen Gesellschafften leben; so muß ein jeder darauf denken, wie er sich ernehren will, und wissen, daß er nicht des Müßiggangs, sondern der Arbeit wegen in der Republic sey. Denn diejenige Republic taugt nichts, wo es viel Faullenzer giebt. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Leute, die nicht wissen sich die Zeit zu vertreiben, verfallen auf allerhand Muthwillen und Unordnungen. Der Verfasser der Historie der Sevaramben, ob er gleich von diesem erdichteten Volke vorgiebt, daß bey selbigem die Gemeinschafft der Güter statt gefunden, und niemand etwas eigenthümlich besessen habe, sagt doch gar artig, das vornehmste Gesetz in dieser Republic sey gewesen, daß niemand müßig seyn, sondern ein jeder sein Stück Arbeit, wozu er von dem Schaffner angewiesen würde, verfertigen sollte: sodann müsse er von dem gemeinen Wesen unterhalten werden. Derjenige hingegen, welcher nicht arbeiten würde, sollte des Todes sterben. Es müssen aber nicht nur diejenige arbeiten, welche in Gemeinschafft der Güter leben; sondern auch die, unter welchen das Eigenthum eingeführet ist. Denn dieses kan man theils nicht erlangen, theils nicht behalten, wenn man faul ist. Man siehet, daß Leute, welche wohlbemittelt gewesen, und nichts mehr gethan haben, nachgehends zu Grunde gegangen seynd. Wenn einer gleich reich ist, aber ein Faullenzer dabey, so kan es gar bald geschehen, daß er an den Bettelstab kommet. Ein Bettler aber ist nicht allein ein Schandfleck der Republic, sondern auch eine beschwerliche Last; indem andere selbigen ernehren müssen. Daher hat man in wohlbestellten Republicken besondere Bettel-Ordnungen, da dergleichen Leute in gewisse Häuser gebracht und zur Arbeit angestrenget werden. Also ist der erste Satz: Ein jeder muß arbeiten, damit er sich erhalten könne. Niemand darff denken, er habe genug für sich, und also nicht nöthig etwas zu verrichten: sonst verfällt er auf Thorheiten. Es wird auch seine Familie grösser, oder er kan in andere Umstände kommen, da er mehr braucht. Ein Fürst sogar, wenn er nicht unglücklich regieren will, muß ebenfalls arbeiten. Er muß eine hinlängliche Wissenschafft haben, sorgfältig und geschäfftig seyn; sonst muß er sich lediglich auf andere Leute verlassen: da es dann eintrifft, was man insgemein saget: Mundus regitur stultitia. Alsdann ist eben das ganze Land in einem elenden Zustande. Derjenige ist ein Thor, welcher meynet, grosse Herren dürfften nichts thun. Sie finden vielmehr allezeit etwas zu besorgen: denn sie seynd verbunden, darauf zu sehen, daß das gemeine Wesen beschaffen sey, wie ein wohleingerichtetes Haus, wie eine ordentliche Familie. Ein jeder Regent soll seyn,

wie

wie ein Vater. Denn das ist das Bild einer jeden vernünfftigen Herrschafft, und der erste Bewegungs-Grund, daß sich die Menschen gerne regieren lassen.

VI.

Untersuchung der Frage: was man für eine Lebens-Art erwehlen solle?

Da es, wie vorerwehnt, sonderlich in der Republic heißt: Im Schweiß deines Angesichts sollt du dein Brodt essen; so entstehet die Frage: was man fürnemlich arbeiten, und was für eine Lebens-Art man vor andern erwehlen solle? Wir haben allerhand Stände und Professionen, darunter einige höchstnöthig seynd. Dahin gehören allerdings der Ackerbau und die Viehzucht, welche niemahls müssen hintangesetzet werden. Daher wird man auch keine Republic finden, wo man sich nicht auf den Ackerbau gelegt hätte. Hat man aber diesen nicht im Ueberfluß, so muß man sehen, wie man Feldfrüchte von andern Orten haben könne. In Holland müsten die Leute sterben und verderben, wenn sie nicht aus andern Ländern Korn bekämen. Daher hat man wahrgenommen, daß, wenn alle Potenzen zusammen thäten, und machten, daß niemand den Holländern mehr etwas zukommen liesse, die Einwohner alle aus einander lauffen müsten: denn nicht der zehnte Theil kan daselbst vom Ackerbau leben. Der Ackerbau ist eine Verrichtung, welche nicht eben den Bauern eigen ist. Bey uns in Deutschland haben vorzeiten die milites agrarii alle auf dem Lande gewohnet. Bey den alten Römern finden wir ebenfalls, daß die fürnehmsten Leute mehrentheils sich auf dem Lande aufgehalten: deswegen war Tribus rustica die fürnehmste. Die ansehnlichsten Römer haben das Landleben vor allen andern hoch gehalten und dahero auch Bücher davon geschrieben, wie Cato, Varro, und andere mehr. Sie haben sich in diesem Stück recht viel Mühe gegeben. Denn es mag ein Land so fruchtbar seyn als es will, so kan es doch durch die Cultur noch verbessert werden. (7) Deswegen war auch in dem Jüdischen Staat oder in der Theocratie der Feldbau in der grösten Achtung. Das gelobte Land war sehr fruchtbar: sie baueten aber auch die Felsen an, und machten sie fruchtbar, indem sie Erde hinauf geschaffet. Andere Künste und Handthierungen minderte GOtt so viel als möglich war. Daher findet man, daß die Juden wenig Manufacturen gehabt, sondern sich nur das nothwendigste selbst gemachet haben. Sie hatten

(7) Hievon hat *Colbert* in seinem Testament politique einen trefflichen Discours, da er zeiget, wie es ein grosser Fehler in Frankreich gewesen sey, daß durch die vielen Kriege die Länder nicht cultiviret worden: wovon doch, wenn es geschehen wäre, viele tausend Menschen sich besser hätten erhalten können. Er hat auch dem Könige ein Mittel fürgeschlagen, wie alles in guten Stand gesetzt werden könnte.

hatten nicht einmahl Schwerdter, sondern musten solche von den Fremden bringen lassen. Nach der Zeit haben doch auch die Juden nicht alle können vom Ackerbau leben; sondern sich ebenfalls auf Kauffmannschafft und Manufacturen gelegt: insonderheit unter dem David und Salomon, da sie viel Gold und Silber bekamen. (8) So gut und nothwendig aber der Ackerbau ist; so ist derselbe heutiges Tages bey der Menge so vieler andern Profeßionen allein nicht hinlänglich. Die meisten Stände seynd freylich aus der Thorheit und Ungleichheit der Menschen entsprungen. Gleichwohl sind wir einmahl so weit gekommen, daß wir aus der Unvollkommenheit nicht mehr heraus können. Alles was man von Wiederherstellung einer einfältigen ruhigen Lebens-Art und unschuldiger Stände *schwatzet*, bestehet in süssen Träumen. Viele Enthusiasten seynd nach Pensylvanien gelauffen, um daselbst ein, ihrer Meynung nach, recht frommes Leben zu führen. Aber sie haben bald wieder heraus gewollt. Denn sie musten in dem Lande wilde Thiere schiessen und Bäume ausrotten. Ja es fanden sich daselbst auch schon Unordnungen, daß viele von der Frömmigkeit abgewichen waren. Wir stecken schon zu tieff in Pracht und Ueberfluß, und kommen auch nicht heraus. Daher hat *Bayle* gar vernünfftig unterschieden, was zu wünschen, und was zu hoffen sey, und schliesset zu letzt: GOtt erhalte nunmehro die Welt durch den Luxum. Denn wenn dieser aufhören sollte, wie viele Einkünffte würden nicht *einem Staat* abgehen? Ja wie viele Leute würden ihren Lebens-Unterhalt *nicht mehr finden* können? Die Geistlichen blitzen und donnern indessen auf den Canzeln *immer* wider den Luxum. Sie wissen aber öffters nicht, was sie bitten und was sie straffen. Denn vielleicht würden sie hernach selbst Hunger leiden müssen. Bey dermahliger Beschaffenheit der Welt kan der Luxus unmöglich aufhören. GOtt müste einen Würg-Engel *unter* ums schicken. Wir müssen froh seyn, daß wir mitten in unserer Thorheit noch so fortkommen. Darinnen bestehet eben die Klugheit, bey so vielen Hindernissen und Unvollkommenheiten durch so starke Fluthen dennoch in den Hafen zu gelangen und der wahren Glückseeligkeit nicht zu verfehlen. Der Menschen seynd gar zu viel, als daß sie sich alle vom Ackerbau und von der Viehzucht nehren könnten. Die grosse Menge der Menschen aber hat zu allerhand Nahrung- und Handthierungen

(8) S. des *Claude Fleury* gelehrtes und artiges Tractätgen, welches betitelt ist: Les Moeurs des Israelites. Noch ausführlicher aber hat hievon Nachricht gegeben *Prideaux* in dem oben bereits belobten trefflichen Werke. S. die 32te Anmerkung des I. Cap.

gen Anlaß gegeben. Und weil die Leute nicht allezeit klug seynd, oder der Vernunfft gehorchen, so seynd auch schlechte, ja böse und liederliche Profeßionen entstanden. Deswegen hat Buddeus nebst andern gemeynet, daß heutiges Tags wenigstens bey Erwählung einer Lebensart fürsichtig verfahren, und sich in keinen Stand begeben sollten, welcher der Erbarkeit und unserer innerlichen Glückseeligkeit zuwider wäre. Nun ist es allerdings wahr, wenn einer eine Profeßion aussuchen dürffte, wenn er zu Verstand käme, und es stünde ihm frey: so wäre er verbunden, eine kluge Wahl zu treffen; und da würde ihn jedermann mit Recht verdenken, wenn er, an statt so vieler andern Profeßionen, welche er vor sich gehabt, und daraus hätte eine wehlen können, ein Pfeiffenmacher, Gauckler oder Seiltänzer würde. Allein die Freyheit zu wehlen fehlet eben den meisten Menschen; ingleichen, die dazu nöthige Klugheit und Geschicklichkeit. Das kommt von der mehrentheils schlechten Auferziehung her. Also kan man zwar von Erwehlung einer Lebensart überhaupt viel gute Gedanken haben und darüber schön speculiren: aber im menschlichen Leben findet sichs anderst. Zum Exempel, wenn der Vater ein Soldat ist, so soll der Sohn auch ein Soldat werden: ist er ein Geistlicher, so muß der Sohn auch die Thelogie studiren. Die Kinder seynd ja nicht ihre eigne Herren, sondern der mehrentheils thörichten Willkühr der Eltern (9) unterworffen. Die Leute werden meistens dumm auferzogen und können also nicht von der Wahl eines Standes vernünfftig urtheilen, noch erkennen, welche Lebensart der andern fürzuziehen sey? zu geschweigen, daß die Affecten sich in alle unsere Handlungen mischen. *Callieres* (10) meynt, man müsse entweder den Krieg oder die Wissenschafften erwehlen; aber er richtet sein Absehen auf Edelleute. Es ist wohl wahr, wer in der Welt gros werden, regieren und dem Fürsten nahe seyn will, der muß sich entweder durch die Waffen oder durch die Wissenschafften in die Höhe schwingen. Allein dieses ist keine allgemeine Regel. Denn nicht alle Leute können Soldaten

(9) Die Chineser seynd in diesem Stücke gescheider, als wir. Sie suchen vor allen Dingen ihren Kindern Weisheit, Klugheit und Tugend beyzubringen: Hernach lassen sie ihnen die Freyheit, eine Profeßion zu erwehlen. Denn es kommt dabey das meiste auf eines jeden Menschen natürliche Neigung, Lust und Geschicklichkeit an. Das ist eine nöthige Lection für alle Eltern, daß sie ihre Kinder nicht leicht an demjenigen hindern, wozu sie eine Neigung haben. Aber alsdann können sie dieselbigen abhalten, wenn sie auf eine wunderliche und nichtstaugende Profeßion fallen. Doch das würde selten geschehen, wenn man die Kinder erst weise zu machen sich angelegen seyn ließ.

(10) In dem oben Cap. I. n. (14) belobten Tractätgen de la Science du Monde.

ten werden; so können auch nicht alle Leute studiren. Darinnen hingegen hat Callieres vollkommen recht, was er von Musicis und Mathematicis saget: daß sich nemlich viele auf die Music oder mathematischen Wissenschafften mit allem Fleisse geleget und daraus ihr Hauptwerk gemacht hätten: man sollte aber nur nachdenken, (11) ob jemahlen ein Musicus, ein Geometra in der Welt gros geworden? Unter den Wissenschafften selbst ist ein Unterschied. Einige braucht man im politischen Leben oder bey Hofe, wenn man gros werden und steigen will; einige hingegen im Schulstande, als Hülffs-Disciplinen zu Unterrichtung anderer. Wenn einer die Litteratur oder die humaniora vollkommen verstände, wie Burmann, wie Cellarius; so würde er deshalben doch nicht bey Hofe angesehen seyn. (12) Also gehöret auch zu Erwehlung der Studien (13) eine Klugkeit. Wenn wir allezeit unsere Freyheit hätten, und sich alles so thun liesse, wie man sichs fürstellen kan; so sollte freylich ein jeder vorher sich wohl prüfen, wie weit seine Leibes- und Gemüths-Kräffte zu dem oder jenem Amte zureicheten. Denn es schicken sich nicht alle zu einer Profeßion, weil die Menschen nicht einerley Kräffte des Gemüths und des Leibes haben. Man muß aber auf beyde acht geben. Z. E. zu einem Professore gehöret nicht nur Wissenschafft, Deutlichkeit, Klugheit; sondern auch ein gesunder Leib, dauerhaffte Kräffte, eine starke Stimme u. s. w. Wenn ferner alles auf uns selbst ankäme, sollten wir auch keine *Profeßion* wehlen, welche Anlaß giebt, daß die unordentlichen Begier-

(11) Eben diesen Gedanken hat *Hieronymus Osorius* in seinen Büchern de Gloria, und de Regis Institutione.

(12) Indessen aber muß ein grosser Herr alle Wissenschafften hoch halten. Denn einer braucht diese, der andere jene, nach Unterschied der Aemter und Stände. Derjenige ist ein elender Minister, der die philologischen Disciplinen, die morgenländischen Sprachen, und dergleichen, nicht achtet. Denn wenn er sie gleich nicht nutzen kan; so haben doch andere Leute, die dem gemeinen Wesen ebenfalls nach ihrer Art gute Dienste leisten, solche nöthig. Wer aber an Höfen steigen will, der muß auch solche Wissenschafften verstehen, die da vor andern beliebt und unter grossen Herren gäng und gebe seynd.

(13) Es ist nicht gut, wenn gar zu viele Leute studiren wollen. Denn das gemeine Wesen, welches alle die Gelehrten erhalten muß, wird dadurch beschweret. Daher kommt es, daß viele, die zwar, wie man zu sagen pfleget, studiret haben, aber hernach nichts erwerben können, sich auf schlimme Streiche legen. Alle Rabulisterey kommet von den Ignoranten her. Deswegen kan ein Fürst, ob er wohl insgemein seinen Unterthanen die Freyheit lassen muß, eine Profeßion zu erwehlen, was sie für eine wollen, die Vielheit der studirenden etwas einschränken, und es nur denen verstatten, welche hinlängliche Mittel dazu, oder einen besonders guten Kopf haben. S. Testament Politique du Card. *de Richelieu*. Welches ein treffliches Buch ist.

[* Hieher gehöret auch die unter dem Vorsitze Herrn Geheimen Raths *Heinecii* zu Halle 1738. gehaltene Dissertation: de iure Principis circa ciuium studia.]

den der Menschen gereitzt werden. Wir haben dergleichen in grosser Menge. Was seynd denn die Seiltänzer, die Wirthe, die Musicanten, anders als Leute, die anderer Begierden reitzen. Wenn wir nach der Vollkommenheit leben wollten, müsten die Modeschneider, die Kartenmacher alle aus der Welt. Es seynd auch einige Geistliche so streng und gewissenhafft, daß sie dergleichen Leute nicht zum Abendmahl zulassen wollen. Allein es ist einmahl eine Ungleichheit der Stände in der Welt, ob schon manche Stände nicht nach den Regeln der Klugheit und Erbarkeit abgemessen seynd. Wir können inzwischen nicht mehr zu einer Gleichheit gelangen. Sprichst du: die Vollkommenheit und Gleichheit soll doch unsere Richtschnur seyn; so antworte ich: das ist die Lehre der Quacker und Enthusiasten. (14) Keine Morale ist mehr outrée als diese. Die Menschen müssen in unterschiedlichen Ständen in einer Subordination leben. Viele, die solche nicht beobachtet, oder gemeynt haben, sie wären nicht schuldig selbige zu agnosciren, seynd zu Grunde gegangen. Hieraus siehet man auch, daß die Frage von Erwehlung einer Lebensart

(14) Wenn man es so genau nehmen wollte, müßte man alle Handwerker abschaffen. Denn man kan alles mißbrauchen. Die Leute müsten in den Wald gehen, Wurzeln essen und Wasser trinken. Das verlangt aber GOtt nicht von uns. Wir sehen, daß Christus und die Apostel nicht in den Wald gelauffen, sondern sie haben sich bey andern Menschen aufgehalten. Paulus war selbst ein Teppichmacher. Einen Teppich aber brauchen wir eben so nothwendig nicht. Wer wollte sagen, daß die Franzosen alle sich in einen verdammlichen Zustand stürzten, welche uns allerhand Stoffe zuschicken, bald einen mit grossen, bald einen mit kleinen Blumen, bald mit Würffeln, bald mit einem Brettspiel. Du kanst solche kauffen; du kanst es aber auch bleiben lassen. Derjenige, welcher denkt, wir könnten in dieser Welt wieder zu der ersten Einfalt und Gleichheit kommen, betriegt sich sehr. Im Himmel werden wir dereinst alle wieder gleich seyn; da brauchen wir keine Kleider und auch keine Stoffe mehr. Man kan freylich alles mißbrauchen. Ein Braten, der auf dem Tische stehet, kan dich reitzen und verführen. z. E. du hast dir fürgesetzt, nicht viel zu essen. Da aber der Braten aufgetragen wird und du siehest, daß er niedlich zugerichtet ist; so wirst du verleitet, daß du immer mehr nimmst und dir einen dicken Wanst frissest. Wer wollte deswegen sprechen: der Koch ist schuld daran; das ist eine sündliche Profeßion, die man nicht leiden darff? Ferner, ein Kauffmann, der schöne Tücher verkaufft, kan ebenfalls andere reitzen: aber er kan nicht erst die Leute fragen: ob sie auch Geld übrig hätten, dieß oder jenes zu bezahlen, ohne sich dadurch in Schulden zu stecken oder sich zu ruiniren. Inzwischen ist dieses zu merken, daß ein Regent, ob er gleich vielerley zum Pracht und Ueberfluß gehörige Dinge in dem gemeinen Wesen dulten muß, gleichwohl es dergestalt einzurichten bedacht seyn solle, daß seine Unterthanen das wenigste davon nehmen, und also von den Ausschweiffungen, so viel möglich, abgehalten werden. Zum Exempel, in Holland werden für viel hundert tausend Thaler Waaren fabriciret: die Holländer aber brauchen das wenigste davon; sie seynd sparsam und wenden wenig Pracht an Kleider. Das meiste wird verführet.

art gröstentheils vergeblich sey. So viel ist richtig, ein jeder muß eine Profeßion ergreiffen, und hat deswegen die Obrigkeit ein wachsames Auge darauf zu haben, daß keiner sein Leben im Müßiggang zubringe. Wo dieses in acht genommen wird, da werden nicht so viele Diebe und böse Leute angetroffen. So seynd z. E. in Venedig die geringsten Leute, alle Sackträger und Holzschneider öffentlich angenommen und bestellet. Allein wenn man fraget: was für eine Lebensart einer erwehlen solle? da wäre allerdings zu wünschen, daß man dabey die Regeln der Klugheit und Erbarkeit beobachtete. Daß aber solches mehrentheils vergeblich sey, ist bereits gezeigt worden, weil fast alle sich nach dem Willen ihrer Eltern oder anderer Leute richten müssen. Offt wiedmen die Eltern ihre Kinder gleich von der zarten Jugend an zu einer gewissen Profeßion. Wiewohl dergleichen Gelübde, worauf besonders das weibliche Geschlecht am meisten erpicht ist, sehr thöricht seynd. Ein solches Gelübde ist Enthusiasterey, ein schwärmender Gedanke, ein närrischer Einfall ohne Vernunfft. Man sollte vielmehr allezeit auf die natürliche Neigung und auf die Fähigkeit eines jeden sehen. Weiter ist auch dieses ein gewaltiges Vorurtheil, wenn man meynet, es dürffe keiner seine einmahl ergriffene Lebensart verlassen; es sey ein göttlicher Beruff da, den man nicht ändern könne. Wenn eine solche Veränderung aus Leichtsinnigkeit, Unbestand und Eitelkeit vorgenommen wird; so kan es wohl niemand billigen. Aber wenn man nun siehet, man habe eine alberne Wahl getroffen, man sey zu derselben Lebensart ungeschickt, und hingegen geschickter zu einer andern; so ist es besser, von der ersten abzulassen und eine andere zu ergreiffen: weil man dazu hinlängliche Ursache hat. GOtt ist nichts daran gelegen, ob du ein Schmidt oder ein Wagner, ein Geistlicher oder ein Rechtsgelehrter bist. Weil aber die Menschen insgemein bey Erwehlung einer Lebensart unklug verfahren, so kan man überhaupt wohl sagen, es solle keiner eine solche Profeßion wehlen, welche mit der Tugend, Zucht und Erbarkeit nicht bestehen kan. Dergleichen seynd, Spiel und Hurenhäuser halten, ꝛc. denn die seynd an und für sich schändlich. Eben das ist auch von denjenigen Profeßionen zu sagen, welche mit der Mäßigkeit streiten. Wohin die meisten Wirthschafften gehören. (15) Denn in solchen Häusern herrschet eine immer-

(15) Denn wo will man einen solchen Wirth in der Welt suchen, welcher zu seinen Gästen sagen könnte: Ihr habt nun genug getrunken; ich gebe euch nichts mehr? Absonderlich, wenn die Leute das Getränke in die Häuser hohlen lassen. Denn, wenn ihnen dieser Wirth nichts mehr geben wollte; so würden sie zu einem andern gehen. Indessen kan man, ungeachtet des vielfältigen Mißbrauchs, die Wirthshäuser in der Republic doch nicht missen.

währende Unmäßigkeit. Der Wirth ist beständig unter lasterhafften Leuten, ist gewinnsüchtig und trachtet immer andern Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken. Deswegen setzten die Römer die Caupones Nautas und Stabularios in eine Classe und hielten sie alle zusammen für übelberüchtigte Leute. (16) Wer kan sich auch wohl fürstellen, daß ein Gastwirth zu einer Gemüths-Ruhe oder innerlich-vergnügtem Zustande, zu einer wahren und vernünfftigen Glückseeligkeit gelangen könne? Hernach giebt es auch Profeßionen, welche mit der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit streiten. Dahin gehören die Gauckler, Seiltänzer, Taschenspieler, Wahrsager, Katzenbeisser. Daß solche Leute bisweilen bey ihrer Handthierung reich werden, rechtfertiget sie darum nicht. Die Hure Lais zu Corinth wurde auch reich, und die Räuber und Spitzbuben erwerben gleichfalls viel Geld. Also dürfften dergleichen Profeßionen alle wegfallen: aber man dultet sie, wie die Fliegen, die uns schädlich seynd, wie andere Beschwerlichkeiten und Auswürffe der Natur. Die Reformation von dergleichen Leuten kommet nicht sowohl auf die Obrigkeit, als auf die Lehrer in Kirchen und Schulen an. Aus allem diesen erhellet, daß man einen Unterschied zwischen einer Morale und Politique *relachée* und *outrée* machen müsse. Beyde taugen nichts: sondern die beste ist eine Morale & Politique *moderée*. Also können wir das nicht zum Grunde setzen: Alles was wir missen könnten, darauf soll sich niemand befleissen. Denn das wäre ungereimt. Wir könnten der Commercien entbehren, deswegen aber sollen wir selbige doch nicht abschaffen, sondern vielmehr befördern. (17) Man kan nicht gleich alles abschaffen, was nicht unumgänglich nöthig ist. Auf diese Art müsten viele Leute betteln. Wir brauchen mancher Künste und Profeßion zur Nothwendigkeit, einige aber auch zur Bequemlichkeit und Ergötzung. Ueberfluß und Ueppigkeit ist einmahl da. Deswegen hat *Bayle* gesagt: GOtt erhalte die Welt durch den Luxum und in dem Luxu. Wir können alle unvollkommene Stände nicht aufheben. Zum Exempel, ein Knecht seyn ist ein sehr unvollkommener Stand. Nichts destoweniger muß man den Stand der Knechtschafft dulten; wie selbst der Apostel Paulus in der Epistel an den Philemon (18) erkannt hat. Ein Knecht war bey den Alten ein verachteter

(16) *Iac. Perizonius* in notis ad Aelianum hat gezeiget, daß vor Zeiten unter allen wohl gesitteten Völkern die Gastfreyheit und das ius hospitii um deswillen so hoch gehalten worden, damit die Leute sich nicht genöthiget sähen, in den Wirthshäusern zu bleiben.

(17) Das hat *Conring* in einer Dissertation de commerciis maritimis artig gewiesen. Diese Dissert. war seine letzte. Werlhoff hat sie unter ihm gehalten.

(18) Ueber diese Epistel Pauli hat der ehemahls hochberühmte altorffische Rechtsgelehrte,

achteter und geplagter, auch nicht selten ein böser Mensch, der offt die schändlichsten Dienste verrichtete. Gleichwohl meyneten die Christen, man könnte deshalben die Knechtschafft nicht aufheben. Ja Eustathius, der dieses lehrte, wurde sowohl dieses als anderer Irrthümer wegen auf dem Concilio zu Gangria (19) verdammet. Es folget also gar nicht: diese oder jene Profeßion kan gemißbraucht werden; deswegen ist sie zu verwerffen. Das ist die Art, wie die Theologi insgemein schliessen, aber ohne Grund: denn es wird alles gemißbrauchet. Das heist eben eine allzu hoch getriebene Sittenlehre (morale outrée) da man reiner und heiliger seyn will, als die Apostel selbst, da man alsobald etwas für sündlich ausgiebt, welches doch an und für sich nichts sündliches ist. Weil mit den Charten bey dem Spiel viele Mißbräuche vorgehen: so schmälet man hefftig auf die Chartenmacher. Allein wenn nun gleich einer oder der andere diese Handthierung aufgäbe, würden wohl deswegen die Charten abkommen. Zugeschweigen, daß, wenn man solche Leute gar nicht dulten wollte, manchem Landesherrn dadurch viele tausend Thaler aus dem Lande gehen würden. In Frankreich zu Rouen hat man sonst die schönsten Charten gemacht: Nachdem aber die Holländer und andere Nationen solche selbst verfertiget, so hat man angemerket, daß der König in Frankreich eine Million dadurch verlohren. GOtt will zwar haben, der Mensch solle in der Welt arbeiten; aber nicht unaufhörlich, sondern er kan auch eine Ergötzung haben, wenn solche nur nicht wider die Tugend und Erbarkeit anstösset. Und da kommt es darauf an, (20) ob das Spielen sündlich sey, und ob man mit Papier spielen dürffe? Geht dieses nicht an, so muß man auch das Brettspiel verbiethen; denn sonst spielen wir auf dem Holz: und wenn auch dieses verboten wird, so nehmen wir Schnellkäulgen. In Holland haben die Zeloten viel gestritten vom Perruquen-tragen, ob es sündlich sey oder nicht? Deswegen zeigte *Salmasius* in einem gelehrten Tractat, (21) daß es thöricht sey, aus

gelehrte, *Scipio Gentilis*, einen fürtrefflichen Commentarium geschrieben, welcher nicht nur absonderlich gedruckt, sondern auch dem grossen Operi Critico über die ganze Bibel einverleibet und mitten unter den *Theologis* stehet Es ist auch kein Geistlicher im Stande, obgedachte Epistel behörig zu erklären, wenn er nicht die Römische Rechtslehre innen hat.

(19) S. *Gundlingii* diss. de Gangrensi concilio, aduersus Eustathianorum errores seculo IV. conuocato.

(20) Herr *Barbeyrac* hat einen schönen Tractat, du Jeu, geschrieben, und die Frage von der Moralität des Spielens, der Music ꝛc. darinnen sehr wohl untersuchet und nach dem Rechte der Natur entschieden. [* Dieses beliebte Buch bestehet nach der neuesten zu Amsterdam 1737. gedruckten Auflage in 3. Octav-Bändgen. Der Titel ist dieser: Traité du Jeu, ou l'on examine les principales questions de Droit Naturel et de Morale, qui ont du rapport à cette matiere.]

(21) De caesarie virorum et mulierum coma. Lugd. Bat. 1644. 8vo.

aus dergleichen Dingen Sünde zu machen. In der Lehre von den verschiedenen Ständen, Gesellschafften und deren Ursprung stossen sehr viele an; sonderlich die, so zur Melancholie, Schwermerey und Enthusiasterey geneigt seynd. In Ansehen des Christenthums sind wir freylich alle gleich: in der Welt unterscheiden wir uns von einander nach den Ständen, und folglich in der äusserlichen Art zu leben, in der Kleidung, Kost und dergleichen. Daher entstehet eben der Wohlstand, das ist, was einem jeden Stande gemäs ist, und sich dazu schicket, was die Subordination erfodert. Dieses wohlanständige (decens) ist in der Vernunfft und Schrifft gegründet. Denn ein jeder Mensch hat seinen besondern Platz, seinen besondern Grund und Boden, seine eigne Gesetze und Sitten. So bald diese Gesetze und Sitten verwirret und unter einander geworffen werden, so bald zeiget sich ein unverständiges ungereimtes Wesen, ein Uebelstand. Die Männer, die Weiber, haben ihren eignen Stand. Was den Männern wohl anstehet, das ist deswegen nicht gleich den Weibern anständig. Demnach muß man auf die Subordination acht haben und selbige beybehalten. Ein jeder Stand hat auch seine eigene Ehre und Lob. Vor uns können wir zwar bisweilen von dem Wohlstande etwas abbrechen; z. E. von der äusserlichen Aufführung, prächtigen Kleidung u. s. w. Denn in dergleichen Dingen haben wir einige Freyheit. (22) Allein man kan deswegen niemand dazu verbinden oder Ziel und Maaße setzen: sondern es kommet vieles auf die Umstände, auf den Umgang mit andern, auf Zeit und Ort an. Man muß sich nach der Thorheit der Menschen richten, damit man sie gewinnen könne. Bey dem allen aber muß man niemahls von der Reinigkeit und Unschuld des Herzens abweichen, nichts thun, was wider die Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Erbarkeit, Keuschheit und Mäßigkeit ist. Im übrigen können wir in der Welt nicht allezeit das haben oder suchen, was besser ist: wie einige Gotteslehrer hierin angestossen haben. Paulus war klüger. Der sagt: wenn du ein Knecht bist, so bleibe ein Knecht und lauffe nicht

(22) Ein grosser Herr ist bisweilen mässig und sparsam, auch in der Kleidung; wie der Kayser Rudolph von Habsburg, der gemeiniglich nur einen schlechten Rock trug. Eben so war der König in Schweden Carl der XII. und andere mehr. Aber deswegen kan man nicht sagen, andere müsten es nachmachen, sonst thäten sie nicht wohl. Denn grosse Herren müssen sich offt auch wider ihren Willen bequemen, und sich in Pracht und Herrlichkeit sehen lassen. Als Odoacer, der Heruler und Rugen König, nach Rom kam, hatte er einen Zippel-Belz an. (nach Art der Franken, deren Könige sich in Belzen kleideten) Da wollte ihm das Volk nicht gehorchen, sondern verachtete ihn seiner Kleidung wegen. Den andern Tag aber erschien er öffentlich in Römischer Tracht.

nicht weg; *ob es gleich* besser wäre, wenn du frey wärest. Wir dürffen zwar *einen* bessern Stand annehmen, wenn es möglich ist: allein wir *können nicht* allezeit nach dem bessern und vollkommenern trachten. Denn *nach dem* jetzigen verderbten Zustande der Menschen muß eine Ungleichheit *und* Subordination seyn; sonst würde die Welt gar nicht bestehen können. Deswegen haben auch die Menschen nicht einerley Neigungen; sondern seynd von sehr unterschiedlicher Gemüths-Art. Wenn alle Leute vom cholerischen Temperament wären, so würden alle herrschen wollen. Wer würde alsdann gehorchen? Wären alle Menschen sanguinisch; so würden wir alle der Faulheit und Gemächlichkeit nachhängen. Wer würde aber arbeiten und uns an die Hand gehen? Darum wird man *finden*, daß es allezeit mehr melancholische, als sanguinische und cholerische Menschen giebt, d. i. daß die meisten mehr von der Melancholie als von den beeden andern Gemüths-Leidenschafften haben. Und das macht niederträchtige und furchtsame, aber auch arbeitsame Leute, die keine Neuerungen anfangen, gerne gehorchen, wenn man sie nicht bis zur Verzweiffelung treibet, die alle Tage über einerley Arbeit sitzen können, und nicht ungedultig werden. Das giebt fleißige Handwerksleute, und macht, daß es uns auch an geringen, verächtlichen und schmuzigen Profeßionen, vor welchen mancher einen Abscheu hat, nicht fehlet.

Aus diesem allen, was bis hieher ausführlich erinnert worden, ist der *Schluß zu machen*, daß man den Enthusiasten, Schwermern, oder allzu scheinheiligen Leuten, *welche* alles wieder zu dem alten Stand der Gleichheit, Vollkommenheit und Unschuld gebracht wissen wollen, in der Staats-Lehre und Kunst zu herrschen kein Gehör geben dürffe. Vielmehr hat ein Regent mit allem Fleisse und Sorgfalt dahin zu sehen, daß die eingeführte Subordination in dem gemeinen Wesen beständig beybehalten werde, daß niemand leicht aus seinen Schranken trete, oder die Ordnung verrücke, damit solches nicht eine gefährliche Veränderung in dem Staat nach sich ziehen könne.

VII.

Von der ehelichen Gesellschafft.

Nachdem wir von den vielerley Ständen überhaupt geredet haben, so müssen wir auch einige von den besondern Ständen oder im gemeinen Wesen vorkommende Gesellschafften durchgehen. Unser Hauptzweck ist zwar die Betrachtung des öffentlichen und Regenten-Standes in der Republic. Weil aber alle Gesellschafften in der Republic zusammen

treffen und darinnen vereiniget seynd, (23) so handelt man auch kürzlich von den fürnehmsten Gesellschafften. Die erste darunter ist die ehliche Gesellschafft. Diese ist so nöthig als der Aufgang der Sonne. Ohne Vermehrung des menschlichen Geschlechts kan kein Staat, (24) ja die ganze Welt nicht, bestehen. Xerxes hat geweinet, als er erwogen, daß von seinem fast unzehlbaren Heere in weniger Zeit nicht ein Mann mehr übrig seyn würde. Also seynd die Ehen zu Fortpflanzung der Menschen nothwendig. GOtt will es auch so haben. Dahero ist es eine albere, ja eine Teuffels-Lehre, welche verbietet ehlich zu werden. Auf dem Concilio zu Gangria hat man ein anathema darauf gesetzet. Auch diejenigen, welche nur einigen oder gewissen Gattungen Menschen, als den Pfaffen, das Heyrathen untersagen, thun es zwar nicht überhaupt; allein es ist doch bey ihnen fast eben die Ursache des Verbots zu finden, als bey denen, die überhaupt den Ehestand verwerffen. Sie sagen zwar: die Verheyratheten könnten der geistlichen Aemter nicht behörig abwarten; Paulus selbst hätte dafür gehalten, es sey besser, ehelos zu bleiben. Doch dergleichen Leute bilden sich in der That ein, es sey in der ehelichen Beywohnung etwas unreines. So hat der in diesem Stücke närrische Gottfried Arnold (25) sich die Sache fürgestellet. Der *Jaques Sadeur*, (26) die *Antoinette Bourignon* (27) seynd eben solche Narren gewesen. Sie meynten: im Ehestande zeugten die Menschen und pflanzten

ten

(23) Auch die Kirche ist in der Republic. Denn es kan nichts ungereimters gesagt werden, als, eine Gemeinde (vniuersitas) begreiffe die Republic unter sich. Das hiesse eben so viel als, das grösser sey in den kleinern enthalten. Es kan nichts wunderlichers seyn, als was ein gewisser berühmter Sächsischer Theologus behaupten wollen, nemlich: Rem publicam esse in ecclesia. Der Mann verstehet die Sache nicht. Das ist wohl wahr, alle, die in der Republic leben, gehören zu einer gewissen Kirchen-Versammlung oder Gemeinde: aber die Gemeinde selbst stehet unter der Regierung dessen, der die Herrschafft hat. Sonst müsten die grossen Herren unter der Clerisey stehen. Man begreifft also gar leicht, daß diese Meynung zwar listig, aber zugleich höchst ungereimt sey.

(24) Daher sagt *Florus* in hist. Rom. Lib. I. c. I. gar artig von dem vom Romulo zusammen gebrachten Römischen Volke: Res erat vnius aetatis; populus virorum. Itaque matrimonia a finitimis petita. [* Eben dieses drückt *Livius* l. 9. also aus: Penuria mulierum hominis aetatem duratura magnitudo erat, quippe quibus nec domi spes prolis, nec cum finitimis connubia essent.]

(25) In seinem Buche *Sophia* genannt. Er meynet: wer in der Liebe JEsu Christi eingewurzelt sey, der könne nicht heyrathen. Nichts destoweniger nahm er hernach selbst eine Frau. Er sagte zwar anfänglich, er hielte sie nur wie seine Schwester; und doch bekam sie übers Jahr ein Kind.

(26) Im neu-entdeckten Südland. S. von diesem Buche und dessen Verfasser den Artickel *Sadeur* in *Bayle* Dictionaire.

(27) Von diesem wunderbaren Frauenzimmer findet man gleichfalls bey dem *Bayle* einen merkwürdigen Artickel.

ten ihr Geschlecht fort auf thierische Art: es sey doch etwas fleischliches und garstiges dabey. Seynd das nicht Thorheiten! Was sollte garstiges bey dem Kinder-Zeugen seyn? GOtt hat es ja so verordnet. Auf solche Weise müste man auch sagen, daß beym Essen und Trinken etwas unflätiges sey. Wenn wir Geister wären, so brauchten wir keiner Fortpflanzung und keiner Nahrung. So aber sind wir Körper, und unsere Seele kan ohne Körper nicht würken. Der bekannte Englische Medicus Thomas Browne (28) hat auch klüger seyn wollen als GOtt. Er wünschet, daß die Menschen sich auf die Art vermehren könnten, wie die Bäume und Pflanzen. Allein wie würde es aussehen, wenn uns die Kinder bald an der Achsel, bald an dem Elenbogen, bald am Magen herauswüchsen, wie die Borsdörffer-Aepfel, wie die Kürbisse, und immer grösser würden, bis sie endlich selbst abfielen, wenn sie reif geworden? Solche wunderliche Leute und Perfectionisten seynd die gröSten Thoren. Sie stellen sich eine ganz andere Welt vor: in dieser aber, welche ihnen nicht recht ist, seynd sie nichts nütze. Sie müssen in mundum intelligibilem versetzt werden. Man könnte sie Harlequins Misantropes nennen: denn sie verdienen nicht, daß man ihre wunderliche Einfälle und Träume widerlege. GOtt hat alles weißlich gemacht. Die Geburt des Menschen ist etwas höchst wunderwürdiges. Und doch wollen die Leute gescheider seyn als der Schöpfer selbst. (29) Weil man siehet, wie die Begierde zum Beyschlaff gemißbrauchet werden kan; so haben viele gemeynt, diese Lust sey an und für sich sündlich; da sie doch eben so natürlich ist, als Hunger und Durst. Sie ist ein natürlicher Trieb, den alle diejenige haben müssen, welche heyrathen wollen. Nur sollen wir die Brunst der Vernunfft und Ordnung gemäs zu stillen suchen, mit der Absicht, Kinder zu zeugen. Um der blossen Lust willen sollen wir den Beyschlaff nicht suchen; obschon eine Lust dabey seyn kan, wie bey dem Essen und Trinken ein Wohlschmecken. Der pruritus an sich

(28) In seinem bekannten Buche, *Religio Medici* betitelt, P. II. Sect. IX. Ueber diesen Tractat hat ein Mecklenburgischer Edelmann von Moltken Anmerkungen geschrieben.

(29) Niemand hat dergleichen Leute besser angegriffen, als Richard Bentley, Bibliothecarius zu London, in *Stultitia Atheisimi*. Das Buch ist in Englischer Sprache geschrieben. Herr Hofprediger *Iablonsky* aber in Berlin hat es ins Lateinische übersetzt. Darinnen zeiget Bentley gar artig von den Atheisten; (die auch mehrentheils so urtheilen, daher man es leicht auf die Perfectionisten appliciren kan) wie sie mit GOtt und der Natur so gar nicht zufrieden seyn wollen: Ihre eigene Structur sey ihnen zuwider. Es seyen aber alle ihre Urtheile nichts als Thorheit, welche die höchste Weißheit, die der Schöpfer bey ihnen gebrauchet, und wie er alles zuvor weißlich ausgedacht, nicht erkenne.

ist keine Sünde, wenn er nur durch die Vernunfft gemäßiget und nach dem wahren Entzweck gebrauchet wird. Die Brunst ist nicht unrecht: aber du kanst sie mißbrauchen, wie alle Dinge in der Welt; wie die Lust zum Essen, Trinken, Schlaffen ꝛc. Es bleibet also dabey, der Ehestand ist etwas höchstnothwendiges. Aber deswegen ist kein Gebot da, daß jedermann unumgänglich heyrathen müste: sondern ein jeder muß sich prüfen, ob er geschickt genug sey, Kinder zu zeugen und selbige zu erziehen. Die meisten Menschen heyrathen zu frühzeitig, ehe sie noch recht erstarket seynd. Daher kommen so viel schwache kränkliche Kinder. Deswegen hat Aristoteles gemeynet, die Mannsleute sollten erst gegen das sieben und dreysigste Jahr sich in die Ehe begeben: denn alsdann hätte der Mensch seine gröste Stärke. Doch das läßt sich so genau nicht bestimmen. Ueberhaupt aber ist es gut, wenn die Leute nicht gar zu jung heyrathen. Die alten Deutschen (30) hatten in diesem Stücke vernünfftige Sitten und Gebräuche: ja, sie wusten nicht einmahl viel von Liebeshändeln, ehe sie Hochzeit machten. Es ist ferner nicht genug, daß ein Kind gezeugt werde; sondern es muß solches auch in einer ordentlichen Gesellschafft geschehen; das Kind muß der vernünfftigen Ordnung gemäs erzogen werden. Es wäre eben so gut, wenn keine Menschen wären, als wenn sie nur leben wollten wie das dumme Vieh. Die Menschen haben alle die Handlungen, alle die Begierden, welche sich bey dem Vieh äussern. Ja sie haben solche noch in weit stärkerem Grad, wenn die Vernunfft nicht ins Mittel tritt. Das kan aber nicht geschehen ohne Anführung. Eine unordentliche Vereinignng ist unvernünfftig und närrisch. Das haben alle kluge Heyden gesehen. Daß die Hurerey verboten, und wider die Erbarkeit sey, ist leicht aus der Vernunfft zu erkennen. (31) Was giebt es dem Staat für eine Zierde oder Nutzen, wenn

Aristot Politic. lib. VII. c. 16.

(30) Der kluge Römische Geschichtschreiber *Tacitus de moribus Germ.* sagt von den Deutschen: Sera iuuenum Venus, eoque inexhausta pubertas. Nec virgines festinantur. Eadem iuventa, similis proceritas. Pares validique miscentur: ac robora parentum liberi referunt. Sie hatten auch wenig Gesetze in Ehesachen: die Römer hingegen sehr viele. Welches ein Zeichen ist, daß unter diesen viele Laster und Unordnungen im Schwang gegangen.

(31) Daß *Terentius* und andere bisweilen etwas frey reden, muß man nach Beschaffenheit der Personen und nach dem verderbten Weltlauff auslegen. Im übrigen seynd keine Bücher gefährlicher, als die, so die Hurerey vertheidigen wollen: wie des Beverlands Schrifften, die *Aloysia Sigea* und dergleichen. Solche Leute thun mehr Schaden als die Atheisten. Atheistische Bücher halten subtile demonstrationes in sich, welche der tausendste nicht versteht. Es gehöret auch eine grössere Entschliessung dazu, dem Atheisten zu folgen, als sich von einem unreinen und unkeuschen Menschen verführen zu lassen.

Denn

wenn etliche hundert Kinder herum lauffen, die ihre Väter nicht angeben können? Sie werden auf die letzt mehrentheils Diebe und Spitzbuben, oder doch Müßiggänger. Denn niemand bekümmert sich um deren Auferziehung.

VIII.

Von der Gesellschafft zwischen Eltern und Kindern.

Die Gesellschafft zwischen Eltern und Kindern ist eine Folge des ehlichen Standes. Denn deswegen verheyrathen wir uns, daß wir Kinder bekommen. Wo diese Absicht fehlet, da kan man es auch nicht für eine eigentliche oder rechtmäßige Ehe halten; sondern es ist alsdenn ein Concubinat. Kommen nun Kinder aus der Ehe; so siehet man leicht, daß sie erzogen werden müssen; und braucht es keiner langen Untersuchung, woraus dieses Recht entspringe. Denn soll ein Mensch vernünfftig werden, so hat er der Auferziehung und Unterweisung vonnöthen. Wenn er allein gelassen wird, und vor sich in der Einsamkeit bleibet, so wird er nicht vernünfftig, sondern einem Thier ähnlich. Denn da er von aller Gemeinschafft und Umgang mit Menschen ausgeschlossen ist, wie will er menschliche Sitten an sich nehmen? Ist nun aber ein Mensch unter Feinden, so ist er verlohren, weil sich niemand seiner annimmt, oder er wohl gar todt geschlagen wird. Also müssen wir andere zu unserer Erziehung haben, und zwar Freunde. Wir finden aber keine bessern als unsere Eltern. Die seynd für uns besorgt und helffen uns. Denn in der Jugend und im Alter brauchen wir die gröste Beyhülffe. Dahero wollen die Eltern gerne in ihrem Alter den Trost haben, von ihren Kindern wiederum einigen Beystand zu geniessen. Diejenigen, welche nicht einig werden können, woher der Eltern natürliche Herrschafft über die Kinder zu leiten sey, geben zu erkennen, daß sie die Natur und Beschaffenheit der Erziehung nicht behörig eingesehen. (32) Erziehen heist eines Sitten ein-

Denn da hilfft dazu die Hitze des Geblüts, die natürliche Geilheit, die täglichen Exempel, die allgemeine Verderbniß der Sitten, da dergleichen Laster beynahe für Tugenden angesehen werden. Kommet nun ein Vertheidiger mit scheinbaren Gründen noch hinzu: so geben ihm die Leser leicht Beyfall. Die Aloisiam Sigeam hat ein Medicus in Holland, *Westrene*, geschrieben. Die zierliche Schreibart hat einige geblendet: allein die meisten lesen das Buch doch mehr aus Geilheit, als des Stili wegen. [* Einige wollen, daß nicht gedachter *Westrene*, (welchen auch andere für einen Rechtsgelehrten zu Gravenhag, und nicht, wie oben stehet, für einen Arzt ausgeben:) sondern *Nic. Chorerius*, ein Advocat zu Grenoble, der im Jahr 1692. mit Tode abgegangen, der Verfasser von obgemeldten schlüpferigen Buche sey. S. *Niceron* Memoir. pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la Republ. des Lettres, Tom. XXXVI.]

(32) Grotius saget: Genui, ergo impero. Diese Folge siehet nicht gleich ein jeder, der nicht nachdenket. Aber wenn man etwas dazwischen setzet, und also schliesset: Genui, ergo educare debeo, ergo impero; so erkennet ein jeder die nothwendige Folge.

einrichten und gleichsam bilden, die unordentlichen natürlichen Triebe und viehischen Begierden mäßigen, die Thorheit wegräumen und hingegen die Vernunfft mehr und mehr erwecken und stärken. Dieses alles kan nicht ohne Herrschafft und Furcht geschehen. Denn der natürliche Trieb und Muthwille bey den Kindern ist stark, die Vernunfft hingegen schwach. Darum braucht man einer Gewalt, einer Furcht, einer Zurückhaltung und Straffe; so lange die Kinder noch nicht vernünfftig seynd. Denn wenn sie selbst ihrer Vernunfft behörig sich bedienen können, so höret die Erziehung, die Gewalt, die Direction der Eltern, oder anderer, auf. Alsdann bedienet man sich nur vernünfftiger Vorstellungen und Gründe. Im übrigen ist sehr viel daran gelegen, daß man den Kindern von Jugend auf eine rechte Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Eltern einpräge. Denn das hat hernach einen starken Einfluß in die Republic. (33) Die Chineser halten dahero gar genau darüber; indem sie nicht ohne Grund meynen, daß, wenn der Respect gegen die Eltern aufrecht erhalten werde, die Leute desto eher sich nach dem Willen der Obrigkeit, oder des Fürsten, bequemen lerneten.

VIIII.

Von der Gesellschafft zwischen Herren und Knechten.

Die Gesellschafft zwischen Herren und Knechten scheinet wunderlich zu seyn; sonderlich wenn man betrachtet, wie sie nach und nach entstanden ist. Daher haben viele, und unter andern Buddeus, gemeynet, dieser Stand zeige schon eine merkliche Unvollkommenheit an. Es ist wahr, wenn man es auf der schlimmen Seite ansiehet; so ist allerdings eine grosse Ungleichheit vorhanden. Diese ist zwar auch bey der Gesellschafft zwischen Eltern und Kindern: sie gereicht aber zu der Kinder Nutzen, dauert auch nicht länger, als bis die Kinder erzogen seynd; ausser, daß eine natürliche Ehrfurcht übrig bleibet. Bey der Knechtschafft hingegen finden sich Menschen, die nicht von uns gezeuget worden, sondern

(33) Aus dem *Dionysio Halicarnassensi* und andern ist bekannt, daß Romulus den Eltern ungemessene Gewalt über die Kinder gegeben. Hierüber hat *Paolo Paruta*, ein venetianischer Nobile, in seinen *Discorsi Politici*, (welche auch ins Deutsche übersetzt seynd) gar schöne Betrachtungen angestellet. Romulus wuste wohl, wenn die Kinder ihren Eltern gehorchen lerneten, so würden sie ihm und seinen Nachfolgern des Reichs auch desto eher gehorchen. Mir hat gefallen, was der französische General Turenne einsmahls gesagt. Denn als drey unter ihm stehende Schweden sollten gehangen werden, weil sie nicht gehorsam gewesen; so riß einer von diesen dreyen Schweden sein Kleid auf und wieß die empfangenen Wunden, beklagte sich anbey, daß er gleichwohl itzo sterben sollte. Hierauf sprach Turenne: Ich will allen dreyen das Leben schenken; aber die Wunden zeigen nur, daß man sich wacker herumgeschlagen: lernet aber auch noch gehorchen.

dern nach dem Stande der Natur uns gleich, und doch unterthan seynd. Also scheinet es in der Abstraction freylich, daß man diesen Stand am ersten entbehren könne, und daß dessen Ursprung von den Affecten, der Wollust, des Hochmuths und des Geitzes herzuleiten sey. Allein, wenn man den ersten Ursprung der Knechtschafft nach den Geschichten (in facto) ansiehet; so kan man eben nicht sagen, daß gedachte Begierden die einzige oder hauptsächlichste Ursache gewesen seyen. Das alte Testament, welches wir hier wiederum als ein Geschichtbuch von den Begebenheiten der ersten Welt ansehen, zeiget uns, wie es eigentlich zugegangen. (34) Abraham, etliche hundert Jahre nach der Sündfluth, hatte schon Knechte, auch sogar eingebohrne. Daher siehet man gleich anfangs, daß die Knechtschafften auch ausser den bürgerlichen Gesellschafften entstanden seyen. Denn dazumahl waren noch keine Reiche und Staaten. (35) Eleasar war Abrahams Knecht. Doch waren freylich die Knechte damahlen nicht beschaffen, wie die Leibeigenen oder wie die Römischen: sondern sie hatten Theil am Haußwesen, giengen dem Haußvater an die Hand mit der Viehzucht, bey Schafen, Eseln, Cameelen; sonderlich auch bey der Vieh-Hut. Diese Ungleichheit der Menschen muste entstehen; weil wir auch im natürlichen Stande Gehülffen zu unserem Vorrath und Habseligkeit brauchen. Deswegen ist es nicht gleich etwas unregelmäßiges. Es muste so seyn. Auch mittelmäßige Haushaltungen konnten ohne Diener und Knechte nicht bestehen. Dahero glaube ich nicht, daß alle Knechte aus Gewaltthätigkeit entstanden: sondern unter den Menschen war etwa, (wie wir noch täglich sehen) einer geschickter, vernünfftiger, klüger, und der andere nicht so klug, geschickt oder fähig. Da wurde denn jener Herr, und dieser Knecht, und dienete dem andern, damit er seinen Unterhalt finden mögte. Eleasar war zwar kein unkluger Mann; allein der Abraham war doch noch klüger, noch mächtiger, reicher und ansehnlicher.

(34) Ich weiß wohl, daß man in philosophischen Dingen die Bibel zur Demonstration nicht brauche: sonst wirfft man Vernunfft und Schrifft unter einander. Man bedienet sich aber derselbigen als einer Historie; und zwar als der allerältesten. Denn ausser der Bibel wüsten wir von dem Ursprunge der Welt und der Vermehrung des menschlichen Geschlechts in facto gar nichts. Die Ursprünge aber der menschlichen Händel, welche sich auf ein factum gründen, können durch Vernunfftschlüsse nicht erwiesen, wohl aber erkläret werden.

(35) Den besten und deutlichsten Begriff, was es um selbige Zeit mit der Knechtschafft für eine Bewandniß gehabt habe, giebt *Seldenus* de Jure naturae & Gentium secundum disciplinam Hebraeorum.

cher. (36) Man hat die Knechte anfänglich nicht so geringe gehalten, wie Feinde oder Leibeigene, sondern als Gesellen und Mitarbeiter. Der, welcher Befehlshaber oder Herr war, konnte nicht so mit der Hand arbeiten, und muste deswegen andere Leute zur schweren Arbeit nehmen. Wenn man sich auch eine ausser der Republic lebende abgesonderte Familie einbildet; so wird man sich doch nicht allein Mann, Weib und Kinder fürstellen können; sondern es müssen auch Dienstbothen dabey seyn. Diese wurden vertheilet zu unterschiedlichen Arbeiten. Einer konnte pflügen, der andere das Vieh hüten, der dritte bauen, u. s. w. Mit einem Worte, die Familien waren anfänglich mehr freundliche und friedfertige als gewaltsame Gesellschafften. Der Knecht erkennte seinen Herrn für den Directeur der Familie, und bekam davor seinen Unterhalt. Als aber nachgehends Krieg und Blutvergiessen, und daraus die Gefangenschafften enstanden waren; so ist nicht zu leugnen, daß dadurch der Stand der Knechtschafft eine ganz andere Gestalt bekommen. Im Kriege schlägt man todt, so viel man kan. Mancher, der sterben soll, bittet um sein Leben. Wird ihm das geschenket, so muß er unterthänig, und folglich ein Knecht werden. Einem Kriegs-Gefangenen aber trauet man nicht, sondern fürchtet, er mögte das feindliche Gemüth nicht gänzlich abgeleget haben. Daher kommt es, daß man dergleichen Leuten schärfere Gesetze fürgeschrieben, sie genauer eingeschränket, strenger regieret, und ernsthafftere Gesichter gegen sie gemachet hat. So findet man es nicht allein in der Natur der Sache, sondern auch in der That gegründet bey den Griechen und bey den Römern. (37). Die Knechte fiengen mithin an, sich für ihren Herren, als Feinden, die zwar ihrer verschonet und ihnen das Leben geschenket hatten, zu fürchten. Wo aber Furcht ist, da findet Liebe nicht statt. Die Herren fürchteten sich im Gegentheil für den Knechten. Der Herr sahe nur auf seinen eignen Nutzen, die Knechte auch blos auf ihren Nutzen. Da waren die Knechte

nicht

(36) *Io. della Casa* hat in einer besondern Abhandlung (welche in seinen vom Herrn Geh. Rath Gundling wieder ans Licht gestellten opusculis befindlich ist) gezeiget, daß auch zwischen einem mächtigern und geringern eine ächte Freundschafft statt finde. Er war Erzbischof zu Benevento und hat unter andern das Leben Contareni, ingleichen Petri Bembi beschrieben; welches letztere ein Meisterstück ist unter so vielen Lebensbeschreibungen der Gelehrten.

(37) Die Römer hatten auch gewiß Ursache, daß sie die Knechtschafft etwas strenge eingerichtet. Denn wenn man ihre Historie liest: so findet man nebst andern Ursachen des Verfalls ihrer Macht, daß der Römische Staat durch die Vielheit der Knechte Noth gelitten habe. Wie solches auch *Christoph. Adam Rupertus* in Obseruat. ad Valer. Max. gezeigt hat.

nicht mehr socii penoris, sondern socii inaequales per vim, per metum. Da bekam der Stand der Knechtschafft eine erschreckliche Gestalt. Wir sehen auch, daß noch heut zu Tag unsere meiste Ungelegenheit in der Oeconomie daher kommt, daß unser Gesind nicht in societate penoris stehet und unsern Vortheil suchet, sondern uns vielmehr heimlich feind ist, unsern Schaden befördert, oder wenigstens nicht hindert. Inzwischen erhellet aus diesem allen, daß die Knechtschafft nothwendig sey. Es sey nun, daß man die Knechte so hat, wie wir, oder als Leibeigene hält wie die Römer thaten, und wie auch noch in Westphalen geschiehet. Beydes ist zu dulten. (38) Denn sonst müsten wir hinter dem Pfluge hergehen und selbst unsere Schuhe putzen. Es haben auch die ersten Christen gar nicht gewollt, daß man die Knechtschafft abschaffen sollte. Sie würden sich auch dadurch höchst verhaßt gemachet haben. Denn der Römer gröster Reichthum bestunde in Knechten und Mägden, durch welche sie auch ihre Landgüter bauen liessen. Nichts desto weniger riß nach und nach der Wahn ein, es wäre doch besser, daß unter den Christen keine Knechte gefunden würden. Da wurden dann auch die Knechte an vielen Orten hauffenweiß freygelassen. (39)

X.

Von den bürgerlichen Gesellschafften, und deren Ursprung.

Die bürgerliche Gesellschafft, oder der Stand zwischen Regenten und Unterthanen scheinet, dem ersten Ansehen nach, gleichfalls nicht *nothwendig zu seyn.* Wenn die Menschen alle fromm gewesen wären; so hätten sie freylich keine Regenten gebraucht. Allein dieser Satz ist eben so chimärisch als die vorerwehnten. Si asinus volat, habet pennas. Itzo ist es eben so nöthig, daß wir unter der Obrigkeit leben, als daß wir essen und trinken. So bald die Menschen sich durch ihre Begierden regieren lassen, seynd Kriege, und folglich auch Herrschafften entstanden. Man setze, daß viele Menschen beysammen in ihrer natürlichen Freyheit und keinem Regenten, keinen bürgerlichen Gesetzen unterworffen wären: so

(38) Ja, es wäre vielleicht besser, wir hätten wieder Knechte nach Art der Römer. Man könnte solche besser im Zaum halten: an statt daß unsere heutige Dienstboten uns gleichsam Gesetze fürschreiben. Der ehemahlige Wittenbergische Rechtsgelehrte, D. Georg Beyer, hat noch in Leipzig über diese Frage eine Disputation gehalten, und obiges nicht übel behauptet.

(39) Dahero hat man hernach gestritten, ob es noch heutiges Tages bey uns in Deutschland eigentliche Knechte gäbe? Woran jedoch kein Zweiffel ist. Die deutschen Knechte oder Leibeigene seynd bisweilen und in gewisser masse noch übler dran, als vor Zeiten die bey den Römern.

so würde ihnen freylich die Vernunfft zeigen, daß sie nicht in Zank und Unruhe, sondern friedfertig und fromm leben, niemand beleidigen, niemand verachten, Treu und Glauben halten sollten. Allein thun wir allezeit nach unserer Erkänntniß? Sehen wir allezeit auf die Vorschrifft der gesunden Vernunfft? Urtheilen wir beständig richtig und mit gebührender Ueberlegung? Es giebt viel dumme Menschen: ja die meisten seynd dumm. Ein räudiges Schaf kan die ganze Heerde, die sonsten rein war, anstecken. Stelle dir weiter vor: du beobachtest alle Pflichten der Gerechtigkeit, auch alle diejenigen, die mit dir in Gesellschafft (doch ohne Obrigkeit) leben. Nur etwa einer oder zween nehmen diese Pflichten nicht in acht; sondern gehen auf dich los. Was hilfft dir da deine Philosophie? Schreye ihnen zu: Ich suche Friede; ich halte Friede; ich habe niemand beleidiget; auch euch nicht; ich habe Treu und Glauben nie gebrochen; ich bin nicht zanksüchtig; lasset mich also gehen; greifft mich nicht an ꝛc. Alles dieses wird nichts fruchten. Sie fallen auf dich los. Du must dich wehren, oder unschuldiger Weise dein Leben lassen. So erkennest du demnach deutlich, daß auch die ehrlichen und frommen Leute gezwungen werden sich zu beschützen und gegen die bösen sich zur Wehre zu stellen. Wo keine Herrschafft ist, da ist Krieg. Also muß man aus dem natürlichen Stande herausgehen. Es kan nicht anderst seyn. Ja, sprichst du, es zeigt doch etwas unvollkommenes an. Du hast so gar unrecht nicht, mein Freund! aber das ist die gröste Unvollkommenheit, daß die Menschen ihrer Vernunfft nicht mehr gehorchen. Herrschafften und Obrigkeiten seynd freylich wider die natürlichen Neigungen der Menschen und scheinen durch eine grausame Gewalt entstanden zu seyn. Denn wer wird gerne seiner Freyheit entsagen; seinen Willen dem Willen eines andern unterwerffen, der offt selbst nicht klüger, oder auch wohl noch närrischer ist als jener? Wer will gerne einem Wenceslao, einem Henrico von Navarra unterwürffig seyn. Vielmehr will ein jeder gerne nach seinem eignen Kopfe leben. (40) Indessen hilfft itzo kein raisonnement. Wir müssen offt denjenigen folgen, die nicht so klug sind als wir. Die bürgerliche Gesellschafft ist demnach keine natürliche, sondern eine künstliche, ja eine recht ausgekünstelte Gesellschafft. Das hat Aristoteles wohl

(40) Wenn es geschehen könnte, daß alle unsere Köpfe unter andern Köpfen, die wir selbst vor die geschicktesten hielten, auf einem Tische lägen, und wir dürfften wehlen: gewiß ein jeder würde doch wieder zu seinem eignen Kopfe greiffen. Die menschliche Natur ist so geartet. Man siehet es schon an den Kindern, wenn sie auferzogen werden. Jeder hält sich aus Eigenliebe für den geschicktesten. *Tout le monde raisonne bien.* Wie hievon der *P. Buffier* ein besonderes Capitel in seiner Logique gemacht hat. Der Gedanke aber gehöret schon dem Hobbes.

wohl gewust. Nur seine Nachfolger und Anhänger haben den Menschen unrichtig angesehen als eine Creatur, die mit aller Gewalt auf den bürgerlichen Staat falle, sich dahin neige wie ein schwerer Cörper gegen seinen Mittelpunct, sich darnach sehne als wie der Fisch ins Wasser. Sie nennten daher den Menschen ein ζῶον πολιτικὸν, ein von Natur zur bürgerlichen Gesellschafft gemachtes Thier. Aber das ist einfältig. Die Reiche, Staaten und Herrschafften in der Welt seynd nicht von der Natur, sondern durch Kunst aufgerichtet worden. Der Grund davon, und gleichsam der Leim, seynd mannigfaltige Verträge. Eine Republic ist ein künstliches, moralisches, rechtliches Gebäude. Zwar findet man viele, die da sagen: die maiestas in ciuitate komme unmittelbar von GOtt, ohne Zuthun der Menschen. Allein dergleichen Leute seynd wie Roß und Mäuler. Einer singt dem andern nach, ohne vernünfftige Ueberlegung. Grus gruem, graculus graculum, coruus coruum sequitur. Es seynd wenig Leute, die eine gesunde und richtige Beurtheilungs-Krafft besitzen: sonderlich fehlet es den meisten an einer rechten Einsicht in moralische Wahrheiten. Alle Reiche und Staaten seynd durch Verträge angeordnet und verknüpft. Die Obrigkeiten, die Fürsten, die Könige werden gewählet. Und doch will man uns wieder den sensum communem bereden, es könne nicht seyn, daß die Majestät von den Menschen gegeben werde. Man machet Verträge mit einem Regenten, man schreibet ihm Gesetze, Regeln für, daß er dieses oder jenes thun oder lassen soll: und gleichwohl will man behaupten, die Majestät sey unmittelbar von GOtt. Auf solche Weise müssen ja auch die allergeringsten obrigkeitlichen Personen, die Schultheissen auf den Dörffern unmittelbar von GOtt ihre Gewalt haben. Spricht man: wir wehlen zwar, aber GOtt erleuchtet uns und giebt es uns ein: so ist die leibhafftige politische Enthusiasterey da. Es kan aber nichts unerträglicher in der ganzen Welt, besonders in dem gemeinen Wesen seyn, als ein Enthusiast. So bald jemand eine Inspiration ohne Grund vorgiebt, so ist die politische Quakerey da. Petrus hat die Sache besser verstanden und hat es genennet ἀνθρωπίνην κτίσιν, humanam creaturam. Denn die Menschen creiren, schaffen die Regenten. Hierwider thut der Einwurff nichts, wenn man spricht: die Regenten stünden hernach so feste nicht, als wenn wir sagten, ihre Gewalt sey von GOtt. Ich diene hierauf mit wenigen: GOtt will auch, daß die Verträge sollen gehalten werden. Die Leute seynd nicht alle so dumm, daß sie dergleichen betrügerische Sätze, die wider den bon sens lauffen, glauben sollten. Wir sehen ja die zeitlichen Absichten, die bey Erwehlung der Regenten obwalten. Der Engel Gabriel kan uns nicht bereden,

1. Petri II, 13.

den, daß die Majestät unmittelbar von GOtt sey. Auch in den Reichen, wo die Erbfolge statt findet, ist dem Grund und Ursprung nach eine Wahl. Nemlich einer, der succediret, hat dieses Recht aus der ersten Wahl. Die Fränkischen Völker erwehlten Pipinum mit allen seinen Nachkommen. Darum liessen sich Carolus und Carolomannus mit krönen. Hieraus kan man verstehen, daß auch in den Reichen, die erblich seynd, die erste Wahl nur wiederhohlet wird, wenn man den Nachfolgern huldiget. Fragt man nun: wie denn der Regent die höchste Gewalt überkomme? Antwort: man lässet ihm vors erste seine eigne Kräffte, Macht, Freyheit und Rechte. Indem aber vors zweyte unzehlige Menschen in einem Staat ihrer Freyheit entsagen, ihr natürliches Vermögen und Kräffte gleichsam ab- und solche dem Regenten allein priuatiue zulegen, so wird durch so viele in der Person des Fürsten vereinigte Kräffte dessen Macht und Gewalt unendlich gros. Dadurch entstehet ein animal morale terribile, dem nichts widerstehen kan, ein Behemoth, ein Leviathan, wie ihn Hobbes nennet. Doch ist der Fürst schuldig sich so aufzuführen, daß nicht die Unterthanen ihre Kräffte wieder zurück nehmen. Und kan der Fürst hernach nicht sagen: Sie dürffen nicht; die Verträge lassen es nicht zu. Denn sie thun es nichts destoweniger, setzen ihn ab, stossen ihn ins Gefängniß ꝛc. Unter sothaner höchsten Gewalt nun stehet alles; niemand ist ausgenommen, niemand kan sich widersetzen. Diese höchste Gewalt bestehet entweder bey einer einzigen Person, oder bey etlichen, oder bey den meisten. Ueberall ist nur eine persona moralis s. mystica, unum imperium. Und also ist es der Wirkung nach eins.

Was nun der Ursprung der bürgerlichen Gesellschafften, Reiche und Staaten betrifft; so seynd viele der Meynung, daß selbige aus der Furcht entstanden seyen. Ich glaube auch, daß sie auf gewisse Maasse recht haben. Nur darinnen seynd einige wieder unterschieden, daß sie dafür halten, die Bosheit und Uebermuth der Menschen habe solche herfürgebracht; indem sich etliche zusammen gethan, in der Absicht, die übrigen zu unterdrücken. Das mag nun wohl von einigen gesagt werden; aber nicht von allen. Die Vernunfft giebt, daß, wenn etwa einer die andern unter das Joch bringen wollen, diese werden zusammen gehalten, und lieber einen Regenten und Führer über sich erwehlet, als einen stolzen Bezwinger sich unterworffen haben. Wahrscheinlicher Weise haben sich auch sonst friedfertige und ruhige Leute zur Wehre gesetzet. Deswegen scheinet eben vielen der bürgerliche Stand sehr unvollkommen zu seyn. Denn böse Menschen haben solchen angefangen, so, daß hernach auch

die

die übrigen durch Gewalt und Furcht in eine Gesellschafft zusammen zu treten sich genöthiget gesehen. Alles dieses lässet sich in der Philosophie gar wohl hören. Weil aber alle Ursprünge sich auf eine geschehene That gründen; so muß man sehen, ob sichs auch würklich so verhalte. Dieses Factum zeigt uns die Bibel, als das allerälteste historische Buch. Das ganze menschliche Geschlecht war zu Babel beysammen: alle wollten da bleiben. Darinnen bestund ihre Thorheit und Sünde. Sie baueten einen Thurn, um vor allen Anfällen gesichert zu seyn, und damit sie sich allezeit wieder zusammen finden könnten. Da sie aber in Uneinigkeit verfielen, giengen sie auseinander, zerstreuten sich, und zwar zuerst in Asien. Nimrod, als ein kluger beherzter Jäger zog viele an sich, und richtete einen Staat an. Das ist der erste Ursprung, den wir nach der Sündfluth finden. Denn was vor derselben in der Welt für ein Zustand gewesen sey, davon wissen wir wenig. (41) Es ist alles zweiffelhafft und dunkel. Aber nach der Sündfluth ist es der Mühe werth, den Ursprung der Herrschafften zu untersuchen. Denn die Herrschafft hat viel zu bedeuten, und führet gewaltige Unbequemlichkeiten mit sich. Es ist nichts geringes, wenn der Mensch sich entschliessen soll, seiner eignen Willkühr gleichsam einen Scheidebrief zu geben, der Freyheit zu entsagen, und eines andern Wink zu folgen. Von den Sinesern sagt man, sie hätten einen besondern Begriff und Tradition von dem Ursprung der bürgerlichen Herrschafft. Sie stellten sich nemlich die Sache auf folgende Weise vor: (42) gleichwie die Kinder unter dem Vater stünden, und zwar ihn mit grosser Ehrfurcht ansehen müsten, also hätte man den Eltern ihre Ansehen und Gewalt gelassen, den übrigen aber vorgesagt, daß wie

(41) Ausser was *Augustinus* de ciuitate Dei lib. 15. cap. 8. nach der Wahrscheinlichkeit darüber für Muthmassungen hat. S. auch *Hertii* elementa prud. ciu. P. I. Sect. III. §. 1. pag. 70. Wiewohl der Prof. Dithmar zu Frankfurt an der Oder de imperiis antediluuianis eine Dissertation verfertiget hat; worinnen er meynet, es sey nicht wahrscheinlich, daß vor der Sündfluth Staaten oder bürgerliche Gesellschafften gewesen. Denn es hätten sonst keine so abscheuliche Laster und Bosheiten können begangen werden, um deren Willen hernach die Sündfluth gekommen: sintemahl in den Republicken die Laster und Verbrechen eher zurückgehalten werden könnten. Allein der Augustinus hat doch etwas vor sich, Cain hat eine Stadt gebauet. Darinnen wird er wohl nicht allein gewesen seyn; sondern mit andern, welche unter ihm gestanden.

(42) Das hat Herr Bülffinger gewiesen in specimine doctrinae veterum Sinarum moralis & politicae &c. Die Sineser taugen itzo wenig mehr, seynd wollüstig und haben Tartarische Könige. Vor Zeiten aber war ihre Verfassung besser. Der *P. Noel*, der Jesuit *Couplet*, *Kircherus* und andere haben von dem Zustande dieses Volks viel geschrieben. Die hat Herr Bülffinger zusammen genommen und daraus die Sitten- und Staatslehre der Sineser abgeschildert.

die Kinder unter der Eltern Herrschafft stünden und ihnen besondern Respect schuldig wären, so sollten auch alle aus dem gesamten Volk einen Fürsten haben, welcher aller Vater, die Unterthanen aber als Kinder, und die Bürger untereinander als Brüder seyn sollten. Dieses hätten sich dann alle gefallen lassen: und nachdem solches die Benachbarten gesehen, wären sie nachgefolget, weil sie erkannt hätten, daß es besser wäre, unter einem solchen allgemeinen Vater zu leben, als in abgesonderten Familien zu bleiben. Daher leiten nun die Sineser den Ursprung ihres Regiments. Es lässet sich auch fürtrefflich hören, wenn man es in der Abstraction betrachtet. Denn die Herrschafft eines Regenten wird dadurch gelinde, angenehm, nicht despotisch. Ja ich glaube auch, daß der Nimrod dergleichen Liebkosungen und freundlichen Bezeigens gegen seine ersten Bürger zu Babel sich bedient und ihnen etwa vorgesagt habe: sie mögten ihm nur Ehrerbietung erzeigen, er wolle mit ihnen umgehen als ein Vater gegen seine Kinder. (43) Denn er war ein kluger und geschickter Mann, der die Leute zu gewinnen wuste. (44) Das ist also der Ursprung der bürgerlichen Gesellschaffen gewesen. (*) Aristoteles, welcher nicht gewust, wie es in facto damit zugegangen, meynete, die Bequemlichkeit habe die Menschen dazu veranlasset. Man erkennet inzwischen aus dem, was bisher erinnert worden, folgende Sätze: Einige Herrschafften seynd von bösen Leuten durch Furcht und Gewaltsamkeit entstanden. Nimrod mag nachgehends etliche abgesonderte Familien unter das Joch gebracht haben. Es haben aber auch ehrliche und friedliche Leute Staaten aufgerichtet und sich zusammen gethan, um sich wieder die Anfälle der Bösen zu schützen. Doch ist nicht unwahrscheinlich, daß die erste Herrschafft durch Liebkosungen, gute Worte und Versicherung einer väterlichen Fürsorge entstanden seyen. Wodurch die Menschen

Politic. lib. I. cap. 2.

(43) *Callieres* hat den Ursprung der bürgerlichen Gewalt fast auf gleiche Art vorstellig gemacht. Dahero er die Complaisance für die gröste politische Tugend ausgiebt.

(44) Man darff den Nimrod eben nicht als einen gottlosen, sondern als einen gescheiden, verständigen Mann ansehen. Wie die Rabbinen schon von ihm geglaubet haben. *Jac. Perizonius* in Originibus Babylon. hat ebenfalls einen bessern Begriff von demselben: und in Leipzig ist ihm in einer besondern Dissertation das Wort geredet worden.

[* Es ist allerdings glaublich, daß nach Beschaffenheit der Umstände bald dieser bald ein anderer Bewegungs-Grund die Menschen zu Errichtung bürgerlicher Gesellschafften gebracht habe. Man kan also hier keine allgemeine oder einzige Ursache angeben. Vnius rei plures possunt esse causſae. Das hat *Bayle* in seinen nouvelles Lettres à l'occasion de la Critique generale du Calvinisme de Maimbourg gar wohl eingesehen. S. die schöne Anmerkung des Herrn *Barbeyrac* in dem von ihm ins Französische übersetzten Pufendorffischen Werke de Iure Nat. et Gent. Lib. VII. cap. I. §. VII. not. 1.]

schen zu einer Ehrfurcht bewogen worden. Denn gleich die ersten Menschen haben ihre Eltern als Götter oder göttliche Personen, als Θεους, angesehen.

Weil nun aber, wie bereits oben angemerket, die Herrschafften oder bürgerliche Gesellschafften verschiedene Formen haben, so entstehet die Frage: welche davon zuerst entstanden sey? Viele meynen, die Menschen hätten nicht gleich einen Monarchen über sich erwehlet: die Monarchie zeige ein grosses Verderbniß an. Denn dadurch würde unsere Freyheit gänzlich gedämpfet und der Willkühr eines Menschen unterworffen. Es sey demnach wahrscheinlicher, daß man anfänglich eine Democratie aufgerichtet, weil gleichwohl darinnen ein jeder noch am meisten Freyheit übrig behalte. So hat insonderheit *Algernon Sidney*, (45) welcher zu Cromwels Zeiten Englischer Gesandter bey dem Könige in Schweden Carl Gustav gewesen, geschlossen. Allein in facto verhält es sich anderst, wie kurz vorher gezeigt worden. Darin hat *Sidney* recht, daß man sich keinen solchen Monarchen vorstellen müsse, wie heut zu Tag sich die grossen Herren gemeiniglich einbilden, daß einer thun dürffe, was er wolle, daß er mit dem Leben und Gütern der Unterthanen blos nach seinem Gefallen und Eigensinn schalten und walten könne. Wie es etwa bey einigen Orientalischen Völkern ist, als z. E. bey den Türken; (46) die, nach ihrer Religion und Glaubens-Artikeln, sich eine Ehre daraus machen, wenn sie von dem Sultan zum Tode befördert werden. Die ersten Monarchen werden wohl keine Despoten gewesen seyn, sondern sich mehr als Väter gegen ihre Unterthanen aufgeführet haben. Nur haben sie nachgehends ihre Gewalt gemißbrauchet und das väterliche Regiment in eine Tyranney verwandelt. Da hat man angefangen sich vor ihnen zu fürchten und vor ihren blossen Anschauen zu zittern: wie die Türken noch bis auf den heutigen Tag thun, welche sich gleichsam etwas göttliches dabey einbilden. Ein grosser Herr bleibet Souverain, und darff niemanden von seiner Regierung Rechenschafft geben, als allein GOtte. Aber er heißt nicht deswegen Souverain, daß er mit seinen Unterthanen umspringen könne, wie die Bauern mit ihrem Viehe und Acker umgehen. Es bleibet also wohl dabey, daß der allererste Staat eine Monarchie gewesen.

Nach

(45) in seinem Buche, welches unter dem Titul, Discours sur le Gouvernement durch *P. A. Samson* französisch übersetzt in 3. Duodez-Bänden in Haag 1702. herausgekommen ist. *Sidney* war ein kluger und geschickter Mann, aber dabey ein Monarchomachus.

(46) S. *Adr. Relandi* tr. de religione Muhamed. welcher die Religion der Türken und die Lehren aus dem Alcoran sehr gründlich beschrieben und gewiesen hat, daß die wenigsten einen rechten Begriff von des Mahomeths Lehren hätten.

Nach der Zeit aber, da die Leute Zeit bekommen und weiter nachgedacht haben, seynd sie freylich auf Democratien und Aristocratien gefallen: denn zu diesen wird eine grössere Kunst erfodert, als zu einer Monarchie. Man hat in selbigen vieler Verträge nöthig; deswegen können solche nicht so leicht zu Stande kommen. So wissen wir z. E. wie bey den Römern erst nach Abschaffung des Königlichen Regiments ein freyer Staat erwachsen. Also muß man hier nicht so wohl nachdenken, wie es in der Ordnung hätte gehen sollen und können, als vielmehr, wie es würklich und in der That gegangen sey. In der Staatslehre ist es am gefährlichsten, den Abstractionibus (47) nachzuhängen. Man thut besser, wenn man auch hier, nach der Regel eines berühmten (48) Spaniers, die Einbildungs-Krafft einschränket: denn sonst wird ein Roman daraus. Ferner ist auch dieses nicht allzu richtig, wenn viele denken, in einer Aristocratie und Democratie sey doch eine grössere Freyheit. Denn es bestehet der Unterschied gemeiniglich nur in der Einbildung; und die Freyheit in den Aristocratien und Democratien ist meist nur an den Thoren angeschrieben. Der Würkung nach ist es einerley, ob mir einer zu befehlen hat, oder mehrere; ob einer am Ruder sitzet und das Schiff regieret, oder etliche, oder viele. Denn es ist und bleibt doch allezeit vnum imperium. Nur ist der Gehorsam, und die Unterthänigkeit in der Monarchie am leichtesten und ehesten zu sehen. Es kan alles behender ausgemachet und abgethan werden. Bis sich der Doge mit seinen Nobili anziehet, bis das Parlament zusammen beruffen wird, verstreicht viel Zeit. Dum moliuntur, dum comunrur, annus est. Der Verzug macht den grösten Unterschied: in Ansehen der Freyheit aber findet sich keiner. Indessen ist nicht zu leugnen, daß sich auch bey den monarchischen Staaten viele und grosse Beschwerlichkeiten eräugnen. Daher hat unser HErr GOtt die Königreiche nicht sonderlich angesehen. Wir finden vielmehr, daß, wie die Kinder Israel aus Egypten ins Land Canaan gekommen, GOtt nicht haben wollen, daß sie Könige hätten: sondern es waren siebenzig Richter gesetzt. Man siehet auch, daß die Jüdische Republic wohl regieret worden, so lange noch keine Könige herrscheten. Denn es war eine Theocratie, da GOtt selbst regierete. Sie wollten aber nachgehends durchaus einen König haben: und ob ihnen gleich Samuel alle Beschwerlichkeiten, so dar-

(47) S. *Ger. Noodt* in Orat. de iure summi imperii & de lege regia. Wo er gar artig zeiget, daß es in der Welt nicht so ordentlich zugegangen, als es nach unsern abstractionibus, und wie wir uns etwas in Gedanken vorstellen, hätte gehen sollen und können; sondern mehrentheils ausserordentlich wegen der Thorheit und Bosheit der Menschen.

(48) S. Balthas. Gracians Oracul, oder Homme de Cour, die 24ste Maxime.

daraus folgen würden, vorstellete; so kehrten sie sich doch nicht daran. Sie bekamen den Saul zum Könige, welcher sie auch recht geplagt hat. Und so ergiengs ihnen auch mit andern Königen; wie aus den Büchern Samuelis und der Chronic zu ersehen ist.

XI.

Daß eine Person in verschiedenen Ständen seyn könne.

Da so vielerley Stände unter den Menschen angetroffen werden, so geschiehet es gemeiniglich, daß ein Mensch sich in verschiedenen Ständen befindet und also mehr als eine moralische Person vorstellen muß. In allen diesen Ständen wird Klugheit (49) erfodert, wie bereits oben ist angemerket worden. Ein Fürst hat auch viele Personen vorzustellen. Da ist es dann ein grosses Glück, wenn überall gleiche Vernunfft und Geschicklichkeit erscheinet. Wie viele grosse Herren findet man, welche wohl regieret, dabey aber mit ihren Kindern, mit ihren Gemahlinnen, und in allen andern privat-Umständen nichts als Verdruß, Unruhe und Unglück gehabt haben. Mancher ist zum Regiment wohl geschickt und scharffsichtig, hat aber nicht Augen genug in seinen privat-Sachen. Es giebt Staats-Minister, die ihre Amts-Geschäffte fürtrefflich wohl ausrichten, aber dem Hauswesen und ihrer Kinderzucht behörig vorzustehen nicht tüchtig seynd. Wie viele Gelehrte sitzen beständig über den Büchern, und vergessen darüber ihrer Haushaltung? (50) Insonderheit kan man bey grossen Herren wahrnehmen, daß es mit ihren privat-Angelegenheiten öffters ganz verkehrt zugehet. Prinz Wilhelm von Oranien war der Urheber und Beschützer der Holländischen Freyheit, ein wahrer Held. Und doch weiß man, daß sein privat-Zustand nicht der beste gewesen. Man hat angemerkt, daß er von seinen vier Gemahlinnen nichts als Verdruß und Unruhe gehabt. (51) Wie unglücklich gehet es nicht gemeiniglich mit Erziehung der Prinzen? Wir urthei-

(49) Auf diese Art ist der Satz der Stoiker zu verstehen, wenn sie sagten: Ein weiser Mann allein ist ein rechter Vater, Sohn, Bruder, Herr, König ꝛc. denn das heisset so viel: Ein weiser Mann allein ist geschickt, sich so zu verhalten, daß es ihm in keinem Stande an der nöthigen Klugheit und Vollkommenheit fehlet.

(50) So blieb z. E. Friedrich Morel, nachdem man ihm den Tod seiner Frau im Hause hinterbracht hatte, in der Studir-Stube sitzen, und sagte weiter nichts als dieses: J'en suis bien marri; c'étoit une bonne femme. S. *Recueil des particularités de Mr. Colomiés p. 99.* *Adr. Turnebus* schlich sich so gar an seinem Hochzeit-Tage von den Gästen weg und studirte. [* Eben dieses wird auch von Guil. Budaeo erzehlet. S. *Bayle* Diction. art. *Budé.*]

(51) S. L'Histoire des Princes d'Orange par Joseph de la Pise. à Amst. 1692. 12mo.

urtheilen zwar mehrentheils: es sey ein widriges Sickſal, eine Fatalité. Allein wenn wir es allezeit genau unterſuchen könnten, würde ſichs zeigen, daß es den meiſten an Fürſichtigkeit, Wachſamkeit, Fleiß, Beſtändigkeit und Klugheit gemangelt habe. Bey dieſer Gelegenheit entſtehet die Frage: ob ein Fürſt nicht auch nebſt andern einen beſondern Stand, als ein Chriſt, zu beobachten habe? Wobey zu merken iſt, daß jede Religion, in Anſehung des Staats, etwas zufälliges ſey. Es kan einer klug ſeyn, ob er ſchon ein Heyde iſt: (52) Wie man an dem Exempel des Kayſers Juliani ſehen kan. Die Heyden ſeynd offt politiſcher als die Chriſten: und mancher lebet wohl chriſtlich, (53) aber nicht politiſch. Daher die Perſon eines Chriſten mit der Perſon eines Fürſten nicht darff vermenget werden. Der Kayſer Ludwig der Fromme hat bekanntlich ſchlecht regieret, und ſich beſſer zu einem Chor-Schüler, als als zu einem Kayſer geſchickt. Gelehrſamkeit, Religion, ſeynd zufällige Eigenſchafften. Es iſt zwar gut, wenn ein groſſer Herr ſelbige beſitzet; aber beyde machen ihn vor ſich zu keinem Regenten. Was dieſe Anmerkung in der Staatslehre für Nutzen habe, wird ſich unten zeigen. Es muß alſo das Chriſtenthum von der Herrſchafft oder dem Regiment jederzeit unterſchieden werden. Der Fürſt hat als ein Chriſt in der Verſammlung der Gläubigen nicht mehr zu ſprechen als ich oder du. Denn darinnen ſind wir alle gleich. (54) Das Chriſtenthum gehet auf unſere eigne Beſſerung des Herzens, Dämpfung der Begierden und auf ein künfftiges Leben, nicht aber auf die Geſchicklichkeit Land und Leute zu regieren. Die Staatslehre hingegen iſt auf das gegenwärtige Leben und auf die Kunſt zu herrſchen gerichtet.

XII.

Von der Ratione ſtatus und derſelben

Aus dem vorigen kan ſchon einigermaſſen verſtanden werden, was die ſo beruffene Staats-*Raiſon* oder *Ratio ſtatus* heiſſe. Es hat inzwiſchen

(52) Die Politique iſt eine weltliche, vernünfftige Kunſt und Lehre. Wer Vernunfft hat, kan ſie faſſen und ausüben. So iſt es auch z. E. mit den mathematiſchen Wiſſenſchafften. Wer wird aber ſprechen: es könne keiner ein trefflicher Mathematicus heiſſen, wo er nicht dabey ein Theologus und guter Chriſt ſey? Die Kinder dieſer Welt ſeynd klüger als die Kinder des Lichts; ſagt der Pere d'*Orleans* in ſeiner hiſtoire des Revolutions d'Angleterre von der Königin Chriſtina in Schweden.

(53) Es folget aber hieraus nicht, daß eines dem andern zuwider ſey, oder daß ein Chriſt nicht könne oder dürffe ein Politicus ſeyn.

(54) Nichts deſto weniger findet man ſelbſt unter den Proteſtanten Theologos, welche annoch die ungereimte Meynung hegen mögen: ein Fürſt ſey auch in der Verſammlung der Gläubigen das Haupt oder der Oberſte. *Hobbes* hat hier auch ſehr geirret und in dieſem Punct thöricht geſchloſſen.

schen dieses Wort mancherley Bedeutungen bekommen, und ist deswegen von einigen Chamaeleon genennet worden. Man hat es nemlich gemißbrauchet, eben wie das Wort Politic. Daher kommt es, daß einer dieses, der andere etwas anders unter der Raison d'Etat verstehet; daß einer sie lobet, der andere aber darauf schmählet. Allein, wenn man es nur recht erkläret, so kan man sich leicht helffen. Zum voraus ist zu merken, daß wir alle Spitzbübereyen, alle tückische und arglistige Mazarinische (55) oder auch Cromwellische Künste davon ausschliessen. Denn die Staats-Raison ist eigentlich nichts anders, als die Fürsichtigkeit, Wachsamkeit, Behutsamkeit und Klugheit, wodurch ein jedweder sich bey seinem Posten zu erhalten suchet: mit einem Worte nichts anders, als die Politic (56) selbst. Allein die meisten haben die Bedeutung des Worts mehr eingeschrenkt und darunter die Art und Weise verstanden, das gemeine Wesen zu regieren, zu erhalten, für den Feinden zu beschützen, und durch erlaubte Mittel zu vermehren, welches nichts anders ist als die besondere Staats-Klugheit. (Politica specialis) Es seynd aber die erlaubten Mittel entweder ordentliche, oder ausserordentliche. Weil nun die letztern selten vorkommen und dahero ein ungewöhnliches Aufsehen machen; so haben viele nur diese allein für Raisons d'Etat gehalten, auch wohl noch dazu gemeynet, selbige gehöreten zur falschen Politic, oder zu den flagitiis dominationis, wie sie Tacitus nennet. Und das ist die Ursach, warum die Geistlichen öffters auf die verfluchte rationem status so hefftig losziehen. Man wird aber leicht begreiffen, daß nicht alle ausserordentliche, ungewöhnliche Mittel oder Staats-Streiche (Coups d'Etat) sogleich vor unerlaubt oder böse geachtet werden dürffen. Denn offt muß man gefähr-

ben verschiedenen Bedeutung.

(55) Die Mazarinische Politic, oder Staats- und Lebens-Regeln können zu letzt, und zwar, wie andere dergleichen Schrifften, nur von denjenigen mit Nutzen gelesen werden, welche vorher eine ächte Politic gelernet haben. Denn da siehet man hernach die falsche und böse Politic, wie sie insgemein in der Welt auch von grossen Leuten und von Ministern gespielet wird. Ich halte obgedachtes Büchlein nur für eine Satyre und Beschreibung dessen, was zu geschehen pfleget, nicht was geschehen soll. Wie etwa Mr. de *Crousaz* de l'education des Enfans geschrieben hat. Hieher gehöret auch *Christoph. Pelleri* Politicus sceleratus. [* S. von diesem letztern Buche Herrn Stolles neue Zusätze zur Historie der Gelahrheit pag. 87.]

(56) In solchem Verstande haben es die Italiäner genommen und daher ihren politischen Schrifften mehrentheils den Titel *della Ragione di Stato* gegeben; als wie *Septalius*, *Claramontius*, *Zuccolus* und andere mehr. Nur daß einer die Rationem status weitläufftiger nimmt als der andere. Man kan hievon nachlesen *Hertium* in elem. prud. ciu. pag. 3. & 4. Die Franzosen haben ebenfalls vieles unter dem Titel, *Raison d'Etat* geschrieben. Am allerbesten hat davon gehandelt *Amelot de la Houssaye* in der Vorrede seines *Tibere*.

fährliche Feinde des Staats in der Geschwindigkeit und augenblicklich überfallen. Zum Exempel: wenn jemand wegen eines Verbrechens angeklagt wird, so formiret man gewöhnlicher Weise einen Proceß und lässet alles ordentlich zugehen, ehe er verurtheilt wird. Nun aber, wenn die Sache keinen Verzug leidet; wenn der Fürst in äusserster Gefahr stünde, woferne erst ein ordentlicher Proceß angestellet werden müste; so ist die Frage: ob nicht alsdann gegen einen Menschen, der zum Nachtheil oder Umsturz des Staats gefährliche Anschläge ausgebrütet, ausserordentlich könne verfahren werden? Ich glaube allerdings ja. Es ist bekannt, was mit dem General Wallenstein vorgegangen, welchen Kayser Ferdinand II. zu Eger hat umbringen lassen. Der König Johannes II. von Portugall erstach mit eigner Hand seinen nahen Vetter, des nachmahligen Königs Emanuelis Bruder. Wenn man es so obenhin ansiehet, so denkt man, wie ein fürtrefflicher Geschichtschreiber angemerkt hat, es sey eine abscheuliche That gewesen; aber es war recht. Hätte König Johannes länger gewartet, so wäre Gefahr und Tumult entstanden. Da er aber gewiß wuste, daß erstgedachter des Emanuelis Bruder, Jacobus, Herzog von Viseo, des Hochverraths schuldig war; so konnte er gar wohl so verfahren. (*) Dergleichen Staats-Streiche werden von Leuten, die es nicht besser verstehen, und welche nicht im Cabinete gewesen, für Gottlosigkeiten ausgeschrien, da man einen unverhörter Sache liesse ums Leben bringen. (57) Hätte der Kayser Leopold dem Lobkowitz gefolget und dem Cardinal von Fürstenberg den Kopf abreissen lassen; so würde er sehr wohl gethan haben. Da er aber Bedenken trug, so lieffen hernach allerhand Vorbitten ein, daß es unterblieb. Dieser Cardinal hat hernach dem Kayser grossen Tort gethan, indem er an dem Pfälzischen

Osorius de rebus Emanuel. lib. I.

[(*) Was hier gebilliget wird, wird an einem andern Ort getadelt. S. unten Cap. X. §. V. ingleichen Cap. XVII. §. XV. not. 89.]

(57) Offt scheinet etwas ungerecht und unbillig zu seyn, welches doch die allgemeine Wohlfahrt, die das fürnehmste Gesetz in der Republic ist, unumgänglich erfodert. *Tacitus* annal. lib. XIIII. cap. 44. hat schon gar weißlich gesagt: Habet aliquid ex iniquo omne magnum exemplum, quod contra singulos, vtilitate publica rependitur. [* Wir erinnern bey dieser Gelegenheit, daß erstangezogene Maxime eigentlich nicht auf des Taciti Rechnung zu schreiben sey, wie doch insgemein geschiehet. Vielmehr gehöret selbige dem berühmten Römischen Rechtsgelehrten und Raths-Herrn C. Cassio Longino. Denn, nachdem unter Neronis Regierung der Praefectus vrbis, Pedanius Secundus von einem seiner Knechte war ermordet worden: so sollten alle seine übrigen Knechte bey 400. an der Zahl, nach altem Gebrauche und Verordnung der Römer, mit dem Leben bezahlen. Der Pöbel aber widersetzte sich, aus Erbarmung, daß so viel unschuldige sterben sollten. Selbst unter den Gliedern des Raths waren einige, denen dieses Verfahren gar zu streng schiene. Andere hingegen blieben dabey, man sollte von den alten Gesetzen nicht abweichen. Sonderlich behauptete dieses Cassius mit allerhand Gründen und machte den Schluß seines Vortrags mit oben stehenden Worten. Dieses erzehlet Tacitus blos als ein Geschichtschreiber, nimmt aber selbst keine Partey.]

schen Kriege Ursach gewesen. So hat man auch dem Kayser verdacht, daß er den Ragozky so lange sitzen lassen, ungeachtet viele Beweißthümer da waren, daß er wider ihn conspiriret. Da aber die Sache so lange aufgeschoben wurde; so fand Ragozky Gelegenheit zu entweichen, und machte hernach dem Kayser grosse Ungelegenheit. Es wäre also viel heilsamer gewesen, wenn der Kayser ihn ohne viele Weitläufftigkeit, ohne Gesang und Klang, hätte aus dem Wege räumen lassen. Denn ein Feind des Staats muß sterben. Es kommt nur darauf an, ob er en ceremonie, oder in der Geschwindigkeit, sterben soll. Wenn man hier lang zaudert, so ist es meistens gefährlich. (58) Es ist wohl wahr, es kan manchesmahl kommen, daß einer auf solche Art unschuldiger Weise ums Leben kommet: aber davon ist die Rede nicht. Wir supponiren hier einen solchen Fall, da der Fürst documenta vor sich hat, daß einer das Verbrechen begangen. Es kan ein Herr im Cabinet unzweiffelhaffte Beweißthümer haben, die aber andern nicht bekannt seynd. Daher wird hernach unterschiedlich davon gesprochen. Man thut am besten, wenn man in dergleichen Fällen sein Urtheil zurückhält. Ueberhaupt ist freylich bey dergleichen Staats-Streichen eine grosse Behutsamkeit nöthig. Man hat auch in der Heilkunst ausserordentliche Mittel. Denn da heist es offt:

\- - - - - immedicabile vulnus
Ense recidendum est; ne pars sincera trahatur. Ouid. Metamorph. I. v. 190.

Gleichwie man aber denjenigen nicht für einen rechtschaffenen Medicum, sondern vielmehr für einen Würger halten würde, der einem Menschen ohne Noth die Hand oder den Fuß abnehmen liesse: also würde auch ein Regent nicht unbillig für ungerecht und unklug anzusehen seyn, der ohne Noth unter dem Schein der Staats-Raison ein gewaltsames ausserordentliches Mittel ergreiffen wollte. *Gabriel Naudé* ist unstrittig zu weit gegangen, (59) da er die weltbekannte Parisische Bluthochzeit und die Verjagung

(58) In dem Testament politique de *Richelieu* wird deswegen ein aufrührisches Unternehmen mit einer Mine verglichen, welche erst heimlich und verborgen ist; aber, so bald sie ausbricht, grossen Schaden thut. Daraus wird der Schluß gemacht, daß man die Bewegungen und Unternehmungen der Aufrührischen bey Zeiten ersticken und aus dem Wege räumen müsse.

(59) In den Considerations politiques sur les Coups d'Etat p. 177. sqq. (edit. a. 1679. 12mo.) Es ist sonst ein kluges und beliebtes Buch. Doch wird darinnen nur durch Exempel gewiesen, wie bisweilen auf eine ausserordentliche Art ein Staat müsse erhalten werden. Pufendorff wollte von den Staats-Streichen etwas vollständigers schreiben, wie man aus der Vorrede zu seinem Werke de Jure Nat. & Gent. sehen kan. Es müste freylich eine solche Abhandlung ganz anderst eingerichtet werden, als wie es Naudé ge-

jagung der Reformirten unter dem König Carl IX. für einen Coup d' Etat ausgeben wollen. Thuanus hat viel vernünfftiger davon geurtheilet, und es einen abscheulichen, erschrecklichen, schändlichen Tag genennet; dessen man, wo es möglich wäre, nimmermehr gedenken sollte. (*) Endlich wird auch ratio status dasjenige genennet, wodurch ein grosser Herr, nicht sowohl den Staat, als seine eigne Person erhält. Es scheinet zwar, daß indem er den Staat erhält, darinne zugleich die Erhaltung seiner selbst eingeschlossen sey: denn wer dieses beydes trennen will, der unternimmt etwas schädliches und ungerechtes; indem der Fürst des Volks wegen, nicht aber das Volk des Fürsten wegen da ist. Allein er darff auch gar wohl auf seine eigne Vortheile sehen und besonders auf sich Achtung geben. Denn er bleibet doch der fürnehmste. Dahero kan er auf seiner Hut stehen, damit sein Ansehen und Gewalt nicht von dem Volke geschmälert werde. Auch in Aristocratien haben die Ἄριστοι, oder die Häupter des Staats wiederum ihre besondere Maximen; wie wir bey Venedig und andern Republicken sehen. Der Pöbel ist wie ein gespannter Bogen, der immer nachlassen und los seyn will, wenn er nicht zurückgehalten und etwas angestrenget wird. Es ist demnach auch dieses eine erlaubte Staats-Raison, und keinem Regenten zu verdenken, wenn er sich bey der ihm anvertraueten höchsten Gewalt zu bleiben suchet und sich nicht herunter schmeissen lässet. (60) Das heisset auf sein eignes Wohl bedacht

gemacht hat. Man müste ungefehr folgende Puncte ausführen: daß ein Staat erhalten werden müsse; und zwar durch Mittel: daß diese ordentliche oder ausserordentliche seyen: wie es sonderlich mit den letztern beschaffen? wenn selbige für erlaubt oder für unerlaubt zu achten? Alle Sätze müsten durch Exempel und Anmerkungen erläutert, die Umstände der Begebenheiten fleißig untersucht, dabey auch erwogen werden, ob dieß und jenes, so vor einen Coup d'Etat ausgegeben worden, recht sey? ob es auch der Klugheit gemäs? Ferner von der Klugheit und Unklugheit in solchen Unternehmungen, die den Rechten ordentlicher Weise gemäs seynd u. s. w. Kurz, man müste diese ganze Lehre auf gewisse Regeln setzen, und nicht blosse Exempel vorbringen, wie Naudaeus gethan. Sonst ist es nur ein unordentliches, übel zusammenhängendes Werk, scopae dissolutae.

[(*) Deswegen pflegte Thuanus auf sothane grausame Massacre folgende Verse aus dem Statio zu appliciren:

Occidat illa dies aeuo, neu postera credant
Saecula: nos certe taceamus, et obruta multa
Nocte tegi propriae patiamur crimina gentis.

Es haben auch sonst die meisten vernünftigen Catholicken in Frankreich dieses unerhörte Blutbad, wodurch beynahe hundert tausend Menschen erwürgt worden, höchst verabscheuet und es für einen unauslöschlichen Schandfleck ihrer Nation gehalten. Der verständige und Staats-kluge Erzbischof zu Paris, *Hardouin de Perefixe*, welcher des Königs Ludwig XIV. Lehrmeister gewesen, ruffet in seiner trefflichen Histoire de Henry le Grand p. 30. über besagte Massacre de la S. Barthelemy aus: *Action execrable! qui n'avoit jamais eu, & qui n'aura, s'il plaist à Dieu, jamais de pareille.*]

(60) Doch suchen auch viele Herren durch böse Künste sich zu mainteniren, als wie

bedacht seyn, aber dabey auch die Wohlfahrt des Volks nicht aus den Augen setzen. Diese seynd nun die vier (61) hauptsächlichsten Bedeutungen der so beruffenen Staats-Raison. Doch ist es fast am besten, wenn man sich des Worts gar nicht bedienet, weil es so gar vielerley heisset. Weswegen man auch, so offt solches vorkommet, Achtung zu geben hat, in welchem Verstande es von andern genommen werde.

Das dritte Capitel,

Von den Mängeln und Gebrechen, denen die Menschen in allen Ständen unterworffen.

I.

Diejenigen, welche die moralischen Wissenschafften nach der medicinischen Lehrart abhandeln, müssen, ehe sie die Beschaffenheit und den Zustand der menschlichen Glückseeligkeit beschreiben, zuvor das Elend, oder die moralischen Gebrechen und gleichsam die Krankheiten der Menschen nach allen Ständen vorstellig machen. Da wir nun, wie bereits oben erinnert worden, für dißmahl solcher Methode folgen werden: so müssen wir denn itzo auch erwägen, worinnen denn gedachte Mängel und Gebrechen der Menschen in allen Ständen bestehen. Wir werden aber zugleich hin und wieder zeigen, daß die Klaglieder, welche man über das menschliche Elend anzustimmen pfleget, mehrentheils zu hoch getrieben und nicht allemahl genugsam gegründet seyen.

Warum dieses Capitel hier Platz finde?

II.

Es ist eine bekannte und fast allgemeine Klage: daß der Mensch die unglückseeligste und allerelendeste Creatur unter der Sonnen sey. Man kan ganz gerne geschehen lassen, daß man, um den Stolz und Uebermuth des

Von der allgemeinen Klage über das menschliche Elend.

wie der Kayser Caligula gethan hat. Alsdann aber entstehet eine falsche Raison d'Etat.

(61) Da es nemlich genommen wird: 1.) für die wahre und ächte Politic überhaupt. 2.) für die besondere Staats- oder Regierungs-Klugheit. 3.) für die ausserordentlichen doch rechtmäßigen Mittel, deren man sich zum Wohl der Republic in gewissen Fällen bedienen muß. 4.) für die rechtmäßige Beobachtung und Aufmerksamkeit eines Fürsten auf seine eigne Vortheile. Kehrt man nun jegliche Bedeutung um: so sieht man den vierfachen Mißbrauch des Worts; anderer nicht zu gedenken.

des Menschen einiger massen zu dämpfen, anzeige, wie viel Uebeln und Gebrechen er unterworffen sey: denn dieses machet uns fürsichtiger und bescheidener. Allein viele haben den oberwehnten Satz gar zu weit getrieben. (*) Es ist wahr, wir finden bey dem Menschen Fehler, Unvollkommenheiten, Schwachheiten, sowohl dem Leibe, als auch der Seele, dem Verstand und Willen nach: deswegen aber kan man denselben nicht so fort für das elendeste Thier halten. Heraclitus hat über das Elend des menschlichen Lebens geweinet; Democritus hingegen immer gelacht. (1) Beede waren in diesem Stücke Thoren. Hat doch ein berühmter und grosser französischer Dichter eine Vergleichung zwischen dem Menschen und dem Esel angestellet; so daß dieser zuletzt den Vorzug vor dem Menschen behält. (2) Das kan man nun endlich als eine poetische und hyperbolische Erfindung, als einen sinnreichen satyrischen Einfall gelten lassen: es stecket aber nichts würkliches noch gründliches dahinter. Denn wenn man die erschaffenen Dinge gegen einander hält, so findet man in einer jeden etwas besonders, das in der andern nicht ist. Auf solche Weise würde es leicht seyn zu zeigen, daß die Krebse, Läuse (3) und andere dergleichen Thiere weit glückseeliger seyen als die Menschen. Ein jedes Wesen hat seine gewisse Proportion, sein gewisses Maaß,

Boileau Despreaux Satire VIII.

[(*) Es seynd hier allerdings zwey extrema zu vermeiden, welche sonderlich *Charron* in folgenden Worten sehr lebhafft und nachdrücklich fürgestellet hat:

Der Mensch, spricht er, weiß in nichts die rechte Maaße zu halten. Dann bald schätzt er sich höher als alles andere, achtet sich einen Meister darüber, und verachtet alles neben sich, und theilet und schneidet gleichsam Stückweise jedem blos so viel Kräfften und Vermögen zu, als ihn gut dünkt. Bald, aus Verachtung sein selbst, hält er sich geringer als alles, murret und beklagt sich über die Natur, schmähet solche eine unbarmherzige Stieffmutter gegen sich, und nennet sich den elendesten Auswürffling in der Welt. S. *Charron de la Sageſſe*. Lib. I. c. 8.

Wir haben uns der deutschen Uebersetzung dieses Buchs bedienet, welche von einem adelichen Fräulein verfertiget und unter dem Titel, Licht der Weißheit, zu Ulm 1668. in 12mo, im Druck heraus gekommen ist.]

(1) In Gundlings *Otiis* P. III. cap. I. findet man hierüber allerhand nützliche Betrachtungen. S. ingleichen P. I. art. IV. p. 158. seqq. wo der Herr Geheime Rath Gundling über eine merkwürdige Stelle Senecae gar schöne Gedanken hat.

(2) Der Esel, welchen Boileau in seiner VIII. Satyre redend einführet, beschließt mit diesen Worten:

Ma foi, non plus que nous l'Homme n'eſt qu'une Bête.

Und giebt dadurch klar zu erkennen, daß er ein Esel sey; wie Herr *Barbeyrac* gar artig saget in seiner Anmerkung zu Pufendorffs Werk de I. N. & G. Lib. I. Cap. III. §. I. not. 1. Boileau hatte sonst viel Verstand und Gelehrsamkeit und die Alten wohl gelesen. Er war ein grosser Satyricus und doch ein honête homme dabey: davon man sein Leben lesen kan, welches Herr *Des-Maizeaux* in Engelland geschrieben hat.

(3) So hat z. E. *Heinsius* laudem pediculi geschrieben.

Maaß, und ist nach demselben vollkommen, und auch glücklich. Wenn man dahero eine Creatur gegen eine andere von unterschiedener Proportion hält; so kommet allezeit eine Ungleichheit heraus. (4) Da müste sich ein jedes Thier beschweren und klagen, daß es unglücklicher und elender sey als andere. Es ist unter den Creaturen eine Subordination: sonst wäre kein Unterschied unter ihnen. Wir Menschen haben Mängel und Unvollkommenheiten; wir müssen sie aber haben, als endliche und eingeschrenkte Creaturen. Sonst wären wir keine Menschen; sondern Engel oder Götter. Wir haben uns über unsere Proportion eben nicht zu beschweren, und sollen zufrieden seyn mit der Natur, die wir empfangen haben. Der Mensch hat seine Vernunfft, als ein Licht, das GOtt ihm aufgestecket hat. Diesem soll er folgen. Dadurch erkennet er, was bey ihm zu bessern sey. Nur muß er nicht mehr verlangen, als er erhalten kan. Er hat Begierden. Wer heist ihm aber, daß er selbigen den Zügel zu weit schiessen und die Vernunfft nicht ins Mittel treten lässet? Also ist er an seinem Elend selbst schuld, indem er der Vernunfft nicht gehorchet, sondern sich durch den wilden Trieb blindlings dahin reissen lässet. Alsdann ist er allerdings wie ein dummes Vieh, und noch ärger. Die übrigen vielen Klagen heissen nichts. (5) Es bleibet doch in gewisser Masse wahr, daß der Mensch unter allen sichtbaren Geschöpfen das edelste sey, wenn er seine Affecten mäßiget. Die Erkänntniß, welcher er weit mehr fähig ist als andere Geschöpfe, und welche er auch immer erweitern kan, erhebt ihn über alle Thiere. Leibniz hat nicht unrecht, wenn er sagt: die Menschen könnten vielmehr Vergnügen und Gutes

(4) Deswegen hat Herr *Crousaz* in seiner Logic überaus wohl angemerket, daß, wenn man Vergleichungen anstellen wolle; man nicht Sachen von ganz unterschiedener Natur nehmen, sondern zwey Dinge von einer Art mit einander vergleichen müsse, als, einen Menschen mit einem Menschen, einen Soldaten mit einem Soldaten ꝛc. Sonst läufft es auf eine oratorische Grille hinaus: Wie etwa P. *Rapin* eine Vergleichung zwischen einem Poeten und einem General gemachet, und den Poeten dem General vorgezogen hat. Man könnte eben sowohl nach gewissen Verhältnissen ausführen, daß ein Schmidt besser als ein General, oder die Axt besser als der Hammer sey.

(5) So hat z. E. *Ge. Makenzie*, ein Schottländischer Rechtsgelehrter, sonst ein geschickter beredter Mann, der überaus niedlich Latein schreibt, ein Buch verfertiget, de humanae rationis imbecillitate; welches *Graeuius* in Holland, wie auch einige in Deutschland nachdrucken lassen. Darinnen klagt er sonderlich, daß der Mensch zuerst in einer solchen Unwissenheit stecke, daß er in den Wissenschafften nur nach und nach zunehme, mit grosser Mühe ꝛc. Aber das ist was ungereimtes, und eben so, als wenn man einen Baum tadeln wollte, daß er zuerst ein kleines Pflänzgen gewesen.

Gutes in der Welt genieſſen, als ihnen Böſes wiederführe, woferne ſie es nur recht einrichteten und der Vernunfft Raum gäben.

III.

Von dem menſchlichen Elende in Anſehung des Körpers.

Der Menſch beſtehet aus zween weſentlichen Theilen, nemlich aus Leib und Seele. So edel auch die Würkungen der Seele ſeynd, ſo können ſich doch dieſe Kräffte nicht recht äuſſern, es ſey denn, daß der Körper geſund, ohne Schmerzen und Krankheit ſey. Wo Schmerzen ſeynd, da iſt keine Glückſeeligkeit. Denn dieſe iſt nichts anders als ein Zuſtand ohne Schmerzen. Weil aber die Menſchen ihre Vernunfft nicht recht gebrauchen; ſo ſtürmen ſie auf die Kräffte ihres Körpers los und verderben ſich vor der Zeit. Ein Thier thut nach ſeinem natürlichen Trieb, und iſt, wenn man es allein läſſet, nicht leicht unmäßig. Es iſſet und trinket nicht mehr, als es nöthig hat. Deswegen leben auch gemeiniglich die Thiere länger als die Menſchen. Wie alt werden nicht die Raben und die Hirſchen, wenn ſie nicht gewaltſamer Weiſe von den Menſchen ums Leben gebracht werden? (6) Diejenigen Thiere hingegen, welche unter den Menſchen leben und erzogen werden, werden verderbet, wie wir an den Hunden und Pferden ſehen. Der Menſch iſt ſo wunderlich, daß er denkt, was er eſſe, das müſſe ſein Hund auch haben. Der Hund bekommt ſein Brod, ſeine Suppe und auch ſein Stück Braten. Manche Narren laſſen ihm wohl gar einen Tiſch decken. Endlich wird der Hund ſo dicke wie ſein Herr; er will kein Brod mehr freſſen; kan auch nicht mehr bellen; und nach wenig Jahren iſt er todt. Manche geben auch ihren Hunden und Pferden Wein zu trinken; welches ihnen gleichwohl höchſt ſchädlich und wieder ihre Natur iſt. Wie machen es aber die Menſchen mit ihrem eigenen Körper? Ob wir gleich nichts ſchätzbareres haben als die Geſundheit: ſo nehmen wir doch ſelbige ſehr ſchlecht in acht. Wir ſehen zwar, daß es beſſer wäre, ohne Schmerzen zu leben, und ohne Schmerzen das Leben beſchlieſſen, als ſolches mit Schmerzen zu führen und zu endigen: denn auch ein ſanffter unvermerkter Tod gehöret zur menſchlichen Glückſeeligkeit. Allein nichts deſto weniger

(6) Man hat im Jahr 1497. in dem Böckinger See bey Heilbronn einen Hecht gefangen, welcher 19. Schuh lang geweſen, und hinter den Ohren unter den Floßfedern einen meſſingen Ring gehabt, darauf eine Schrifft zu ſehen geweſen, daraus man wahrnehmen können, daß er zu den Zeiten des Kayſers Friedrich II. im Jahre 1230. hinein geſetzet worden. Das ſeynd 267. Jahre. Von dieſer Begebenheit findet man viel glaubwürdige Zeugniſſe. S. *Marqu. Freheri* Origines Palat. aus welchem es Tolner genommen. S. auch Lehmanns Speyr. Chron. Lib. V. cap. 83. p. m. 523.

niger bringen wir uns die greulichsten Krankheiten selbst auf den Hals. Derselben wird von Tag zu Tag eine grössere Anzahl ausgebrütet: denn der Gifft breitet sich immer weiter aus und wird fortgepflanzet. Die Pocken, die Franzosen, welche aus Africa gekommen, (7) waren vor diesem etwas seltenes: heut zu Tage seynd fast Mode-Krankheiten daraus geworden. Die Menschen bringen sich also selbst um die Gesundheit, verkürzen ihr Lebens-Ziel muthwillig, machen sich schwach und gebrechlich, und seynd sodann sich selbst zur Last und noch mehr andern Leuten. Also seynd die meisten Menschen Selbstmörder. (8) Schlechte Leute, welche fast immer einerley und wenig gekünstelte Speisse und Trank geniessen, auch der Geilheit nicht zu sehr ergeben seynd, leben am längsten. Unsere Deutschen seynd vor diesem nicht allein älter geworden, sondern auch viel gesünder und stärker gewesen als wir. Man findet, daß Leute von siebenzig Jahren noch haben auf ihr Pferd springen und mit zu Felde gehen können. Otto M. welcher über 70. Jahr alt geworden, ist sein Tage nicht krank gewesen, ausser wenn er bisweilen auf der Jagd sich Schaden gethan. Endlich starb er am Schlage. Es thut demnach unstrittig viel zur Gesundheit, wenn man immer einerley Speisse hat. (9) Was thun aber wir? Heute haben wir einen Fisch, eine Fricassée, ein Ragoût; morgen etwas anders; übermorgen wieder was neues, und immer so fort. Das wird dann in den Magen hinein gepfropft so lang

(7) *Clemens Alexandrinus* (welcher zu Ende des andern und zu Anfang des dritten Jahrhundert gelebet) erwehnet der venerischen Krankheit als eines ganz besondern Zufalls. *Erasmus* hat schon angemerket, daß fast alles Unglück (gleichwie auch alle Idololatrie) aus Africa gekommen. Die Pocken kommen auch daher; und vor diesem wußte man in Europa nichts davon. Wenn man die Gesichter der alten Römer betrachtet; so wird man finden, das keines Pockengrübig sey. Ein Engländischer Medicus, *Richard Mead*, hat in einem besondern Tractat gewiesen, wie und zu welcher Zeit die Pocken nach Engelland gekommen seyen.

(8) Das hat Joh. Christoph Sturm mit mehrerm ausgeführet in einer besondern Dissertation, welche in dem I. Theil seiner *Physicae electivae* stehet. Es ist sonst dieses eines der besten Bücher in der Naturlehre. Der Verfasser hat alle Lehren der alten Philosophen mitgenommen, und auch die Erfindungen der Neuern hinzu gethan.

(9) S. *Stahlii* dissert. de diaeta in cibo & potu aequabili. *Ricaut* ingleichen *Lavardin* erzehlen von den Türken, daß dieselben meist deswegen so alt würden, weil sie beständig Reiß essen. Man findet Janitscharen, welche über 70. Jahr alt seynd, und doch noch mit zu Felde gehen. Insgemein denkt man, die Türken seyn dem Beyschlaff gar zu unmäßig ergeben, weil sie viel Weiber haben. Allein es haben schon viele angemerket: wenn mans beym Licht besähe, so thäten die Türken nicht mehr als ein anderer, der nur eine Frau hat.

es gehen will. (10) Man trinkt offt in einem Tag unterschiedliche Weine und anderes Getränke. Da ist denn kein Wunder, wenn unsere Natur abnimmt, und wir nicht alt werden. Daß die Unzucht und der unmässige Beyschlaf vielen Leuten den frühzeitigen Tod bringet, ist bekannt, und seynd die Exempel davon am Tage. Die unordentlichen hefftigen Gemüthsbewegungen, als Zorn, Furcht, Traurigkeit befördern auch die meisten vor der Zeit zum Grabe. Mancher ist zwar von Natur schlecht beschaffen, und bringet eine elende Leibes-Constitution mit auf die Welt: allein daran seynd mehrentheils Vater und Mutter schuld. Daher bekommt mancher den Stein, das Podagra schon in früher Jugend, als ein angeerbtes und gleichsam eingepflanztes Uebel. Der Tod ist freylich etwas natürliches: (11) doch könnten die meisten Menschen länger und bequemer leben, wenn sie mehr für die Gesundheit sorgeten. Ueber die Lebens-Länge der Menschen ist viel geschrieben worden. Aus der H. Schrifft ist bekannt, daß die Alt-Väter um sehr viel länger gelebet haben, als wir. Allein dazumahl muste auch die Welt erst erfüllet werden: itzo aber ist sie schon voll. Wenn wir heut zu Tage sechs- oder siebenhundert Jahr alt würden, wo wollten wir alle hinkommen? Wir könnten uns ja kaum umdrehen. Daher hat ein berühmter Medicus in Engelland (12) angemerket: GOtt habe den Menschen ein anderes Lebens-Ziel gesetzet, als ehedessen vor und nach der Sündfluth, damit sie desto

(10) Daher bekommt auch mancher einen ausserordentlich dicken Wanst. Die alten Gallier, und auch schon die Römer, haben nicht leiden wollen, daß die Leute so dicke werden sollten. Jene hatten einen Gürtel, ein gewisses Maaß. Wenn ein Jüngling so dicke war, daß er selbiges übertraf, so muste er Straffe geben. Und bey den Römern nahm der Censor den Rittern, die gar zu fett und corpulent geworden, ihr Pferd. S. *Gundlingii* diss. de Censoribus in Gundlingian. P. XVI. §. 36. p. 93. Hieher gehöret auch die schöne Anmerkung des Königs Heinrich des IV. in Frankreich, aus des *Perefixe Histoire du Roi Henry le Grand.* p. 537. Il disoit, que les grans mangeurs & les grans dormeurs n'estoient capables de rien de grand, & qu'une ame que le sommeil & le manger ensevelissent dans la masse de la chair, ne peut avoir de mouvemens nobles & genereux &c. Der König zielte damit auf den Duc de Mayenne; von dem er auch zu sagen pflegte: derselbe brächte mehr Stunden über der Tafel zu, als er, der König, im Bette. S. *Perefixe* am angezogenen Orte.

(11) Hiebey verdient des Tübingischen Herrn Canzlers *Pfaffii* dissert. de morte naturali nachgelesen zu werden, welches eine schöne Schrifft ist.

(12) Mr. *Cheyne*, in einer Abhandlung, welche nicht nur lateinisch, sondern auch französisch unter dem Titel: *Essay sur la Santé* übersetzt ist. Eine treffliche Schrifft, daraus man viel Vergnügen schöpfen kan. Er schreibt auch so, daß ihn alle mit Nutzen lesen und verstehen können, die sonst von der Medicin nichts wissen.

desto besser unter einander fortkommen könnten. Vorhero habe der Mensch andere Speissen genossen, welche in dem Eingeweide andere Würkungen hervorgebracht, den Leib nicht mit so vielem Unrath und zur Fäulniß geneigter Materie angefüllet hätten, als heut zu Tage. Denn die meisten Krankheiten rühren von der Fäulniß her. Die Menschen hätten auch die Zeugungskrafft nicht so bald bekommen, u. s. w. Itzo aber hätten wir ganz andere Speisse und Getränke, eine andere Beschaffenheit des Eingeweides, und könnten also nicht länger leben als siebenzig bis achtzig Jahre. Die andern Exempel wären unter die seltenen Fälle oder Ausnahmen zu rechnen; oder die Leute hätten eine besondere Lebensart gehabt. Nach unsern dermaligen Umständen, sagt er ferner, könnten wir keine andere Speissen erwehlen, als deren wir uns insgemein bedieneten; indem wir schon dazu gewöhnt wären. Es muß also ein jeder auf seinen Magen und Leibes-Constitution acht haben und sich selbst prüfen, wie viel er vertragen könne. Die Erhaltung der Gesundheit sollte man der Jugend am meisten einprägen. Denn sonst hilfft es nichts mehr, wenn man sich einmahl schon verderbt hat. In der Jugend, da wir uns am meisten schonen sollten, achten wir es nicht; aus der Ursach, weil wir stark und munter sind. Gemeiniglich leben diejenigen, welche eine starke Natur haben, nicht so lange, als die, so von schwächlicher Complexion seynd. Das macht, daß die ersten sich am wenigsten in Obacht nehmen, sondern in ihre Natur hinein stürmen und keine Strapazzen scheuen: die andern hingegen sorgfältiger und fürsichtiger seynd. Eine übermäßige Arbeit pflegt die Menschen mehr zu entkräfften, als alles andere. Die Mattigkeit ist der Grund aller Krankheiten. (13) Weil aber die Menschen die behörige Proportion zwischen ihren Kräfften und der Arbeit nicht beobachten, und offt mehr übernehmen als sie ertragen können; so erliegen sie hernach unter der Last. (14) Wir haben zwar den Schlaf zu unserer Stärkung und Erquickung: aber

(13) Venerabilis *Beda* hat in seinem Commentario, *Hexaëmeron* betitelt, diesen artigen Gedanken, daß er sagt: der Adam müsse wohl im Stande der Unschuld glücklich und ohne allem Anstoß gelebet haben: denn er habe nicht arbeiten dürffen; die Erde habe alles vor sich selbst hervor gebracht. Hernach aber, nachdem der Fluch auf die Erde und auf den Menschen geleget worden, sey eine gewaltige Veränderung entstanden ꝛc.

(14) In Peru findet man Schafe, die entsetzlich viel tragen können. Wo man ihnen aber nur ein Loth oder ein Quintgen mehr auflegt, als ihnen gehöret; so können sie nicht fortkommen, sondern legen sich nieder, und seynd nicht von der Stelle zu bringen. S. Les Voyages de la Mer du Sud par *Frezier*. Wenn wir so wären, wie diese Schafe, würden wir länger und besser leben. Wir sollen zwar arbeiten: aber das Maas fehlet uns.

die verlohrnen Kräffte bekommen wir doch nicht völlig wieder. Es gehet immer von unserer Substanz etwas ab. Die Feuchtigkeiten in unserm Cörper werden nach und nach verzehret, bis wir zuletzt wie eine Machine auslauffen, und zu leben aufhören. Auf unser Leben kommet das meiste an: und doch denken wir auf dessen vernünfftige Erhaltung sehr wenig. (15) An das ewige Leben aber noch weniger; denn davon haben wir meistens gar keinen Geschmack, ob es gleich unendlich besser ist als das zeitliche.

IV.

Elend des Menschen in dem gesellschafftlichen Leben überhaupt.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Das sagt uns nicht nur die Bibel; sondern es weiset uns auch die Vernunfft dazu an. Wir haben eine natürliche Neigung mit und neben andern zu leben. (16) Ohne andere Menschen lassen sich die allerwenigsten Tugenden und Laster ausüben. Jene würden uns, wenn wir allein wären, wenig helffen, diese aber niemand schaden. Es fliehen also alle Menschen überhaupt die Einsamkeit, sie mögen tugendhafft oder lasterhafft seyn. (17) Sie suchen demnach Gesellschafften, wodurch das Leben versüßt wird, und die Menschen tüchtig werden, einander viel zu helffen. Können wir doch von einem oder etlichen guten Freunden viel Nutzen und Bequemlichkeit haben; geschweige dann, wenn alle Menschen Freunde zusammen wären, und

(15) Ein Medicus, Namens *Ramazzini*, hat dem Herzoge von Modena zu Ehren ein schönes Buch ausgearbeitet de Principum valetudine tuenda, in einer netten lateinischen Schreibart; worinnen fast auf einem jeden Blatt eine besondere Observation vorkommet. Auch hat *St. Evremont* einem Englischen Gesandten, welcher in Holland gewesen, zu gefallen, einen Dialogue sur la Santé geschrieben, welcher bey seinen übrigen Werken zu finden. Dieser St. Evremont war ein bel Esprit, der von allen ästimiret wird. Er würde noch mehr hervor geleuchtet haben, wenn er recht studiret hätte. Er war aber nur ein Soldat. Seine freye Feder hat verursachet, daß er aus Frankreich weichen müssen. Denn er hatte den König und den Mazarin in einer Schrifft von dem Pyrenäischen Frieden unter dem Titel, la Paix ridicule, spöttisch durchgezogen. Weil er nun in Frankreich keinen pardon erhalten können; so ist er nur herum geschweifft, und bald in Holland, bald in Engelland gewesen. Auf die letzte hat ihm König William in Engelland eine Pension gegeben, daß er die Enten vor seinem Pallast gefüttert. Er ist über 90. Jahre alt geworden.

(16) Daher hat Pere *Lamy* in seiner oben angeführten Morale Chrêtienne gesagt: Hobbes wäre sonst ein Mann, der paradoxe Lehrsätze hätte; aber hierinnen sey er ganz recht daran, wenn er meynte, der Mensch hätte eine natürliche Neigung zum gesellschafftlichen Leben, und würde nicht froh seyn, so er allein wäre, wenn er auch von Engeln bedienet würde.

(17) Also suchet z. E. ein Geiziger den Umgang mit andern Menschen: denn er will gerne schachern, und etwas von ihnen gewinnen. Einem Wollüstigen ist es der Tod, wenn er allein seyn soll. u. s. w.

und einander treulich beystünden. Allein hier versehen es die meisten. Homo homini lupus. Ein jeder siehet nur auf sich, auf seinen Weg; ob es gleich brutal ist und gar nicht menschlich. (18) Die unvernünfftigen Thiere seynd auch beysammen: aber ein jedes siehet auf seinen Weg, auf seinen eignen Nutzen. Sie seynd nicht gesellig. Einem Thier wird die Zeit nicht lang, wenn es gleich etliche Tage allein im Stalle stehet, wenn es nur Futter hat. Dem Menschen hingegen ist nicht wohl, wenn er nicht unter Leuten ist: und doch wenn er sich unter andern Menschen befindet; so weichet er von der Vernunfft und der Verbindlichkeit, so er gegen andere hat, ab, fänget Unruhen an, und machet also sein gesellschafftliches Leben selbst verdrüßlich. Eben das Mißvergnügen, welches er in dem einsamen Leben hat, das findet er alsdann auch in der Gesellschafft mit andern; ja noch grösser, so daß er zum öfftern die Einsamkeit, als ein geringeres Uebel, wieder erwehlet. (19) Es gehöret solchergestalt Kunst dazu, im gesellschafftlichen Leben sich recht zu verhalten, und darinnen wohl fortzukommen. Dazu trägt eine gute Auferziehung viel bey, daß man die Leute von Jugend auf vernünfftig anweiset, wie sie in der Gesellschafft mit Menschen sich behörig aufführen sollen, damit sie dem gemeinen Wesen nicht unnützlich oder zur Last werden.

V.

Elend der Menschen im ehelichen Stande.

Unter allen Gesellschafften ist keine den Menschen natürlicher, als der Ehestand. Wenn ein Mann und ein Weib aus der Erde herauswüchsen, so würden sie sich zusammen finden und bey einander bleiben. Die biblische Geschichte erläutert dieses noch mehr. Denn Mann und Weib seynd nicht nur von einem Zeuch und Klumpen; sondern das Weib ist gar von den Gliedern des Mannes genommen. Die Welt soll vermehret werden. Das Multiplicamini ist das erste Wort gewesen, so der Mensch gehöret hat. Die Welt sollte bevölkert werden. Deswegen war das Unternehmen der Leute zu Babel thöricht und sündlich: denn sie gedachten da beysammen zu bleiben. Die Verbindung zwischen Mann und Weib ist demnach nothwendig. Nur muß solche menschlich, nicht

(18) Das hat auch *Cicero* schön angemerket *Lib. 1. de Offic.* cap. VII. und sonderlich cap. XVI.

(19) Von dem rechten Gebrauch und Mißbrauch des einsamen Lebens ist bereits im vorhergehenden zweyten Capitel und dessen IIIten Absatz verschiedenes erinnert worden. Hier ist nur noch dieses anzumerken, daß ein Kluger sich mit Fug und Recht alsdann in die Einsamkeit begeben kan, wenn gefährliche und tyrannische Zeiten seynd, da man keinem Menschen trauen darff.

nicht viehisch, nicht verwirrt; sondern ordentlich geschehen. Daher sagt man eben, die mutuelle Beyhülffe sey auch der Entzweck der Ehe. Denn ohne diesen beyderseitigen Beystand kan weder der Mann noch die Frau recht fortkommen, noch auch die Kinderzucht geschehen. Die Väter der ersten Kirche (20) haben schon erkannt, daß das mutuum adiutorium ein wesentliches Stück der Ehe sey. Denn in der Vermehrung des menschlichen Geschlechts stecket schon das adiutorium; aber im adiutorio stecket nicht gleich die Vermehrung. Es ist auch gewiß, daß die Ehe eine unvergleichliche Gesellschafft, ja ein anmuthiges Paradieß sey, wo sie recht eingerichtet ist. Die genaueste Freundschafft und Vertraulichkeit, welche darinnen erfordert wird, ist das vergnügteste auf der Welt. Und was kan man nicht für Lust an den Kindern haben? Es ist auch ausser Zweiffel ein grosser Trost, eine Gesellin beydes im Leid und Freud zu haben. Allein woher kommt es doch, daß diese Gesellschafft, dieser gegenseitige Beystand, insgemein so übel ausschlägt? Die Ursachen dessen wird derjenige bald erkennen, der da weiß und bedenket, daß die wenigsten Menschen behutsam, fürsichtig und frey von Affecten seynd. Denn wer nicht Meister seiner Gemüths-Bewegungen ist, der ist auch kein Politicus: und wenn er gleich äusserlich für klug angesehen wird, so findet man doch, daß er nur den Schein der Tugend hat und seine Affecten nur zu verbergen suchet. Also haben die wenigsten bey ihren Heyrathen den rechten Zweck vor Augen; sondern lassen sich vielmehr ihre Begierden nach Ehre, Gewinn oder Wollust dahin reissen, seynd verliebt, und folglich blind. Was kan aber aus einer blinden Wahl anders als blindes Glück oder ein unglücklicher Ehestand erfolgen? Einer nimmt eine Person wegen ihres Reichthums, der andere wegen ihrer Schönheit, der dritte wegen ihres Standes, und siehet gar nicht auf Tugend. Wenn nun aber ein Weibsbild gleich schön, reich und vornehm ist, hat aber keine vernünfftige Auferziehung, keine Tugend, keine Religion; so ist das andere alles nichts. Hiob war ein frommer Mann, wurde aber von der Frau arg geplaget. Socrates hatte auch eine feine Hauß-Ehre, welche ihm manche beissende Materie auf den Kopf gegossen. (21) Die Tugend

(20) Die Kirchen-Väter haben viele Wahrheiten und schöne Gedanken in ihren Schrifften. Es ist ein Vorurtheil, daß man insgemein bey den Protestanten sie so wenig liest. Der *P. Bouhours* in seiner Abhandlung de la maniere de bien penser dans les Ouvrages d'esprit hat schöne Stellen aus ihnen angeführet.

(21) Wiewohl es hat der Herr Heumann der Xantippe eine Ehren-Rettung geschrieben, und zu zeigen sich bemühet, daß sie nicht so arg gewesen, als man gemeiniglich von ihr glaubet. S. desselben Act. Philos. Vol. I. pag. 103. seqq.

Tugend allein macht, daß wir unsere Pflichten gebürend in acht nehmen. Und wenn gleich die eine Person tugendhafft ist, die andere hingegen nicht; so will es auch nicht recht fort. Es ist manchesmal ein Ehe-Gatte so schlimm nicht; hat aber eine ganz andere Neigung und Gemüths-Beschaffenheit als der andere: da schicken sie sich alsdann auch nicht zusammen. (22) Daher wäre es, wenn man überhaupt die Sache ansiehet, sehr gut, daß man allezeit vorher untersuchte, ob auch zwischen zwo Personen, welche heyrathen wollen, eine Uebereinstimmung der Gemüther sey; ob sie solche Temperamente haben, die bey einander stehen können? Seynd sie einander zuwider und kommen doch zusammen; so entstehet nichts als Haß und Feindschafft. Wir aber heyrathen gemeiniglich in den Tag hinein, par hazard. Grosse Herren lassen es vollends öffters nur auf Portraits ankommen. (23) Daher geschiehet es, daß die Ehen selten gut ausschlagen. Privat-Personen übereilen sich eben auch, und lernen einander vorher nicht genugsam kennen. Indessen seynd hieran nicht nur die Personen, welche heyrathen, sondern auch, und zwar fürnehmlich, die wunderliche und verkehrte Lebensart und Gewohnheiten unserer Zeiten schuld. Denn man hat keine genugsame Gelegenheit, mit Frauenzimmer umzugehen, um die Gemüther kennen zu lernen. (24) Mit

(22) Die Germana, Gräfin von Foix, des Ferdinandi Catholici zweyte Gemahlin, war ganz anderst als er. Ferdinand war ein Melancholicus; sie aber tanzte und sprang immer. Wenn er mit ihr von Staats-Sachen reden wollte; so hüpffte sie herum, und konnte ihn nicht leiden.

(23) Heinrich der VIII. König in Engelland ließ einem seiner Gesandten den Kopf abschlagen, der ihm ein Portrait geschicket hatte, welches mit dem Original nicht überein kam.

(24) Diesen Mangel hat auch Christian Thomasius wohl eingesehen, und deswegen in seiner Dissertation vom Ja-Wort gesagt, daß es gut wäre, wenn die Personen, welche zu heyrathen gedächten, vorher eine Zeitlang mit einander conversireten. In Wittenberg aber hat einer eine Dissertation dagegen gehalten, und gemeynet, es liesse sich solches nicht thun: denn das Frauenzimmer würde dadurch in üblen Verdacht kommen. Allein an und vor sich hat Thomasius ganz recht. Nur bey uns ist es fast durchgehends eben so beschaffen, als wie *Ant. Furetiere* in seinem artigen Roman Bourgeois die Sitten der gemeinen und bürgerlichen Personen beschreibet. Er führet unter andern einen Cavalier ein, der ein Bürgers-Mädgen heyrathen wollen. Dieser klingelt an dem Hause an. Das Mädgen kommet herunter und macht auf, fragt auch so gleich, was sein Begehren sey? Er antwortet: er habe vernommen, daß sie eine vernünfftige Demoiselle sey; daher trage er Verlangen, mit ihr, in Beyseyn ihrer Eltern zu conversiren. Das Mädgen fragt, ob er heyrathen wolle? Er erschrickt darüber und antwortet: Er wolle nur erst die Ehre haben, in ihre Bekanntschafft zu kommen. Hierauf versetzt das Mädgen: wenn er nicht zu heyrathen gedächte, so sollte er sich nur fortpacken, und ihr keine blame zuziehen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Mit einer oder ein paar Conversationen von einer kurzen Zeit, binnen welcher insgemein die Heyrathen vollzogen werden, ist es nicht ausgerichtet. Die Verstellung ist zu groß. Man weiß sich in dem Umgang mit andern auf eine kurze Zeit zu zwingen und seine Neigungen meisterlich zu verbergen. Wo es aber zu lang währet; so fället der Zwang weg, oder ein gescheider sieht mitten durch die Verstellung hindurch, und merkt die wahre Beschaffenheit des Sinnes. Allein hieran fehlet es bey uns. Man denkt gleich, ein Frauenzimmer mögte durch öfftern Umgang mit Manns-Personen eine blame bekommen. Die Spanier, die Italiäner, welche ohnehin sehr argwöhnisch seynd, sperren deswegen ihre Töchter ein. In Deutschland machen wir es nicht viel besser. Bey den Franzosen hingegen; auch in Holland und Engelland, ist der Umgang zwischen Personen beyderley Geschlechts viel freyer. Deswegen seynd auch bey ihnen die unglücklichen Ehen nicht so gar häuffig, als bey denen Völkern, da man einen solchen Zwang hat. Also wäre es überhaupt vielleicht besser, wenn wir die Leute nicht so sehr einschrenkten; sondern ihnen etwas mehr Freyheit liessen. Wenn gleich manchesmahl Thorheiten mit unter lauffen; so sollte man es deswegen doch nicht gar aufheben. Die Verderbniß der Sitten, welche unter dem weiblichen Geschlechte regieret, ist auch eine sehr wichtige Ursach des vielfältigen Elendes in dem ehelichen Leben. Die Juden haben hierinnen die beste Ordnung gehabt, und seynd, so viel den ehelichen und häußlichen Stand betrifft, die allerklügsten und weisesten Leute (25) gewesen. Man findet, daß bey ihnen alles auf Besorgung des Haußwesens angekommen. Dessen haben sich die Weiber ernstlich annehmen, arbeitsam seyn und fein zu Hause bleiben müssen. So haben auch Salomo, Sirach und der Apostel Paulus die Weiber beschrieben. Aber das wird freylich von denen, die in Wollust und Ueppigkeit erzogen werden, für einfältig gehalten. (26) Durch die Weiber wird die Ueppigkeit am meisten eingeführet; und wir wachsen so mit auf. Heut zu Tage meynt man, eine Frau müste gegen Mittag erst aufstehen, dann ihren Café trinken, das Mittagsmahl einnehmen, Nachmittag Besuche abstatten, oder annehmen, spielen ꝛc. Um die

(25) Dieses hat *Jo. Seldenus* in tr. de Vxore Hebraica sehr gelehrt ausgeführet.

(26) *Clemens Alexandrinus* hat in seiner Sitten-Schrifft, *Paedagogus* genannt, auf nichts mehr als auf die Ordnung und gute Zucht der Weiber gedrungen. Den Aposteln und Lehrern der ersten Kirche haben die Weiber am allermeisten zu schaffen gemacht. Die Ursach dessen ist, weil selbige der heydnischen Sitten, der Ueppigkeit im Essen, Trinken, Kleidern und Belustigungen gewohnt, dabey frech und ihren Männern ungetreu waren.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

die Haußhaltung, um die Kinder und Mägde bekümmert sie sich wenig, ja sie denkt wohl gar, es sey ihr eine Schande. Indessen ist eine solche Lebensart gerade wider die Ordnung des Ehestandes, wider den Nutzen der gantzen Haußhaltung, kurz, wider die Absicht GOttes. Gleichwohl trifft man dergleichen Elend in fürstlichen und in geringen Häusern an. Olim non erat sic. Die Königinnen haben vorzeiten sich eben so wohl der Haußhaltung unterzogen, als geringe Weiber. Die Judith, des Kayſers Ludwig des Frommen Gemahlin, ist deswegen in ungleichen Verdacht gekommen, weil sie mit dem Cämmerer, der die Garderobbe und anderes verwaltet, alle Tage zu thun hatte. (27) Allein zu unsern Zeiten halten die meisten Frauen die häußlichen Arbeiten für unanständig. Daher kommt es, daß sie fast immerzu kränklich seynd; auch unfruchtbar. Denn sie essen und trinken den ganzen Tag, arbeiten nichts dabey, und haben also keine Bewegung. Fast alle unsere Heyrathen werden aus Eigennutz eingegangen. Man trachtet nach Reichthum, Wollust oder Ehre. Weder eine noch die andere Person haben einen vernünfftigen Zweck. Daher entstehet hernach Zank und Uneinigkeit, oder Mann und Weib gehen mit einander glücklich zu Grunde. Trifft man doch in einer Stadt kaum zehn Paar Eheleute an, die vergnügt leben, wenn nicht noch manchesmahl ein Ehgatte gescheider ist und sein Mißvergnügen verbeisset, um nicht ausgelacht zu werden. Die Menschen werden am allermeisten durch Heyrathen mißvergnügt, (28) und meynen hernach, der Ehestand sey Schuld daran, weil sie, durch ihr eignes Versehen, dadurch unglücklich werden: eben wie der Hund in den Stein beisset, und meynet, der habe es gethan, wenn er geworffen worden. Bey den meisten heißt es: Virtus post numos. Es sollte aber heissen: Virtus ante numos. Ein Mann, der im Stande ist, sich und die Frau zu ernehren, erwirbt offt mehr mit einer gescheiden Frau, die nicht viel hat, (29) als mit einer, die ihm grosses Gut zubringet. Denn

(27) S. *Petr. de Marca* marca Hispanica lib. III. c. XXIII. §. 3. Dahero auch die Ehre obgemeldter Kayserin Judith in *Gundlingianis* VII. Th. p. 97. gerettet worden.

(28) Daher hat jener Franzos gesagt: die zwo grösten Unbequemlichkeiten und Thorheiten in der Welt wären, sterben und heyrathen. Was *Bion*, ein alter Scythischer Weltweiser, für einen falschen Schluß wider das Heyrathen gemacht, ist bekannt. *Bayle* in Dict. hist. & crit. art. *Bion*, macht hiebey, seiner Gewohnheit nach, artige Anmerkungen.

(29) Woferne sie nemlich bey ihrer Armuth bescheiden und tugendhafft ist. Denn das folget keineswegs: weil man bey reichen und vornehmen Leuten wenig Tugend antrifft; so müsse man ein schlecht Mensch nehmen. Aventinus hat bey seiner Verheyrathung so geschlossen, ist aber gräulich betrogen und sehr gequälet worden. S. *Bayle* l. c. art. *Aventin*, welches man ohne Lachen nicht lesen kan.

eine reiche verthut ihm offt mehr durch Ueppigkeit, als ihr ganzes Vermögen austrägt. Der Mann hingegen muß eben so arbeiten, als wenn die Frau nichts gehabt hätte. Dieses trifft so wohl bey grossen als bey kleinen Familien ein: sonderlich bey dem Adel. Gehet doch dieser heutiges Tags am meisten zu Grund. Diese, jene Familie verdirbt und kommt herunter. Die bürgerlichen bekommen die adelichen Güter in die Hände: die Edelleute hingegen gerathen in Schuld-Austheilungen und müssen von Hauß und Hof weichen. Und gleichwohl hat es bey ihnen mehr zu sagen, als bey gemeinen Leuten. Denn nach diesen fragt man nicht viel; weil man ihrer Armuth eher gewohnt ist. Aber wenn grosse berühmte Familien herunter kommen, und ihre Güter verprassen, so merkt jedermann darauf; weil, nach dem gemeinen Wahn der Welt, Reichthum und Vermögen wesentliche Eigenschafften des Adels seynd. An dergleichen Unfällen aber seynd meistentheils die Ehen schuld. Denn die Weibs-Personen, sonderlich die aus fürnehmen Stande, werden nicht recht auferzogen. Pracht und Ueppigkeit, so ihnen ohnehin gleichsam angebohren, wird ihnen mehr und mehr eingeprägt, und endlich im Ehestande ausgeübet. (30) Jedoch es liegt die Schuld nicht an den Weibern allein; sondern auch vielfältig an den Männern. Wo denn nun zwey Thoren zusammen kommen, so stehet der eine in genitiuo. Indessen haben die Weiber durch alle Zeiten und von Anbeginn ein schlechtes Zeugniß. Schon die Eva hat keinen guten Ruff hinter sich gelassen. Sie müssen auch wohl keine so sonderbare Klugheit besitzen, weil sie unter der Männer Herrschafft leben sollen. Daher hat man auf die Weiber besonders wohl Achtung zu geben, und sie bey ihrer Schuldigkeit zu erhalten, damit sie nicht aus den Schranken treten. Absonderlich muß man zusehen, daß sie nicht die gemeine Maxime annehmen: man müsse zwar

(30) Der berühmte und sinnreiche Engelländer *Rich. Steele* hat in der Bibliotheque des Dames die Pflichten des vornehmen Frauenzimmers fürtrefflich wohl beschrieben. Es gehet zwar dieses Buch gröstentheils auf die Frauen in Engelland, welche vor andern sehr zur Ueppigkeit geneigt seynd, ob sie schon im übrigen die Vergehungen und Untreu ihrer Männer gar wohl vertragen können: es lässet sich aber auch auf andere Weiber ziehen. Hernach hat ein reformirter Theologus, *du Bosc* ein Buch, L' honête femme betitelt, geschrieben; welches vordem rar gewesen, aber vor nicht gar langer Zeit wieder neu aufgelegt worden, in zween Theilen. 12mo. Bayle hat viel auf dieses Buch gehalten, und gemeynet, der Verfasser habe ein gesundes Urtheil gezeiget, sey kein Bigot gewesen, und habe die Pflichten der Weiber wohl vorstellig gemachet. [* Hieher gehöret auch ein aus dem englischen übersetztes Tractätgen, nehmlich: *Conseils d' un homme de qualité à sa fille par le Marquis d' Hallifax.* 12mo. Es besteht nur aus wenig Bogen, enthält aber so viel gute Lehren und treffliche Gedanken, die man offt in weitläufftigen Büchern nicht antrifft.]

zwar dem Manne gehorchen, aber nur in billigen Dingen. Denn auf solche Art machen sie alles, was ihnen nicht anstehet, zu einer Unbilligkeit. Die Juden haben ihre Weiber am besten regieret. (31) Daß bey ihnen die Ehescheidung zugelassen und so leicht war, gab freylich öffters Gelegenheit zu Mißbräuchen und gar zu grosser Freyheit: allein es wurden gleichwohl die Weiber dadurch besser in Zaum und in grösserer Ehrerbietigkeit gegen ihre Männer gehalten.

VI.

Elend zwischen Eltern und Kindern.

In der Gesellschafft zwischen Eltern und Kindern höret man eben so viele Klaglieder. Kinder sollen auferzogen werden. Das gereicht nicht allein ihnen selbst zum Nutzen; sondern es haben auch die Eltern viel Vergnügen davon, wenn sie sehen, daß ihre Kinder zunehmen an Alter und Weißheit. Seynd sie nun erzogen, so erwarten die Eltern billig von ihnen einen Trost und Stab (32) im Alter. Daher sagen viele, man solle nicht zu spät heyrathen, damit man die Seinigen nicht unerzogen hinterlassen müsse, noch der Freude, welche man an ihnen zu erleben hoffet, beraubt werde. Allein die Absicht der Eltern schlägt nicht allezeit glücklich aus. Die Kinder gehen offt bey früher Zeit zu Grunde, und alle Mühe der Auferziehung ist vergebens angewendet. Sie verschwenden das von den Eltern mit Müh und Schweiß erworbene Vermögen auf eine liederliche Weise, (33) werden arm und auf die letzt gezwungen, die schlechteste Profeßion zu ergreiffen. (34) Doch ist nicht

(31) *Hadr. Relandus* hat eine Dissertation geschrieben, de vxore domiseda, welche auch in die *Bibliothecam Bremensem* eingedruckt ist. Darinnen beschreibt er unvergleichlich, wie die jüdischen Weiber haben beschaffen seyn müssen, und giebt viel Erläuterung in dieser Sache, zu besserem Verstand verschiedener Stellen des alten und neuen Testaments. S. auch *Charron* de la Sagesse. liv. I. c. 42. und L. III. c. 12.

(32) Daß das berühmte Römische Geschlecht der Scipionen von Publio Cornelio Scipione abstamme, und daß dieser deswegen, weil er seinen blinden Vater, wenn er auf der Gasse gieng, zu führen und zu halten pflegte, den Namen Scipio, welches so viel als ein Stab heisset, bekommen habe, ist etwas bekanntes.

(33) Was Pericles für Verdruß von seinem verschwenderischen Sohne gehabt habe, findet man in *Bayle* Dict. art. *Pericles*, Anmerkung (G.)

(34) Wenn einer nur auf seine guten Freunde, die er auf Schulen oder Universitäten gekannt hat, nach Verlauff einiger Zeit zurück denket: so wird er finden, wie viele nach einander zu Grunde gegangen, und daß einer dieses, der andere jenes Unglück gehabt habe. Das rühret mehrentheils von unserer schlechten Disciplin her. Daran ist auch dieses mit schuld, daß wir die Leute nicht bald verheyrathen. Denn daher kommt es, daß sie ein pudeat einlegen, ein Kind ausser dem Ehestand zeugen, und dadurch ihr zeitliches Glück verscherzen. Wir können vor dem dreyßigsten

zu leugnen, daß, wenn die Kinder nicht wohl gerathen, solches Unglück mehrentheils von den Eltern herkomme. Denn diese versäumen viel gleich im Anfang der Auferziehung, und gleichsam in der ersten Dauung. Andere Thiere brauchen gar einer kurzen Zeit, daß ihnen die Alten helffen; und werden hernach von diesen verlassen. Der Mensch hingegen muß viele Jahre lang, so wohl dem Leibe als dem Gemüth nach, gebeuget, gezogen, unterrichtet werden. Dazu gehöret grosser Fleiß, grosse Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche allerdings den Eltern oblieget. (35) Es ist auch deswegen besser, wenn der Vater seine Kinder selbst erziehet und unterweiset, so er anderst dazu geschickt ist, als daß er sie fremden überlässet. Denn wir sind alle so geartet, daß wir dessen, was uns nicht nahe zugehöret, uns nicht mit besonderem Eifer annehmen. Aber wenn gleich die Eltern alle mögliche Mühe und Klugheit bey der Auferziehung angewendet haben; so pflegt es doch auch öffters zu geschehen, daß die Kinder umschlagen. Offt ist der Vater klug, und der Sohn ein Thor. Socrates war nach aller Geständniß ein weiser Mann, und doch hatte er einen unbändigen tollen Sohn. Der kluge grosse Cicero hat auch an seinem Sohn wenig Vergnügen und Ehre erlebet. Selten haben Personen von grossen Meriten, und die in fürnehmen Bedienungen stehen, wohlgezogene Kinder. Denn ihre Geschäffte seynd ihnen meistentheils zu sehr angelegen, und darüber versäumen sie vieles in der Zucht. Daher trifft gemeiniglich das Sprichwort ein: Heroum filii noxae. Man schmeichelt den Kindern, die von vornehmen Eltern gebohren seynd, lässet

Jahre selten zur Consistenz kommen. Derjenige aber thut sehr wohl und ist glücklich, der seine Kinder eher établiren kan. Denn sie entgehen alsdenn vielen lasterhafften Beginnen, können nicht mehr so muthwillig und albern leben und schämen sich besser.

(35) Die Materie von Erziehung der Kinder scheinet etwas gemeines und eine ausgepeitschte Sache zu seyn: und doch werden noch immer Bücher davon geschrieben; und zwar nicht von solchen Leuten, die sonst nichts zu schreiben wüsten. Man hat ein schönes Werkgen, de l'education des Filles, von dem berühmten *Fenelon*, Erzbischoffe zu Cambray, der den Telemaque und sonst viel schöne Sachen geschrieben hat. Denn er war ein gelehrter, beredter und dabey frommer Mann, ein starker Raisonneur, der aber alles deutlich vorstellen konnte. Des Joh. Locke Tractat von Erziehung der Kinder wird von wenig Leuten gelesen, da er doch fast der allerbeste ist. Der Herr *Crousaz* gab im Jahre 1718. heraus: Nouvelles Maximes sur l'Education des Enfans. 12mo. Darinnen zeigte er, nicht, wie man die Kinder aufziehen sollte, sondern wie es insgemein geschiehet, und stellte also alle Fehler der verkehrten Auferziehung lebhafft vor. Er wurde deswegen zu Lausanne dummer Weise angegriffen; indem einige einfältige Geistliche und Eiferer meynten, er hätte lehren wollen, wie man die Kinder böslich und in Lastern erziehen sollte: da er doch blos, etwa wie Machiavellus, die Laster und Mißbräuche satyrisch abgemahlet hatte.

lässet ihnen ihren Willen, und bringt ihnen keinen rechten Gehorsam und Respect gegen die Eltern bey. Es ist gleichwohl dieses das allerwichtigste bey der Auferziehung, daß die Kinder zu einer rechten Ehrfurcht und Hochachtung für ihren Vater gewöhnet werden. (36) Die Sineser (37) haben in ihrer Staats-Lehre die Maxime, daß sie sagen: diejenigen, welche ihre Väter ehren und ihnen gehorchen, bauen den Grund zu einer glücklichen Regierung des ganzen Reichs: denn ein Sohn, der dem Vater nicht folge, werde auch dem Regenten oder der Obrigkeit nicht folgen, sondern allezeit unbändig seyn, und seinen störrischen Kopf und Eigensinn behalten. Die Römer haben das ebenfalls erkannt, und dahero über die grosse väterliche Gewalt, welche schon Romulus eingeführet, genau gehalten. (38) Die Ehrfurcht gegen die Eltern kan fast nicht zu gros seyn; ja, sie ist die Stütze der bürgerlichen Gesellschafft, ob man schon insgemein solches wenig zu überlegen pflegt. Wenn ein Fürst nicht darauf bedacht ist, daß die Kinder in der Auferziehung bey gebürender Ehrerbietung erhalten werden; so bekommt er ungehorsame Unterthanen. Man findet, daß die gemeinen Leute, die mehrentheils schlecht erzogen werden, die widerspänstigsten seynd, und der Obrigkeit am meisten zu schaffen machen. Deswegen sollte billig ein jeder, der heyrathen will, hauptsächlich auf die häusliche Zucht Achtung geben, unter welcher seine künfftige Frau gestanden ist. Denn wenn die Zucht ihrer Eltern nichts taugt, so ist keine glückliche Ehe zu vermuthen. Würden die Kinder allezeit vernünfftig und sorgfältig erzogen, und zu schuldigem Respect und Gehorsam angewöhnet: so würde die Gesellschafft zwi-

(36) Die Egyptier, und andere Orientalische Völker, auch die Griechen, haben die Eltern als personas diuinas angesehen: ja auch die Geschwistrigte der Eltern, sonderlich vom Vater. Dahero man dieselbige *thios*, *thias*, genennet hat. Hievon findet man eine schöne Anmerkung in *Guil. Fornerii* selectionibus iuris. S. auch *Ezech. Spanhemii* Commentar. in Callimachum.

(37) S. Hrn. Bülfingers specimen doctrinae veterum Sinarum, p. 174. sqq.

(38) S. *Dionys. Halicarn. lib II.* Daher ist von einigen Römischen Scribenten die väterliche Gewalt *patria maiestas* genennet worden. S. *Valer. Max.* lib. VII. c. 7. *Quintil.* Declam. CCCLXXV. So lange die Römer eine strenge Disciplin gehalten, hat es in ihrer Republic wohl gestanden. So bald junge Leute puberes waren, hatten sie keine curatores nöthig. Diese musten sie erst haben unter dem Kayser M. Antonino Philosopho: doch durfften sie dieselben wehlen. Ein gewisser Mann hat sich dieses nicht einbilden können. Allein er sahe auf unsern heutigen Zustand, da wir gar eine nachläßige Auferziehung haben, und deswegen nöthig ist, jungen Leuten Vormünder zu setzen. Unsere alte Deutschen seynd vorzeiten alle im achtzehenden Jahre mündig geworden: nur die Sachsen und Angeln haben 21. Jahre gehabt. Wenn sich nach dieser Zeit ein Sohn nicht wohl in acht nahm, so hielte man ihn für einen liederlichen Kerl, und jedermann meidete ihn.

zwischen Eltern und Kindern glücklicher seyn. Es würde nicht so offt heissen:

Filius ante diem patrios inquirit in annos.

Allein nach dem gemeinen Lauff der Welt bleibt wahr, was vernünfftige Leute sagen: Alles Vergnügen, so wir von unsern Kindern haben, bestehet darinnen, daß wir sie erstlich weinen hören, und hernach spielen sehen; endlich aber, wenn sie gros geworden, gewärtig seyn müssen, daß sie uns Schaden thun, uns tausendfache Sorgen und Verdruß machen; und endlich, daß sie uns gerne sterben sehen.

VII.

Elend in der Gesellschafft zwischen Herren und Gesinde.

Wir haben Knechte und Bediente, und der nun schon lang in der Welt eingeführten Verfassung nach ist es unmöglich, ohne dieselbige zu seyn. Es ist zwar nicht nöthig, daß eine solche harte Knechtschafft eingeführet werde, wie bey den Römern vorzeiten gewesen, da man mit den Knechten als mit Feinden umgieng, oder wenigstens nicht viel besser: weil bey ihnen die meisten im Kriege gefangen waren. Indessen müssen wir doch Knechte haben zu allerhand nöthigen Diensten. Nur ist die Frage, ob in dieser Gesellschafft eine so grosse Ungleichheit seyn müsse? Ob nun gleich nicht allein der Krieg, sondern auch die Dummheit die Knechtschafft in die Welt gebracht hat, indem man findet, daß dumme Leute, die sich nicht selbst recht zu helffen oder zu rathen wissen, sich gerne regieren lassen, und also andern dienen und Knechte werden: so kan deswegen doch zwischen einem gescheiden Menschen und einem von blöden Verstande, zwischen einem stärkern und einem schwächern Liebe und Freundschafft bestehen. Weil aber insgemein zwischen Herren und Knechten sich keine Freundschafft äussert, sondern an deren statt Furcht und Mißtrauen: so entspringen so viele Uebel und Unbequemlichkeiten aus diesem Stande. (39) Heut zu Tage haben wir zwar keine solche Knechte mehr, sondern nur gedingte Dienstbothen, die um Lohn dienen. Allein es kommet doch fast alles unser Unglück in der Haußhaltung bloß daher, daß diese gedingten Leute fast durchgängig so übel beschaffen seynd. Denn bey dem Gesinde ist keine Redlichkeit, keine Treue, kein Fleiß; sondern lauter Betrug und List. Paulus hat schon gesagt: der Knecht solle dienen

(39) Daher haben sich schon die Römer über die Schalkheit und böser Streiche ihrer Knechte beklaget, ohngeachtet sie diese sehr genau und scharff hielten. Fast in allen Titeln des Römischen Rechts findet man Gesetze, die wider die Knechte gegeben worden.

nen um GOttes willen: das heißt, weil es GOttes Wille sey, daß der Knecht seinem Herrn treulich und ehrlich diene. Das hat Cromwell, der doch sonst ein böser Mann war, wohl erkannt, und noch kurz vor seinem Tode gesprochen: wenn er wüste, daß einige unter seinen Bedienten nicht redlich und tugendhafft wären; so würde er solche abschaffen oder ins Gefängniß legen. Es ist auch richtig, daß keiner recht dienen könne, der nicht redlich ist. Und doch geben wir gemeiniglich in Erwählung unsers Gesindes hierauf nicht behörig Achtung, bis wir es endlich mit unserm Schaden erfahren. Ein Schalk, ein Bösewicht, hat keine Liebe für seinen Herrn. Denn da er GOtt nicht fürchtet, wie will er seinem Herrn treu seyn? Ist mancher ja noch ehrlich, so geschiehet es aus Furcht für der Straffe, und damit er dasjenige nicht verliehren möge, was er schon hat. Wenn die Waisenhäuser oder andere öffentliche Schulen so bestellet wären, daß die Leute darinnen recht unterrichtet würden, und man mit der Zeit frommes Gesinde, treue Diener, Knechte und Mägde daraus haben könnte; so wäre es sehr gut. Denn die schlechte Auferziehung der gemeinen Leute ist an dem Jammer, welchen man mit dem Gesinde hat, am meisten schuld. Die wenigsten Dienstbothen haben eine rechte Unterweisung gehabt. Sie seynd offt wie das Vieh, haben keinen rechten Begriff von der Gottesfurcht, und wissen dahero nicht einmahl, warum sie dienen, warum sie treu seyn sollen? deswegen sehen sie blos auf ihren Nutzen; und das nennen sie Nutzen, wenn sie ihre Herrschafft betriegen können. Daher nimmt die Anzahl böser Leute so sehr überhand. Grosse Herren sollten hierauf fürnemlich acht geben. In Venedig, auch in Nürnberg, ist eine eigene Obrigkeit zu Besorgung der Gesind-Händel bestellet. So hat man auch sonst an etlichen Orten Gesind-Ordnungen, welche zwar an sich gar gut seyn, aber wenig helffen, woferne Knechte und Mägde nicht in der ersten Jugend recht unterrichtet worden. Indessen ist auch nicht zu leugnen, daß öffters die Herren selbst schuld daran seyn, daß das Gesinde nichts tauget. Man gehet nicht recht mit den Dienstbothen um. Man macht sie verdrüßlich, beschneidet ihnen den Unterhalt, und siehet offt mehr auf Pferde und Hunde, als auf Knechte und Mägde. (40) Daher suchen sich

(40) In Holland giebt es tüchtiger und fleissigeres Gesind: Hingegen wird es auch weit besser gehalten und reichlicher belohnet, als bey uns. Eine Magd kan in ihrem Dienst so viel erwerben, daß hernach ein Handwerksmann kommt und sie heyrathet. S. des Ritters *Temple* Remarques sur l'Etat des Provinces unies des Pays-Bas.

sich diese auf andere Weise zu helffen, und greiffen zu, wo sie etwas erwischen können. Man sollte gleichwohl bedenken, daß die Dienstbothen auch Menschen seynd, und ihre Affecten haben, wie andere Leute. Doch darum bekümmert man sich insgemein nicht viel. Man gönnt ihnen keine Belustigung, und will sie niemahls feyern noch ausruhen lassen: sondern sie sollen unaufhörlich püffeln. Daher suchen sie sich selbst eine Ergötzung zu machen, und offt zur Unzeit; es mag der Herrschafft schädlich seyn, oder nicht. (41) Weil auch Knechte und Mägde an ihren Herren und Frauen gemeiniglich einen grossen Stolz spühren und sehen, daß sie gar zu verächtlich gehalten werden; so suchen sie sich zu rächen, und wenn sie gleich einen Schaden abwenden könnten; so lassen sie es gehen; ja sie achen vielmehr heimlich darüber, wenn ihrer Herrschafft etwas zu Grunde gehet. Es bestehet also kein geringer Theil der Haußhaltungs-Klugheit darinnen, daß man das Gesinde zu regieren wisse, wie sichs gebühret: denn bey Erwerb- und Erhaltung des Vermögens und Reichthums, oder wenigsten eines gemächlichen und hinlänglichen Auskommens, ist gutes, treues und fleißiges Gesinde nothwendig. Deswegen hat es auch der D. Luther mit in die Erklärung der vierten Bitte gesetzet.

VIII.

Das Elend der privat-Stände wird im gemeinen Wesen noch grösser.

Die Gelehrten reden sehr viel von der bürgerlichen Gesellschafft. Sie sagen, es müsse so seyn, daß wir unter einer Herrschafft lebten: denn diese Gesellschafft sey das Band der äusserlichen Ruhe und Sicherheit. Es bestehet auch der Entzweck der Unterthanen, wann sie sich einem Regenten unterwerffen, es mag solches freywillig oder aus Zwang geschehen, in der That darinnen, daß sie väterlich und so regieret seyn wollen, damit sie ihren Becher trinken können unter ihrem Weinstock, und ihr Brod essen unter ihrem Feigenbaum. Alle Reiche und Herrschafften seynd also entstanden, wenigstens dem äusserlichen Schein und Namen nach, daß man den Leuten weiß gemacht hat, man würde mit ihnen

(41) Mit den Bauern macht man es eben so. Wenn der Bauer am Sonntag in der Schenke bey einer Kanne Bier sich lustig machen will; so macht man ein Verbrechen daraus. Wenn er einmahl kegelt, wenn er etwa schreyt und jauchzet; so heißt es gleich, der Satan sitze in ihm. Allein der Bauer weiß ja nicht von Staats- oder Gelehrten Sachen zu reden. Er kan nicht so gesetzt oder so sittsam seyn, als diejenigen, welche ihren Verstand cultivirt haben. Er hat ein anderes Naturel und eine andere Auferziehung. Will man aber ja den Sonntag geheiliget wissen, so lasse man den Bauern die Woche hindurch einen Feyertag, daß sie sich erhohlen und auch ihre Ergötzung haben können.

ihnen liebreich und freundlich umgehen. Es ist auch kein Despote in der Welt, kein Tyranne, der nicht als ein Vater, als ein gnädiger Herr und König, angesehen zu seyn wünschte, der nicht trachten sollte, seinen Unterthanen die Idee beyzubringen, daß er der Erhalter und Vater des ganzen Staats und aller Bürger sey. Allein es zeiget uns die Erfahrung; nicht nur von Deutschland, sondern auch von ganz Europa, ja von der ganzen Welt; daß die Idee eines Vaters bey den Regenten nur eine leere Vorstellung und Chimäre sey. Es siehet vielmehr aus wie in einer verderbten Gesellschafft zwischen Herrn und Knecht, da jener blos auf seinen Nutzen siehet. Eben so machen es die Regenten. Sie bekümmern sich nicht um das Wohl ihrer Unterthanen: da doch die Unterthanen nicht des Regenten wegen seynd, sondern dieser um der Unterthanen willen. Die Herren gehen mit ihren Unterthanen um, wie es ihnen einfällt, (42) wie mit ihren Thieren. Doch bekommen diese noch ihr Futter, und werden manche besser gehalten, als es ihnen gehöret. Die Unterthanen hingegen werden aufs äusserste gedruckt und bis aufs Blut ausgesogen, wie die Mücken von der Spinne, daß nichts als der leere Balg übrig bleibet. Man lässet ihnen die Früchte ihrer Arbeit nicht geniessen. (43) Man lässet ihnen Recht und Gerechtigkeit nicht behörig wiederfahren. Man setzet zwar Gerichte, allein mehr zum Verderben, als zu Beschützung der Bürger. Denn wenn einer 6. Thaler durch das Recht erhalten will; so kostet es ihm wohl 30. Thaler. Daher ist es eben so viel, als wenn keine Justitz da wäre. Die Regenten ziehen alles an sich, und seynd wie das Milz im menschlichen Körper. Wenn dieses zunimmet, so nehmen alle andere Glieder ab, bis zuletzt die Schwind- und Wassersucht erfolget. Der Grund alles solchen Unheils ist, daß man den Nutzen des Volks von dem Nutzen des Fürsten absondert, und sich einbildet, das sey der Vortheil eines Regenten, wenn er nur zunehme; die andern mögten bleiben und leben, wie sie wollten und könnten. So unklug seynd die meisten Fürsten, daß sie meynen, sie wären mächtig, wenn auch gleich die Unterthanen nichts hätten. Allein der Fürst

(42) Als der Französische Medicus, *Bernier* an den Grossen Mogul geschickt wurde, so trug ihm Colbert auf, sich nach dem Zustande dieses weitläuffigen Reichs genau zu erkundigen. Bernier gab auch hernach davon eine Beschreibung heraus und zeigte die gräßliche Gestalt solcher Länder, wo der völlige Despotismus regieret.

(43) Alle Unterthanen würden ihren Herren von Herzen gern von ihrem Erwerb oder jährlichen Einkünfften den zehnten Theil abfolgen lassen. Denn das spüret niemand sonderlich und macht doch viel aus: wie dieses *Vauban* in seinem Projêt d'une Dîme Royale dem König Ludwig XIV. vorgestellet hat. Allein die Regenten seynd auch damit noch nicht zufrieden.

hat keinen grössern Vortheil, als die Vielheit, den Reichthum und das Vermögen des Volks. Wenn seine Leute viel haben, so hat er auch viel. Wenn man ihnen das, was sie haben, in Fried und Ruhe geniessen lässet, so wird das Land bevölkert, grösser und reicher. Denn in einem solchen Lande will jeder gerne wohnen, und die Auswertigen ziehen sich dahin. Je vermöglicher die Unterthanen seynd, je grösser werden die Landes-Einkünffte. Wo aber die Leute übel tractiret werden, da lauffen sie weg: wie man solches nur an den niederländischen Revolutionen im XVI. Sec. sehen kan. In den Spanischen Niederlanden würde fast jedermann zehnmahl lieber wohnen, als in Holland; denn in jenen ist die Lufft gesunder und das Land fruchtbarer: und doch seynd die Leute Hauffenweis weggezogen, weil sie zu stark gedrückt wurden. Die wenigsten Herren seynd geschickt zu regieren, und wollen doch regieren. (44) Man findet fast überall, wo man nur hinkommet, daß die Regenten das, was ihnen oblieget, nicht recht beobachten. Darüber werden hernach die Leute mißvergnügt, seufzen und klagen, werden am Ende desperat und fangen eine Rebellion an, oder gehen fort.

IX.

Die Unterthanen seynd an ihrem Elend grossentheils selbst schuld.

Indessen kan man nicht leugnen, daß die Unterthanen auch guten Theils selbst an ihrem Unglück Schuld seynd. (45) Es gehet ihnen als wie den Leuten, die sich einbilden, es habe sie eine Hexe, oder der sogenannte Alp in der Nacht gedruckt, da doch blos ihr Freß-Magen, und nicht etwas von aussen, daran Ursach ist. Die Unterthanen hangen öffter dem Müßiggange, (46) der Ueppigkeit und Schwelgerey nach, verthun alles und setzen sich dadurch in den Stand, daß sie dem Fürsten nichts mehr geben können. Wenn dann dieser etwas fodert, so beschweren sie sich über ihn und klagen, er drücke sie und sauge sie aus. Den Unterthanen ist nicht alles zu glauben. Sie setzen allezeit etwas dazu, und die Beschwerden, welche sie führen, seynd meistens halb Lügen. Ihr Gewäsche machet auch hernach, daß man sie noch mehr drucket, weil man sie für Aufrührer hält und sie also mit grösserer Strenge regieret. Wie klagen nicht die Leute hier und dort über die Einquartirung und

(44) In *Lipsii* politicis findet man hin und wieder fürtreffliche Gedanken über diese Materie.

(45) Dieses hat Hobbes sehr artig angemerket. S. dessen Buch de Ciue cap. XII. §. 9.

(46) Daher soll man den Unterthanen immer etwas zu thun geben. Cromwel war hierinnen sehr politisch, daß er dem Pöbel wenig Zeit zum müßiggehen verstattete.

und andere Gaben? Was sie hingegen auf ihre Ueppigkeit verwenden, das ist ihnen nicht zu viel. Liederlich verthun sie viel Geld: so bald sie aber ihrem Oberherrn etwas steuern sollen, wenn es gleich nicht viel ist; so beschweren sie sich auf das äusserste. Da meynen sie, der König sey der Alp, der sie drücke; da sie doch ihre Unmäßigkeit und Verschwendung drücket. Ein Bürger, der sich gewöhnt hat, alle Tage seinen Caffé zu trinken, muß ja das Jahr hindurch dafür 50. Thaler und mehr ausgeben. (47) Die könnte er gar wohl erspahren, so würden ihm die nothwendigen Abgaben leichter ankommen. Wie viel verwendet nicht mancher gemeine Mann jährlich auf die Kleider? Wenn unsere Deutschen so starke Anlagen haben sollten, als die Holländer: was würden sie sagen? Gleichwohl findet man nicht, daß sich die Leute in Holland so sehr darüber beschweren. Das macht, daß die Holländer mäßig und mit wenigem vergnügt leben, dabey fleißig und arbeitsam seynd und daher etwas erspahren. Endlich kommen die Klagen offt nicht sowohl von den Unterthanen selbst her, als vielmehr von etlichen Demagogis und Aufrührern: sonderlich in Aristocratischen oder Democratischen Staaten; denn in der Monarchie merkt man es bald, und nimmt sie eher beym Kopf. Was kan nicht zum Exempel, in Hamburg ein unruhiger Priester, ein Mayer, ein Krumholz ꝛc. bey dem Volke ausrichten? Der Pöbel ist wie Spreu. Wenn ein solcher Demagogus oder Aeolus drein bläset; so gehet alles durch einander, und entstehet eine allgemeine Verwirrung (48) und Tumult. Auf solche unruhige Geister sollte man ein wachsames Auge haben und sie im Zaum halten: so würden die meisten Klagen aufhören.

X.

Von dem Elend, welches sich überall äussert, ist der Regenten-Stand so wenig als andere befreyet. Zwar bilden sich manche ein, es

Elend und Mühseligkeit des Re-

(47) Wenn man erwäget, was nur in kleinen Provinzen jährlich auf den Caffé gehet, so wird man sich wundern, was für eine Summe heraus kommet. Man nennt es zwar kleinstädtisch, wo etwa an einem Orte nicht viel Caffé getrunken wird: aber es wäre zu wünschen, daß wir alle in diesem Stücke kleinstädtisch wären.

(48) Nicht alle Tumulte seynd deswegen erreget worden, damit das Volk von dem Joche einer allzuharten Herrschafft erlöset, sondern damit der Ehrgeiz des Anführers ersättiget würde. Prinz Wilhelm von Oranien hat mehr um seiner selbst willen als für die Freyheit des Niederländischen Volks gefochten. So schön er auch von seinen Geschichtschreibern abgemahlet wird; so leuchtet doch sein Ehrgeitz durch. Der Duc de Rohan und Marquis de Soubize hatten eben diese Absicht bey den Hugonottischen Unruhen in Frankreich.

genten-Standes.

sey nichts grösseres, schöneres und glücklichers als Herr und Regent zu seyn, der Freyheit und Macht habe zu thun, was ihm gut dünke, und dem alle Leute müssen zu Gebothe stehen. Allein wer recht in das Cabinet grosser Herren einsehen und sie in ihrem Schlafrock und ausgekleidet betrachten könnte, der würde ihren Zustand ganz anderst finden. Ein Fürst, welcher seine Pflicht recht beobachten will, hat weder Tag noch Nacht Ruhe. Er muß sorgfältig acht haben, daß die allgemeine Ruhe erhalten und die groben Sünden gestrafft werden. Die unerkannten Sünden überlässet man dem D. Gerber. Er muß beständig ein wachsames Auge auf die Unterthanen haben. Denn diese seynd allezeit zur Aufruhr fertig. (49) Es ist kein Regent, der sich rühmen könnte, (wenn er auch die Weisheit des Salomons und die Klugheit des Davids besässe) daß er lauter fromme und solche Unterthanen habe, die mit ihm zufrieden wären. Es seynd immer mißvergnügte genug, welche wieder ihren Anhang haben. Dieser Klagen und Beschwerden finden allezeit Eingang bey andern. Denn man denkt immer, den Unterthan geschehe zu kurz und derselbe müsse als der schwächere Theil Haar lassen. (50) Es ist also kein Fürst sicher, er mag so mächtig seyn als er will. Eben deßwegen versiehet sich ein Herr mit einer Leibwacht, weil er sich immer fürchten muß. König Georg I. lebte in Engelland weit nicht mehr so vergnügt, als da er noch in Hannover saß. Denn ein Volk ist immer schlimmer und unruhiger als das andere. Es fehlet zwar keinem Volke an dem Geiste der Bosheit; aber der Grad dieser Bosheit ist verschiedentlich. Deswegen ist es fast unmöglich, daß ein grosses Reich lang bestehen kan. Je grösser das Reich, je grösser seynd die Unruhen: wenn nicht ein Herr ist, der von einem Ende bis an das andere immer herum reiset. Ein grosser Herr hat zwar viel Schmeichler: aber eben deswegen ist er unglücklich, indem er weder sich noch andere kennen lernet. Es fehlet aber auch nicht an üblen Nachreden, Stachel-Schrifften oder Pasquinaden. Diese muß ein kluger Regent nicht achten. Daher sagte der König Ludwig XII. in Frankreich: Liberae debent esse linguae. Ein anders ist es, wenn es hefftige Schmähungen und ehrenrührige Lästerungen

(49) Daher merkt *Bayle* im Art. *David* lit. G. an, daß kein Regent auf die Treue seiner Unterthanen Staat machen dürffe, indem kein Volk sey, das nicht einen Aufstand anfangen sollte, wenn einer käme, der das Herz und Geschicklichkeit hätte, selbiges als Haupt recht anzuführen.

(50) Wenn man Achtung giebt, was bey allen Executionen vorgehet, so wird sichs zeigen, daß sich allezeit Leute finden, welche wo nicht öffentlich, doch heimlich, den grösten Missethätern das Wort reden oder selbige entschuldigen; indem sie sich einbilden, derselben Verbrechen sey eben so gros nicht, oder es sey ihnen gar zu viel geschehen.

rungen wären. Wiewohl auch solche, wenn sie nicht hauffenweise geschehen, öffters sollten übersehen werden. Theodosius (51) und andere Kayser seynd hierinnen gescheid gewesen, daß sie dergleichen Verbrechen verziehen und dadurch am besten gezeigt haben, daß die Unterthanen Ursach hätten, mit ihnen zufrieden zu seyn. Wenn der König in Engelland alle Malcontenten hätte wollen zur Straffe ziehen; wie viel hätte er müssen hinrichten lassen? Es ist genug, wenn man dergleichen Leute so einschränket, daß sie nicht leicht schaden können. Wer also keine ungleiche Nachreden dulten kan, der ist noch kein politischer Fürst. Allein wie viel findet man grosse Herren, welche die Satyren mit Kaltsinnigkeit als wie Carl der IX. König in Frankreich ansehen und lesen können? König Ludwig der XIV. war in dergleichen Fällen im höchsten Grad empfindlich. Als er einsmal von den Holländern durch eine beissende Pasquinade war angegriffen worden, konnte er nicht ruhen, sondern sendete den Charles Patin, des Guy Patin Sohn nach Holland, um alle Abdrücke aufzukauffen. Denn Patin war ein geschickter Mann und in Holland bekannt. Er behielt aber einige Exemplaria zurück für sich und seine vertrauten Freunde. Doch die Sache blieb nicht verschwiegen. Deswegen jagte ihn der König aus Frankreich, da er denn nach Italien sich wendete und Professor zu Padua wurde. Ungeachtet er nun hernach ein sehr demüthiges Schreiben an den König ergehen ließ, so wollte doch der König ihn nimmermehr vor das Gesichte lassen. Den Saint-Evremont betraff ein gleiches Schicksal, weil er über den Pyrenäischen Frieden in einer kleinen Schrifft, La Paix ridicule betitelt, gespottet hatte. (52) Der Graf Rabutin Bussy muste in die Bastille, kam auch niemahls mehr in Credit, und wurde zuletzt auf ein einsames Ort religiret: und das alles wegen seines Buchs: Histoire amoureuse des Gaules. Man sollte billig die Prinzen von Jugend auf dazu angewöhnen, daß sie etwas vertragen lernten. Denn die Unterthanen seynd nicht von einerley Art. Die Niederländer, die Engelländer, die Franzosen, die Italiäner seynd dreiste und unruhig. Das seynd die Deutschen so sehr nicht: wiewohl man doch auch Pasquinaden an allen Orten findet. Unter den vielen Gefährlich-

(51) Hieher gehöret das merkwürdige Gesetz dieses Kayfers, welches in dem Justinianeischen Codice unter dem Titel, Si quis Imperatori maledixerit, befindlich ist. Die meisten unserer Rechtslehrer, wenn sie dergleichen Gesetze erklären sollen, meynen, bey uns seyen solche nicht angenommen; deswegen würden bey uns dergleichen Verbrechen billig scharf geahndet. Allein man sollte erwägen, daß solche Verordnungen als Regeln der Klugheit anzusehen, die wir billig beobachten und unsern Fürsten anrathen sollten.

(52) S. oben die Anmerkung n. 15.

lichkeiten, welchen ein grosser Herr unterworffen ist, seynd die moralischen Nachstellungen, die er von seinen Ministern zu gewarten hat, nicht die geringsten. Denn alle Minister studiren dessen Affect und Neigung aus, und fangen ihn damit, wie man ein Thiergen oder einen Vogel fänget, wenn man weiß, was es gerne isset. Und also wird der Herr, an statt daß er selbst regieren sollte, von seinen Ministern, ja offt von seinem Cammerdiener, geleitet und regieret wie eine Marionette. Was thut ein Hofmann anders als daß er auf die Leidenschafften und alles Thun und Lassen des Fürsten genau Achtung giebt, dessen foible abmerket und ihn dabey packet, da er ihn dann bewegen kan wozu er will. Bisweilen hat der Leib-Medicus den Herrn in seiner Gewalt, wie der Cottier (53) den König Ludwig den XI. welcher sich so sehr für den Tod fürchtete. Es giebt also wenig Fürsten, welche nicht von einem oder mehr Ministern, oder auch von andern Leuten, sollten geleitet und geführet werden. Sie seynd Sclaven ihrer Bedienten, und am wenigsten geschickt die Wahrheit zu erkennen, welches allerdings vor ein grosses Unglück grosser Herren zu halten ist. Wenn sie die Kunst zu regieren selbst recht verstünden, so könnten sie dergleichen Uebel gröstentheils vermeiden und abwenden. Allein da es den meisten an Geschicklichkeit fehlt, so ist es offt besser, daß sie nicht selbst das Schiff lenken, sondern es einem andern überlassen, der da nach Proportion mehr Fähigkeit besitzet. Wenn man die Auferziehung der meisten Prinzen ansiehet, so wird man finden, daß sie nichts weniger lernen als die Kunst zu regieren. Vielmehr fürchten sie sich für aller Weisheit, und meynen, solche sey ihnen nichts nütze. Das wird ihnen von Leuten beygebracht, welche einmahl selbst gerne regieren wollen. Ich will nicht sagen von der griechischen und lateinischen Weisheit; wiewohl es ihnen nichts schaden würde, wenn sie davon etwas wüsten: aber sie lernen auch sonst nichts. Jagen lernen sie; als wenn regieren jagen wäre. Auf den Krieg legen sie sich auch. Daher, so bald sie in die Höhe kommen, suchen sie sich zu aggrandiren und fangen einen Krieg an. Indessen regieren sie nicht, sondern überlassen das Regiment den Ministern. Und wenn es nicht gut im Kriege ablaufft: so können sie, wenn sie gleich gerne wollten, der Minister nicht entbehren. Dahero auch diese gemeiniglich suchen den Herrn in einen Krieg zu verwickeln, damit man sie nicht abschaffe. Mazarin hat blos um deswillen den Krieg mit Spanien fortgesetzet, weil er gesehen, daß wenn Friede gewesen wäre, man ihm seinen Abschied würde gegeben haben. Keine andere Absicht hatte auch der Herzog von Bourbon bey dem itzigen König in Frankreich.

Denn

(53) S. *Bayle* Diction. hist. & crit. art. *Louïs* XI. rem. O.

Denn er dachte, wenn gleich dieser erwachsen, so müste er ihn doch beybehalten. Vor einen Herrn, der sich so gar sehr aufs jagen leget, ist es noch ein Glück, wenn er einen guten Minister hat. Bekommt er aber einen Lerchen-Fänger, wie der Connêtable Luynes bey Ludwig dem XIII. so siehet es elend aus. Es mag aber ein Fürst regieren wie er will, so wird er doch gemeiniglich auf die letzt in seinem Alter verachtet. Ist ein Prinz oder Nachfolger vorhanden, so betet jedermann denselben, als die aufgehende Sonne, an. (54) Noch unglücklicher pflegen grosse Herren zu seyn, wenn sie ihre Regierung niederlegen. Nachdem der Kayser Carl der V. zu Brüssel abgedanket, hatte er einmahl des Nachts mit dem Canzler Selden noch eine Unterredung gehalten. Inzwischen waren die Bedienten eingeschlaffen, und hatten alle Lichter oben und unten ausgehen lassen. Wollte nun Carl den Canzler nicht im finstern hinunter gehen lassen; so muste er ihm selber leuchten. Er sagte aber dabey, hieraus könnte man schliessen, wie sehr sein Ansehen schon abgenommen habe. Endlich haben die grossen Herren auch mancherley Elend, das von ihnen selbst herrühret. Sie fangen zum Exempel unnöthiger Weise Krieg an. Der Krieg aber ziehet allezeit einen Hauffen Uebels nach sich. Wenn sie schon überwinden, so können sie doch nicht allezeit das erworbene erhalten. (55) Werden aber sie überwunden, so gereicht es ihnen zu

(54) Also betrübte sich der alte König in Frankreich Ludwig der XIII. über die Antwort, welche ihm sein Sohn, damahls ein Prinz von fünffthalb Jahren unschuldiger Weise gegeben hatte. Denn als besagter Prinz im Jahr 1643. zu St. Germain getaufft worden, fragte hernach der König, welcher Krankheit wegen dieser Ceremonie nicht beywohnen können, den Dauphin, wie er nun hiesse? Der Prinz antwortete: Je m'appelle Louïs Quatorze. Diese Antwort nahm der kranke König vor eine üble Vorbedeutung an, so daß er voll Verdruß sich auf die andere Seite wendete und versetzte: Pas encore, pas encore. S. *Bayle* Diction. art. *Louïs XIII.* rem. CC. *Bourſault*, aus dessen Briefen Bayle diese Erzehlung genommen, machet hierüber folgende Betrachtung: Quelque Flateur (car les Princes ont le malheur d'en avoir avant qu'ils ſachent parler) avoit deja entêté cet Auguſte Enfant du grand Nom, qu'il devoit bien-tôt porter, & fut cauſe de la petite mortification, qu'il donna innocemment au Roy ſon Pere.

(55) *Boccalini* sagt in seinen Ragguagli di Parnasso, das wäre der glücklichste Herr, der sich so aufführte wie die Reichs-Städte, welche niemand etwas nehmen wollten, hingegen auch ihnen nichts nehmen liessen. Diese Ragguagli oder Relationes seynd anmuthig zu lesen. Man hat sie ins Französische und Deutsche übersetzt. Es wird keinem gereuen, der sie mit bedacht durchlieset. Denn Boccalini war ein kluger und sinnreicher Kopf. Allein er konnte doch nicht regieren. Er wurde einmahl von dem Pabste zu einem Podestà in Bono-

zu desto grössern Herzeleid. Vom Ludwig dem XIV. sagt man, er habe nach so viel verlohrnen Schlachten auf die letzte an seiner Krafft und Munterkeit ganz abgenommen, ob er sich gleich äusserlich gestellet, als ob er vergnügt sey. Wie der Herzog von Burgund, Carl der Kühne, die andere Schlacht bey Murten verlohren hatte, soll er in kurzer Zeit ganz grau geworden und für Kümmerniß seine ganze Gestalt verfallen seyn. So glücklich auch immer ein Herr im Kriege ist; so hat er doch wieder tausend Beschwerlichkeiten. (56) Denn je mehr er Siege gewinnet, je mehr Eifersucht schöpfen die Nachbarn darüber. Ludwig der XII. war einer der klügsten, tapfersten, vernünfftigsten, großmüthigsten Könige, die je gelebet haben. Er schlug alle seine Feinde, auch so gar den Pabst und die Venetianer aus dem Felde, und seine Waffen hatten erstaunenswürdigen Fortgang: Aber eben dadurch bekam er viele Feinde. Also führet das Ueberwinden die Regenten immer weiter hinein. Ja, wenn ein grosser Herr zu rechter Zeit sich loswickeln kan; wie ein kluger Spieler zu rechter Zeit aufhöret: so kan er noch ehender seine Absicht erreichen. Der Kayser Carl der V. siegte fast beständig: aber eben seine Progressen machten, daß alles wider ihn aufstund. Denn man suchet das Gleichgewicht von Europa zu erhalten. Man mag wider die Furcht für die anwachsende Macht der Nachbarn streiten und zanken so lange man will; so findet man doch solche in der täglichen Erfahrung unter grossen Herren gegründet. Wie hat man sich nicht für der anwachsenden Macht des Hauses Oesterreich und Spanien gefürchtet? Also mag ein grosser Herr überwinden oder überwunden werden, so ist er nicht

Bononien gemacht; da führte er sich so wunderlich in Verwaltung dieser Ehrenstelle auf, daß jedermann über ihn klagte. Es wird schwerlich ein Mann zu finden seyn, welcher sich beedes in der Theorie und Praxi besser gezeiget hätte, als der Don Perez, dessen politische Werke ganz unvergleichlich seynd. Man wundert sich, wenn man ihn liefet, wie es möglich sey, daß ein Mann solche Weisheit und einen so ungemein durchdringenden Verstand besitzen können. Er war Staats-Secretar bey dem König Philipp II. wiewohl er auf die letzt in Ungnade fiel. Hierauf gieng er nach Frankreich, wo er diese seine politischen Anmerkungen geschrieben hat. Man hat solche Spanisch und Französisch: sie seynd aber in beyden Sprachen sehr rar. Es ist ein goldenes Buch, welches jedwedem gefallen muß, so bald er nur hinein siehet.

(56) Carl der V. sagte bey seiner Abdankung zu Brüssel, er hätte sein Lebtage keine angenehme Zeitung bekommen, da nicht zugleich sich etwas widriges geäussert. Welches man sich bey einem so grossen Reiche leichtlich fürstellen kan. Denn bald ist hie, bald da, eine Unordnung. Daher sagte auch erst gedachter Kayser, sein Gehirn sey ihm ganz ausgetrocknet, und sein Gedächtniß verließ ihn. Doch hatte er noch Beurtheilungs-Krafft genug, wie man aus seiner Abdankungs-Rede sehen kan, welche *Sim. Schardius* in seiner Sammlung deutscher Geschicht-Schreiber ans Licht gestellet hat.

nicht glücklich. Die Eifersucht anderer machet ihm so viel zu schaffen, als wenn er eine Schlacht verlöhre. Ludwig der XIV. hat zwar bey seinen Kriegen immer den Staats-Griff gebraucht, daß er gleich das Jahr darauf Frieden gemachet, die Jaloûsie abzuwenden, und doch gleich hernach wieder einen Einfall gethan: das haben aber andere, als wie der König Wilhelm, gemerket und ihm hernach den Frieden sauer genug gemachet. Dahero bleibt es dabey, daß kein einziger Herr, der regieret, recht vergnügt seyn kan, sondern in beständiger Unruhe schwebet. Wenn er schläft, so geschiehet es mit Sorgen: wenn er wachet, so ist er nie ohne Bemühung. (57) Und wenn grosse Herren bisweilen äusserlich in ihrer Regierung glücklich seynd, so seynd sie doch zum öfftern in ihrer Familie unglücklich und mißvergnügt.

XI.

Elender Zustand der Gelehrten.

Der Zustand der Gelehrten scheinet dem ersten Ansehen nach der allerglücklichste zu seyn. Man sollte denken, sie wären die Weißheit selber, und hätten ihren Verstand geschliffen. Sie werden ja unter den Musen erzogen, trinken also ein ganz anderes Wasser als der gröste Theil der Menschen, schlaffen an dem Parnaß, seynd mit dem Apollo nahe verwandt. Die Wissenschafft ist der Tugend Anfang. Also schickt es sich auf die Gelehrten, was der Poet sagt:

\- - - didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Was sollte nun bey dergleichen Leuten für Unruhe seyn? Die Musen lieben ja die Ruhe. Wo aber Ruhe ist, da ist Vergnügen und Glückseeligkeit. Dieses alles klinget in der Abstraction überaus schön. (58)

(57) Hier muß man die Historie des Herzogs zu Burgund, Carl des Kühnen, lesen, welche *Cominaeus* nicht anderst beschrieben hat als ein Leben voller Mühe und Arbeit. Denn Carl war ein unruhiger Herr, der in beständiger Bewegung, und fast allezeit der späteste zu Bette und der erste wieder auf gewesen. Ueber das Glück und Unglück grosser Herren kan man keine klügere Gedanken lesen, als bey gedachtem Cominaeo, welcher bey dem Könige Ludwig XI. in Diensten gewesen: Ein haupt-kluger Mann, ob er schon nicht studiret hatte. Kayser Carl der V. hat das Buch immer bey sich geführet und gelesen. Man hat eine treffliche Auflage davon in etlichen Octav-Bänden zu Brüssel gedruckt, mit vielen Beylagen. Nach dem Exempel und auf Art des Cominaei ist die in den Gundlingischen *Otiis* befindliche Dissertation von dem Glück und Unglück grosser *Conqueranten*, und zwar bey der Gelegenheit, wie im Jahre 1706. die Schweden auf Sächsischen Boden waren, verfertiget worden.

(58) Wenn man einen Gelehrten in der Abstraction und auf einer gewissen Seite ansiehet, so ist nichts über ihn.

Nichts desto weniger haben die Gelehrten in ihrem Stande eben auch Mängel und Gebrechen genug. Man wird weit mehr armseelige und unglückliche Gelehrte finden als glückliche. (59) Das machen die verkehrten Leidenschafften, die unter ihnen herrschen, insonderheit, Neid, Hochmuth und Geiz. Wenn wir die Wissenschafften ohne Eigennutz, blos um der Wahrheit und Tugend willen, lernen wollten; so würden wir dadurch schön gebildet werden. Allein wir befleißigen uns auf dieselben nur zu Erlangung unsers äusserlichen Glücks, um des Brods willen, oder uns den Weg zu grossen Ehrenstellen zu bahnen. Solchergestalt mischet sich ein leidiger Eigennutz und Ehrgeitz mit ein, welcher die gröste Unruhe und Lermen anrichtet. Dahero findet sich gemeiniglich nichts als Krieg, Streit, Lästerung und Verfolgung unter den Gelehrten. Einer sucht dem andern seine Meynungen aufzudringen. So bald jemand widerspricht, wird ihm der Krieg angekündiget. Bey manchem, so bald ihm der närrische Stolz ankommt, heißt es, wie bey einem Conqueranten: Wer nicht mit ihm ist, der ist wider ihn. Sie führen sich gegen einander auf nicht anderst als wie eifersüchtige Liebhaber und Mitbuhler. (60) Es ist auch kein Wunder. Denn wo die Begierden regie-

Denn er erkennet die Wahrheit, unterscheidet Gutes und Böses, übersiehet auch andere weit. Das gestehen selbst die Staatsleute; als wie der *Callieres*, der deswegen einem grossen Herrn den Rath giebt, er solle bey Gesandschafften allezeit einen Gelehrten mit dazu geben.

(59) Man hat verschiedene Bücher von dem Unglück der Gelehrten. Hieher gehören *Petri Alcyonii* zwey Bücher de exilio; *Jo. Pierii Valeriani* de litteratorum infelicitate libri II. *Cornelius Tollius* de infelicitate litteratorum. Diese drey Scribenten nebst *Josephi Barberii* Tractätgen de miseria Poetarum Graecorum hat Joh. Burch. Menke zu Leipzig 1707. 12mo. mit seiner Vorrede zusammen drucken lassen unter dem Titul: Analecta de calamitate litteratorum. Alcyonius hat so schön Latein geschrieben, daß etliche auf die Gedanken gefallen, als wenn er einige Bücher noch vom Cicerone gefunden, und solche mit einiger Veränderung unter seinem Namen herausgegeben hätte. Er ist einer von den ersten gewesen, welche die schönen Wissenschafften in Italien wieder in Aufnahme gebracht haben. Ferner hat Theophilus Spitzel infelicem litteratum geschrieben; wie auch litteratum felicem, und endlich litteratum felicissimum. Seynd alle drey in 8vo und sehr rar; sonderlich der litteratus felicissimus. Spitzel war Ober-Pfarrer in Augspurg, hatte in Italien und andere Länder treffliche Reisen gethan, wußte schöne arcana bibliothecarum, schrieb sehr wohl, und war überhaupt ein Mann von grosser Gelehrsamkeit und einer recht bewunderungswürdigen Belesenheit.

(60) Es ist lächerlich, daß einige gemeynet haben, es müsse unter den Gelehrten ein Neid seyn, wie ein gewisser Mensch in Wittenberg in einer besondern academischen Abhandlung hat behaupten wollen. Derselbe ist jener Frau zu Sparta zu vergleichen, welche einen Mann von so stinkenden Odem hatte, daß ihn die Leute auf einige Schritte weit riechen konnten. Als

man

regieren, da findet man lauter Thorheit, lauter Unheil. Die Gelehrten haben ein trefliches Kleid an; das ist die Gelehrsamkeit selber. (61) Aber gleichwie ein Kleid, wenn es auch noch so schön ist, lächerlich und sehr närrisch stehet, wenn es einem gemeinen albernen Kerl angezogen wird: eben so verunehret auch eine närrische Aufführung die ganze Gelehrsamkeit. Also prostituirt sich ein Gelehrter, wenn er ein Pedant, ein Narr, ein Bauer, ein Tölpel bey aller seiner Gelehrsamkeit ist, weit mehr, als wenn er nichts wüßte. Daß es auch den meisten Gelehrten an manierlicher Aufführung und Artigkeit der Sitten fehlet, das macht, daß sie beständig unter ihren Büchern seynd, welche ihnen nichts für übel halten. Sie leben unter den Todten, und gewöhnen sich solchergestalt an diese stumme Conversation, daß sie nicht mehr recht unter die Lebendige taugen. (62) Daran stossen sich hernach galante Leute, und fehlt es nicht an Tambours, welche dergleichen Fehler der Gelehrten in der Welt austrommeln. Ueber dieses haben öffters die Gelehrten keinen rechten Witz oder natürlich guten Verstand: daher auch ihre Streitschrifften, absonderlich in Deutschland, nicht ohne Verdruß können gelesen werden. Auch besitzen die wenigsten eine gründliche Gelehrsamkeit, welche in rechtschaffener Erkänntniß der Wahrheiten bestehet. Sie bleiben an den Tituln der Bücher hängen, oder haben aufs höchste eine Journalistische Gelehrsamkeit. Verdient jemand eine Satyre, so verdienen solche gewiß die Gelehrten. Sie geben allen Leuten Lectiones: so muß man ihnen also auch ihre Lection lesen. (63) Was ist nicht für

man sie fragte, ob sie denn einen solchen Mann leiden könnte? antwortete sie: sie hätte gemeynt, alle Männer röchen so. Dieser Mensch meynt auch, alle Gelehrte röchen so, oder müsten so riechen, wie seine Wittenberger. Denn von diesen weiß man, daß sie voller Neid, Schmähungen und Zanksucht stecken.

(61) Dieser Gedanke gehöret dem *Hieronymo Osorio* de Nobilitate.

(62) Man hat wahrgenommen, daß auch solche Personen, welche sonst eine gute Auferziehung gehabt haben, oder unter vornehmen Leuten gewesen seynd, dennoch gar bald die Fehler der Gelehrten an sich nehmen, wenn sie bey ihren Büchern allein sitzen bleiben, oder mit niemand als ihres Gleichen umgehen.

(63) Nichts würde lustiger zu lesen seyn, als eine rechte Comödie von einem Pedanten. Denn es ist kein wunderlicher Volk als diese. Ahasverus Fritsch hat de vitiis eruditorum ein eignes Buch geschrieben: wiewohl dessen Schrifften nur lauter hier und dar zusammen geklaubte Anmerkungen enthalten. Absonderlich kan man hier lesen den *Guil. Saldenum* in seinen Otiis theologicis, welcher die falsch Gelehrten treflich abgeschildert und feine Exempel beygebracht hat. Auch hat derselbe die Mißbräuche, die mit dem Bücherschreiben vorgehen, bemerket. Von Ulrich Hubern hat man eine gedruckte Rede de Paedantismo. So hat auch Mr. *le Clerc* in seinen Parrhasianis Tom. I. p. 249. sqq. von den unanständigen

ein Gezänke auf allen Academien? Wie sucht nicht einer dem andern ein Bein unterzuschlagen? Wo findet man weniger Freundschafft, als unter den Lehrern? Figulus figulum odit. Wenn auch einige nicht von dieser Art seynd, so seynd doch die andern widrig gesinnet, und gehen nicht mit ihm um. Denn der Eigennutz mischet sich in alles. Von dem Affect des Geizes bekommen alle widrige Leidenschafften die Nahrung. Einer hat viel Besoldung, der andere wenig. Ein grosser Herr könnte diesem Uebel gröstentheils abhelffen, und sollte einem jeden sein reichliches Auskommen geben, und nicht, wie insgemein geschiehet, einen Unterschied nach den Disciplinen machen. Wenn man die Räder schmieret, so knarren sie nicht mehr. In Holland siehet man allein auf das, was einer kan, und der ältere gehet vor, er mag ein Theologus oder ein Rechtsgelehrter oder ein Medicus seyn. Die Besoldungen seynd gleich, und ein jeder verdienet Lob, wenn er nur Verstand und Wissenschafft zeiget, da lesen alle fast nur pro gloria.

XII.

Von dem Elend und Beschwerlichkeit des Nehrstandes.

Das gemeine Volk, die Handwerker, die Künstler, seynd auch mancherley Beschwerlichkeiten unterworffen, welche aber gleichfalls theils von ihnen selbst, theils von ihrer Obrigkeit, herrühren. Gewiß ist, daß die gemeinen Bürger, Künstler, Handwerks-Leute und Bauern Stützen des gemeinen Wesens seynd, und demselben die gröste Bewegung geben. Nichtsdestoweniger werden sie insgemein am meisten verachtet und versäumet. Denen Regenten, welchen es mehrentheils nur um eine unumschrenkte Gewalt zu thun ist, gefällt nur das gegenwärtige: auf das zukünfftige, und auf das wahre Wohl des Landes und der Unterthanen, denken sie selten. Wenn sie aber auf die Erhaltung des gemeinen Volks bedacht wären, würden sie in der That nicht allein mehr Einkünffte, sondern auch mehr Liebe von ihren Unterthanen haben. Denn es bleibt darbey, daß der menu peuple alles erhält. (64) Die Grossen geben nichts.

Sitten der Gelehrten verschiedenes einfliessen lassen. [* So seynd auch nicht unbekannt: *Mich. Lilienthalii* diss. de Machiavellismo literario; *Jo. Burch. Menckenii* declamationes de Charlataneria eruditorum; *Gottofr. Buchneri* Schediasma de vitiorum inter eruditos occurrentium scriptoribus; und andere dergleichen Abhandlungen.]

(64) Dieses hat der General-Lieutenant und Ingenieur, *de Vauban*, in seinem Project d'une dixme roïale, welches er dem Herzog von Burgund, des jetzigen Königs in Frankreich Vater, vorgeleget, accurat erwiesen. Sein Vorschlag wäre würklich befolget worden, wenn der alte Duc de Bourbon das Leben gehabt hätte. Allein es fiel unter dem Regenten, dem Herzog von Orleans, ein tyrannisches Regiment ein. Vauba ist keine

nichts. Die Gelehrten tragen zu Ernährung anderer nichts bey, sondern müssen von andern ernähret werden. Ja, wo deren zuviel seynd, so drücken sie vielmehr den Staat, als daß sie ihm viel helffen sollten: absonderlich, da die meisten nur halbgelehrte seynd. Wie viel Doctores, wie viel Advocaten findet man nicht an allen Orten, die von anderer Leute Schweiß und Blute leben? Die Geistlichen wollen auch ernähret seyn. Was gehen zum Exempel in Spanien für ungeheure Summen drauf, die Million Mönche, die Fresser und Sänger, zu unterhalten? Man kan also leichtlich sehen daß die geringen Bürger und Handwerker dem Staat am meisten nützen; ja in gewisser masse noch mehr als die Kaufleute. Denn diese führen das Geld aus dem Lande und bringen fremde Waaren hinein: wovon unten ein mehrers. Daher ist zu beklagen, daß das gemeine Volk so gedruckt und nicht mehr auf geschickte Handwerks-Leute und Künstler gesehen wird: (65) Wiewohl man auch dergleichen Leuten nicht gar zu viel nachzusehen hat. Denn das gemeine Volk ist unbändig und kan selten die guten Tage ertragen. Die Handwerker machen einander auch selber viel Verdruß, wie man nur an ihren Zünfften, Innungen und Meister-werden sehen kan. Einem Handwerks-Kerl wird es blutsauer gemacht bis er etwas lernet. Hat er was gelernet, so vexiren ihn die Meister, und zuletzt schirt ihn die Obrigkeit.

XIII.

Was die Ursache des Unglücks in allen Ständen sey.

Woher entstehet aber so viel Unglück in allen Ständen? Und woher kommt es, daß ein jeder seine eigene Plage hat? Diejenigen, welche die Sache nicht besser verstehen, schmälen auf die bürgerliche Gesellschafft, als den Grund alles Unheils. Dergleichen Leute seynd wie die einfältigen Kranken, die bald diese bald jene falsche Ursache ihrer Krankheit angeben: oder wie die, so auf die Wissenschafften und Gelehrsamkeit schmälen und solche für schädlich halten, weil man unter den Gelehrten thörichte und lächerliche Leute antrifft. Also fallen diejenige, welche das gesellschafftliche Leben der Menschen nicht leiden und alles wieder zu dem ersten natürlichen Zustand bringen wollen, auf eine Anarchie, und seynd rechte Aufwiegler, unruhige

keine Kriegs-Gurgel gewesen, wie man etwa denken mögte. Er war ein vernünfftiger ehrlicher Mann, reiste ganz Frankreich durch, da er bemerkte, wie das gemeine Volk überall gepreßt wurde.

(65) Es gereichet auch zu nicht geringem Schaden des gemeinen Wesens, daß man gewissen Künstlern das monopolium einräumet. Daher kommet es, daß wir in Deutschland weniger Künstler haben, als wir haben könnten. Sie lauffen nach Frankreich und in andre Lande, wo sie ihr Conto besser finden.

hige Köpfe. Sie denken, alsdann wollten sie glücklich seyn. Sie seynd wie die Leute, welche krank seynd und sich selber curiren wollen; machen aber übel ärger. Hierinnen hatte Thomas Hobbes ganz recht, welcher von den Engelländern sagte, sie hätten thöricht gethan, daß sie eine Democratie einführen wollen; dadurch wären sie nahe ad anarchiam gekommen, da ein jeder hätte regieren wollen. Daraus entstehen denn nichts als Verwirrungen. (66) Die meisten seynd dumm, welche immer den Zustand der uraltesten Zeiten wieder hergestellet wissen wollen: welches doch nicht angehet, indem sich alles in der Welt verändert. Man muß mit dem gegenwärtigen zufrieden seyn, und sehen, wie man sich darinnen erhalten könne. Allen Unvollkommenheiten können wir nicht ausweichen. Wer da klug ist, der weiß es endlich so zu machen, daß keine allzugrosse Disharmonie herauskommet. Und wenn auch zuweilen eine Sayte springet, so suchet man sie wieder herzustellen, so gut als es seyn will. Alle Stände seynd ein Compositum, oder etwas zusammengesetztes. Wo das Zusammengesetzte bestehen soll, da muß eine Vereinigung, eine Zusammenhaltung der Theile, bleiben. Allein diese fehlt eben. Ueberall findet man einen Bruch und Zerrüttung: daher ist auch kein Glück. Fragst du: was hebt denn die nöthige Uebereinstimmung und Verbindung auf? so dienet zur Antwort: nichts anders als der leidige Eigennutz. Denn wer in irgend einem Stande glücklich seyn will, der muß acht geben, daß der ganze Bau, die ganze Maschine, erhalten werde. Wer hingegen auf sich allein sehen will, der bekümmert sich nicht zugleich um das Wohl desjenigen Standes, in dem er sich befindet. Dahero entstehet denn nun der allgemeine Verfall und die Erschütterung in allen Ständen; sonderlich in dem gemeinen Wesen. Denn je grösser der Stand ist, je mehr kan man die Ruptur bemerken; weil da die Uebereinstimmung und das Band um so viel nothwendiger ist. Daher haben die Holländer in ihrer Republick den vernünfftigen Wahlspruch: Concordia res paruae crescunt. Wo vielerley und einander entgegen lauffende Absichten entstehen, da siehet es mißlich aus. Wenn gleich ein solcher Staat noch endlich erhalten wird; so ist es doch eine grosse Irregularität. Man unterstützt denselben, man hilfft, man flicket hier und da, wie bey einem alten Hause, das auf dem

(66) Man wird keine Democratie finden, worinnen nicht die grösten Unruhen und Empörungen gewesen. Wer das nicht glauben will, der lese nur den Thucydidem, welcher die griechischen Republicken beschreibet. [* In der Absicht hat auch obgedachter Hobbes diesen griechischen Geschichtschreiber ins Englische übersetzt, damit er bey seinen Landsleuten einen Abscheu für die democratische Regierungs-Art erwecken mögte. S. *Bayle*, im Art. HOBBES.]

dem Einfall stehet. (67) Hiebey entstehet aber ferner die Frage: woher denn dieser eigennützige Trieb der Menschen rühre, daß sie, unerachtet sie in der bürgerlichen Gesellschafft leben und leben wolien, das gemeine Beste so wenig beherzigen? Wenn wir die Offenbarung zu Hülffe nehmen; so müssen wir sagen, daß der Fall der Ursprung alles moralischen Uebels sey. Will man aber die Sache blos philosophisch ansehen, so setzt man dieses als bekannt voraus, (68) daß die Menschen verkehrte und unordentliche Begierden haben. Das haben auch die Heyden erkannt. Ein jeder natürlicher Mensch denkt auf seinen Nutzen allein. Wo aber die Begierden herrschen, da hört die vernünfftige Ueberlegung auf. Alles Dichten und Trachten ist dahin gerichtet, wie man den Affecten ein Genügen thun möge; und also ist die Vernunfft nur halb. Da nun aber die Begierden unterschiedlich seynd, so ist auch ihr Zug mannichfältig: nicht anderst als wie bey etlichen Pferden, die eine Maschine ziehen, davon eines da, das andere dort hinaus gehet, bis endlich die ganze Maschine mit grossem Krachen zerrissen wird. Alle unsere Affecten seynd mit einer Lust verknüpft: diese reitzet die Menschen und verursachet, daß ihr Unglück vermehret wird. Demnach ist die thörichte Eigenliebe der Grund, daß wir in keinem Stand die Zufriedenheit antreffen, sondern vielmehr lauter Elend. Elend aber ist ein Zusammenfluß vieler Klagen, Uebel und Beschwerlichkeiten. Eigenliebe heißt, wenn man nach seinen Affecten lebet. Die Menschen denken, sie liebten sich selbst: ihre Eigenliebe

(67) Das deutsche Reich giebt uns ein klares Beyspiel. Unsere irregulare Staats-Verfassung ist so übel beschaffen, daß sie unmöglich lange bestehen kan, wenn nicht Deus ex machina erscheinet; wenn nicht ein Gustav Adolph aus Norden kommt; wenn nicht eine Schlacht bey Hochstätt gewonnen wird; wenn nicht die Auswertigen herzulauffen, weil die Wand ihres Nachbarn brennet. Also ist eine solche Erhaltung mitten unter der grösten Verwirrung nur etwas ausserordentliches; ein glücklicher Zufall, ein seltenes Exempel. *Bayle* hat in seinen Pensées sur la Comete dieses gar schön vorstellig gemacht.

(68) Der bekannte Hobbes hat sich die Menschen vorgebildet, als wenn sie von ungefähr aus der Erde herausgekommen wären und hätten darauf einander zu bekriegen angefangen, woraus hernach in allen Ständen lauter Verwirrung entstanden wäre. Dieses haben ihm viele übel genommen und geglaubt, er habe die Erschaffung der Welt leugnen wollen. Allein so närrisch war Hobbes nicht, daß er im Ernst gemeynet hätte, die Menschen wären aus der Erde gewachsen, wie die Pfifferlinge; sondern er sagt: Wenn man die Menschen in der Welt ansiehet, so sollte man nicht denken, daß sie durch eine göttliche Vorsehung erschaffen, sondern zufälliger Weise aus der Erde hervor gekrochen wären, wie des Cadmi Kriegs-Heer; daß sie gleich einander angegriffen und nicht eher geruhet hätten, bis einer den andern zu Grunde gerichtet, wodurch denn alles in Confusion gerathen wäre.

liebe aber ist närrisch, kindisch, alber, und ihnen höchstschädlich. Wenn wir allein in der Welt wären, könnten wir auf unsern eignen Nutzen denken und darnach allein handeln. Aber da wir unter andern Menschen leben und leben müssen; so sind wir verbunden, auch auf derselben Nutzen zugleich zu sehen. (69) Posito altero homine, ponitur obligatio, sagt *Grotius* ganz wohl. Denn das Compositum muß ja erhalten werden, welches durch den Eigennutz nicht geschehen kan.

XIV.

Wie der Eigennutz, als die Haupt-Quelle des allgemeinen Elends, die falsche Staats-Raison ausgehecket.

Diese verkehrte Eigenliebe und der in allen Ständen herrschende Eigennutz pfleget gemeiniglich unter dem Nahmen einer Staats-Raison sich zu verstecken. Es ist aber solches eine falsche Raison d'Etat, welche man nicht allein bey grossen Herren, sondern in allen Ständen findet. Ein jeder Bösewicht hat seine Staats-Raison, sein Systema, worauf er alle seine Handlungen bauet. Dergleichen haben auch die Geitzhälse, die Edelleute, die Kaufleute, die Bürger; ja so gar die Geistlichen. (70) Mit einem Worte: es ist keine Profeßion, ja fast kein Mensch, in der Welt, der nicht seine eigne, gröstentheils falsche, politische Maximen hätte. Man kan sie aber unmöglich alle insbesondere beschreiben: sonst müste man, zum Exempel, auch auf die Buchbinder gehen, und zeigen, wie sie ihren Kleister machen, daß die Würmer in die Bücher kommen; imgleichen, wie sie die Bücher bestechen, daß sie nicht lange halten, u. s. w. Man kan inzwischen solche Bücher, worinnen Betrügereyen stehen, nicht ohne Nutzen lesen. Denn man lernet die Bosheit und Thorheit der Menschen desto mehr kennen, und siehet, was sie für Mittel brauchen, sich zu erhalten. Doch muß man auch dabey merken, daß die falsche Staats-Raison keine feste Säule sey zu Unterstützung eines Staats. Es ist als wie wenn einer auf Sand bauet. Endlich fällt alles ein, so lange man es auch durch Arglistigkeit, durch allerhand Künste und Flickwerk zu erhalten bemühet ist. Ehrlich währet am längsten: das andere gehet alles zu Grunde.

XV. Gleich-

(69) Die Menschen ahmen nicht denjenigen Thieren nach, die etwas kluges an sich haben, wie die Bienen und die Ameisen, die ganz unintereßirt arbeiten und unter einander leben; sondern sie folgen den unvernünfftigen Thieren nach, welche die schädlichsten Triebe hegen. Die Menschen sehen nicht auf den Entzweck ihres Lebens. Sie haben ein Verlangen nach dem geselligen Leben und führen sich gleichwohl nicht gesellig auf. Da kommet dann etwas widersprechendes heraus; in der Gesellschafft seyn, und doch auf sich allein sehen.

(70) Diese hat zum Theil *Moliere* in seinem Tartuffe trefflich vorgestellet.

XV.

Was der so genannte Machiavellismus sey.

Gleichwie man aber in allen Ständen eine falsche Staats-Raison antrifft; also wird solche sonderlich von Regenten und grossen Herren ausgeübet, da sie denn auf eine Tyranney (71) hinauslaufft. Eine solche falsche Staats-Raison im Regimente wird insgemein Machiavellismus genennet. Ehe man aber davon gründlich urtheilen kan, muß man von dem Machiavelli selbst, dessen Schicksalen, Büchern, Absichten, und was verschiedene Staats-Leute und Gelehrte von ihm gehalten, einen hinlänglichen Begriff haben. *Nic. Machiavelli* war ein Italiäner, von Florenz gebürtig. Er konnte, dem Vorgeben nach, wenig Latein; so gar, daß man sagt, Marcellus Vergilius habe ihn die lateinischen und griechischen Stellen mitgetheilet, seine Bücher damit auszuschmücken. Er war aber übrigens ein Mann von grosser Scharffsinnigkeit und durchdringendem Verstande, schrieb zu seiner Zeit fürtrefflich Italiänisch, hatte einen satyrischen Geist und verfertigte auch einige artige Comödien. (72) Nachmahls wurde er Secretarius bey der Republic Florenz: denn dazumahl war Florenz noch eine Republic, bis das Mediceische Haus die Ober-Herrschafft erlangete. Er kam aber in Verdacht, als ob er an der Conspiration wider den Alexandrum und Cosmum (73) Antheil gehabt hätte, und darüber wurde er in Verhafft genommen. Er kam zwar wieder los; man trauete ihm aber nicht, und da muste er in der Verachtung allein und elend leben. Man hielte ihn für einen schlimmen Mann, der keine Religion hätte; daß man daher, in Ansehen seiner äusserlichen Glücks-Umstände, und seiner Rechtschaffenheit nicht viel gutes sagen kan. Als er noch in blühendem Zustande war, hat er eine Historie von Florenz geschrieben; daraus man siehet, daß er ein pragmatischer und geschickter Mann gewesen. Seine Discurse über den Liuium verdienen von allen

(71) Die Tyranney ist im Grunde nichts anders als Betrügerey. Wer das nicht begreiffen kan, muß das Buch lesen, welches Mr. *Amelot de la Houssaye* unter dem Titul, Tibere, herausgegeben. Darinnen hat er diesen Kayser unvergleichlich abgemahlet, als einen schlauen und listigen Betrüger, der um seines Vortheils willen die abscheulichsten Uebelthaten ausgeübet.

(72) In einer seiner Comödien hatte er die Cardinäle so durchgezogen, daß der damahlige Pabst Leo IX. aus dem Hause Medices ein besonderes Vergnügen darüber hatte, und selbige noch einmahl spielen ließ. Sie war so künstlich eingerichtet, daß ein jeder Cardinal darinnen sein lebendiges Ebenbild abgemahlt fande, und von jedermann erkannt wurde, gleichwohl aber nicht sagen konnte noch durffte, daß er sich getroffen fände.

(73) Diese waren zween Vettern aus dem Mediceischen Hause, und die ersten, so die Freyheit von Florenz unterdrücket und ihre Herrschafft durch tausend schlaue machiavellistische Künste, das ist, wie sie Machiavelli von ihnen beschrieben, erhalten haben.

gelesen und hochgehalten zu werden, die in der Politic etwas rechtes thun wollen. Das Buch aber, welches ihn am meisten in Ruf gebracht, ist das, so er nennet: *il Principe*. Denn wenn man es lieset, so denkt man, dem ersten Anblick nach, Machiavelli wolle einen Fürsten unterrichten, wie er es machen und was er für Künste brauchen solle, die Unterthanen zu unterdrücken und ihnen den Kappzaum anzulegen. Dahero ist ein Abscheu bey allen denjenigen entstanden, welche einen Fürsten für keinen Betrüger, sondern für einen Vater des Vaterlandes halten. Viele sucheten ihn zu wiederlegen: aber die meisten sahen die Sache nur obenhin an. So ist es dem *Innocentio Gentillet* in Frankreich ergangen; dessen Wiederlegung zeiget, daß er den Machiavelli nicht einmahl recht gelesen habe. Sein Buch, welches er des Königs Heinrich III. Bruder, dem Duc d' Alençon dediciret, machte ein grosses Aufsehen, obgleich fast gar nichts an dieser Wiederlegung ist. (74) Es gehet aber gemeiniglich so, daß die schlechten Bücher höher geachtet werden als die guten. *Possevinus* (75) der Jesuit hat auch wider den Machiavelli geschrieben; aber noch elender. Man weiß gewiß, daß er fast nichts gethan, als daß er den Gentillet aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt. Fragst du aber: was ist denn nun von des Machiavelli Principe zu halten? Antwort: wenn er die Absicht gehabt hätte, einen Fürsten im Ernst so zu unterweisen, wie er in diesem Buch gethan; so wäre es die allergottloseste Schrifft von der Welt. Und so scheinet es auch dem ersten Ansehen nach. Deswegen hat man eben fast an allen Orten wider den Verfasser so stark gedonnert und geblitzet. Allein wenn man es recht überleget, so findet man, daß Machiavelli nicht sowohl einen Unterricht, wie die Fürsten es nach der Regul machen sollten, sondern, wie sie es insgemein zu machen pflegen,

(74) Das Buch des *Gentillet* hat folgenden Titul: Discours sur les moyens de bien gouverner & maintenir en bonne paix un Royaume ou autre Principauté. Diviſez en trois parties: a sauoir, du Conseil, de la Religion & Police que doit tenir un Prince. Contre Nicolas Machiavel Florentin. 1576. 8vo. Weder der Nahme des Verfassers, noch des Verlegers, noch des Orts, wo es gedruckt worden, ist angezeigt. Dieses Buch wird gar offt eben so allegiret als wenn es den Titul hätte: Anti-Machiavel. S. *Bayle* Diction. im Art. Machiavel, die Anmerkung E.

(75) *Possevinus* war sonst ein schlauer Kopf, den der Pabst zu Gesandschafften brauchte, und bald nach Schweden, bald nach Frankreich schickte. Weil er nun überall viel vom Machiavelli hörete, so faßte er den Schluß, wider ihn zu schreiben; ob er gleich dessen Schrifften nicht gesehen hatte. Welches unter andern daraus abzunehmen, weil er meynet, Machiavelli Princeps bestehe aus drey Büchern, da es doch nur eines ist.

pflegen, der Welt habe vorlegen wollen. (76) Er wollte nur zeigen, wie es die Medicäer damahls in Florenz machten, da sie die Oberherrschafft besteigen wollten, welche sie auch würklich bestiegen haben. Denn Alexander und dessen Vetter Cosmus bedienten sich auch derselbigen Künste, von welchen Machiavelli redet; wie aus den Geschichten bekannt ist. Des Machiavelli Politic ist also nichts neues. Man findet eben dergleichen schon bey dem Aristoteles und andern mehr. Julius Cäsar, und alle dergleichen Leute hatten die Maxime: Si ius violandum est, regnandi gratia violandum est. Die Mazarinische Staats-Lehre ist auf gleichen Schlag gemacht. Wenn man solche als Regeln annimmt, so ist es eine rechte boshaffte verdammte Politic, welche zeiget, wie man recht en bonne connexion, en suite, en systeme, ein Betrüger und ein Bösewicht seyn könne. Das ist noch ein ärgeres Buch, als des Machiavelli Princeps. Denn in diesem stehen übrigens noch viele herrliche Dinge. Darum hat Conring solchen mit Anmerkungen herausgegeben, eine Vorrede dazu gemacht, ihn vertheidiget und so gar darüber gelesen. Es gehet auch solches gar wohl an. Denn man hat Gelegenheit, den Leuten dabey zu weisen, wie dergleichen Maximen an und vor sich nichts taugen; sondern wie sie einen Staat nur ins Verderben stürzen. Hierwider thut nichts, wenn einige sprechen: Machiavelli sey gleichwohl von dem gewöhnlichen und gemeinen Wege abgegangen. Denn der gemeine Weg ist mehrentheils Irrthum, Thorheit und Aberglaube. Was von dem gewöhnlichen Pfade abweichet, ist deswegen nicht gleich böse: was weltlich lautet, ist nicht gleich unpolitisch. Ein bigot wird keinen Staat klüglich regieren. Man kan nicht alles in der Republic zu dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit bringen, oder mit dem Paternoster in der Hand regieren. Die Perfectionisten sollten nur einmahl auf kurze Zeit das Regiment führen. Sie würden gewahr werden, daß ihre Abstractiones und eingebildete süsse Vollkommenheiten nicht zu erhalten stehen. In einem Staat muß man viel dulten, so nicht recht ist, und das Volk mehr par addresse als par force zu regieren trachten. Ein Hirte des Volks ist kein Viehhirt. Die Thiere müssen nur mit Gewalt regieret werden. Unter diese muß man mit Prügeln werffen, weil sie dumm und unverständig seynd. Die Unterthanen aber denken und machen Schlüsse, vereinigen sich, setzen ihre Beherrscher herunter, stürzen das gemeine

(76) Das hat *Wicquefort*, der den Machiavelli fleißig las und sehr viel auf ihn hielte, fast am allererstenerblicket, in seinem Werke de l'Ambassadeur & de ses fonctions. [* Noch vor demselben der berühmte Englische Canzler *Baco de Verulamio* de augment. scient. Lib. VII. cap. II.]

Wesen um. Denn in einem Staat seynd nicht lauter dumme Unterthanen. Ein Meriweis ist fähig, das ganze Persische Reich umzukehren, weil dasselbe nicht klüglich regieret worden. Der Pater Emmerich, Hof-Prediger zu Wien unter dem Kayser Leopold, war in seinen Predigten vor allen andern auf die Staats-Leute übel zu sprechen, und zog bey aller Gelegenheit auf sie los. Nachhero aber wurde er, auf Einrathen des Fürsten von Lobkowitz, Bischof zu Wien und kam in den Staats-Rath, da er dann an den Regierungs-Sachen Theil nahm: denn der Bischof zu Wien ist Consiliarus natus. Da fieng er denn an ganz anderst zu urtheilen, billigte nicht nur die politische Regierungs-Künste; sondern muste auch gestehen, daß er davon einen ganz unrichtigen Begriff gehabt hätte. (77) Im übrigen erhellet nunmehro aus dem, was oben angemerket worden, weswegen man bösen unerlaubten Staats-Streichen den Nahmen Machiavellistischer Künste beyzulegen pfleget. Nemlich, nicht als wenn Machiavelli solche ernstlich gelehret und angepriesen hätte: sondern weil er auf eine verstellte satyrische Weise selbige so fürgestellet hat, als ob sie nöthig wären und von einem Regenten in die Uebung gebracht werden müsten. Und das hat eben Leute, so keine gründliche Einsicht besitzen, verführet, daß sie den Machiavelli für einen offenbaren Lehrer der Bosheit gehalten haben. (78)

XVI. Gleich-

(77) Dieses Exempel giebt *Amelot de la Houssaye* in seiner unvergleichlichen Vorrede zu dem von ihm ins Französische übersetzten Principe Machiavelli. Es seynd drey Amelots gewesen, welche man nicht mit einander vermischen muß. Einer hat in Portugall negociiret. Einer in der Schweitz und in Venedig; von dem wir die Histoire du Gouvernement de Venise haben. Der dritte, von dem wir hier reden, ist der, so den Tacitum mit seinen Anmerkungen übersetzt hat, imgleichen des Gracians Homme de Cour, der den Tibere geschrieben, wie auch die Vorrede vor das Recueil de Traitez. Er lebte zu Paris, als Gesandschaffts Rath, aber nur titular. Ein politischer offner Kopf, der unzehlig viel politische Bücher gelesen hatte. Dessen vorangezogene Vorrede zu dem Principe Machiavelli kan fürtrefflich zu Erläuterung dessen, was oben stehet, dienen. [* Dieser letztere Amelot, welcher im Jahr 1708. zu Paris in höchster Armuth gestorben, wird in dem Gelehrten-Lexico auch für den Verfasser der Histoire du Gouvernement de Venise ausgegeben. Es scheinet auch dieses richtig zu seyn, der seel. Herr Geheime Rath Gundling aber hierinnen geirret zu haben. Denn in der Französischen Uebersetzung von Gracians homme de Cour wird Amelot ausdrücklich also qualificiret: Ci-devant Secretaire de l'Ambassade de France à Venise. So scheinet es auch, daß derjenige, welcher Französischer Gesandter in der Schweiz gewesen, nicht Amelot, sondern Amelote geheissen habe. S. Lettres de Mr. *Bayle*. N. XCIV. Tom. I. p. 347. nach der Amsterdam. Edition von 1729.]

(78) Es scheinet zwar, als wenn unter andern auch *Buddeus* in seiner Politic (Part. III. Element. philosoph. pract. cap. III. §. 20.) der gemeinen Meynung gefolget sey, indem er daselbst den Machiavelli politicarum fraudum architectum nennet. Allein man weiß, daß er von diesem Florentiner weit besser unterrichtet gewesen, und die Sache in seinen münd-

XVI.

Von der Beschaffenheit des Monarchomachismi, und dessen Ursachen.

Gleichwie aber die Regenten, wie wir bisher gesehen, eine falsche Raison d' Etat haben; also seynd im Gegentheil auch die Unterthanen davon nicht frey. Denn sie seynd so einfältig nicht, daß sie es nicht empfinden und spühren sollten, wenn sie von dem Regenten gedruckt werden. Weil sie nun gerne dergleichen beschwerliche Last von sich abwälzen mögten, so fallen sie leichtlich auf desperate Mittel und auf Extremitäten, und wollen gar keinen Oberherrn, oder doch wenigstens keinen Monarchen, leiden. Und hierinnen bestehet eben der so genannte Monarchomachismus. Das griechische Wort μάχεσθαι heisset, streiten. Also seynd die Monarchomachi Leute, welche wider die Monarchen sich auflehnen, und gleichsam wider dieselben streiten. Daß aber die Unterthanen auf dergleichen Dinge fallen, daran seynd mehrentheils die Regenten selbst schuld. Denn wenn es wahr wäre, daß man nirgends ein glückseeligers Leben führen könnte, als unter einem Monarchen, so würden keine Monarchomachi entstehen. Es seynd freylich falsche Mittel, wenn das Volk dergleichen Gedanken nachhänget: indessen aber sollten auch die Regenten nicht Anlaß dazu geben. (79) Ein Herr muß mit Vernunfft herrschen; sonst gehet es ihm wie einem ungeschickten Reuter, mit den das Pferd durchgehet, oder ihn herunter wirfft; da er denn hernach von andern, die von ferne stehen, verlachet wird. Das Volk ist wie ein wildes Pferd, und braucht daher zwar Ernst, aber dabey auch gute Worte. Als die Republic Holland noch unter Spanischer Hoheit stunde, meynten die Spanier, sie könnten nicht herunter geworffen werden. Endlich kamen die Geusen,

mündlichen Lehr-Stunden nicht anderst, als wie wir, fürgetragen habe. Nur hat er hier mit seinem eigentlichen Urtheil zurückhalten wollen. Er war ein Theologus und muste sich also vor seinem Orden fürchten. Denn diese Leute seynd nicht allezeit die höflichsten, sondern ungestümen und nehmen selten vernünfftige Gründe an. Bey ihnen ist Machiavelli einmahl übel angeschrieben, und würde derjenige unter ihnen übel angesehen werden, der den Machiavelli vertheidigen wollte. [* Von des Machiavelli Leben, Schrifften und Meynungen, und wie diese zu verstehen, handeln mit Umständen *Joh. Frider. Christii* de Nicolao Machiauello. Libri tres. Lipſ. 1731. 4to.]

(79) Denn in soweit haben die Monarchomachi freylich nicht unrecht, wenn sie behaupten, daß die Monarchen gar zu offt, und meistentheils, über die Schnur hauen. Daher sollte man in einem jeden Staat fein dafür sorgen, daß die grossen Herren recht erzogen würden. Geschiehet dieses nicht, so schweiffen sie hernachmahls zu sehr aus, und haben das Unglück, daß ihre Räthe sich nach ihren Neigungen richten, und ihre Herren in ihren alten Gewohnheiten stärken. Das thut einem Fürsten sanffte, und begegnet auch wohl einem solchen, der sonst grosse Qualitäten besitzet. Aber daher geschiehet es eben, daß bisweilen ein Cammerdiener oder schlechter Schuhputzer in grossen Credit kommt, weil er seines Herrn Schwachheit abmerket und ihm darnach schmeichelt.

Geusen, dem Ansehen nach geringe Leute, welche den Spaniern ein Clystier beybrachten, daß sie viele Provinzen von sich geben musten. Wenn man an den vorigen König in Schweden Carl XII. gedenket; so wird man finden, daß nach dessen Tode um keiner andern Ursache willen die Verfassung des Reichs verändert worden, als weil er bey seinem Leben das Volk wider sich aufs äusserste aufgebracht und unwillig gemacht hatte. Die grosse gottlose Verfolgung der Hugenotten in Frankreich, und das grausame Parisische Blutbad haben verursachet, daß viel gelehrte Theologi und Juristen monarchomachische Lehren angenommen haben und auf die Gedanken gerathen seynd, die Monarchie sey eine Regierungs-Form, die unmöglich von GOtt kommen könne. (80) *Franciscus Hottomanus* schrieb deswegen seine Franco-Galliam. *Hubertus Languetus* schrieb unter dem angenommenen Namen *Stephani Iunii Bruti* die berühmten Vindicias contra tyrannos, welche mehrentheils mit der lateinischen Uebersetzung von Machiavelli Principe verkaufft werden; wozu sie sich auch wohl schicken, damit man die einander entgegen stehende Lehren desto leichter erwägen könne. Languet hat sich Brutum genennet, weil bekannt ist, daß Brutus bey den Römern der Mann gewesen, der ihren letzten König Tarquinium Superbum verjaget. Es seynd auch gedachte Vindiciae, so zu sagen, das Haupt-Buch der Monarchomachorum, welches in guter Ordnung und Zusammenhange geschrieben ist, worinnen ausgeführet und aus Schrifftstellen gezeigt wird, daß die Monarchie unserm HErr GOtt nie gefallen habe. Auch werden darinnen die bösen Künste und Streiche der Tyrannen aufgedecket. Dieses Buch hat man in Frankreich sehr gefürchtet, (81) weil man auch viele vornehme in dem Ver-

(80) Hieher gehöret sonderlich *Lambertus Danaeus*, welcher auch in Holland in der Aristocratie viele Unruhen angefangen. Er bildete sich ein, die Fürsten und Könige im alten Testamente wären alle zur Straffe von GOtt gegeben worden.

(81) Der König in Frankreich Heinrich III. hatte viel Geld darauf gesetzet, und demjenigen eine grosse Belohnung versprochen, der den wahren Verfasser anzeigen würde. Ein Theologus zu Genff, *Simon Goulart*, entdeckte zuerst, daß derselbe *Hub. Languet* sey, welcher zwar ein Franzos von Geburt, aber in des Churfürsten Augusti zu Sachsen Diensten war. Ein kluger Staatsmann, dessen lateinische Briefe, so denjenigen, welche in Staats-Sachen schön und zierlich wollen schreiben lernen, zum Muster dienen können, der Herr von Ludewig hat zusammen drucken lassen. Nur ist schade, wie auch die Sachsen selbst beklagen, daß bey dieser Auflage nicht grössere Sorgfalt angewendet und der Inhalt nicht mit Summarien versehen worden. Languet befand sich damahls, wie das Parisische Blutbad vorgieng, als Gesandter von seinem Churfürsten in Paris. Er bekam bey dieser Gelegenheit einen solchen Abscheu für der monarchischen Regierung, daß er das obgemeldte

Buch

Verdacht hielte, daß sie dergleichen Lehrsätzen folgten. Die meisten reformirten Prediger in Frankreich haben in gewisser masse monarchomachische Lehren geheget. Dahero, als unter Ludwig dem XIV. das Edict von Nantes aufgehoben und alle Hugonotten aus Frankreich gejagt wurden, keiner in Engelland angenommen wurde, der nicht dergleichen Grundsätze abgeschworen hatte. Dieses Vorwurffs bediente sich auch der Königlich-Dänische Hof-Prediger, Hector Gottfried Masius, wider die Hugonotten, indem er dem Könige Christian V. beybrachte, als ob sie dem Staat gefährlich und dem Königreiche um so viel weniger zu rathen wären, weil nicht lange vorher König Friederich III. die Souverainetät eingeführet und den Adel unterdruckt hatte. Er verhinderte auch würklich dadurch die Einnehmung der Reformirten in Dännemark, wozu der König anfangs geneigt war. (82) Unter den Holländischen Gelehrten seynd auch viele den monarchomachischen Maximen sehr geneigt gewesen; und ist unter andern ein Buch in Holland herausgekommen, unter dem Titul, Bilanx politica, davon Pufendorff urtheilet, es sey wider die Regenten kein gefährlichers Buch in der Welt, als dieses. (83) Was in Engelland die Monarchomachi für Händel erreget, davon wird hernach gedacht werden. Sonderlich hat unter ihnen Milton für die Rechte des Volks in Schrifften gefochten. Unter allen Scribenten von dieser Art ist mir keiner vorgekommen, der mir so gefallen, und der auch nach dem heutigen Geschmack ist, als der Algernon Sidney, welcher zu Cromwells Zeiten Englischer Gesandter bey dem König Carl Gustav in Schweden gewesen, und dessen Discurs vom Regiment aus dem Englischen ins Französische in drey Theilen übersetzt worden. (84) So scheinbar aber in der Theorie die Gründe der Monar-

Buch schrieb. Man kan hievon mehr Nachricht finden in der Dissertation concernant le livre d'Etienne Junius Brutus &c. welche *Bayle* dem letzten Band seines Dictionnaire angehänget hat.

(82) Er hätte sie dem ungeachtet wohl einnehmen und seine Inseln damit bevölkern können. Masius hatte zwar einiger massen recht; allein sein Haß gegen die Reformirten gieng zu weit. Daher wurde seine Schrifft, welche er Interesse Religionum betitelt hatte, von dem Professor Beckmann zu Frankfurt an der Oder mit grosser Hefftigkeit wiederleget.

(83) v. *Pufend.* de J. N. & G. Lib. VII. cap. V. §. 9.

(84) Von verschiedenen Scriptoribus Monarchomachis hat ehedem *Jac. Thomasius* in den Observationibus Halensibus Tom. VI. obs. I. Nachricht gegeben. Man hat aber seit der Zeit noch viel mehr bekommen, so daß, wenn man ein Verzeichniß solcher Schrifften machen wollte, es ein ziemliches Buch ausmachen würde. Zu geschweigen, was es zu allen Zeiten für monarchomachos practicos gegeben hat. Also seynd die Römischen Päbste die grö-

sten

narchomachorum lauten; so gefährlich ist es hingegen für einen Staat, wenn dergleichen Lehren bey dem Volke Platz finden. Denn alsdann verfället das gemeine Wesen nach und nach in eine völlige Anarchie. Die Ausschweiffungen bey einer Monarchischen Regierung, wodurch das Volk in Harnisch gebracht wird, finden sich öffters bey der Aristocratie und bey der Democratie eben so wohl ein. Die Quellen aber des Monarchomachismi seynd auf Seiten der Unterthanen theils ein unzeitiger Fürwitz und ein nasenweiser Trieb, über das Thun und Lassen der Obrigkeit zu urtheilen, (85) und sich zu Richtern darüber aufzuwerffen, theils auch insonderheit der Müßiggang, die Wollust und Verschwendung der Unterthanen, welche verursachen, daß sie hernach die gemeinen Abgaben entweder nicht abtragen wollen, oder nicht können. Dahero dann die Arbeit und Beschneidung der Ueppigkeit das heilsamste Mittel wider alle Unruhen ist.

XVII.

Daß vorbesagte zwey Staats-Uebel nicht solten die Religion zum Deckmantel nehmen.

In die vorerzehlte zwey Staats-Uebel mischet sich öffters die Religion mit ein oder vielmehr ein Vorwand derselben und die Enthusiasterey. Je stärker sich diese einflicht entweder in den Monarchomachismum oder in Machiavellismum, je gefährlicher werden auch diese beyden Ungeheuer. Deswegen seynd die Enthusiasten gefährliche Leute. Wenn einer vorgiebt, er habe ein Gesicht gesehen, so schadet es so viel nicht, und kan man solches wohl vertragen. Muß man doch leiden, wenn ein Catholik kommt und saget, es sey ihm die Jungfrau Maria oder der heilige Antonius erschienen. Aber bey den Enthusiasten ist mehr zu besorgen. Denn dieser Leute vorgebliche Offenbahrungen lauffen am Ende auf den Umsturz des gemeinen Wesens hinaus. Sie halten ihren närrischen Trieb für etwas göttliches, für eine himmlische Erleuchtung und Ein-

sten Monarchomachi. Es sollte jemand einen eignen Tractat schreiben mit der Aufschrifft: Papa monarchomachus. Da könnte er aus der Historie alle facta belenchten und durch alle Jahrhunderte zeigen, welchergestalt der Pabst immer gesuchet habe, die grossen Herren zu unterdrucken und seine Herrschafft über sie auszubreiten. Unterdessen sagt Leibnitz in der Vorrede zu seinem Codice juris gentium diplomatico: die grossen Herren hätten es nach dem rohen unbändigen Wesen damaliger Zeiten so schlimm gemachet, daß es gut gewesen wäre, daß sie der Pabst brav herumgenommen, und als ein strenger Vater auf die Finger geklopft hätte.

(85) In diesem Stücke haben die Venetianer eine sehr klügliche Einrichtung. *Amelot de la Houssaye* bezeuget in seiner Histoire du Gouvernement de Venise, daß man in Venedig von allen Sachen frey reden und urtheilen dürfe; nur nicht von der Republic.

Eingebung. Und dieses machet das Uebel unheilbar und stärket die Menschen in ihrer Narrheit. Denn da ein Enthusiast sich und andere beredet, daß ihm Christus oder ein Engel erschienen, so bildet er sich ein, er stehe in weit grösserer Vollkommenheit als andere Menschen. Wer aber schon in hohem Grad der Vollkommenheit ist, der bedarf keines Oberherrn oder Regenten mehr. Daher schliessen dergleichen Leute also: Die weltliche Obrigkeit ist nur gottlosen, unwiedergebohrnen und unvollkommenen Menschen nothwendig, als welche müssen im Zaum gehalten und zur Vollkommenheit angeführet werden: wir aber brauchen solche nicht, weil wir schon im Stande der Heiligkeit, Wiedergeburt und Vollkommenheit stehen und den Trieb des Geistes haben. (86) Wollen wir ja einen König haben; so muß es einer seyn, der uns gelinde hält, nicht befiehlet, sondern nur mit einem geistlichen Exempel vorleuchtet. Es halten zwar einige dafür, es sey genug, wenn die Enthusiasten, Quacker, Wiedertäuffer, nur keine Unruhen in einem Staat anspönnen und den Gesetzen nicht zuwider lebten; daher man sie auch in so ferne wohl dulten könnte. (87) Allein ist man denn versichert, daß sie allezeit so ruhig und stille bleiben werden? Sie sind es ja selbst nicht versichert. Ihr raptus kommt sie offt unversehens an. Wenn sie ein böser Geist unruhig macht, wie den Saul, so folgen sie ihrem Trieb, den sie für etwas göttliches halten, wenn gleich die gröste Zerrüttung daraus

(86) Auf dergleichen Art schreiben unter den Quackern der Robert Barclay und der Georg Keith, welche doch unter diesen Narren noch am vernehmlichsten reden. Denn sonst seynd fast alle ihre Bücher undeutlich und einander selbst zuwider. Es ist auch kein Wunder. Denn sie kommen von halb rasenden Leuten her.

(87) So urtheilet unter andern *Buddeus* in dem Buche de concordia religionis Christianae statusque ciuilis. Aber wegen eben dieser seiner gelinden Meynung von den Quackern wäre er beynahe mit den Wittenbergischen Gottesgelehrten ins Handgemeng gekommen. Er hat sich durch die Schrifften des Barclay verführen lassen; welcher die enthusiastischen Lehrsätze in ein Systema gebracht hat. Ich bin auch ehedem selbst der Meynung Buddei gewesen. Nachdem ich aber *Perizonii* historiam Saeculi XVI. gelesen, da er die Münsterischen Unruhen, worüber ganz Deutschland rege worden, beschreibet, habe ich erst einen rechten Begriff von den Enthusiasten bekommen und sie besser kennen lernen. Unter dergleichen thörigten Leuten findet sich eine Menge Propheten, welche dem Pöbel alles Böse verkündigen. Sie haben einen heimlichen Haß gegen alle andere Menschen und einen innerlichen närrischen Stolz. Denn sie halten sich für erleuchtet, alle andere hingegen für Kinder der Finsterniß. Sie können die Prediger durchaus nicht leiden, widersprechen ihnen wohl gar öffentlich in der Kirche und machen das Volk zwiespaltig. Sie seynd voller Schmähungen wider den Fürsten, haben keine Ehrfurcht für ihn und behalten den Hut auf dem Kopf: welches der König Wilhelm, wie er nach Engelland kam, lange nicht gewohnen konnte.

entstehen sollte. Denn der Enthusiasmus ist eine Krankheit, und eine Art der Raserey. (88) So lange also ein solcher Kerl nicht in der Wuth ist, so thut er freylich niemand Schaden. Befällt ihm aber die Raserey und schlägt sich die Bosheit noch dazu; so weiß er nicht wo er aufhören soll. Wir haben die weltbekannten Beyspiele an dem Knipperdolling und dem Johann von Leiden. Diese Leute haben die Obrigkeit abgesetzet, sich selbst zu Königen aufgeworffen, und unerhörte Ausschweiffungen vorgenommen. Dieses geschahe zu Zeiten der Reformation, und hat auch derselben einen grossen Stoß gegeben. Wenn man in der Kirchen-Historie lieset, was die Quacker in Holland und Engelland (89) für Unruhen erreget, so muß man erstaunen. Dahero sollte man billig dergleichen Leute in einem Staat nicht leicht dulten, aber deswegen nicht gleich mit Feuer und Schwerdt oder andern Straffen verfolgen. Denn ein anders ist, nicht dulten, ein anders verfolgen. Man kan ihnen auferlegen, daß sie aus dem Lande ziehen, oder, welches noch thunlicher ist, ihnen wacker zu arbeiten geben, damit das dicke schwarze Geblüt fein untereinander komme und gelüfftet werde, damit sie nicht dem Müßiggang und ihren thörigten Gedanken nachhängen, und solche hernach für göttlich ausgeben. Das Volk muß zu arbeiten haben; sonst fängt es lauter Unruhen an. (90)

v. Hornii hist. eccles.

Wo

(88) Dieses Uebel ist ansteckend, und greifft um sich wie eine Seuche; absonderlich unter dem gemeinen Volke. Die alten Griechen und Römer hatten schon einen Abscheu für dergleichen bacchantibus und furibundis. Wovon *Blondelli* tr. de Sibyllis nachzulesen.

(89) In Holland, sonderlich aber in Engelland, seynd die Leute vor andern zur Enthusiasterey geneigt. Denn die dicke Lufft bringet in melancholischen Körpern allerhand wunderliche Würkungen hervor. In Frankreich hingegen, wo das Clima ganz anderst beschaffen ist, seynd die Enthusiasten weit seltener. In Spanien findet sich eine Secte, deren Anhänger den Quackern in vielen Stücken gleich kommen, und welche illuminati genennet werden. Enthusiasten seynd melancholische, schwere, verdrießliche, faule Leute. Sie mögen nicht arbeiten, oder den Kopf daran strecken. GOtt soll ihnen alles unmittelbar eingiessen; wie Locke im XIX Cap. des IV. Buchs seines Versuchs vom menschlichen Verstand gezeigt hat.

(90) Dahin gieng die Absicht des schlauen Cromwells, da er das Volk drey Tage lang in der Woche mit dem Gottesdienst zu schaffen gegeben. Cromwell war einer der verständigsten, wachsamsten und scharfsichtigsten Regenten, die jemahls in der Welt gelebet, und die jemahls zu regieren recht tüchtig gewesen. So daß auch Carl Gustav gesagt, er wüßte keinen Fürsten, der die Regierungs-Kunst verstünde, als den Cromwell. *Larrey* macht in der Historie von Engelland desselben Abschilderung unvergleichlich wohl, und merkt dabey an, daß, wenn er nicht die Regierung des Reichs unrechtmäsiger Weise an sich gebracht hätte, man an demselben nichts auszusetzen wüßte.

Wo ferner in Ansehen der Regenten die Enthusiasterey mit der Machiavellisterey sich vermischet, so entstehen daraus nicht weniger gefährliche Folgen für die Unterthanen. Denn dadurch wird aus dem Regiment und aus der Klugheit zu herrschen eine Betrügerey, die mit dem Kleid der Religion beschöniget wird; und die Unterthanen werden unter dem Vorwand der Gottesfurcht zu Sclaven und elenden Knechten gemacht, und immer genauer gefesselt. Dahin gehöret sonderlich der Satz: daß alle Herrschafft und Majestät unmittelbar von GOtt sey; oder wenn ein Regent gar vorgiebt, er habe einen unmittelbaren Beruf und Offenbahrung von GOtt. Auf solche Weise wird die Religion ein flagitium dominationis und ein verdammter politischer Kunstgriff. (91) Das heist recht: *Religione infatuare plebem*, als wovon *Clapmarius* in seinen Arcanis Rerum publicarum ein eignes Capitel hat. Unten wird hievon am gehörigen Orte mehr vorkommen.

Das vierte Capitel,
Von der wahren Glückseeligkeit eines jeden Standes.

I.

Bißher ist gezeigt worden, was für Elend und Unglückseeligkeit überall und in allen Ständen in der Welt anzutreffen sey. Gleichwie aber alle Menschen diese zu vermeiden suchen, und ein natürliches Verlangen nach einem vergnügten und glückseeligen Leben haben; Was Glückseeligkeit eigentlich ist.

(91) Diesen hat eben auch Cromwell trefflich anzuwenden gewußt. Denn er gab immer vor und machte dem Volk weis, er sey ein göttlicher Mann, und von GOtt selbst gesandt, sein Volk von der Tyranney zu erlösen und in die Freyheit zu setzen. In der That aber hat er selbiges noch weiter in die Tyranney zu stürzen gesuchet, und es auch dahin gebracht. Als der König Carl I. sollte enthauptet werden und der König in Frankreich, dieses abzuwenden, Vorstellungen thun ließ; so antwortete Cromwell, er trüge selbst des Königs Sache GOtt im Gebeth vor; aber ein innerlicher Geist stritte durch die Krafft GOttes darwider. GOtt wollte keinen König haben; das Volk aber müßte einen Beschützer der Freyheit haben. Wie denn auch, nachdem das Todes-Urtheil über den König gefället worden, die Enthusiasten halb für Freuden geweinet und sich über die gerechten Gerichte GOttes verwundert haben. Er scheuete sich nicht, sich mit David, mit Simson, mit Gideon zu vergleichen. Er predigte sogar selbst vor dem Volk, als Carl II. in Schottland Progressen machte, erklärete den Text: wollte mein Volk mir gehorchen ꝛc. kniete vor seiner Armee nieder und betete, vermahnte sie zu streiten: sie könnten nicht verliehren. Es sey GOttes Werk; der verlasse sie nicht ꝛc. ꝛc.

haben; so muß auch gewiesen werden, worinnen die wahre Glückseeligkeit bestehe, und durch was für Mittel solche erhalten werden könne. Denn nicht allein der Pöbel, sondern auch Leute, welche klüger seyn wollen, haben davon einen irrigen Begriff. Derjenige ist glücklich, welcher keinen Schmerz, keinen Verdruß hat. Denn die Glückseeligkeit bestehet mehr in einer Abwesenheit und Wegnehmung des Bösen, als in einem Zusatz des Guten. Das kan sich zwar der hundertste nicht einbilden: es bleibt aber nichts desto weniger wahr. Es hat auch diese Wahrheit einen grossen Einfluß in das vernünfftige Thun und Lassen der Menschen. Wir haben keinen andern Zweck, und sollen auch keinen andern haben, als daß wir dasjenige zu erhalten trachten, was uns GOtt gegönnet und gegeben hat. Wenn wir mehr haben sollten, würde GOtt es uns mitgetheilet haben. Wir haben keiner neuen Gesundheit nöthig, sondern nur daß wir die natürliche Gesundheit erhalten. Wir dürffen also uns nicht bemühen, etwas hinzuzusetzen; sondern unsere Sorge soll dahin gerichtet seyn, wie wir dasjenige vermeiden und abwenden mögen, was dieses Gute hindern und verderben kan. Wer demnach das Schädliche und Böse von sich abzulenken und wegzuschaffen geschickt ist, der erhält den Mittelpunct der Glückseeligkeit. Und dieses findet bey allen menschlichen Gütern Statt. Es lebet also derjenige bequem und glücklich, der von nothwendigen, nützlichen und belustigenden Dingen so viel besitzet, als ihm genügen kan, und als die menschliche Natur erheischet. Mehr sollen wir nicht verlangen. Superflua nocent, heißt es in der Moral. Der Ueberfluß ist dem Menschen allezeit schädlich und zur Last. Nichts kan uns mehr vergnügt machen, als wenn wir unsre unmäßigen Begierden bezähmen und der überflüßigen Dinge uns entschlagen lernen. Darinnen bestehet die gröste Thorheit des Menschen, daß er Ueberfluß suchen, und seiner Natur mehr zusetzen will, als das Maaß und die Proportion, so ihr GOtt gegeben hat, erfordert oder ertragen kan. Nicht anderst als ein ungeschickter Baumeister, der an einem Hauß etwas anflicket oder darauf setzet, wodurch das Gebäude entweder ganz verstellet oder über die Masse beschweret wird. Aber die meisten Menschen sehen und begreiffen diese ihre Thorheit nicht, biß sie darüber zu Grunde gehen. Im Gegentheil aber ist auch dieses kein Kennzeichen der Weißheit, wenn man einen Mangel wünschet, oder seiner Natur zu viel abbrechen will. Die künstlichsten und besten Maschinen seynd die, wo nichts überflüßiges, nichts zu viel angebracht ist, wo aber auch nichts abgehet und kein Gebrechen zu finden ist. So ist auch bey dem Menschen der mittlere Zustand der beste. Nicht zu viel, nicht zu wenig. David hat sehr weißlich

gesagt:

gesagt: **Armuth und Reichthum gieb mir nicht.** So bald wir einen Ueberfluß erhalten, bekommen wir neue Sorgen und Kümmerniß, wie wir damit umgehen und wozu wir ihn anwenden sollen. Ein weiser Mann bittet nur um die Erhaltung seines mittlern Zustandes, und nicht um Zusatz zeitlicher Güter. Und wenn ihm das Glück davon mehr zuwirfft, als er nöthig hat, so sucht er solche vernünfftig zu gebrauchen.

II.

Was der Mensch nöthig habe, wenn er für sich allein und ausser aller Verbindung mit andern lebet, davon ist bereits oben gehandelt worden. Er hat nemlich dahin zu sehen, daß er eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe erhalte. Er muß arbeiten, sich eine Bewegung machen, und seine Speise und Trank dergestalt einrichten, daß er nicht zur Geilheit gereitzet werde. Nur dergleichen Betrachtungen haben keinen Nutzen. Denn wir finden keine Leute, welche so ganz allein leben; es wäre denn, daß einer auf eine unbewohnte Insel geschmissen würde, wie der Robinson Crusoe nach dem bekannten Roman.

Von der Glückseeligkeit ausser der Gesellschafft.

III.

Wenn nun aber der Mensch sich in dem gesellschafftlichen Leben befindet, so hat ein jeglicher zu Erhaltung der Glückseeligkeit auf den eigentlichen Entzweck seines Standes zu sehen. Er kan vergnügt und bequemlich leben, wenn er sein ehrliches Auskommen hat, und es ihm nicht an dem nothwendigen fehlet. Allein was heißt nothwendig? Das Wort scheinet noch etwas zu weitläufftig, und der Begriff, welchen es ausdrücken soll, noch nicht genugsam bestimmet zu seyn. Denn verwöhnte und üppige Leute halten vieles für nothwendig, was andere nicht brauchen. Daher entstehet eine närrische Begierde nach vielerley Dingen, wodurch sich die Menschen ins Verderben stürzen. Zum Exempel, es lebet ein Mensch in einem Lande, wo es keine Austern giebt, und will doch durchaus Austern essen. Daher lässet er solche für theures Geld von entfernten Orten bringen. Er bekommt einen Appetit nach Forellen, und lässet sie wohl über zehn Meilen Wegs herhohlen, und so weiter. Daher kommt es, daß die Menschen immerzu mißvergnügt und in Unruhe seynd, und nach demjenigen streben, was man an andern Orten hat. Ein Bauer will haben, was er doch wohl entrathen könnte. Er will leben, wie ein Bürger in der Stadt, will im Schlafrocke gehen ꝛc. Wenn die Kutscher oder die Taglöhner Thee und Coffee trinken wollen, so siehet es gewiß

Von der Glückseeligkeit in allerhand Ständen überhaupt, sonderlich im Haußstande.

gewiß auch närrisch aus. Dadurch kommen die Leute an den Bettelstab, werden elend und sterben. Es ist eben wie mit einem Kerl, der sich an Brantewein und Schnupftoback gewöhnet hat, und nicht mehr davon ablassen kan. Man muß also das nothwendige, nützliche, bequeme nicht so obenhin oder überhaupt beurtheilen, sondern den Menschen selbst, seine Natur und Zustand nach einer behörigen Vergleichung und Verhältniß betrachten, das nothwendige einschrenken und nicht nach den unvernünfftigen ausschweiffenden Begierden der Menschen abmessen. Nach diesem Grundsatze wird man schon die Sache besser verstehen können, und leicht bemerken, daß auf solche Weise vieles wegfällt, so andere für nothwendig ansehen. [*] So kommet demnach die Glückseeligkeit in dem Haußstande darauf an, daß man eine gute Ordnung und Subordination erhält. Diese nehmen wir auch an GOttes Werken wahr, und darinnen bestehet das Kennzeichen der Weißheit. Soll man sagen, du seyst ein kluger, weiser, vernünfftiger Mann, dein Haußstand sey wohl und glücklich beschaffen; so kommt alles auf deine Ordnung an; nicht auf den Ueberfluß und überschwenglichen Vorrath. Deswegen wird uns in der Welt der Reichthum nicht gegeben, um uns recht gütlich zu thun und unsere thörigte Begierden zu stillen; sondern um alles zu unserm und unsers Nächsten wahren Nutzen geschickt zu verwalten. Wo keine Ordnung ist, da gehen alle Reichthümer bald zu Grunde. Ein Haußwesen muß ordentlich und mit einer gewissen Subordination fortgeführet werden. Es muß alles aneinander hangen, als wie in einer Republic die unterschiedlichen Stände und Aemter der Einwohner, und die Verbindung zwischen Haupt und Gliedern. (1)

IV.

Im Ehestande.

Viele Leute murren über den Ehestand und fliehen selbigen. Man weiß, wie, zum Exempel, die Italiäner und Spanier so ungerne an das Heyrathen kommen. Daher hat auch der König in Spanien, zu Bevölke-

[* *Lucanus* Pharsal. IV. 374. seqq. schreibt sehr schön und nachdrücklich:

O prodiga rerum
Luxuries, nunquam parvo contenta paratu,
Et quaesitorum terra pelagoque ciborum
Ambitiosa fames & lautae gloria mensae!
Discite, quam parvo liceat producere vitam,
Et quantum natura petat. non erigit aegros
Nobilis ignoto diffusus consule Bacchus:
Non auro murrhaque bibunt: sed gurgite puro
Vita redit. satis est populis fluuiusque Ceresque.]

(1) Des Pabsts ganze Macht und Hierarchie ist, wenn man es beym Licht besiehet, eine Betrügerey. Aber das erhält ihn, daß er Ordnung hält. Die Anstalten eines wohleingerichteten Closters macht man bey vielen andern nach und hält sorgfältig darüber. Mancher muß eine Sache, die er sonst eben nicht sonderlich billiget, (z. E. das Hällische Wayfenhaus) bewundern, blos um der Ordnung willen.

völkerung des Landes denjenigen viele Freyheiten und Vortheile zugestehen müssen, welche im Ehestand viel Kinder zeugten. Es seynd auch in der That ehelose Leute der Republik schädlich, und deswegen von den Römern, Spartanern, Deutschen und andern Völkern übel angesehen und verfolget worden. Bey den Deutschen fiel der Hagestolzen ganze Verlassenschafft dem Fisco anheim. Es ist gut, wenn die meisten heyrathen, und hingegen einem Staat gefährlich, wo das Principium einreißt, daß der Ehestand zu fliehen sey. Denn wo keine Menge von Volk ist, da ist weder Macht noch Reichthum in einem Lande zu hoffen. (2) Wenn man nun aber fraget, worinnen die Glückseeligkeit der ehlichen Gesellschafft bestehe: so lehret die Vernunfft, daß derjenige für einen glücklichen Ehemann zu halten sey, der eine fleißige, verständige und tugendhaffte Gehülffin bekommen hat. Eine kluge arbeitsame Frau ist reinlich und lässet sich das Haußwesen angelegen seyn. Sie vermeidet allen Ueberfluß und Ueppigkeit in Kleidern und andern Dingen, schwänzet nicht immer aus, und giebt alltägliche Visiten. Denn weil sie zu Hauß immer zu thun findet, wird ihr die Zeit selten lange. Vor diesem haben auch die vornehmen Weiber gearbeitet. Heut zu Tage seynd sie mehrentheils dem Müßiggang ergeben: sie setzen sich zusammen, spielen, trinken Caffee, und schwatzen. Die meisten Familien werden dadurch unglücklich, weil die Frau nichts nütze ist. Daher gehen sonderlich so viel Landjunker zu Grunde. Denn sie nehmen mehrentheils Hof-Damen. Wenn nun diese aus der Stadt auf das Land kommen, so ist ihnen das Hauß zu schlecht;

(2) Aristoteles hat in seiner Politic keinen grössern Fehler begangen, als da er gemeynt, es wäre gut, wenn die Bürger in einer Republik in eine gewisse Zahl eingeschränkt werden könnten, indem die allzugrosse Menge schädlich wäre. Das gieng endlich an, wenn ein Staat keine Feinde oder Nachbarn hätte. Denn die Vielheit der Menschen machet freylich viel Unordnungen. Aber zur Beschützung eines Landes wider andere müssen Leute da seyn. In Spanien gehet alle Jahre ungefehr eine Million Menschen ab, weil so gar viele Mönche und Nonnen darinnen seynd, und es folglich an Leuten fehlet, das Land zu besetzen. Italien ist das schönste, reichste, fruchtbarste Land, das man sehen kan; das Clima ist auch so beschaffen, daß die Leute von subtilem Verstand seynd: aber ihr Pfaffen-Wesen verderbet alles. *Amelot* in seinem Tibere hat wohl angemerkt, was unter dieses Kayfers Regierung für ein übler Zustand in Rom gewesen; das sey auch daraus abzunehmen, daß sich damahls fast jedermann vor dem Ehstand gefürchtet. Denn gewiß, wenn ein Fürst haben will, daß sich seine Unterthanen vermehren sollen; so muß er machen, daß sie ein geruhiges und vergnügtes Leben unter ihm führen können. In bösen und tyrannischen Zeiten haben die wenigsten Lust zu heyrathen: Man scheuet sich, seine Kinder in solche unglückliche Zeiten und Umstände zu setzen.

schlecht; das muß denn kostbar gebauet werden. Sie wollen in Gesellschafften gehen, prächtige Kleider und Schmuck haben. Mit einem Worte, der Staat muß geführet seyn, bis endlich der Mann darüber verarmet. Hiernächst hat man im Heyrathen auf die Gleichheit nicht nur der Gemüther sondern auch des Standes zu sehen. Si vis apte nubere, nube pari. Es ist offt ein Unglück, wenn ein Bürgerlicher eine Adeliche, ein Adelicher eine Gräfin, ein Graf eine Fürstin ehlichet. Denn der Staat wird grösser und das Vermögen kleiner: anderer Nachtheile zu geschweigen, welche eine Frau von höherm Stande ihrem Manne zuzuziehen pfleget. (3) Ferner ist es sehr schön, wenn Eheleute gleiche Neigungen und Sitten haben. Daß aber solche ganz genau übereintreffen, ist weder möglich noch nöthig. Ja es ist bisweilen gut, wenn das Temperament etwas ungleich ist, und z. E. ein zur Melancholie geneigter Mann eine Frau von aufgewecktem fröhlichen Gemüth bekommet, und so auch im Gegentheil. Ueber dieses kan durch Verstand und Klugheit, was an der Gleichheit abgehet, ersetzet werden. Ein Kluger bequemt sich nach dem Sinn derjenigen Person, mit welcher er umzugehen hat. Deswegen wird auch eine vernünfftige Frau vermittelst der Klugheit sich in den Mann zu schicken wissen, wenn er schon ganz ungleiche Sitten und Maximen hat; wie zum Exempel die Abigail sich nach ihrem närrischen Nabal zu richten wußte. Also erhellet nunmehro, daß Fleiß und gute Sitten die wesentlichen Eigenschafften seynd, worauf man im Heyrathen fürnemlich zu sehen hat. (4) Die andern, als Reichthum, Schönheit und dergleichen, seynd zufällige Neben-Dinge, welche man gerne mitnimmt, wenn man sie haben kan. Wenn eine Person sonst keinen Hauptfehler, und dabey etwas im Vermögen hat, so ist es gut, und lebt man

(3) Dieses trifft nicht nur Privat-Personen, sondern auch grosse Herren. Der Churfürst in der Pfalz Friedrich V. ist blos durch seine Gemahlin Elisabeth, König Jacobs in England Tochter, unglücklich geworden. Denn weil sie eine königliche Prinzeßin war, dachte sie, ihr Gemahl müste auch eine Königs Crone haben. Es wurde aber ein Winter-König daraus. Der Böhmische König Ottocar verunglückte eben auch durch seine Gemahlin, die Cunigunde, welche eine Bulgarische Prinzeßin war. Denn diese hat ihn verhetzt, dem Kayser Rudolphen von Habsburg das Reich strittig zu machen.

(4) Man hat von einem Franzosen M. *du Bosc* ein Werkgen unter dem Titel: L'Honnête Femme. Darinnen findet man fast alles, was man von den Tugenden und erforderlichen Eigenschafften der Weiber sagen kan. Wenn ich etwas zum Lobe einer Frauen zu machen habe, bediene ich mich dieses Buchs mit grossem Nutzen. Denn du Bosc hat einen Hauffen guter Sachen zusammengebracht, welche einem nie trostlos lassen. Weil er aber den Weibern sehr scharffe Lehren giebt, so ist das Buch von den wenigsten gelesen worden.

man desto gemächlicher. Denn was man schon besitzet, das darf man nicht erst erwerben. Nur muß man nicht hauptsächlich auf Reichthum heyrathen. Ein Mann verdirbt offt weit eher mit einer reichen Frau, die aber verschwenderisch und eine schlechte Haußhälterin ist, als wenn er eine arme, aber dabey fleißige genommen hätte. Hiernächst muß man auch bedenken, daß reiche Weiber die Herrschafft haben wollen, welche doch dem Manne zustehet. Denn die Weiber besitzen gemeiniglich weniger Verstand als die Manns-Personen. Es giebt zwar Ausnahmen, aber nicht gar viele. Welcher Kluge aber wird sich in seinen Handlungen nach den Ausnahmen richten? Schönheit ist gleichfalls nur etwas zufälliges. Es ist zwar keinem zu rathen, eine heßliche Frau zu nehmen, die etwa hinten und forne einen Bukel hat, oder sonst abscheulich aussiehet: denn eine solche wird er schwerlich von Herzen lieben können, auch über das von den Leuten ausgelachet werden. Derjenige aber, der eine Frau nimmet, blos weil sie hübsch aussiehet, geniesset der Freude eine kurze Zeit. Hernach achtet er sie nicht mehr, weil es ihm etwas alltägliches ist, oder weil die Schönheit eines Weibsbildes gar geschwind zu vergehen pfleget. Man kan über dieses kaum recht sagen, was schön sey, weil die Einbildung und der Geschmack der Menschen hierinnen sehr unterschiedlich ist. (5) In einem Lande wird etwas für schön gehalten, das man an andern Orten gar nicht achtet. In China, auch in Africa wird dieses für schön ausgegeben, wenn ein Frauenzimmer kurze und kleine Dachsfüsse hat, und wenn sie gleich dick und gerad aus ist. Daher giebt man den Weibsbildern von jungen Hunden das Fett zu fressen, damit sie recht rund und stark werden sollen. (6)

(5) Hiervon ist mit Nutzen zu lesen des Hrn. *Crousaz* Traité du Beau. In der andern vermehrten Auflage hat er viel Exempel hinzugethan von solchen Sachen, die im menschlichen Leben und in täglicher Conversation fürkommen, da hingegen in der erstern die meisten nur die Music, Geometrie und andere mathematische Wissenschafften und Künste betreffen. Es ist ein sinnreiches Buch, und ich habe noch keines gesehen, welches von dem, was schön ist, mit solchem Verstande geschrieben wäre als dieses.

(6) Bey den Hottentotten wird das für schön gehalten, wenn die Leute glänzen und braun aussehen, wie geräucherter Speck. Daher als der Holländische Capitain Pflug um die Tochter des Königs der Hottentotten anhielt, ließ ihm dieser sagen: er gäbe seine Tochter keinem so häßlichen Menschen. Pflug sahe gleichwohl nach der Europäer Meynung schön aus, und die Hottentottin häßlich. Bey diesem Volke hingegen war es umgekehrt.

V.

In der Kinderzucht.

Gleichwie bey dem Ehestand die meisten Menschen sich nur an Neben-Dingen vergaffen und das wesentliche darüber versäumen; also machen es auch die Eltern mit ihren Kindern nicht besser. Nach den gemeinen Urtheilen wird derjenige Vater glückseelig gepriesen, der ein Kind hat, das wohl aussiehet und danebst einen fertigen geschwinden Verstand zeiget, daß es in noch zartem Alter ohne Mühe etwas begreiffen und lernen, und es tausend andern seines gleichen zuvor thun kan. Das bewundern alsdenn die Leute. Dem Vater selbst gehen für Freude die Augen über, wenn er siehet, was für einen geschickten gelehrten Knaben er habe, und wie er mit seinem Benjamin unter allen Vätern hervorrage. (7) Allein was ist von einem Baume zu halten, der zu einer solchen Zeit Früchte träget, da er keine tragen sollte? Taugen die frühzeitigen Früchte etwas, und kan man sich von einem solchen Baum grosse Hofnung machen? Was bald reiff wird, fället auch bald ab. Wer bald klug wird, wird bald wieder ein Kind. Es gehet mit dergleichen Kindern, wie mit den übertriebenen Früchten. Daher thun diejenigen Eltern unweißlich, welche ihre Kinder übertreiben, daß sie vor der Zeit Früchte bringen sollen. Man kan durch hundert Exempel darthun, daß frühzeitige ingenia bald wieder abgefallen, frühe gestorben, oder wohl gar närrisch geworden seynd. Zwar giebt es einige Ausnahmen. Der berühmte und grundgelehrte Französische Theologus, **Samuel Bochart**, machte schon vor dem funfzehnten Jahre seines Alters schöne Griechische Verse. **Hugo Grotius** verfertigte schon im neunten Jahre seinem Vater zu Ehren ein so nettes Lateinisches Gedicht, daß man es von einem Manne von dreyßig Jahren nicht besser fordern könnte. Im achtzehnten Jahre war er bey einer Gesandschafft nach Engelland, schrieb auch damahls schon eine Einleitung zum Holländischen Rechts-Proceß, welche noch heut zu Tage von den Niederländischen Rechts-Gelehrten und Advocaten hochgehalten wird. Allein dergleichen wunderbare Exempel seynd ungemein selten. Die Regel behält deswegen doch ihre Richtigkeit. (8) Das fürnehmste Stück, worauf ein kluger Vater bey der Auferziehung seiner Kinder zu sehen hat, bestehet

(7) Hierbey seynd sonderlich zu recommandiren des Hrn. *de Crousaz* Nouvelles Maximes sur l'Education des Enfans, worinnen er die albernen Gedanken der mehristen Eltern bey der Kinderzucht lebhafft abbildet, und unter dem Schein des Lobes darüber spottet.

(8) Hieher gehöret des *Adrian Baillet* Tractat, des Enfans devenus celebres par leurs Etudes ou par leurs Ecrits, welcher auch mit bey der neuen vom Mr. *de la Monnoge* besorgten Auflage der Jugemens des Savans stehet.

bestehet in der Tugend, in einem rechtschaffenen Wesen und guten Sitten: wobey jedoch die nöthige Wissenschafft keineswegs auszuschliessen ist. (9) Mancher Vater ist zufrieden, wenn nur der Sohn was lernet, er mag im übrigen leben wie er will; er mag Tugenden oder Laster an sich haben. Manchen Eltern hingegen ist es genug, wenn nur ihre Kinder fromm seynd, sie mögen was gelernet haben oder nicht. Beydes ist nicht recht, wenn es abgesondert wird: denn es gehöret zusammen. Was hülffe es in der Welt, wenn wir alle Kunst und Wissenschafft besässen, dabey aber thörichte, ungerechte, unehrbare Leute, Betrüger und Spitzbuben wären? Wir finden, leider, alltäglich Leute, die ihre Profeßion aus dem Grunde verstehen, aber dabey keine Krafft der Tugend, kein ehrliches Herz, keine Mäßigkeit haben. Wiederum, was würde es für eine wunderliche Gestalt gewinnen, wenn wir alle den ganzen Tag über singen, beten, orgeln und pfeiffen wollten; wir wären fromm, gerecht, ehrlich; es hätte aber keiner etwas gelernet, womit er sich ernehren und der menschlichen Gesellschafft Nutzen schaffen könnte? Also muß ein vernünfftiger Vater beede vorbesagte Stücke genau beobachten, wenn er sein Amt gebührend verrichten will: wenigstens so, daß man ihm keine Schuld beymessen könne, und er in seinem Gewissen unangeklagt sey. Denn es kommet bisweilen ein Zufall, welcher verursachet, daß die Zucht nicht anschlägt, der Vater mag machen was er will. Es giebt immer in den Häusern eines Abrahams, Jacobs, oder Davids, einen Ismael, einen Esau, oder einen Absalom. Die väterliche Pflicht der Auferziehung ist eine wichtige und mit unzehlichen Schwürigkeiten verknüpfte Sache, wenn sie einer der Gebühr nach erfüllen will.

(9) Insgemein seynd die Eltern so thöricht, daß sie nur dahin trachten, daß ihre Kinder, ohne lange Zeit aufs studiren zu wenden, in Bedienung kommen, und haben also die meiste Schuld, daß so wenige solide Leute gefunden werden. Doch rührt auch öffters dieser Fehler von den Kindern her; denn die wollen gerne bald ein Amt und eine Braut haben. Sie gelangen auch wohl zu ihrem Zweck: können aber hernach, weil sie nichts rechts gelernet haben, sich selten höher schwingen. Trifft ja das Glück einen Idioten, daß er zu hohen Ehrenstellen befördert wird; so muß er doch immer andere an der Seite haben, welche ihm mit Rath und Geschicklichkeit an die Hand gehen. Es gehöret Zeit zur Erlernung der nöthigen Wissenschafften; wiewohl man solches heute zu Tag den jungen Leuten viel leichter zu machen weiß, als vor diesem. In drey Jahren kan einer auf Universitäten schon was lernen, wenn er fleißig ist. Hieher gehöret *Arnoldi Clapmarii* Nobile Triennium, (welches auch in *Crenii* Sammlung de eruditione comparanda stehet) imgleichen *Grotii* Instruction in einem Briefe an Benjamin Aubery, wie er in drey Jahren seine Studien mit Nutzen tractiren solle.

VI.

Von der wahren Glückseeligkeit der Regenten.

Nun haben wir noch die verschiedenen Stände in der bürgerlichen Gesellschafft oder in einem Staat zu erwägen; und da fragt sichs für das erste: Worinnen die wahre Glückseeligkeit der Regenten zu setzen sey? Man siehet leicht, daß der Entzweck der Republik in dem Ruhestande und der Beschützung der Bürger bestehe. Wo dieser erhalten wird, da befindet sich ein Staat in erwünschtem Flor. Wie sich ein Vater freuet, wenn seine Kinder vergnügt und glücklich seynd, so soll sich auch ein Regent freuen, wenn die Unterthanen mit ihm zufrieden seynd, ihm ein langes Leben und eine beglückte Regierung wünschen. Darinnen bestehet der höchste Ruhm und die gröste Zierde eines Fürsten, wenn es seinem Volke wohlgehet, und er von demselben gepriesen wird. Allein damit seynd grosse Herren nicht zufrieden. Sie haben den Alexander, den grossen latronem gentium, (10) im Kopfe, und meynen, darinnen bestehe ihre Glückseeligkeit, daß der Glanz ihrer Thaten auch auswertigen entfernten Völkern in die Augen leuchte. Sie sehen gerne, wenn der König in Marocco, der Kayser von China ihnen Gesanden schicken: da inzwischen ihre Unterthanen seufzen, weheklagen und Hunger leiden. Sie machen es wie der Pabst, der als Statthalter JEsu Christi dem Volke den Seegen giebt und durch die ganze Welt herrschet, aber seinen eignen Unterthanen zum öfftern kein Brod giebt, daß sie ruffen und schreyen müssen: *Santissimo Padre, paniotti grossi!* Es gehet den grossen Herren wie allen andern Menschen, da sie die Glückseeligkeit in etwas setzen, worinnen sie selbige nicht setzen sollten. Die Bürger sollen beschützet werden, theils von aussen, vor der Gewalt und Einfall benachbarter Feinde, theils von innen, vor der Ungerechtigkeit anderer ihrer Mitbürger; wobey ein Fürst Achtung geben muß, daß der Stärkere den Schwächern nicht unterdrücke; denn hierauf kommt die Handhabung der Gerechtigkeit an. Nur das begreiffen die Fürsten nicht, welche eine despotische Herrschafft einführen, Länder erobern und ihre Nachbarn unter das Joch bringen wollen; da doch nichts thörichter ist als ein despotisches Wesen. Ein solches Reich gehet gewiß zu Grunde, welches man mit Gründen und Beyspielen leichtlich beweisen kan. Allein wer giebt dieser Wahrheit Platz?

(10) Diesen Titel legt Seneca dem grossen Alexander bey im XIII. Cap. des I. B. de Beneficiis; allwo er von demselben, unter andern, sagt: Hic a pueritia *latro gentiumque vastator*, tam hostium pernicies quam amicorum, qui summum bonum duceret, terrori esse cunctis mortalibus; oblitus, non ferociſſima tantum, sed ignauiſſima quoque animalia timeri, ob virus malum.

Platz? Grosse Herren seynd offt wie die Pferde, die den Koller kriegen, wie tolle, rasende Leute, die alle Menschen anfallen, welche ihnen begegnen.

VII.

Glückseeligkeit des Lehr- und Nehrstandes.

Regenten und Obrigkeiten seynd es nicht allein, welche den wahren Entzweck aus den Augen setzen, und eine falsche Glückseeligkeit suchen: sondern dieser Irrthum ist auch dem Lehr- und Nehrstande gemein. Die Lehrer haben ein fürtreffliches Amt. Denn was kan schöner und nützlicher seyn, als andere zu unterrichten, ihnen den Weg zur Gemüths-Ruhe, das ist zur wahren Glückseeligkeit, zu zeigen, sie vernünfftig, tugendhafft, gelehrt zu machen? Diesen Zweck sollten von Rechtswegen die Lehrer haben: Allein sie beobachten ihn gemeiniglich schlecht, wenn sie auch sonst noch so gelehrt seynd. Sie wollen auſſer sich hinaus, und auch in entlegenen Landen berühmt seyn. Denn die meisten Menschen seynd so thöricht, daß sie die Gelehrsamkeit eines Mannes nach seinem Ruf abmessen, und nicht bedenken, daß der Ruf gar veränderlich sey, und sich nach der Meynung der auswertigen Völker richte. Wer z. E. in Holland berühmt seyn will, der muß ein Criticus seyn, und diese Wort-Kunst wohl innen haben, welche zwar nützlich genug ist, aber doch nicht das Hauptwerk der wahren Gelehrsamkeit ausmachet. Wer seinen Ruhm in Frankreich auszubreiten verlanget, der muß etwas schreiben, das den Pfaffen gefalle, und das etwa von den Jesuiten zu Trevoux (11) gelobet werde. Es ist nichts eitler als ein grosser Ruf. Die Gelehrten haben auch mehr Beschwerlichkeit als Vortheil davon. Denn ein jeder will einen berühmten Mann sprechen; jeder will mit ihm in einem Briefwechsel stehen. Eben so thöricht ist es, einen grossen Beyfall und Zulauff vieler Zuhörer und Anbeter zu suchen. Wer einen grossen applausum erlanget, der ziehet einen grossen Schweif von Thoren nach sich: denn diese machen allezeit den grösten Hauffen aus. Es ist zwar bisweilen Gelehrsamkeit mit einem grossen applausu verbunden; es geschiehet aber nur zufälliger Weise. Insgemein ist vielmehr zu vermuthen, daß bey einem ungemeinen Zulauff und Beyfall wenig gründliches anzutreffen sey. Die Thorheit hat zu allen Zeiten die Oberhand gehabt. Der Satan

(11) Noch in meinen Studenten-Jahren ließ ich in die Obseruationes Halenses einen Aufsatz drucken, worinnen ich zu beweisen suchte, daß das Buch der Weißheit unter die Canonischen Bücher gehörete. Diese Observation wurde von den Herren Jesuiten zu Trevoux mit grossen Lobsprüchen erhoben. Warum? Weil ihnen daran gelegen ist, daß gedachtes Buch für canonisch gehalten werde.

tan triumphiret und hat die Kirche; die Weisen aber nur die Capelle. (12) Hiernächst stehen sich die Gelehrten hauptsächlich dadurch am meisten im Lichte, daß sie bey der blossen Erkänntniß stehen und also an den Schaalen hängen bleiben, ohne den Kern zu schmecken, oder ihre Wissenschafft zur Tugend und wahren Glückseeligkeit anzuwenden. Denn gemeiniglich wird derjenige für einen gelehrten Mann gehalten, der nur viel gelesen und mancherley Sprachen erlernet hat. Ein sogenannter Polyhistor hat fast allezeit die Vermuthung wider sich, daß er, vt canis ex Nilo, getrunken, und selten etwas gründlich eingesehen oder in Ausübung gebracht habe. Da nun also die Gelehrten neben dem Ziel vorbeyschiessen; was ist es Wunder, daß Kaufleute, Künstler, Handwerker und Bauern gleichfalls fehlen? Diese denken, ihre Glückseeligkeit bestehe darinnen, wenn sie im Ueberflusse leben und grossen Reichthum zusammenbringen: da doch solches sowohl ihnen selbst als auch dem gemeinen Wesen schädlich ist. Denn wo Ueberfluß herrschet, da verfällt man endlich in ein üppiges Leben und Schwelgerey, woraus eine gefährliche Weichlichkeit und Zärtlichkeit entstehet. Ueberfluß giebt Gelegenheit zu manchfältigen Lastern, und verderbet nicht allein einen Menschen insbesondere, sondern auch eine ganze Gesellschafft. Es ist der Republik nichts nütze, wenn viel grosse Capitalisten da seynd. (13) Denn wenn sie durch die Handelschafft übergrosse Summen gewonnen haben, so bekommen sie gleich Lust, ihren Stand zu verändern, wollen Edelleute werden und Ehrenstellen erlangen. Sie kauffen sich Landgüter an und wuchern mit ihren Capitalien, ohne ihre vorige Handelschafft oder Gewerbe fortzuführen, oder verthun wohl gar ihr Geld und verarmen zuletzt. Dadurch wird die Anzahl der Kauf- und Handwerksleute verringert: Welches eben der grosse Fehler in Engelland und in Schweden, (14) und Ursache ist, daß in diesen

(12) Dieses hat *Bayle* hin und wieder in seinem Dictionaire zu erweisen gesucht. Es war seine these favorite. Er wollte dadurch zeigen, daß die Manichäer schwer zu wiederlegen wären. Man hat aber nicht nöthig, hier einen Satan zu erdichten. Allezeit hat die Thorheit, das ist, die Affecten und verkehrten Begierden der Menschen, überwunden. Das heist man, theologisch zu reden, den Teufel.

(13) Am besten ist es für den Staat, wenn ein paar grosse Banquiers oder Capitalisten da seynd, die die Wechsel negotiren. Die andern können in der Mittelstrasse bleiben. Wo viele ausserordentlich reich und überwichtig seynd, da giebt es auch viel Arme. Ein Reicher hat allezeit funfzig Arme gegen sich. In Leipzig siehet man hin und wieder reiche Leute; dagegen aber ein ganzes Schock Arme in jeder Gasse, auch nur von Haußsäßigen Leuten. Die Armen aber gereichen dem Staat zur grösten Beschwerung. Der Mittelstand ist der beste.

(14) S. Les Anecdotes de Suede pag. 51. 52. Vor den Verfasser dieses Buchs wird

sen Ländern die Handlung nicht in solchem Flor ist, als in Holland. Denn da giebt es nicht so viele Landgüter; die Vsurarii, oder diejenigen, die grosse Herren seyn wollen, werden auch mehr mit grossen Auflagen und auf andere Art beschweret. Daher bleibt ein jeder lieber bey seiner Profeßion. Also bestehet vielmehr die Glückseeligkeit der Kauf- und Handwerksleute darinnen, wenn sie ohne Hinderniß ihrer Profeßion obliegen können, und ein jeder nach seiner Art so viel zu gewinnen Gelegenheit hat, als er zu einem ehrlichen Auskommen und zum Dienst des gemeinen Wesens bedarff. Der Ueberfluß hingegen machet, daß die Leute mit ihrem Stande unzufrieden seynd.

VIII.

Die Glückseeligkeit ganzer Reiche und Staaten bestehet überhaupt in derselben Sicherheit, Ruhe und Beschützung wider die Feinde. Dieses bringt der Entzweck der Republiken mit sich. (15) Die meisten hingegen bilden sich fälschlich ein, der gröste Flor eines Staats bestehe darinnen, wenn derselbe groß, mächtig und reich sey. Allein, jemehr die Reiche oder Republiken an Macht wachsen, jemehr Feinde und Unruhen bekommen sie auch. Ein erfahrner Staatsmann (16) hat angemerket, daß, ehe Holland so grosse Flotten ausgerüstet, es noch eins so glücklich gewesen sey, als hernach, da Frankreich und Engelland darüber eifersüchtig geworden; und habe Holland von der Zeit an nicht wieder zur Ruhe kommen können. Eine allzugrosse Macht wird endlich wieder klein und schwach. Wenn der Baum sich nicht mehr ausbreiten und wachsen kan, so nimmt er ab und stirbt. Kein grosses Reich hat lange Zeit bestehen können. Augustus hat das wohl begriffen; deswegen stellte er Berathschlagungen an de coercendo intra terminos imperio. (17) Er

Glückseeligkeit ganzer Reiche und Staaten.

sahe

wird der Herr von Pufendorff gehalten. Es kam erst nach dessen Tod in Ulm heraus, wurde aber nachgehends in Holland wieder aufgeleget.

(15) Hievon hat der griechische Historienschreiber *Polybius* lib. VI. cap. 14. vernünfftig geurtheilet. Dieser Polybius hat mit grossem Verstand und Klugheit geschrieben, und hat ihn der berühmte Scipio Africanus, mit dem er zu Felde gezogen, bey sich gehabt. *Isaacus Casaubonus* hat dessen Bücher ins lateinische übersetzt und eine trefliche Vorrede dazu gemachet.

(16) S. Memoires pour servir à l'histoire de Hollande, welche Ludwig *Aubery* aus den geschriebenen Nachrichten seines Vaters, des Staatsklugen Benjamin *Aubery*, zusammen getragen hat.

(17) S. *Tacit.* annal. I. c. 11. *Dion. Cass.* lib. LVI. *Boxhorn.* de imperio Rom. dissert. XV. §. 16. *Clapmar.* de arcan.

sahe klüglich ein, daß es weit besser sey, die Grösse des Römischen Reichs in seinen Schranken zu erhalten, als es durch neue Eroberungen zu erweitern. (18) Ein grosses Reich zu beherrschen ist eine höchst schwere Sache. Es gehöret unglaubliche Wachsamkeit und Sorgfalt dazu, um zu verhüten, daß nicht die Unterthanen hin und wieder in den Provinzen einen Aufstand erregen, oder daß nicht andere Völker bald da bald dort etwas abzwacken. Eine allzu grosse Maschine wird offt von ihrer eignen Last niedergedrücket. Deswegen hat man schon lange dem Türkischen Reiche prophezeyet, es werde in viele Stücke zerfallen. (19) Was bißher von der Macht angemerket worden, eben das kan man auch von dem Reichthum sagen. Gleichwie der Ueberfluß den Bürgern insbesondere nichts nütze ist; also ist er auch überhaupt einer Republic nicht verträglich. Kein Staat, der blos Geld und Gut zum Entzweck hat, stehet recht feste. (20) Denn selbst die grossen Reichthümer und deren beständige Gefehrten, Stolz und Ueppigkeit, seynd die Werkzeuge des Untergangs. In allen Geschichten findet man fast keine so reiche Stadt als Corinth, (21) welche der Luxus ins Verderben stürzete. Eben durch denselben giengen die Sybariter, die Sidonier, die Tyrier zu Grunde, welche gleichwohl die reichsten Völker waren, die die wichtigsten Handels-Plätze hatten. Zu unsern Zeiten ist bekannt, wie die Holländer immer nur auf Reichthum und auf ihren Nutzen sehen, und dieserwegen Krieg führen, Friede machen und Bündnisse schliessen. Wenn man die Holländer auf seine Seite bringen will; so muß man ihnen

arcan. rerum publ. lib. III. c. 16. Hieher gehöret auch *Jo. Henr. Boecleri* dissert. de Imperio intra modum coërcendo.

(18) Zu den Zeiten Scipionis Africani stunde die Römische Republic fast am besten, wie Cicero in seinen Büchern de Legibus angemerket hat. Da aber die Römer anfiengen grosse Länder in Asien einzunehmen, die Gallier unter das Joch zu bringen, da gieng es schon auf den Untergang los.

(19) Der Türke ist kein kluger Regent. Sein Land siehet von innen meist elend und wie die Wüsten am Jordan aus, so daß man offt in dreyßig bis vierzig Meilen keinen ansehnlichen Ort antrifft, als etwa hin und wieder einige Rudera oder Ueberbleibsel von Städten. Es sind Wohnungen voller wilden Thiere. Man muß darinnen mit Leib- und Lebens-Gefahr, mit Proviant, mit starken Caravanen reisen. Also kan man vom türkischen Reich sagen, es sey groß, und nicht groß. Auf den Gränzen ist es am mächtigsten, das Mittel aber wird verabsäumet. Aber eben dadurch hat es sich bisher erhalten. Wenn es überall genugsam angebauet und bevölkert wäre, würde es schon längst zerfallen seyn. S. den Staat von dem Türkischen Reiche, unter den so genannten Rengerischen Staaten.

(20) Besiehe *Hertii* elementa prudentiae ciu. P. I. Sect. XI. §. 3. p. 210.

(21) Die Ursachen, warum die Stadt Corinth so reich geworden, hat Strabo im achten Buche seiner Geographie angezeiget.

ihnen einen Apfel weisen, von dem sie gerne essen, das ist, ihnen ein in die Augen fallendes handgreifliches Interesse fürstellen. Sie möchten gerne das monopolium haben und die ganze Welt in Contribution setzen. Sie haben fast alle Völker, sonderlich die Deutschen mit ihrem Trafic gehudelt, und den Tax aller Waaren sich zugeeignet. Deswegen wollten sie durchaus die Ostendische Handlung supprimirt wissen, damit ihre Waaren nicht abschlügen, indem die von Ostende alles viel wohlfeiler gaben. Mit diesem Apfel wurden die Holländer zur Hannöverischen Allianz gebracht; obgleich die ganze Ostendische Compagnie nur eine Kleinigkeit. Es ist aber den Holländern schon lange, auch von ihren eigenen Landsleuten (22) vorgesungen worden, daß es ihnen dereinst ergehen werde wie den Tyriern und andern dergleichen durch die Handlung bereicherten Völkern. In gewisser Maasse ist es den Holländern sehr gut, wenn sie Krieg bekommen; denn sonst werden sie nachläßig. Zu Friedens-Zeiten haben sie keine rechte Mannschafft auf den Beinen. Wenn die Festungen alle sollen besetzt bleiben, so behalten sie nicht 20000. Mann übrig, die sie ins Feld stellen könnten. (23) Man kan auch ein Exempel nehmen an dem Königreich Portugall. Da dasselbe einen guten König an dem Emanuel gehabt, so machte es in kurzer Zeit die grossen Eroberungen, wodurch die Portugiesen das Gewerbe und den Handel mit dem Gewürz, Gold und Silber in ihre Hände brachten. So bald aber dieser König war schlaffen gegangen, so ist es geschehen, daß sie mitten im Ueberflusse schwächer und ärmer geworden, als sie vorher gewesen. Dieses kan kein Mensch glauben, als der die Historie von

(22) So schreibt, zum Exempel, der berühmte Holländische Poet, Janus Dousa:

\- - - Trux ventilet ignes
Tisiphone, quatiatque suos irata colubros,
Prouehimur quo lucra vocant.

[* zu deutsch:
Wenn schon Tisiphone die schwarzen Fakeln schwinget
Und grimmig auf uns zu mit ihren Schlangen dringet;
So reißt doch Habsucht und Gewinn
Uns blindlings ins Verderben hin.]

(23) Im Jahr 1672. war Holland seinen Untergang sehr nahe. Wenn damal Ludwig XIV. den Prinzen von Condé gefolgt hätte, wäre Amsterdam übergegangen. Denn es wollten schon die reichsten Leute sich weg machen und auf den Schiffen nach Ost-Indien fahren. Die ganze Republic war damahls verfallen. Sie hatte keine hinlänglich besetzten Festungen, keine Miliz, keine tüchtige Kriegs- und Civil-Bedienten. Die Soldaten selbst waren verzagt und giengen durch, u. s. w. Man hat auch insgemein eine gar zu grosse Einbildung von der Republic Holland, ihrer Macht und Reichthum. Die Holländer haben so viel Schulden, daß sie solche, wenn sie auch zwanzig Jahre Ruhe haben, kaum bezahlen können. Niemand hat ihnen die Meynung besser gesagt, als der Theodor Lau in seinem nur aus wenigen Bogen bestehenden Entwurffe vom Interesse von Holland.

Portugall selbst mit politischen Augen ansiehet. Alsdann wird man erst wahrnehmen, woher solches gekommen sey. Die Portugiesen bekamen von Tag zu Tage mehr Feinde auf den Hals und wurden in viele Kriege verwickelt. Der Krieg aber frisset alles auf, so daß die Leute der Früchte ihrer Arbeit und Bemühungen nicht geniessen können. Wenn auch einer die ganze Welt zu gewinnen wüste, die Oerter aber, welche er verheeret, nicht wieder aufbauen könnte; so würde er thöricht handeln: dagegen aber gescheider thun, in seinem Lande zu bleiben und dasselbe zu erhalten. (24) Nachdem also vorgedachter Emanuel die Augen zugethan hatte; so kam sein Prinz Johannes der III. auf den Thron. Dieser ließ die Jesuiten ins Land kommen und die Regierung führen: da indessen die Ueppigkeit immer mehr überhand nahm. Als nun auch König Johannes gestorben war, und die Portugiesen eine Armee nur von dreysig tausend Mann aufbringen wollten; so war doch kein Geld dazu da, ob sie gleich die Africanischen Küsten bis an das Vorgebürg guter Hoffnung innen hatten. Es halff ihnen also der Ueberfluß nichts. Es ist gewiß, daß, wenn schon ein Regent reich ist, er aber dabey nichts zu sparen suchet, keine Vorraths-Häuser anleget, sich nicht bemühet seine Leute in guter Disciplin zu erhalten, aller Ueberfluß ihm wenig Nutzen bringet. Der tolle Sebastian, welcher unter den Pfaffen war erzogen worden, erkannte wohl, daß es den Portugiesen an Zucht und Ordnung fehlete. Das Volk fraß, soff und spielete; mithin war es eben so viel, als wenn es in der alten Armuth beharret wäre. Ja in diesem Falle würden die Leute noch stark und dauerhafft geblieben seyn, an statt, daß sie durch die Wollüste feige Memmen geworden. Aus der-

(24) Darinnen bestehet eben der gröste Fehler vieler Regenten, daß sie mehr Länder erobern wollen, als sie erhalten können. Man darf nur den Carl Gustav ansehen, welcher nach der Abdankung der Königin Christina auf den Schwedischen Thron gestiegen. Dieser hatte Verstand und Muth genug: fiel aber auf Abwege, daß er dachte, es müste immer Krieg geführet werden; Eben als wenn die Unterthanen sonst nichts zu thun hätten als Conqueten zu machen. Daher wird dieser Carl von Pufendorffen beschuldiget, daß er Ursache an dem Verfall von Schweden gewesen sey. Sein Entzweck taugte nichts. Er ist auch für Verdruß gestorben, weil alles auf ihn losgefallen und man nicht zugeben wollen, daß er so viel Länder gewinnen sollte. Wenn er aber auch alles erlanget hätte; so hätte er doch hernach mit dessen Erhaltung zu thun gehabt. In Frankreich wurde ehemahls die Frage aufgeworffen, ob nicht der König könnte die Schweitzer über den Hauffen werffen? Man fande, daß es bey einigen Cantons angehen würde; erwog aber dabey, daß die Leute der monarchischen Regierung nicht gewohnt wären, und bald einen Aufstand machen würden. Daher hat man es unterlassen, weil man sahe, daß es schwer sey, solche Länder zu behalten.

dergleichen Beyspielen ist zu sehen, daß es nichts enthusiastisches oder schulmäßiges sey, was oben gesagt worden. Denn es wird durch die Erfahrung bewährt. Wer es leugnet, dessen Thorheit leuchtet in die Augen. Die Mittelstrasse ist die beste. Ueberfluß taugt nicht; obwohl ausser dem ein jeglicher Staat im Verhältniß gegen andere freylich hinlängliche Macht und Reichthum haben muß zu seiner Erhaltung und Beschirmung. Denn die Nachbarn seynd mehrentheils böse und unruhig. Ist gleich bißweilen einer gut und friedliebend, so lebet doch selbiger nicht ewig, und kommet vielleicht nach ihm ein anderer, der wieder ein groß Lermen anfänget. Endlich ist es für einen grossen Fehler anzusehen, daß man, sonderlich heut zu Tage, fast überall eine Souveraineté, das ist, eine unumschränkte despotische Herrschafft einzuführen gedenket; welches jedoch etwas sehr irreguläres und dem wahren Entzweck eines Staats ganz entgegen ist. In einen solchen Staat siehet man wenig schönes, artiges, freymüthiges oder gelehrtes. Einem Despoten ist daran gelegen, daß die Unterthanen recht dumm bleiben, wie in Siam, in Japan und bey den Türken. Seynd die Unterthanen noch nicht dumm, so sucht sie der Despot dazu zu machen, damit die Leute die Unvernunfft der Tyranney nicht merken. Dergleichen Reiche gehen guten Theils zu Grunde; und wenn gleich etliche noch dauern, weil die Leute der despotischen Regierung schon gewohnt seynd; so stehen sie doch in schlechtem Flor. Ein Beyspiel dessen zeiget sich an dem grossen Mogolischen Reiche, in welchem, nach dem Bericht des Mr. Bernier, mehr Geld vergraben als unter die Leute gebracht wird, weil die Unterthanen des Mogols wissen, daß sie keine Früchte von ihrer Arbeit zu geniessen haben noch haben dürffen, sondern wie leibeigene Knechte alles ihrem Herrn erwerben. Solche Herren würden reicher und mächtiger seyn, wenn sie gelinder regiereten: allein die Dummheit und Barbarey hindert sie. In Europa pflegen die Unterthanen nicht so geduldig zu seyn; und wenn sie es auch eine Zeit lang seynd, so reisset doch endlich der Faden. Oft fehlet es nur an einem Aufwiegler, an einem Blasebalg, um die Mißvergnügten in Bewegung zu bringen. Da gehet es dann in einem solchen Lande zu, wie es die Schweden in Liefland, und die Spanier mit den Holländern erfahren haben. Ueber dieses bleibt ein Aufstand selten in einem Lande allein; sondern nimmet auch andere mit. Es ist zu verwundern, daß viele grosse Herren hierauf nicht acht haben, da sie doch die neuesten Exempel vor sich sehen. Allein sie verstehen es nicht besser, und werden nicht recht unterwiesen. Despotisch regieren heisset alles nach seinem Kopfe haben wollen, alles mit Gewalt und Strenge thun:

Sic volo, sic iubeo, stat pro ratione voluntas:

Den Leuten ihre Gerechtsame und Freyh iten entziehen, u. s. w. Wer leidet das gerne? In Europa haben wir freye Gemüther, die das Joch der Knechtschafft schwerlich tragen können. So lang die Furcht währet, thut es endlich noch gut: wenn aber diese weg ist, oder ein Zufall von aussen kommet; so entstehet eine Revolution, die Regierung bekommt eine neue Gestalt, der Herr wird herunter gesetzet. Wir haben ja ein bekanntes Beyspiel an Schweden. Im Despotismo steckt eine grosse Thorheit, und sollte daher ein grosser Herr sich dafür hüten, die Unvernunfft ablegen, und seine Unterthanen halten wie Kinder, nicht aber wie Knechte, Sclaven, Bauern und Leibeigene. Werden nicht die Spanier ausgelachet, daß sie durch ihr despotisches Regiment sieben schöne Provinzien verlohren haben? Warum? Weil sie eine Probe ihrer Thorheit abgeleget und dadurch zu erkennen gegeben haben, daß sie die Regierungs-Kunst nicht verstanden. Hat doch der Czaar, der gleichwohl sehr absolut regierte, zuletzt viel von dem Despotismo nachgelassen. Und andere grosse Herren, die doch nicht über Moscowiter herrschen, wollen nicht nur von ihrem souverainen Wesen nichts nachgeben, sondern bemühen sich vielmehr, eine immer grössere despotische Herrschafft einzuführen.

VIIII.

In wie ferne eine solche Glückseeligkeit möglich sey.

Ob man schon überhaupt gar wohl zeigen kan, worinnen die wahre Glückseeligkeit und Wohlfahrt eines Staats bestehe; so darf sich doch deswegen niemand einbilden, daß eine durchaus glückseelige und in allen Stücken vollkommene Republic in der Welt möglich sey. Denn die Vollkommenheit ist über den menschlichen Horizont. So bald man saget, Mensch, so zeigt man zugleich etwas Unvollkommenes an. Man kan zwar sagen: Diese oder jene Republic ist die beste und glücklichste; aber nur in so ferne sie gegen andere gehalten wird. Denn es finden sich doch allezeit und überall Mängel und Gebrechen. Wenn ein Staat auch noch so ordentlich und regelmäßig aussiehet, so wird doch noch immer etwas höckerigtes darunter seyn. Wo eine Republic zu finden, welche der Vollkommenheit am nächsten gewesen, so war es die Jüdische: wovon hernach mit mehrerm. Einige halten alles, was man von einer vollkommenen Republic vorbringet, für ein leeres Geschwätz: Allein es hat doch in gewisser Maasse seinen Nutzen. Denn manche sehen einen Staat für schön und vollkommen an, der doch sehr unvollkommen ist: (25) und viele

(25) Ich kenne einen Menschen, der einen gewissen Hof für den vollkommensten, das Regiment für das allerbeste, das ganze Reich für das allerglücklichste hielte, weil

viele meynen auch, es sey nicht möglich, einen bessern und vollkommenern Zustand des gemeinen Wesens zu erhalten, als wie solcher bey den meisten Republiken angetroffen werde. Deswegen ist es gut, wenn in der Staats-Lehre gezeigt wird, erstlich, was das beste und vollkommenste sey; hernach, wie weit wir davon entfernet seyen; und endlich, wie weit es in der Vollkommenheit zu bringen möglich sey. (26) Denn zu dem höchsten Gipfel kan man in der Welt freylich nicht gelangen. (27) Wenn man aber von dem besten Zustand des gemeinen Wesens redet, so wird vor allen Dingen erfodert, daß die ganze Verfassung und Einrichtung des Staats keinen Haupt-Mangel habe. Ein solcher Haupt-Mangel ist es, wenn z. E. niemand weiß, was für eine Regierungs-Form da sey; wenn ein Theil den andern hindert. So ist es bey uns in Deutschland. Denn haben die Stände was Gutes in dem Sinn, so hindert es der Kayser: Hat der Kayser etwas nützliches vor, so hindern es die Stände. Ja die Collegia der Stände selbst seynd unter einander uneinig. Woher kommt dieses sonst, als von unserer irregularen Staats-Verfassung? Denn es ist weder eine Monarchie, noch eine Aristocratie, noch eine Democratie in unserm Reiche. Man kan ihm keinen Nahmen geben. Derjenige ist thöricht, der die Form des Deutschen Staats eigentlich bestimmen will. Es seynd hier lauter Irregularitäten, wie bey einer irregularen Festung. In einer solchen Republic kan keine beständige Glückseeligkeit seyn: denn niemand weiß, wer Koch oder Keller ist. In Engelland streiten das Oberhauß und das Unterhauß miteinander, und beyde wiederum mit dem Könige. In Deutschland geht es ja auf dem Reichstag eben so. Daher unser ganzes Staats-Recht nichts anders ist als eine Lehre von den Streitigkeiten des Kayſers mit den Ständen, und der Stände unter sich. (28) In einem regularen Staat weiß man, wer die höchste Gewalt hat, wer derjenige ist, der das branle giebt. Bey uns hin-

weil man allda eine besondere Magnificenz sehen ließ, und viele Millionen verschwendet wurden. Nunmehro, meynte er, sähe er erst, worinnen die wahre Glückseeligkeit eines Staats bestünde, und wie ein recht kluger Regent beschaffen wäre. O Thorheit!

(26) So hat es *Hertius* in elementis prudentiae ciuilis fast bey allen Capiteln gemachet.

(27) Daher auch ein politischer Regent nicht alles gleich zu Bolzen drehet, sondern sich nach der menschlichen Schwachheit bequemet. Carl der XII. in Schweden hätte länger leben, glücklicher regieren und seine Lande erhalten können, wenn er nicht überall hätte wollen Recht behalten und sich fest eingebildet: Tantem bonam causſam triumphaturam. Wenn ich ihm die Grabschrifft zu machen hätte, würde ich setzen: Hier liegt der König, der in allen Dingen hat Recht behalten wollen.

(28) Wer sonst nichts weiß, als das jus publicum des Deutschen Reichs, der hat fast sonst nichts gelernet, als lauter Zänkereyen.

hingegen wird noch gestritten, wer die höchste Gewalt im Reiche habe. Sie ist fast allezeit unsichtbar, biß der Feind kommet, der Türk vor Wien ziehet, die Franzosen nach Höchstätt gehen. Alsdann lauffen erst die Deutschen zusammen und greiffen zu den Waffen. Ferner sollen in einem regelmäßigen Staat die Gesetze sich für das Volk schicken, das heist, nach dessen besonderem Naturell, Sitten und Neigungen eingerichtet seyn. Denn es ist kein Volk unter der Sonnen, das nicht seine eigene Sitten und Neigungen haben sollte. Wer die Menschen alle will über einen Kamm scheren, verstehet die menschliche Natur und die Moral nicht. Das natürliche Gesetz ist allen menschlichen Naturen gerecht: die willkührlichen und bürgerlichen Gesetze hingegen schicken sich nicht für alle Menschen noch auf alle Republiken. Die orientalischen und mittäglichen Völker können auf eine ganz andere Art beherrschet werden, als die gegen Mitternacht wohnen. Wenn z. E. ein Regent die Engelländer, die Schweden und andere Nordische Völker eben so halten wollte, als wie der Türk seine Unterthanen, oder wie die Mohren gehalten werden: so würden sie bald den Kopf zwischen die Beine nehmen und ihren Herrn herunter schmeissen. Die mittäglichen Völker seynd melancholisch, verzagt und furchtsam: Sie thun alles was man haben will, und lassen sich tractiren wie die Esel. Das Clima ist unterschiedlich; und dieses machet unterschiedliche Körper, von welchen auch die unterschiedlichen Neigungen entstehen. Denn die Seele richtet sich nach dem Körper. Wer das nicht glaubet, der hat keine Erfahrung. Wer aber in den orientalischen Ländern sich selbst umgesehen, oder gute und glaubwürdige Reisebeschreibungen gelesen hat, der wird den grossen Unterschied erkennen, und sehen, wie die Leute in jenen Ländern so sclavisch seynd. Alle Völker haben mehr Böses als Gutes an sich: das Böse aber ist wieder unterschieden nach den unterschiedlichen Neigungen der Völker. Daher muß ein kluger Gesetzgeber hierauf fürnehmlich sehen. Die Hebräer waren am meisten zur Abgötterey geneigt: deswegen findet man im alten Testamente, daß nichts erschröcklicher angesehen und bestrafft worden, als dasselbe Laster. Weil sie auch wollüstig waren und den Müßiggang liebten, so giengen die Jüdischen Gesetze sonderlich dahin, das Volk zur Arbeit anzuhalten. Wenn man aber gewisse Laster abstellen will, so müssen auch die Gelegenheiten und Anreitzungen dazu aus dem Wege geräumet werden; sonst helffen die Gesetze so viel als nichts. Wenn man z. E. in einer Stadt Spiel- Coffee- und Huren-Häuser im Ueberfluß findet, so müssen die Leute nothwendig durch dergleichen Gelegenheiten zum Spiel und zur Hurerey angelocket werden, wenn man gleich solche Laster

durch

durch tausend Gesetze verbieten wollte. Man findet in den Jüdischen Gesetzen: Es solle keine Hure seyn unter den Kindern Israel; aber man siehet auch, was für Anstalten deswegen gemachet worden. So ist es auch im Gegentheil bißweilen gut, wenn in den Gesetzen von gewissen Lastern gar nichts gedacht wird; nemlich von solchen, die unter dem Volke nicht im Schwang gehen. Denn sonst würden die Leute dadurch nur veranlasset werden, daran zu gedenken. (29) Wenn ferner die Gesetze in einem Staat von Fremden hergehohlet werden: so zeigt es schon eine gewaltige Irregularität an. Wenn man demnach die Römer überhaupt, und nicht nach gewissen besondern Umständen, betrachtet, so muß man sagen, daß sie albern gethan, daß sie nach Griechenland gesendet und da Gesetze gehohlet haben. Nicht anderst, als wie wir Deutsche auch wunderlich gewesen, daß wir fremde Gesetze angenommen haben. (30) Ich halte auch dieses für einen Verfall einer Republik, wenn man ohne Unterschied alle Fremde aufnimmt. Denn dadurch leiden die alten Gesetze Noth. (31) Wo man aber immer an den Gesetzen ändern und bessern muß, da ist Unordnung und Verwirrung.

X.

Es ist bereits in dem vorigen gedacht worden, daß kein besseres oder vollkommeneres Muster eines wohleingerichteten Staats zu finden sey, als die Jüdische Republik: Denn diese hatte GOtt selber angelegt, (32) und

Fürtreflichkeit der Jüdischen Republic.

(29) Solon wurde gefragt, warum er in seinen Gesetzen keine Straffen auf den Vatermord gesetzet hätte? Er antwortete: Weil er gemeynet, es werde niemanden ein so abscheuliches Laster zu begehen in den Sinn kommen. [* Daher schreibet Cicero in oratione pro S. Roscio Amer. *Solon* cum interrogaretur, cur nullum supplicium constituisset in eum qui patrem necassset, respondit se id neminem facturum putasse. Sapienter fecisse dicitur cum de eo nihil sanxerit, quod ante commissum non erat: ne non tam prohibere quam admonere videretur.]

(30) Josias Simler sagt gar artig in seiner Beschreibung von der Schweitz: Man könnte sich wundern, warum die Schweitzer nicht auch das Römische Recht angenommen hätten; allein die Schweitzer wären einfältige Leute, für welche das Römische Recht zu subtil sey.

(31) Augustus hatte eine gute Absicht, da er haben wollte, daß die Römer nicht so viele Knechte frey lassen sollten, damit nemlich nicht so viel servilisches und fremdes Blut sich mögte unter die Bürger mischen. Von den Venetianern hat Amelot angemerkt, daß ein Fremder sich zwar unter ihnen aufhalten dürfte; wenn er sich aber recht niederlassen und fest setzen wollte, so würde es ihm sehr schwer gemachet. Eben dieses kan man auch in vielen Reichs-Städten wahrnehmen.

(32) GOtt war auch allein der Herrscher in dieser Republic. Es war eine Theocratie, die in der ganzen Welt nicht ihres gleichen hat. Daher ist es abgeschmackt, über die Regierungs-Form der Hebräer zu disputiren, wie der Conring wohl

und seinem Volke die weisesten Gesetze gegeben, welche sich zu dessen Sitten und Neigungen fürtreflich schickten. Die Juden waren alle eines Geschlechts; sie stammten von dem Abraham her. GOtt suchete auch, so viel möglich, eine Gleichheit unter ihnen zu erhalten. Sie waren alle frey. Die Knechte, die sie hatten, waren Fremde; oder wenn ja auch unter den Hebräern einige aus Noth in die Knechtschafft geriethen, so wurden sie doch im Jubel-Jahre wieder in die Freyheit gesetzt. Es war unter ihnen kein Adel; sondern wenn einer in grösserm Ansehen stund als der andere, so geschahe es durch sein Amt oder durch sein Alter. Das war was grosses. Denn wo edle und unedle gegeneinander seynd, da setzt es Verdrießlichkeiten und Unruhen. (33) So war auch keine grosse Ungleichheit unter ihnen in Ansehen des Reichthums und der Armuth. Es konnte zwar ein Jud mehr als der andere haben; denn bißweilen bekam einer die Güter aller seiner Vorfahren in seine Hände, oder erwarb durch seinen Fleiß mehr als der andere: deswegen aber wurde er noch nicht überwichtig oder grundreich. Ihr Reichthum bestund in der Viehzucht und im Ackerbau. Da kam es denn gröstentheils auf eines jeglichen Fleiß, Mühe und Arbeit an. (34) Damit auch keiner so leicht in die äusserste Armuth gerathen mögte, so durfften die reichern aus den Weinbergen und von den Aeckern nicht alles einerndten, sondern musten vor die, so etwa wegen Vielheit der Kinder oder sonst Mangel hatten, eine Nachlese übrig lassen. Daher kommet es, daß wenn einer einen Diebstahl begangen hatte, das entwendete zwie- bis vierfältig wieder erstattet werden muste. Denn weil unter den Hebräern ein jeder sein ehr-

wohl erinnert hat. Dieser hat auch die Jüdische Republic sehr politisch beschrieben; so daß *Berizonius* in originibus Babylon. ihn deßwegen bewundert, ungeachtet dieser sonst eben kein Freund von den Deutschen ist. Ein Holländischer Jurist, Adrian Houtuyn hat in einem zu Utrecht gedruckten Buche, de republica Hebraeorum ungereimte und närrische Dinge geschrieben. Er will den Jüdischen Staat mit Gewalt zu einer Monarchie machen, und zeigen, daß die Völker unter einem Monarchen am glücklichsten seyen.

(33) Die edlen Geschlechter suchen sich immer mächtiger zu machen, und die gemeinen, als die schwächern, zu unterdrucken. Dadurch seynd manche Republiken, insonderheit auch die Römische, zu Grunde gegangen.

(34) Die Güter kamen nicht eher auf die Töchter, als wenn keine Söhne mehr da waren. Die Töchter bekamen entweder gar nichts, oder wenig: sie hatten kein Heyrathgut; deswegen heyratheten die Männer nicht nach Reichthum sondern nach Liebe und Zuneigung. Die Weiber, weil sie gemeiniglich nicht gar zu klug seynd, musten auch in immerwährender Vormundschafft stehen, die Mutter unter der Vormundschafft der Söhne, die kleinen Brüder unter der Vormundschafft ihrer erwachsenen Brüder, u. s. w. S. *Euerardi Ottonis* dissert. de perpetua feminarum tutela.

ehrliches Auskommen haben konnte, so geschahe es nur aus Geitz, wenn einer einen Diebstahl begieng. Bey uns hingegen, wo die meisten aus Armuth und Faulheit stehlen, gehet dieses nicht an. Deswegen hat man zu einer Todes-Straffe schreiten müssen. Unter den Juden waren ferner keine Handwerks-Leute oder Künstler, als nur die nöthigsten und einfältigsten. (35) Die übrigen beflissen sich auf den Ackerbau und Viehzucht; ausgenommen die Leviten, welche mit dem Gottesdienst zu thun hatten. Alle musten arbeiten. Sie hatten keine Handel- und Kauffmannschafft; als wodurch nur dem Geitz, der List und Ueppigkeit Thüre und Thor geöfnet, und mit fremden Waaren zugleich fremde Laster eingeführet werden. (36) Der Jüdische Staat war über dieses so eingerichtet, daß die Einwohner nicht viele Länder einzunehmen, sondern sich nur zu erhalten und zu beschützen sucheten. Die Regierung hatte keine despotische noch monarchische Gestalt. Es waren siebenzig Aelteste, welche fürnemlich zu befehlen hatten, die nachgeordneten Obrigkeits-Personen erwählten, und Macht und Ansehen genug hatten, die Gesetze aufrecht zu erhalten. Die Gesetze selbst waren sehr weißlich eingerichtet, freundlich, gütig, gelinde, nicht aber so strenge und fürchterlich, wie bey uns. Sie schickten sich fürtreflich für die Sitten und Weise der Israeliten. Weil dieses Volk in Aegypten gewesen, und die Aegyptier grosse Abgötter waren; so war selbiges auch sehr zur Abgötterey geneigt. Daher suchte GOtt alle Gelegenheit dazu abzuschneiden. Weil aber gleichwohl das Volk sehr an dem äusserlichen Pracht und in die Sinnen fallenden Dingen hienge, und dabey wollüstig war, so hat GOtt selbiges bey dem Gottesdienst mit vielen Ceremonien überhäuffet, aber dieselben von aller Abgötterey gereiniget. Hierdurch wurden die Juden

(35) Also haben z. E. die Juden sich ihre Kleider meistens selbst gemacht. Sie trugen zuerst Ziegenfelle, hernach Zeuge von Cameel-Haaren. *Io. Braunius*, welcher Professor zu Gröningen gewesen, hat geschrieben de vestitu Hebraeorum, ein sehr gelehrtes und curioses Buch, daraus man viel lernen kan.

(36) Daher wurde auch, wie Josephus anmerket, die Hauptstadt des Jüdischen Landes in einem von der See abgelegenen Orte angeleget. Solches hat auch Plato in seiner Republic, die er nach der Vollkommenheit einrichten wollen, fürgeschrieben. Damit nemlich die Ungleichheit der Stände nicht zu groß werden mögte. In der That muß man gestehen, daß, nachdem die Jüden angefangen sich auf die Kaufmannschafft zu legen, und über den Persianischen und Arabischen Meer-Busen zu handeln, Gold und Silber zu sammlen, zugleich viele Unordnungen und Ueppigkeit unter ihnen eingerissen seyen. Wie solches *Prideaux* in seiner Histoire des Juifs sehr schön gezeiget hat. Dieses ist ein ganz fürtrefliches Buch, welches ein jeder nothwendig haben muß, der die Bibel verstehen, und die Verbindung des alten und neuen Testaments recht lernen will.

nicht allein bey der Aufmerksamkeit und in der Arbeit erhalten; sondern sie fanden zugleich an dem mit vielem Pomp und Music angestellten Gottesdienst eine ihrer Neigung gemässe Ergetzung. (37) Dieses ist wohl die Haupt-Absicht der vielen Ceremonien gewesen. Und obschon kein Zweiffel ist, daß nicht GOtt dabey auch andere Absichten gehabt haben sollte, und also die Ceremonien zugleich Fürbilder auf Christum gewesen; so kan doch deswegen das erstere nicht geläugnet werden: denn eine Sache kan mehr als eine Absicht haben. (38) Wenn man die übrigen Gesetze der Juden durchgehet, so wird man bemerken, wie überall den Gelegenheiten und Reitzungen zu sündigen vorgebeuget worden. Also hat GOtt unter andern den Juden vieles zu essen verboten, (39) weil er gesehen, daß sie als ein zur Wollust geneigtes Volk sonsten leicht auf vielerley Speisen und Getränke verfallen würden. Wie denn auch in der That die in den Mosaischen Gesetzen verbotene Speisen entweder der Gesundheit zuwider und schwer zu verdauen seynd, oder aber zur Geilheit reitzen. (40) Mit einem Worte, die Jüdischen Gesetze waren unverbesserlich. (41) Und obgleich manche Laster scharff bestraffet

(37) Alles dieses findet man sehr wohl beschrieben in des *Claude Fleury* kleinen Büchlein des Moeurs des Israelites, welches sehr hochzuhalten und jedermann anzupreisen ist. Denn der Verfasser hat darinnen die Hebräische Republik recht politisch vorstellig gemachet. Dieser Fleury ist des itzigen Königs in Frankreich Ludwig des XV. Beichtvater gewesen, hat auch Erzbischof zu Rheims werden sollen, aber nicht gewollt. Ein hochgelehrter Mann, von treflicher Einsicht, der die Mängel sowohl in seiner als in unserer Kirche sehr wohl erkannte.

(38) Hieher gehöret des gelehrten Engelländers Johann Spencers Werk de legibus Hebraeorum ritualibus, welches mit grossem Verstande geschrieben ist. Nur darinnen fehlet Spencer, daß er behauptet, die Ceremonien wären blos deswegen gegeben worden, um das Volk von der Aegyptischen Abgötterey abzuhalten: da doch solches vielmehr eine Mit-Absicht (Concausa) gewesen.

(39) Auch in denen die Speisen und Kleider der Israeliten betreffenden Gesetzen suchet man bisweilen typos und Vorbilder, wo doch keine stecken. Es seynd gute moralische Einfälle. Daß aber GOtt dergleichen Absicht allemahl gehabt habe, glaube ich nicht. Etwas lasse ich zu, weil man nicht zu weit gehen, noch der Theologen Meynungen ganz wegwerffen muß. Wiewohl auch diese in den wenigsten Stücken mit einander überein kommen, indem einer diesen der andere jenen Gedanken hat.

(40) Dieses hat ein gewisser der Hebräischen Sprache kundiger Medicus in Leipzig in einer eignen Abhandlung, welche er unter der Feder hatte, ausführen wollen. Ich habe denselben ermuntert, sothanes Werk bald ans Licht zu stellen.

(41) Unter allen Republiken, von welchen wir Nachricht haben, ist der Jüdischen keine näher gekommen, als die Lacedämonische, deren Gesetzgeber der Lycurgus gewesen, welcher deswegen dem Athenienfischen Soloni billig vorzuziehen

ist.

set wurden, so waren sie doch nicht allzu streng oder hart; nicht mit Blut geschrieben, wie des Draconis Gesetze zu Athen, welche auch eben der allzugrossen Schärfe wegen, wie Cicero bemerket hat, nicht lange haben dauren können. Vielmehr hat GOtt auf die menschliche Schwachheit gesehen, (welches ein neues Merkmal eines weisen Gesetzgebers ist) und dahero seinem Volke vieles zugelassen. Also waren bey den Juden die Ehescheidungen, die Vielweiberey, und dergleichen erlaubet. Nicht daß ich meynte, es habe nothwendig so seyn müssen, oder es sey gut, daß ein Mann viele Weiber habe; sondern weil GOtt sahe, daß es ein unbändiges Volk war, welches er ganz hätte müssen ausrotten, wenn er alles auf die Vollkommenheit hätte treiben wollen. Christus sagte ja selbst zu den Juden, daß ihnen um ihres Herzens Härtigkeit willen vieles wäre zugelassen worden. Einige machen zwar wider die bißher gezeigte Fürtreflichkeit des Israelitischen Staats unter andern den Einwurff, daß sie sagen: dieses gefalle ihnen nicht, daß die Geistlichkeit unter den Juden so vieles zu sprechen gehabt habe; deswegen pflegten auch die Päbstler so gerne verschiedene Stellen aus dem alten Testamente für sich anzuziehen, weil nehmlich vieles mit ihrer Hierarchie so wohl überein käme. Allein es ist zu erwägen, daß die Priester bey den Hebräern in den ersten Zeiten weise und kluge Leute gewesen, die sowohl in den Geheimnissen der Religion als auch in Regierungs-Sachen unterrichtet waren. Denn ausser dem gelangte keiner zu diesen Stellen. Ja die Religion war mit in den Staat eingeflochten, und alle Gesetze giengen dahin, zu verhüten, daß keine Abgötterey einreissen könnte. Da musten denn die Priester viel zu sprechen haben. Das aber war freylich nicht recht, daß sie mit der Zeit stolz, liederlich, ungerecht wurden, aus den Schranken traten und unter dem Schein der Religion das Volk tyranniſireten. Deswegen empöreten sich auch endlich die Juden, und konnte also ihre Republik nicht mehr bestehen.

ist. Man kan davon des *Nicolai Cragii* rempublicam Lacedaemoniorum lesen, welches Tractätgen auch dem Thesauro antiquitatum Graecarum Gronouiano einverleibet ist. Dieser Nic. Cragius (welcher von einigen mit dem Schottländischen Rechtsgelehrten Thoma Cragio vermischet wird) war ein gelehrter Däne, und ist die Familie derer von Kragge noch übrig. So seynd auch die Griechischen Staaten von *Vbbone Emmio*, der zu Norden und Leer in Ostfrießland und hernach zu Gröningen Rector gewesen, sehr schön beschrieben worden. Prinz Ludwig von Nassau hielt so viel auf diesen Emmium, daß er meynte, er hätte nie einen klügern Mann gesehen. Er wollte ihn daher nach Leuwarden ziehen und zu seinem Rath machen. Emmius aber wollte lieber in seiner Schule bleiben. So viel ist wahr, daß aus dieses Mannes Schrifften ein groſſer Verstand herfür leuchtet.

Sie wollten durchaus einen König haben, und von den Leviten und Aeltesten sich nicht mehr regieren lassen. GOtt konnte es auch nicht ändern, sondern muste es geschehen lassen, sollte anderst das Volk erhalten werden. Wie aber die Könige kamen, da entstunden neue Ausschweiffungen; da riß die Abgötterey und der Götzendienst ein; die Form und Verfassung des Staats war verdorben, biß endlich die ganze Republic zu Grunde gieng. Denn es entstund daneben das Reich der Syrer und Babylonier. Diese wurden immer mächtiger und unterdrückten auch zuletzt die Juden. Die Juden musten in die Babylonische Gefängniß, aus der sie zwar wieder kamen, bald aber wieder auf Thorheiten verfielen, bis endlich die Römer ihrem Reich den Garaus machten. (42)

XI.

Von hieher gehörigen Büchern; auch was die Betrachtung der Jüdischen Gesetze nütze.

Auſſer denen vorher schon angeführten Scribenten von der Republic der Jüden seynd noch andere zu merken. *Carolus Sigonius* hat in seinem Werke de Republica Hebraeorum eine gute politische Einsicht gewiesen: Er verstund aber nicht genug Hebräisch. *Petri Cunaei* (43) Respublica Hebraeorum, worüber *Basnage* einen trefflichen Commentarium geschrieben, ist bekannt. Hieher gehören auch *Cornelius Bonauentura Bertram*, ingleichen *Jo. Stephanus Menochius*. Der weitläufftigste ist der Holländische Theologe *Melchior Leidekker*, dessen Werk de Republica Hebraeorum zween Folianten ausmachet. Die Leges forenses hat *Constantin L'Empereur* erläutert. Endlich kan man auch vieles lernen aus des *Grotii* (44) Commentario über das alte Testament; sonderlich über die Bücher Mosis. Bey aller dieser Menge von Scribenten wäre gleichwohl zu wünschen, daß ein vernünfftiger Rechtsgelehrter sich noch darüber machte und die Gesetze der Hebräer noch genauer, als bißhero geschehen, erwöge. (45)

Es

(42) Hiebey kan der oben belobte *Prideaux* mit Nutzen gelesen werden; denn er postilliret nicht, sondern schreibet als ein Mann, der die Alterthümer gut inne hat, und gehet biß auf die Zeiten Christi. Wo er aufhöret, da fänget des *Jaques Basnage* Histoire des Juifs an.

(43) *Cunaeus* war Professor juris zu Leyden, kein gemein gelehrter Juriste. Er schrieb auch treflich schön Latein. *Cellarius* hat dessen Orationes herausgegeben und ihn sehr zu imitiren gesucht.

(44) *Grotius* ist ein Monstrum eruditionis sine vitio. Von diesem grossen Manne muß man sich einen vortreflich hohen Begriff machen, wenn man von ihm urtheilen will. Man sieht und glaubt es aber nicht eher, als biß man einmahl selbst studirt, und dessen Bücher mit Aufmerksamkeit lieset. Es war eine erstaunenswürdige Wissenschafft bey diesem Manne.

(45) *Nic. Hertius* hatte vor, ein eignes Werk von dem Jüdischen Staat zu schreiben.

Es gehöret aber dazu nicht allein, daß einer ein Hebräischer Sprachmeister sey, sondern auch eine rechte Känntniß von politischen Sachen besitze. Im übrigen, wenn ein grosser Herr bey der Einrichtung und Verfassung eines Staats die Republic der Hebräer vor Augen haben wollte; so müste er trachten die Gleichheit so viel möglich zu erhalten, und zu verhüten, daß unter den Unterthanen der Ehrgeitz nicht einreisse, daß der mächtige den schwächern nicht unterdrucke, daß die reichen die armen nicht verschlingen. Eine völlige Gleichheit würde und könnte er nicht zu Stande bringen. Doch je mehr er alles nach derselben einrichten könnte, je besser und glücklicher würde der Staat seyn. Er müste ferner suchen sein Volk zur Arbeit anzugewöhnen, wie es bey den Hebräern war, damit die Leute nicht durch Müßiggang zu unordentlichem Wesen verleitet würden. Ich weiß wohl, daß nicht alle Civil-Gesetze der alten Hebräer sich auf unsern Zustand schicken. (46) Doch wäre zu wünschen, daß sie temperirt und accommodirt würden so viel sichs thun lässet, daß man wenigstens die generaliora mit unsern Gesetzen zu verbinden suchte: daß man z. E. bey Erwählung obrigkeitlicher Personen sich umsähe nach redlichen Leuten, die GOtt fürchteten und dem Geitz feind wären: daß man die Armen aufhülffe und sie wider die Gewaltthätigkeit der reichen sicher stellete, u. s. w. Mit einem Worte: Man kan aus fleißiger Betrachtung des Jüdischen Staats folgende vier Haupt-Regeln ziehen, welche in Verbesserung einer Republic wohl applicirt werden können. I. Suche die Ungleichheit aufzuheben, so viel sichs thun läßt. II. Schneide, so viel möglich, die Gelegenheit und Reitzungen zu den Lastern ab. III. Bemühe dich, das Volk zur Tugend und Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Und endlich IIII. Sey allezeit der menschlichen Schwachheit eingedenk.

XII.

Weil viele Gelehrte die Mängel und die Unvollkommenheit der Republiken, wie sie in der Welt gemeiniglich seynd, wohl eingesehen, dabey aber

Von Platonischen und chimärischen Republiken.

ben. Er wäre auch dazu geschickt gewesen; denn er hatte eine grosse Einsicht in politischen Dingen. Allein er starb über diesem Fürhaben.

(46) Wir sind in diesem Stücke denen Leuten zu vergleichen, welche einen Buckel haben. Diesen muß man solche Kleider machen, die ihnen nach ihrem Buckel gerecht seynd. Wenn ein Buckelomini ein Kleid, das nach der besten taille gemacht wäre, tragen sollte, so würden sich die beyden Stück-Kugeln, welche er hinten und forne hat, nicht darein schicken. Wenn er ein solches Kleid anzöge, so würde er darinnen ersticken wollen. Eben also können bey uns, die wir in einem verdorbenen Zustande leben, die vollkommensten Gesetze nicht recht gebraucht werden.

aber die Betrachtung des Jüdischen Staats aus den Augen gesetzet haben, so seynd sie auf chimärische, phantastische und idealische Republiken verfallen. Dergleichen hat unter den Alten sonderlich Plato gedichtet. Plato war ein grosser Geist und einer der scharfsinnigsten Philosophen.(47) Er sahe als ein Grieche die Verwirrungen in den Griechischen Republiken. Daher schrieb er ein Buch von der Republik in zehn Gesprächen. Man findet auch in der That schöne Gedanken und schöne Begriffe von der Wahrheit darinnen. Nur gehet er in vielen Stücken zu weit. Seine Absicht gieng dahin, alles auf eine Gleichheit zu bringen. Er hatte wahrgenommen, daß das Mein und Dein der Grund aller Uneinigkeit und alles Streits unter den Menschen sey. Daher wollte er in seiner Republik eine Gemeinschafft eingeführet wissen. Ja er gieng so weit, daß er meynte, es müsten auch die Weiber gemein seyn. Dieses aber ist thöricht, ungereimt und der menschlichen Natur zuwider. Weswegen auch Plato fast von allen getadelt worden. (48) Er wollte auch in seiner Republik

(47) In den Schrifften dieses Weltweisen findet man ein grosses judicium, gute Einfälle, und trefliche Gedanken. Wer den Plato verachtet, der hat ihn entweder nicht gelesen, oder über dasjenige, was er von ihm gelesen, nicht behörig reflectiret. Daß aber die wenigsten über dessen Sachen nachdenken, kommt daher, weil er in Gesprächen geschrieben hat, welche bißweilen subtil und schwer zu verstehen seynd. Daher muß man solche Leute lesen, die fast ihre ganze Lebens-Zeit mit Platonis Lehrsätzen, um solche recht zu fassen, zugebracht haben; dergleichen der Marsilius Ficimus und der Cardinal Bessarion seynd. Man muß auch in der philosophischen Historie wohl bewandert seyn, wenn man ihn recht verstehen will. Doch muß man ihn auch nicht zu sehr erheben. Denn ob er schon viele Wahrheiten hat, so schnappet er doch über, wenn es auf das Hauptwerk ankommet; wie es allen andern ergangen, die keine göttliche Offenbarung gehabt haben.

(48) Es haben zwar einige, welche sich gar zu sehr in den Platonem verliebet, ihn entschuldigen wollen, indem sie gemeynt, es sey Platonis Ernst nicht gewesen, er habe selbst nicht geglaubet, daß eine solche Republic, wie er sie abmahlet, in der Welt möglich oder jemahls zu hoffen sey; sondern er habe nur zeigen wollen, wie weit wir Menschen von der wahren Vollkommenheit entfernet wären. S. des *Andr. Dacier* Vorrede zu den von ihm ins Französische übersetzten Werken Platonis. Diese Uebersetzung ist treflich wohl gerathen. Seine Frau hat ihm dazu geholfen. Sie war sehr geschickt, gelehrt, und wuste das, was fast alle für einen Fehler ausgesetzt, auf eine artige und plausible Manier zu vertheidigen und lobenswürdig zu machen. Bey dem allen aber kan man doch nicht leugnen, daß der sonst allerdings scharfsinnige Plato in seinen Büchern von der Republik seiner Einbildungs-Kraft den Zügel zu weit schiessen lassen, und wunderliche Phantasien vorgebracht hat. Je mehr ein Mensch Witz hat, je geschickter ist er etwas zu erdichten; und da geschiehet es gar leicht, daß einer zu weit gehet. *Moderer son imagination*, ist ein Satz, den der *Gratian* zwar kurz, aber wohl erkläret hat. S. die XXIV. Maxime in dem von *Amelot de la Houssaie* übersetzten *Homme de Cour*.

public keine Poeten leiden: (49) daher wurden ihm diese sehr feind. Kurz, Plato ist mit seiner Republic fast von allen verlacht worden. Daher pflegt man auch von Dingen, die sich nicht thun lassen, zu sagen: Das gehöret in die Platonische Republic. Gleichwohl war Plotinus, ein nicht ungeschickter Platonischer Philosophus, (der aber erst im IVten Jahrhundert nach Christi Geburt gelebet) von den Sätzen des Plato dergestalt eingenommen, daß er verlangte, man sollte ihm eine Stadt bauen lassen, wo er eine Platonische Republic anlegen wollte. (50) Allein es würde die Frage gewesen seyn: woher man die Leute in diese Stadt hätte bekommen sollen? Sonst hat vorbesagter Plato, ausser seinem Werke von der Republic, auch noch zwölf Gespräche von den Gesetzen geschrieben. Diese seynd zwar mehr nach der gemeinen Natur der Menschen eingerichtet, aber doch auch in vielen Stücken allzu philosophisch, und nicht wohl zu appliciren. Unter den Römern hat Cicero, nach Platonis Beyspiel, zwey Werke verfertiget, eines von der Republic, und das andere von den Gesetzen. Allein von jenem ist kaum noch etwas übrig, ausser

(49) *Dacier* sagt aber, Plato hätte nicht alle Poeten verbannen, und nicht allen spiritum poeticum et diuinum (qui in poesi negari nequit, si per *diuinum* magnum aliquod intelligas,) verwerffen wollen; sondern nur die wunderlichen Dinge von den Göttern, welche die Poeten eingestreuet hätten. In der That hatte Plato so gar unrecht nicht, wenn er sagte: Was nützen uns alle Erzehlungen der Poeten, z. E. beym Homero, beym Hesiodo, die die Götter so beschreiben, als wenn sie den Lastern der Menschen, der Hurerey, dem Ehebruch, der Zanksucht, u. s. w. ergeben wären? dergleichen Erzehlungen bringen nur Aergerniß und abscheuliche Begriffe.

(50) [* In dem im Jahr 1733. gedruckten Gundlingischen Discours über die Politic p. 112. stehet: die Stadt sey schon gebauet, und die Häuser alle fertig gewesen ꝛc. Welches aber ganz falsch, und schwerlich so aus des seel. Herrn Gundlings Munde geflossen ist. Die Sache findet sich in den Geschichten also: Plotinus hatte von dem Kayser Gallienus, bey welchem und dessen Gemahlin Salonina er in sehr grossem Ansehen stunde, sich ausgebeten, eine in einem Steinhaufen verfallene Stadt in Campanien wieder aufbauen zu lassen und ihm solche nebst ihrem ganzen Bezirke zu übergeben. Dieselbe sollte die Platons-Stadt (*Platonopolis*) genennet werden; weil er dahin eine Colonie von Philosophen zu verlegen und die Gesetze der Platonischen Republic daselbst einzuführen und in Uebung zu bringen gedachte. Er hätte auch mit seinem Gesuch Gehör gefunden, wo nicht einige Grossen des Hofs, entweder aus Mißgunst, oder vielmehr weil sie, wie billig, den Vorschlag für phantastisch ansahen, das Werk hintertrieben hätten. S. Porphyrii Lebens-Beschreibung Plotini, cap. XII. imgleichen *Bayle* im Diction. im Artic. *Plotin.* Erstangezogener Bayle schreibt in einem Brief an Mr. Minutoli von diesem wunderlichen Einfalle Plotini unter andern sehr artig also: Tandis qu'on ne trouvera pas le secret de rendre les hommes si achevez, qu'il seroit difficile à un Poëte d'en faire de plus accomplis; il y a toutes les aparences du monde que la République de PLATON demeurera idéale. - - - Ces belles maximes sont comme la supreme Region, qui est exempte d'orages & de tempetes; mais leur application est comme ce bas Element, ou il tonne, il grêle, il pleut: & si on n'allonge, si on n'accourcit la Regle, selon l'exigence des cas, on ne fait que gâter la besogne. S. *Lettres de Mr.* Bayle, *T. I. p.* 18. 19.]

ausser dem Traume Scipionis; und von dem letztern haben wir noch drey Bücher, die aber auch verstümmelt seynd. Cicero meynte, zu der Zeit, da Scipio Africanus die Stadt Carthago zerstöret, wäre die Römische Republic am allerbesten beschaffen gewesen: Und nach diesem Zustand wollte er selbige zu seiner Zeit eingerichtet und wiedergebracht wissen. Das ist der Entzweck seiner Bücher de legibus. (51) Allein es war ein chimärischer Einfall, daß er diejenige Gestalt der Römischen Republic, welche schon zweyhundert Jahre zuvor gewesen war, wollte wieder hergestellet haben. (52) Und in so weit bleibt es eine leere Einbildung, obgleich Cicero an und für sich selbst keine phantastische Republic, wie Plato, hat beschreiben wollen. Unter den Neuern seynd ebenfalls nicht wenige zu finden, welche ihren Verstand und Nachsinnen dahin angewendet haben, eine vollkommene Republic abzubilden. Des Schottländers Joh. Barclaii bekannter Roman, Argenis genannt, ist fast nichts anders als eine klug ausgedachte Republic, darinnen man die Tugenden und Laster der Menschen wohl abgemahlet und die beste Art zu regieren gar fein beschrieben findet. Es ist ein mit vieler Anmuth und Scharfsinnigkeit verfertigtes Buch; welches aber wenig Leute recht verstehen. (53) *Thomae Mori* (54) Vtopia ist ein kleines Buch, welches aber als ein Meister-

(51) Besiehe mit mehrern die in dem sechzehenden Stücke der Gundlingianorum befindliche Dissert. *de Censoribus.* pag. 112. sqq. Denn die Censores bey den Römern waren in gewisser Masse eben auch politische Phantasten.

(52) Sallustius war hierinnen weit gescheider als Cicero. Denn derselbe wünschte in seiner Rede an den Cäsar, de ordinanda Republica nicht die Wiederherstellung des alten Römischen Staats, sondern desselben Verbesserung, so gut sichs thun liesse; nicht aber, wie man sich solches in Gedanken vorstellen könnte. Wenn man eine neue Republic gründet, so kan man auf einen vollkommenen Zustand denken, so viel sichs thun lässet. Wiewohl es auch nicht lang dauren wird. Denn es ist keine Republic in der Welt, welche nicht nach und nach von der Vollkommenheit immer mehr und mehr abwiche. Conf. *Gundlingii* Oratio de reformatione Rerumpublicarum difficili, in *Gundlingian.* P. XXIX.

(53) Conring meynte, es sey kein so kluges und sinnreiches Buch in der Welt als die Argenis: Ja er hielte es für das vernünfftigste Regenten-Buch. Der Baron Leibnitz hat dasselbe noch auf seinem Tod-Bette gelesen, und wenige Stunden vor seinem Ende noch in den Händen gehabt. Das haben ihm einige übel ausgedeutet: Allein es lief in seine Profession. Dergleichen Schrifften kan ein Gelehrter wohl lesen.

(54) Dieser *Morus*, ein kluger Hof- und Staats-Mann, dabey ein wahrer Philosoph von ausnehmender Tugend, war Canzler bey dem König in England, dem Wüterich, Heinrich VIII. Er hatte das Unglück, in die Ungnade des Königs zu fallen, weil er dessen Neuerungen in Kirchen- und Religions Sachen, die er dem Pabst zum Possen einführte, nicht billigen noch selbigen beytreten wollen. Morus wurde deswegen seiner Canzler-Würde entsetzet, bezeigte sich aber dabey sehr gelassen

und

sterstück einer wohl ausgesonnenen Vorstellung einer glücklichen Republic gelten kan, auch wegen des schönen Lateins mit Vergnügen zu lesen ist. (55) Es ist alles ganz vernünfftig, was Morus darinnen saget, und wenn man es mit unsern Sitten vergleichet, so siehet man, daß solche in den meisten Stücken thöricht seyn. Es dient demnach gedachtes Buch fürtreflich dazu, daß wir uns nicht breit machen, sondern erkennen lernen, wie schlecht es mit unserer vermeyntlichen Glückseeligkeit beschaffen sey, und daß es uns gehe wie denen, die das Fieber im höchsten Grade haben, und doch meynen, sie seyen gesund. *Thomae Campanellae* (56) Ciuitas Solis gehört auch unter die eingebildeten Republiken. Es ist ein sinnreiches Buch, das denjenigen nützlich seyn kan, welche die Fehler der meisten Staaten wollen kennen lernen. Doch hat dieses vielen nicht gefallen wollen, daß Campanella meynet, der König und die Unterthanen in seiner Republic müsten gute Metaphysici seyn. Das lautet nun zwar dem ersten Ansehen nach wunderlich. Wenn man aber betrachtet, was er darunter verstehet, so kommet es ganz anderst heraus. Nehmlich, er will haben, daß der König und andere in seiner Sonnen-Monarchie geschickt seyn sollten, alles was sie thäten, auf tüchtige Beweißgründe zu bauen, und

und begab sich ganz ruhig auf sein Landgut. Hierüber wurde der König mehr erbittert, ließ ihn zurück hohlen und ihm den Kopf abschlagen. Wie standhafft und großmüthig Morus sich bey dem allen erwiesen, das kan man nicht ohne Bewegung und inniges Vergnügen lesen in des *Eduard Cherbury* Lebensbeschreibung Heinrichs des VIII. aus welcher *Larrey* seine Erzehlung genommen hat.

(55) Unter den vielen Büchern, worinnen idealische Republiken beschrieben werden, ist nach Thomasii Urtheil keines mit grösserer Klugheit abgefasset, als obgedachtes Vtopia. Es hat auch dieses Werkgen dem *Moro* vor andern seinen Schrifften den grösten Ruff gemachet.

(56) Von diesem Campanella, der ein Italiänischer Dominicaner-Mönch gewesen, machet man sich insgemein einen wunderlichen und schlechten Begriff. Es hat aber schon Conring gestehen müssen, daß es ein Mann gewesen von einem grossen genie. Bey dergleichen Leuten aber findet sich gemeiniglich etwas ausserordentliches und eine gewisse Vermischung von Weisheit und Thorheit. Welches bey Campanella redlich eintraf. Der Mann hatte wunderliche fata. Er gerieth wegen seines Buchs de monarchia Hispanica, darinnen er die Spanische Regierung vom Kopf bis zum Füssen durchgezogen, zu Neapel in die Inquisition, wurde so stark gefoltert, daß ihm die Adern aufsprangen, und muste viele Jahre im Gefängniß aushalten. Endlich kam er auf Vermittelung des Cardinals Richelieu los, und gieng hierauf nach Paris; wo auch seine meisten Schrifften, welche rar seynd, in der Königlichen Buchdruckerey ans Licht traten. Das Leben dieses merkwürdigen Gelehrten hat unter andern Herr Ernst Salomon Cyprian, der itzo Kirchen-Rath zu Gotha ist, sehr wohl und fleißig beschrieben. Diese Schrifft, welche anfänglich nur in Gestalt eines Programmatis heraus kam, wurde zu Amsterdam 1705. in 8vo vermehrt wieder aufgeleget, und endlich wieder ebendaselbst 1722.

von allem raiſon zu geben. Alles dieſes aber müſte, nach ſeiner Meynung, die wahre Metaphyſic zeigen. (57) Daher er auch von dieſer Diſciplin, wovon er einen ganzen Folianten geſchrieben hat, am meiſten hielte, und ſie das Meer aller Wiſſenſchafften nennete. Leibniz und Wolff erheben eben deswegen auch die Metaphyſic ſo ſehr, und zwar, wenn man ſie in dem Verſtande nimmt, und der Mißbrauch verhütet wird, nicht ganz ohne Grund. Nichts deſto weniger bleibet des Campanellae Wunſch eine Chimäre. Es würde auch, wenn es ſchon möglich wäre, nicht nützlich ſeyn, wenn alle Leute ſo ſcharfſinnig wären, und die Kunſt zu demonſtriren und zu ſchlieſſen aus dem Grunde verſtünden. Denn es würde tauſend Streit und Zweiffel ſetzen, wer befehlen und wer hingegen gehorchen ſollte. Hat man doch die Dienſtboten nicht gerne, welche, wenn man ihnen etwas befiehlet, anfangen zu raiſonniren und Vernunfftſchlüſſe zu machen. Weiter iſt auch ungereimt, daß Campanella, eben wie Plato, in ſeiner Republic die Gemeinſchafft der Weiber will eingeführet wiſſen. Das allergeſchickteſte und ſinnreichſte Buch von den erdichteten Republiken iſt die Hiſtorie der Sevaramben, (58) welche ſo klug und wahrſcheinlich geſchrieben iſt, daß man kaum merket, daß ſie nur erdichtet iſt. (59) Einige haben etwas atheiſtiſches

(57) Mich hat offt gewundert, daß Buddeus, wenn er hier in Halle über die Metaphyſic geleſen, allezeit den Campanellam damit lächerlich zu machen geſuchet, daß derſelbe lauter Metaphyſicos in einer Republic haben wollen. Man ſiehet aber daraus, daß er nicht gewußt, was Campanella unter ſeiner Metaphyſic verſtanden, und daß Buddeus nur die gemeine und abgeſchmackte Ontologie darunter begriffen, folglich dem Campanellae etwas aufgebürdet habe, daran dieſer nie gedacht hat. Im übrigen iſt des *Campanellae* Ciuitas Solis was ganz anders als die monarchia Solipſorum. Denn dieſe iſt eine Satire wider die Jeſuiten, welche der Autor, Melchior Inchofer, (der doch ſelbſt ein Jeſuit geweſen) Solipſos genennet, weil ſie alles allein ſeyn wollen.

(58) Der Verfaſſer dieſes ſinnreichen Buches, welches in vielerley Sprachen überſetzt iſt, war ein Franzoſe aus Nieder-Languedoc bürtig, Nahmens *Allais*, der ſich zu Londen aufhielt und vornehme Engelländer in Sprachen, wie auch in moraliſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchafften unterrichtete. Man hat auch von demſelben eine Grammaire methodique, welche wohl gemachet iſt. Chriſtian Thomaſius hat im II. Theil ſeiner Monats-Geſpräche am erſten in Deutſchland bekannt gemacht, daß Mr. d'Allais der Verfaſſer der hiſtoire des Sevarambes ſey. Dieſe Nachricht hatte er, als er zu Leipzig beſagte Monats-Geſpräche ſchrieb, von ſeinem Bruder D. Gottfried Thomaſio, der damahls in England war, erhalten.

(59) Licentiat Joachim Feller, ein gelehrter Mann, der unter andern auch artige Anmerkungen über des Hornii Orbem imperantem geſchrieben, glaubete anfangs, es wäre in der That ein ſolches Land der Sevaramben: endlich aber hielt er doch dafür, es müſte nur erdichtet ſeyn, weil die Leute allzu tugendhafft beſchrieben würden.

stisches (60) darinnen anzutreffen vermeynet. Nun ist zwar die Religion, welche der Verfasser dem von ihm erdichteten Volke der Sevaramben zuschreibet, freylich keine andere als die natürliche; aber das ist noch nicht gleich atheistisch. Die ganze Einrichtung dieser Republic gründet sich auf den Satz, daß vornehmlich zwey Dinge seyen, welche in der Welt die meisten Unruhen machten; nemlich die Religion und das Eigenthum. Dahero wird erzehlet, daß in dem Lande der Sevaramben die allgemeine natürliche Religion gelte, dabey aber alle andere Religionen gedultet würden. Anstatt des Eigenthums ist eine durchgängige Gemeinschafft festgestellet, welche aber auf eine sehr mögliche Art eingerichtet und ganz anderst beschaffen ist, als man sich sonsten einbildet. Denn bey den Sevaramben ist ein Gesetz: wer nicht arbeitet, der solle des Todes sterben. Ein jeder unter ihnen treibt seinem Naturell und Geschicklichkeit nach, eine gewisse Kunst oder Handthierung: alle aber werden aus der Gemeinschafft versorget. Es seynd zu dem Ende an jedem Orte gewisse Schaffner bestellet, welche alles austheilen, einem jeden nach seiner Art und Arbeit, daß also niemand Ursach zu klagen hat. Es würde zu weitläufftig fallen, alle die übrigen Scribenten, welche vollkommene Republiken ausgesonnen oder zu derselben Verbesserung Vorschläge gethan haben, genau zu erzehlen. Doch wollen wir zum Beschluß nur noch von etlichen wenigen kürzlich etwas sagen. Des Kirchenlehrers *Augustini* Civitas Dei ist nichts anders als eine Christliche Republic. Dahin zie-

(60) In diesen Gedanken ist auch Morhof gestanden. S. desselben Polyhist. Tom. I. lib. I. cap. VIII. n. 32. welchen aber *Thomasius* im vorangeführten zweyten Theil seiner Monats-Gespräche widerleget hat. Gewiß ist, daß viele die Historie der Sevaramben nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit und Ueberlegung gelesen, noch vielweniger aber auf den Entzweck des Verfassers Achtung gegeben, und dahero denselben mit Unrecht der Atheisterey beschuldiget haben. Denn daß er die christliche Religion nicht oben an gesetzet hat, das kan man von ihm nicht fodern. Er will nur zeigen: es sey ein fremdes und heidnisches Volk, welches gescheider lebe als die Christen selbst, die sich über ihre Religion und über das meum & tuum zanken. Diese zwey Dinge also hat er auf die Seite gesetzt, um zu weisen, was mißten unter den Christen so viel Unglück verursache und Anlaß zu solchen Unordnungen gebe, welche bey uns noch viel ärger sind als bey manchen Völkern, die von dem wahren GOtt nichts wissen. Wer sich das nicht einbilden kan, der kennet die Menschen und die Welt noch nicht, und hat keine Erfahrung. Die Christliche Religion machet uns insgemein nicht besser, ob sie uns gleich bessern sollte. Die Juden und Heiden beschämen uns Christen. Das ist eine alte Klage. Daher hat der Verfasser der Historie der Sevaramben zeigen wollen: es befinde sich offt ein Staat mitten im Heidenthum oder bey einer natürlichen Religion weit besser als selbst in dem Lichte des Evangelii.

let auch *Valentini Andreae* (61) Christianopolis. Dieses Werkgen ist zwar in seiner Art sehr gut und theologisch geschrieben: allein es ist nicht alles gleich möglich, ob ich schon nicht leugne, daß man nicht eines und das andere daraus lernen könne. Es kan einer ein guter Christ seyn und in den Himmel kommen, der deswegen doch nicht zum regieren tauget. Ja ich glaube, daß die Propheten und Apostel, so fromme Leute sie auch waren, gleichwohl nicht tüchtig gewesen wären, einen Staat zu regieren. Was wird der Teppichmacher Paulus, der Fischer Petrus für Regierungs-Künste gewust haben? Hieher gehöret ferner, was *Jo. Andr. Bosius* (62) in seinen Characteribus beatae reipublicae vorgetragen, der noch am vernünfftigsten hievon geschrieben hat. Das Buch unter dem Titul: Princeps Palingenius leget einen gesammleten Prast von piis desideriis vor, deren Ungereimtheit in die Augen leuchtet, so bald man sie lieset. Nicht weniger abgeschmackt ist *Octauii Pisani* Lycurgus Italicus; in welchem Buche der Autor die Verfassung eines Staats, und sonderlich des Justiz- und Proceß-Wesens zeigen will. (63) *Franc. Baconi de Verulamio* Noua Atlantis gehöret nicht hieher. (64) Denn darinnen wird nur die sogenannte Republic der Gelehrten beschrieben, und gewiesen, wie die Gelehrten unter einander einig seyn, Gesellschafften aufrichten, Zusammenkünffte anstellen und Freundschafft unter einander stifften sollten. Wie denn dieser Verulamius überhaupt ein Mann

(61) Weil die Schrifften dieses Mannes, welcher des berühmten Iacobi Andreae Enkel gewesen, etwas rar geworden, so hat D. Zeller in Tübingen solche wollen zusammen drucken lassen. Es hat sich aber kein Verleger dazu finden wollen.

(62) *Bosius* war ein Polyhistor und eine Zierde der Academie zu Jena. Sein Bildniß von Marmor ist in der Collegien-Kirche daselbst zu sehen; und seine Bibliothec ist in die Universitäts-Bibliothec gekommen.

(63) Wer von diesem Buche (worüber ein Bayreuthischer Rath, Martin Hofmann A. 1669. einen Commentarium unter dem Titul: Lycurgus Germanicus ans Licht gestellet) der Urheber sey, kan man nicht eigentlich sagen. S. *Placcii* Theatr. Anon. & Pseudonom. Daß aber das Buch sehr elend geschrieben sey, haben schon Mauritius, Hertius und andere angemerket. Auch hat *Thomasius* in unterschiedlichen Dissertationibus diesen Lycurgum sehr gestriegelt. Man findet freylich auch einige Dinge in dem Buche, welche gut seynd; aber bey den meisten bekommet man einen Eckel.

(64) Dahero ist zu verwundern, daß *Hertius* in elem. prud. ciu. P. II. Sect. II. §. V. diese Atlantidem nouam unter die Beschreibungen Platonischer Republiken setzet, da sie doch vielmehr nur zu des Baconi andern Vorschlägen oder Büchern de augmentis scientiarum gehören. Es hat also vermuthlich Hertius das Buch nicht gelesen gehabt: es wäre denn, daß er etwa in den Gedanken gestanden, Baco hätte würklich einen Abriß eines vollkommenen Staats zu beschreiben vorgehabt und nur einstweilen in gedachter Noua Atlantide von den Gelehrten den Anfang gemachet.

Mann gewesen, der zu dem Aufnehmen verschiedener Wissenschafften von ganz Europa sehr vieles beygetragen, auch zu der nachhero zu London aufgerichteten Königlichen Societät der Wissenschafften Anlaß gegeben hat.

Das fünffte Capitel,

Von den Mitteln der Staats-Klugheit überhaupt.

I.

Verbindung dieses Hauptstücks mit dem vorigen.

Es ist nicht genug, von der wahren Glückseeligkeit unterrichtet zu seyn und zu wissen, worinnen solche eigentlich bestehe: (wir reden aber hier von einer Glückseeligkeit, welche möglich und der menschlichen Proportion gemäs ist) sondern man muß sich auch nach den Mitteln dazu umsehen. Was hilfft uns ein Arzt, der zwar lang und breit sowohl von der Natur der Krankheiten als auch von der Gesundheit schwatzen kan, aber keine Mittel weiß, jene zu vertreiben, und diese zu erhalten? Also muß man in der Politic fürnehmlich die Mittel zeigen, wodurch man zu seinem Zweck gelangen kan. Diese Mittel und Regeln aber seynd entweder allgemeine oder besondere. In gegenwärtigem Hauptstück werden wir nur von den allgemeinen Mitteln der Staats-Klugheit zu reden haben.

II.

Lob und Werth der Klugheit.

Wer die rechten Mittel zur Glückseeligkeit zu gelangen, zu suchen, zu finden und anzuwenden weiß, der heisset klug. Einfältige Leute seynd zwar dem gemeinen Wesen eben nicht schädlich, können sich aber selbst nicht rathen, noch sich in der Welt wider listige und schlaue Feinde recht sicher stellen, sondern werden überall betrogen. Ein grosser Herr, der einfältig ist, wird sowohl von seinen Unterthanen, als auch von auswärtigen, beständig hinter das Licht geführet. Also ist Einfalt nichts gutes in diesem Verstande. Ein anders ist, wenn man das Wort so nimmet, daß man Frömmigkeit, Unschuld und Redlichkeit darunter verstehet. Nach einer solchen Einfalt des Herzens sollen alle Menschen streben. Ein kluger unterscheidet sich auch von einem arglistigen, wie bereits

reits oben weitläuffig erwiesen worden. Ein arglistiger ist kein vernünfftiger Politicus. Er findet zwar Mittel, seinen Zweck zu erhalten, aber böse, gewaltsame und unerlaubte, welche auf eine Wagniß ankommen, mehrentheils traurige Wirkungen nach sich ziehen, und auf ein Blendwerk hinauslauffen. In der ächten Klugheit bestehet der Ruhm und die Ehre des Menschen. Denn gleichwie GOtt seiner unendlichen Weißheit wegen geehret wird: also ehret man einen Menschen der Klugheit wegen; da er nehmlich Mittel und Wege zu finden weiß, ungeachtet aller ihm entgegen stehenden Gefahr, Feinde und Beschwerlichkeiten, dennoch zu seinem Zwecke zu gelangen. Weise ist der Mensch eigentlich nicht: denn derjenige heisset wahrhafftig weise, der das Uebel niemahls empfindet, noch empfinden kan. Dieses kan man allein von GOtt sagen. (1) Wir Sterbliche hingegen empfinden Uebels genug, müssen deswegen uns dawider verwahren; (2) und daraus entstehet die Klugheit. (3)

III.

Zwey allgemeine Mittel der Klugheit, Wissenschafft und Tugend.

Unter die allgemeinen Mittel der Klugheit gehören hauptsächlich zwey Stücke, Wissenschafft und Tugend. Unter der Wissenschafft verstehe ich hier eine hinlängliche Erkänntniß, die ein jeder haben muß in denen Dingen, welche zu seinem Stande und Profeßion gehören. Gleichwohl fehlet es hieran den meisten Leuten. Man darf nur zum Exempel die Studenten ansehen. Die wollen studiren, das ist, gelehrt werden, und wissen doch offt nicht einmahl, was zum Gelehrtseyn erfodert wird, oder wor-

(1) GOtt allein erkennet alles auf die vollkommenste Weise. Er hat alles auf das genaueste ausgemessen und abgetheilet. In diesem Verstande kan wohl mit dem Plato sagen: Θεὸν γεωμετρεῖν.

(2) GOttes Macht und Oberherrschafft wird allezeit ausgenommen. Hiob mogte so klug seyn als er wollte, so verwirrte GOttes Macht allezeit seine Anschläge. Man mag im übrigen das Buch Hiob nach der Meynung vieler Philologorum für ein erbauliches Gedicht halten oder nicht: wiewohl Friedrich Spanheim wahrscheinlich gezeiget hat, daß es eine wahre Geschichte gewesen. Kurz, die menschliche Klugheit darf von der Furcht GOttes nicht getrennet werden. Das ist eben, was uns die Schrift einpräget: Niemand solle sich auf Menschen Arme verlassen. Unsere ganze Philosophie aber muß mit der Schrifft übereinkommen, und diese mit jener. Daher hat *Jaquelot* angemerket, daß das eine erbärmliche Philosophie sey, welche mit der Schrift nicht übereinstimmet, und welche ich auf dem Todbette verlernen muß. Hiernach kan man eine jede Philosophie prüfen, ob sie ächt oder verfälscht sey.

(3) Die Klugheit ist der Veränderung unterworfen. Die Weisheit allein ist beständig und ewig. Diese aber kommet dem Menschen nicht zu; und in solcher Absicht wird die Beständigkeit öffters zur Thorheit. Denn ein weiser Mann unter uns Menschen ist auch mancherley Aenderungen unterworffen.

worinnen der vorgesetzte Zweck würklich bestehet. So finden wir auch, daß mancher ein gutes Geschicke zu dieser oder jener Kunst hat, aber nicht weiß, wie er es angreiffen soll. Wer nichts lernet, der darf nur glauben, daß er es nicht recht angefangen habe. Wer aber gar dumm ist, für den ist die Politique nicht. Also muß denn ein jeder, wenn er in seiner Profeßion glücklich fortkommen will, zuvörderst wissen, was zu derselben Vollkommenheit gehöre. Das andere kommet auf die natürliche Fähigkeit, auf den bon sens und auf den Fleiß an. (4) Das andere allgemeine Mittel der ächten Staats-Klugheit ist Ehrlichkeit oder Tugend. Unsers meisten Unglücks Ursprung in allen Ständen seynd die ausschweifenden Begierden. Was dahero diese aus dem Wege räumet und niederdrücket, das kan keine andere Würkung haben, als Glück und Wohlfahrt. Solches thut aber Rechtschaffenheit und Tugend: darinnen bestehet auch der Menschen gröste Ehre. Die Affecten hingegen seynd uns und andern gefährlich und zur Last. Es kan aber keiner zur Tugend gelangen, wenn er nicht unterrichtet wird, oder nicht weiß, was Tugend sey: und eben deswegen wird die Wissenschafft von uns voraus gesetzet. Die Tugend hat einen grossen Einfluß, nicht allein in das innerliche, sondern auch in das äusserliche. Hebe die Gerechtigkeit auf, so wirst du Krieg und einen Stand der Natur haben, darinnen nichts als Streit ist. Hebe die Tapferkeit auf, so werden sich Veränderungen im Regimente ergeben: denn ein Nachbar suchet immer den andern zu verschlucken. Wo aber das Regiment verändert wird, da bekommet man einen neuen Zustand, neue Sitten, neue Gesetze, eine neue Sprache u. s. w. Hebe die Gedult auf, so werden Aufruhr, Mord und Kriege entstehen: denn die Ungedult der Unterthanen ist an aller Rebellion und Meuterey schuld. Deswegen haben die alten Weltweisen gelehret, daß man junge Leute vor allen Dingen zur Gedult gewöhnen sollte: denn ein gedultiger gehorchet

(4) Schröder hat in seiner Fürstlichen Schatz- und Rent-Kammer (welches eine stattliche politische Schrifft ist,) schon angemerket, darinnen bestehe der Fehler der Deutschen, daß sie es in ihren Künsten, Profeßionen und Handwerken nicht hoch bringen, weil sie die guten Köpfe nicht aussuchen. Die Franzosen, die Holländer, die Engelländer, nehmen die geschicktesten Leute zu ihren Manufacturen: Wir hingegen nehmen fast allemahl die dümmsten dazu. Wer zu nichts sonst tauget, muß ein Handwerksmann werden. Wir geben auf unsere Manufacturen wenig Achtung, und wollen doch damit gewinnen. Wir halten geschickte Leute nicht in Ehren. In welcher Achtung stehet denn bey uns ein Strumpfwirker, oder ein anderer manufacturier? Und gleichwohl ist mir ein tüchtiger Messerschmidt, ein guter Strumpfwirker lieber als mancher Advocat, der sich noch so viel dünkt.

chet ohne Murren. Hebe die Mäßigkeit auf, so wirst du zugleich die Tüchtigkeit zu arbeiten und andern zu dienen aufheben. Leute, welche der Unmäßigkeit sich ergeben haben, können keinen Menschen rechtschaffen dienen, und seynd deswegen auch billig verächtlich. Den Trunkenbolden, den liederlichen Leuten, ist man in einem Staat am meisten feind; denn sie bekümmern sich nicht um das gemeine Beste. Hieraus erhellet nun schon, daß der beste Grund der Staats-Klugheit, welche bestehen soll, eine wahre Liebe zur Tugend sey. Ein tugendhaffter erkennet, daß ihn GOtt zu Ausübung vernünfftiger Pflichten verbunden habe: Er weiß, daß allezeit die Vernunfft die Oberhand haben soll, (5) nicht aber der natürliche unbesonnene Trieb. Wenn die Seele nicht blos das Salz von dem Körper seyn soll, so muß der Mensch nachdenken und vernünfftige Schlüsse machen. Thut er dieses nicht und folget nur seinen Lüsten, so ist er kein vernünfftiger Mensch, sondern wie ein anderes Vieh. Es ist demnach richtig, daß die Tugend (6) das fürtreflichste allgemeine Mittel der Glückseeligkeit sey; wie hievon in der Moral-Philosophie weitläufftiger gehandelt wird.

IV.

Von dem äuserlichen Wohlstande, oder dem Decorum.

So edel und fürtreflich aber die Tugend an und für sich ist, so muß doch bey einem klugen und die Glückseeligkeit suchenden Menschen noch äusserlich etwas seyn, das der Tugend eine gewisse Zierde mittheile. Die

(5) Der berühmte ehemahlige Mathematicus zu Jena, Erhard Weigel, pflegte immer den Leib des Menschen mit einem Pferd, und den Verstand mit einem Reuter zu vergleichen; und *Henr. Morus*, ein Englischer Theologus, hat in seinem enchiridio ethico einen mit Tugend begabten Menschen angesehen, wie einen klugen Piloten, der sein Schifflein unter vielen Wellen in den Port zu bringen geschickt ist. Seynd artige Gleichnisse, welche uns in moralischen Dingen unvergleichlich dienen. Durch solche sinnliche Vorstellungen und Beyspiele dringen wir zur Erkänntniß abstracter und nicht in die Sinne fallender Dinge. Wenn wir dahin gelanget sind, werfen wir die Gleichnisse wieder weg: zum docîren aber seynd sie fürtreflich.

(6) Die Fürtreflichkeit der Tugend müssen auch böse und lasterhaffte Menschen erkennen, indem alle und jede ihre Laster so viel möglich zu verbergen und wenigstens den Schein der Tugend an sich zu nehmen suchen. Wenn nun eine auch nur simulirte Tugend für etwas gutes und schönes angesehen wird; wie viel mehr muß die wahre Tugend gut und schön seyn? Diese Anmerkung habe ich unter andern sehr wohl ausgeführt gelesen, in den Schrifften *Hieoronymi Osſorii*, dessen Beredtsamkeit, sinnreiche Gedanken und unvergleichliche Schreibart ich allezeit bewundere. Dieses sehr gelehrten Mannes, (der Bischof zu Silves in Portugall gewesen) Werke seynd alle zusammen in Rom A. 1592. in ein paar Folianten gedruckt, aber sehr rar. Ich habe sie ungefähr in einer Auction bekommen und wollte sie nicht um viel Geld missen.

Die Tugend muß ein Kleid bekommen, damit sie wohl aussehe und in einer angenehmen Gestalt erscheine. Diese äusserliche Zierde, dieses schöne, manierliche, annehmliche Wesen in den Sitten und der Aufführung des Menschen, ist, was man den **Wohlstand** zu nennen pfleget. (Decorum, decens) Manche reden und schreiben ganze Bücher davon, und wissen doch nicht einmahl, worinnen es eigentlich bestehe. Es ist aber dieser Wohlstand (Decorum) nichts anders als eine Folge und ein Ausfluß aus den sogenannten virtutibus homileticis; das ist, aus denen in dem Umgang mit andern nöthigen Eigenschafften, oder deutlicher zu reden, ein Ausfluß von der Leutseeligkeit, Freundlichkeit, Schamhafftigkeit, Bescheidenheit und Demuth. Es ist demnach die Lehre vom Wohlstande eine Lehre, welche zeiget, wie man sich anderer Leute Gunst erwerben und die Feinde gewinnen könne. Was hilfft es einem, wenn er gleich vor sich der tugendhaffteste, der unschuldigste Mensch von der Welt wäre, er hätte aber dabey etwas an sich, welches andern einen Eckel, Verdruß und Abscheu erweckete, und wäre also nicht geschickt, andere zu gewinnen? Die Cynici, welche vorzeiten eine bekannte Secte unter den Griechischen Weltweisen ausmacheten, wurden für tugendhaffte Leute von den Heyden angesehen. Sie führten auch in gewisser Masse ein sehr strenges Leben; sie waren mäßig und mit wenigem vergnügt, strebten weder nach Reichthum noch Ehrenstellen, und thaten keinem Menschen Unrecht. (7) Allein mit aller ihrer Tugend macheten sie sich bey andern Leuten lächerlich und verhaßt. Niemand mogte sie gerne um sich leiden, weil sie den Wohlstand so wenig in Acht nahmen, daß sie ohne Bedenken auf der öffentlichen Strasse ihre Nothdurfft verrichteten, und andere dergleichen unanständige Dinge vornahmen. Deswegen sagte man von

coro und dessen naher Verwandschafft mit der Tugend.

(7) Wer von den Cynischen Weltweisen sich einen richtigen Begriff machen will, der muß des hochgelehrten *la Mothe le Vayer* Tractätgen de la vertu des Payens lesen, worinnen gar schön gezeiget wird, daß die Cynici zwar im übrigen ein untadelhafftes Leben geführet, darinnen aber angestossen und einen gewaltigen paralogismum begangen hätten, daß sie geschlossen: was an und vor sich recht und zuläßig wäre, das könnte man auch zu aller Zeit thun ꝛc. Gedachter *le Vayer* war des Herzogs Philipps von Anjou, nachmahligen Herzogs von Orleans, (dessen Sohn der Regent von Frankreich gewesen,) Lehrmeister, führte auch den Titul als Königlicher Historiographus und Staats-Rath, ein vortreflicher, hochvernünftiger Mann. Seine Werke seynd in 15. Duodetzbändgen zu Paris 1671. herausgekommen. Ausser diesen werden noch besonders verkaufft dessen Cinq Dialogues faits à l'imitation des Anciens, par Oratius Tubero, imgleichen das Hexameron ruſtique. Man hat auch die Werke dieses Mannes in zween Bänden in folio: Allein die vorgemeldte Edition ist weit besser, bequemer, und vollständiger. Wer diese Schrifften beysammen hat, der hat eine ganze kleine Hand-Bibliothec ex omni disciplinarum genere.

ihnen, daß sie hündische Sitten hätten, und sich eben so wenig schämeten als die Hunde. (Wie sie denn auch eben daher, nach einiger Meynung, Cynici, d. i. Canini philosophi benennet worden.) Die Stoici, ob sie gleich sonsten im Hauptwerk mit den Cynicis einerley Grundsätze hatten, waren in diesem Stücke viel klüger und vernünfftiger: denn sie sahen zugleich auf den äusserlichen Wohlstand, und beflissen sich einer höflichen manierlichen Aufführung. Doch darff man deshalben nicht denken, als ob die Stoiker Ursache gewesen wären, daß das Decorum entstanden sey. (8) Vielmehr ist dasselbe allezeit in der Welt gewesen. (9) Es setzet aber allezeit andere Menschen voraus. Wenn wir in der Einsamkeit lebeten, oder auf einer Insul, wie der Robinson Crusoe, ganz allein wären, so braucheten wir keinen äusserlichen Wohlstand in Acht zu nehmen. Denn wer würde uns da was vorwerffen können? Aber so bald ich andere Menschen betrachte, mit denen ich leben soll; so muß ich auf selbige sehen, mich nach ihnen richten, und alles das, was ihnen verdrießlich und eckelhafft ist, vermeiden. Daher kommet es, daß mancher, der vieler Menschen Hochachtung und Beyfall zu erhalten wußte, so lang er allein und vor sich lebete, auf einmahl lächerlich wird, wenn er in eine neue Societät, in ein neues Collegium gezogen wird, wo er sich in anderer Menschen Weise schicken soll. Das ist aber etwas schweres. Denn ein Mensch, der dem Wohlstand gemäs leben will, muß sich zwingen, sich Gewalt anthun, seiner sonst gebrauchten Freyheit entsagen, und aufmerksam seyn, alles abzulegen, was andern mißfallen kan, und im Gegentheil das zu thun, was andern Vergnügen erwecket. Ohne alle Beobachtung des Wohlstandes würde die Welt eine scheußliche Gestalt gewinnen. Denn da würden wir samt und sonders wilde, unverschämte, unflätige und säuische Leute seyn. Ja, wer die Höflichkeit verwerffen und der Grobheit das Wort reden will, der kan nicht tugendhafft und fromm seyn: massen es bey dem Wohlstande nicht blosser Dinge auf das äusserliche ankommet; sondern auch auf das innerliche. Denn wer in seiner äusserlichen Aufführung ein manierliches und in der That gefälliges Wesen annimmet, der muß eine innerliche Begierde und einen Trieb

(8) Das hat sich der jüngere Stryck (Johann Samuel) eingebildet, und deswegen in seiner zu Halle 1702. gehaltenen Dissert. de jure liciti, sed non honesti auf die Stoicos gewaltig geschmählet. Allein der gute Mann hätte von dergleichen Dingen keinen Verstand. Er war ein grosser aber unzeitiger Eiferer. Und Mr. *Barbeyrac* hat recht geurtheilet, daß gedachte Dissertatio eine elende Schrifft sey.

(9) Deswegen hat *Thomasius* vor diesem einmahl über die Bücher Mosis ein Collegium de Decoro gehalten, welches aber die wenigsten verstanden haben. Wie dann so gar bey Hofe Klagen darüber erhoben, und diese Lectiones untersagt wurden.

Trieb haben, sich anderer Menschen Liebe zu erwerben. Ein Grobian hingegen ist ein unbescheidener, rauher, und seine eigene Wollust und Gemächlichkeit über alles liebender Mensch. Schläget über dieses noch die Heucheley und Enthusiasterey dazu, so spricht er: Er könne sich nicht dieser Welt gleich stellen. Das heißt aber noch lange nicht sich der Welt gleich stellen, wenn man durch Beobachtung solcher Dinge, welche theils indifferent, theils auch an sich ehrbar und löblich seynd, sich nach andern Leuten richtet, und sie zu gewinnen trachtet. Und gewiß, wer nicht höflich und manierlich seyn will, der liebet seinen Nächsten nicht: denn wie kan der seinen Nächsten lieben, der sich nicht nach ihm richten will? Wer aber seinen Nächsten nicht liebet, der ist auch nicht fromm. GOttes Wille ist, daß wir um und neben andern Menschen leben sollen. Woferne wir an sonst gar nichts als an GOtt gedenken dürfften; so hätten wir gar nicht gebraucht in diese Welt gebohren zu werden: sondern der Schöpfer hätte uns gleich in den Himmel versetzen können. Daraus siehet man, daß das Decorum GOtt nicht mißfallen könne. Im Gegentheil ist gewiß, daß derjenige der Vernunfft gemäs lebe, der um seiner Nebenmenschen Gunst und Freundschafft sich bewirbet, und deren Hasse und Feindschafft zu entgehen suchet. Bey dieser Lehre von der Höflichkeit weiset man die Leute nicht dazu an, daß sie dem wilden Triebe ihrer Affecten nachhängen; sondern vielmehr, daß sie selbige bezähmen und Mäßigkeit, Fleiß, Bescheidenheit Gedult anwenden sollen. Denn alle diese Tugenden gehören zu dem ächten Decoro.

V.

Beschreibung, Nothwendigkeit und Grund-Regeln des Wohlstandes.

Es ist demnach der Wohlstand oder das Decorum überhaupt nichts anders als ein Inbegriff derjenigen Tugenden, wodurch man nicht allein sich glücklich sondern auch andere vergnügt machet. Denn wer manierlich lebet, suchet nicht nur durch seine höfliche Aufführung in der Welt eher fort zu kommen, sondern auch andern Satisfaction zu geben, und sie dadurch zu gewinnen. (10) Nur muß solches nicht in unehr-

(10) Wäre Lutherus nicht so unhöflich gewesen und hätte nicht so heraus gepolkert; so hätte er vielleicht den König Heinrich VIII. in Engelland zu seiner Religion gebracht. Wie dieses selbst Seckendorff in seiner Historie des Lutherthums nicht leugnen kan: Ingleichen der *Gilbert Burnet* in seiner Historie der Reformation in Engelland. Allein es fehlte Luthern die Höflichkeit. Seine grobe Schreibart und die Thüringischen expressiones machten den Heinrich, der ohnehin ein wunderlicher, empfindlicher Herr war, auf einmahl abwendig. Luther hat auf die letzte selbst eingesehen, daß ihm von den groben Mönchswesen und von den Oster-Posten noch viel angehänget, und daß er dadurch seiner Lehre hin und wieder Schaden gethan habe.

unerbaren Dingen geschehen; (denn das, was schändlich, böse und lasterhafft ist, muß von der Lehre und Beobachtung des Wohlstandes allezeit abgesondert und ausgeschlossen werden) sondern entweder in ehrbaren oder in indifferenten Dingen. Zu Beobachtung des Wohlstandes überhaupt verbindet uns die Natur eben so wohl, als sie uns zur Mässigkeit, Demuth, Bescheidenheit, und selbst zur Leutseeligkeit verbindet: denn der Wohlstand ist ein Ausfluß von allen diesen Tugenden. (11) In Beobachtung aber dieses oder jenes Gebrauchs insbesondere kommet es freylich auf die von den Menschen eingeführte Gewohnheit und auf die Mode an. Die Klugheit machet die Folgen, schliesset und weiset, was in diesem oder jenem Falle dem Wohlstande gemäs sey oder nicht: der Grund hingegen stecket in den virtutibus homileticis. Es ist aber derjenige ein Thor, welcher sich einbildet, es gelte gleich viel, ob der oder jener sein Freund oder Feind sey. Viele Leute wachsen in diesem Vorurtheil auf oder sprechen so aus Dummheit, biß sie in der Welt und in dem Umgang mit Menschen gewahr werden, was für ein Unterschied unter Freunden und Feinden sey. (12) Ein kluger Mann nimmet dieses zur Regel an: **Man muß sich Freunde machen.** Wir können auch bey aller unserer Conversation fast keinen andern Entzweck haben als diesen, daß wir uns mit andern vereinigen und Freundschafft stifften. Wie kan aber dieses geschehen, wenn man nicht alle Hindernisse, das heist, alles was andern mißfällig seyn kan, aus dem Wege räumet? Mit allen Menschen kan man zwar nicht Freundschafft machen: denn die Gemüther und Neigungen seynd gar zu unterschiedlich. Wir sollen aber doch suchen uns so zu verhalten, damit uns andere nicht schaden, und daß wir wenigstens mit ihnen friedlich leben. Aus diesem allen folget, daß die allgemeine Regul des Wohlstandes diese sey: Meide alles, was

(11) Welches wider *Buddeum* zu merken ist. Denn derselbe meynet in seiner Politic, (Philos. pract. P. III. cap. V. Sect. I. §. 9.) daß die göttlichen Gesetze den Menschen zu dem Decoro nicht verbinden. Allein, woferne wir zum Frieden, zur Eintracht und Freundschafft mit andern verbunden sind, so sind wir auch zu dem Decoro verbunden. Denn ohne dasselbe machen wir uns keine Freunde.

(12) *Blaise de Monluc*, welcher aus Gascogne gebürtig war, und unter Heinrich II. und den folgenden Königen in Frankreich sich in Kriegs-Diensten dermassen hervorgethan, daß er vom König Heinrich III. zum Marechal de France gemachet worden, meldet in seinen Memoires: (die zwar alt und rar, aber anmuthig zu lesen seynd) Er habe immer getrachtet, seine Soldaten bey gutem Willen gegen sich zu erhalten, und zu verhüten, daß ihm keiner feind werden mögte. Ja wenn er von dem geringsten Musquetier gewußt habe, daß er ihm nicht gut sey, so habe er nicht geruhet, bis er ihm wieder gut geworden. Mes Camarades, sans rancune! war das Wort dieses Marschalls.

was andern einen Eckel oder Verdruß erwecken, und dich verhaßt oder lächerlich machen kan: Thue hingegen das, was andern gefället; doch so, daß du dabey in kein Laster und in keine Sünde fallest. Im übrigen richte dich darnach, was anständig und gefällig ist, in der Rede, im Gange, in der Kleidung, u. s. w. Wer sich in dergleichen Sachen nicht nach andern richtet, ist ein übel gesitteter Mensch, der von sich selbst eingenommen ist, der allein vor sich weise seyn will, und nicht auf andere siehet. Es ist aber nichts lächerlicher und unerträglicher, als solche eigensinnige Leute. Sie schicken sich in keine Societät; ja sie seynd nicht einmahl in dem Stande, in der Welt etwas gutes auszurichten. Das Decorum ist allen Menschen, sie mögen hoch oder niedrig seyn, nöthig und findet Statt, nicht allein, wenn man mit höhern, sondern auch mit seines gleichen, oder auch mit geringern zu thun hat. Z. E. grosse Herren seynd unter einander gleich, und keiner hat dem andern etwas zu befehlen: Nichts destoweniger pflegen sie, wenn sie einander brauchen, alles mit der grösten Höflichkeit abzuhandeln und alles genau in Acht zu nehmen. Ja wenn sie auch bißweilen uneinig gewesen; so werden sie, so bald einer des andern benöthiget ist, durch die Complaisance wieder einig. Wenn sie hingegen mit geringern oder ihren Unterthanen zu thun haben; so mögte es scheinen, sie hätten alsdenn nicht Ursache ein Decorum zu beobachten, weil ein Herr sich nicht nach seinen Unterthanen, wohl aber diese sich nach ihm richteten. Dennoch aber ist auch in diesem Falle ein Fürst von dem Decoro nicht ganz befreyet, weil er sich bey dem Volke beliebt machet, und dadurch die Gemüther seiner Unterthanen gewinnet und gelobet wird, wenn er leutseelig, freundlich und höflich ist, wenn er mit douceur mit den Leuten redet. Wenn er hingegen immer Runzeln ziehet, trotzig ist, und alle, die ihm unter die Augen kommen, anprellet, so machet er sich gar bald verhaßt. Der Haß aber gegen grosse Herren machet mit der Zeit grössern Lermen als der Haß unter Privat-Personen: denn er ziehet Ungehorsam, Rachgier, Conspiration und Revolten nach sich. Es ist also ein grosser und wichtiger Vortheil für einen Regenten, wenn er allen und jeden freundlich zu begegnen weiß, und manieres engageantes besitzet, wie es die Franzosen (13) ausdrucken. Die Franzosen musten unter ihrem Louis Quatorze viel ausstehen, weil er bey seinem unmäßigen Ehrgeitz so viel unnöthige Kriege ange-

(13) Die Französische Sprache ist reich an Wörtern, welche geschickt seynd, das, was zu dem Decoro und der Conuersation gehöret, wohl auszudrucken. Der Franzose ist von Natur ein Animal sociabile, und reflectirt daher am meisten über dergleichen Materien; ja er excediret darinnen zum öfftern und nimmt es gar zu genau.

angefangen hatte; und doch reden sie noch alle mit grossem Respect und besonderer Liebe von demselben. Das machet, er war angenehm, freundlich, höflich, stieß nicht leicht jemand vor den Kopf, sondern suchete vielmehr jedermann zu erfreuen und vergnügt zu machen; (14) ob er gleich sonsten grosse Mängel und Flecken an sich hatte. Es ist also das Decorum in dem menschlichen Leben ein kräfftiges Mittel, die Liebe und Gewogenheit anderer gegen sich zu erwecken. Dahero ist für einen Menschen, der den Wohlstand lernen will, die erste Regel, wie schon oben gedacht, diese, daß er in seiner Aufführung alles dasjenige sorgfältig vermeiden müsse, was andern einen Eckel oder Abscheu erwecken kan. Dazu gehöret die Reinlichkeit. Denn einem säuischen, schmuzigen Kerl kan niemand gut seyn; kein Mensch mag mit ihm umgehen. Es hat auch ein solcher keine rechte Tugend, wenn ihn gleich manche Leute äusserlich für fromm ansehen. Man muß aber auch ferner dasjenige thun, was den meisten wohlgefället, und nichts besonderes affectiren. Denn wenn man an den Sitten eines Menschen etwas seltsames und ungewöhnliches wahrnimmet, so wird er von jedermann darum angesehen und für eigensinnig und wunderlich gehalten; und machet sich folglich ein solcher dadurch lächerlich. Wir wohnen ja nicht mehr im Paradise, wo alles gleich zugehen könnte, und wir haben auch von dem Stande der Unschuld überhaupt sehr wenig Nachricht: sondern wir leben im Stande der Ungleichheit, nicht nur in Ansehen des Geschlechtes, sondern auch der so verschiedenen Classen und Stände, worinnen wir uns befinden. Folglich muß die Regel: Thue das, was den meisten gefället, eingeschränket und hauptsächlich von denen verstanden werden, die in gewisser Masse unsers gleichen seynd, und mit uns in einer Classe stehen. Andere Sitten seynd dem Frauenzimmer, andere den Manns-Personen anständig. Einem Manns-Kerl würde es sehr übel anstehen, wenn er Schmink-Pflästergen in dem Gesicht hätte; und ein Frauenzimmer soll den männlichen Sitten nicht nachahmen, z. E. grosse Schritte thun, Tobak rauchen oder schnupfen. Ja die blosse Manns-Stimme ist an einem Frauenzimmer verhaßt und verdrießlich. Der Deutsche saget bey dergleichen wider den Wohlstand lauffenden Fällen: es schicke sich nicht. Ein Weltweiser aber giebt es deutlicher und spricht: es sey eine lächerliche Thorheit, wenn einer etwas

(14) Man erzehlet von ihm, daß er einsmahls einen schlechten Redner mit grosser Gedult zugehöret, und wie sich dieser hernach bey ihm deshalben bedanket, demselben geantwortet habe, er wünsche ihn noch öffter zu hören. Darüber habe eine Dame dem König ihre Verwunderung zu erkennen gegeben: Worauf der König versetzet, er habe es deswegen gethan, weil er, im Fall er die Wahrheit gesaget, dem Kerl in die äusserste Bestürzung und Schrecken würde gesetzet haben.

etwas ausserordentliches nachmachen wolle. (15) Man hat über dieses auch bey dem Wohlstande darauf zu sehen, was bey der Nation oder in dem Lande, wo man lebet, gewöhnlich ist.

Si fueris Romae, Romano viuito more.

Daher kan nichts lächerlicher und verdrießlicher seyn, als ein Kerl, der auf Reisen gewesen und fremde Sitten mit nach Hause bringet, und alles nachmachen will, wie er es in dem oder jenem Lande gesehen hat. Z. E. In Frankreich pfleget man den Hut aufzusetzen, wenn man in Gesellschafft speiset, wenn gleich Dames dabey seynd: denn die Franzosen haben die Maxime, daß in der Conversation jedermann seine Freyheit in dergleichen Dingen behalten müsse. Wenn hingegen dieses in Deutschland einer nachthun wollte; so würden sie ihn alle ansehen, und wohl gar fragen, ob ihm etwa nicht wohl wäre. Sagte er nun: Er lebte nach Französischer Manier; so würden sie denken, der Kerl sey nicht recht klug. (16) Stolze und hoffärtige Leute haben insgemein diesen Fehler, daß sie was besonders vor andern haben wollen. Sie thun nicht, was Personen von ihrem Stande zu thun pflegen; sondern wollen es immer andern nachthun, die doch in einer höhern Classe stehen. Daher ist man ihnen so feind; nicht sowohl aus Neid, als vielmehr aus einem Haß, weil man eine Thorheit an ihrer so ausserordentlichen Aufführung wahrnimmet: das ist, einen närrischen Stolz und Hochmuth gegen Personen ihres gleichen. Denn wenn einer kostbarere Gastmahle anstellet, oder sich prächtiger kleidet, als andere von gleichem Stande; so erwecket es Haß; weil ein wunderlicher Stolz hervor leuchtet. Wer demnach recht nach dem Wohlstand leben will, der muß dabey die Klugheit zu Hülffe nehmen, und in Nachahmung anderer allezeit Acht haben auf das, was sich zu seinem Geschlecht, Alter, Stande und zu den Sitten des Landes, darinnen er

(15) Auf der Insul Java kam den Holländern nichts wunderlicher und paradoxer vor, als da sie einen kleinen König oder Fürsten antraffen, welcher lauter Weibsbilder zu seiner Leibwacht hatte. Denn das ist was ganz ausserordentliches in Ansehen nicht nur der Europäischen, sondern auch der meisten anderer Völker Gebräuche.

(16) Man weiß von einem ehemahligen berühmten Professore in Altorff, der, ob er gleich unstrittig ein grundgelehrter Mann gewesen, einen gewaltigen paralogismum in decoro gemachet hat. Er war mit einem Grafen von Traun in Spanien gewesen, und hatte sich bey dieser Gelegenheit in die Spanischen Moden dergestalt verliebet, daß er beständig Spanisch gekleidet einher gieng. Im Winter setzete er eine Pelz-Mütze auf seine Staats-Peruque. In Altorff ware man dieses Aufzugs bald gewohnt; aber wenn er nach Nürnberg kam, so lieffen alle Fleckleins-Buben hinter ihm drein.

er lebet, schicket. Da nun aber der Wohlstand sich hauptsächlich in dreyen Stücken äussert; nemlich in der Rede, dann in den Geberden und Gange, und endlich in der Kleidung: So wird nunmehr von jedem insbesondere etwas zu sagen seyn.

VI.

Vom Wohlstand im Reden.

Der Mensch kan und soll nicht immer allein und für sich seyn; sondern er muß mit andern Menschen Conversation haben, und folglich muß er zu reden wissen. Denn eine stumme Conversation ist keine Conversation. Es heisset hier bey einem jeden: Loquere, vt te videam. Diejenigen, welche in der Gesellschafft beständig stille schweigen und stumme Personen vorstellen, werden von andern entweder für tückische und hinterlistige, oder für dumme und einfältige Leute gehalten. (17) Es ist nichts verdrießlicher, als wenn man einen Menschen gleichsam durch die Tortur zum Reden bringen muß. Wer aber spricht, er wisse nicht, was und wie er reden solle, der verräth dadurch seine grobe Unwissenheit, oder eine bäurische Schamhafftigkeit, welche von einer üblen Auferziehung herrühret. Dahero ist es sehr gut, wenn die Kinder von Jugend auf angeführet werden, daß sie auf eine freye, ungezwungene und wohl anständige Art reden lernen: welches unter andern auch dadurch geschehen kan, wenn man sie alle zween bis drey Tage etwas erzehlen lässet, und sie nicht von allen Gesellschafften erwachsener Personen ausschliesset. (18) Wenn nun aber der Wohlstand erfordert, in der Conversation zu reden; so muß man dabey einen Unterscheid zu machen und die Uebermasse klüglich zu vermeiden wissen. Wer das Maul allein haben will und niemand einkommen lässet, der wird der ganzen Gesellschafft unerträglich: denn es scheinet, als ob er andere lehren wolle, und sie gleichsam für seine Schüler ansehe; welches sehr pedantisch herauskommet. Nicht zu gedenken, daß bey einem solchen unaufhörlichen Schwätzer das alte Sprüchwort eintrifft: Vbi multum loquentiae, ibi parum sapientiae. (19) Damit wir

(17) Ich habe eine Person gesehen, welche wohl sieben Stunden in Compagnie gesessen, ohne daß jemand ein Wort von ihr gehöret; ausser wenn etwa eine Gesundheit getrunken wurde, da sie ein wenig gemurmelt. Jedermann nahm das übel auf: denn man urtheilte, es wäre ein Spion.

(18) Cato der ältere, welcher Censor zu Rom gewesen, pflegte, so streng und ernsthafft er auch sonst war, seine Kinder allezeit mit an der Tafel speisen zu lassen, wenn er gleich Gäste eingeladen hatte. Die Kinder waren in infima parte lecti: denn die Römer nahmen ihre Mahlzeit liegend ein, wie verschiedene orientalische Völker.

(19) Denn wer viel redet, der überleget wenig, und bringet also viel närrisches Zeug mit vor; woraus die Wahrheit des

wir aber demjenigen, was der Wohlstand im Reden erfodert, ein wenig näher kommen, so ist zu merken, daß man dabey sonderlich auf zwey Stücke zu sehen habe. Erstlich auf das äusserliche, und zweytens auf das innerliche der Rede. Das äusserliche der Rede bestehet in dem Laut oder Ton der Stimme, mit einem Wort: in der Aussprache. Diese nun soll bey einem manierlichen, politen Menschen für allen Dingen männlich und vernehmlich, doch dabey sittsam und gemäßiget seyn. Es ist ein grosser Uebelstand, wenn einer in der Gesellschafft gar zu laut redet, und dergestalt schreyet, daß die andern die Ohren zuhalten mögten. Ein anders ist es, wenn einer auf der Catheder oder auf der Canzel stehet, oder sonst vor einer grossen Versammlung zu reden hat. Da muß man die Stimme erheben und sich angreiffen, damit der Schall sich genugsam ausbreiten könne. Dahero ist eine starke Stimme eine nöthige Eigenschafft eines Redners. Hingegen in der Conversation ist es was ausserordentliches, woran sich jedermann stösset. So bald ein solcher Schreyer anfänget, so mögte gleich jedermann davon lauffen. Man muß demnach sich beyzeiten gewöhnen, sittsam und sedate zu reden: doch aber auch nicht gar zu leise, sondern so, daß es die andern vernehmen können, und nicht erst fragen dürffen, was wir haben wollen. (20) Zu allen diesen Dingen gehöret freylich Wachsamkeit, Aufmerksamkeit, Fürsichtigkeit und Discretion, als die so genannten Gefehrtinnen der Tugend; indem man auch minutissima beobachten muß, damit man andern keinen Verdruß erwecke. Dahero auch alles zu vermeiden ist, was die Stimme unannehmlich und widerwärtig machen kan. (21) Endlich stehet es nicht fein, wenn man entweder zu langsam oder zu geschwind

 redet,

des obgedachten Sprüchworts leicht zu erkennen ist. [* Es ist gewiß, daß die unbedachtsamsten gemeiniglich die grössesten Schwätzer seynd. Qui pauca considerat, facile pronunciat. Und bey viel reden ist immer Thorheit. Ἐν πολυλογίᾳ ἐστὶ πολυμαρτία. Daher sagt Theophrast im III. Cap. der sittlichen Character gar artig: Wer nicht Lust habe das Fieber zu bekommen, der müsse sich dergleichen ewige Schwätzer von dem Halse schaffen, und sie auf alle Weise fliehen. Horatius hat in der IX. Satira des ersten Buches den Verdruß, welchen man in der Gesellschafft mit dieser Art Leuten auszustehen hat, sehr lebhafft abgeschildert.]

(20) Am allerlächerlichsten ist es, wenn die Stimme bey dem Anfang der Rede gelinde und leise ist, hernach aber auf einmahl ungewöhnlich stark und laut wird. Darum heisset es: Sermo sit stabilis. S. *Buddei* Philos. pract. P. III. Cap. V. Sect. I. §. 12. [* S. auch die Klugheit zu leben und zu herrschen Cap. V. §. 36.]

(21) Z. E. Manche reden so, daß es fast nicht anderst lautet, als ob sie sängen, wie viele Priester auf der Canzel pflegen, dadurch aber ihre Zuhörer verdrießlich und schläfrig machen. Das unannehmliche in der Stimme und Aussprache ist so mancherley, daß es sich ehender empfinden als erklären lässet. Kurz: nimm dich in acht, daß du dir keine Stimme angewöhnest, welche übellautend und unnatürlich ist. Non grunnias; non hinnias; non boes; non coaxes; non crocites, non sibiles!

redet, wenn man die letzten Sylben in den Worten verschlucket, oder zu sehr dehnet, und was dergleichen mehr ist. Wiewohl hiebey vieles auf den Unterschied der Zeit, des Orts und der Sprachen ankommet. (22) Nun folget das innerliche der Rede, das ist, die Materie oder die Sachen, wovon man reden soll. Hiebey ist die erste Regel diese: Keiner soll leicht von sich selbst reden. Denn das zeiget eine grosse Eigenliebe und Einbildung an. Ein solcher Mensch wird allen vernünfftigen Leuten zum Gelächter, als ein Prahler und Windmacher. Ja wenn einer gleich sonst würkliche Verdienste hat, weswegen er werth ist hochgeachtet und geliebet zu werden; so muß er doch solche nicht selbst ausbreiten. Es war also ein grosser Fehler von dem sonst hochgelehrten Salmasio, (wenn es anderst wahr ist, was Menage in Menagianis von ihm erzehlet) daß, wenn er von sich geredet, er allemahl den Hut abgenommen habe. Eben so ist es auch beschaffen, wenn ein Gelehrter in seinen Schrifften immer von sich selbst prahlet. Denn ein solcher zeigt dadurch an, daß er tief in das Hasen-Fett getreten sey, und machet sich bey andern Gelehrten nur verhaßt. Im übrigen wenn es in der Conversation jezuweilen der Discurs so mit sich bringet, daß einer von sich selbst etwas erzehlen muß, so thut er am besten, wenn er das, so ihm zum Lobe gereichet, so viel möglich abkürzet, oder dißimuliret: ausgenommen in einigen Fällen, wo es nöthig ist, von sich und seinen Umständen ausführlicher zu reden. Zum Exempel: Wenn einer sich genöthiget siehet, seine Unschuld und ehrlichen Nahmen gegen Verläumdungen und falsche Anklagen zu retten. Dieses aber hat man in Gesellschafften nicht leicht nöthig. So sehr es nun wider den Wohlstand ist, sich selbst loben; so wenig schicket es sich auch, daß man andere Personen in das Gesicht lobet. Denn das thun gemeiniglich nur die groben Schmeichler. Und wer ein wenig vernünfftig ist, kan nicht ein-

(22) Zum Exempel: In öffentlichen Reden, welche vor einer grossen Versammlung abgeleget werden, müssen die letzten Sylben wohl ausgestossen werden. Denn sonst wird der Redner nicht verstanden, wenn er gleich im übrigen langsam redet. Je langsamer einer zu reden gewohnt ist, je deutlicher soll er die Sylben aussprechen. Im gemeinen täglichen Umgang zwar ist es nicht nöthig, daß man die Endungen aller Worte so deutlich hören lasse, zumahl da es in der Conversation überhaupt nicht wohl stehet, daß man so langsam rede. Manche Nation kan nicht einmahl langsam sprechen: welches auf das Clima ankommet, wie *Campegius Vitringa* in seinen Obseruationibus sacris sehr wohl angemerket hat. Die Franzosen haben sonderlich diesen Fehler, daß sie zu geschwinde reden: ja es lautet auch gezwungen, wenn einer das Französische langsam spricht; ausser in Predigten und öffentlichen Harangues, wo man findet, daß die Franzosen auch sachte reden können. Einige Sprachen hingegen, als die Spanische, die Lateinische, auch in gewisser Masse die Deutsche lauten gar nicht wohl, wenn sie geschwind ausgesprochen werden.

einmahl die Lobsprüche, die man ihm in seiner Gegenwart beyleget, vertragen; weil er wohl weiß, daß er sonst für stolz und hochmüthig würde angesehen werden. Ein anders ist, einem grossen Herrn oder andern Personen, die man ehret und hochhält, bißweilen mit guter Manier eine Douceur zu machen und etwas schönes vorzusagen. Denn diese Art der Schmeicheley ist nicht schlechterdings zu verwerffen, sondern ein Mittel, sich beliebt zu machen, (23) weil doch alle Menschen von Natur lieber wollen gelobet als gescholten seyn. Nur muß solches mit Verstand, Bescheidenheit und Behutsamkeit geschehen, damit man hierinnen nicht zu weit gehe. (24) Noch unerträglicher aber ist, wenn im Gegentheil einige in der Conversation sich so viel heraus nehmen, daß sie andern ihre Fehler öffentlich vorhalten, und sie deshalben bestraffen: Es müste denn seyn, daß solches bey gewissen Gelegenheiten mit guter Manier und gleichsam unvermerkt geschehen könnte. Ausser diesem laden solche mürrische Tadler nichts als Haß und Feindschafft auf sich, und bessern durch ihr unzeitiges Bestraffen keinen Menschen, sondern machen nur Verbitterung. Wir wollen ja in der Conversation keine Propheten haben, die uns ins Gesicht widerstünden, wie der Prophet Nathan dem David. (25) Es wäre auch überhaupt zu wünschen, daß in Zusammenkünfften und Gesellschafften mehr von Sachen, als von Personen, oder wenigstens von abwesenden nicht übel gesprochen würde. (26) Es ist aber ein gemeiner

(23) Philipp *Melanchthon* hat kein Bedenken getragen, in einem seiner Briefe an Iohannem Hessum zu schreiben: es sey in gewissen Fällen auch den Theologis nicht unanständig, grossen Herren und fürnehmen Ministern eine Schmeicheley zu machen. Die eigenen Worte Melanchthonis seynd diese: Orationem tibi dedicaueramus; sed officii gratia Legatus quidam Caesareanus intercepit; cui inscribenda fuit oratio, AVLAE STVDIO, hoc est ADSENTANDI gratia. Sic enim sensim & nobis THEOLOGIS faciendum videtur, iuuandae publicae causae studio. Hievon kan die Vorrede zu dem dritten Theil der Obseruationum Halensium nachgesehen werden.

(24) Churfürst Friedrich Wilhelm war einsmahls auf dem Fechtboden zu Frankfurt an der Oder. Da überreichten ihm die Studenten ein Carmen, worinnen unter andern groben Schmeicheleyen auch die Worte stunden: du mehr als halber Gott! darüber wurde der Churfürst so ungedultig, daß er das Papier auf den Boden warff und ausrief: du mehr als ganzer Narr!

(25) Die Propheten waren ganz ausserordentliche Personen, welche in ihrer Kleidung, in ihren Reden und dergleichen viel besonders haben musten; wie der grosse Utrechtische Theologus *Campegius Vitringa* in der Vorrede seines Commentarii über den Propheten Esaiam sehr wohl und gründlich gezeiget hat.

(26) Der vor schon belobte Cato zeigete in diesem Punct eine rühmliche Großmuth, daß er die Gespräche über seiner Tafel also eingerichtet, daß keiner von den Lastern und Fehlern anderer zu reden Anlaß finden können. Das bezeuget *Plutarchus* in vita Catonis maioris, in folge-

den

Fehler in der Conversation, daß insgemein andere, so nicht zugegen seynd, über die Zunge springen müssen. (27) Inzwischen setzet sich einer dadurch, daß er andern Leuten gerne übel nachredet, in schlechten Credit. Denn vernünfftige Personen haben daran keinen Gefallen; oder wenn auch einige sich darüber belustigen, so trauen sie doch hernach demjenigen nicht mehr, der gerne andere durch die Hechel ziehet, sondern nehmen sich vor demselben, als vor einem gefährlichen Menschen, in Acht; sonderlich, wenn sie wahrnehmen, daß er ohne hinlängliche Ursache von andern Leuten schwatzet. Es seynd auch dergleichen Schwätzereyen mehrentheils so beschaffen, daß man mehr saget, als wahr ist: Denn in Compagnie will man nicht gerne gemeine Dinge vorbringen, sondern es soll etwas besonders und seltsames seyn. Daher setzet man immer was dazu, und suchet es mit allerhand Einfällen und ersonnenen Umständen auszuschmücken. Hiebey entstehet die Frage: was vom Scherzen in der Conversation zu halten sey? Es giebt Leute, die gar keinen Scherz leiden wollen, aber das seynd verdrießliche, melancholische Sauertöpfe, welche zu den Carmeliter- und Cälestiner-Mönchen gehören. Wer immerzu ernsthaft seyn und Runzeln machen will, der mag lieber vor sich zu Hause sitzen bleiben. Es gehöret ja hauptsächlich mit zu dem Entzweck, den man sich vorsetzet, wenn man in Gesellschafft gehet, daß man von ernsthafften Geschäfften ausruhen und sich ergötzen will. Nun machet aber ein wohl angebrachter sinnreicher Scherz die Conversation angenehm und schmackhafft, wie Salz und Gewürz die Speisen. Daher mag man Leute, welche munter und aufgeweckt seynd, und die Gabe besitzen, artig zu scherzen, gar gerne in der Conversation haben und leiden. Nur muß man im Scherz und Lachen Ziel und Masse zu halten wissen. Denn wer einen Pickelhäring agiret, und in Worten und Minen gar zu lächerlich und poßirlich ist, der machet zwar eine Gesellschafft lustig: man giebt auch dem Narren zu fressen: aber man hält nichts auf einen solchen Lustigmacher, eben weil man nichts kluges oder tugendhafftes, kein bescheidenes, gesetztes Wesen, sondern lauter Thorheit an ihm bemerket. Ferner muß niemahls ein Scherz wider die Tugend und Ehrbarkeit vorgebracht, und dahero

den Worten nach *Xylandri* lateinischer Uebersetzung: Mensam vero cumprimis amicis parandis vtilem putabat. Ibi multa de laudibus bonorum ciuium mentio, nulla plane malorum erat: de his enim neutram in partem dicendi occasionem in conuiuio dabat.

(27) Daher sagt Hobbes, man thäte am klügsten, wenn man am spätesten aus einer Gesellschafft gienge: denn es wäre die närrische Gewohnheit unter den Menschen, daß so bald einer nur den Rücken gekehret und sich von der Gesellschafft beurlaubet hätte, die andern alsbald von ihm redeten.

dahero das Zottenreissen aus der Conversation verbannet werden. Wer unflätige Reden (28) führet, giebt nicht allein die Unreinigkeit seines Herzens zu erkennen, sondern machet sich auch selbst verächtlich. Ja, wenn auch gleich solche Personen, die an sich nicht die keuschesten, sich in der Gesellschafft befinden, so werden sie doch, wenn sie ein wenig zu leben wissen, dergleichen Discurse nicht wohl aufnehmen: indem keiner leichtlich vor unehrbar und unkeusch angesehen werden will. Das Frauen-Volk zumahl, wenn es auch nur halb wohl erzogen ist, kan dergleichen garstige Reden am allerwenigsten vertragen. Ob es schon bey mancher Frau oder Jungfer eintrifft, was Moliere von einer saget, daß sie an den Ohren keuscher sey als an allen Theilen ihres Leibes; so verlangen sie doch von Manns-Personen égard und Respect, und finden sich dahero beleidiget, und sitzen gleichsam wie im Feuer, wenn sie, ich will nicht sagen grobe Zotten, sondern auch nur verblümte und zweydeutige Reden, (29) die auf verbotene und unehrbare Liebe zielen, anhören sollen: indem es scheinet, als wollte man sie auf die Probe stellen, ob sie von dergleichen Sachen bereits eine

(28) Unflätige Reden führen, oder Zotten reissen, heißt bekanntermassen nichts anders, als auf eine leichtsinnige Art und ohne vernünftige Absicht von der Beschaffenheit und dem Gebrauch gewisser Theile des Leibes, welche die äusserliche Ehrbarkeit und der Wohlstand zu verbergen befiehlet, reden. Nun kan man leichtlich darthun, daß ordentlicher Weise an und vor sich kein Theil des menschlichen Körpers garstig oder schändlich sey; (nach dem bekannten Spruch: Naturalia non sunt turpia) indem vielmehr alle Glieder nothwendig seynd, und ein jegliches derselben zu einem gewissen Zwecke bestimmt ist. Allein, da das Werk der Zeugung mit vieler Unvollkommenheit vergesellschafftet ist, und wegen der unordentlichen und bösen Begierden der Menschen sehr gemißbrauchet wird; so ist allerdings für schandbar zu halten, wenn einer davon gerne redet. Denn ein solcher Mensch giebt damit zu erkennen, daß er an dergleichen Dingen einen besondern Gefallen habe, und entweder mit seiner darinnen erlangten Erfahrung sich thörichter Weise groß machen, oder andere zur Geilheit reitzen wolle.

(29) Ja man kan in gewisser Masse behaupten, daß grobe Zotten keinen solchen Schaden thun, als subtile Redens-Arten und zärtliche Ausdrückungen von verliebten und schlüpferigen Dingen. Denn was auf eine sinnreiche Art vorgebracht wird, das machet einen tiefern Eindruck in das Gemüth. Man denkt weiter nach, und wird folglich desto stärker zu unkeuschen Vorstellungen gereitzet. Ich glaube dahero, daß mehr Leute seynd verführet worden und an der Keuschheit Schiffbruch gelitten haben durch Lesung des Pastor fido, als durch die gröbsten Pickelhärings-Possen, welche nur den niederträchtigsten Pöbel belustigen. S. *Bayle* Dictionaire im Artick. *Guarini*, die Anmerkung (C). Eben dieses kan man auch von einem gewissen Gedichte des Herrn von Bessers urtheilen, in welchem er die Schönheit eines in einem Garten schlafenden Frauenzimmers beschreibet: Obschon derjenige, der die Vorrede zu den Besserischen Gedichten gemachet, gemeynet hat, es wäre dasselbe mit solcher Kunst und Behutsamkeit beschrieben, daß es auch von den allerkeuschesten Ohren könnte angehöret werden.

eine Erkänntniß und Erfahrung erlanget hätten. Es giebt ferner Leute, welche, wenn sie was scherzhafftes sagen wollen, die biblischen Redens-Arten mißbrauchen und zu lächerlichen, oder wohl gar schändlichen Sachen anwenden. Allein das ist keinesweges zu billigen. Und ob schon manche mehr aus Leichtsinnigkeit oder unbedachtsamer Nachahmung anderer, als aus gottloser Absicht dergleichen Reden zu führen gewohnt seynd, so setzen sie sich nichts desto weniger dadurch gar leicht in den Verdacht einer Ruchlosigkeit und Atheisterey. Endlich giebt es auch eine Art des Scherzes, so zwar scharfsinnig und artig, dabey aber beissend, stachlicht und dahero meistens gefährlich ist. Ich meyne diejenigen Spöttereyen, oder sogenannte satirische Einfälle und Ausdruckungen, wodurch man die Fehler und Thorheiten der Menschen lächerlich zu machen suchet. Denn eine Satire ist nichts anders als eine feine und mit Salz gewürzte Manier zu tadeln, oder eine künstliche Deductio ad absurdum, vermittelst welcher man auf eine lebhaffte besondere Art per indirectum zeiget, daß in der Aufführung dieses oder jenes Menschen etwas ungereimtes und widersprechendes sey. Zu einer rechten Satire gehören nicht allein schickliche und nachdrückliche Worte, sondern auch ein grosser Verstand und scharffes Urtheil. Je sinnreicher und arguter aber die Satiren seynd, je beissender und empfindlicher seynd sie auch denjenigen, wider die sie gerichtet werden. Grobe und plumpe Anzüglichkeiten thun zwar auch Schaden; sie werden aber doch ehender wiederum vergessen und rauschen bald vorbey. Feine und in sinnreiche Worte verhüllete Spöttereyen hingegen werden von jedermann ins Gedächtniß gefasset, aufbehalten, wiederhohlet und bey aller Gelegenheit gleichsam als Sprichwörter wiederum angewendet. Deswegen muß ein kluger Mann hierinnen behutsam gehen. Wie mancher hat durch ein bon mot seine ganze zeitliche Wohlfahrt verscherzet? Die Grossen und Mächtigen dieser Erden können die Satiren am allerwenigsten vertragen. Wie kützlich und unversöhnlich der König in Frankreich Ludwig XIV. in diesem Punkt gewesen, ist allbereits oben angemerket worden. Er war hierinnen bey weitem nicht so großmüthig, (30) als Ludwig XII. oder auch als Carl IX, welcher leiden konnte, daß ihn der Poet Ronsard öffentlich raillirte. Ein anders ist es, wenn man geringern Personen, denen man zu befehlen hat, etwa im Scherz etwas zu verstehen geben wollte: denn diese müssen es wohl vertragen lernen, und noch eine Reverenz dazu machen. Wiewohl auch dieses zum öfftern gefähr-

(30) Denn derjenige ist in eigentlichem Verstande großmüthig zu nennen, der das, was andere zu seinem Nachtheil reden und urtheilen, mit einem erhabenen und unbewegten Gemüth übersehen kan.

fährlich ist. Denn man hat viele Exempel, daß dergleichen Leute, wenn sie von ihren Obern auf eine etwas empfindliche Weise geschraubet worden, eine unerlaubte Rache ergriffen haben, oder gar darüber von Sinnen gekommen seynd. Demnach ist es am sichersten und vernünfftigsten, das satirisiren in der Conversation lieber gar zu unterlassen; oder wenn man satirisiren will, und seinen Trieb dazu nicht bezwingen kan, die Laster und Thorheiten der Menschen nur überhaupt anzugreiffen, ohne einige Application auf diese oder jene Personen insbesondere zu machen. Ausser der Conversation aber seynd bißweilen die Satiren nicht nur erlaubt, (31) sondern auch sehr nützlich, wenn gewisse Laster dergestalt eingerissen und in Schwang gekommen seynd, daß kein anderes Mittel helfen will. Denn alsdann ist eine mit Verstand und Einsicht geschriebene Satire anzusehen wie ein scharffes Messer, mit welchem man das faule Fleisch oder den kalten Brand wegschneidet.

VII.

Vom Wohlstand in Geberden und im Gange.

Nun folget, daß wir auch von dem Wohlstand in den Geberden und im Gange etwas gedenken. Der Mensch ist keine unbewegliche Bild-Säule, kein Saxum immobile. Sein Leib ist vielmehr so gemachet, und fast alle Gliedmassen so eingerichtet, daß sie auf verschiedene Art sich bewegen lassen. Wenn nun die Bewegungen des Leibes und der Gliedmassen mit den Ideen und Vorstellungen, so wir in unserer Seele haben, in gewisser Masse übereinkommen, so entstehet daraus das, was man Geberden (gestus) nennet. So wenig man aber fodern kan, daß ein Mensch

(31) Nehmlich als eine Nothwehre, wo man alle Mittel brauchen muß, sich gegen seine Feinde zu schützen, und wo man unvernünfftige Leute nicht anderst zu Raison bringen kan, als daß man ihre Thorheit und ungereimtes Wesen mit lebendigen Farben abmahlet, damit es jedermann in die Augen leuchten möge, und jene nicht so leicht mehr Schaden thun können. Aus diesem Grund hat *Boileau* seine Satiren vertheidiget, und nach ihm Mr. *Des-Maizeaux*, dans la Vie de Mr. Boileau; welches Buch mit grossem Verstande geschrieben ist. Die Universität zu Paris bemühete sich im Jahr 1674. eine Verordnung des Parlaments auszuwürken, worinnen die Cartesianische Philosophie in Frankreich zu lehren verboten würde. Weil nun Boileau sahe, daß dieses zum Nachtheil und zur Schande des ganzen Königreichs gereichen würde: so setzte er mit Beyhülffe des Mr. Bernier und Mr. Racine eine lächerliche Satire, oder sogenanntes Arrêt burlesque auf, und machete, daß solche Schrifft dem Premier Præsident, Mr. de Lamoignon zu handen kam; welcher hernach bekennete, daß die würkliche Ausfertigung eines ernsthafften Arrêt du Parlement durch erstgedachte burlesque wäre verhindert worden. [* S. Oeuvres de *Boileau* Tom. IV. p. 55. nach der Amsterdamer Edition von 1717. 12mo.]

Mensch in einer Gesellschafft stumm und sprachlos sitzen solle; eben so wenig kan man von ihm verlangen, unbeweglich und ohne alle Geberden zu seyn. Nur müssen selbige also eingerichtet seyn, daß sie nicht lächerlich, wunderlich und ungereimt herauskommen. Was wunderlich und ungereimt ist, das muß bey andern Leuten Ueberdruß und Mißfallen erregen, und folglich vermieden werden. (32) Es ist eine grosse Kunst, die Geberden und Bewegungen der Gliedmassen nach den Empfindungen der Seele und den Leidenschafften schicklich zu gebrauchen wissen. Denn die Geberden (33) drucken sehr vieles auf die deutlichste und lebhaffteste Art aus: weswegen auch die alten Redner sich darauf sehr beflissen. (34) Aber wer verstehet heut zu Tage diese Kunst, wie sichs gehöret? Wie viel findet man Redner, die darinnen weder zu viel, noch zu wenig thun? Daher kommet es offt ganz verkehrt, und folglich lächerlich heraus, wenn z. E. einer, der von einer erfreulichen Sache zu reden hat, dabey solche gestus machet, die vielmehr etwas trauriges andeuten. In der privat-Conversation hat man sich in Acht zu nehmen, daß man nicht zu viel gesticuliret. So ist es z. E. ein grosser Uebelstand von manchen Leuten, wenn sie ihre Hände niemals können ruhen lassen, sondern unter dem Reden andern ins Gesicht fechten, oder mit dem Finger deuten. Manche drehen dem, mit welchem sie reden, wohl gar einen Knopf vom Kleide, klopfen ihm auf die Achseln, und was dergleichen übele Gewohnheiten mehr seynd. Hernach muß man auch keine fremde ausländische gestus nachmachen oder sich angewöhnen. Denn was bey einem Volke wohl stehet und für eine Ehrenbezeigung gehalten wird, das stehet bey einem andern übel. Die Türkischen Complimenten und Reverenzen, das Orientalische προσκυνεῖν kan bey den Europäern nicht statt haben. Wir Deutsche, so wohl als viele andere Völker, machen heut zu Tage fast überall die Com-

(32) Nach der oben im V. §. gegebenen General-Regel des Wohlstandes, welche man auch kürzlich so ausdrücken könnte: Omne scandalum euitandum est. Das scandalum aber entstehet aus allen denjenigen Dingen, welche andern anstößig und ärgerlich seyn können, und ist deswegen von verschiedener Art. Datur scandalum theologicum, morale, iuridicum, &c. Das gäbe Gelegenheit zu einer feinen Dissertation de scandalo iuridico: doch gehörete eine gute und fleißige Meditation dazu. [* Man hat zwar zwo Dispvtationes, die eine von *Andr. Beiero*, de scandalo, und die andere von *Io. Sam. Stryckio*, de officio principis circa scandala. Ob aber in selbigen diese Materie nach Würden ausgeführet worden, mögen andere urtheilen.]

(33) Insonderheit die Bewegung der Augen, wodurch öffters mehr angezeiget wird, als durch die Rede. Ein einziger Blick kan uns verrathen.

(34) Hortensius, der berühmte Redner in Rom, war in dieser Kunst ein grösserer Meister als Cicero, ohngeachtet dieser beredter war; wie *Vossius* in Institutionibus oratoriis angemerket hat.

Complimente nach Französischer Art. Wenn nun jemand mit Spanischen Reverenzen (35) wollte aufgezogen kommen; so würde er abscheulich ausgelachet werden. Den heiligen Engeln und himmlischen Geistern ist zwar wenig daran gelegen, ob du dich nach Französischer oder Spanischer Manier neigest: Aber die Menschen auf der Welt, unter denen du lebest, sehen auf das, was gebräuchlich ist. Wenn du nun etwas besonders und ungewöhnliches affectirest; so machen sie aus solcher deiner bizarrerie den Schluß, daß dir ein Wurm im Kopfe stecke. Es seynd und bleiben freylich alle solche äusserliche Zeichen der Ehre an und für sich etwas willkührliches, und nichts nothwendiges: Indessen aber ist es doch vernünfftig, daß du dich darinnen nach den Sitten anderer, die deines gleichen seynd, richtest. In Schweden ist in Gesellschafften und Zusammenkünfften, auch bey Frauenzimmer, das Händeküssen ein nothwendiges Stück der Höflichkeit; in andern Ländern hingegen würde es für etwas seltsames und übelanständiges gehalten werden. (36) Man hat aber ferner auch bey den gebräuchlichen Stellungen und Bewegungen des Leibes dahin zu sehen, daß man sie recht mache, das ist, mit einer geschickten, angenehmen, ungezwungenen Art. Manche gestus lassen unvergleichlich, ob man sie schon einem, der kein natürliches Geschicke dazu hat, nicht wohl lernen kan. Doch kan man es durch Kunst und Bemühung weit bringen und vieles an sich poliren. Daher ist allen Leuten zu rathen, daß sie wenigstens um deswillen eine Zeitlang auf den Tanzboden gehen, damit sie ihren Leib wohl tragen und eine rechte Reverenz machen lernen; wenn sie gleich am Tanzen selbst keine Lust haben. Wiewohl Personen, die von Condition seynd, bißweilen einen Tanz mitmachen müssen: und es wird auch einer deswegen nicht gleich verliebt, wenn er dann und wann mit einem Frauenzimmer herumspringet. Zu geschweigen, daß ein mäßiger Tanz die Lebens-Geister aufwecket und den Menschen munter und hurtig machet. Die Uebung im Fechten ist auch nicht aus der Acht zu lassen. Wenn auch das Fechten zur Beschützung nichts nütze wäre, so hilfft es doch viel dazu, daß der Leib eine rechte Gestalt gewinnet, auch die Arme und Schenkel stark und gelenk werden. Wenn ein Mensch, der wohl hat fechten lernen, in den Krieg gehet; so wird er, wo es Noth thut, sich dreymahl umwenden, ehe sich ein anderer einmahl umdrehet. Er wird auch den Streich recht zu führen wissen, und nicht mit dem Degen gaukeln,

(35) Ausgenommen am Kayserlichen Hofe und an einigen andern Höfen, wo das Spanische Ceremoniel angenommen ist. Darum heißt es auch hier: Si fueris Romae, &c.

(36) Viele Leute haben in Gewohnheit, insbesondere wenn sie der Wein erhitzt hat, andern unaufhörlich um den Hals zu fallen und sie zu küssen. Das gehöret allerdings auch unter die ungereimten Gestus

keln, oder hauen wie ein Mädgen. Das Reiten thut auch viel; und siehet es sehr erbärmlich aus, wenn einer nicht gut zu Pferde sitzet. Man muß also dergleichen Leibes-Uebungen in der Jugend nicht versäumen; sonderlich auf Universitäten: denn man kan doch daneben fleißig studiren. Manche wollen die exercitia erst hernach in Frankreich lernen: Es kostet ihnen aber da wohl dreymahl so viel, und stehet noch dahin, ob sie einen guten Maitre bekommen. Hieraus erhellet also, daß ein Mensch, der auch in Geberden und Stellungen des Leibes nicht wider den Wohlstand anstossen will, auf sehr vieles Acht zu geben habe. Und wer die Historie mit Verstand lieset, der wird finden, daß es zu allen Zeiten so gewesen sey. (37) Darum soll man dergleichen Dinge nicht für Kleinigkeiten halten, sondern vielmehr aufmerksam seyn auf alles, was wohl oder übel stehet. Wie vieles ist nicht, unter andern, an einer freundlichen und anständigen Mine gelegen? Wer sein Gesicht immer in Runzeln ziehet, wie der Elephant seine Haut, wenn er Fliegen fangen will, oder das Maul auf wunderliche Art verzerret, der wird sich wenig Liebe und Hochachtung bey andern zuwege bringen. Man kan aber vieles an sich bessern und sich abgewöhnen, zumahl wenn man so glücklich ist, daß man einen aufrichtigen Freund hat, der einem saget, was man lächerliches an sich habe. Uebrigens da zu den Bewegungen des Körpers fürnehmlich das Gehen gehöret, so kommt auch gar viel auf den Gang an. Mancher drehet, wendet und krümmet sich im gehen fast wie man den Jacob abmahlet, als er mit dem Engel gerungen: Mancher schlenkert mit den Händen, wie der Säemann im Evangelio: Mancher siehet gen Himmel, wie der Thales von Mileto, oder wirfft den Kopf in die Höhe, wie ein Pferd, das den Koller kriegen will: Mancher rennet wie ein Hirsch: Mancher gehet gar zu langsam und bedächtlich. (38) Diese und

(37) Wittekind, ein Mönch in dem Closter Corvey, machet in seiner Chronic eine Beschreibung von dem Kayser Otto I. und dessen Bruder Heinrich. Von jenem merkt er an, derselbe sey ein majestätischer, dabey aber munterer und hurtiger Herr gewesen. Er sey, wo es nöthig gewesen, so geschwind und flüchtig gegangen, als ein junger Mensch: hingegen habe er, wenn er in Pomp und Herrlichkeit erscheinen sollen, sich wissen ein Ansehen und Gravität zu geben. Dessen Bruder Heinrich aber sey nicht so ansehnlich, noch so angenehm gewesen, sondern habe immer etwas mürrisch ausgesehen. Vid. cit. *Wittichind. Corbeiens. Annal.* lib. 2. sub finem.

(38) Also hatte Hieronymus Cardanus, nebst andern Fehlern in der Aufführung, einen sehr wunderlichen und ungleichen Gang: wie er selbst von sich erzehlet in seinem Büchlein de vita propria, cap. XX. & XXI. (welches von *Gabr. Naudaeo* herausgegeben und zu Amsterdam 1654. in 12mo nachgedrucket worden) S. auch *Bayle* Diction. im Art. Cardan, in der Anmerkung (G). Sonst war dieser Cardanus (dessen sämtliche Wer-

und andere dergleichen Fehler hat man um so mehr zu vermeiden, je mehr solche andern in die Augen fallen, und je ehender einer dadurch sein Temperament verräth. (39)

VIII.

Vom Wohlstand in Kleidern

Endlich ist auch der Wohlstand in Kleidern nicht zu vergessen. Die Kleider brauchen wir nicht allein zur nöthigen Bedeckung des Leibes, sondern auch zu einer anständigen Zierde. Das Kleid zieret den Mann. Es hat also ein vernünfftiger und kluger hiebey auf zwey Stücke zu sehen. Nemlich auf die Reinlichkeit, dann auch auf die Mode. Die Reinlichkeit ist der vernünfftigen Natur des Menschen gemäs. Daher kan man schwerlich eine gute Meynung von denjenigen fassen, welche man schmuzig, zerrissen und zerlumpt einher treten siehet. Was aber die Mode anlanget, so muß ein galant homme sich darinnen nach denjenigen richten, welche im Ansehen, oder mit ihm in einer Classe (40) stehen. Die Moden seynd in einem unaufhörlichen fluxu und refluxu. Eine Mode kommet ab und kommet auch wohl wieder auf. Gleichwie nun alles unter der Sonnen veränderlich und vergänglich ist: (in welchem Verstande man freylich sagen kan, daß alles eitel sey) also ändern wir uns auch, und machen die Moden mit, ohne deswegen auf eine sündliche Art eitel zu werden. Denn dergleichen Abwechselungen in äusserlichen Dingen haben nichts zu bedeuten, wenn nur das innerliche recht beschaffen ist. Was ist doch daran gelegen, ob ich einen grossen Umschlag oder einen kleinen, einen grossen oder einen kleinen Hut trage? GOtt hat an dem einen so wenig ein Mißfallen als an dem andern. Wenn ich aber in der

Werke zu Lyon 1663. in zehn Folianten ans Licht getreten seynd) ein hochgelehrter Mann, welcher, nach des Herrn von Leibnitz Urtheil, vollkommen gewesen wäre, wenn er in seinem äusserlichen Wesen nicht so viel abentheuerliches an sich gehabt hätte.

(39) Wer sein Temperament verräth, der giebt andern Gelegenheit, den Meister über ihn zu spielen. Denn dadurch lernet man, womit man einen gewinnen und regieren könne. Deswegen pflegen grosse und kluge Leute ihre Bediente öffters zu verändern, weil diejenigen, die beständig und lange um sie seynd, endlich ihre Herren auslernen, und sie zu lenken wissen, wie sie nur wollen.

(40) Nemlich ein jeder soll sich so kleiden, wie es seinem Stande gemäs ist. Z. E. Die Bauren sollen nicht in alonge-Perruquen, die Advocaten nicht in Stiefletten oder mit grossen Säbeln wie die Soldaten einhergehen, u. s. w. Der Pabst hat gar wohl gethan, daß er den Clericis verwehret, in Jäger- oder Soldaten-Habit zu erscheinen. Es ist freylich nicht nöthig, daß die Priester schwarz gehen; sie könnten eben so wohl Röcke von einer andern modesten Farbe tragen. Weil aber die schwarze Farbe bey dem Priester-Stande einmahl eingeführet und überall angenommen ist: so würde sich derjenige allerdings sehr prostituiren, der hierinnen ein Aenderung vornehmen wollte.

Welt unter Menschen leben und ganz allein anderst gekleidet gehen will, als es gebräuchlich ist; so werden fast alle Leute aussehen, mich auslachen und für unklug halten. Es seynd zwar diejenigen, welche neue Moden erdenken, mehrentheils Narren, Weichlinge, eitele und alberne Menschen; auch diejenigen thun thöricht, welche gleich die ersten sind, alle neue Moden nachzumachen. Wenn aber etwas allgemein geworden ist, warum soll ich einen andern Weg gehen, und, so zu sagen, wider den Strom schwimmen? Vordem hat man bald die engen, bald wiederum die gefältelten Hosen nicht leiden können. Christian II. König in Dänemark war ein Feind von den letztern, und ließ den Leuten die Kleider auf öffentlicher Strasse herunterreissen: denn er war ein sehr eifriger, hitziger Herr. Ob er aber klüglich daran gehandelt habe, ist eine andere Frage. Wenn ich auf den Schuhen Todtenköpfe an statt der Rosen trüge, wie König Heinrich III. (41) in Frankreich; so würde es keinen Uebelstand machen, wenn es andere auch so trügen. Es ist noch so gar lange nicht, daß das Frauenzimmer in Frankreich Dolche zu tragen pflegte. Das Exempel grosser Herren machet, daß vieles Mode wird. Als Kayser Carl V. im Jahr 1529. von Barcellona nach Genua seegelte, bekam er ein so heffiges Kopf-Wehe, daß er sich genöthiget fand, sich die Haare abscheeren zu lassen. Daher giengen nach dieser Zeit alle seine Hofleute auch mit gestutzten Haaren. (42) Wie der Churfürst zu Sachsen Johann Georg III. nach dem glücklichen Entsatz von Wien in seine Lande zurück kam, trug er einen grossen langen Degen; worauf bald jedermann mit einen solchen greulichen Raufer aufgezogen kam: wie dann die Dreßdener Klingen noch daher ihren Nahmen haben. Es kommet manchesmahl eine Mode auf, von der man nicht weiß wo sie hergekommen. Meistentheils seynd die Schneider und Kaufleute Ursach daran: denn diese haben ihren Vortheil davon. Insonderheit weiß die Französische Nation sich dessen zu Nutz zu machen und durch öffiere Veränderung der Moden, der Stoffe, der Trachten ihre Handlung und Gewerbe zu erhalten. Wenn eine Mode einmahl aufgekommen ist, so dauret sie eine Zeit lang fort, ob gleich die Geistlichkeit noch so sehr dawider eifert. Schon im funfzehenden Jahrhundert unter der Regierung König Carls VI. in Frankreich trugen

(41) Ein Exceß der Liebe war Schuld daran, daß obgedachter König sothane Mode aufbrachte; weswegen er in dem bekannten satirischen Buch, Catholicon d'Espagne betitelt, sehr durchgezogen wird.

(42) Die Spanier, welche bis dahin sehr lange Haare getragen hatten, kamen, nach Sandovals Bericht, so schwer an solche Veränderung, daß einige unter ihnen den Verlust ihres Kopf-Putzes mit den bittersten Thränen bedauerten. S. Les Oeuvres de *François de la Mothe le Vayer*, Tom. XII. p. 71. 72.

gen die Weibs-Personen grosse Standarten mit Frangen auf dem Kopf. Nun lebte damahls ein sehr eifriger Prediger, Thomas Conette, oder Conecte, genannt, ein Carmeliter-Mönch aus Bretagne, welcher alles hervor suchte, um diesen aufgethürmten Kopf-Putz zu bestürmen und zu erniedrigen. Er hetzete in Flandern so gar die Jungen auf den Gassen auf, daß sie die Frauens-Personen öffentlich beschimpfen musten. Ja er machete einen Scheiterhauffen, und ließ dergleichen atours des Frauenzimmers, welche damahls Hennins genennet wurden, verbrennen. Allein es half alles nichts, und die Damen in Flandern machten ihre Hennins und Hörner auf dem Kopf noch viel grösser als vorher, so bald der gute Bruder Thomas aus dem Lande gewichen war. Die Leute lassen sich die Moden von den Pfaffen nicht nehmen. Ein Wort, ein Wink von gekrönten Häuptern hat weit mehr Krafft. Man weiß, wie geschwind Ludwig XIV. die Fontanges abgebracht hat, da er nur zu erkennen gab, wie ihm diese Mode nicht mehr gefiele. Das konnten hingegen die Pfaffen nicht ausrichten, ob sie gleich beständig dawider geeifert und fast die Canzeln darüber eingeworffen hatten. Eine Königin, eine Fürstin kan, wenn sie will, noch mehr zu Abstellung dieser oder jener Mode beytragen unter ihren Hof-Damen, denen hernach die geringern nachfolgen. Dahero ist es ungereimt, wenn die Priester wegen der Kleider-Moden ein solches Lermen anheben, indem sie die Sprüche aus den Propheten von dem Kleider-Pracht aus unzeitigem Eifer mal à propos appliciren. (43) Denn die Moden seynd und bleiben an und für sich etwas gleichgültiges, und einer siehet die Sache so an, der andere anderst. Daher kan man fast eine jede Mode lächerlich machen; und dazu helffen die Comödien (44) offt mehr als alle anathemata der Geistlichkeit. Es bleibet demnach bey der oben gegebenen Regel, daß ein jeder sich so kleiden müsse, wie es in dem Lande, darinnen er lebet, eingeführet ist. Die Apostel, ja Christus selbst, haben keine andere Kleidung getragen oder angerathen, als die andern Juden damahls trugen; (45) sondern sie haben sich in dergleichen-

(43) Man kan darüber mit Vergnügen nachlesen in des *Bayle* Dictionaire den Art. *Conecte*, da gedachter Bayle einen merkwürdigen artigen Discurs von der Mode hat einflieſſen lassen.

(44) Z. E. Unter Ludwigen XIV. trugen einsmahls die Marquis so grosse Perücken, daß sie ihnen bis an den Hintern giengen. Nachdem aber Moliere eine so grosse Perruque auf das Theatrum brachte, daß der Kerl, der solche aufhatte, fast auf die alonge trat, und dabey einer von den übrigen Acteurs mit einer spöttischen Mine sagen mußte: Voilà un Marquis! so wurden diese ungeheuren Haar-Mäntel auf einmahl lächerlich, und kamen ab.

(45) vid. *Braunius* de vestitu Hebraeorum. Von Iohanne dem Täufer siehe eine besondere Dissertation in Gundlingian. Part. XXVI. p. 38. sqq. Dar-

thuen

gleichen äusserlichen Dingen accommodiret, damit sie allen allerley würden, und viele gewinnen mögten.

IX.

Von dem Nutzen des Wohlstandes und der davon handelnden Bücher.

Es ist also bißher hinlänglich gezeiget worden, daß es nicht genug sey, innerlich tugendhafft zu seyn; sondern daß die Tugend auch müsse glänzen, und das äusserliche Wesen zur Zierde haben. Dahero muß man die Ceremonien nicht auf die Seite setzen, als ohne welche man nicht fortkommen kan. Kein Volk, kein Staat, kein Hof, keine Versammlung, keine Gesellschafft in der Welt ist ohne Ceremonien. (46) Durch dieselbe prüfet gleichsam einer den andern, und siehet darauf, wie der andere ihm werde antworten. Darum heisset die Höflich- und Gefälligkeit (Complaisance) eine Vorläufferin und Ausspürerin der Freundschafft. Wer in den Ceremonien anstösset, der wird überall in der Welt Anstoß finden, und wenig geachtet werden, wenn er gleich tugendhafft ist; da hingegen ein lasterhaffter, der solche beobachtet, noch eher vorgezogen wird. Dahero darf man sich nicht wundern, wenn man höret: dieser Mensch hat studia, und machet doch sein Glück nicht: Jener hat keine studia, und machet sein Glück. Denn die Menschen insgemein, sonderlich grosse Herren, sehen auf das Exterieur. Demnach soll ein jeder sich äussersten Fleisses angelegen seyn lassen, seine Sitten zu schleiffen, den Wohlstand zu beobachten, und nicht weniger auf das äusserliche als auf das innerliche aufmerksam seyn. Man hat auch von dem Wohlstande und Artigkeit der Sitten viele Bücher, die ein junger Mensch mit Nutzen nachlesen, und zum wenigsten viele besondere Regeln und Conclusiones daraus erlernen kan. Und haben sonderlich die Franzosen hierinnen viel gethan. Vor andern seynd des Abts *Bellegarde* hieher gehörige Schrifften (47) zu recommandiren. Aus dem Tractätlein de la Civilité, welches

innen die Ursachen angeführet worden, warum derselbe in einer besondern Gestalt erscheinen müssen.

(46) Das ist in *Io. Maldonati* tr. de caeremoniis sehr wohl erinnert worden. Das Buch ist lateinisch geschrieben, aber noch nie gedruckt. Ich habe davon nur den Auszug gelesen, welchen der P. *Simon* in seinen Lettres Choisies Tom II. Lettre 29. davon gegeben. Dieser Extract hat mir unvergleichlich wohl gefallen; und bin ich einmahl willens gewesen, einem gewissen Gelehrten, welcher die Ceremonien bey dem Gottesdienst durchgezogen hatte, nach des Maldonati Lehrsätzen einen Laugen-Guß zu geben. [* Von diesem durch viele Schrifften berühmten Spanischen Jesuiten Maldonato findet man, unter andern, Nachricht in *Bayle* Diction. ingleichen in des P. *Niceron* Memoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la Republique des Lettres Tom. XXIII. p. 160-179.]

(47) Es seynd derselben gar viele Als: Reflexions sur le Ridicule & sur les Moyens de l'eviter: Reflexions sur ce qui

ches den geschickten Mr. *de Courtin* (48) zum Verfasser hat, kan man sich sonderlich viele special-Regeln des Wohlstandes bekannt machen. In den Werken der berühmten Mademoiselle *de Scudery* (49) trifft man nicht nur eine überaus zierliche Schreibart an, sondern auch viele schöne Gedanken und Anmerkungen über alles, was zu einer guten und galanten Aufführung gehöret. Weswegen solche gleichfalls verdienen gelesen zu werden; insonderheit von dem Frauenzimmer.

X.

Von den Hindernissen der Glückseeligkeit; insonderheit wenn man ohne vorhergehende Prüfung etwas unternimmt, wozu man nicht aufgelegt ist.

Wenn gleich ein Mensch, der glücklich werden will und sich einen rechtmäßigen Entzweck seines Thuns und Lassens vorgestellet hat, die Pflichten der Tugend und die Regeln des Wohlstandes noch so fleißig in Acht nimmet; so findet er doch gemeiniglich mancherley Schwierigkeiten und Hindernisse, welche ihm im Wege stehen. Diese Hindernisse seynd fürnehmlich von dreyerley Gattung. Entweder stecken sie in der Sache selbst, die man zu unternehmen gedenket; oder sie kommen von andern Menschen; oder sie äussern sich bey der Ausführung dieses oder jenen Geschäfftes. Wovon dann itzo nach der Ordnung zu handeln ist. Bißweilen ist eine Sache an sich schwer und bedenklich, und will besondere

qui peut plaire ou deplaire dans le commerce du monde: L'art de plaire dans la Conversation: Modeles de Conversations pour les personnes polies: Reflexions sur la politesse des moeurs: &c. Diese Bücher seynd nicht nur voll treflicher Gedanken und Erinnerungen, daraus man sich viel bessern kan; sondern auch in schöner Schreibart abgefasset, so daß sie zugleich der Französischen Sprache wegen verdienen gelesen zu werden. [* Der Abt Bellegarde ist gestorben im Jahr 1734. seines Alters im sechs und achtzigsten. Er hat bey allen, die ihn gekennet, das Lob eines verständigen und tugendhafften Mannes erhalten. Von dessen Leben und Character ist einige Nachricht zu finden in den Leipziger Zeitungen von gelehrten Sachen A. 1736. p. 92.]

(48) Von diesem Manne, welcher geraume Zeit an dem Schwedischen Hofe gewesen, und bey der Königin Christina so wohl als bey dem König Carl Gustav in grossen Gnaden gestanden, findet man Nachricht in den Memoires de *Chanut* Tom. III. p. 194. Er hat übrigens *Grotii* Werk, de iure belli & pacis, ins Französische übersetzet, auch sonst noch ein und anders geschrieben, als: du point d'honneur; de la paresse; de la jalousie, &c. [* Von dem obgedachten Traité de la Civilité hat der unter dem Nahmen *Menantes* bekannte D. Hunold eine Deutsche Uebersetzung gemachet, welche, nebst dem Französischen Text, zu Hamburg 1724. in 12mo ans Licht getreten, an einigen Stellen aber gar schlecht gerathen ist.]

(49) Diese Dame, welche ihres grossen Verstandes wegen so wohl bey dem Könige, als auch sonst bey vielen vornehmen Leuten wohl gelitten war, hat bey der Academie Françoise etliche mahl den höchsten Preiß davon getragen. Wenn man alle Bücher, die aus ihrer Feder geflossen seynd, sich anschaffen will, so kan man fast damit einen kleinen Bücher-Behälter anfüllen. Sie ist über 90. Jahre alt geworden, und erst zu Anfang dieses Seculi (nemlich A. 1701.) gestorben.

dere Eigenschafften haben von demjenigen, welcher sich derselben unterziehet. Man muß sich also wohl prüfen, ehe man etwas anfänget, ob man dazu tüchtig sey. Z. E. Wer sein Glück im Krieg machen und dadurch groß werden will, der muß vorher seine Kräffte fleißig erforschen, ob er Muth, Standhafftigkeit, Gedult und dergl. besitze. Denn zu einem rechtschaffenen Kriegsmann gehört viel Verstand, ein unerschrockener Muth, ein dauerhaffter Körper, gesunde und starke Gliedmassen, eine Fertigkeit in allerhand Leibes-Uebungen, u. s. w. Er muß offt wachen, wenn andere Leute schlafen, keine Witterung scheuen, alle Fatigues ausstehen können, und aller Zärtlich- und Bequemlichkeit absagen. Zu einem gemeinen Kerl, der nichts als seinen Schieß-Prügel verstehet, wird freylich nicht viel Kunst erfordert: wiewohl dennoch auch eine Resolution dazu gehöret, das harte Tractament auszustehen, welches den gemeinen Soldaten zu wiederfahren pfleget. (50) Eben so, wenn einer ein Kauf-

mann

(50) Es ist auch hier nicht die Rede von solchen Leuten, welche nicht verlangen, ihr Glück zu poussiren; sondern, wenn sie ihren nothdürfftigen Unterhalt haben, in der Niedrigkeit bleiben wollen. Vor diese gehöret die Politic eigentlich nicht. Wer weiter nichts thun, als ein devotes Leben führen will, hat Mosen und die Propheten, und wird der Welt nicht schaden; aber auch keinen grossen Nutzen schaffen. Die politischen Regeln werden solchen Personen vorgeschrieben, welche in die Höhe kommen, dem gemeinen Wesen dienen, und sich vor andern zeigen und hervorthun wollen. Da ist nun kein Zweiffel, daß das Naturel viel beyträget. Wenn einer das hat, dabey die Augen aufthut und vigilant ist; so müste es schlimm seyn, wenn er seinen Zweck nicht erhalten sollte. Wem hingegen die Natur die zu diesem oder jenem Stande nöthige Geschicklichkeit versaget hat, der muß sehen, wie er sich sonst in der Welt durchbringe. Denn ein jeder Mensch muß ein Glück suchen, welches sich zu seinen Umständen und Gaben reimet. Wer höhere Gedanken hat, der ist stolz und närrisch. Ja, woferne es auch zufälliger Weise geschähe, daß ein Mensch in einem Stande, wozu er von Natur nicht gemacht ist, hoch aus Brett käme; so stehet er um so ehender in Gefahr, auch wieder hoch zu fallen. Daher erinnert Mr. *de Cailliere* in einem Werkgen, betitelt la Fortune des gens de qualité, nicht uneben: Es sey nicht wohl gethan, wenn z. E. ein Krüpel, oder gebrechlicher Mensch bey Hofe sein Glück suchen wolle. Einem solchen sey vielmehr zu rathen, daß er vor sich bleibe, und auf Gemüths-Ruhe denke. Aus erst angeführtem Büchlein kan man viel lernen. Nur muß man es cum grano salis lesen, weil der Verfasser sich nicht allemahl an die strengste Moral gebunden hat. Er war von Profeßion ein Soldat, ein kluger Mensch, der mit Verstand und gutem Urtheil schreibet, und unvergleichliche Maximen giebt, ob gleich der Zusammenhang fehlet. Denn darinnen bestehet der Unterschied zwischen gelehrten Politicis und solchen, die ihre Erkänntniß bloß aus der Erfahrung geschöpfet haben, daß jene alles demonstriren und aus gewissen Grundsätzen herleiten können, diese aber nicht, als welche sich nur hin und wieder nützliche Regeln angemerket, und schöne pensées detachées haben. Im übrigen ist dieser Cailliere, von dem wir hier reden, zu unterscheiden von einem andern fast gleichlautenden Nahmens, nemlich von Mr. *de Callieres*, welcher Französischer Minister bey der Ryswickischen Frie-

dens-

mann werden will; so muß er vorher überlegen, ob er dazu tauge, ob er den dazu erforderlichen Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit besitze; insbesondere, ob er hinlängliche Mittel habe. Denn ohne Geld kan so leicht keiner eine Handelschafft anfangen. Man hat zwar manchesmahl jungen Leuten, die vor sich nichts gehabt, Gelder vorgeschossen, weil man an ihnen ein gutes Naturel und Geschick wahrgenommen. Allein das geschiehet gar selten. Mit leerer Hand läßt sich schlecht handeln. Es will auch die Kauffmannschafft Witz und Verstand haben. Daß aber an grosser Herren Höfen die Kaufleute so verächtlich gehalten werden, daran ist der Adel Schuld. Und nichts desto weniger kommet das meiste Geld, auch unter dem Adel selbst, von der Kaufmannschafft, als welche ein Land reich machet. Ein rechter Handelsmann ist gewiß was grosses. Warum seynd die Engelländer die reichsten unter allen Europäischen Nationen? Gewiß aus keiner andern Ursache, als weil bey ihnen die Kaufmannschafft, die Künste, die Manufacturen, floriren und geachtet werden. Es gehören aber auch geschickte Leute dazu. Dahero haben viele kluge Staatsmänner Anstalten zu machen gesuchet, wie man zu allen und jeden Profeßion und Künsten allemahl die schicklichsten Köpfe aussuchen könnte. Vortreflich wäre es, wenn es zu Stande käme. So lange wir die dümmesten Leute zu den Künsten und Handwerkern nehmen und keine gute wählen, so lange kan dem Lande nicht aufgeholffen werden. In Frankreich, in Engelland, seynd die Handwerker und Künstler die verschlagensten Köpfe. Daher seynd sie auch so geschickt zu allerhand neuen Erfindungen; da hingegen bey uns immer einerley Gewohnheit, und alles bey der alten Leyer bleibet. Es giebt Hand-Arbeiten, zu denen ein grosser Verstand erfodert wird; aber auch andere, dazu weniger Nachdenken gehöret. Das sollte man also in einem Staat beobachten, und zu jeder Profeßion tüchtige Leute aussuchen. Nicht besser siehet es mit den gelehrten Wissenschafften aus. Es studiren viele an allen Orten; aber die allerwenigsten lernen was gründliches. Woher kommet dieses? Gemeiniglich daher, weil die Leute nicht überlegen, was das Studiren eigentlich sey. Denn zu einem rechten Gelehrten gehöret gar vieles. Sonderlich, da heutiges Tages so viele Sachen entdecket, und so viel Bücher täglich gedruckt werden, und da man das alte lernen, das mittlere mitnehmen, und das neue auch noch hinzusetzen muß. Die Wissenschafften wollen, nebst einem guten ingenio, besondere Gedult, unermüdeten Fleiß und grosse Resolution haben. Das fassen aber die allerwenigsten. Deswegen finden wir heut zu Ta-

denshandlung gewesen ist, und die Science du monde, nebst andern artigen Sachen, geschrieben hat.

ge so viele Leute, welche alle nur wollen einen Dienst kauffen. Doch hievon unten ein mehrers. Es bleibet demnach dabey, daß die Ursache, warum es so vielen Menschen in der Welt nicht gelinget in demjenigen, was sie sich zu ihrem Zwecke vorgesetzet haben, mehrentheils darinnen stecke, daß sie ihre Kräffte und Fähigkeit nicht recht abwägen, noch sich behörig prüfen, wozu sie eigentlich aufgeleget seyen. Man siehet also leichtlich, wie eines der allerersten und nöthigsten Stücke menschlicher Klugheit darauf beruhe, daß ein jeder vor allen Dingen sein Talent recht erforsche und erkennen lerne. (51) Insonderheit sollten billig die Eltern, ehe sie ihre Kinder zu einer gewissen Lebens Art und Profeßion bestimmen oder antreiben, sothane Regel vor Augen haben und sorgfältiger, als insgemein geschiehet, beobachten. (52)

XI.

Von den Hindernissen, welche von andern Menschen herrühren, und wie solchen zu begegnen.

So nothwendig und nützlich die Beobachtung der erstgedachten Regel ist, so ist es doch damit allein nicht ausgerichtet. Denn wenn auch der geschickteste Mensch, nach genauester Prüfung seiner Kräffte, sich einen solchen Zweck vorgesetzet hat, dazu er genugsam tüchtig und fähig ist; so werden ihm gleichwohl noch allerhand Hindernisse aufstossen, worunter diejenigen nicht die geringsten seynd, welche von andern Menschen, von Feinden und mißgünstigen herrühren. In der Jugend, und so lange man noch auf Universitäten oder auf Reisen ist, wird man dessen selten gewahr. Man merket wohl verschiedene Schwachheiten an diesem oder jenem; aber doch keine rechte Feindseeligkeit. Hingegen wenn man Beförderung suchet, oder in ein Amt kommet, da findet man erst Widerstand. Man bricht zwar nicht aus, man lässet es nicht zu öffentlich merken: heimlich aber hindert immer einer den andern. Es bewerbe sich nur einer um einen Dienst; so werden sich bald Competenten hervor thun, die

(51) S. hievon die XXXIV. Maxime in Balthasar Gracians Oracul, oder (wie der Titul nach des Amelots Französischer Uebersetzung lautet) Homme de Cour. Dieser Gracian war ein tiefsinniger Spanier, dessen Schriften (wovon man in *Nic. Antonii* Bibliotheca Hispana Nachricht finden kan,) alle verdienen hochgehalten zu werden. Das kurz vorher citirte Oracul hat *D.* August Friederich Müller in Leipzig am besten aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzet, und mit fürtreflichen Anmerkungen erläutert.

(52) Mehrentheils haben die Eltern hierinnen die Art der gemeinesten Handwerksleute an sich, und wollen, daß die Kinder eben das métier ergreiffen, welches der Vater hat. Ist der Vater ein Priester; so soll der Sohn auch ein Priester werden, der sich doch offt nicht dazu schicket. Wenn der Vater ein Soldat ist; so soll der Sohn auch in Krieg gehen, ob er gleich nicht Herz genug hat, und wenn er eine Büchse losschiessen soll, die Augen zudrücket und das Gesicht wegwendet.

die ihm im Wege stehen. Einer hat etwa mehr Geld, der andere Patronen, oder viel vermögende Anverwandten, u. s. w. da es dann Kunst erfordert, durch dergleichen Schwierigkeiten hindurchzudringen. Und je närrischer und lasterhaffter die Leute, je mehr können sie Schaden thun. Es darff sich aber niemand einbilden, daß es möglich sey, lauter Freunde und gar keine Feinde zu haben. (53) Denn entweder ist einer tugendhafft oder lasterhafft. Ist er tugendhafft, so werden ihm eben deswegen die bösen, unartigen, lasterhafften Menschen verfolgen, als denen des erstern ganze Lebens-Art zuwider ist. Die Ungleichheit ist zu groß. Also können wollüstige und üppige Leute diejenigen nicht dulten, welche mäßig und eingezogen leben. Ein Freygebiger wird von einem Geitzigen verspottet. Ist aber einer böse und lasterhafft; so hat er sich von andern lasterhafften ebenfalls nichts als Haß und Feindschafft zu versehen. Ein Geitziger ist dem andern gram: Ein Ehrgeitziger widerstehet dem andern: Ein Wollüstiger kan den andern nicht recht leiden. Wer auf dem Wege der Unschuld gehet, der muß versichert seyn, daß er viele Anfechtung und Feinde haben werde. Darum wird unser ganzes Christenthum als ein Kampf beschrieben. Darum saget eben Christus: Er sey nicht gekommen Friede, sondern Krieg, zu stifften. Wer lauter Freunde haben will, ist wie diejenigen, welche neutral bleiben wollen, und es am Ende mit beyden Partheyen verderben; oder wie die Leute, die mitten in einem Hause wohnen, und von oben und unten incommodiret werden. Allein, ob man gleich nicht ohne Feinde seyn kan; so kan man doch auch Freunde haben. Wer gar keinen guten Freund hat, mit dem siehet es übel aus. Viele seynd zu Grunde gegangen, weil sie Mangel an Freunden gehabt haben. Denn diese seynd es, welche man den Feinden entgegen setzen muß. Weil wir nun aber Menschen durch Menschen zu überwinden haben; so ist zu merken, daß deren dreyerley Sorten seynd. Einige wollen nicht, und können uns auch nicht helffen: Einige wollten zwar gerne, aber sie können nicht: Einige können zwar helffen, aber sie haben ihre Ursachen, warum sie nicht wollen; oder sie erklären sich wenigstens nicht, ob sie uns helffen wollen oder nicht. An die von der ersten Classe, welche nemlich weder helffen können noch wollen, muß man sich nicht addreßiren. Denn wer solches thut, verräth dadurch, daß er einen schlech-

(53) Hieher gehöret des *Louïs de Sacy* traité de l'amitié, (welcher zu Paris 1703. in 12. herausgekommen) worinnen gar artig gewiesen wird, wie es unmöglich sey, daß man alle Menschen zu Freunden haben könne. Eben diese Materie hat auch der Graf *de Bussy Rabutin* berühret in seinem mit grossem esprit geschriebenen Werkgen, de l'Usage des adversitez.

ten Verstand habe, und nicht zu unterscheiden wisse, von wem diese oder jene Ehrenstelle oder Sache dependire. Man muß auch solchen Leuten, die weder das Vermögen noch den Willen haben, uns behülfflich zu seyn, nicht trauen: Und hat mancher, der solches nicht in Acht genommen, an seinem Glücke Schiffbruch gelitten. Indessen muß man dergleichen Personen auch nicht vor den Kopf stossen. Denn es kan eine Zeit kommen, da sie helffen können, und da man ihrer nöthig haben kan. Es wird offt einer von den andern für gering angesehen, welcher hernach sich in die Höhe schwinget und etwas grosses wird. (54) Was die von der zweyten Sorte anlanget, welche diesem oder jenem gerne behülfflich wären, aber zu schwach dazu seynd; so würde es ebenfalls vergeblich seyn, sich mit ihnen lange zu verweilen, oder sich auf sie zu verlassen. Doch muß man zum wenigsten dergleichen Personen für ihren guten Willen Dank sagen und sich in ihrer Gewogenheit zu erhalten suchen. Denn es kan noch die Zeit kommen, daß sie auch helffen können. Zu geschweigen, daß, wenn es ihnen gleich am Vermögen fehlet, uns in der That beyzustehen, sie doch etwa uns mit gutem und treuem Rath an die Hand gehen und also damit uns nutzen können. Es seynd also die von der dritten Sorte noch übrig. Das seynd diejenigen, welche uns helffen können, aber nicht wollen: Nicht eben, daß sie uns feind und zuwider wären, sondern weil sie sich nichts um uns bekümmern, oder noch keine Neigung haben, unser Glück zu machen. Da kommet es nun darauf an, daß man sie in Bewegung bringe, und eine rechte Neigung und Trieb uns zu fördern in ihnen erwecke. Dazu brauchen wir Mittel; und weil deren unzehlich viel seynd, so muß man die bequemsten und leichtesten wählen. Hauptsächlich muß man sich an solche Personen halten, die bey den Mächtigen viel gel-

(54) Der König in Dännemark, Christian der V. hatte einen Bruder, den Prinz Georg, mit welchem die Königin Anna in Engelland sich vermählet hat. Dieser machete vorher eine schlechte Figur; und weil er wegen seiner apanage immer mit seinem Herrn Bruder Streit hatte, so hängete er sich deswegen an den Chur-Brandenburgischen Hof, unter Churfürst Friederich Wilhelm dem Grossen, als für den der König Christian noch égard hatte. Prinz Georg aber konnte nichts ausrichten, ungeachtet er sehr lamentirete. (Daher nennet ihn *Pufendorf* in historia Friderici Wilhelmi M. luridum principem.) Als er aber nach der Hand der Königin Annen Gemahl worden war; da hatte man des Prinz Georgen von Seiten Brandenburg nöthig. Allein er war dem Churfürstlichen Absichten ganz zuwider, und sagte dem Spanheim und dem Kinsky ins Gesicht: Itzo könnte man ihn bitten, weil man ihn brauchte, ehedessen aber hätte man ihn gleichwohl luridum principem genennet. Er wolle nun auch nicht helffen. Bey dieser Gelegenheit wurde man an dem Hofe zu Berlin über Pufendorffen sehr ungehalten; der aber nicht mehr am Leben war.

gelten, und uns bey denselben bekannt machen und produciren können.(55) Denn auf Recommendation kommt sehr viel an. Dadurch wird einem Menschen die Thür aufgemachet. Viele hundert Personen, die grosse Geschicklichkeit besitzen, und wohl zu gebrauchen wären, bleiben in der Niedrigkeit, weil sich niemand findet, der sie bey Hofe bekannt machet: Da hingegen die Edelleute in diesem Stücke viel zum Voraus haben, daß es ihnen selten an Freunden und Anverwandten fehlet, welche sich ihrer annehmen, und sie produciren. Sprichst du: Ja, es seynd nicht alle weise und tugendhaffte Leute, welche mich befördern können; sondern die meisten seynd böse und eigennützig. Antwort: Eben das ist gut für dich, daß sie eigennutzig seynd; so kanst du dich derselben zu deinem Entzweck bedienen, und, da du weist, wie sie gesinnet seynd, sie durch ihren Affect lenken. Vtere stultis, sed eos non imitare! Wer sich nicht nach den Thoren richten kan, der wird in der Welt nicht groß, sondern mag sich vielmehr entschliessen, seine Lebenszeit auf einem elenden Dorff zuzubringen. Derjenige hingegen, welcher einen Trieb in sich fühlet, sich hervorzuthun, muß auf alle Umstände genau Achtung geben, (56) auf die Beschaffenheit des Hofes, wo er unterkommen will, auf das Naturel und die

(55) Grosse Herren seynd mehrentheils mit Thoren, mit bösen, eigennützigen Leuten umgeben, welche ihnen nicht allezeit ehrlich, sondern zu ihrem eigenen Vortheil rathen, und um das gemeine Beste sich wenig bekümmern. Der Churfürst Johann Friederich zu Sachsen sagte zum öfftern: Er für sich hätte eine gute Absicht; allein es wären viel böse, gottlose Leute um ihn, weswegen er viel müste geschehen lassen, so ihm gar nicht lieb wäre. Daß bey Hofe ein so grosses Getöse ist, das kommet von der Menge der Thoren her. Indessen ist es nun einmahl so in der Welt, und nicht zu ändern. Wie unser HErr GOtt Himmel, Erde, und den Menschen gemachet hatte, so sahe er das alles an, folglich auch alles Gewürm, das auf Erden kreucht; und siehe da, es war sehr gut. Wir können also in gewisser Masse sagen, daß auch unter dem Menschen das kriechende Ungeziefer, die bösen Würmer, in der Welt seyn müssen. Sonst hätten wir keiner Klugheit nöthig. Denn von weisen, verständigen und tugendhafften Leuten haben wir uns nichts zu befürchten, wohl aber von bösen und arglistigen Thoren.

(56) Zum Exempel: Wer als ein Medicus sein Glück machen will, der muß an einen Hof gehen, wo der Herr kränklich ist, wo er bald vom Podagra, bald vom Stein, bald vom Schlag angegriffen wird. Ein junger, gesunder, starker Herr spottet nur über die Arzeneyen, und lernet den Arzt nicht eher kennen, als bis der Winter eintritt, das ist, bis sich die Krankheiten anmelden. So ist es auch mit den Ministern. Alte Herren achten junge Räthe nicht viel. Junge Regenten hingegen halten oft nicht viel auf alte Officiers. Der Sächsische General und Gouverneur von Wittenberg, Revel, der in den Polnischen Kriegen sich allezeit wohl gehalten, und deswegen beym König August in grossem Credit stund, hielte nichts destoweniger um seine Entlassung an, und sagte zum König: Er sähe wohl, daß er dem Könige zu alt würde, und er einen alten Herrn suchen müßte; deswegen wollte er nach Wolffenbüttel gehen zum Herzog Anton Ulrich, als welcher damals schon ziemlich bey Jahren war.

die Neigungen des Herrn, auf diejenigen Personen, die am meisten bey ihm gelten. So lässet sich offt ein grosser Herr gewinnen, z. E. durch seine Gemahlin, durch seinen Secretaire, durch seinen Leib-Medicum, durch seine Maitresse, durch einen Priester, durch ein Gedicht, durch einen Lobspruch, durch die Music, und sofort an. Wie dann die Geschichte aller Zeiten voll von dergleichen Exempeln seynd. Sigismundus Augustus, König in Polen, hatte sich, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, mit eines Litthauischen Woywodens Wittwe, Barbara von Radzivil verlobet; welche, obschon die Königliche Mutter und die Stände in Polen sich dieser ungleichen Heyrath auf das äusserste widersetzt hatten, nachdem sie endlich als Königin verehret werden müssen, die vornehmsten Ehrenstellen vergab, und an welche sich alle halten musten, die etwas erlangen wollten. (57) Bey dem Kayser Leopold haben viel hundert Leute ihr Glück durch die Jesuiten gemachet. Bey dem König in Frankreich Ludwig XIV. durch den P. Tellier. Wie viel auch bey diesem König verschiedene seiner Maitresses, z. E. die Montespan, die Maintenon und andere gegolten, und was sie haben ausrichten können, ist weltkündig. Beym Churf. Friedrich Wilhelm war der Cammerdiener Kornmesser das Factotum, weil er mit dem Churfürsten wenn er das Zipperlein hatte, am besten umgehen und dessen Fuß am besten binden und legen konnte. (58) Daher heisset dann die Regel hier: Halte dich an

(57) Dieses erzehlet mit Umständen *Stanislaus Orichouius* in Annal. Polon. [* Die fürnehmlich hieher gehörige Stelle aus des erst angezogenen Orzechowsky Annalibus ad An. 1550. ist so schön, daß sie, ob sie schon etwas lang ist, hier einen Platz verdienet. Cracouiam vbi est ventum, *Barbara* vxor obuiam Regi alacris procedit, ac illi in aede Stanislai aduentum gratulatur, hilarior multo quam dudum, quod et comitiis secunda illi erant omnia, et coram adesse eos cum Rege viderat, qui illi prius aduersabantur maxime. Hanc vicissim Rex quam potest officiosissime salutat. Post hunc illam venerantur Episcopi. Tum *Petrus Kmitha* sua in illam studia commendat, ac in clientelam ac fidem se illi dat. Idem faciunt caeteri. Gratum et iucundum spectatu hoc studium fuerat Regi, cum videret vxorem suam tanto esse in honore apud eos, qui illam ne vxoris quidem prius loco habebant. Eadem omnium senatorum pars, quae rebus dubiis *Barbaram* grauissime erat detestata, secunda illius fortuna laudibus illam tum ferebat. Illi etiam, qui, quod in familia illius erant, vt contagio quaedam vitabantur, tum numero Patronorum habebantur, vt inuicem infimis summi propemodum clientes essent. Tantum valent Regum opes, vt facile immutent homines, vt non cognoscas eosdem esse. Denique *Bona* Regina, quae nequaquam illam volebat, mirum, cum videret firmas omnium consensu filii iam esse nuptias, *Varsauia* et ipsa *Cracouiam* salutatum nurum miserat, ac filiam appellauerat, studia illi pollicens materna, amorem item atque curam; caeteraque, quae liberis parentes promittunt. In hunc modum conuersae erant huic mulieri res; nec vero soli, sed etiam generi ipsius; *Nicolao* autem *Radziuilio* inprimis fratri illius Patrueli, qui quod eius matrimonii conciliator fuisse putabatur, summo apud Polonos odio fuerat. At cum abiisset illa tempestas, tanto in honore in Polonia postea hic vir fuit, vt Principum multi illum Patronum adsciscerent, nonnulli etiam ita illi inseruirent, vt in equum adscendentem subleuarent, vt serui dominum. Igitur cum tempus illius inuidiae omne abiisset, *Barbara* autem summa gratia apud Regem et summo honore apud omnes esset, quod per illam aditus sermonis et gratiae faciles ad Regem erant, pro se quisque officiis ad illam certabat.]

(58) Es seynd offt geringe Dinge, wodurch ein schlechter Mensch sein Glück machet,

an diejenige Personen, die das Herz des Fürsten in Händen haben, bey welchem du Beförderung suchest, es mögen nun Geistliche, oder Soldaten, oder Maitressen seyn. Denke nicht, weil dieser, der itzo alles gilt, ein schlechter Kerl ist, oder weil ich ihn als einen geringen Menschen gekennet habe, so will ich ihm durchaus keine Cour machen, und mich vor ihm nicht erniedrigen. Denn da bist du unklug. Denke vielmehr, du machest die Reverenz dem Marienbilde, nicht dem Maul-Esel. Denn man muß in dergleichen Fällen laviren und die Seegel nach dem Winde richten können. Grosse Herren seynd offt wunderlich, und machen, wie der Caligula, ein Pferd zu einem Burgemeister. Wer nun hier nicht nachgeben, sondern sich widersetzen und eigensinnig bleiben will, der wird nicht unbillig für einen lächerlichen seltsamen Menschen gehalten. Ey lieber! widersetze dich nicht. Mache dem Pferd eine Reverenz und steige dadurch in die Höhe. Vielleicht kommest du zu einer solchen Stuffe, da du hernach zu dem geringen, der ohne Verdienst so hoch gestiegen war, sagen kanst: Freund! rucke herunter: gehe in deinen Stall. Geringe Leute steigen offt sehr hoch und gemeiniglich mehr als die, so es verdienen. (59) Denn man machet das Glück nicht allezeit durch Verdienste, sondern offt durch Kleinigkeiten, oder durch Personen von geringem Werthe. Mancher wird groß durch eine Maitresse; ein anderer durch einen Cammerdiener; mancher durch eine andere Gelegenheit. Der Prinz von Condé, ein tapferer und scharfsinniger Herr, sagete gar artig von dem Marechal de la Feuillade, und von dem Duc de Vivonne; Jener hätte sein Glück gemachet par l'epée, und dieser par le fourreau: denn derselbe hatte seiner Schwester, der Madame de Montespan, seine Erhebung zu danken. (60) Bey dem König in Frankreich Ludwig dem XI. war der Abbé de Baigne wohl gelitten, besonders wegen Erfindung einer närrischen mit Schweins-Geschrey untermischeten Music. (61) Der Geheime Rath Meinders am Berlinischen Hofe hat sein Glück durch eine Laute gemachet;

chet, sich bey grossen Herren in Gunst setzet, und unentbehrlich wird. Obgedachter Churfürst sagte öfters: Wenn ich alle meine Ministers durchgehe; so finde ich keinen, der mir für meine Person insbesondere so wohl anstünde, als mein Cammerdiener.

(59) Darum lachete Democritus über die Verwirrung der Dinge in der Welt, und über den wunderbarlichen und veränderlichen concursum atomorum.

(60) Le Prince de Condé étant un jour avec d' autres Grands, & comparant le Maréchal de la Feuillade avec le Duc de Vivonne, dit que la Feuillade s'étoit avancé par l'épée, & Vivonne par le fourreau. S. L'Espion dans les Cours des Princes Chretiens, Tom. VII. Lettre XXIII.

(61) S. die Dissertation vom Numero Oratorio, im XXVIII. Stücke der Gundlingianorum. [* add. *Bayle* Diction. Art. Louis XI. in der Anmerkung N.]

chet; andere durch ein anderes Instrument. Man weiß, was den in der Französischen Historie berühmten Duc de Luynes so in die Höhe gebracht habe. Er und sein Bruder waren schlechte Edelleute, und als sie nach Hofe kamen, so arm, daß sie beede zusammen nur einen Mantel hatten, und folglich nur einer um den andern ausgehen konnten. Der ältere aber kam bald in Gnaden bey dem Könige Ludwig XIII. (62) Er brachte ihm einen Falken nebst etlichen Lerchen ins Gemach, ließ den Falken die Lerchen beitzen, pfiff ein bißgen dazu. ꝛc. Das gefiel dem Louïs XIII. welcher damals etwa sechzehn Jahr alt und noch sehr kindisch war, so wohl, daß er nach der Zeit den Luynes sehr hervor gezogen und zum Connétable von ganz Frankreich gemachet hat. Diese Exempel seynd freylich ganz besondere Fälle und Ausnahmen, aus denen man keine Regeln machen muß; so daß man zu jemand sagen könnte: wenn du dein Glück machen willst, so nimm die Laute zur Hand, u. s. w. Sondern es kommet alles auf den Unterschied und die Beschaffenheit der Zeiten und Personen an. An vielen Orten ist nichts zu erhalten, als durch das Geld; wie in Frankreich, wo fast alle öffentliche Aemter und Ehrenstellen verkauffet werden. Es ist dieses allerdings ein grosser Verfall. Inzwischen, weil es nicht zu ändern stehet, so muß man sich solches auch gefallen lassen. Wo man den Pumpernickel in der Kirche singet, da singet man mit. Das ist doch noch gut in Frankreich, daß wenn z. E. vier Personen seynd, welche um einen Dienst anhalten, doch alle vier dazu geschickt seyn müssen: alsdann aber hat derjenige den Vorzug, welcher am meisten giebet. Wer demnach hierüber sich ein Gewissen machen, und kein Geld geben will, der mag in der Wüste leben oder hinter dem Pfluge hergehen.

XII.

Von Erforschung und Wahl derjenigen Personen, deren man sich zu seinen Absichten bedienen will.

Die Menschen werden öffters an glücklicher Ausführung ihrer Geschäffte und Unternehmungen auch selbst von denjenigen gehindert, deren Beyhülffe sie sich bedienen und welche in ihrem Brode seynd. Bey privat-Personen gehören dahin die Dienstboten, Schreiber, Knechte und Mägde: bey grossen Herren aber die Minister, Räthe und Amtleute. Man kan daher offt a posteriori urtheilen, ob ein grosser Herr Klugheit und Verstand besitze, nachdem er nemlich geschickte oder ungeschickte Ministers hat. (63) Wie denn dieserwegen der König in Frankreich Heinrich der Grosse besonders ist gepriesen worden, weil er die wackersten Männer, als den Villeroy, den Sully, den Jeannin und andere mehr aus-

(62) S. L'Espion dans les Cours Tom. IV. Lettre XC.

(63) S. Testament politique du Cardinal de Richelieu P. I. chap. VIII.

ausgesuchet und in seinen Diensten gehabt hat. (64) Es ist eine grosse Kunst, tüchtige Bedienten zu wählen. Denn alle Leute schicken sich nicht zu allem. Mancher giebt einen guten Juristen, mancher einen guten Cameralisten ab. Ein anderer ist im Bergsachen gut zu gebrauchen, u. s. w. Eine general-Regel, die bey allen und jeden subiectis zu brauchen wäre, kan man nicht geben. König Jacob I. in Engelland begehrte dergleichen von dem Grafen von Pembroke; dieser wieß ihn aber auf die Physiognomie. Dieses nahm der König fleißig in Acht, beurtheilte darnach alle seine Leute und Ministers, (65) und erhöhete junge, ansehnliche und blonde Leute am meisten; sonderlich die Schottländer, als welche gemeiniglich schön, wohl gewachsen und herzhafft, aber auch wollüstig, stolz und liederlich seynd. Der Pabst Sixtus V. hielte auch viel auf die Physiognomie und zog sonderlich diejenigen vor, welche von ernsthafftem Ansehen waren. (66) Er bekam aber offt Spitzbuben. Der Cardinal Richelieu war in diesem Stück behutsamer, weil er wohl wuste, daß das äusserliche Ansehen öffters betröge. (67) Er sagte: die Leute zeigen sich allezeit auf der schönsten Seite; (68) sie verstellen sich. Darum will ich sie vorher eine Zeitlang auf die Probe stellen, ein Viertel-Jahr, ein halb Jahr ꝛc. Da kan ich erst erkennen, was einer im Schilde führet. Denn im Anfang ist fast ein jeder demüthig, manierlich, artig, willig zu allem:

(64) Hievon findet man Nachricht in der Histoire de Henry le Grand, composée par *Hardouin de Perefixe* p. 271. sqq. nach der Amsterdamischen Auflage bey Elzevirn vom Jahr 1664. in 12mo. Dieser Perefixe war Erzbischof zu Paris, vorher Bischof zu Rodez, auch Præceptor des Louis XIV. welchem er das Leben seines Großvaters Heinrichs IV. vorgelesen.

(65) [* S. Joh. Evelyns, eines gelehrten Engelländers Dissertation von der Physiognomie, wovon man einen Auszug findet in Actis Erud. A. 1698. pag. 338.]

(66) Lorsqu'il alloit par la ville, il regardoit tout le monde en face, et s'il voyoit quelqu'un, dont la Physionomie fût austere, il le faisoit venir devant lui, s'informoit de sa condition et de son état, et s'il le trouvoit propre à rendre service à l'Eglise selon son humeur, il lui donnoit quelque charge de Judicature. S. *Gregorio Leti* Lebens-Beschreibung des Pabsts Sixti V. Tom. I. p. 254. nach der Französischen Uebersetzung.

(67) Die Physiognomie, oder die Beurtheilung aus dem Gesichte ist an sich nicht zu verwerfen. Man kan daraus eines Menschen natürliches Temperament, und etwan auch das moralische en gros abnehmen, wie in den moralischen Lectionen ausführlich und umständlich ist gezeiget worden. Allein es giebt doch die Physiognomie kein criterium generale et moraliter certum; sondern es ist solches betrüglicher, denn die andern.

(68) Je ne suis pas en peine, sagte derselbe, de trouver des hommes; mais en verité, on peut en comparer la plus part aux victimes, ou, quelque choix qu'on en fasse, et quelque beauté qui y paroisse, on trouve toujours quelque chose qui n'est pas louable, quand on en examine les entrailles. S. *Vauciennes*, in der Vorrede seiner Memoires de ce qui s'est passé en Suede.

allem: allein er zwinget sich und affectiret. Dieser Zwang aber kan in die Länge nicht dauren. Endlich gucket der natürliche Mensch auf der linken Seite heraus. Das bemerket man täglich an dem Gesinde. Wer einen Diener annimmt, wird sehen, daß selbiger die ersten acht Tage ein guter Diener ist: hernach aber leget er die Larve hin. Will man ihn anstrengen, so wird er ungedultig und begehret seinen Abschied. Wer hingegen viele Monate hindurch anhält ohne sich zu ändern, von dem kan man sagen, daß er ein gedultiger und beständiger Mensch sey. Der vorgedachte Cardinal Richelieu erblickte einmahl in seinem Vorzimmer einen unbekannten Menschen. (69) Er betrachtete dessen Physiognomie; allein das Gesicht wollte ihm nicht anstehen. Er ließ ihn lange Zeit gehen, und that als sähe er ihn nicht. Der Client aber fuhr immer unverändert mit seiner Aufwartung in der Antichambre fort, ein halbes Jahr durch. Da sahe Richelieu, daß dieser Mensch eine grosse Gedult und Standhafftigkeit besitzen müßte, nahm ihn in seine Dienste, und schickete ihn nach Rom in gewissen geheimen Angelegenheiten, weil man in Rom (wie auch zu Venedig, wegen der grossen Verstellung der Herren Nobili) sonderliche Gedult und Beständigkeit ausüben muß, worinnen auch gedachter Mensch vollkommen reussirete.

XIII.

Von den Hindernissen, so sich bey Aufführung der Unternehmungen äussern. Auch was das heise, sich in die Zeit schicken und der Gelegenheit wahrnehmen.

Es ist oben (§. X.) erinnert worden, daß, nebst denen Hindernissen, welche theils in der Sache selbst liegen, theils von andern Menschen eingestreuet werden, auch offt bey Ausführung gewisser Unternehmungen noch andere Schwierigkeiten sich finden, welche verursachen, daß man seinen Zweck nach Wunsch nicht erhält. Was ist nun also in diesem Falle zu thun? Antwort: Man muß sich in die Zeit schicken lernen, und der Gelegenheit wahrnehmen. Das ist nun wohl ganz richtig; denn es kommet freylich in der Welt alles auf Zeit und Gelegenheit an; indem offt eine Sache, welche zu gewisser Zeit schwer oder unmöglich auszuführen ist, (70) zu einer andern Zeit ganz leicht und glücklich von statten gehet. Allein was heist sich in die Zeit schicken? Die Zeit an sich kan nichts thun.

Wir

(69) [* Obige Erzehlung erinnern wir uns auch in dem Espion dans les Cours &c. Tom. I. Lettre XLIII. p. 31. Wiewohl die Umstände nicht in allen Stücken mit denen übereintreffen, die aus des seeligen Herrn Geheimen Rath Gundlings Munde oben bemerkt seynd.]

(70) Es ist hiemit beschaffen, wie mit einem Reisenden, welcher zwar den Ort weiß, wo er hin will, sich auch eben nicht verirret hat, unterwegs aber unvermuthet hin und wieder Gräben, Dämme, Verschanzungen, Schlagbäume, und dergleichen antrifft, welche machen, daß er unmöglich paßiren kan.

Wir wollen deswegen den Sinn dieser Regel deutlicher erklären und durch verschiedene Exempel aus der Historie erläutern. Nemlich es ist bißweilen eine Sache mit vielen Umständen vergesellschafftet, die uns verhindern, etwas zu unternehmen oder das unternommene hinauszuführen. Dieses Zusammentreffen vieler nicht leicht zu hebender Umstände heißt die Schwürigkeit einer Sache. Gleichwie aber solche Umstände und Hindernissen nicht ewig währen: also muß man warten, biß sie sich verliehren. Und das heißt sich in die Zeit schicken. Als der Kayser Tiberius zur Regierung gekommen war, wurde in Vorschlag gebracht, man sollte die Verschwendung, Pracht und Ueppigkeit, welche unter Augusto, als einem glücklichen, reichen, friedfertigen Herrn, in Rom sehr eingerissen war, durch gute Verordnungen und Gesetze einschrenken. Allein Tiberius sahe wohl, daß es noch nicht Zeit sey, sothane Reformation vorzunehmen. (71) Er meynete, die Leute hätten noch zu viel Geld; sie hätten zu viel grosse Exempel der Verschwendung vor sich; sie wären durch Armuth und Unglücksfälle noch nicht gewitziget, die Werkzeuge und Reitzungen zur Ueppigkeit wären noch nicht auf die Seite geschaffet, u. s. w. Und gewiß, wenn dieses alle grosse Herren und sonderlich auch die Geistlichen beobachteten, würden sie nicht so viel zur Unzeit von Verbesserungen des gemeinen Wesens schwatzen. (72) Wer in seinen Unternehmungen unbedachtsam verfähret, und gleich gerades Wegs zurennen will, ist wie diejenigen, welche Sturm lauffen wollen, wo noch keine breche geschossen ist. Wenn aber die Umstände, welche eine Sache schwer oder unmöglich gemachet hatten, sich geändert haben; wenn die Hindernissen gehoben seynd: (welches offt bald und unversehens geschehen kan) alsdann ist die rechte Zeit, sein Vorhaben auszuführen; alsdann muß man sich der

(71) S. *Tacit.* Annal. lib. II. cap. 33. Ueber diese merkwürdige Stelle hat *Amelot de la Houssaye* in seinem Tibere (welches ein rechtes Staats-Buch ist) unvergleichliche Gedanken. S. das LIV. Capitul im erstgedachtem Werke, p. 67-69. [* Hieher gehören auch noch einige merkwürdige Stellen in den Annalibus *Taciti*, insbesondere lib. III. cap. 52. bis 55.]

(72) S. *Gundlingii* Orat. de reformatione rerumpulicarum difficili, in Gundlingianis im XXIX. Stück. Hat doch GOtt selbst, als der weiseste Gesetzgeber, sich nach den Umständen gerichtet. Nachdem die Juden aus Aegypten gekommen waren, und in ein neues Land eingeführet werden sollten, hat GOtt nicht gleich eine Reformation unter ihnen vorgenommen: sondern er führte sie erstlich in die Wüsten, damit alle diejenige, so unter den Aegyptern gelebet, und deren Begierden und Sitten an sich genommen hatten, vorher abstürben. Als aber gleichsam ein neues Volk aus denen, so aus Aegypten gezogen waren, entstanden war, da gab ihnen GOtt Gesetze, und richtete die ganze Republic erst ein.

Gelegenheit bedienen, und zwar mit Behendigkeit. (73) Denn lässet man solche vorbey streichen; so kommet sie so leicht nicht wieder, und das ganze Vorhaben wird zunichte. Ein grosser Herr, der das Tempo zu beobachten weiß, kan vieles zu Stande bringen, was ein anderer, wenn er gleich noch so mächtig ist, wohl muß bleiben lassen. Darum pflegte Philipp II. König in Spanien offt zu sagen: **Die Zeit und Ich können so viel als zween andere.** (74) Unter dem König Heinrich IV. hatten die Franzosen noch keine solche Anstalten im Seewesen, daß sie eine rechte Flotte in dem Canal hätten aufbringen können. Gleichwohl war bemeldter König mit Ernst darauf bedacht. Er wollte daher den Hafen zu Brest erweitern und befestigen lassen. Allein die Königin Elisabeth war vigilant und wollte das nicht leiden. Sie ließ dem König in Frankreich sagen: wofern er würde Schiffe bauen und den Hafen von Brest erweitern, so sollte ihm der Krieg angekündiget seyn: im übrigen verbleibe sie seine getreue Nachbarin, wo er von diesem Unternehmen abstehen würde. Es würde auch unfehlbar mit Heinrich dem Grossen schlecht abgelauffen seyn, wenn zumahl Spanien und die Holländer sich mit Engelland vereiniget hätten. Was war zu thun? Die Zeit war noch nicht gekommen, eine Flotte auszurüsten. Aber die Elisabeth starb. Hierauf kam König Jacob auf den Thron, der Marcus Tullius, Rex Cicero. Dieser bekümmerte sich um das Regiment nicht viel; ja er hatte ein Gelübde gethan, niemahls Krieg zu führen. Damit fieng der König in Frankreich an Brest zu befestigen. Die Lords im Parlament zu Londen regten sich zwar, und stellten die Folgen davon ihrem Könige vor: allein Heinrich IV. schickte den Sully hinüber nach Engelland. Der war ein schlauer Minister, redete schön Latein mit Jacobo, und gefiel dem Ciceronianischen König so wohl, daß derselbe mit Gelassenheit ansahe, wie der Hafen Brest gebauet ward. Damit wurden die Franzosen mächtiger zur See. Die Engelländer merkten zwar nachgehends ihren Fehler, und hätten gerne Frankreich wiederum eingeschränket: es war aber zu spat. Vielmehr kam die Seemacht der Franzosen hernach unter dem König in Engelland Carl

(73) Der Prinz Eugenius stunde im Jahr 1701. in Italien mit seiner Armee, konnte aber geraume Zeit nicht über die Etsch, weil die Franzosen unter dem Catinat und Vaudemont auf der andern Seite des Flusses alle Zugänge auf das sorgfältigste besetzt hielten. Eines Tages kam ein entsetzliches Donnerwetter mit grausamen Wind und Regen. Da kam alles bey den Franzosen in Verwirrung. Der Wind und Staub machete, daß fast keiner den andern sehen konnte. Dieser Gelegenheit bedienete sich Eugenius, setzte hinüber und kam glücklich an. Das hieß recht: das Tempo beobachten.

(74) S. *Gracian* in der LV. Maxime seines Oraculo manual.

Carl II. erst recht zu Stande. Denn sie sendeten diesem Könige, der ein wollüstiger Herr und Liebhaber von artigem Frauenzimmer war, eine Maitresse nach der andern zu, und nahmen dafür geschickte Schiff- Bau- und Zimmerleute. Das heist also die rechte Zeit in Acht nehmen, um ein Vorhaben ins Werk zu stellen. (75) Das heist Gelegenheit, wenn die Schwürigkeiten und Hinderniſſe sich so verlieren, daß nun der Weg offen ist; wenn vortheilhafftere Conjuncturen und günstigere Aspecten sich aufklären. Dieses kan man am besten bey der Reformation Lutheri sehen. Es waren schon lange vor Luthern, unter dem Kayser Sigismund, unter König Ludwig XII. in Frankreich, unter Eduard III. König in Engelland Versuche geschehen, die in Religions- und Kirchen-Sachen eingerissene grosse Mißbräuche und Irthümer abzustellen; wie aus dem Exempel der Hußiten, der Waldenser, des Wiclefs, erhellet Allein das Werk gieng noch nicht recht von statten, weil die Zeit zu reformiren noch nicht erschienen war. Darum lachete Maximilianus, wie er von Lutheri Reformation hörete. Du armer Bettel-Mönch, sagete er, gehe wieder in deine Celle und verbirg dich, du wirst sonst auf dem Scheiterhauffen sterben. (76) Es war aber gleichwohl das rechte Tempo zu reformiren gekommen, und es hatten sich bereits viele Jahre vorher verschiedene Begebenheiten und Umstände ereignet, welche dazu den Weg gebahnet und das ganze Werk erleichtert hatten. Nachdem Constantinopel von den Türken war erobert worden, flohen viele gelehrte Griechen nach Italien. Dadurch geschahe es, daß die Wissenschafften wiederum neugebohren wurden. Die Buchdruckerey

(75) So gehet es in allen Ständen. Z. E. Du bist ein Gelehrter, der sich auf Academien mit lesen hervor thun will. Es seynd aber auf der Universität, wo du dich befindest, schon weit berühmte Lehrer, die einen grossen Zulauff haben. Da wirst du mit deinen Collegiis so leicht nicht aufkommen. Nondum adest tempus lecturiendi. Also schweige, ruhe, warte, biß die Zeit kommet. Wenn etwa die berühmten Leute nach und nach absterben, oder alt werden: alsdann rucke herein. Indessen aber muß man, indem man eine bequemere Gelegenheit abwartet, sich einen Plan gemachet, und zu seinem Vorhaben alles mögliche vorbereitet haben.

(76) [* Sonst erzehlet man dergleichen von dem berühmten Hamburgischen Historico, *Alberto Krantzio*, als welcher, nachdem er kurz vor seinem Tode von D. Luthern gehöret, zwar die Nothwendigkeit einer Kirchen-Reformation erkannt, dabey aber gemeynet habe, der arme Luther werde wider so mächtige Gegner nicht durchdringen können. Daher, als ihm auf seinem Sterbe-Bette Lutheri Sätze wider den Ablaß gebracht worden, sey er in diese Worte ausgebrochen: Vera quidem dicis, bone Frater! sed nihil efficies. Vade igitur in Cellam tuam, & dic: Miserere mei Deus! S. *Moller.* in Isagog. ad histor. Cherson. Cimb. P. I. *Melch. Adam.* in vitis Philosophor. p. 34. Balthas. Schupp im Ninivitischen Buß-Spiegel p. 18.]

rey war erfunden. Die Leute legten sich fleißig auf die Sprachen, daß sie die Schrifft und die Geschichte lesen konnten, und dadurch nach und nach zur Erkänntniß mancher Wahrheiten kamen. Man fieng an einzusehen, daß der Pabst nicht GOttes Statthalter noch das Haupt der Kirche, sondern ein Betrüger sey. Man durffte aber sich solches nicht merken lassen. Die Layen fürchteten sich noch zu sehr für den Clericis. Alle Fürsten, Könige und Kayser waren dem Pabst unterworffen. Daher war derselbe stolz und sicher. Er schickte Ablaß-Krämer in die Welt, welche auch ihrem Geschäffte einen ziemlichen Schein gaben. Nur einige dieser Ablaß-Krämer, sonderlich in Deutschland und in der Schweitz, waren zu dumm, und machten es so plump, daß manchen die Augen aufgiengen. Da bedienten sich Zwinglius, Lutherus, Melanchthon ꝛc. der Gelegenheit. Da war die Zeit gekommen zu predigen, zu reformiren, zu widerlegen, das Päbstliche Joch abzuschütteln, und grosse Herren dazu aufzumuntern. Diese waren auch froh, daß sich Leute fanden, die dem Pabst die Larve abzögen. Die Clerici waren zu selbiger Zeit meist noch Erz-Ignoranten. Sie verstunden nichts, als ein bißgen scholastischer Philosophie. Luther aber kam mit der Schrifft. Daher konnte er mit seiner Reformation fortkommen. Fraget man, warum wir heutiges Tages damit keinen weitern Fortgang gewinnen; so antworte ich: Nun ist das Loch wieder zu. Das Pabstthum stehet dermahlen weit besser als sonsten. Denn itzo studiren die Catholicken fleißiger, und legen sich auf Sprachen, Historie, Critic, Philosophie, Theologie, ꝛc. Eine Republic ist alsdann am besten zu reformiren, wenn sie vorher durch äusserste Noth und Elend ist gepresset und erschüttert worden. Eine Stadt, die abgebrannt ist, wird hernach mit der Zeit desto schöner wiederum aufgebauet. Anfechtung lehret aufs Wort merken. Wenn man aber einen Staat älter werden lässet, so wird solcher auch immer schlechter. Die Unordnungen und die Ueppigkeit reissen wieder ein. Dahero wird man finden, daß diejenigen Republiken, Universitäten und Gemeinden, welche alt und schon lange gestanden seynd, fast allemahl schlimmer seynd als die neuaufgerichteten.

Das

Das sechste Capitel,

Von der Klugheit zu wirthschafften, oder haußzuhalten.

I.

Es seynd bißher die allgemeinen Regeln der Klugheit, welche überhaupt ein jeder, der in der Welt glücklich fortkommen will, zu beobachten hat, sattsam erkläret worden. Ehe wir nun ins besondere auf die eigentlich so genannte Staatslehre, d. i. auf die Klugheit, einen ganzen Staat oder eine Republic zu erhalten und zu regieren, kommen, müssen wir vorher noch von der Klugheit zu wirthschafften und einem Haußwesen wohl vorzustehen, reden. Denn eine jede Republic bestehet aus vielen Haußhaltungen oder Familien, und eine Familie ist wie eine kleine Republic, bey welcher so wohl als bey der grossen, eine kluge Einrichtung, Verfassung und Ordnung erfodert wird. Daher seynd wenige Staats-Lehrer, welche in ihren Büchern nicht etwas von dem Hauß-Stande sollten berühret haben. Es kan auch ein Staat unmöglich feste stehen oder seinen Zweck erhalten, wenn nicht in dem grossen Körper des gemeinen Wesens die kleinern Gesellschafften sich in guter Ordnung befinden. Was ist das für eine Republic, wo keine Oeconomie, keine tüchtige Landleute, keine kluge Haußväter anzutreffen? Wo dieser Grund mangelt, da fället endlich der ganze Bau übern Hauffen. Es müssen alle kleine Gesellschafften mit dem gemeinen Wesen eine Verbindung und Uebereinstimmung haben; (1) und ein jeder Haußvater muß

Nothwendigkeit der oeconomischen Klugheit.

(1) Wo eine Harmonie und Ordnung ist, da ist Weißheit und Rath. Wo Weißheit ist, da ist Glückseeligkeit. Hieraus fliesset die erste Haupt-Regel, welche in allen Gesellschafften, und also auch in der häußlichen, zu beobachten ist. Nehmlich: Keine Societät muß ihren Nutzen zum Nachtheil und Verderben einer andern Societät zu befördern suchen. Denn sonst wird die liebliche Harmonie und Ordnung zerrissen, und Verwirrung und Ungemach tritt an deren Stelle. Die andere Regel heisset: In einer jeglichen Gesellschafft muß der Nutze einzeler Personen dem Nutzen und der Wohlfahrt der ganzen Gesellschafft weichen. Wenn eine ganze Gesellschafft verdirbt, so verderben auch alle und jede Glieder derselben. Wenn aber nur ein oder das andere Glied verdirbt, so verdirbt deshalben die ganze Gesellschafft nicht. Es ist zwar ein Uebel, wenn einer oder der andere leidet; aber doch ein geringeres; und dieses wird in Betrachtung eines ärgern noch für etwas gutes erkennet. Es ist ja besser, wenn z. E. dir ein kleiner Finger abgenommen wird, als wenn der ganze Leib verdirbt.

muß in seinem kleinen Bezirk diese Harmonie zu erhalten suchen. Sonst wird dasjenige, was man sich von der Glückseeligkeit eines grossen Staats verspricht, zu Wasser gemachet. Alle weise Regenten haben sich um den Hauß-Stand bekümmert, und deshalben gute Anstalten und Verordnungen zu machen getrachtet.

II.

Was der wahre Entzweck einer vernünfftigen Haußhaltung sey.

In einem wohlbestellten Haußwesen muß vor allen Dingen der Haußvater den vernünfftigen Entzweck der häußlichen Gesellschafft stets vor Augen haben. Solcher bestehet aber theils in Erwerbung eines hinlänglichen Vermögens, damit er sich, seine Frau, Kinder und Gesinde ernehren und versorgen könne, theils darinnen, daß er die Personen in der Familie vernünfftig und zum Nutzen des gemeinen Wesens regiere und abrichte, damit sie geschickt werden, wieder neue Familien zu erbauen. Es ist nicht genug, wenn einer z. E. seine Kinder ernehret und kleidet; er lernet ihnen aber nicht, wie sie künftig selbsten können Oeconomien anfangen, Haußväter und gute Bürger werden. Doch hievon unten ein mehrers. Was den Erwerb des Vermögens betrifft, darunter verstehen wir ein hinlängliches, ehrliches Auskommen zur Nothurfft und Gemächlichkeit des Lebens. Wo Mangel und Betteley ist, da ist ein elendes Haußwesen. Grosser Ueberfluß wird zwar nicht erfodert; als welcher nicht einmahl grossen Herren gut ist; wohl aber so viel, als ein jeder nach seinem Stande und Proportion brauchet, zu seiner und der Seinigen Erhaltung, dann auch, daß man noch etwas übrig behalte und zurucklegen könne, damit man in Nothfällen, wenn ein Unglück kommt, und der tägliche Vorrath nicht zulanget, zu leben habe. Wer alles verzehret was er einnimmt, mit dem stehet es nicht zum besten. Wenn einer auch schon ein Capitalist ist; so hat er sich doch zu hüten, daß seine Einkünffte und Zinsen nicht alle drauf gehen: (2) denn sonst muß das Capi-

(2) Diese allgemeine Regel der Häußlichkeit wissen sonderlich die Holländer unvergleichlich wohl in Acht zu nehmen. Daher schreibet ein berühmter Staatsmann von ihnen also: Il y a quelques habitudes ou dispositions, qui semblent etre communes à tous en general, de quelque qualité qu'ils soient: comme la grande frugalité & l'ordre en leur dépense: la richesse de chacun consistant en ce qu'il a plus qu'il ne depense: ou pour parler plus proprement, en ceque chacun y depense moins qu'il n'a de revenu, quel qu'il puisse erre. Aussi n'y a-t-il personne qui fasse état d'égaler sa dépense à son revenu, & quand cela arrive, ils croient avoir mal emploié l'année & cette maniere de vivre ôte le credit à un homme, aussi bien qu'une prodigalité extravagante, &

Capital angegriffen werden. Ist einmahl darein ein Loch gemachet, so gehet es leicht weiter. Es können einem Menschen unzehlige Unglücks-Fälle zustossen, da er mehr ausgeben muß als gewöhnlich. (3) Wie leicht können z. E. neue Steuern und Auflagen ausgeschrieben werden? Das heist kein Geitz, wenn einer, ohne sich und den Seinigen den nöthigen Unterhalt zu entziehen, die Ausgaben mäßiget und etwas zuruck zu legen trachtet. Es ist vielmehr eine kluge Vorsichtigkeit und Sparsamkeit, welche der Grund der ganzen Oeconomie ist. Mit der Sparsamkeit muß die Arbeit verknüpfft seyn. Es hat auch das Arbeiten einen grossen Einfluß in die Gesundheit des Menschen, weil dadurch der Leib beweget wird. Dahero spielen die Kinder; sie lernen, lauffen, springen, weil sie noch nicht arbeiten, oder etwas ernsthaftes thun können. Wer demnach etwas erwerben will, der muß arbeiten, dabey aber auch eine gewisse Art und Weise ausdenken, wie er mit Nutzen arbeiten könne; sonst heist es mit ihm: Er thut und beweget sich viel, er kommet aber nicht vom Flecke. Leute, denen es am Verstande fehlet, fallen auf Kleinigkeiten: Sie versäumen das grössere und bekümmern sich um das kleinere, wie die Geitzhälse und alle niederträchtige pöbelhaffte Gemüther.

III.

Von den ordentlichen und ausserordentlichen Mitteln, etwas zu erwerben.

Weil nun auf die Art und Weise zu arbeiten alles ankommet; so folget, daß man tüchtige Mittel ergreiffen müsse, ein Vermögen zu erwerben, zu erhalten und zu vermehren. Nun bedienen sich aber die Menschen hiezu entweder der gemeinen, gewöhnlichen und bekannten Mittel, oder sie gerathen auf besondere, ausserordentliche und nicht gemeine. Die

& une vie déreglée le feroit dans les autres pays. Ce menage rend tout le monde capable de paier les grandes impositions, qui par ce moien y sont moins sensibles qu'elles seroient ailleurs. &c. S. Remarques sur l'état des Provinces unies, &c. par Mr. le Chevalier *Temple*, Chap. IV. p. 252. Dieser Englische Staats-Minister unter König Carln II. hatte lange bey den Holländern negociiret, und den Zustand von Holland genau eingesehen. Wenn man etliche wenige Flecken, welche die Holländer an seiner Beschreibung getadelt haben, ausnimmet, kan man nichts bessers von Holland schreiben.

(3) Das kan man unter anderu an den so genannten Pfännern in Halle sehen, welche ehedem sehr wohl gestanden. Sie hatten aber die Gewohnheit, daß sie ihre Einkünffte meistens verzehreten. Daher geriethen sie in Verfall. Wie sich denn die meisten noch nicht erhohlet haben. Nehmlich es wurden ihnen einmahl wegen ihrer Kothen von Königlichen Beamten Domainen-Processe gemachet. Da konnten sie ein Jahr lang kein Salz mehr sieden, und musten auch einen canonem geben, so wohl inskünftige, als auch von vergangenen Zeiten. Da geriethen viele in grossen Schaden und viele Schulden. Die Capitalien, wenn welche da waren, wurden angegriffen, und neue aufgenommen: wodurch alles in Verwirrung kam.

ausserordentliche Mittel seynd wiederum theils rechtmäßige, ehrliche und erlaubte, theils aber verbotene, unanständige, betrügerische. Zu denen von der letztern Gattung kan man nebst den Zauber- und andern dergleichen falschen Künsten insbesondere das Schatzgraben und die Goldmacherey zehlen. Wie viele Leute haben sich zu ihrem Schaden durch Schatzgraben verführen lassen. Was mit dem Canzler Beuchling in Dreßden sich zugetragen, ist bekannt. Es stecken fast allemahl schändliche Betrügereyen darhinter. Eben so ist es mit dem Goldmachen beschaffen. Behalte du das Gold, so du hast, und um das andere, welches erst gemachet werden soll, bekümmere dich nicht. Ich glaube nicht, daß es möglich sey, andere Metalle in Gold zu verwandeln: und wenn es auch in der Theorie damit seine Richtigkeit hätte; so ist es nicht wahrscheinlich, daß GOtt solches zulassen werde, weil durch diese Kunst eine allgemeine Revolution in der Welt entstehen müste. Denn man würde alsdann auf ein ganz anderes pretium eminens denken müssen. Das Gold würde ja so gemein, und dessen so viel werden, wie Sand am Meer. Nun ist aber bekannt, daß die Seltenheit eines Dinges hauptsächlich dessen Werth ausmache, und daß ad pretium eminens (d. i. zu derjenigen Sache, nach welcher man den Werth aller andern Sachen schätzen, bestimmen und abmessen kan) eine Materie erfodert werde, welche so wohl der Seltenheit als der Bequemlichkeit wegen alle andere übersteiget. Wer würde alsdann Gold haben mögen, wenn es jeder selber machen könnte? Diese nothwendige Folge haben die Alchymisten wohl eingesehen. Darum sprechen sie: GOtt offenbahre diese Kunst und dieses Geheimniß nur denen, die mit ihm vereiniget seyen. Ich mögte aber wissen, wenn es anderst eine Kunst ist, warum eben zu Erlernung und Ausübung einer Kunst eine so genaue Vereinigung mit GOtt erfodert würde. Es kommet mir nicht anderst vor, als wenn einer spräche: wer ein guter Strumpfwürker seyn will, muß in vollkommener Vereinigung mit GOtt stehen. Man hat zwar Leute gesehen Gold machen; aber nur dem Schein nach. Denn durch Geschwindigkeit und andere Kunstgriffe, womit sie etwas Gold in den Schmelztiegel zu bringen wusten, haben sie die Zuschauer betrogen; wie der Cajetani, den der König in Preussen hat aufhängen lassen. Ich halte also die Goldmacherey für eine lügenhaffte, abergläubische Kunst, welche man auch mit Recht an vielen Orten verbietet und gleich untersaget, so bald man höret, daß einer anfange zu laboriren. (4) Denn es giebt Leute, die ihr ganzes Vermögen mit dieser Bette-

(4) Hieher gehöret *Io. Franc. Buddei* Dissertatio, an alchemistae in republica sint tolerandi.

Betteley verschleudern. Insgemein sehen die Kerls aus wie die ärmsten Creaturen, und wollen doch Gold machen können. Wiewohl die Betrüger auch darauf antworten: GOtt gebe es den Reichen nicht, sondern den Armen, als eine sonderbare Gabe. Thorheiten seynd es, die ein jeder kluger Mensch von sich soll ferne seyn lassen. (5) Es giebt andere Mittel genug, welche einem klugen Hausvater zu statten kommen und ihm seine Mühe und Arbeit erleichtern. Dahin gehören absonderlich mancherley neue mathematische, physicalische, mechanische Erfindungen. (6) Grossen Herren ist zu rathen, daß sie zu dergleichen Erfindungen einigen Geld-Beytrag thun, und solche Personen, die geschickt seynd, etwas neues zu erdenken, zu grössern Versuchen aufmuntern. Denn die Leute wollen von ihren Erfindungen etwas aufzuheben haben: welches man ihnen auch nicht übel nehmen kan. Denn sie haben sichs Mühe, Fleiß, Zeit und Nachsinnen kosten lassen. Sie entsagen allen andern Ergetzlichkeiten und sitzen über ihrer Erfindung. Deswegen ist es ein schlechter Einwurff, wenn einige sagen, die Leute, welche etwas erfunden hätten, wären so eigennützig und geheim damit. Grosse Herren seynd ja auch eigennützig; ja, sie seynd es am allermeisten; und aus diesem Grunde erwachsen unter ihnen alle Streitigkeiten, eben wie unter privat-Personen. Im vorigen Jahrhundert hatte ein Italiänischer Jesuite, Franciscus de Lana viele Mühe angewendet, ein Lufftschiff zu erfinden. Im kleinen gieng es an; deswegen wollte er es auch im grössern versuchen, und forderte dazu einen Beyschuß an Gelde, konnte aber nichts erhalten, weil man meynete, es wäre unmöglich; (7) wie es gemeiniglich bey allen neuen Erfindungen also gehet. Wenn man Belohnungen auf etwas setzet, so denken und dichten die Leute darauf: wie dann itzo so viele darauf

(5) In Schröders Fürstlicher Schatz- und Rentkammer ist am Ende ein vernünfftiger Discurs von der Alchymisterey zu finden, welcher allerdings verdienet gelesen zu werden.

(6) Unser HErr GOtt hat nicht verboten, auch ausserordentliche Mittel, wodurch man sich Nutzen schaffen kan, zu gebrauchen, wenn sie nur sonst rechtmäßig seynd. Wir sehen solches, unter andern, aus dem Exempel des Jacobs. Als derselbe von seinem eigennützigen und geitzigen Schwieger-Vater, dem Laban, nicht einmahl seinen verdienten Lohn erhalten konnte; so bediente er sich einer neuen physicalischen Erfindung, vermittelst welcher er zuwege brachte, daß die meisten Lämmer bunt, und also zu seiner Heerde geschlagen wurden. S. im ersten Buch Mosis das XXX. Cap. Gottfried Vockerodt, Rector zu Gotha, hat von diesem Mittel des Jacobs (welches auch bey Pferden gebraucht worden) in einer besondern in seinen opusculis befindlichen Dissertation ausführlich gehandelt.

(7) Von dieser Kunst, durch die Lufft zu schiffen, hat Johann Christoph Sturm in Altorff in seinem Collegio curioso weitläufftigern Bericht gegeben. [* S. auch *Morhof.* in Polyhist. philosoph. pag. 289. und pag. 377.]

studiren, die Longitudinem auf der offenbaren See ausfindig zu machen. Vor kurzer Zeit hat ein gewisser Engelländer in Frankreich sich gemeldet und vorgegeben, er hätte eine Machine erfunden, vermittelst welcher ein Mensch in einem Tage mehr spinnen könnte, als sonst zehen andere. Das wäre nichts geringes zur Erleichterung des Handels. Allein die meisten Menschen seynd, was dergleichen neue Erfindungen betrifft, sehr unglaubig, biß ihnen die Erfahrung zeiget, daß es angehe; und alsdann glaubet es ein jeder. Ein kluger Mann aber leset die Historie der Erfindungen fleißig, und bemerket, wie immer eins nach dem andern entdecket worden. Es kan auch nicht anderst seyn. Denn auf einmahl werden die Erfindungen nicht bekannt, sondern nach und nach. Dadurch verändert sich vieles in der Welt, und man erkennet auch daraus die göttliche Vorsehung. (8) Es wird in den künfftigen Zeiten vieles entdecket werden, was wir itzo noch nicht glauben. (9) Es seynd in der Welt allezeit Anbeter von alten Sachen. Alte betagte Leute erfinden selten etwas neues, wohl aber die jungen; diesen wollen die alten nicht folgen, sondern verachten sie und bleiben bey ihrer alten Leyer; sonst müsten sie sich entschliessen, etwas neues zu lernen. Als Christoph Columbus von einer neuen Welt zu reden anfieng, wollte ihm lange Zeit niemand Gehör geben. Der König in Engelland, Heinrich VII, als ein geitziger Herr, wollte auf dessen Antrag nichts vorschiessen: Denn ein Geitziger siehet meist nur auf den gegenwärtigen gewissen Gewinnst, und bekümmert sich um das andere nicht. Die Portugiesen lachten den Columbus nur aus. Die Isabella in Spanien hingegen war gescheid, versetzte alle ihre Juwelen (denn es waren damahls Geldklemme Zeiten) und machete, daß Columbus mit etlichen Schiffen einen Versuch thun konnte. Itzo hätten die Engelländer gern das ganze America. Manche neue Erfindungen werden verachtet, weil sie nicht gleich die Probe halten. Das thut aber nichts. Man kan wenigstens so viel daraus abnehmen, was dazu gehöre, wenn sie zu Stande gebracht werden sollten. Mit der Zeit kan man auch viele Schwürigkeiten heben und

(8) Hierüber hat der gelehrte Engelländer, Johann Ray schöne Betrachtungen gemachet in seinem Buche von der Weißheit GOttes in den Werken der Schöpfung. [* Dieses Buch, welches in Engelland sehr oft aufgeleget worden, und betitelt ist: The Wisdom of God manifested in the Works of the Creation, hat der ehemalige Braunschweigische Theologus, Casper Calvör, ins Deutsche übersetzet, zu Goslar im Jahr 1717. in 4. mit Anmerkungen herausgegeben.]

(9) *Nicodemus Frischlinus* führet in einer seiner Comödien den Julium Cäsarem auf, wie sich derselbe über die neuen Erfindungen der Welt verwundert. Itzo sollte er wieder kommen: Er würde alle Tage was sehen, und lernen können, so zu seinen Zeiten was unerhörtes gewesen-

und die Machine verbessern. Daher bleibts dabey, was schon oben erinnert worden, daß grosse Herren dergleichen Sachen nicht gering achten, sondern den Erfindern favorisiren und dazu helffen sollten, daß immer mehr und mehr Erfindungen an das Licht kämen. Seitdem Engelland in mechanischen und physicalischen Dingen so viele Versuche gemachet hat, seitdem befindet sich das Reich in blühendem Zustande. Und das ist geschehen seit der Königin Elisabeth Zeiten, nachdem der Canzler Verulamius seine Landsleute zu dergleichen Experimenten aufgemuntert hat. Der König Heinrich VIII. hatte schon fast dergleichen Gedanken. Er sagete: Ich kan Leute genug haben, welche die Theologie, Jurisprudenz, Philosophie verstehen; aber solche finde ich nirgend, die ich zu meinen Domainen recht gebrauchen könnte, die von dem Ackerbau, von der Schiffs- und Seekunst, und andern solchen Dingen, einen rechten Verstand und Erfahrung besässen. Deswegen war er willens, ein eignes Collegium oeconomicum aufzurichten, darinnen die Leute zu dergleichen Künsten angeführet würden, welches auch hernach würklich zu Stande gekommen. Das gienge bey uns eben auch an, wenn man verständige und getreue Personen dazu nähme, ihnen unter die Arme griffe, und ihnen zu allerhand neuen Versuchen und Erfindungen Muth machete. Wiewohl es freylich Schwierigkeiten genug setzen würde, weil unsere Deutsche Fürsten gar unglaubig, geheim und mißtrauisch seynd. Nichts desto weniger hat die Deutsche Nation die Ehre, daß die meisten Erfindungen von ihr herkommen. (10) Und so viel von den ausserordentlichen Mitteln, etwas zu gewinnen. Die ordentlichen, gemeinen Mittel seynd ohnehin bekannt. Dahin gehören fürnehmlich der Ackerbau, die Viehzucht, die Handelschafft, und sonderlich die Handwerker und Manufacturen, als welche eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Denn die Kaufmannschafft kommet alsdenn erst recht in die Höhe, wenn sie die Manufacturen zum Grund hat. Es müssen aber auch rechte Manufacturen seyn, nicht allein künstliche, sondern fürnehmlich auch solche, die zur Bequemlichkeit dienen, wodurch die Leute angelocket werden. Die Kaufmannschafft ist das hauptsächlichste Mittel, reich zu werden. Ein Handelsmann verdienet in einem Tag mehr als zehn andere mit ihrem Ackerbau und Viehzucht. Die Kaufmannschafft hat den Ueberfluß des Geldes und aller

(10) Das hat unter andern Joh. Nic. Pechlin, ein berühmter Professor zu Kiel, hernach Rath und Leib-Medicus des Herzogs von Holstein, angemerket. Aus dessen Schriften hat *Georg. Paschius* verschiedenes in sein Werk de inuentis nouantiquis gebracht, worinnen man eine grosse Anzahl von Erfindungen, nur aus dem vorigen Jahrhundert, antrifft, welche sich mehrentheils von Deutschen herschreiben.

aller Sachen, dabey aber auch den Luxum in die Welt gebracht. Ein gemeiner Handwerksmann, wenn er keine Schacherey oder kleinen Handel dabey treibet, daß er, zum Exempel, Messen und Märkte beziehet, oder seine Waaren verführen lässet, gewinnet selten etwas, und bringet kaum sein Maul fort. Wenn er etwa zwanzig Thaler schuldig ist, so wird ihm schon die Zahlung schwer; sonderlich wenn er die Materialien dazu geben muß. Ein rechter Kaufmann hingegen beobachtet das Tempo, kauft zu rechter Zeit ein, giebt zu rechter Zeit wieder ab, und lässet sein Geld rouliren; das verintereßiret sich in kurzem über das alterum tantum. Ein Land-Junker wird durch seinen Pacht selten reich: denn der Ertrag gehet ordentlich wiederum drauf. Wenn er aber mit seinem Korn, oder mit seiner Wolle handelt, es bißweilen zuruckleget, und eine gute Zeit erwartet; so gewinnet er damit.

IV.

Von den Schwierigkeiten und Hindernissen in dem Haußwesen; und wie solche zu vermeiden.

Die oeconomische Klugheit bestehet nicht blos in einer allgemeinen Erkänntniß der Mittel, wodurch man in der Welt etwas erwerben kan; sondern sie muß auch zeigen, was für Schwierigkeiten und Hindernisse sich dabey äussern, und wie solche am füglichsten zu vermeiden oder zu heben seyen. Es rühren aber diese Hindernisse theils von dem Haußvater selbst, theils von andern Personen, mit denen er zu thun hat, theils auch von verschiedenen Umständen der oeconomischen Verrichtungen her. Es ist also der Mühe werth, von diesen unterschiedenen Hindernissen ein und andere Erinnerungen zu geben. Was nun für das erste die Person des Haußvaters selbst anlanget, so siehet man leichtlich, daß derjenige nicht geschickt sey, ein kluges und ordentliches Haußwesen zu führen, der entweder noch zu tief in der Thorheit stecket und seine ausschweiffende Begierden nicht bezwingen kan, oder von Haußhaltungs-Sachen keine genugsame Kundschafft oder Erfahrung hat. Es gehöret gar viel zu einer rechten Oeconomie, und dieses Wort fassen nicht alle. Vor allen wird dazu Ordnung, Fleiß und Wachsamkeit erfordert; lauter Eigenschafften eines vernünfftigen, tugendhafften Menschen. Wollüstige Leute seynd keine Haußhälter. Sie erwerben für sich nichts, legen nichts zuruck, sorgen nicht, sehen nicht voraus. Es herrschet bey ihnen Unordnung, Sicherheit, Nachläßigkeit. Ihre Verschwendung, Ueppigkeit, und, kurz zu sagen, ihre liederliche, unordentliche (11) Lebens-Art bringet sie

(11) Wo Unordnung ist, da ist Thorheit. Wo aber Thorheit herrschet, da ist der Untergang nicht weit. Es siehet bey mir unaufgeräumt aus; ist eine schlechte Entschuldigung.

sie ganz herunter. Ein Ehrgeitziger behilfft sich zwar, wenn er allein ist; öffentlich aber lässet er sich desto mehr sehen, um anderer Leute Augen auf sich zu ziehen, und da lässet er alles in eitlem Aufwand aufgehen. Doch hat er auch mehr Muth und Aufmerksamkeit, etwas wieder zu erwerben: denn es fehlet ihm nicht an Fleiß und Liebe zur Arbeit, welche hingegen ein Wollüstiger fliehet. Ein Geitziger denket zwar Tag und Nacht auf Vermehrung seiner Habe, und lässet sich keine Mühe und Arbeit dauern. Allein damit ist es nicht ausgerichtet. Er gewinnet gleichwohl nicht viel, weil er allzu furchtsam und zu mißtrauisch ist. Daher fället er endlich gar auf Betrügereyen, schadet sich aber durch seine Filzigkeit und Knickerey in seiner Haußhaltung am meisten. Das Gesind wird von ihm hart gehalten, mit zu vieler Arbeit beladen, ja wohl gar um einen Theil des Lohns betrogen. Deswegen bekommet er keine treue Leute, die bey ihm bleiben und ihm dienen mögten. Vieles gehet bey ihm zu Grunde und verdirbt durch allzu genaues und langes Aufheben. Kurz: Ein Geitzhals hat die wahren Grundsätze der Kunst zu wirthschafften nicht innen. Ueber dieses verstehen die wenigsten Leute in der Welt ihr métier, und was dazu gehöret, so wie es seyn sollte; ja die allerwenigsten haben auch nur von den allgemeinsten oeconomischen Dingen einigen Begriff und Unterricht. Der meiste Theil der Einwohner in Städten seynd Bettler, eben weil sie nicht gelernet haben, wie man wirthschafften müsse. Wenn sie heyrathen, heisset es: Wir haben zwar nicht viel, wollen aber fleißig beten und arbeiten, GOtt wird uns schon seegnen. Es ist aber damit allein nicht ausgerichtet. Deswegen sollte man fein die Leute von Jugend auf dazu angewöhnen, daß sie auf die oeconomischen Sachen fleißig aufmerketen. Man sollte sie öffters in die Fabriken führen, wo was zu sehen ist, ihnen die pretia rerum kennen lernen, den Unterschied, die Güte, wie auch die schlechte Beschaffenheit der Waaren, den vielfältigen Betrug der Menschen, das Handeln, das Auszahlen, das Rechnen, und dergleichen. Denn alle andere Wissenschafften helffen uns nichts, wo die Einrichtung des Haußwesens nichts tauget. Wenn man von einem saget: Er ist ein wackerer, gelehrter Mann, aber kein guter Haußhalter; er hat Schulden, und kan nicht zahlen: so ist der Tadel grösser als das Lob. Denn was hilfft ihm seine Gelehrsamkeit, wenn er nichts zu leben hat, und ihm niemand mehr borget. Die Oeconomie ist allerdings eine der nöthigsten Wissenschafften im menschlichen Leben. Insgemein

digung. Wo Weißheit ist, da ist Ordnung; bey der Unordnung ist Thorheit. Das ist eine untrügliche Regel.

gemein aber bekümmert sich ein junger Student wenig darum, oder siehet es als etwas verächtliches an, weil er keine Erfahrung hat; biß er es endlich mit seinem Schaden begreiffet, wenn er Schulden machen muß, und darüber unglücklich, mißvergnügt und unruhig wird, so daß er des Nachts kaum mehr schlafen kan. Woher kommet denn das? Weil er kein Oeconomus ist, und seine kleine Haußhaltung nicht recht anzustellen weiß. Die meisten wenden zwar ein, und sprechen: Wo soll man solches lernen? Auf Academien höret man nichts als allgemeine Regeln. (generalia) Antwort: Eben die generalia machen die principia, den Grund und das Systema unserer oeconomischen Wissenschafft aus, damit nicht blos eine zufällige Erkänntniß daraus wird. Specialia und besondere Anmerkungen kommen hernach aus der Uebung. Nur Conclusiones zu wissen ist keine Kunst. Die hat ein Empiricus auch; er weiß aber die Gründe und Ursachen nicht zu zeigen, kan sie auch nicht recht zusammen hängen. Es giebt viel solcher Specialisten, welche nur den Conclusionibus nachjagen, die generalia principia aber verachten. (12) Indessen wäre es ihnen zu wünschen, daß sie auch diese verstünden; so verdienten sie Gelehrte genennet zu werden. Ich halte keinen für einen recht verständigen Haußwirth, oder einen recht geschickten Cammer-Rath, wenn er seine oeconomische und cameral-Wissenschafft nicht auf Regeln setzen, zusammen hängen, in einen Plan bringen, und also auf allgemeine Grundsätze reduciren kan. Denn ausser dem ist es eine zufällige, verwirrte, unschickliche Erkänntniß, und nicht die Erkänntniß eines weisen Mannes. Aber das ist wahr, die specialia geben mehr Licht als die generalia; sie können auch aus der Erfahrung und Uebung weit besser als in der Schule erlernet werden. Durch die praxin wird alle Erkänntniß lebendiger und vollkommener: dadurch lernet einer tausend und mehr conclusiones, welche ihm itzo keiner sagen kan. Deswegen aber muß niemand die generalia hintan setzen.

V.

Wie vieles auf eine häußliche Frau ankomme.

Bey der Oeconomie kommet auch sehr vieles auf eine kluge Erhaltung und Anwendung des erworbenen an. Dieses aber soll die hauptsächlichste Sorge einer Haußfrau seyn. Zum Kinderzeugen seynd die meisten Weiber aufgeleget; da hingegen sehr wenige gefunden werden, wel-

(12) Z. E. Schröders Fürstl. Schatz- und Rent-Kammer ist ein Buch, so mit vieler Vernunft geschrieben ist; ja es hat mancher mehr darinnen gefunden, als er sich eingebildet. Und doch giebt es Leute, die da sagen, dergleichen Bücher wären wenig nütze; sie enthielten nur lauter generalia. O he! iam sat est.

welche sich der Kinderzucht und des Haußwesens recht annehmen. Zumahl heutiges Tages, da die Ueppigkeit mehr und mehr überhand nimmet; wie denn auch solche gröstentheils von thörichten Weibern herkommet, eben wie der Fall Adams. Der Schlangen-Samen herrschet noch am meisten bey dem weiblichen Geschlechte. Daher kommet es, daß die meisten Frauen sich der häußlichen Verrichtungen gleichsam schämen, und selbige andern Leuten überlassen, welche sie betrügen können wie sie nur wollen. Sie selbst aber fallen auf allerhand Ausschweifungen, bringen die Zeit mit ihrem eitlen Putz und andern Thorheiten zu, und verursachen damit, daß die Männer nicht nur keine Ehre von ihnen haben, sondern auch in merkliche Abnahme ihres Vermögens, ja wohl gar ins Verderben gerathen. Nun seynd aber viele Profeßionen und Lebens-Arten so beschaffen, daß ein Mann ohne eine getreue und fleißige Gehülffin und Haußfrau nicht wohl bestehen kan. Deswegen hat ein kluger Haußvater im Heyrathen hauptsächlich dahin zu sehen, daß er eine solche Frau wähle, die eine gute Haußwirthin abgeben könne, und welche sich zu seiner Lebens-Art und an den Ort, wo er wohnet, schicke. Und das haben unsere alten Deutsche mit dem Sprichwort gemeynet: Man solle nicht über seinen Mist freyen. Wenn einer eine Frau aus der Fremde hohlet, so will sie hernach alles so einrichten, wie es in ihrem Lande gebräuchlich ist; welches sich doch offt nicht thun lässet: denn die Art zu leben und das Haußwesen zu führen ist nicht an einem Orte wie an dem andern. Man soll dahero nicht leicht eine Ausländerin zur Frau nehmen; (13) es wäre denn, daß man an ihr eine Abigail bekäme, welche sich in alles schicken könnte. Allein das ist eine sehr mißliche und ungewisse Sache, indem man unter tausend Weibern nicht eine Abigail finden wird. Es giebt übrigens ganze Nationen, bey welchen die Weiber von Besorgung des Haußwesens ausgeschlossen seynd, wie, zum Exempel, unter den Türken und den meisten Asiatischen Völkern; welche wegen einer wunderlichen Eifersucht und mißtrauischen melancholischen Wesens ihre Weiber einsperren, und sie im Hause nichts verwalten lassen. Den Italiänern, welche auch den Frauen wenig überlassen, hänget noch etwas Römisches an. Denn die alten Römer haben durch ihre

(13) Die Königin Elisabeth hat gar nicht gerne gesehen, wenn ein Englischer Lord eine Frau genommen, die keine Engelländerin gewesen. Daher hat sie verlanget, daß keiner ohne ihr Vorwissen eine Fremde heyrathen sollte. Denen Portugiesen wirdes zur Thorheit gerechnet, daß sie so viel Französische Weiber zur Ehe genommen. Denn da sie vorhero mäßig gelebet, so seynd sie hernach in Pracht und Ueppigkeit gerathen, und dadurch die ansehnlichsten Familien in Portugall ruiniret worden.

leibeigene Knechte ihr Haußwesen bestellet. Es zeiget aber die Vernunfft, daß dieses ein Fehler sey, wenn die Frau im Hause davon ausgeschlossen wird, und daß die Völker, die solches thun, wider die Klugheit und ihren eignen Nutzen handeln. Bey dem Jüdischen Volk ist es hierinnen ganz anderst gehalten worden; auch vorzeiten bey der Deutschen und Fränkischen Nation. (14) Da haben die vornehmsten Frauen, Königinnen und Kayserinnen des Haußwesens sich angenommen. (15) Allein in den neuern Zeiten ist man von dieser löblichen Gewohnheit der Alten sehr weit abgegangen. Die vornehmen haben dazu den Anfang gemachet, weil sie der Ueppigkeit am meisten ergeben seynd. Diesen haben es die geringen nachgethan. Denn wenn bey Hofe einmahl eine Thorheit und Raserey eingerissen ist, so greifft solches Uebel bald weiter um sich. (16) Daß unsere vornehme Weiber so viel kränkeln, kommet eben daher, weil sie nicht arbeiten, sondern fast nichts thun, als spielen, essen und trinken. Ihre gröste Bewegung ist, daß sie manchmahl tanzen. Wenn sie ja nichts selbst wollten arbeiten, noch in der Haußhaltung Hand anlegen; (welches man ihnen, da sie nun einmahl so zärtlich gewehnet seynd, kaum zumuthen darf) so sollten sie doch wenigstens fleißig nachgehen, und im Hause anordnen und befehlen; nicht anderst als wie ein Officier, der nicht selbst brauchet Hand anzulegen, und doch durch einen Wink machen kan, daß alles geschehen muß.

VI.

Wie viel an gutem Gesinde gelegen.

Wer eine Haußhaltung führet, muß auch Gesind oder Dienstboten haben, und zwar solche, die tüchtig, treu und arbeitsam seynd, weil sonst das ganze Hauß leicht zu Grunde gehet. Unsere Kinder ziehen wir selbst. Gerathen sie nicht, so ist meistens die Schuld der Eltern. Die Dienstboten hingegen erziehen wir nicht, sondern wir wehlen sie. Es ist also gar viel daran gelegen, darinnen eine rechte Wahl zu treffen; und kan

(14) In der Schweitz trifft man noch heut zu Tage in den meisten Orten, wo nicht die Ueppigkeit überhand genommen, viele häußliche Weiber an, welche selbst Hand anlegen, und fleißig arbeiten. Daher höret man in der Schweitz bey weitem nicht so viel von Liebes-Händeln und andern weiblichen Ausschweiffungen, als wie in andern Ländern, wie der Herr *Stanian* dans l'Etat de la Suisse angemerket hat.

(15) Hievon ist schon oben im dritten Capitel §. V. imgleichen im IV. Cap. §. IV. gehandelt worden.

(16) Die Nachahmung der Französischen Sitten hat viele gute Gewohnheiten aus Deutschland vertrieben. Unsere Damen wollen ja alles aus Paris haben, da es doch daselbst Narren genug von beyderley Geschlechte giebt. *Furetiere* saget in seinem Roman Bourgeois: In Tournay seyen die grösten Esel, und in Paris die grösten Narren.

kan man daraus in gewisser Masse urtheilen, ob der Herr oder die Frau Verstand haben. Nicht anderst als man die Klugheit eines grossen Herrn aus der Wahl seiner Staats-Bedienten beurtheilen kan. Gewiß, der muß kein gescheider Regent seyn, bey dem der Barbier, der Leib-Medicus, oder der Leib-Page, das Fac totum am Hofe ist. Wo Verwirrung und Unordnung angetroffen wird, da ist Unwissenheit. Ein Haußwesen ist wie eine kleine Republic. (17) Der Haußvater ist der Regent, das Haupt, der Bienen-König, der Waisel. Unter seinem Regiment stehen, nebst seiner Frau, die Kinder, die Knechte, die Mägde; es mögen nun solche leibeigene oder gedungene Dienstboten seyn. Man hat schon in den allerältesten Zeiten geglaubet, daß der Reichthum eines Haußvaters in den Knechten bestehe. (18) Die Schrifft saget: Wer seinen Knecht tödtet, bringet sein Vermögen um. Ob wir nun gleich heut zu Tage nicht überall Leibeigene haben; so seynd doch unsere Dienstboten an statt solcher Knechte. Was vorzeiten durch leibeigene Sclaven, per adscriptos glebae, per colonos verrichtet worden, wie bey den Römern, (19) das geschiehet auch noch itzo, obschon die Leute, die dergleichen Arbeit thun, nicht mehr in gleichem Grad der Dienstbarkeit stehen. Wer nimmet denn Knechte oder Mägde an, als um seines Nutzens willen? Sie sollen uns ja etwas erwerben und gewinnen helffen. Es giebt auch die Erfahrung, daß Knechte und Mägde, wenn man ihnen auch gleich viel Lohn giebet, dennoch in der Haußhaltung mehr eintragen, als wenn man nur gedingete Handlanger hätte. Nur ist es bey unsern heutigen Umständen schwer, rechtes Gesinde zu bekommen. Darum haben einige nicht ohne Ursache gewünschet, daß wir Knechte nach Römischer

(17) Daher saget der kluge Nic. Machiavelli, in seinen politischen Discursen über den Livium, nicht unrecht: Um das Regiment in den Königreichen und Staaten dieser Welt bekümmern wir uns offt auf das äusserste; und auf das Regiment in unserm Hause, auf unser eignes regnum familiare geben wir wenig Achtung.

(18) Bey den Römern bedeutete das Wort familia im eigentlichen Verstande nichts anders als das Hauß-Gesinde, der Hauffe der Knechte. *Familia* quasi *Famulia*. Vid. *Salmas.* in exercitat. Plinian. p 891. et *Voss.* instit. orat. IV. p. 151.

(19) Mancher reiche Römer hatte einige tausend, ja wohl bis funfzehn, bis zwanzig tausend Knechte, die mehrentheils auf dem Lande zu dem Ackerbau und Viehzucht gebrauchet wurden. Denn die Römer hielten viel auf das Land Leben, wohnten auch meistens auf dem Lande. Die Tribus rusticae waren die vornehmsten. Die Knechte, welche sie auf dem Lande hatten, kosteten ihnen nichts; so wenig als einem Fürsten seine Leibeigene. Hernach hatten sie auch viele Knechte in der Stadt, und wusten sich derselben zu vielerley Verrichtungen zu bedienen. [* vid. *Laur. Pignorius* de seruis eorumque apud veteres ministeriis; imgleichen *Titus Popma* de operibus seruorum. Welche beyde Schriften zusammen zu Amsterdam im Jahr 1672. in 12. gedruckt worden. Von der Vielheit der Knechte bey den Römern verdienet *Lipsius* de magnitudine Rom. lib. II. cap. XV. nachgesehen zu werden.]

Art haben mögten. (20) Es war auch diese Leibeigenschafft gar nichts ungereimtes, und weder Christus noch die Apostel haben solche jemahls mißbilliget. Sie wollten nur die allzugrosse Strenge und Härtigkeit gemäßiget wissen, weil die Herren bißweilen gar zu grausam und unmenschlich waren und die Knechte auf eine unerträgliche Weise mißhandelten; wie man dergleichen Exempel hin und wieder in der Römischen Historie lieset. Man hörete auch durch verschiedene Jahrhundert in der Christenheit von keiner andern Lehre. In dem um das Jahr 324. zu Gangria gehaltenen Concilio ist der Mönch Eustathius verdammet worden, welcher unter andern die Knechtschafft verworffen hatte. (21) Was soll man aber heutiges Tages anfangen? Denn vorzeiten, da der Knecht unter der Gewalt des Herrn war, da dieser das Recht über Leben und Tod hatte, wuste man wohl Mittel, einen Knecht abzurichten, und wenigstens durch äusserlichen Zwang ihn zu seiner Schuldigkeit zu bringen. Allein bey unsern heutigen Umständen ist es kein Wunder, daß man mit dem Gesinde offt nicht fortkommen kan. Am besten ist es noch, wo gute Gesind-Ordnungen (22) seynd, und wo man darüber hält: wiewohl solches sehr schwer und nicht zu hoffen ist. Unsere Dienstboten seynd insgemein arme, schlechte Leute, die keine Auferziehung gehabt und keinen Grund in der Sitten-Lehre und im Christenthum geleget haben. Leute, welche für sich etwas haben, wollen fast nirgend Dienstboten abgeben: Doch ist in einigen Reichs-Städten noch die löbliche Gewohnheit, daß auch die Töchter der Bürger dienen müssen. In Nürnberg findet man wohl bißweilen Mägde, die ein paar tausend Gulden oder auch Thaler im Vermögen haben, und daher offt eine sehr gute Heyrath treffen; da hingegen bey uns eine solche Heyrath für niederträchtig geachtet wird. Denn bey uns behält ein jeder Bürger, der nur sein halbes Auskommen hat, die Töchter zu Hause. Wir bekommen unsere Mägde von dem Lan-

(20) *Georg. Beyer* in delin. iur. nat. cap. XXVIII. p. 174.

(21) S. meine zu Altorff unter dem Praesidio *Jo. Fabricii* (welcher nachhero von Altorff nach Helmstädt gekommen) gehaltene Disputation von diesem Concilio. Es bestehet diese Schrift aus gesammleten Anmerkungen meines seel. Vaters, Wolfgang Gundlings, welche ich damahls in den Druck gegeben und ventiliret habe.

(22) Keine klügere Gesind-Ordnung ist mir noch vorgekommen, als die Gothaische, welche man in *Rudolphi* Gotha diplomatica finden kan. Es gehöret viel dazu, eine rechte Gesind-Ordnung aufzusetzen. Wer in der Politic was rechtes thun will, thut wohl, wenn er auch allerhand Policey-Ordnungen fleißig lieset. Zu wünschen wäre es, daß jemand alle Gesind-Ordnungen, so man hin und wieder hat, sammlete, und drucken liesse; welches auch denen zu statten kommen würde, welche etwa dergleichen aufsetzen sollten. Denn man könnte alsdenn zu den Erfindungen anderer leicht etwas neues hinzuthun.

Lande, oder von dem allergeringsten und liederlichsten Pack; Leute, die weder ihren Vater noch Mutter anzeigen können. Das ist ein Haupt-Mangel in unsern Haußhaltungen. Deswegen sollten die Leute, welche einmahl dienen sollen, in den Armen- und Waisen-Häusern (23) mit besonderer Sorgfalt auferzogen und im Christenthum recht unterrichtet werden. Unsere gemeine Unterweisung tauget nicht viel. Man lernet zwar den Catechismum, etliche Gebeter, Sprüche und Psalmen: das heißt aber noch nichts. Es ist eine blosse Battologie, ein leerer Schall, ein veraeblicher Gottesdienst. Wir lernen alle in dem Catechismo: Du sollst nicht stehlen, u. s. w. Wenn du die gemeinen Leute oder auch andere fragest: Warum? so wissen sie weiter nichts als diß zu antworten: GOtt hats verboten. Allein das ist nur die allgemeine Ursach. Warum hat es denn GOtt verboten? Hieraus siehet man also, daß die Leute keinen Grund, keine Gewißheit in ihrer Religion lernen. Sie werden zu dem sittlichen Leben nicht angeführet, ob sie schon moralische Beweise eben so wohl fassen und begreiffen könnten als andere. Aber das machts, die Priester wissen es offt selbst nicht besser, und seynd selten im Stand, einen gründlichen und deutlichen Beweiß zu führen, oder Ursachen der göttlichen Verbote anzugeben. Saget man denn wohl bey uns dem gemeinen Volke von der Lehre von Festhaltung der Verträge oder des Versprechens vor? Stehet was davon im Catechismo? Wundere dich demnach nicht, wenn sie dich betrügen. Sie wissen ja keinen andern Grund, warum Treue und Glauben zu halten, als weil es so Herkommens ist. Diese und dergleichen Umstände machen freylich die Wahl guter Dienstboten ziemlich schwer: Indessen muß man sie nehmen so gut als man sie bekommen kan. (24) Man muß selbige eine Zeitlang auf die

(23) S. *Christoph. Melch. Sachsii* Disp. iurid. de Orphanotropiis, welche zu Straßburg im Jahr 1674. gehalten worden, und worinnen diese Materie wohl ausgeführet ist. [* Von den guten Anstalten der Waisen-Häuser in Holland besiehe **Joh. Adolph Hoffmanns** politische Anmerkungen von der wahren und falschen Staatskunst, p. 226.]

(24) Was bey der Wahl der Bedienten überhaupt in Acht zu nehmen sey, davon ist bereits im vorhergehenden V. Cap. §. XII. gehandelt worden. Im übrigen hält **Thomasius** in dem Entwurff der politischen Klugheit, Cap. VII. §. 67. nicht ohne Grund dafür, daß, was das gemeine Gesind betrifft, Leute von knechtischer Natur, bey denen viel Geld-Geitz ohne Ehr-Geitz sich findet, am besten zu gebrauchen seyen. Denn geitzige Knechte und Mägde arbeiten am fleißigsten, weil sie sich in ihren Diensten gerne was erspahren wollen. Und da sie vermöge ihres Temperaments furchtsam seynd, so werden sie, zumahl wenn sie merken, daß man ihnen fleißig nachgehet, und auf die Finger siehet, ihre Herrschafft nicht leicht bestehlen, aus Beysorge, nicht nur ihren Dienst, sondern auch, was sie darinnen erspahret haben, zu verliehren.

die Probe nehmen, und wenn sie taugen, ihnen guten Lohn (25) geben, und sie nicht gar zu hart halten, damit sie bleiben. Wer in einem Jahre ein halb Schock Leute in Diensten gehabt und geändert hat, der ist gewiß ein elender Oeconomus. Wer hingegen auf gutes Haußgesinde etwas mehr als gewöhnlich, wendet, der wird bey weitem nicht so viel Schaden und Verlust in seiner Haußhaltung haben, als ein anderer.

VII.

Wie sich ein kluger Haußvater gegen seine Nachbarn und andere Leute zu verhalten.

Ein kluger Haußvater hat sich überdieses vorzusehen, daß ihm nicht auch von andern Personen ausser dem Hause Nachtheil und Hindernisse entstehen. Dahin gehören nicht allein die Nachbarn, sondern auch seine Mitbürger und andere Leute, mit denen er etwas zu handeln oder zu schaffen hat. Ein Nachbar kan uns ein Hauß bauen helffen, aber auch wieder einreissen. Man muß dahero mit Nachbarn gute Freundschafft halten, und auch sein Gesinde dahin anweisen. Ueber Kleinigkeiten und geringe Beleidigungen muß man nicht gleich empfindlich werden, wo man nicht alle Tage neuen Verdruß haben will. Es heisset zwar, man könne nicht länger Friede halten, als der Nachbar wolle: es ist aber auch gewiß, daß ein kluger Mann durch Gedult, Nachgeben, Freundlichkeit und Höflichkeit auch die allerwildesten und feindseeligsten Gemüther bezwingen könne. Mit einem guten Wort, einer freundlichen Mine, einer Mahlzeit, einem Glaß Wein kan man viel ausrichten. Zum wenigsten muß man sein möglichstes thun, um zu verhindern, damit der unter den Nachbarn etwa entstandene Widerwille nicht in offenbare Feindseeligkeit, Zank und Streit ausbreche. Noch grössern Schadens und Verlusts hat sich ein Haußvater von denjenigen zu befahren, mit welchen er handelt und wandelt. Denn die meisten seynd Betrüger, und suchen uns hinter das Licht zu führen. Deswegen ist nöthig, die Betrügereyen kennen zu lernen: (26) nicht um dergleichen ebenfalls zu brauchen, sondern da-

(25) Denn, wollen wir, daß die Knechte und Mägde auf unsern Nutzen sehen und getreu seyn sollen; so müssen wir sie auch recht versorgen, und ihnen die behörige Kost reichen lassen; sonst thun sie uns dreymahl mehr Schaden, als wir suchen zu erspahren. Vor diesem hat man hier in Halle für funfzehn Pfennige eine gute Mahlzeit halten können: deswegen hat man auf das Gesinde weniger aufwenden dürfen. Nunmehro aber, da die Ueppigkeit stärker eingerissen, und alles theuer ist, können die Dienstboten nicht mehr auskommen; daher legen sich viele auf das Stehlen, Rauben, Huren, ꝛc.

(26) Man hat ein gewisses Buch, dessen Titul heißt: Hocuspockerie; daraus man viel Nutzen schöpfen kan, weil darinnen durch alle Handwerker und Profeßionen gezeigt wird, was für Betrügereyen im Handel und Wandel vorgehen. [* Neb[en] diesem uns zwar bißher noch nicht zu Gesicht gekom[men]

damit man sich dafür in Acht nehmen könne. Zwar die Betrüger handeln nicht gerne mit einem, der ihre Schliche und Griffe kennet. Sie nennen ihn genau. Allein es ist doch besser, daß man ihre Ränke weiß, und also nicht leicht angeführet werden kan. Wenn man hinter die Betrügereyen der Handwerksleute kommen will, so ist unter andern auch das ein Vortheil, daß man thut, als ob man den, bey welchem man bisher hat arbeiten lassen, abdanken wolle. Denn da denken andere Handwerksleute, jenen bey solcher Gelegenheit auszustechen, und erzehlen also von demselben fast alle mögliche Streiche. Hernach muß man auch die Waaren kennen lernen, ihren wahren Preiß, Fabricirung, Tüchtigkeit, Verfälschung, (27) Erhaltung ꝛc. Deswegen sollen kluge Eltern ihre Kinder fein in die Fabriken führen lassen, um daselbst die Beschaffenheit und den Preiß verschiedener Waaren kennen zu lernen. Denn sonst heißt es: wo man Narren zu Markte schicket, da lösen die Krämer Geld. Wer noch dazu viele Waaren zu verkauffen oder zu vertreiben hat, der muß sich auf genaue Kundschafft legen, wo solche am besten verarbeitet werden, wo deren stärkster Vertrieb sey, was für Waaren da oder dort verkaufft werden können, u. s. w. (28) Hieraus erhellet, daß derjenige,

gekommenen Buche, verdienet gelesen zu werden weiland Georg Paul Hönns, F. S. Rath und Amtmanns in Coburg, Betrugs-Lexicon, worinnen die meisten Betrügereyen in allen Ständen, nebst denen darwider guten theils dienenden Mitteln entdecket werden. Von diesem Betrugs-Lexico ist im Jahr 1730. die vierte Auflage zu Coburg in 8v. gedruckt worden.]

(27) Denn man kan fast keine Waare kauffen, dabey nicht Betrug und Verfälschung mit unterlauffet. S. hievon Axelmairs Tractat von Verfälschung der Waaren.

(28) Man hat auch verschiedene hübsche Bücher, daraus man sich in dergleichen Sachen Raths erhohlen kan. Z. E. Le Negoce d'Amsterdam; welches Buch, dessen Verfasser sich *Richard* nennet, sonst in 4to. nachmahls aber in folio heraus gekommen, hierinnen sehr lehrreich ist. Das Dictionaire de commerce des *Savary*, (dessen Vater den Parfait Negociant geschrieben) ist auch ein treffliches, vollständiges Werk, das nicht mit Gold zu bezahlen ist. Man kan daraus alle Fabriken, Manufacturen, alle Specereyen und Materialien kennen lernen, und sehen, was die Handelschaft und Oeconomie sey. Der Verfasser gehet alle Länder durch, und zeiget, was man in einem jeden bekommen und verkauffen könne. Des Marpergers Kaufmanns-Magazin ist ein zusammengeschmiertes Buch, wie die meisten Schriften dieses Mannes; doch ist er nicht ganz ohne Erfahrung, weil er ehedem selbst ein Kaufmann gewesen. Hingegen die *Savarys*, Vater und Sohn waren grunderfahrene Leute, und sassen mit im Französischen Commercien Collegio. Sie musten ihre Schriften für den König selbst aufsetzen: denn ein König muß wissen, worinnen die Kaufmannschafft, die Manufacturen, die Nahrung seines Landes bestehe. Im besagten Dictionaire de Commerce habe ich sehr studiret und viele Zeit mit zugebracht. Denn daraus kan man sich das Commerce

von

ge, welcher im Handel und Wandel nicht zu kurz kommen will, auf vielerley Dinge Acht haben und grosse Behutsamkeit brauchen müsse; am allermeisten aber bey solchen Leuten, welche vor andern in dem Ruf stehen, daß sie gerne betrügen. Der Fürst von Lobkowitz, des Kayser Leopolds Premier-Ministre, pflegte zu sagen: Man sollte mit dreyerley Art Leuten, welche sich mit einem J anfangen, nichts zu schaffen haben. Nemlich mit Jesuiten, Juden und Italiänern. Der Jesuiten arglistige Aufführung und Streiche seynd in der ganzen Welt bekannt. Die Juden kennet mancher nicht, oder hütet sich wenigstens nicht genug für ihnen. Es ist aber sehr gefährlich mit ihnen zu handeln, sonderlich in Victualien. Man muß auch in andern Sachen die Augen wohl aufthun. Die Mauscheln haben den Vorsatz, die Christen zu betrügen: sie führen böse, schädliche Lehrsätze. Nehmlich die heutigen Juden. Denn vor Alters hatten sie eine andere Oeconomie, eine andere Disciplin. Davon seynd sie überaus weit abgewichen, (29) und haben nunmehro eine Morale relachée. Ihre Theologie siehet gar nicht gewissenhafft aus. (30) Hüte dich also vor den Juden, so viel du kanst; wo es nicht die Noth erfodert, daß du mit ihnen zu thun haben must. Denn da muß man auch mit Türken und Tartarn handeln. Was die Italiäner für Betrug spielen nur mit kleinen Rosinen und mit Oele, haben andere vorlängst gewiesen. Dahero hat der alte Lobkowitz nicht unrecht gehabt, daß er sich die obgedachte Regel formiret. Es wird dieses hier nur als ein Exempel der Behutsamkeit angeführet, welcher man in oeconomischen Sachen nöthig hat; weil die Betrügereyen überall im Schwange gehen, und zu allen

von der ganzen Welt bekannt machen: welches für einen politischen Menschen unumgänglich nothwendig ist; denn sonst weiß er nicht, worinnen das Interesse von Europa bestehe.

(29) Das kan man unter andern aus des Abts Schmidts in Helmstädt Catecheſi iudaica ersehen.

(30) Wenn man die Juden recht kennen lernen, und hinter ihre Lehrsätze kommen will, so kan man Eisenmengers entdecktes Judenthum lesen. Dieses in zween Quart-Bänden bestehende Buch sollte ein jeder haben. Eisenmenger war Professor der orientalischen Sprachen zu Heidelberg. Da schrieb er gedachtes Werk, und entdeckte darinnen alle Lehren, Betrügereyen und Ränke der Juden, aus ihren eigenen Schriften. Er wollte selbiges zu Frankfurt am Mayn drucken lassen: Es waren auch schon etliche Bogen aus der Presse. Die Juden aber kamen beym Kayserlichen Hof ein, schenkten ein gut Stück Geld, und brachten es dahin, daß das Buch zu drucken verboten wurde. Eisenmenger hatte noch gute Freunde in Berlin. Dieselben machten, daß es da gedruckt ward; wiewohl auf dem Titel stehet: Königsberg; weil da der Kayser dem König nichts zu befehlen hat. Ich habe in der neuen Bibliothec im XVI. St. p. 532. sqq. einen Auszug von diesem Buche gemachet, und einen rechten Haß wider die Juden daraus bekommen.

allen Zeiten in der Welt sich gefunden haben. (31) Eben deswegen muß man im Handel und Wandel bey den meisten Geschäfften allerhand Cautelen brauchen, wo man nemlich böse Leute vor sich hat. (32) Denn unter ehrlichen Leuten und guten Freunden, denen man trauen darf, würde es nicht nur überflüßig, sondern auch ungereimt seyn, sich vieler Cautelen und Clauseln zu bedienen, oder allzu harte und feste Verschreibungen zu fodern. (33)

VIII.

Was bey der Wirthschafft auf die Umstände des Orts, der Zeit, u. s. w. ankomme.

Endlich erfodert die Klugheit zu wirthschafften eine genaue Aufmerksamkeit auf alle und jede Umstände, die bey Unternehmung dieser oder jener oeconomischen Verrichtung solche entweder hindern oder befördern können. Vornehmlich muß man theils auf die Zeit, theils auf den Ort wohl Acht geben. Zeit und Gelegenheit recht zu gebrauchen ist nichts geringes. (34) Auf den Ort und dessen Beschaffenheit kommet gleichfalls vieles an. Also wenn einer einen Handelsmann abgeben wollte, seine Handlung aber an einem solchen Orte anlegete, wo sie nicht in Aufnahme kommen kan, so würde er gewiß schlecht zurecht kommen. Wer wollte doch wohl eine grosse Kaufmannschafft anrichten zu Löbegin oder Wettin? Es kan zwar einer auch in einem geringen Orte wohnen und Handlung treiben, wenn er nemlich da keinen offenen Laden hat, sondern die Waaren anderwerts hingehen lässet, wo Messen und Märkte seynd. Wenn er aber in dem kleinen Orte, wo er sich aufhält, ein grosses Gewölbe haben wollte, so würde er unklug und eben so ungereimt handeln, als einer, der einen schönen geräumlichen Gasthof bauen wollte an einem Ort, wo keine Fremde durchreisen. Hiernächst muß man auch auf das Clima, auf die Natur und Eigenschafft des Landes, oder des Grundes und Bodens Acht geben. Denn was in diesem oder jenem Lande wohl fortschläget, das gehet deswegen nicht gleich überall und an allen Orten

(31) Unlängst beklagte sich jemand gegen mich, wegen solcher Betrügereyen, und meynte, es wäre unmöglich anderst, der jüngste Tag müste bald kommen. Ich antwortete: Der jüngste Tag komme gewiß deswegen so bald noch nicht. Betrügereyen seyen je und allezeit in der Welt gewesen.

(32) S. *Hertii* Dissert. de iurisprudentia cauente; imgleichen *Stryckii* Werk de cautelis contractuum. Nur seynd dergleichen Bücher noch zu hoch für gemeine und ungelehrte Leute. Denen sollte man die Sache noch deutlicher machen: denn wenn sie allemahl erst sollen einen Advocaten oder Rechtsgelehrten zu Rathe ziehen, so kostet es ihnen Geld.

(33) Hievon ist nachzusehen *Seneca* de beneficiis Lib. II. cap. XV. wie auch *Thomasius* in prudentia consultat. cap. VIII. §. 25. 26.

(34) Hieher gehöret, was in dem XIII. Absatz des vorhergehenden Capitels ist erinnert worden.

wohl von statten. Zum Exempel: Der König in Preussen, Friederich I, welcher ein grosser Liebhaber von oeconomischen Sachen war, ließ zu Potsdam eine ganz neue Meyerey und Viehzucht anrichten, und deswegen Schweitzer-Vieh bringen, als welches, wie bekannt, das beste und ansehnlichste ist: Er ließ Dänisches Vieh bringen, welches in Holland, wo gute Weide ist, so fürtreflich wohl fortschläget: Er ließ auch Neapolitanische Pferde bringen. Allein es gieng dieses alles nicht an. Denn durch die Märkischen Fliegen wurde das Vieh völlig verderbet, und in ein paar Jahren starb alles dahin. Von den Pferden war die erste Zucht noch gut; die andern aber taugeten nichts. Es kostete alles weit mehr, als es eintrug; zumahl da man dem Könige zu Gefallen die abgegangenen Stücke immer mit neuen ersetzen muste. Eben so ist es mit mancherley Feld- und andern Früchten bewandt. Zum Exempel unser Weitzen-Brod in hiesigen Gegenden ist nicht so weiß und gut, als das so draussen im Reich, sonderlich bey Nürnberg, gebacken wird, woselbst man den Dünkel (d. i. eine Art von Weitzen, der grössere Körner hat, und viel weisseres Mehl giebt als der unsrige) bauet. (35) Daher das weisse Brod draussen das hiesige beschämet. Nun hat man zwar in hiesigen Landen bißweilen auch Versuche gemacht und Dünkel gesäet: Man saget aber, es habe nicht glücken wollen, weil das Erdreich zu fest und lettich sey. Doch wer weiß, wo etwa der Fehler stecken mag? Ob man tief genug gepflüget, ob man die rechte Zeit mit der Saat getroffen hat, u. s. w? Denn kein Land in der Welt hat gleich im Anfang alles das gehabt, was es itzo hat. Die Pfirschinge (Mala Persica) wachsen bey uns häuffig, ungeachtet man ehedem nichts davon gewust hat. Die Apricosen seynd auch eine fremde Frucht. Wir haben fast alle Garten-Künste aus Italien überkommen, und bey uns nachgemachet. Ja in Italien selbst waren vorzeiten keine solche schöne Früchte; keine Kirschen, keine Citronen, Pomeranzen ꝛc. anzutreffen, als itzo. Lucullus hat aus Asien, klein Asien, Nicomedien, die Kirschen und andere schöne Früchte zuerst nach Italien gebracht. Die Portugiesen hatten ehedessen keine Aepfel di Sina, liessen aber solche aus dem Lande kommen, pflanzten ganze Wälder damit an, und bekamen sie endlich in Portugall besser als in Sina selbst. Wie wir denn gedachte Aepfel meistens aus Portugall bekommen. Peter Simonis hat unter der Regierung Kayser Carls des V. in Spanien von Weinfächsern, die er vom Rhein dahin bringen lassen, den

(35) Deswegen ließ der vorige König (Friedrich I.) alles Mehl für seinen Hof von Nürnberg bringen. Der Agent von dem Berlinischen Hof zu Nürnberg hatte fast nichts zu thun, als immer Mehl zu verschaffen. Es war ein Mehl-Agent.

den besten Spanischen Wein angeleget, welchen die Spanier selbst hoch halten. (36) In Spanien waren sonst keine Schafe. Nachdem man aber Schafe aus Engelland nach Andalusien und Castilien bringen lassen, seynd sie da viel besser angeschlagen als in Engelland selbst. Daher ist auch heut zu Tage die Spanische Wolle eine von den grösten Einkünfften des Landes. Wie viel hat man nicht in Frankreich, (wo vorzeiten nicht einmahl Wein wuchs, biß die Römer selbigen gepflanzet,) nach und nach gebessert? Vor diesem waren in selbigem Königreich weder Seiden- noch Wollen-Fabriken, biß König Heinrich IV. ein kluger Fürst, (dem nichts gefehlet, als daß es ihm in seiner Jugend nicht gegangen wie dem Abelard,) dergleichen Webereyen eingeführet hat, da vorher alles von den Italiänern muste genommen werden. Er ließ zuerst seine Franzosen nach Italien gehen und da fabriciren lernen: Hernach kaufte er Seiden und ließ sie in Frankreich selbst verarbeiten. Endlich, nachdem man das Clima genauer untersuchet hatte, ließ er in den wärmsten Provinzen, als in Languedoc, Provence, Dauphiné, Maulbeer-Bäume zu Unterhaltung der Seiden-Würmer pflanzen. Es gieng auch alles glücklich von statten; so daß man in Frankreich nunmehr Seide in Ueberfluß hat. Man kan solche zwar nicht überall brauchen: doch aber wird sie bey den Stoffen zum Boden genommen, und sodann das obere mit Italiänischer Seide, oder mit Seide aus Smyrna überzogen. (37) Bey uns in Deutschland kommen zwar hier und da die Seiden-Würmer auch fort; aber auf eine andere Art. Die Maulbeer-Bäume wachsen nur langsamer. Um Berlin herum stehen deren viel hundert. Man muß demnach bey dergleichen Anstalten auf alle Umstände aufmerksam seyn, und bald hinzu, bald davon thun. Hat doch ein Franzos in Berlin dem Moscowiter versprochen, daß er im Königreich Astracan die schönste Seide zuwegen bringen wollte, wenn man ihm nur etliche tausend

(36) Man kan überall etwas bauen, was noch nicht da gewesen ist. Man muß nur die Probe machen lassen, und zwar öffters mit Gewalt durchfahren. Der Regent muß mit Hand anlegen. Die Schweden hat man lange nicht recht zum Ackerbau bringen können: Endlich haben sie es doch gelernet. S. Robinson in dem Staat von Schweden; welcher deswegen die Schweden für faule, eigensinnige Leute hält, welche von dem nicht abweichen wollten, was ihre Väter gehabt.

(37) Die Erziehung der Seide ist erst im VIten Jahrhundert in Europa recht bekannt und nachgemachet worden, auf Veranstaltung des Kayserś Justiniani. Die Seide kommet ursprünglich aus China. Die Chineser hiessen Seres: daher wird die Seide im Lateinischen Sericum genennet. [* S. *Guid. Panciroli* rer. memorabil. P. II. tit. XXIIII. mit Heinrich Salmuths Anmerkungen, p. 305. seqq. *Salmas.* ad Tertullian. de pallio, ad Solin. et ad script. hist. Aug. insbesondere was *Vossius* in dem grundgelehrten Werke de Idololatria, *lib. IV. c.* 90. davon aufgezeichnet.]

Bäumgen dahin schaffete. Daher muß man sich nicht abschrecken lassen, wenn gleich anfänglich eine Sache nicht von statten zu gehen scheinet. Denn mit der Zeit gehet es vielleicht doch an. Hätten nur die Türken den Venetianern Ziegen aus Galatia überlassen; so würden selbige so gute Cameel-Haare und so grossen Gewinn davon haben, als die Türken. Denn das Cameel-Haar kommet von besagten Ziegen, welche κάμηλοι heissen. Ihre Haare seynd schneeweiß, und zart wie Seiden, und werden hernach gefärbet. Allein die Türken lassen den Venetianern keine zukommen, sondern verschneiden vorher allemahl die Böcke. (38)

IX.

Auf was Art die oeconomischen Wissenschafften zu lehren und zu erlernen.

Aus dem, was bishero gesaget worden, erhellet zur Gnüge, daß die oeconomische Wissenschafft allen Menschen höchst nöthig, aber auch sehr weitläufftig sey. Um so mehr ist zu bedauren, daß selbige insgemein so gering gehalten und verabsäumet wird. Kluge Leute haben deswegen längst gewünschet, daß man auf allen hohen Schulen Professores Oeconomiae setzen mögte, welche nicht nur die allgemeinen Regeln der Haußhaltungs-Kunst erkläreten, sondern auch ad specialia giengen, und z. E. vom Ackerbau, von der Viehzucht, von dem Weinwachs, vom Bierbrauen, von verschiedenen Künsten und Handwerkern umständlichen und hinlänglichen Unterricht ertheileten. (39) Wenn dergleichen Dinge auf Universitäten der studirenden Jugend behörig vorgetragen würden, so würde es von ungemeinem Nutzen seyn. Denn wenn Leute zu Geschäfften gezogen werden, welche von dergleichen oeconomischen

(38) *Braunius*, der Theologus zu Gröningen, in seinem Tractat *de vestitu Ebraeorum* hat von diesen Galatischen Ziegen viele particularia beygebracht.

(39) In dieser Absicht hat ein gewisser Mensch, der Schiermann hieß, aus dem Clevischen gebürtig, und welcher ein alter Hofmeister, auch ehedessen ein Gundlingischer Zuhörer gewesen, ein Project der Oeconomie in Form einer Wissenschafft geschrieben 1716. 4to. Das Buch ist sehr angenehm zu lesen, ob es gleich nur in generalibus bestehet; eben weil es nur ein Project ist. Es könnte aber solches weiter ausgeführet und etwa in 24. oder 30. Capituln jungen Leuten alles, was zur Land- und Stadtwirthschafft gehöret, vorstellig gemacht werden, wenn nur erst öffentliche Lehrer der Oeconomie, wie obgedacht, da wären. Es würde freylich solches einer besondern Application nöthig haben: daher sollten grosse Herren Personen aussuchen, welche zu dergleichen Dingen geschickt wären, und sich recht darauf legen müsten. Diese sollte man zu dem Ende Reisen in andere Läuder thun lassen, und ihnen sonst unter die Arme greiffen ꝛc. [* Welchergestalt nunmehro des seeligen Herrn Geheimen Rath Gundlings und anderer berühmten Gelehrten Wunsch in diesem Stücke zum Theil erfüllet und seit A. 1727. so wohl zu Halle als auch auf verschiedenen andern Universitäten, eine neue Profeßion in Oeconomischen, Policey- und Cameral-Wissenschafften gestifftet worden, davon ist, als von einer weltbekannten Sache unnöthig, hier viel Worte zu machen.]

schen Materien nichts gehöret haben; so dünkt es ihnen, als ob sie in eine andere Welt gekommen wären. (40) Und ob man schon auf Schulen in keiner Disciplin auslernet, so kan man doch auf selbigen so wohl in generalibus (41) als in specialibus einen tüchtigen Grund legen, damit man hernach in praxi desto besser fortkommen kan. Leute, die in dergleichen oeconomischen Sachen sich wohl umgesehen haben, können öffter dadurch ihr Glück besser machen, als durch die Rechts-Wissenschafft. Denn grosse Herren seynd Liebhaber von Cameral-Sachen. Denn dadurch werden sie reich: Im Reichthum aber bestehet ihre Macht. (42) Wir haben endlich heutiges Tags viel schöne Bücher von oeconomischen Sachen. Vor allen verdienen des Freyherrn von Hohberg Georgica curiosa, oder Unterricht von dem Adelichen Land- und Feldleben, jedermänniglich angepriesen zu werden. (43) Florini kluger und rechtsverständiger Hauß-vater, in zween starken Folianten mit Kupffern zu Nürnberg gedruckt, ist auch ein gutes Buch, sonderlich für Amtleute. (44) Des Böck-

(40) Der Herr von Meinders am Berlinischen Hofe wuste anfangs nicht, was er antworten sollte, wenn ihn der vorige König (Friedrich I.) von Montirung der Soldaten, von ledernen Kollern, und dergleichen Dingen fragte. Er ließ aber hernach von Weißgerbern und andern Handwerks-Meistern sich, so zu sagen, Collegia über dergleichen Sachen lesen; so daß der König sehr wohl mit ihm zufrieden war. Er wuste aber nicht, wo sein Minister diese Wissenschafft her hatte.

(41) Die allgemeinen Grund-Regeln und Maximen von Oeconomie-Cammer- und Finanz-Sachen hat der oben belobte Schröder in seiner Fürstlichen Schatz- und Rent-Cammer fürtreflich gelehret. Der König in Polen hörte von diesem Buche reden, war auch so begierig es zu haben, daß man es ihm so gleich schaffen muste. Er hat es auch ganz mit sonderbarem Vergnügen durchlesen. Es ward auch, weil es rar geworden, von neuem gedruckt.

(42) Ricos Hombres heissen in der Spanischen Sprache nicht nur reiche, sondern auch mächtige Leute. Die Grandes in Spanien werden so genennet.

(43) Der Baron Hohberg war aus den Kayserlichen Erblanden, aus Kärnthen, ein Mann von grosser Erfahrung. Er hatte schöne Reisen gethan und befaß viele Ländereyen, so daß er selbst von der Oeconomie Profeßion machete. Sein Buch bestehet aus zween Folianten, und wenn es vollständig seyn soll, so muß am Ende eine Abhandlung von Pferden dabey seyn. Thomasius, der in seinen Monaths-Gesprächen eine Recension von gedachten Hohbergischen Werke gemachet, meynet, ein solches Buch sey nützlicher als aller alten Weltweisen Schrifften mit einander. Wer auch solches nach dem gegenwärtigen Nutzen und Umständen schätzet, der urtheilet eben so unrecht nicht.

(44) Die juristischen Sachen, welche immer in die oeconomischen Händel mit einschlagen, seynd, um das Buch recht gangbar zu machen, bey der neuen Auflage hinzugethan worden, und aus der Feder eines Syndici zu Nördlingen, welcher Donauer hieß, geflossen. Florinus selbst war aus der Ober-Pfalz gebürtig, ein erfahrner Mann, der die Oeconomie des Fürsten von Sulzbach (welcher ihn durch Frankreich und Italien reisen lassen) unter Händen gehabt.

Böcklers, eines geschickten Ingenieurs, Haus- und Feldschule hat man sonst sehr hochgehalten: Aber seit dem der Hohberg den Leuten bekannt geworden, hat man den Böckler liegen lassen. *Coleri* Haußbuch ist bekannt, und gehet meist auf Sachsen, gleichwie der oben belobte Hohberg meistens auf die Oesterreichischen Lande sein Absehen gerichtet hat. Denn man muß bey dergleichen Büchern darauf Achtung geben, wo selbige geschrieben seyn, weil ein jedes Land sein eignes Clima, und folglich gleichsam seine besondere Oeconomie hat. Wenn ich z. E. in Schlesien wohnete, so würde ich mir insonderheit den so betitelten Schlesischen Landmann anschaffen. Man hat auch viele Bücher von besondern, zur Haußhaltungs- und Wirthschaffts-Kunst gehörigen Stücken, als: von Handwerks- und Berg-Sachen, von der Jägerey, Gärtnerey, u. s. w. von Wald- und Forst-Sachen muß man des Chur-Sächsischen Cammerraths und Oberberghauptmanns zu Dreßden, Hanns Carls von Carlowitz *Syluiculturam oeconomicam* (45) lesen. Kurz, man kan eine ganze Bibliothec von Haußhaltungs-Schrifften anfüllen. Alle dergleichen (46) Bücher seynd nützlich, sonderlich denjenigen, welche sich in Cameral-Sachen wollen gebrauchen lassen, oder die selbst eine weitläufftige Oeconomie haben, und Geld damit gewinnen wollen. (47) Wer im übrigen mehr Nachricht von den besten oeconomischen Schrifften haben will, kan solche in des Herrn von Rohr *compendieusen* Haushaltungs-Bibliothec finden. Wenn man nun aber gleich noch so viel gelesen hat, so ist es doch nur Theorie. Daher muß die Praxis damit verknüpfft werden. Weil aber gleichwohl die Theorie der Grund ist, und zur Anwend- und Ausübung gar viel hilfft, so ist offenbar, daß diejenigen sehr abgeschmackt und wunderlich seynd, die da denken, man könne in dergleichen Dingen nichts aus Büchern lernen. Es haben ja alle gescheide Völker schon vor viel hundert Jahren davor gehalten, daß auch in dieser Wis-

(45) Es wird darinnen gewiesen, wie man die Wälder ausbessern, Land zubereiten und neue Holzungen anlegen solle, weil sich an vielen Orten ein Holzmangel geäussert. [* Von erst gedachtem Buche ist die zweyte und mit einem dritten Theile von Julio Bernhard von Rohr vermehrte Auflage zu Leipzig 1732. in Folio ans Licht getreten.]

(46) Auch schlechte und geringfügige Schrifften von dieser Gattung seynd nicht gänzlich zu verachten: denn man findet doch immer etwas, das man brauchen kan: Saepe etiam est olitor valde opportuna locutus.

(47) Die Reisebeschreibung muß man bey der oeconomischen Wissenschafft ebenfalls nicht ausser Acht lassen. Ich kenne einen Minister, dessen Stärke darinnen bestehet, daß fast keine Reisebeschreibung ist, welche er nicht sollte gelesen haben. Die Ursache davon ist, weil sich viele ausländische Erfindungen hie und da nachmachen lassen, wie bereits oben ausführlicher ist dargethan worden.

Wissenschafft der Gebrauch der Bücher nicht zu verachten sey. Warum sollte ich nicht von Männern etwas lernen können, die eine lange Erfahrung haben, und nach solcher mir sagen, wie ich es machen solle, sie mögen nun sothanen Unterricht mündlich oder schrifftlich ertheilen?

X.

Beschluß dieses Hauptstücks.

Was nun bißher von der oeconomischen Klugheit ist angemerket worden, das kan zu unserer dermahligen Absicht genug seyn. Wir erinnern nur noch zum Beschluß mit wenigen, daß weil ein Haußvater unterschiedliche Pflichten auf sich, und mehr als eine Person vorzustellen hat, (plures sustinet personas) als: die Person eines Vaters, eines Ehemannes, eines Herrn, u. s. w. derselbige sich dahin bestreben und fleißig Achtung geben müsse, daß alle solche Pflichten wohl mit einander übereinstimmen. Zu einem rechtschaffenen Hausvater gehöret eben so viel, ja in gewisser Absicht noch mehr als zu einem Prinzen. Denn dieser hat so viel Ohren, so viel Augen, so viel Räthe, Diener und Amtleute. Ein Haußvater hingegen nicht. Auf ihn allein kommet alles an. Denn das ist unschicklich und unklug, wenn er zwar ein guter Ehmann ist, aber ein schlechter Vater, der seine Kinder nicht zu erziehen weiß. Wenn diese ihm nach seinem Tod noch unter der Erde beschimpfen; so werden der Kinder Uebelthaten ihm zugerechnet. Im übrigen muß ein jeder rechtschaffener Haußvater sein Absehen zugleich dahin richten, daß das gemeine Wesen in gutem und blühendem Stande bleibe. Denn unter der Republic sind wir alle begriffen: die Republic hingegen stecket nicht in einer oder der andern Familie oder privat-Hauß-Stande. Salus publica suprema lex esto. Man soll eher ein Haußwesen zu Grunde gehen lassen, als daß die ganze Republic Schaden leide. Weil nun dieses das gröste und wichtigste ist, so müssen wir nunmehro auf das kommen, was zur Erhaltung und Beförderung des allgemeinen Besten gehöret. Itzo gehet erst die rechte und eigentliche Staats-Politic an. Das vorhergehende alles ist nur die Vorbereitung und Einleitung dazu gewesen, und gegen dem, was folgen wird, kaum zu rechnen.

Das siebente Capitel,

Von der Klugheit einen Staat zu regieren überhaupt.

I.

Von dem wahren Entweck eines Staats.

Ein Staat oder eine Republic wird genennet eine aus vielen Familien und kleinern Gesellschafften bestehende Gesellschafft vieler Menschen, welche zusammen unter einer Oberherrschafft oder unter einem Regimente leben, es mag nun solches von einem, oder von wenigen, oder von dem ganzen in Viertel und Zünffte eingetheilten Volke geführet werden. Von dem wahren Begriffe und Ursprung sothaner obersten Gewalt ist bereits oben gehandelt worden. Sie gründet sich nehmlich auf Verträge. So lange diese fest stehen, so lange stehet die Republic. So bald jene hingegen über den Hauffen fallen, so bald ist der Tod und Untergang der Republic oder des Staats vor der Thür. Denn wo weder der Regent noch die Unterthanen ihre eingegangene Verträge halten, da rennet ein jeder bald da bald dorthin, da wird aus dem Volke ein freyer unbändiger Hauffe ohne Führer, und das ganze Staats-Gerüste wird eingerissen. Fraget man nun, worinnen denn die Absicht oder der Entzweck einer Republic bestehe? so ist die Antwort: Ausser Zweiffel in der Glückseeligkeit. Die menschliche Glückseeligkeit aber bestehet in der Indolenz, d. i. in einem solchen Zustande, wo kein Schmerz, kein Ungemach ist. Der Mensch fehlet gewaltig in richtiger Bestimmung seiner Glückseeligkeit, und die wenigsten sehen deren wahres Wesen recht ein. (1) So gehet es auch in ganzen Staaten und Republiken. Wie viele finden wir, welche ihre Wohlfahrt in der Macht, im Reichthum, in der Wollust suchen? Kein Staat wird nach der Armuth streben, wo er nicht entweder durch die Unfruchtbarkeit des Landes, oder durch die Trägheit der Einwohner dazu gebracht wird, wie in dem rauhen Arabien und dem Lande der Samojeten. (2) Ferner tauget es auch

(1) Vivere omnes beate volunt: sed ad peruidendum, quid sit quod beatam vitam efficiat, caligant, schreibet *Seneca* sehr wohl zu Anfang seiner Abhandlung de vita beata.

(2) S. *Hert. Elem. prud. ciu.* P. I. Sect. XI. §. IV. Es meynet zwar *Nic. Machiavelli* in seinen politischen Discursen über den Liuium, (Lib. I. c. 1. 2. Lib. II. c. 7. Lib. III. cap. 16.) die innerliche Ruhe eines Staats könne am besten erhalten werden, wenn die Unterthanen in Armuth lebten: und wenn gleich keiner viel hätte, so könnte doch einer dem andern helfen.

Er

auch nicht, wenn ein Staat so schwach und ohnmächtig ist, daß er von einem jeden kan unterdruckt, bezwackt und verspottet werden: allein es ist auch nicht gut, wenn die Macht gar zu groß wird. Omne nimium

Er mag vielleicht zu seiner Zeit wahrgenommen haben, wie in reichen und blühenden Staaten, wie Florenz selbst, (welcher Staat ehedessen noch ansehnlicher war als Venedig) der Reichthum zu vielen Empörungen und Unruhen Anlaß gegeben: daraus er denn den vorgemeldten Schluß gezogen. Allein er ist ohne Zweiffel von einem extremo auf das andere gefallen. S. Joh. Adolph Hoffmanns politische Anmerkungen von der wahren und falschen Staatskunst im XII. Cap. des II. Buchs. In diesem erst angezogenen Buche seynd hübsche Sachen zu finden. Der Verfasser muß ein Mann seyn, der die Welt kennet, gereiset ist, und die Englischen, Französischen und Italiänischen Bücher wohl gelesen hat. Fabricius in Hamburg, wie auch Menke in Leipzig haben sothanes Werk sehr gerühmet, und zwar nicht unbillig, in so ferne darinnen trefliche Gedanken vorkommen. Was aber die wahre Ordnung und einen gründlichen Zusammenhang betrifft, in so ferne ist ein schlechtes Buch. Es seynd freylich die meisten politischen Bücher ohne sonderliche Connexion geschrieben. Conring hat einen Entwurf einer systematischen Politic gemachet, aber nicht ausgeführet. Ich bin aber jederzeit der Meynung, daß derjenige der beste Staatslehrer sey, der die concluſiones auf ihre principia und Grundsätze behörig reduciren kan. Aber wiederum auf das vorige zu kommen, so bleibt es dabey, daß Mangel und Armuth ein Volk weder glücklich noch ruhig mache. Die oben gedachten Araber werden zwar nicht leicht angegriffen, weil sie nichts haben: allein sie leben auch so elend, daß man es kaum glauben kan, wenn man die Reisebeschreibungen lieset. Man findet zwischen ihnen und den Thieren einen schlechten Unterschied; ausser daß sie boshaffter seynd. Und da die Einwohner des so genannten glückseeligen Arabiens stille und ruhig leben, so seynd hingegen die in dem wüsten Arabien fast lauter Räuber und lehnen sich offt wider den Türkischen Sultan selbst (den sie zinnsbar seynd) auf. Nicht weniger ist es eine irrige Meynung, als ob die Armuth einen Staat für den Anfällen anderer allezeit sicher stellen werde. Denn ein mächtiger Nachbar kan denken: Ich will schon das Volk, wenn ich es bezwungen habe, im Zaum halten und mir die Provinzen zu Nutze machen: die Narren verstehen nicht, was sie für ein Land haben, u. s. w. S. im V. Stücke der *Gundlingian.* den Discours von der anwachsenden Macht der Nachbarn, §. XIV. Also würden, zum Exempel, die Schweitzer sich sehr betrügen, wenn sie sich einbildeten, daß der König in Frankreich niemahls trachten würde, sie unter das Joch zu bringen, weil sie nicht reich wären. Denn der König würde denken, er könnte daraus wenigstens Leute ziehen, die er hernach im Kriege wider andere gebrauchen könnte. Die ärmsten Nationen seynd gemeiniglich die streitbarsten. Man siehet dieses unter andern an den Asturiern in Spanien, welche schon vor Zeiten wider die Römer sich desperat gewehret haben: denn wenn die Spanische Nation recht angeführet wird, so thut sie merveilles. Die Asturier waren lange nicht zu bändigen: denn sie hatten nichts zu verlieren, und das Land ist voller Gebürge. Endlich zwang sie Augustus, daß sie von den Bergen herunter und das Land bauen und pflügen musten. Nachdem sie nun das Feld umgearbeitet, fanden sie trefliche Mineralien, Zinnober, kostbare Steine, welche man zu Rom hoch hielte und ihnen theuer abkauffte. Deswegen die Asturier, da sie etwas erworben, und reich wurden, hernach gerne unter der Römischen Herrschafft blieben, und sich nicht mehr widersetzten.

vertitur in vitium. Wer auf seiner Hut stehen, und sich wider andere hinlänglich schützen kan, ist der glücklichste. Wie GOtt die Juden ins gelobte Land brachte, führete er sie in Berge hinein, und wollte sie damit durch natürliche Befestigungen und Bollwerke von allen andern Völkern scheiden. Neben herum waren lauter schwache Staaten oder weit entlegene Königreiche, wie z. E. Aegypten. Darum sollten die Israeliten alle Einwohner in Palästina vertilgen und durch die Schärfe des Schwerds fallen lassen, damit sie innerhalb ihrer Gebürge und natürlichen Mauern keinen Feind hätten. GOtt sahe, daß dasjenige Volk das glücklichste wäre, welches in Ruhe, Friede und Vergnügung ohne Krieg leben könnte, und andere anzugreiffen nicht gereitzet würde. Denn Macht ist gefährlich. Sie verleitet uns, daß wir aufs Eiß gehen, um uns greiffen, andere beleidigen, und Eroberungen machen wollen. Wir sollen nicht mehr haben, als so viel uns gehöret, wider fremde Gewalt uns sicher zu stellen. Das kan man an dem Exempel der Römer, Griechen, Venetianer, wahrnehmen. Ein jedes Volk, wenn es aus dem Gleichgewichte kam, griffe weiter um sich und wollte alle andere verschlingen, wie Alexander der Grosse, dem das Plus vltra zur Richtschnur dienete, und welcher sich nach einer Strasse nach dem Monde würde umgesehen haben, wenn er den ganzen Erdkreiß durch seine Waffen besiegt und bezwungen hätte. Wenn den Völkern die Gelegenheit zu Ausschweiffungen benommen werden könnte, so würde es sehr heilsam für die Unterthanen seyn. Von dem Französischen Ludwig XIV. sagete einsmahls einer: Nachdem Louïs groß und mächtig worden, hätte sich auch sein Ansehen vermehret, so daß sich alle Mächten für ihn fürchten und gleichsam seinen Zepter küssen müsten. Allein was hatten denn seine Unterthanen davon? Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er blos auf seine Vertheidigung gedacht hätte? Wie viele tausend Menschen, wie viele Millionen Thaler wären erspäret worden? Hat nicht derselbe sein ganzes Königreich und alle seine Unterthanen, kleine und grosse, in Unruhe und Verwirrung gesetzet? Hätte er gethan, was ihm Colbert angerathen, da er schon so formidabel und sein Volk so reich und glücklich war, da die Handelschafft so blühete, da die Wissenschafften in die Höhe kamen: o wie hoch hätte er seine Glückseeligkeit und das Wohl seines Volks bringen können! Allein durch seinen ungezähmten Ehrgeitz hat er sein ganzes Reich mit unzehligem Jammer und Elende angefüllet, woran die Französische Nation noch immer zu dauen hat. Das macht, er war ein junger hitziger König. Die Gewalt und Herrschsucht, welche ihm im Kopfe steckete, war wie eine Raserey. Seit dem Jahr 1668. hatte er keine Ruhe. Wenn

ein

ein Feuer gelöschet war, so entstund ein neuer Brand. Er hatte auch böse Rathgeber an der Seite: Einen närrischen Louvois, welcher ihn immerzu zum Krieg reitzete, indem er ihm vorstellete, die Französische Nation hätte einen unruhigen Geist und kochendes Geblüt im Leibe; die Franzosen müsten entweder ausser Landes Krieg haben, oder sie brächen einander selber die Hälse. (3) Aus diesem und dergleichen Exempeln kan man deutlich abnehmen, daß ein Staat nicht glücklich seyn könne, wo der Regent immer Krieg führen will. (4) Doch muß man auch nicht auf das andere extremum fallen. Denn das heißt nichts, wenn man alle Soldaten abdanken und seine Sache GOtt befehlen wollte, wie der Englische Ritter William Pen, von welchem Pensylvanien den Nahmen führet, geträumet hat. GOtt thut keine Wunderwerke mehr. Wir bekommen keinen Simson mehr, der mit einem Esels-Kinnbacken so grosse Thaten verrichtete. Wir müssen Kriegsvolk haben: nur mit Maasse. Ueber eine allzugrosse Macht werden andere eifersüchtig, und setzen sich entgegen, wo sie können. Kluge Holländer sagen selbst, sie hätten glücklicher gelebet, da sie noch keine besondere Republic ausgemachet, da sie noch unter dem Schutz von Engelland gestanden, da sie an ihrer mäßigen

(3) Das war ein ungereimtes, albernes Urtheil von dem Louvois. Die Franzosen brechen einander den Hals nicht, wenn sie nur einen rechten König haben, der sie zu regieren weiß.

(4) Die Erfahrung hat gezeiget, daß alle, die eine Universal-Monarchie haben aufrichten wollen, auf die letzte zu Grunde gegangen seyen. Es giebt es auch die gesunde Vernunfft. Denn wenn ein Potentat so weit um sich greiffen und alle andere verschlingen will, so suchen andere mit zusammen gesetzten Kräfften den Brand zu löschen: weil kein Volk sich gerne das Joch über den Hals werfen lässet. Daher ist kein Wunder, daß alle Staaten, die alles auf den Krieg bauen, ein elendes Ende nehmen. Aber grosse Herren glauben das gemeiniglich nicht eher, als bis sie mit eignen Schaden klug werden. Sie wollen herrschen wie der Türk. Alles soll auf Eroberungen, auf Soldaten gewendet, und der ganze Staat militarisch werden. Was hilfft es denn einem Regenten, wenn alle seine Unterthanen Soldaten seynd, wenn alles geworben wird. Sie wollen ja erhalten werden und müssen vom Solde leben. Bekommen sie diesen nicht, so fangen sie an zu murren, oder legen sich auf Rauben und Stehlen. Hundert Soldaten müssen von hundert andern Leuten unterhalten werden. Und wenn es auch heisset: Omnis homo miles; so haben wir einen wüsten, Barbarischen, Türkischen, Tartarischen Staat, voller Unruhe und Verwirrung. Endlich wenn gleich ein Potentat noch so stark und übermächtig ist in Betrachtung dieses oder jenes, so kan er doch nicht mächtig genug seyn, wenn ihrer viele ihre Kräfften wider denselbigen vereinigen. Das alte Römische Reich ist durch seine eigene Schwere (mole sua) übern Hauffen gefallen. Daher auch Augustus klüglich gerathschlaget, wie das Reich in seine behörige Gränzen einzuschliessen, d. i. durch neue Eroberungen und Feldzüge nicht zu erweitern. [* S. hievon das kurze aber gründliche Urtheil *Boxhornii* in dissert. polit. de imperio Rom. XV. §. 16.]

Handlung und Fischerey sich begnügen lassen. Allein nach der Zeit, je mehr sie Macht bekommen, je mehr Eroberungen sie gemachet, je mehr Schiffe sie gebauet, je mehr seynd sie herunter gekommen. (5) Wenn die Staaten alle ihre Schulden, die innerhalb zehn Jahren gemachet worden, bezahlen sollten, so würden sie, wenn man ihnen gleich drey Jahre Frist verstattete, nicht auskommen, sondern alle banquerotte werden. Ein gescheider Geschichtschreiber (6) hat wahrgenommen, daß von den Zeiten des Kayser Carls V. und Francisci I. Königs in Frankreich, welche so mächtig gewesen, und so gewaltige Kriegs-Heere (7) gegen einander geführet, die Sachen in Europa ein ganz anderes Ansehen gewonnen; aber zum grösten Schaden der Unterthanen, als welche von solcher Zeit an mit vielen und unerschwinglichen Auflagen und Steuren wären beschweret worden. Wo nun den Leuten kein Geld mehr gelassen wird, da fänget die Sclaverey an. Die Knechte der alten Römer, Pamphilus, Stichus, hatten auch nichts für sich als ihr peculium, das gehörte aber ebenfalls dem Herrn. Die Knechte konnten über nichts nach eignem Gefallen disponiren, auch über sich selbst nicht. Es ist also nicht zu wünschen, daß die Potentaten gar zu mächtig werden. (8) So seynd auch allzureiche Staaten zu Grunde gegangen. (9) Denn der Reichthum bringet

(5) Hätte Louis XIV. gleich zu der Zeit, da der Prinz von Condé ihm den Rath gegeben, die Holländer anzufallen, selbige überrumpelt, so könnte man fast darauf schweren, daß der gänzliche Untergang der Republic unvermeidlich gewesen wäre. Es waren ja schon die Holländer, und insbesondere die Einwohner in Amsterdam, willens, sich auf die See zu begeben, und nach Ost-Indien zu fliehen. Zu allem Glück faßten sie noch den Entschluß, ihr Land unter Wasser zu setzen.

(6) *Iac. Perizonius* in historia saeculi sexti decimi, p. 8. 9. 10. und fürnehmlich p. 119. 120.

(7) Armeen von 100000. Mann, und zwar von regulirter Militz ins Feld zu stellen, war vorhero etwas unerhörtes. Zwar bey den barbarischen Völkern war es etwas bekanntes. Denn bey diesen heisset es: Omnis homo miles. Wenn Krieg entstehet, so sitzet alles auf, und alles marchiret, was zum Krieg tüchtig ist. Aber das ist keine regulirte Militz. Wenn ein allgemeines Aufboth nöthig wäre, sollte man ja wohl allein aus dem Herzogthum Magdeburg 100000. Mann, die tüchtig wären, die Waffen zu tragen, zusammen bringen können.

(8) Ein Französischer Staatslehrer, *Daniel de Priezac*, welcher Discours politiques geschrieben, hat angemerket, daß viele den Einwurff gemachet: GOtt sey ja allmächtig, und also könnten auch wohl einige Menschen auf dieser Welt eine grosse Macht haben. Allein GOtt ist dabey allweise, und mißbrauchet seiner Gewalt niemahls. Es heisset bey ihm nicht: Tel est mon plaisir. Er hat allezeit Ursachen, warum er dieß oder jenes thut, obgleich wir solche nicht allemahl erforschen können. Den Menschen hingegen ist ihrer thörigten und unbändigen Affecten halben, eine gar zu grosse Macht nicht nütz

(9) Z. E. Carthago, die Lydier, die Tyrier, u. a. m. Die Römer waren un

über

get Stolz, Sicherheit, Ueppigkeit und wollüstige Trägheit. Wir leben im Sauß und Schmauß. Unterdessen, wenn wir so sicher dahin leben, überraschen uns die Feinde, ein Miriweiß, die Türken, die Tartarn, und machen dem Spiel ein Ende, ohne daß wir uns rechtschaffen wehren. Denn die Ueppigkeit machet die Menschen weichlich und wehrlos, so daß sie von wachsamen Feinden und fürsichtigen schlauen Nachbarn desto leichter überwältiget werden. Daraus entstehet dann der Tod und Untergang der Staaten. Es giebt demnach mehr irreguläre Republiken als reguläre in Betrachtung des Entzwecks. Was zu viel ist, tauget nicht. Denn aus dem Ueberfluß folget entweder allzugrosse Macht, oder Ueppigkeit, und beydes befördert den Fall. Will man nun endlich den wahren Entzweck einer Republic noch deutlicher begreiffen, so darf man nur Achtung geben, aus was Ursachen die Menschen bürgerliche Gesellschafften aufgerichtet haben. Es ist nemlich solches geschehen um der Sicherheit willen. Aus der Sicherheit entspringet die Bequemlich- oder Gemächlichkeit. Niemand wird sich da niederlassen, handeln, oder sonst etwas unternehmen mögen, wo er nicht sicher ist. Folglich muß in einem Staat die fürnehmste Absicht auf die Sicherheit und Gemächlichkeit nebst einer hinlänglichen, nur nicht übermäßigen, Macht gerichtet seyn. Ein solcher Staat ist dem Entzweck nach regulär, und so wie er seyn soll: Alle andere hingegen weichen in dieser Betrachtung von der Regul ab. (10)

II.

In einem Staat sollen Menschen regieret werden. Nun kan man aber nicht alle und jede auf einerley Manier tractiren. Der Mensch ist keine species infima oder specialissima, wie man in Schulen redet. So viel Menschen, so viel neue individua. Wer einen Menschen kennet, kennet deswegen den andern noch nicht. So viel Länder, so viel unterschiedliche climata; so viele Gemüther, so viele Neigungen. Hieraus folget, daß

Daß zu glücklicher Regierung eines Staats nöthig sey, das Naturell des Volkes zu kennen.

überwindlich, so lange sie mittelmäßig reich und mächtig waren. Nachdem aber Reichthum, Pracht, Verschwendung und Ueppigkeit aus Asien nachgekommen war, und da überhand genommen hatte, folgte immer eine innerliche Unruhe und Zerrüttung auf die andere. Denn vorzeiten waren alle Schätze und aller Reichthum in Asien, wie heut zu Tag in Holl- und Engelland. So lange Engelland keine Conquetes zu machen suchet, sondern an seinen Insuln sich genügen lässet, so lange wird das Reich bestehen. Ausserdem würde die Nation ihre Macht theilen müssen und hernach gar zu viele Feinde und Neider (aemulos crescentis potentiae) bekommen.

(10) S. *Hertii* Elem. prud. ciu. P. I. Sect. II. §. 5. p. 67. & Sect. XI. §. 1-3. p. 207. sqq.

daß derjenige, welcher glücklich und mit Vernunfft regieren will, vor allen Dingen sein Volk und dessen Neigungen kennen, und wissen müsse, wozu man selbiges brauchen könne, wozu nicht. (11) Das haben auch vorlängst Aristoteles, (12) Cicero, Tacitus, ja alle kluge Leute, eingesehen. Zwar stehen einige neuere in den Gedanken, das Naturell des Volks thue gar nichts; ein Volk sey so gelehrig als das andere; die Verschiedenheit der Temperamente ganzer Nationen bestehe blos in der Einbildung; es komme alles auf den Verstand des Regenten an, (13) u. s. w. Allein es ist nicht nur eine alte, sondern auch eine wahre, und gar nicht ungereimte oder paradoxe Meynung, wenn man behauptet, daß die Sitten, Neigungen und ingenia der Völker nach dem climate, nach der Lufft, Nahrung und Kost unterschieden seyen. Denn es giebt es die Erfahrung, und alle die, so von unterschiedlichen Nationen Beschreibungen gegeben, haben solches angemerket. Wir sehen ja, daß die Körper der Nationen unterschieden seynd: Wir finden, daß die Seele sich nach dem Körper richte: Wir haben aus der Erfahrung, daß die Gemüther nach der unterschiedlichen Beschaffenheit der Leiber verändert werden: Warum soll man also leugnen, daß die genies der Völker von einander unterschieden seyen? Wenn du einen Mohren siehest, so findest du ihn von ganz anderer Beschaffenheit, als einen Hottentotten; und einen Italiäner anderst als einen Deutschen. Anderst seynd die Leute beschaffen, die gegen Norden wohnen, anderst die gegen Orient, anderst die gegen Mittag, u. s. w. Kurz, bey einer jeglichen Nation ist, so zu sagen, ein anderes Gewebe, eine andere Mischung in Ansehen des Körpers, und also auch eine andere Neigung. (14) Die Orientalischen Völker seynd fast von

(11) Kinder lassen sich nicht auf einerley Art beugen und ziehen; geschweige denn ganze Völker. Kan man doch nicht einmahl mit den Pferden auf einerley Art umgehen. Bey einem must du Peitschen und Sporren brauchen, wenn es forttraben soll, ein anderes hingegen gehet durch, wenn du es schlägst.

(12) *Mich. Piccartus* in comment. ad Aristotelis Politic. lib. III. cap. XI. hat unvergleichliche Exempel davon beygebracht. Er war ein hochgelehrter Mann, welcher recht gewust hat, die Historie in der Staatslehre zu gebrauchen. Christoph Adam Rupert ist ein Schüler von ihm und ebenfalls Professor zu Altorff gewesen. Heut zu Tage werden des Aristotelis Politic, und vorgedachten Piccarts Commentarius darüber, von den wenigsten mehr gelesen oder geachtet: Ich halte sie aber für besser als die meisten neuern politischen Scribenten und Collectaneen-Schmiede.

(13) Dergleichen Meynung hat unter andern auch Philipp Friedrich Hahn vorgetragen in einer zu Kiel im Jahr 1724. ans Licht getretenen exercitatione academica *de ingeniis* gentium Borealium *philosophicis*.

(41) Hiezu trägt auch viel bey die besondere Lebens-Art, Gewohnheit, Speise und Trank der Nationen, wodurch merkliche

von Natur Sclaven, niederträchtig, und können deswegen sehr monarchisch beherrschet werden. (15) Sie reden mit ihren Kayſern und Königen allezeit im diminutiuo. Wie ehemahls die Gesandten von Siam in Holland bey dem Prinz Moritz von Oranien Audienz hatten, muste dieser sich einen König nennen: denn jene konnten von einer andern Regierungs-Form sich keinen Begriff machen. Hieraus erhellet ja deutlich, daß man nicht alle Völker auf einerley Art regieren könne. Carl V. hat von seinem Sohne Philipp II, dem melancholischen Gesichte, gesaget: Ich fürchte, mein Sohn Philipp wird die Niederländer verliehren, und mehr Länder einbüssen als gewinnen. Und hierinnen hat Carl nicht unrecht geurtheilet. Denn Philipp II. wollte alle Nationen auf einerley Weise, nemlich auf Spanisch, regieren. Die Holländer waren ihm schon feind, da sie ihn in einem Spanischen Kleide gesehen. Er that alles mit der grösten Gravität, und ließ sich nur zu gewissen Zeiten sprechen. Er konnte nur Spanisch und Lateinisch reden, aber nicht Niederländisch. Carl V. hingegen hat das Lob eines Staats-klugen und verständigen Herrn, welches ihm alle Scribenten beylegen, verdienet. Er wuste sich in die Leute zu schicken. Wenn er in Deutschland war, so führte er sich auf als ein Deutscher. In Spanien war er ernsthafft und gravitätisch. In den Niederlanden bezeigte er sich lustig, frey, ungezwungen, und konnte auf des Böckels Grab (16) einen Hering mit gutem Appetit verzehren. Er wuste wohl, daß die Niederländer kein hartes Spanisches Regiment vertragen könnten; sondern daß man mit ihnen auf eine leutseelige gemeine Art (17) umgehen müste. Wenn er nach Italien kam, so

liche Veränderungen in den Leibern und Gemüthern entstehen. Die Grönländer bleiben nicht in unsern Gegenden. Sie sehen, wie sie wieder entwischen, wenn sie es gleich, nach unserer Art, noch so gut hätten. Die Pommern haben in Italien keine vergnügte Stunde, weil sie da ihr Bier und ihre frische Butter nicht finden. Einer, der in Ungarn erzogen wird, wenn er gleich ein Deutscher von Geburt ist, bekommet einen Ungarischen unruhigen Geist.

(15) Im Gegentheil giebt es Völker, welche keine monarchische Regierung leiden wollen. Die Athenienser vorzeiten haben gezittert, wenn sie von einer Königlichen Gewalt höreten. Sie sahen alle Monarchen an als Tyrannen. Tyrannis und Monarchia war bey ihnen einerley. Es wurde bey ihnen ein Staats-Verbrechen daraus gemachet, wenn einer eines Königes Bildniß in seinem Zimmer hatte: denn sie meynten, ein solcher wollte sich auch dazu aufwerfen.

(16) Dieser Wilhelm Böckel, oder Beuckelsen von Biervliet hat am ersten gelehret, wie man den Hering kochen, einsalzen und in Tonnen einmachen solle. Sein Grab ist zu Enkhuysen. S. Gundlingian. im XXXI. St. N. IV. pag. 79. sq.

(17) Prinz Wilhelm von Oranien hat es in Holland eben so gemachet. Er gieng zu den Leuten in die Häuser, und wenn er sahe,

so redete er Italiänisch: denn er konnte Italiänisch, Spanisch, Lateinisch, Niederländisch und Deutsch sprechen. (18) Er reiete beständig herum; sein Sohn aber blieb immer in seiner Pastete sitzen. Es bleibet also eine ausgemachte Wahrheit, daß man mit allen Völkern nicht auf einerley Art umgehen könne. König Georg in Engelland siehet wohl, was für ein Unterschied der Völker sey, wenn er im Pyrmonter Bronnen oder zu Hanover sich befindet, und wenn er in Londen sitzet. In Hanover hat ihm niemand eine Unruhe gemachet: in Engelland hingegen kan er fast nicht ruhig schlaffen. (19) Dahero ist für einen grossen Herrn nichts besser, als wenn er die Nationen in der Welt, und insbesondere seine Unterthanen, genau kennen lernet. Und darinnen sollte man billig junge Prinzen von Jugend auf unterrichten. Kayser Constantin hat seinen Kindern eine Beschreibung der verschiedenen Völker, welche er beherrschet, hinterlassen; und Kayser Carl V hat gleichfalls eine solche Instruction vor seinen Sohn Philipp aufgesetzt, (20) ob sie schon nicht viel geholffen hat. Im übrigen wenn man das Temperament einer ganzen Nation beschreibet; so kan man zwar nicht sagen, daß alle einzelne Personen aus dieser Nation dasselbe Temperament hätten: man redet aber doch davon also, wie es sich insgemein und bey den meisten findet. Der Genius eines Volks bestehet in der Tüchtig- und Fähigkeit, diesem oder jenem Regimente zu gehorchen; dieses oder jenes Gewerbe, Kunst und Hanthierung zu treiben. Eine Nation kan man zu diesem, eine andere zu etwas anders am besten brauchen. Was findet sich hierinnen nicht für ein merklicher Unterschied nur in dem einzigen Königreich Frankreich. Zum Exempel: Die, so in Auvergne wohnen, seynd zu allerhand Manufactu-

sahe, daß Mann und Weib mit einander zankten, so suchte er sie in Güte mit einander zu vertragen.

(18) Er hat einen guten Hofmeister gehabt, der sich bemühet, ihm vieles lernen zu lassen: Denn man wuste, daß dieser Carl von Luxenburg viele Länder bekommen würde.

(19) Denn es giebt Nationen, welche über alles raisonniren, und immer unruhig und mißvergnügt seynd. Die Deutschen aber raisonniren nicht, seynd mit einem Glaß Wein oder Bier zufrieden, und können ein despotisches Regiment vertragen, wie solches schon *Grotius* eingesehen hat. In Engelland hingegen seynd allezeit Unruhen und Stürme gewesen, wie auf einem ungestümmen und brausenden Meere. Wenn die Nation anfängt zu toben, so treibt sie alles auf das äusserste. Denn dazu seynd Leute von melancholischer Complexion aufgelegt und geneigt. [* Ob und in wie ferne hier des seel. Herrn Geh. Rath Gundlings Urtheil, sonderlich was die Deutsche Nation betrifft, Grund habe, das überlassen wir, ohne daran Theil zu nehmen, der eignen Betrachtung eines jeden unpartheyischen Lesers.]

(20) Diese Instruction, welche unvergleichlich wohl zu lesen ist, hat *Ant. Teissier* in Französischer Sprache ans Licht gestellet.

facturen, als Spitzen, Tüchern, Galanterien, sehr geschickt. Die Normänner hingegen stammen von den alten Göthen ab und seynd zum Krieg gebohren. Die Gasconier bleiben immer petits B--s. Sie seynd halb Franzosen und halb Saracenen, welche über die Pyrenäischen Gebürge in Gasconien gekommen, sich da lange herum geschlagen und endlich mit den Franzosen sich vermischet haben. Die Einwohner in Bretagne, die in der Picardie, die in Champagne, seynd wieder andere Leute. Die letztern seynd halb deutsch; denn sie liegen an den Gränzen. Der Czaar Peter siehet den Unterschied der ihm zu Geboth stehenden Nationen wohl ein, und weiß, wozu er sie brauchen kan. Die in Siberien und dort herum wohnen, brauchet er zum Kriege, und hält sie für seine besten Soldaten. (21) Denn sie seynd dauerhafft, einer harten Lebensart gewohnt, geschickt und tapfer. Es verstehet sich aber ohnehin, daß, wenn ein Potentat solche Unterthanen hat, welche zum Krieg aufgelegt seynd, derenthalben keinen Krieg, ohne andere rechtmäßige Ursache, anfangen solle. Er muß vielmehr bedacht seyn, dergleichen Leute in Zaum zu halten, und solche aufspahren, biß die Zeit kommet, da er sie anwenden kan. Daß es aber bey diesen Unterschied der Nationen sehr viel auf die Lufft und das Clima ankomme, ist zum Theil schon oben erinnert worden. Es lässet sich auch diese Wahrheit durch viele Exempel begreiflich machen. (22) Denn wenn ich frage: warum seynd die Leute in Africa schwarz; warum haben sie Haare wie Wolle? Warum seynd die Leute, die um die Linie wohnen, kleine Leute, und warum sterben sie auch bald? So weiß man davon keine andere Ursache zu geben, als daß das Clima solches verursache. Dieses machet, daß bey gewissen Nationen Krankheiten seynd, welche man bey andern nicht findet. Das Clima ist Ursache, daß die

(21) Nicht alle Völker schicken sich zum Soldaten-Leben. Insgemein dienen diejenigen, welche des Wassertrinkens und schlechter harter Speisen gewohnt seynd, weit besser, als die, so alle Tage Bier und gute Kost haben. Wenn dergleichen Leute z. E. in Italien kommen, wo selten, oder gar kein Bier ist, so lauffen sie davon und nehmen noch ein halb Schock von ihren Cameraden mit. Wie man solches nur bey dem hiesigen Regiment erfahren hat.

(22) Diese Wahrheit von dem unterschiedlichen Naturell der Völker hat unter andern auch der Ritter *Temple* gar wohl eingesehen. S. dessen Remarques sur l'état des Provinces Vnies im IV. Cap. wo er nicht nur die Holländer characterisiret, sondern auch überhaupt eine Anmerkung von dem Genie verschiedener andern Nationen beyfüget. Von den Holländern saget er: Sie wären beständig arbeitsam, gedultig. Er habe einen Menschen gesehen, der 24. Jahre nur an einem Globo gearbeitet, und einen andern, welcher 30. Jahre zugebracht, einen Tisch von eingelegter Arbeit fertig zu machen. Daher erfänden zwar die Holländer nicht so viel neues als die Franzosen; sie macheten es aber alles eben so gut nach, und noch besser, wegen ihres unverdrossenen Fleisses und ihrer ungemeinen Beständigkeit, ꝛc.

Schweden weiß seynd und starke Knochen (23) haben: daß die Engelländer zur Melancholie geneigt seynd und sich leicht hängen: daß die Ungarn so hitzig seynd, und so fort an. Will man nun dergleichen Völker anderst machen, so muß man sie in ein anderes Clima bringen. (24) Man saget nicht umsonst: Virtus ex confragoso venit. Denn die Leute, welche auf Bergen und in Wäldern wohnen, seynd hart und dauerhafft. Die alten Sachsen wohneten fast zwischen lauter Wäldern; dahero hatten sie alle einen kriegerischen Geist. Je weiter man gegen Norden gehet, je schlimmere und unruhigere Nationen wird man finden. Denn die Kälte machet, daß die Hitze in dem menschlichen Körper sich nach dem Herzen ziehet. Wenn aber das Herze Hitze hat, so bekommet man Muth. Denn bey dem Muth ist ein Aufwallen des Geblüts. Wenn man die nordischen Völker betrachtet, so findet man, daß sie fast zu allen Zeiten unruhig gewesen, und grossen Lermen verursachet. Sie haben dem Römischen Reich ein Ende gemachet. Sie seynd nicht mit Europa zufrieden gewesen, sondern seynd nach Asia und Africa gelauffen. Der Brennus, welcher in Griechenland so erschrecklich geplündert, ist nichts anders als ein Deutscher gewesen. Weil die mitternächtigen Völker sich meist in Gebürgen und Wäldern aufhielten und nicht viel zu leben hatten, so legten sie sich aufs Rauben, und suchten Eroberungen zu machen. Wenn sie nun in ein Land kamen, welches ihnen bequem und anständig war, so blieben sie da. Sie wollten gerne erndten, wo sie nichts gesäet hatten. Der Ariovistus ist mit seinen Deutschen nach Gallien gegangen, weil selbiges Land viel geschlachter und besser war, wie Julius Cäsar meldet.

III.

Ob der Unterschied der Regiernngs,

Was die unterschiedlichen Regierungs-Formen anbetrifft, so kan man überhaupt nicht sagen, welche die beste sey. Die Form eines Staats kom-

(23) Scheffer saget in seiner Beschreibung von Lappland: Der gemeine Wahn von den Lappländern, als ob sie feste wären, käme daher, weil sie so starke und feste Knochen hätten, daß wenn sie in einiger Entfernung mit einer Kugel getroffen würden, selbige keinen Effect hätte.

(24) Nachdem Pompejus die Cilicier, welche am Meere zwischen Klippen gewohnet, und grosse Seeräuber gewesen, überwunden hatte, so sahe er wohl, daß sie bald wiederum revoltiren würden. Deswegen ließ er sie in andere Gegenden bringen, und ihnen Felder zu bauen anweisen: da wurden sie dann ganz gut. So hat auch Carl der Grosse die Sachsen aus keiner andern Ursache transportiret, als weil er sie cultiviren und geschlacht machen wollen. Denn das ist das beste Mittel. Daher muß man eben nicht gleich urtheilen, daß ein Herr eine schlimme Absicht habe, wenn er einen Theil seiner Unterthanen transportiret.

Der

kommet darauf an, daß man theils die Person oder das subiectum, in welchem sich die Oberherrschafft befindet, theils die Art und Weise, wie selbige geführet wird, betrachten muß. In allen Staaten ist eine oberste Gewalt; aber nicht in allen findet man solche in einem subiecto: denn sie kan auch bey mehrern seyn. Hobbes hat schon angemerket, daß diejenigen einfältige Leute seyen, welche meynen, nur in der Monarchie allein wäre eine Souverainetät oder oberste Gewalt: denn diese ist vielmehr in allen dreyen formis. In den freyen Republiken stehet die Freyheit an den Thoren angeschrieben: nichts desto weniger seynd die Einwohner eben sowohl unterthan, und die Ausübung der höchsten Gewalt ist in der That auch nicht unterschieden. Wenn der König in Frankreich den Degen ziehet, so ziehen solche auch alle Französische Unterthanen. Wenn in Venedig die Obersten des Staats Krieg wollen, so wollen ihn auch alle Unterthanen. Nur ist dieses der Unterschied: Wenn der König zu Versailles ist, so ist das ganze Reich da: In andern Formen hingegen müssen die, so an dem Regimente Theil haben, erst sich versammlen. Es haben mehrere zu sprechen; es ist ein Unterschied in Ansehen der Stimmen und Entschliessungen. Und darinnen bestehet auch der Unterschied der Formen. In einer Democratie haben nicht alle Bürger die höchste Gewalt; sondern es ist selbige auf gewisse Curias, Zünffte, oder Viertel restringiret, und was diese sagen, das ist der Wille des ganzen Volks. Denn *wir haben nur drey formas regulares rerumpublicarum*; nemlich Monarchiam, *Aristocratiam*, *Democratiam*. Die übrigen alle seynd irregulares. In einer Monarchie weiß jedermann, daß der Monarch befehlen könne, und alle andern gehorchen müssen. Und ob es schon, zum Exempel, in einer Aristocratie offt ziemlich lange währet, ehe die Herren des Raths zusammenkommen, (und so auch in einer Democratie, ehe die vielen tribus und curiae zusammentreten,) so siehet und weiß man doch am Ende, wenn sie beysammen gewesen und einen Schluß gefasset haben, wem man zu gehorsamen habe. Hingegen in irregulairen Staaten und Republiken weiß man nicht, bey wem die höchste Gewalt sey. Man zankt, und unterdessen leidet der Unschuldige: Da stehet denn gleichsam die Maschine still, nicht anders, als ob die Republic wäre vom Schlag gerühret worden. Also wird, zum Exempel, in Deutschland gestritten, ob die Execution in den Crayssen dem Kayser zukomme oder nicht. Der Kayser saget Ja; die Fürsten sagen Nein. In Europa seynd die meisten respu-

Formen einen Staat an und vor sich glücklicher oder unglücklicher mache.

Der Czaar machete es eben so. Wie er alt Neugard erobert hatte, so merkte er, daß die Leute hundertmahl sich wieder empören würden: deswegen brachte er sie dahin, wo itzo Novogrod stehet.

blicae irregulares. Dergleichen ist Engelland, dergleichen Polen. Aristoteles ist schuld, daß man auch auf vermischte Regierungs-Formen (mixtas Respublicas) gefallen ist, und sich solche als die allerschönsten eingebildet hat. Man hat aber nicht gesehen, daß selbige irregulares seyn. Es würde kein Mensch darüber streiten, ob ein unregelmäßiger Staat beyzubehalten sey, wenn die Regenten nicht durch ihr übles Regiment die Leute dahin gebracht hätten, daß sie von der monarchischen Form abgewichen. Denn wenn die grossen Herren regiereten als wahrhaffte Väter; so würde kein Mensch unter einer andern Herrschafft zu stehen verlangen, als unter einer monarchischen. Wie denn auch die ersten und ältesten Staaten alle monarchisch gewesen seynd. Aristoteles, ob er gleich an dem Hofe der Könige in Macedonien, Philipps und Alexanders des Grossen, gewesen, hat doch an dem Macedonischen Reiche manche Irregularitäten wahrgenommen. In dem übrigen Griechenlande waren lauter kleine Republiken, und diese gefielen dem Aristoteli nicht wenig. Dahero urtheilte und schloß er ungefehr auf folgende Weise: Zu einem Regimente gehöret Weißheit. Wenn ein Vater weise ist, so regieret er seine Kinder wohl, und machet, daß ihm ein jedes gehorchet. Es ist aber ganz wahrscheinlich, daß immer ein Auge mehr siehet als das andere. Plures plus vident oculi quam oculus. Wo nun die besten, die weisesten, zum Regiment gewehlet werden, da muß es gut stehen. Ein Fürst muß Räthe zu seinen Gehülffen im Regiment haben, und die muß er wehlen. Ist er nun einfältig, so wird er mit seiner Wahl nicht leicht auf gescheide Leute fallen. Man siehet aus tausend Exempeln, wie es dißfalls in der Welt zugehet. Da aber, wo mehrere das Regiment führen, werden die Obern (optimates) von dem ganzen Volk gewehlet; da siehet man auf solche Personen, welche Proben ihres Verstandes und Eifers für das gemeine Beste abgeleget haben, (25) u. s. w. Man siehet leicht, daß, was Aristoteles gesaget, in abstracto etwas auf sich habe, und daß z. E. eine aristocratische Regierung in soferne einigen Vorzug vor der monarchischen zu haben scheine. (26) Weil nun aber ferner Aristoteles wahrgenommehro auf des Volkes Nutzen sehen. Wir wollen nur Consules seyn. Consulemus vestrae vtilitati.

(25) Der Eifer, den einer zu Beförderung des gemeinen Nutzens zeiget, machet einen grossen Eindruck in die Gemüther des Volks und erwecket Liebe und Vertrauen. Wie Tarquinius aus Rom gejaget war, so sagte Brutus zu den Römern: Da bishero ein Despotismus gewesen, und die Könige alles nur zu ihrem eigenen Vortheil gethan haben; so wollen wir nun-

(26) In der That aber und in concreto fällt dieser scheinbare und eingebildete Vorzug insgemein weg. Denn wo ist doch diejenige Republic, in welcher allezeit die besten zu Regenten erwehlet werden? Man darf nur Polen ansehen. Wer am meisten Geld

nommen, daß dergleichen Ἄριστοι, oder optimates, leichtlich aus der Art schlagen und kleine Könige oder Tyrannen werden können: (welchen Zustand einer Republic er eine Oligarchie nennet, das ist, einen solchen Staat, wo zwar mehrere regieren, aber nicht solche Personen, welche die besten oder fürtreflichsten wären) so hat er dafür gehalten, es sey am besten, eine Mischung zu machen. Allein das ist was ungeremtes. Wenn bey einem Regiment von allen dreyen vorgedachten Formen etwas da ist, so entstehet eine Irregularität. Es finden sich bey einem solchen Regiment unzehliche Schwierigkeiten. Ein Theil kan den andern hindern, und dessen Schlüsse hintertreiben. Da heisset es denn bey dergleichen Zwistigkeiten: Melior vbique est ratio prohibentis. Indessen wird doch auch, was die drey regelmäßigen Regierungs-Formen anlanget, vergebens gestritten, welche darunter die beste sey, wie bereits oben erinnert worden. Denn es kommet hierinnen auf unterschiedliche Absichten und Vergleichungen, auf diuersos respectus, comparationes, relationes, an, womit man nicht zu Ende kommet. (27) Es ist ein Spielwerk in Schulen, wobey junge Leute Gelegenheit haben, sich zu üben und ihren Witz sehen zu lassen. Die Sache aber gründlich und nach der Wahrheit auszumachen, ist unmöglich. Die Form thut an sich nichts zur Glückseeligkeit oder zur Unglückseeligkeit der Staaten. Wenn die Regenten klug und verständig seynd, so kan das Volk nach einer jeden von gedachten Formen wohl regieret werden. Zwar stehen viele in den Gedanken, als wenn gewisse politische Anstalten und zum Nutzen der Länder abzielende Vorschläge in einigen formis rerumpublicarum nicht angiengen oder bewerkstelliget werden könnten, wohl aber in einer andern. Also bildet man sich, zum Exempel, ein, aristocratische und democratische Staaten schickten sich zu den Commercien, imgleichen zu Einführung der Toleranz oder Religions-Freyheit weit besser, als die Monarchien, und diese hingegen besser als jene zu kriegerischen Unternehmungen und Erweiterung

der

Geld hat, wird König. Manche denken, in der Schweitz regiere die Billigkeit und Ehrbarkeit selbst: die Absichten der Eidgenossen seyen ohne Eigennutz. Weit gefehlt! Bey ihren Wahlen regieret Eigennutz und Geld wie an andern Orten. Wie solches der Bischoff von Salisbury, Gilbert Burnet, der doch sonst den Schweitzern sehr gewogen war, ja der Stanian selbst, von ihnen angemerket.

(27) Ein weiser Mann disputiret nicht über dergleichen Fragen, da es auf unterschiedliche Vergleichungen ankommet. Hieher gehöret, was in der Logic de relationibus et comparationibus gelehret wird. Insbesondere hat Mr. *de Crousaz* in seiner Logique hievon sehr schöne Anmerkungen, welche verdienen gelesen zu werden.

der Gränzen. Allein das ist ein gemeines Vorurtheil. (28) Denn was soll die Form eines Staats vor sich dazu thun, daß Handlung und Gewerbe in Aufnahme komme, daß Religions-Freyheit da sey, daß man mit Nachdruck und Nutzen Krieg führen könne? Wenn ein König oder Fürst verständig ist, und zu regieren weiß; so kan unter ihm die Kaufmannschafft eben so gut floriren als in einer freyen Republic. Und eben so ist es auch mit der Religions-Freyheit. Wo also hierinnen ein Mangel erscheinet, da ist forma reipublicae gar nicht schuld daran; sondern der Fehler ist auf Seiten des Regenten. Wer Handwerker, Künste, Kaufmannschafft und Gewerbe in die Höhe bringen will, der muß die Beschaffen- und Gelegenheit des Landes nebst andern dahin gehörigen Vortheilen und Mitteln wohl verstehen, die Menschen, und sonderlich seine Unterthanen, kennen, und sich darnach richten. Wenn aber der grosse Mogol regieret, und spricht: Sic volo, sic iubeo, stat pro ratione voluntas: so würden freylich unter einer solchen Herrschafft die Commercien schlecht floriren. Zum Exempel: Wenn in einer oder der andern Stadt eines Königreichs eine Banco und viele ansehnliche Kaufleute wären, und es käme ein eigensinniger, unverständiger Nero, ein Flagabalus, ein Caligula, und nähme die Banco weg, so würde die Handlung bald aufhören. Warum haben denn in den Niederlanden die Commercien unter Kayser Carln V. floriret, und nicht auch unter Philipp II? Gewiß nicht, weil die Regierungs-Form monarchisch war: sondern weil der wunderliche Philipp nicht recht zu regieren wuste. Doch so viel ist wahr, daß die Monarchen, als welche in Hoheit, Glanz, Pracht und Herrlichkeit leben, und daher die gemeinen Leute gegen sich nur wie Fliegen ansehen, sehr selten sich überwinden können, daß sie sich nach dem genie der Handwerks- und Kaufleute, die viel rauhes und wunderliches an sich haben, richteten, welches doch, wo die Handlung in Aufnahme kommen soll, nothwendig erfodert wird. (29) Deswegen hat zwar die gemei-

(28) Daß *Buddeus* eben auch in diesem Vorurtheil gestecket, erhellet aus seiner Politic. Cap. V. Sect. III. §. VI. p. 489.

(29) Kauf- und Handelsleute lassen sich nicht zwingen, wie Musquetiers, bey denen die Ordnung und der Gehorsam gezwungen ist: sondern man muß ihnen einige Freyheit lassen, und gelinde mit ihnen verfahren. Wo dieses geschiehet, da kan die Kaufmannschafft mitten in der Monarchie floriren. Z. E. Zu Livorno floriret die Handelschafft. Warum? Der Groß-Herzog regieret die Kaufleute allda ganz anders als seine Florentiner. In Engelland bestehet die ganze Force des Staats in der Handelschafft, weil man klüglich mit den Leuten umgehet. Aber ein eigensinniges, despotisches Regiment verderbet alles. Wenn der Herr oder seine Minister nicht klug seynd, und die Natur der Kaufleute umwenden wollen: Wenn man die Zölle, Accise, Auflagen nach belieben erhöhet, alles

meine Meynung in so ferne einigen Grund, daß man in monarchischen Staaten dasjenige in Ansehung der Commercien nicht findet, was man in freyen Republiken findet: Es ist aber gleichwohl keine nothwendige Folge, sondern nur eine aus der Erfahrung genommene Anmerkung von dem, was insgemein zu geschehen pfleget. Eben also ist es auch mit der Religionsfreyheit. Die da sagen: es könne selbige wohl in einer Aristocratie oder Democratie statt finden, unmöglich aber in einer Monarchie, urtheilen unrichtig und ungereimt. Denn es kan die Religionsfreyheit unter einer jeden Regierungsform gar wohl eingeführet und bestättiget werden. Wiewohl man freylich gestehen muß, daß ein Monarch gemeiniglich solche am wenigsten zuzulassen geneigt ist. Er will nicht allein haben, daß die Unterthanen alles thun sollen, was er will; sondern daß sie auch denken und glauben sollen, was er will. Daß nun der Regent in Religions-Sachen wunderliche und abergläubische Gedanken hat, kan und muß man wohl geschehen lassen: allein daß er andere auch dazu zwingen will, daß sie eben dasselbe glauben, eben dasselbe denken sollen, das ist absurd. Wenn der Türke noch so närrische Meynungen und Begriffe in seiner Religion hegete, und er ließ mich bey meinen Gedanken von der Ordnung und den Mitteln des Heils: so wollte ich eben so vergnügt unter seiner Herrschafft leben, als unter einer andern. Aber das thut er nicht; sondern er will auch haben, daß ich eben so denken soll, wie er denket. Die Ursache inzwischen, warum in einer Aristocratie die Religionsfreyheit ehender erhalten werden kan, ist diese: wo viele regieren, da denken sie nicht alle gleich oder einerley. Wenn schon einer orthodox seyn will, so hat er doch andere gegen sich, die heterodox seynd. Denn unter vielen hat dieser diese, jener jene Religion. Hingegen wo der Fürst, der allein zu befehlen hat, abergläubisch und visirlich ist, so fodert er, daß alle seine Unterthanen so seyn sollen. Wo sie sich widersetzen; so stehen sie in Gefahr, als Ketzer verfolget und bestrafft zu werden. Da kommt ein Alba, ein Vargas, und spricht: Haeretici fraxerunt templa, boni nihil faxerunt contra; ergo debent omnes patibulare. So seynd die Menschen. Es ist schwer, Macht und Gewalt haben, und solche nicht mißbrauchen. Ein jeder kan es an sich selbst wahrnehmen. Wenn du allein

alles mit Gewalt eintreibet, den Kaufleuten keine Privilegien mehr hält, sie mit hohen Strafen beleget und mißvergnügt machet; so suchen sie einen andern Aufenthalt und lassen sich an andern Orten nieder, wo sie besser gehalten werden. Seynd nun diese nicht mehr vorhanden, so ist die Handelschafft verfallen, und bleiben nur elende Bürger, Fischer, Härings- und Kohlenweiber übrig, Bettler mit einem Wort.

allein zu befehlen hast, so höreſt du nicht einmahl andere: ſondern alles ſoll nach deinem Kopf und Sinne gehen. Solchemnach kan man, was die oben berührte Vergleichung unterſchiedlicher Regierungsformen betrifft, am beſten ſo ſagen: Alle formae Rerumpublicarum ſeynd zu den Commercien, zur Religionsfreyheit, zum Krieg, und, mit einem Wort, zu allem, was einem Staat vorträglich iſt, an ſich geſchickt genug. Daß aber gleichwohl, wie die Erfahrung zeiget, manches in einer Form beſſer von ſtatten gehet als in einer andern, ſolches iſt der Unvernunfft der Regenten, und mit nichten der Regierungsform zuzuſchreiben.

IV.

Was ein Staat von andern Völkern, ſonderlich von mächtigen Nachbarn zu befürchten habe.

An glücklicher Regierung und Erhaltung eines Staats ſeynd offt andere, fürnehmlich aber benachbarte Staaten hinderlich. Daraus folget, daß ein kluger Regent ſeine Nachbarn, und deren Abſichten, Neigungen, Macht und Anſchläge genau kennen und erforſchen müſſe. Von kleinen und ſchwachen Nachbarn haben wir keine ſonderliche Gefahr zu beſorgen; auſſer in dem Fall, wenn ſie ſich wider uns vereinigen wollten, da man dann trachten muß, ſelbige zu theilen. Sonſten iſt es eine bekannte Staats-Maxime, die ſchwächern zu unterſtützen, und ihnen wider einen mächtigern beyzuſtehen. Denn dadurch ſeynd die gefährlichſten Revolutionen in der Welt entſtanden, daß die mächtigern die kleineren Staaten unterdrucket haben. So lange die Holländer klein waren, ſtunden ſie mit Engelland in gutem Vernehmen: wie ſie aber gröſſer und zur See ſo mächtig wurden, entſtunde eine Eiferſucht unter dieſen beeden Nationen, welche noch dauert. Eine mittelmäßige Macht läſſet ſich balanciren: man muß aber nur Acht haben, daß ſie mittelmäßig bleibe und nicht überwichtig werde, daß die anwachſende Macht eines Conqueranten andere nicht verſchlucke. Daher iſt hier als eine general-Regel zu merken, daß alle benachbarte Völker und Staaten heimlich unſere Feinde ſeyen, wenn auch gleich die benachbarte Regenten noch ſo chriſtlich, andächtig und gottſeelig wären. Denn die Völker und die Fürſten, als Fürſten, haben einerley Maximen mit einander. Sie leben alle, in Anſehung der Staats-Regierung nach dem Stand der Natur, nach ihren Begierden, nach dem Stande der Unwiedergebohrnen, und gar nicht nach dem Catechiſmo. Groſſe Herren, durchlauchtige Regenten, haben auch ihre groſſe und durchleuchtige Sünden. Nach dem privat-Leben eines Fürſten muß man nicht urtheilen. Man muß nicht auf das ſehen was er äuſerlich an ſeinem Hof, in ſeiner Kirche oder Capelle thut; ſondern wie er ſich in ſeiner Regierung gegen ſeine Feinde, gegen ſeine Nachbarn

barn, verhält. (30) Ja wenn gleich dann und wann ein Herr zu finden, der gut und ruhig ist; so kan man doch nicht versichert seyn, daß sein Sohn und Nachfolger es auch seyn werde, oder ob nicht unruhige Minister da seyen, welche anderst gesinnet seynd und die Machine an statt des Herrn in Bewegung bringen. Der König in Frankreich Ludwig XIII. war eine ruhige Seele. Er belustigte sich mit Lerchenfangen. Hernach aber bekam er zu seinem ersten Staats-Minister den Richelieu: der war ein Soldaten-Geist, welcher nichts als Eroberungen machen und Frankreich dadurch in die Höhe bringen wollte. Es gehet also bey den Regenten alles nach dem Interesse, und dieses bestehet darinnen, daß sie die Kleinern suchen zu unterdrucken. Grosse Herren trauen auch einander selbst nicht. (31) Sie passen nur auf Gelegenheit, einander Abbruch zu thun. Es entstehet daher die Frage: Wenn wir Nachbarn haben, die mächtig seynd, und folglich uns nicht allein schaden können, sondern auch, nach der oben gesetzten general-Regel, ohnfehlbar dazu geneigt seynd, und es bey erster Gelegenheit nicht unterlassen werden, (wie z. E. wir Deutschen einen solchen Nachbarn an Frankreich haben, und an Moscau künfftig haben werden) was wir für Mittel brauchen sollen, sothane Gefahr und Hinderniß abzuwenden? Antwort: Wenn wir unserm Nachbarn gar nicht gewachsen, sondern weit schwächer sind; so müssen wir uns schmiegen, wie der Fuchs vor dem Löwen in der Fabel. Da ist kein anderes Mittel, als *gute Worte geben*, oder wenn es hoch kommet, ein ungleiches Bündniß *eingehen oder anbieten*. Wenn wir aber dem andern, der immer mächtiger *mithin gefährlicher* wird, etwas Abbruch zu thun vermögend wären; sollen wir solches thun? Fast alle Lehrer der Staats-Kunst sagen Ja. Unser Buddeus stimmet auch bey: nur will er, daß es durch *erlaubte* und ehrliche Mittel (via honesta & licita) geschehen solle. (32)

(30) *Bayle* hat diesen Unterschied in der Aufführung grosser Herren sehr wohl angemerket, und artige Betrachtungen darüber gemachet in seinem Dictionaire, im Art. Agesilaus, Anmerk. (H.) wo er unter andern also schreibet: Combien y a-t-il de Rois et de Princes zélez pour leur Religion, équitables et honnêtes de leur personne? Mais s'agit-il de nuire à leurs ennemis, ils suivent tous, ou presque tous, les maximes de Lacedemone. Ce seroit, je croi, un Livre de bon debit, que celui *le Religion du Souverain*: il feroit oublier celui de *La Religion du Medicin*.

(31) Als der König in Frankreich, Ludwig XIV. mit dem Herzog von Savoyen Friede machen wollte, ließ er ihm sagen: Er trauete ihm nicht recht: was er ihm für Versicherung wegen Festhaltung des Friedens geben wollte? Darauf hat der Herzog von Savoyen geantwortet: Er wolle sein Versprechen halten, nicht als Souverain, sondern als ein blosser Cavalier und als ein ehrlicher Mann, damit er sehen könnte, daß es sein rechter Ernst sey. [* S. auch *Bayle* am angezogenen Orte.]

(32) Vid. *Buddeus*, loco supra citato, §. VIII. p. 490.

Allein was ist via honesta & licita? Da hat er, als ein Theologus, mit der Sprache nicht heraus gewollt; sondern nur so herum geredet. Wenn gefraget wird: Können wir den Degen nicht ausziehen? Das will er nicht gerne sagen. Was denn? Sollen wir andere gegen den Mächtigen aufhetzen? Ist das via licita & honesta? Es ist ja einerley, ob ich heimlich oder öffentlich dem andern Abbruch thue. Derowegen ist bereits anderwerts deutlich erwiesen worden, daß es allerdings billig und gerecht sey, wegen der anwachsenden Macht der Nachbarn den Degen zu entblössen; (33) ungeachtet die meisten solches geleugnet haben. Es lautet zwar dieser unser Satz violent und hobbesianisch; inzwischen bleibet er doch wahr und gegründet in der Praxi und Experienz; die Schulleute mögen auch noch sehr darwider schreyen. Es kan nicht geleugnet werden, was wir oben voraus gesetzet haben, daß die Potentaten in der Welt nach ihrem Nutzen und natürlichen Begierden herrschen, mithin, als Potentaten, andere zu verschlingen suchen. Soll ich nun, wenn ich weiß, daß ein Mächtiger mich beneidet, anfeindet und also mich anfallen, beissen, unterdrucken, mir das meinige nehmen will, nicht die Waffen ergreifen dürfen? Buddeus meynet zwar, man solle sich lieber demüthigen, den mächtigen Nachbarn mit guten Worten zu gewinnen trachten, und durch allerley Gefälligkeiten ihn von dem Willen, uns zu schaden, abbringen. Alleine, mache du einem Löwen Complimente, halte ihm lange Reden, damit er dich nicht verschlingen möge: Es wird doch geschehen. Das ist die Natur des Löwens, daß er die andern Thiere zerreisset. Bey dem Spanischen Succeßions-Krieg wider Frankreich, fanden die Holländer kein Bedenken, in der Kriegs-Ankündigung mit dürren Worten zu erkären: das sey die Ursache, warum sie die Waffen ergriffen, weil sie nicht leiden könnten, daß Spanien und Frankreich zusammen unter ein Haupt käme: eine solche Macht sey ihnen allzufürchterlich. Kurz, wir haben Geschichte und leibhafftige Exempel vor uns. Es wird *niemahls* anderst gehen, und ist dißfalls eine moralische Gewißheit vorhanden. Wenn einem schwächern wider einen mächtigern, auser vorberührten Mitteln, eine andere unvermuthete Hülfe erscheinet, quasi deus ex machina; so geschiehet solches zufälliger Weise. Das seynd seltene Ausnahmen, und davon ist die Rede nicht. Ordentlicher Weise aber kan ich, wenn ein benachbarter daher wächset, und aufschwillet wie ein Strom, allerdings aufstehen, und dem Verderben vorzukommen mich bemühen. Ich kan zur Rettung eilen, wenn gleich mein Hauß noch nicht von den Flammen ergriffen worden, sondern dieweil es noch Zeit ist; cum proximus ar-

de

(33) Vid. *Gundlingian.* Part. V. pag. 381-416.

der vcalegon. Soll ich etwa warten, biß mich das beneficium ordinis trifft? Was würde man aber alsdenn ausrichten können, wenn das Uebergewicht (34) schon zu stark geworden? Die Königin Elisabeth in Engelland suchete vor allen Dingen zu verhüten, daß die Holländer und Franzosen nicht zu stark anwüchsen. Es ist ausser Zweifel ein grosser Staats-Fehler vieler Potenzien gewesen, daß man den vorigen Czaaren in seinen Unternehmungen so anwachsen, und zusehends an Macht, sonderlich in der See, zunehmen lassen. Die Jüdische Republic selbst hat dieses erfahren von den Syrischen und andern benachbarten Königen, welche sich nach und nach durch Unterdrückung kleinerer Völker vergrössert haben. (35) Ich sage also noch einmahl: Es sey moraliter gewiß, das heißt, es sey fast allezeit so geschehen, daß der mächtige den schwächern verschlungen. (36) Mehr kan man in einer moralischen Wissenschafft nicht fodern. Wenn auch gleich ein Exempel in contrarium, wo es nehmlich nicht geschehen, gefunden wird; so benimmt solches der Regel nichts an ihrer Gewißheit. Was ist demnach hiebey zu thun? Ich antworte: Man muß Krieg anfangen. Denn wider einen Feind, wider denjenigen, der feindlich gesinnet ist, ist es erlaubt, die Waffen zu ergreiffen. Nun ist aber ein jeder Mächtiger feindlich gegen andere gesinnet, zumahl gegen schwächere Benachbarte; und also muß man dessen Kräffte verringern. So spricht ein cordater Mann. Ein Theologus denket, andere mögten es ihm übelauslegen, wenn er spräche: Man dürffe wegen Furcht, anwachsender Macht, Krieg führen. Die meisten, so wider mich in diesem Stücke geschrieben, (37) haben des Zwecks verfehlet und den Statum controuersiae ver-

(34) Das Gewicht der anwachsenden Macht, das allzustarke Zunehmen der Nachbarn muß ein jeder Staat nach dem Maasse und der Proportion seiner Kräfften abmessen. Denn es ist hier eine locutio respectiua vorhanden.

(35) *Prideaux* hat dieses unvergleichlich wohl gewiesen in seiner Histoire des Juifs, welches Buch einen erst recht zum Verständniß der Schrifft führet. Denn wir lesen wohl alle die Bibel, wir verstehen sie aber nicht alle. Viele Gelehrte, viele Theologi lesen sie, auch wohl mit Bedacht, und doch fassen sie dieses Wort nicht. Es gehöret gar viel dazu.

(36) Denn grosse Herren brechen oft eine geringe Ursache vom Zaun, und überfallen andere mit Krieg. Wie die Polen mit den Cosacken Händel hatten, so kam der Czaar Alexius Michaelowitz und fieng im Jahr 1654. einen Lermen mit den Polen an, ob er gleich nur sehr geringe Ursachen beybringen konnte.

(37) Ausser dem Herrn Griebner zu Leipzig haben zween oder drey Magisters meine vorbesagte Dissertation angepacket. Ich habe ihnen aber nicht antworten mögen, weil sie mich nicht einmahl verstanden, wie ihnen Herr Schmauß in der Vertheidigungs-Schrifft vor mich, welche in der vermischten Bibliothec stehet, deutlich gewiesen hat. Seit deme habe ich niemand mehr gesehen, der noch etwas entgegen gesetzt hätte. Ich habe mehr besagte Dissertation mit Fleisse gemachet, alles wohl zusammen zu hängen gesuchet, und zum

verändert, indem sie gemeynet, als ob ich glaubete, daß man wegen anwachsender Macht gleich zuschlagen könnte. Allein ich gehe dahin, daß, wenn ich mich gegen die anwachsende Macht nicht mehr schützen kan, wenn mir der andere sehr ungleich wird, (38) ich allerdings, um den allgemeinen Brand zu löschen, zulauffen kan.

V.

Daß einen Staat nichts unglücklicher mache als die Bosheit, oder der Unverstand der Regenten.

Wenn es in einem Reich oder Staat verwirrt, elend und unglücklich aussiehet, so fehlet es freylich meistens an den Regenten. Ein Fürst ist derjenige, welcher für die Wohlfahrt und Glückseeligkeit sorgen soll. Er kan es aber auch unglücklich machen. Unter einem guten und weisen Könige zu leben, ist eine grosse Glückseeligkeit, und hingegen kein grösserer Jammer, als einen unweisen Regenten zu haben. Wenn das gemeine We-

Ueberfluß meine Heischesätze oder postulata bewiesen. Wer es nicht begreiffen will, sondern es für unverantwortlich hält, der hat keinen Verstand in dieser Sache und ist ein Ignorant. Denn dergleichen Leute machen sich fast allemahl die meisten Gewissens Scrupel.

(38) Eine genaue Gleichheit und Proportion ist freylich nicht möglich. Inzwischen siehet man doch so viel, daß die schwächern von andern öffters unterstützet werden müssen. Man suchet ein Gleichgewichte zu erhalten. Der König in Dännemark ist nicht so stark als der Czaar: man lässet ihn aber doch nicht unterdrucken. Wie der König in Schweden, Carl Gustav vor Copenhagen stund, so lag der Churfürst zu Brandenburg, Friedrich Wilhelm den Holländern sehr an, auf die Schweden loszugehen. Welches diese auch gethan haben: denn sonst hätte jener Dännemark unter sich gebracht. Unser Deutschland wäre längstens verlohren gegangen, wenn nicht andere Machten gewesen wären, welche gesehen, daß, wenn Deutschland übern Haufen geworfen würde, sie selbst auch würden daran müssen. Meine Sache also ist eigentlich diese: Wenn es heißt, dieses oder jenes Reich ist ohnehin unruhig und andern gefährlich. Nun bekommet es von Tag zu Tag einen grössern Anwachs. Da muß man nicht stille sitzen. Und wer in dergleichen Fall einem Regenten den Rath giebt, daß er nichts anfangen solle, der ist ein elender Politicus. Wer hier einen Fehler machet, mit dem ist es aus. Er wird ein Sclav, und kan sich nicht helffen, wenn er das tempo hat vorbey gelassen. Man kan freylich nicht mathematice sagen: diesen Augenblick wird dieses oder jenes ausbrechen; moraliter aber kan man es so ziemlich determiniren. Es verdient hiebey des Baron *de Lisola* Schrifft, unter dem Titul, Bouclier d'Etat et de Justice, gelesen zu werden. Er ist aus Besançon gebürtig gewesen, und hat mit grossem Verstande geschrieben. Er war von geringer Herkunfft, wurde Kayserlicher Ambassadeur, und nach seinem Tode von dem Kayser sehr bedauret. Der Ritter Temple saget in seinen Staats-Briefen von diesem Lisola, daß derselbe ihn in Conversation im raisonniren beständig übertroffen habe. Er hat in einer besondern Schrifft die Holländer, Engelländer und andere aufgemuntert, wider Frankreich den Degen auszuziehen, und mit diesem Buche dem Könige in Frankreich mehr Schaden gethan, als viele tausend Soldaten. Denn der König sahe sich genöthiget, zu Aachen Friede zu machen. S. in *Bayle* Diction. den Artickel LISOLA.

Wesen Noth leidet, so seynd die Regenten Schuld daran; oder wenigstens ihre Subalternen. Denn diese herrschen offt mehr als der Fürst, und dirigiren denselben wie eine Marionette. In Persien gehet es vielfältig so. Da weiß offt, und gemeiniglich, der dumme Sophi nichts, ehe er zur Regierung kommet. Hat er nun nicht von Natur etwa noch eine Fähigkeit, daß er durch die Erfahrung selbst etwas lernet und die Regierungs-Kunst begreiffet; so ists um ihn geschehen. Und da führen und leiten ihn die Ministers, wohin sie wollen. Daraus kommen hernach so gewaltige Revolutionen; z. E. von einem Meriweis, dergleichen wir in unsern Tagen erlebet haben. Denn nicht allein die Bosheit der Regenten, sondern auch ihre Unwissenheit, ist an vielem Unglück der Unterthanen Schuld. Die wenigsten Fürstenkinder haben den Verstand, der zum Regieren gehöret. (39) Die meisten seynd dazu sehr ungeschickt oder nachläßig. Daher verfallen sie auf ganz andere Sachen als diejenigen seynd, welche billig von ihnen erfordert werden.

Tu regere imperio populos, Romane, memento!

Grosse Herren müssen zwar ihre Ergetzlichkeit haben, aber nicht den ganzen Tag. Allein es ist fast dahin gekommen, daß sie denken, sie dürften nichts thun als fahren, reiten, jagen, essen, trinken, spielen, tanzen, Music halten, u. s. w. Ist aber der Fürst nicht deswegen da, daß er Land und Leute regieren soll? Genug daß er Gehülfen hat, Ministers, die ihm an die Hand gehen. (40) Ein Regent muß viel besser, verständiger, geschickter und gesitteter seyn als seine Unterthanen; sonst ist er nicht recht fähig zu regieren. Denn die Regierung muß mit einem besondern Anse-

hen

(39) Deswegen wollte Cromwel keinem Fürsten seine Tochter geben. Er sagte: Er wüßte keinen, der die Regierungs-Kunst verstünde, als den König Carl Gustav in Schweden.

(40) Nicht aber, daß der Fürst seinen Ministern allein das Ruder führen lasse, wie bereits oben erinnert worden. Amelot saget: Das gemeine Wesen, das Land, sey gleichsam des Fürsten Gespons, oder Gemahlin, mit welcher er durch ein sehr genaues Band verknüpft sey. Es sey wie eine Ehe, die ihn zu vollkommener Treue und innigster Liebe verpflichte. Wo aber der Fürst seine Minister herrschen lasse, sich selbst aber zu andern Dingen neige, da seyen die Minister nichts anders als Adiutores Matrimonii, und werde er also von ihnen zum Hahnrey gemachet. [* Ob Amelot das, was ihm hier zugeschrieben wird, irgendwo in seinen Schrifften so eigentlich gesetzet, können wir zwar dermahlen weder bejahen noch verneinen. Doch deucht uns, der seel. Herr Geheime Rath Gundling habe in diesem seinen Discurs nur einen von dem Amelot aus den Werken des berühmten Spanischen Staats-Secretairs unter Philipp den II. Antonii Perez angeführten Gedanken erweitert und solchem eine etwas andere Wendung und Gestalt gegeben. Es schreibet nehmlich *Amelot* in seinen politischen Anmerkungen über Taciti Annal. Lib. VI. cap. XLVI. hiervon also: Ant. Perez dit agréablement, que le Roi & le Royaume font un mariage; que le premier est le mari, & l'autre la femme; & que c'est un Royaume veuf, que celui dont le Roi est imbecille.]

hen und mit Respect verknüpft seyn. Der König Ferdinand in Spanien tadelte deswegen den Don Philipp, Maximiliani I. Sohn, da selbiger als ein Niederländer so weichliche Sitten nach Spanien brachte. Daher haben viele gemeynet, es sey am besten, wenn die Regenten gewählet würden: denn da könnte man allemahl den besten, den tapfersten, den klügsten aussuchen. Das lässet sich zwar sehr wohl hören: es ist und bleibet aber nur eine leere Abstraction, eben wie des Königs in Portugall, Henrici Cardinalis Satz: Rex esse debet optimus. Ja, wenn es lauter weise Leute wären, die die Wahl hätten; wenn das Veni sancte Spiritus also würkte, daß sie mit dem Geist der Weißheit überschattet würden; so wäre es gut. Allein man weiß wohl, wie es insgemein bey den Wahlen gehet, und wie mancherley Absichten, Affecten und Eigennutz dabey herrschen. Man darf nur die Polnischen Wahlen betrachten. (41) Es äussern sich dabey hauptsächlich dreyerley Parteyen oder factiones. Einige nennen sich Zelanten: andere seynd vor diesen oder jenen Prinzen geneigt, und machen sich einen Verdienst daraus, wenn sie selbigem zur Crone helfen können: die dritte Partey ist eine Bande volante, ein fliegender Hauffe, und nimmt Geld und Geschenke, wer solche anbietet. Bey den Erbreichen ist dieses das beschwerlichste, daß die Thronfolger bißweilen elende Herren seynd, weil man sie annehmen muß, wie sie kommen. Darum haben wir Carolos Caluos, Ludouicos Balbos, und andere dergleichen gebrechliche (42) oder sonst zur Regierung untüchtige Prinzen. Man sollte billig in diesem Falle einen solchen Prinzen nicht zum Regenten nehmen, sondern lieber einen andern von eben dem Stamm, der zur Regierung geschickter wäre. (43) Sonsten findet sich freylich bey der Erbfol-

(41) Hievon ist zu lesen ein Buch, betitelt *Censura Candidatorum Sceptri Polonici*, welches um die Zeit, als König Joh. Casimir in Polen abgedanket hatte, in Holland herausgekommen. Es ist ein curioses Buch, und hat es Schurzfleisch sehr hoch gehalten. Der Verfasser erzehlet, was sich mit verschiedenen Canditaten zugetragen, welche sich nach vorbemeldten Königs Abdankung gefunden haben. Unter andern fand sich auch der Tartar-Cham ein, und wollte König in Polen werden. Weil er nun sahe, daß unterschiedliche Religionen in Polen wären; so sagte er: Tuus Lutherus est meus Lutherus; tuus Papa est meus Papa. Die Polen nahmen endlich den Michael Wiesnowitzki. Der war aber kaum auf dem Thron, so wünscheten sie, daß er wieder mögte weg seyn, würden ihn auch unfehlbar abgedanket haben, wenn er nicht bald gestorben wäre.

(42) Ein solcher elender Herr war auch König Carl der II. in Spanien. Denn der Vater hatte sich ausgehuret, und zeugte hernach diesen schwächlichen Prinzen, den man in Baumwolle wickeln muste, und der kaum auf den Füssen stehen konnte. Man hat ihn dem Volk bisweilen nur gewiesen, damit es nicht schiene, als wärs es ganz ohne König.

(43) Johannes Alchymista, der älteste Prinz Friedrichs des ersten Churfürsten zu Bran-

folge dieser grosse Vortheil, daß man nicht leicht Interregna fürchten darf. Man kan auch die Fürsten, die einmahl zur Regierung kommen sollen, bey zeiten dazu anführen, und ihnen des Volkes und des Landes Art und Weise bekannt machen. Hat ein solcher Fürst einen klugen Vater, so kan er von demselben die Regierungs-Kunst am allerbesten lernen. Auf eine gute Erziehung kommet das meiste an. Man kan es dem Volk nicht verdenken, wenn es sich um die Auferziehung der Prinzen bekümmert. Es wird aber solche, zu der Regenten sowohl als der Unterthanen grösstem und bittersten Schaden, gemeiniglich sehr verabsäumet, indem man die Prinzen wenig oder nichts lernen lässet. Offt mischet sich die Mutter drein, die doch von Regierungs-Künsten keinen Verstand hat, oder ihren Prinzen gar zu zärtlich liebet, und daher immer denket, derselbe werde zu viel mit Lernen geplagt, er brauche keine Studien, (44) u. s. w. Weg mit diesem Urtheil! Ein jeder Regent soll von Rechtswegen studiren, die Gesetze kennen lernen, wornach er regieret, eine gute Morale nebst einer gesunden Politic innen haben, und dergleichen. Das haben freylich grosse Herren nicht nöthig, daß sie Professor-mäßig studiren und Bücher schreiben müsten, wie, zum Exempel König Heinrich VIII. in Engelland, der ein Buch von den sieben Sacramenten geschrieben hat: welches er wohl hätte können unterwegens lassen. Denn ein rechter Regent hat andere Sachen zu thun. Der König Ludwig XI. in Frankreich fiel auf die andere Extremität, und ließ seinen Prinzen Carl gar nichts lernen. Allein Ludwig war ein gottloser Herr, und hatte hiebey diese Absicht, daß die Unterthanen lieber wünschen mögten, daß er länger lebte, als daß der Prinz zur Regierung käme.

Brandenburg, aus dem Zollerischen Hause, speculirte beständig, und lag nur über den Büchern. Da sagte sein Vater, sein erstgebohrner Sohn schickte sich nicht zu einem Churfürsten von Brandenburg. Es bekam auch gedachter Johannes die Churwürde nicht.

(44) Von der Auferziehung Carls XI. Königs in Schweden hat Pufendorff in seiner Schwedischen Historie viele merkwürdige Umstände beygebracht, woraus man siehet, wie es damhls zugegangen sey. Die Mutter besagten Königes war eine Prinzeßin aus dem Hause Holstein. Wenn nun die Reichsräthe behaupteten, man müsse den Prinzen zu den Studien anführen; so war sie allemahl darwieder, und sagte: Ihre Brüder wären doch auch wackere Fürsten, und hätten gleichwohl nichts gelernet.

Das achte Capitel,

Von der Klugheit Gesetze zu geben.

I.

Von den Majestäts-Rechten oder Regalien, und deren rechtem Gebrauch überhaupt.

Es ist bißhero zur Gnüge gezeiget worden, worauf man nach den Regeln der Klugheit theils in einfachen Gesellschafften, theils im Haußstande oder der Oeconomie, theils auch im gemeinen Wesen, wenn es mit dem Regiment wohl stehen soll, hauptsächlich sein Augenmerk richten müsse. Solchemnach ist es nunmehro Zeit, daß wir weiter gehen und die besondern Lehren der Staats- oder Regierungs-Kunst nach der Ordnung vortragen und erläutern. Denn wenn man spricht, ein Staat solle wohl und glücklich regieret werden, so setzet man eine höchste Gewalt oder Herrschafft voraus, welche von den Staatslehrern Maiestas genennet wird, und welche sich in verschiedenen Rechten und Regalien äussert. (1) Diese Maiestas ist ein Inbegriff von den Kräfften und von aller Macht der Unterthanen. Darum ist der Regent so gewaltig und so groß. Er raget (ratione moralis magnitudinis) unter allem Volk hervor, wie der Saul. Die ganze Macht des Fürsten aber bestehet im Volke. Denn nimm ihm das Volk weg, oder setze ein dem Fürsten nicht Gehorsam leistendes Volk: wo wirst du alsdenn die Hoheit oder Majestät des Fürsten finden? Der Regent, als Regent, ist ein von Menschen hervorgebrachtes Geschöpf. Das Volk machet und creiret ihn aus nichts; es rüstet mit allen Kräfften ihn allein aus. Ja wenn gleich ein Reich oder Regierung erblich ist; so hanget doch das ganze Erb-Recht von der ersten Einsetzung und Wahl des Volkes ab. Es ist ein gemeiner Irrthum, wenn man meynet, die Majestät komme unmittelbar von GOtt; die Fürsten würden von ihm gemachet; das Volk müsse wohl folgen; es sey des Fürsten halben da, und nicht der Fürst des Volks halben. Aus diesem ungegründeten Lehrsatz fliessen alle Folgen der falschen Staats-Kunst. Ob nun schon die Majestät, wie bereits oben gedacht, verschiedene Rechte des Regenten in sich fasset, als, das Recht Gesetze zu geben, das Recht zu straffen, das Recht des Krieges und Friedens, u. a. m. So haben wir gleichwohl hier in der Staatslehre nicht auf das zu sehen, was mit Recht geschehen könne, sondern viel-

(1) Diese iura werden angesehen als partes morales majestatis, que in se vna est, tanquam ens & totum morale, intelligibile, quod mente etiam separatur, & quasi diuiditur, in varias iurium species, distincte consideratas.

vielmehr darauf, was bey dem Gebrauche sothaner Rechte der Klugheit und dem Nutzen des gemeinen Wesens gemäs sey. Summum enim ius summa saepe est stultitia et imprudentia, quae perdit ciuitatem. Die ganze Politic bestehet darinnen, daß einer seinem strengen Rechte entsage, und sich nach andern Menschen richte. Das soll auch ein Fürst thun in Ansehung seiner Unterthanen: denn diese richten sich nicht nach ihm. Der Fürst ist wie ein Hirte. Der Hirte aber bequemet sich nach den Schafen, und nicht die Schafe nach dem Hirten. Deswegen ist es freylich eine Kunst, wohl zu regieren; denn selbige bestehet nicht in der Ausübung oder Ausbreitung der Majestäts-Rechte, oder der Regalien; sondern in der klugen Verwaltung derselben. Ein Regent soll den Begriff von der väterlichen Gewalt und Herrschafft nicht aus seinem Gedächtnisse kommen lassen. Denn wo er nicht väterlich mit seinen Unterthanen umgehet; regieret er nicht vernünftig und klüglich, sondern wild, despotisch und närrisch. Einem Fürsten ist, wenn man blos auf das Recht siehet, manches zu thun erlaubt, das deswegen nicht alsobald rathsam oder wohl gethan ist. Das begreiffen aber seine Räthe nicht allemahl. Die rathen und sagen nur immer ihrem Herrn vor, wie er dieses und jenes zu thun befugt und berechtiget sey: selten aber davon, ob ihm sein Recht auch in diesem oder jenem Falle etwas nutze? Ob er klüglich handele, wenn er es ausübe? Wie er seine Unterthanen vergnügt und glücklich machen solle? Wer nur allein juristisch oder nach dem iure stricto lebet oder regieret, der lebet oder regieret unweißlich. Viele grosse Rechtserfahrne kommen mit allem ihren Rechte in die Hölle. Denn darinnen bestehet eben die Tugend, die wahre Ehre, die Klugheit, der Wohlstand, daß wir von unsern strengen Rechten und Befugnissen etwas nachlassen. Also reden wir hier von der klugen Administration derjenigen Rechte und Regalien, die dem Regenten über seine Unterthanen zukommen. Nun ist aber keine grössere Kunst, als Menschen zu regieren von so unterschiedlichem Naturell, und von so vielerley Gattung. Denn es ist ja eine Republic nichts anders als eine grosse aus vielen kleinern und zwar ungleichen Gesellschafften zusammengesetzte Gesellschafft. Der Bauer, der Bürger, der Edelmann, der Arme, der Reiche, alle müssen wohl und schicklich regieret werden, obschon eine Ungleichheit unter ihnen ist. Aus dieser Ungleichheit aber muß eine Harmonie herauskommen, eine Zusammenstimmung, damit alles ruhig, ordentlich und regelmäßig zugehe. (2) Allein dergleichen Regenten, die eine solche Klug-

(2) Daß es eine Kunst sey zu regieren, kanst du daraus sehen, wenn du bedenkest, was dazu erfordert wird, wenn du nur dein Haußwesen, das etwa, wenn es hoch kom-

heit besitzen, seynd freylich sehr selten. Und das ist die Ursache, warum fast nirgend die Leute vergnügt und zufrieden seynd. Wiewohl es ist allezeit so gewesen. Man darf nur die Historie nachschlagen, so wird man nichts anders finden als eine ununterbrochene Reyhe der Thorheit und Weißheit, Klugheit und Unklugheit der Regenten. Im übrigen pflegen die meisten Schullehrer die Majestäts-Rechte, oder, wie man insgemein redet, die Regalien (auf deren klugen Gebrauch, wie schon gedacht, die ganze Regierungs-Kunst lediglich ankommet) in zwo Classen abzutheilen. Die von der ersten Classe nennen sie regalia aequiparantiae, wenn nemlich der Regent mit andern seines gleichen zu thun hat, dahin gehöret z. E. das Recht Krieg zu führen, Frieden zu schliessen, Bündnisse zu machen, u. s. w. Die von der andern Classe aber heissen regalia disquiparantiae, weil sie auf ungleiche und geringere, das ist, auf die Unterthanen gehen; z. E. das Recht Gesetze zu geben, zu straffen, Zölle und Steuern anzulegen, und dergleichen. Einige nennen auch die iura maiestatica aequiparantiae, iura homogenea, und die iura disquiparantiae, heterogenea.

II.

Von dem Recht Gesetze zu geben, wie auch von der Nothwendigkeit der bürgerlichen Gesetze.

Unter den Majestäts-Rechten verdienet hauptsächlich das Recht Gesetze zu geben eine genaue Betrachtung, weil darinnen der Grund der ganzen Regierung bestehet. Ohne Gesetze kan der Fürst nicht herrschen, sintemahl kein obiectum, kein Regale in der ganzen Republic ist, bey dessen Gebrauch und Ausübung nicht Gesetze vonnöthen wären. Wenn die Menschen keine Gesetze brauchten, sondern vor sich alle recht thäten und tugendhafft wären; so brauchten sie auch keine Regenten, die ihnen eine Regel und Richtschnur ihres Thun und Lassens vorschrieben. (3) Es muß aber der Fürst nicht allein Gesetze geben, sondern auch selbige in Vollziehung zu bringen, in Ansehen zu erhalten, alle Gelegenheit, zu Uebertretungen abzuschneiden suchen, damit allezeit Ordnung und Zucht bey Kräfften bleibe. Denn die Menschen leben nicht als Wiedergebohrne: Sie seynd ihnen nicht selbst ein Gesetz; sondern sie leben nach ihren natürli-

kommet, aus zwanzig Personen bestehet, recht regieren willst. Und du hast da gleichwohl Leute vor dir, die eben nicht von so gar ungleichem Stande seynd. Was wird es erst in einer Republic seyn, da so vielerley Stände seynd, so vielerley Absichten, Ränke und verworrene Händel, so viele Köpfe? Da gehöret warlich Klugheit dazu.

(3) *Daniel de Priezac*, welcher Professor der Politic zu Paris gewesen, meynet in seinen Discours politiques, daß, wenn wir auch im Stande der Unschuld geblieben wären, dennoch Gesetze gewesen seyn würden; wo nicht zum Schrecken und zur Nothwendigkeit, doch zur Zierde des Menschen. Das ist eine wunderliche Meynung. Denn wo keine Gesetze nöthig seynd, warum sollte man solche geben? Sie seynd ja kein Zierrath, sondern ein Zeichen menschlicher Schwachheit.

türlichen Leidenschafften und ausschweifenden Begierden. Ein jeder Affect aber ist Unvernunfft: deswegen müssen die Menschen durch Gesetze im Zaum gehalten werden. Das natürliche Gesetz ist nicht zulänglich, obschon kein von Menschen gesetztes Recht in der Welt ist, in welchem nicht etwas von dem nothwendigen, natürlichen Rechte vorkommen sollte. Es müssen also willkührliche Gesetze seyn; aber je weniger je besser; je mehr je schlimmer, wie bald mit mehrern wird gezeigt werden. Hat nun der Regent das Recht Gesetze zu geben, so ist er auch befugt, seinen Willen allemahl, so offt er es nöthig findet, zu erklären, und dieses oder jenes entweder zu gebieten oder zu verbieten, und zwar mit Macht, mit Nachdruck und unter gesetzter Straffe. Denn obgleich in einem jeden Gesetze auch eine Lehre stecket; so ist doch diese nicht hinlänglich, die Bürger in Schranken zu halten; sondern es muß etwas mehr seyn, das ihre Begierden zurückhalte und sie zum Gehorsam gegen die Obrigkeit führe und nöthige.

III.

Worinnen die wahre Absicht und Entzweck der Gesetze bestehe, und wenn solche nöthig.

Ein Regent, der zu einem richtigen und vernünfftigen Entzweck Gesetze geben will, der trachtet, die Freyheit seiner Unterthanen in soferne zu binden und einzuschränken, damit sie dadurch gebessert werden. (4) Folglich setzet das Gesetz eine Verderbniß nebst einer gegen solche gesuchten *Besserung voraus.* Es ist demnach bey der Klugheit Gesetze zu geben *die erste Regel diese:* Wo in ein oder andern Stücken schon gute Sitten und Gewohnheiten im Schwang gehen, oder wo gewisse Laster bey einem Volk noch nicht eingerissen, da hat man dieserwegen keiner Gesetze von-

(4) Denn es kommet hier nicht darauf an, ob der Regent Fug und Macht habe Gesetze zu geben; sondern wie klüglich und weißlich selbige einzurichten seyn. Ob aber die Eigenschafften und Requisita derselben, wie sie hier vorgetragen werden, bey den menschlichen Gesetzen würklich anzutreffen, davon wird ein jeder leicht urtheilen können. Wenigstens lernet man daraus die Mängel und Gebrechen der meisten bürgerlichen Gesetze. Und wird man freylich keine bessere finden, als die Jüdischen oder Israelitischen; wie schon oben (im IV. Cap. §. X) ist gezeiget worden. Doch haben andere Republiken und Völker, die von den Israeliten hin und wieder etwas entlehnet, als wie die ganz alten Athenienser und Lacedämonier, auch gute Sachen gehabt. Aus den Gesetzen kan man die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erkennen. Darauf sollten diejenigen, welche in fremde Länder reisen, fürnehmlich Achtung geben und nicht, wie insgemein geschichet, die Opern, Comödien, Spielhäuser und andere Winkel besuchen. Wer nicht selbst auswärtige Länder besehen kan, muß sich mit anderer Leute Erfahrung und Schrifften helffen. Wer aber Gelegenheit hat zu reisen, und eine gute Policey sehen will, der gehe nach Italien. Denn in Genua, Venedig und andern Orten mehr, seynd die besten Policeyen, von welchen die Reichsstädte in Franken und Schwaben vieles entlehnet haben.

vonnöthen. Wenn ein Haußvater siehet, daß ohne seine Anordnung schon alles von seinen Dienstboten behörig in Acht genommen wird, so hat er nicht Ursach, deswegen Befehl zu ertheilen. Es ist vielmehr ungereimt, wenn er seinen Leuten in solchem Fall viel vorschreiben will, daß sie ihre Schuldigkeit beobachten sollen. Er ist ein Praler, der nur zeigen will, was er für Macht habe. Eben so ungereimt handelt ein Fürst, der ohne Noth etwas gebietet oder verbietet. Ja er stösset wider alle Regeln der Klugheit an. Gute Sitten haben weit mehr Krafft als gute Gesetze. Es thut auch nichts zur Sache, wenn man einwerffen wollte, es könnte gleichwohl kommen, daß künfftig dieses oder jenes Gesetz nöthig und nützlich wäre. Denn wer zur Unzeit Gesetze giebt, der lehret mehr die Laster, als daß er sie einschränken sollte. Es ist eben, als wenn man unschuldigen Kindern, die kaum noch den Unterschied des Geschlechts wissen, viel von der Hurerey vorsagen und ihnen solche bey hoher Straffe verbieten wollte. Dadurch würden sie nur vorwitzig gemacht werden, daß sie nachdächten und hernach leichtlich auf Sachen fielen, die ihnen sonst nicht in den Sinn gekommen wären. (5) Also, wenn z. E. ein Volk ohnehin keine Neigung zu Sodomitischen Sünden, zum Ehebruch und dergleichen hat; wozu soll alsdenn der Römer ihr Lex Julia de adulteriis? Unsere alte Deutschen, welche viel gesitteter und keuscher waren, als wir itzo sind, hatten dergleichen nicht nöthig. (6) Solon hatte in denen Gesetzen, die er den Athenisern gegeben, keine Straffe auf die Vater-Mörder gesetzet. (7) Als er nun einsmahls gefragt wurde, warum er solches übergangen, gab er zur Antwort: Weil er nicht gemeynet hätte, daß sich jemand finden würde, der eine so abscheuliche That vollbringen könnte. Also würde es wunderlich seyn, harte Gesetze wider die Hexerey zu geben in einem Lande, wo man gar keine Neigung dazu hat, oder solche kaum glaubet, als wie in Holland. Hingegen wenn bey einem Volk gewisse Laster sich einschleichen, (8) wenn die Unterthanen ver-

(5) So machen es fast die catholischen Pfaffen. Sie erinnern öffters durch ihre unnöthige Fragen manche junge Leute in der Ohrenbeichte an Dinge, welche diese hernach nur desto ehender ausüben, da sie zuvor vielleicht nicht daran gedacht hätten. [* S. *Amelot* notes politiq. sur Tacite. Annal. L. III. c. XXVII. p. m. 63.]

(6) Es ist ein grosser Lobspruch für die Deutschen, wenn *Tacitus* de mor. Germ. cap. XVIIII. von ihnen spricht: Plus ibi bonos mores valent, quam alibi bonae leges.

(7) Hievon ist *Cicero* in Orat. *pro Roscio Amerino* cap. XXV. nachzusehen. [* Hieher gehöret auch, was *Seneca* de clement. lib. I. c. XXIII. von eben dieser Materie urtheilet. Multo minus, spricht er, audebant liberi nefas vltimum admittere, quamdiu sine lege crimen fuit. Summa enim prudentia altissimi viri & rerum naturae peritissimi maluerunt, velut incredibile scelus, & vltra audaciam positum, praeterire, quam dum vindicant, ostendere, posse fieri. Itaque parricidae cum lege coeperunt, & illis facinus poena monstrauit.]

(8) Die Spanier haben ein Sprichwort, in

verführet werden, daß sie von ihren guten Sitten abgehen, alsdenn muß man mit Gesetzen darüber her, und ihnen Schrecken und Straffe entgegen stellen, damit sie lieber von dem bösen Leben abstehen, als sich den Staupbesen geben, hängen, köpfen oder rädern lassen. Die Diebe seynd in Deutschland beständig mit dem Tode gestrafft worden, weil man gesehen, daß die Deutschen zu nichts mehr geneigt gewesen, als zum stehlen. Hieraus erhellet, daß der wahre und eigentliche Entzweck eines Gesetzgebers sey, die Laster abzustellen und die Unterthanen zu bessern, keineswegs aber sie nur zu plagen und ihnen weh zu thun. (9) Wenn auch gleich einige Verbrechen mit der Todes-Straffe beleget werden; so hat man doch dabey die Absicht, andere zu bessern und von dergleichen Uebelthaten abzuhalten. So gut und nützlich aber die Gesetze auch immer seyn mögen, so trachten gleichwohl die Menschen allezeit wieder nach ihrer natürlichen Freyheit, wie die Vögel. Wie ein gespannter Bogen immer wieder zurück nach seiner natürlichen Gestallt und Lage strebet; so will auch der Mensch immer wieder zurück: Denn die Einschränkungen der Gesetze stehen seiner Natur, seinen Begierden, nicht an. Gesetzt, du hättest vor itzo die schönste Republic; so würdest du dennoch einen verderbten Zustand finden, wenn du nach hundert Jahren wieder kämest. Daher ist es viel leichter, eine neue Republic wohl anzurichten und in gute Verfassung zu setzen, als eine schon verdorbene zu bessern. Denn im ersten Fall läufft jedermann zu und sorget, daß alles recht eingerichtet und alle Fehler und Mängel vermieden werden. Ein Hauß, das von neuem wohl aufgebauet wird, ist allezeit besser und bequemer, als ein altes schadhafftes, wenn man auch noch so sehr daran flicket. Im übrigen, da bißhero gezeiget worden, daß die vornehmste Grundursache der Gesetze die Besserung sey; so folget ganz natürlich, daß die Gesetze auf das zukünfftige, nicht aber auf das vergangene, gehen. Was vorbey ist, kan nicht geändert werden. Factum infectum fieri nequit. In Ansehen vergangener Handlungen kan niemand gebessert werden. Ein anders ist es, wenn

in dem sie sagen: man brauche keinen politischen Theriac als allein wider die Laster und Bosheiten. Vid. *Gundling.* in Politica seu prudentia ciuili ratione connexa exemplis illustrata, cap. IX. §. XII. p. 103.

(9) Ein Fürst findet Gelegenheit genug, zum Besten seiner Unterthanen Gesetze zu machen. Denn das menschliche Verderben ist sehr gros. Wir gerathen täglich auf Abwege und Laster. Da muß der Regent Mittel dagegen brauchen; da muß er reden, seinen Willen erklären, und seine Stimme hören lassen: denn das Gesetz ist nichts anders, als die Stimme des Regenten. Er muß aber nicht vergeblich oder ohne hinlängliche Ursache reden, sondern wenn es Zeit ist, und es die Noth erfordert. Gescheide Gesetze zu geben, die eine Würkung haben können, ist die gröste Kunst. Die Weißheit und Unweißheit der Fürsten zeigt und verräth sich durch nichts mehr als durch die Gesetze, die sie geben.

wenn man ein altes Gesetz erneuert, damit solches bey Kräfften bleibe und nicht in Abnahme oder Vergessenheit gerathe.

IV.

Die Gesetze müssen deutlich und schicklich seyn.

Ferner müssen die Gesetze, wenn sie eine Würkung haben und ihre Absicht erreichen sollen, auch deutlich und verständlich seyn. Die Unterthanen müssen ja die Stimme, den Willen, den Befehl des Fürsten verstehen können. Ein dunkler Befehl ist practice und moraliter kein Befehl. Daher seynd dunkle oder in einer fremden unbekannten Sprache abgefaßte Gesetze vergeblich und närrisch, und werden nur von Tyrannen gegeben, welche böses im Sinn haben und ihre Unterthanen zu plagen gedenken. Also ließ der Kayser Caligula seine Verordnungen mit ganz kleiner Schrifft schreiben und so hoch anhefften, daß sie kein Mensch lesen konnte. (10) Nichts desto weniger wurden die Leute gestrafft, wenn sie nicht darnach thaten. Wilhelmus Conquaestor, welcher aus der Normandie nach Engelland gekommen war, und dem Dänischen Reich in Britannien ein Ende gemachet hatte, ließ seine Gesetze in der Normannischen Sprache ausgehen, damit er die Engelländer recht scheren könnte. Solche Fürsten seynd keine gute Regenten, keine Väter des Vaterlandes, die den Nutzen des Volks suchen; sondern vielmehr gewaltthätige Tyrannen. Hieraus lässet sich leichtlich erkennen, was von den Römischen und von unsern Gesetzen zu halten sey. Die Römer holeten die ihrigen aus Griechenland, und zwar aus verschiedenen Städten. (11) Daher meynen einige, die Römer müsten so kluge Leute nicht gewesen seyn, weil sie sich selbst keine Gesetze hätten geben können, sondern fremde holen müssen. Nun war zwar dieses allerdings ein grosses Gebrechen des Römischen Staats. Wenn man aber den damahligen Zustand der Zeiten und der Republic in Betrachtung ziehet; so findet man, daß es so habe gehen müssen. Denn es war eine gewaltige Uneinigkeit zwischen dem gemeinen Volke und den Patriciis eingewurzelt, und jenes wollte diesen nicht trauen.

Folg-

(10) Vid. *Sueton.* in vita Caligulae Cap. XLI.

(11) Diese Städte könnte man zur Noth wohl specificiren: denn diejenigen irren sehr, die von keinen andern Gesetzen wissen wollen, als nur von Lacedämonischen und Athenienſischen. [* Von diesem Streit, woher die Römer ihre Gesetze genommen, hat unter andern ausführlich gehandelt *Euer. Otto* in praefat. ad tom. III. thesauri iur. Rom. Ganz neuerlich hat ein Franzose, Mr. *Benamy* behaupten wollen, die Römer hätten die kluge Verfassung der Gesetze der zwölf Tafeln gar nicht den Griechen sondern sich selbst zu danken, und die zehen Männer (Decemuiri) wären blos zum Schein und par ceremonie nach Griechenland gesendet worden. S. *Memoires de Litterature* &c. Tom. XVIII. Ob und welchen Beyfall nun diese neue und paradoxe Meynung unter den Gelehrten gefunden habe, oder noch finden werde, lassen wir dahin gestellt seyn.

Euentus varios res noua semper habet.]

Folglich sahe man sich genöthiget, fremde Gesetze zu suchen, damit aller Verdacht von den Patriciis abgewälzet würde. Man kan also die Römer in diesem Falle keines Unverstandes beschuldigen. Vor dem Kayser Justinian seynd die Römischen Gesetze von gar verschiedenem Ursprung gewesen. Denn die vorhergehenden Kayser, die von dem Kriegs-Volk, auf welches damahls alles ankam, erwehlet worden, waren aus unterschiedlichen Ländern. Bald wurde dieser, bald wieder ein anderer zur Regierung erhoben. Die meisten waren Ausländer: und also entstunden auch mannigfaltige und fremde Gesetze. Wir Deutsche sind noch wunderlicher. Wir reden deutsch, und haben gleichwohl lateinische Gesetze; ein fremdes Recht, das nicht allein den Bauern und ungelehrten verschlossen ist, sondern welches auch nicht einmahl die Gelehrten, die Doctores, die Juristen, die sich ganz allein darauf legen, recht verstehen können. Alle lateinische und griechische Gelehrsamkeit reichet nicht zu, alles zu erforschen und herauszubringen, was im Römischen Rechte stehet. (12) Diese lateinischen Gesetzen waren den Römern schon gut und nützlich: sie schicken sich aber deswegen nicht auf alle Völker. (13) Die Jüdischen Policey-Gesetze waren noch viel weiser; sie schicken sich aber doch nicht vor uns. Das schönste Kleid für einen wohlgestalten Menschen ist deswegen nicht einem jedweden gerecht. Es lässet sich auch ordentlicher Weise kein Volk gern fremde Gesetze vorschreiben. Was die alten Deutschen wider den Quinctilium Varum dieserhalben vorgenommen, ist aus den Römischen Geschichtschreibern bekannt. Deswegen haben die Gothen, die alten Burgundier, die Franken, daran sehr wohl und klug gethan,

(12) Es darf niemand denken, als ob heut zu Tage alles schon hinlänglich erkläret und also erläutert sey, daß die Wissenschafft der Rechte auf gutem Fusse stehe. Es seynd vielmehr noch unendlich viele Dinge zu entdecken übrig. Denn unsere meisten Juristen seynd so beschaffen, daß einer dem andern nachpfeiffet. Grus gruem sequitur. Unsere ganze Jurisprudenz stecket voller Vorurtheile, wie Cujacius längst gesehen hat.

(13) Was Josias Simler in der Beschreibung des Schweitzerlandes von seinen Landsleuten saget, nemlich, das Römische Recht wäre zwar ein feines, klüglich ausgesonnenes, subtiles Recht; aber die Schweitzer wären zu einfältig dazu, daß sie solches mit Nutzen gebrauchen könnten: das können wir von unsern Deutschen gleichfalls sagen. *Vincentius Grauinæ* hat in Rom eine schöne und in sehr zierlicher Schreibart abgefaßte Rede pro Romanis legibus gehalten, und darinnen dem Czaar Peter angerathen, das Römische Recht auch in Rußland einzuführen; sintemahl selbiges die Vernunfft selbst und keine bessern Gesetze in der Welt wären. Das ist ein wunderlicher, thörichter Ausspruch. Denn fast ein jedes Volk hat Gesetze, welche in Ansehen seiner Weise und vernünfftig genug seynd. Es hat sich auch der Czaar an gedachten Vorschlag wenig gekehret; sondern, wie er ein kluger Herr war, die Unzulänglichkeit und Mängel der Römischen Gesetze wohl gesehen.

gethan, daß sie denjenigen Völkern und Städten, die sie überwunden und bezwungen hatten, die Gesetze, daran sie von Alters her gewöhnet waren, gelassen und ihnen keine neue aufgedrungen haben. (14) Wenn nun aber, wie oben erinnert worden, die Dunkelheit in den Gesetzen soll vermieden werden; so müssen selbige nicht allzukurz, nicht zweydeutig, nicht also abgefasset seyn, daß ein Gesetz dem andern widerspricht, oder eines das andere aufhebet. (15) Man kan zwar nicht verhüten, daß nicht bißweilen ein scheinbarer Widerspruch sich äusern sollte; sonderlich in einem grossen weitläufftigen Gesetzbuch, wie in unserm Corpore iuris. Und ob man schon mit Hülfe der hiezu nöthigen Regeln viele sogenannte Antinomien künstlich conciliiren, vereinigen und erklären kan; so heißt es doch noch immer fast auf allen Blättern, obstat; und bißweilen gestehen die eifrigsten Rechtslehrer selbsten, daß eine unauflösliche Schwierigkeit vorhanden sey. Es ist auch ganz glaublich, daß man Stellen findet, von wahren und solchen Antinomien, welche durch keine Kunst geheilet werden können. Ist doch so gar die Bibel, ein Buch, das den heiligen Geist zum Urheber hat, nicht so beschaffen, daß man nicht viele scheinbare Widersprüche darinnen antreffen sollte, welche zu heben die Ausleger sich viele Mühe geben. Indessen aber muß ein Gesetzgeber allen Fleiß anwenden, so viel nur möglich ist, deutlich, ohne Zweydeutigkeit und Verwirrung seinen Willen zu offenbahren, damit die Gesetze nicht von einer Zeit zur andern einer authentischen Auslegung vonnöthen haben. (16) Im übrigen ist zwar kein Gesetz zu finden, in welchem alle besondere Fälle, die darunter gehören, ausdrücklich enthalten seyn könnten. Es seynd aber deswegen die Richter da, die nach Beschaffenheit der Umstände die Worte des Gesetzes entweder restringiren oder extendiren, und zeigen, wie dieser oder jener casus specialis darunter begriffen sey, oder nicht. (17)

V.

(14) vid. *Gundling.* prud. ciu. cap. IX. §. XVIII. p. 105.

(15) Doch muß man diejenigen Gesetze nicht flugs als dunkel und unverständlich ausschreyen, welche uns heut zu Tage so vorkommen. Also konnten z. E. die Gesetze der zwölf Tafeln, das Salische Gesetz, und andere dergleichen mehr, zu ihrer Zeit von den allermeisten gar leicht verstanden werden, ungeachtet man nachhero und noch itzo viel Dunkelheit darinnen findet. vid. *Gundling.* l. c. §. IX. p. 101.

(16) Die interpretatio legis authentica, d. i. wenn der Herr selbst erklären muß, wie er sein biß dahin undeutliches Gesetz wolle verstanden wissen, ist in der That nichts anders, als ein neues Gesetz, das an statt des vorigen, als welches unverständlich, und daher sensu iuris so viel als kein Gesetz war, gegeben wird. S. *Gundling.* iur. nat. & gent. c. XXXVI. §. LVI. p. 451.

(17) Z. E. Es ist ein Gesetz: Es soll keiner Getraide aus dem Lande führen. Wenn nun einer Mehl ausführet, so kan er ausser Zweifel nach eben diesem Gesetze bestraffet werden. Denn der Grund des Gesetzes, kein Getraid aus dem Lande zu führen,

V.

Von den Vorreden oder Prologis der Gesetze.

Ein Gesetz ist ein Befehl des Regenten. Ein Befehl aber muß mit Autorität und mit Nachdruck gegeben werden, ohne Weitläufftigkeit, ohne viele Umschweiffe. Es ist genug, wenn solcher von denen, die gehorchen müssen, verstanden werden kan. Darum darf ein Gesetzgeber nicht erst die Ursachen oder Gründe, warum er dieses oder jenes haben wolle, nach der Länge anführen. Denn ein anders ist lehren, unterweisen, ermahnen, predigen, und wieder ein anders befehlen, verordnen, gebieten, auferlegen. Es ist zwar kein Gesetz in der Welt, das nicht zugleich eine Lehre oder Unterweisung in sich halten sollte: (18) es ist aber solche ganz kurz, und die ganze Krafft des Gesetzes beruhet auf dem Befehl und Straff-Gebot. (19) Dahero ist nichts abgeschmackter, als ein Gesetz mit einer Vorrede oder mit einem wortreichen Eingang. (20) Diese alberne Weise hat der Kayser Justinianus gehabt, wie man aus dessen Novellen sehen kan, deren Vorreden meistens so beschaffen seynd, daß einem der Bauch wehe thut, wenn man sie lieset. Was hat ein grosser Herr Ursache, mit seinen Unterthanen zu raisonniren oder gegen sie Vernunfftschlüsse zu gebrauchen. Das gehöret für die Lehrer und Ausleger, nicht aber für die Gesetzgeber. Jene müssen urtheilen, wie das Gesetz auszulegen sey, wie weit der Sinn und der Wille des Gesetzes gehe, in welchen Fällen die Worte desselben einzuschränken oder auszudehnen seyen. Der König in Engelland Jacob I. hat übel gethan, daß er mit seinen Unterthanen zu sehr raisonniret. Denn daher ist es geschehen, daß ihm das

führen, ist, damit keine Theurung entstehe. Nun kan aber solche bey der Mehl-Ausfuhre eben sowohl erfolgen: und also siehet man leichtlich, daß solche auch verboten und mit unter dem Gesetz begriffen sey. Ratio est anima legis. Wenn man rationem weiß, so kan man erst die Gesetze recht verstehen.

(18) Von den natürlichen Gesetzen meynen zwar einige, es seyn selbige nicht sowohl Gesetze im eigentlichen Verstande, als vielmehr nur moralische Wahrheiten, Lehren, nützliche Erinnerungen, väterliche Vermahnungen; und die so genannten natürlichen Straffen nichts anders, als die natürlichen schädlichen Würkungen oder Folgen unvernünfftiger Handlungen: allein daß diese Meynung nicht durchaus richtig sey, ist schon anderwerts erwiesen worden. S. *Gundling.* iur nat. & gent. c. I. §. XXIX. seqq. p. 11. seqq.

(19) Z. E. Wenn ich sage: du sollt des Nachts nicht ohne Laterne gehen: so zeige und lehre ich zwar, was du zu thun habest, ich befehle aber zugleich und setze, daß, wenn du dawieder handelst, du gestrafft werden solleſt.

(20) Das hat Seneca, ein Philosophus vom ersten Rang, und dabey ein erfahrner Hof- und Staatsmann, schon eingesehen. Non probo, (schreibt er in epist. XCIV.) quod Platonis legibus adiecta principia sunt. Legem enim brevem esse oportet, quo facilius ab imperitis teneatur. Velut emissa diuinitus vox sit. Jubeat, non disputet. Nihil videtur mihi frigidius, quam lex cum prologo.

Parlament über den Kopf gewachsen. In der Historie Heinrichs VIII. und anderer Könige in Engelland lieset man nicht, daß das Parlament sich so viel herausnehmen dürffen, als unter dem Jacob. Wie er auf den Thron gestiegen war, hielte er lange Reden (21) an das Volk und an das Parlament, und brauchte allerhand Gründe und persuasiones, wenn ein Gesetz gegeben werden sollte. Dadurch ist das Parlament groß geworden: und als hernach sein Sohn Carl I. es nicht mehr so machen wollte, wie der Vater, so muste er sterben. Wenn also der Fürst in diesem Stücke nicht über seine Autorität hält, (22) so fangen andere hernach an darüber zu streiten; die Unterthanen meynen, es sey etwas zur Beurtheilung und weiterer Untersuchung ausgestellet und gleichsam aufgegeben und ventiliret worden. Ein Gesetzgeber kan offt die besten und gründlichsten Ursachen haben, warum er dieses oder jenes verordnet, machet aber üble Vernunfftschlüsse, wie Justinianus nicht selten gethan hat, und deswegen noch heut zu Tage ausgelachet wird. Das wiederfähret auch bey Lebzeiten einem jeden Regenten, der sich selbst in einen Philosophen, Lehrer und Pedanten verwandelt. Wiewohl in einigen ausserordentlichen und ganz besondern Fällen, wenn, zum Exempel, der Regent durch ein allgemeines Gesetz eine tief eingewurzelte Gewohnheit oder sonst eine Sache abschaffen will, worüber die Unterthanen leicht schwürig und unruhig werden könnten, kan gar wohl etwas von der rechtfertigenden Bewegungs-Ursache mit eingerucket werden, damit das Volk schweige und nicht murre. Das thun kluge Regenten zum öfftern, und werfen dem Pöbel eine kleine causam vor, damit er sich zufrieden gebe. Es ist aber solches nur bey höchstgefährlichen Zeiten nöthig, und darf auch nicht mit viel Worten geschehen; sondern nur wie im Vorbeygehen; nicht auf schulmeisterische oder philosophische Weise. Wie denn auch dergleichen Fälle blos zu denen Ausnahmen gehören, welche die Re-

(21) Also hielte z. E. König Jacob, wie man den Tobac verbieten wollte, darüber eine besondere Rede, welche man noch unter seinen zusammen gedruckten Reden und Schrifften findet. Er hatte beym Cicerone gelesen, daß vorzeiten in Rom, libera Republica, wenn ein Gesetz gegeben werden sollte, Reden an das Volk gehalten und darinnen gewiesen worden, was für Nutzen das neue Gesetz haben würde: daher wollte er dieses nachmachen, und hielte auch Orationes.

(22) Das hat nicht die Meynung, als ob ein Fürst alles befehlen könnte, was ihm nur einfällt, und lediglich nach seinen offt thörichten und ungereimten Belieben sagen: *Tel est mon plaisir.* Nein, gar nicht. Man setzet voraus, daß die Gesetze vernünfftig und nach dem genio populi eingerichtet seyn, und saget also nur, daß der Fürst nicht Ursach habe, mit seinem Volke zu raisonniren. Denn die Unterthanen halten ihn ja pro anima, pro mente ciuitatis: und da sie ihn alle davor halten, so ist absurd, wenn er raisonniret, dociret. Das gehöret auf die Catheder, vor die Juristen.

Regel nicht umstossen. Von dieser aber war hier eigentlich die Rede. Es bleibet demnach die Regel fest: Ein Gesetzgeber soll mit Autorität, Ernst und Nachdruck, ohne Vorrede, befehlen, wo er nicht sein Ansehen will schmälern lassen, wie dem obgedachten König Jacob in Engelland begegnet ist.

VI.

Von der Vielheit, ingleichen von Veränderung der Gesetze.

Hiernebst muß ein kluger Regent nicht gar zu viele Gesetze geben. Er muß sich auch hüten, daß er nicht immer neue Verordnungen mache, oder an den alten ohne die höchste Noth eine Veränderung vornehme. Wo zu viel Gesetze seynd, da ist es ein Anzeigen, daß wenig Weißheit regieret, daß man die Sachen vorher nicht reiflich überleget, sondern vieles vergessen und ausser Acht gelassen habe. Daher muß man hernachmahls so vielerley Einschränkungen machen, und bald etwas dazu, bald davon thun. Man kan auch von den Gesetzen gar wohl sagen: Vbi multum loquentiae, ibi parum sapientiae. Ja wo viel Worte seynd, da ist nicht nur wenig Weißheit; sondern auch viel Zankens. Es wird zwar, wo die Worte eines Gesetzes gar zu kurz seynd, auch gezanket; (23) noch weit mehr aber, wo der Worte zu viel seynd. Da mehren, häuffen und verlängern sich die Processe oder Gerichts-Händel zum bittersten Schaden und Verderben der Unterthanen. (24) Es ist auch nicht gut, wenn man von Zeit zu Zeit die Gesetze ohne Noth verändert. Ein Knecht wird unwillig über seinen Herrn, wenn dieser sagt, gehe hin und thue das; und indem er es thun will, ruffet ihn der Herr einmahl über das andere zuruck und befiehlet ihm was neues. Da denket der Knecht, daß sein Herr nicht gescheid sey. Also ist es auch ungereimt, wenn man immer neue Gesetze giebt; sonderlich, wenn man von den alten etwas lässet und allemahl was neues dazu flicket. So hat man es in der Römischen Republic gemachet. Daher ist eine ungeheure Menge von Gesetzen entstanden. (25) Wenn

(23) Also haben z. E. in der Römischen Republic die Gesetze der XII. Tafeln wegen ihrer gar zu grossen Kürze auch mit der Zeit entstandener Dunkelheit Gelegenheit gegeben, daß die Disputatio fori und die Responsa prudentum aufgekommen.

(24) Das hat schon Plato, im dritten Buch seiner Abhandlung von den Gesetzen, angemerket. Arcesilaus sagte: die Vielheit der Gesetze wäre ein unfehlbares Merkmahl eines verderbten Staats und einer besondern Schalkheit; nicht anders, als wie eine grosse Anzahl von Aerzten in einer Stadt anzeigeten, daß darinnen viele Krankheiten graßireten. Anderer Beschwerlichkeiten itzo nicht zu gedenken, welche mit mehrern anführet *Hobbes* de ciue cap. XIII. conf. *Gundling.* prud. ciu. cap. IX. §. XI. p. 102.

(25) Cicero hat schon zu seiner Zeit einen Auszug aus den vielen Römischen Gesetzen machen wollen. Auch Cäsar und Pompejus. Endlich haben Theodosius und zuletzt Justinianus sich des Werks unter-

man ja was ändern will, so thut man am besten, man hebet das alte ganz auf, und machet ein neu Buch, als wie vorzeiten die Athenienser und Lacedämonier gethan haben. Wenn sie ja eine Aenderung vornehmen musten, welches doch nicht leicht geschahe, so liessen sie den ganzen Indicem Legum umschmelzen und von neuem publiciren. Gleichwie der Mensch seine Statur, Gesicht und Kleidung nach den Stuffen der Jahre verändert: Also ist auch nicht möglich, daß man ganz und gar beständig einerley Gesetze behalten könne. Es giebt immer neue Anmerkungen über die Mängel und Gebrechen dieses oder jenen Gesetzes. Doch muß die Aenderung selten geschehen, und dem Gesetze viel ehender durch eine vernünfftige Auslegung geholffen werden. (26) Gute gewisse Gesetze seynd dauerhafft, und in gewisser Masse unsterblich. Darum haben die Athenienser gesagt: Solon hätte die Unsterblichkeit erworben, weil dessen Gesetze viele Secula gedauret. Diejenigen hingegen, welche Draco gegeben hatte, konnten nicht lange bestehen, weil sie zu scharff, und wie man zu sagen pflegte, mit Blut geschrieben waren. Die Venetianer seynd von allen Völkern bewundert worden, (27) weil sie so steif und fest über ihre Gesetze gehalten haben, welche in der alten Sprache geschrieben seynd zu der Zeit, da ihre Republic gegründet worden. Es werden bey ihnen alle obrigkeitliche Aemter abgewechselt; der Canzler und die Staats-Secretarii aber behalten ihre Würde lebenslang, weil dieselben eine lange Erfahrung wegen der alten Sprache haben müssen. Das muß also eine weißlich eingerichtete Republic seyn. Wie sie denn auch beständig in blühendem Zustande gewesen ist; ausser daß die Venetianer durch die Holländer, Engelländer und Portugiesen von ihrem Reich-

unterzogen. Mit was vor Succeß aber solches geschehen, wird in den Lectionen über das Jus ciuile gewiesen. Es war ein Fehler vom Justiniano, daß er so viel altes stehen lassen, und nur immer etwas dazu geflicket hat. Es ist ein Unglück, wo man ein solches Corpus iuris hat, wie wir haben. *Innocentius Cironius*, ein Französischer Rechtsgelehrter, hat in seinen obseruationibus iuris Canonici angemerket, daß aller andern Völker so wohl geschriebene als ungeschriebene Gesetze nicht leges, sondern nur consuetudines genennet worden, nehmlich in oppositione ad Leges Romanas, ad Corpus iuris. Denn es war kein ander Volk in der Welt, das ein solches grosses Buch von Gesetzen gehabt hätte. In einem solchen Corpore iuris müssen unzehlige Wiederholungen und Tautologiae seyn. Und daher kommen eben so viele citata Doctorum von so vielen Gesetzen einerley Inhalts.

(26) S. *Amelot* dans ses notes politiques sur les Annales de Tacite, Lib. III. cap. XXIX. p. 73.

(27) Selbst Amelot, der doch sonst den Venetianern nicht gut war, und sie in seiner Histoire du Gouvernement de Venise sehr durchgezogen, hat dieselben darinnen loben müssen, daß sie beständig einerley Gesetze gehabt und selbige aufrecht zu erhalten sich bemühet. S. desselben erstbenanntes Buch Tom. I. p. 234. imgleichen dessen politische Anmerkungen über *Taciti* Annal. Lib. XI. cap. XIV. p. 52.

Reichthum etwas herunter gekommen seynd, da sonst fast das ganze Commercium bey ihnen war. Sie machen aber gleichwohl noch eine ziemliche Figur. Ludwig XIV. in Frankreich hat sich einen grossen Ruhm erworben, daß, da vorher so viele und fast in jeder Stadt besondere Gesetze gewesen, er den Codicem Ludouicianum verfertigen lassen. Den Städten hat er noch hin und wieder einige ihrer Coûtumes bestätiget: denn alles hat nicht auf einmahl können aufgehoben werden. Im übrigen aber richten sie sich alle nach dem Codice Ludouiciano. Daher ist in Frankreich auch schnelle Justitz. In Dännemark hat man gleichfalls ein kluges Recht und ein auf Verordnung des Königs Christian V. wohl eingerichtetes Gesetz-Buch, welches nicht groß ist, da doch die Dänen so viele See-Rechte haben. Man darf da das Römische Recht nicht allegiren. Wenn man die Wahrheit sagen soll, so findet man fast nirgends Leute, welche fähig wären, ein rechtes Gesetz-Buch zu machen: denn die wenigsten legen sich mit behörigem Fleiß auf dergleichen Dinge. Und doch schicken sich die wenigsten Römischen Gesetze auf unsern Zustand. Deswegen kommet fast kein einziger Titel in den Pandecten vor, bey welchem es nicht heisset: Vsu, moribus aliter obtinet. Bey uns in Deutschland ist nicht zu vermuthen, daß es werde geändert werden; ja es wird alle Tage noch mehr hinzugesetzet. Denn es seynd der Herren zu viel. (28) Mancher Fürst könnte etwas thun; aber es fehlet ihm an tüchtigen Männern. Wäre in Frankreich der Colbert nicht gewesen; so wäre der Codex Ludouicianus wohl nicht zu Stande gekommen.

VII.

Die Verbindlichkeit der Gesetze soll billig allgemein seyn und sich so viel möglich auf alle und jede Unterthanen ohne Ausnahme erstrecken: weil sie sonsten keine grosse Würkung haben können. Wo bald diese bald jene Personen Priuilegia erhalten, da wird die Ungleichheit zu groß. Und obschon ein Jurist erkennet, daß der Fürst solches zu thun Fug und Macht habe: (denn was gehet es andere an, wenn er einem ein Privilegium giebt?) So ist doch hier blos die Rede davon, was der Staatsklugheit gemäs sey. Recht hin, Recht her: genug, daß die Unterthanen solches für eine Beschwerung halten. Sie gehorchen zwar, so lang der Regent die Gewalt in Händen hat: So bald es aber mit ihm mißlich stehet; wenn er etwa eine wichtige Schlacht verlohren hat, und dergleichen; so schmeissen sie ihn herunter, wie man davon Exempel in vielen Reichen gesehen hat. Wenn der Fürst Gesetze giebt, hat er die Absicht, daß

Ob es wohl gethan sey, Privilegien und Dispensation zu ertheilen; imgleichen ob ein Fürst an seine eigne Gesetze gebunden sey.

(28) Hievon ist auch etwas gedacht worden in *Gundlingii* praefatione, ad Partem primam Digestorum.

daß selbige eine Krafft haben sollen: Dispensiret er aber bald diesen bald jenen, so können sie keinen Nachdruck haben. (29) Wenn man die Sache beym Lichte betrachtet, so ist es nicht einmahl recht, daß man einigen durch die Finger siehet, und andere bestraffet. Man wird auch wahrnehmen, daß in freyen Republiken schärfer über die Gesetze gehalten wird, als in monarchischen Staaten, wo mehr Privilegien gegeben werden. (30) Der Fürst saget: Tel est mon plaisir: Ich habe Macht alles zu thun, was ich

(29) Wo viele Dispensationes seynd, da bekommen die Leute Muth und Hofnung, ohne Gefahr zu sündigen, und ungestrafft durchzuwischen. Unter Kayser Friedrich II. erstach ein Graf von Isenburg seinen Vetter, den Erzbischof Engelbrecht zu Cölln, in der Kutsche, öffentlich, mit 28. Wunden. Hernach gestund er selbsten, daß er diese That um so ehender gewaget, weil er gesehen, daß wenn man nach dem gelobten Lande reisete, man so viel Ablaß, als man wollte, bekäme. Deswegen hätte er auch geglaubet, leichtlich Dispensation zu erhalten. So ist das menschliche Herz. Wo nicht genau über die Gesetze gehalten wird, da werden sie gering geschätzet. Man spendirt Geld, um eine Befreyung zu erlangen. Die Hofnung eines Priuilegii reitzet zu Uebertretung der Gesetze. Es taugen demnach die Priuilegia und Dispensationes ordentlicher Weise nichts. Wenn ein Nothfall vorhanden, wenn was ausserordentliches sich hervor thut, ist es ein anders. David konnte den Joab nicht nach den Gesetzen bestraffen. Man darf nicht allezeit nach der strengen Regel verfahren. Doch das gehöret zu den Ausnahmen. Die Regel bleibet doch feste. Denn ein Gesetz muß einen Eindruck in die Gemüther der Unterthanen machen und Furcht erwecken. Die Begierde der Menschen, wider die Gesetze zu handeln, und ihren Begierden den Zügel schiessen zu lassen, ist groß: also muß die ihnen entgegen gesetzte Furcht noch grösser seyn. Da heisset es: Fiat iustitia & pereat mundus. Ueber scharf eingerichtete Gesetze (z. E. die Duell-Mandate) die aber nicht zur Execution gebracht werden, lachet man nur. Man denkt, der Fürst habe das Herz nicht zu straffen, und auf solche Weise wird dessen Ansehen gering geachtet. Es wäre besser, er hätte gar keine Gesetze gegeben. Ein grosser Herr hat wenig fromme unter seinen Unterthanen. Wenig seynd auserwehlet, und den Fürsten hold. Wenn sie nun sehen, daß ihr Herr ohnmächtig sey, so spotten sie seiner. Deswegen muß der Regent in dergleichen Fällen Muth und Herz haben, und da er nicht aller seiner Unterthanen Liebe haben kan, selbige wenigstens in Furcht erhalten. Oderint dum metuant, heißt es hier. Die Fürsten, welche fromm genennet worden, seynd am ersten zu Grunde gegangen, wie Ludwig der Fromme, der unpolitische Kayser. Denn die bösen wissen, daß er ein Patron sey, die guten und mittelmäßigen aber werden alsdenn leichtlich auch mit dahin gerissen. Daher wird hierzu ein unerschrockener, standhaffter, unbeweglicher, strenger Fürst erfordert, der die Augen zudrücket und nach der Justitz genau exequiret. Wenn ein Regent das nicht thun kan, sondern mitleidig ist, und wenn er ein Todes-Urtheil unterschreiben soll, mit jenem Römer saget: O quam vellem nescire literas! der steige vom Thron herunter und gebe das Scepter einem andern. Gesetze können leichtlich ausgedacht und gemacht werden; aber die Execution derselben ist das schwerste.

(30) Dahero haben einige Juristen behaupten wollen, es wären in libera Republica Romana gar keine Priuilegia gegeben worden: welches aber falsch ist. So viel ist richtig, daß deren wenige gewesen. Deshalben wird auch bey Erklärung des iuris ciuilis von den Privilegien gehandelt, und zwar bey dem Titul de Constitut. Princ.

ich will. Da kommen die Hofschranzen, die Maitressen, und andere, so bey dem Herrn wohl gelitten seynd, und bitten sich bald dieses bald jenes aus. Die Monarchie an sich ist zwar nicht schuld an den Privilegien, sie giebt aber Gelegenheit dazu. In Frankreich hat man schon vor dem Ludwig XIV. Duell-Edicte gehabt, aber sehr schlecht darüber gehalten. Wenn einer dawider gehandelt hatte, so machte er sich auf einige Zeit aus dem Staube, biß er nach und nach bey dem Könige wieder ausgesöhnet und begnadiget worden. Da ist es eben so viel, als wenn kein Gesetz da wäre. Es ist vielmehr noch schlimmer, wo Gesetze seynd, und es wird nicht darüber gehalten. Ludwig der XIV. aber sagte: Ich will keinen Menschen dispensiren, und nahm das Abendmahl darauf. Er ließ auch etliche Duellanten um eine Spanne kürzer machen; dahero hörete man hernach in Frankreich nichts mehr von Duellen. Nachdem der König in Preussen, Friedrich I. die Duelle scharf verboten hatte, und niemand Pardon gab, so wurde es auch ganz stille. Hingegen wo in dergleichen Fällen dispensiret wird, da glauben die Leute nicht, daß es dem Herrn ein Ernst sey. Auf einen Fürsten, der blos um seines eignen oder einiger Lieblinge Nutzens willen Verordnungen ergehen lässet, schmählet das ganze Land. (31) Und wenn er das nicht leiden wollte, so müste er allen seinen Unterthanen die Köpfe herunter reissen lassen. Sie sagen: Unsers Herrn Gesetze seynd nur Netze, damit er uns fangen und uns aussaugen will. Den Rechten nach muß freylich das Volk ein Gesetz annehmen, es mag der Regent dabey vor ein Interesse gehabt haben welches er will. Ein anders aber ist es, ob der Regent nach der Klugheit handelt. Die meisten Revolutionen in der Welt seynd entstanden wegen ungeschickter Gesetze; sonderlich solcher, aus denen des Herrn Geitz und Eigennutz hervor geleuchtet. Uebrigens wird auch gefraget: ob der Regent selbst sich nach den Gesetzen richten und darnach leben müsse? Nach der Rechtslehre heisset es: Princeps legibus est solutus. Nemo sibi ipse obligationem imponit. Allein es ist gleichwohl viel dabey zu bedenken. Das Volk glaubet nicht, daß es dem Herrn ein rechter Ernst mit den Gesetzen sey, wenn er nicht selbst sich darnach aufführet. Wenn, zum Exempel, der

(31) Man liefet bey dem *Thuano* in historia sui temporis Lib. XLI. daß im Jahr 1567. der König in Frankreich Carl IX. eine neue Verordnung ergehen lassen, welche an sich ganz billig und nützlich gewesen sey. Weil aber selbige auf Anhalten des Bischofs zu Valence, Johann Monluc gemachet worden, und also mehr um eines Mannes, als um des gemeinen Nutzens willen; so hätten die sämtlichen Parlamenter in Frankreich (das zu Paris ausgenommen) sothane Verordnung als ein erschlichenes und nach dem Betrieb eines einzigen Mannes verfaßtes Edict, ungescheut verworfen. [* Conf. *Io. Frid. Reinhard.* Theatr. prudentiae elegant. p. 615.

der Herr den Ehebruch scharf verbietet, und doch selbst neben aus trift, so sagen die Unterthanen: Er plagt uns mit vielen Straffen, und thut selbst nicht was recht ist. Wäre es ihm Ernst, so würde er sich auch nach dem Gesetze halten: denn wenn er meynet, daß der Ehebruch ein dem gemeinen Wesen so schädliches Laster sey, warum ist er denn selbst ein Ehebrecher? Kurz, er giebt ein Aergerniß, und die Unterthanen glauben nimmermehr, daß etwas unrecht sey, wenn es der Fürst selbst thut. Sie halten ihn für neidisch, oder eigennützig; wie die Zuhörer ihren Prediger, der wider das Stehlen prediget und doch selbst ein Dieb ist, billig einen Heuchler schelten. Wenn also der Fürst Laster abstellen oder ihnen Einhalt thun will, so muß er selbst mit gutem Exempel vorgehen. Wenn er die in seinem Land eingerissene Ueppigkeit, Pracht, Verschwendung, abzuschaffen gedenket; so muß er bey sich und seinem Hof den Anfang machen. (32) Wie der König in Frankreich nach geschlossenem Frieden sahe, daß sein Land durch den Luxum sehr herunter gekommen; so fuhr er selbst in einer Kutsche, daran nicht ein Strich von Gold war. Hierauf folgeten ihm alle bald nach. Die Königin in Frankreich, Maria Theresia hat hierinnen ebenfalls eine Probe abgeleget. Denn wie der König haben wollen, es sollten die Franzosen Zeuge tragen, welche in Frankreich fabriciret worden; so konnten sie nicht dazu gebracht werden, ob man gleich Straffen setzte. Endlich ließ sich die Königin ein Kleid machen aus solchem Zeuge: da folgeten ihr die andern Damen alsobald nach. Gesetzt, die hohen Fontangen wären noch Mode, und ein grosser Herr wollte solche abbringen: so hätte er nicht nöthig sie zu verbieten, oder die Prediger auf den Canzeln darauf schmählen zu lassen; sondern es dürffte nur die Fürstin eine kleine Duodetz-Fontange aufsetzen, so würden es alsdenn andere bald nachmachen. Trägt hingegen die Fürstin eine erha-

bene

(32) Denn wie der Fürst und der Hof ist, so ist das ganze Land. Ist jener schlimm, so ist alles auch schlimm. Zuerst machen es dem Fürsten die Vornehmen nach: endlich kommet es auch auf die Niedrigen. Saufft der Herr, so sauffen die Minister, der ganze Hof, das ganze Land. Huret er, so huret alles mit. Betet er aber, so betet auch alles. Als der Bet-Ernst in Gotha regierete, betete das ganze Land: jedermann studirete den Catechismum: alles gieng ordentlich und eingezogen zu. Man disputiret viel von dem Concubinat, ob er erlaubt sey, und ob nicht grosse Herren selbigen vor sich haben können. Ich habe aber allezeit davor gehalten, daß, wenn auch solcher erlaubt wäre (ob ich wohl hierinnen anderer Meynung bin) ein Herr doch nicht klug daran thue. Denn es würde alsdann fast jedermann Maitressen halten. Rabutin Busty hat seinen Ludwig XIV. sehr schlecht vertheydiget, da er gesagt: er halte zwar Concubinen, erlaube aber dergleichen seinen Unterthanen nicht. Denn er hat damit wider die obige Regel angestossen. Ein solcher Gesetzgeber bessert nichts, sondern machet vielmehr übel ärger, und reitzet seine Unterthanen ꝛc.

bene Fontange, so ist alles babylonisch. Man hat angemerket, daß in Frankreich vor der Regierung Francisci I. noch kein grosser Pracht und Verschwendung gewesen: nachdem aber besagter König die Gewohnheit eingeführet, daß viele Damen bey Hofe erscheinen dürfen, so wäre dadurch viel Weichlichkeit, Pracht und üppiges Wesen entstanden. (33) Der Kayser Leopold ist ein so mäßiger und von allem Pracht entfernter Herr gewesen, dergleichen man wenig finden wird: Seine Bediente und Hofleute hingegen haben einen über die Massen grossen Staat gemachet. Deswegen ist auch der Luxus geblieben: denn nach den Hofleuten richten sich die bürgerliche.

VIII.

Von der nothwendigen Uebereinstimmung der Gesetze.

Eine von den besten und nothwendigsten Eigenschafften guter Gesetze ist, daß sie also eingerichtet werden, daß sie genau zusammen stimmen, so daß immer eine Verordnung der andern zu statten komme, und ein Gesetz das andere unterstütze. (34) Nicht weniger ist auch nöthig, daß alle Gelegenheiten zu Uebertretung der Gesetze und alle Reitzungen zu den Lastern, so viel möglich, abgeschnitten und auf die Seite geschaffet werden. Zum Exempel: Ein Regent, der die Hurerey und Trunkenheit bey harter Straffe verbieten und abstellen will, und doch alle instrumenta et irritamenta luxuriae, als Huren- Spiel- Wein- und Bier-Häuser dultet, oder keine Zeit setzet, wenn die Leute aus den Wirthshäusern weggehen sollen, wie lange man ihnen etwas noch reichen solle, und so ferner, handelt unvernünftig; denn er fodert unmögliche Dinge, und wird es bey solchen Umständen nimmermehr dahin bringen, daß die Gesetze gehalten werden. So lange die Reitzungen zum Bösen bleiben, so lang werden die Menschen darein fallen. Es wäre eben, als wenn ein Vater, um seinen Sohn von dem Laster der Hurerey und Unzucht zu verwahren, ihm solche ernstlich ver-

(33) Hievon hat *Bayle* im Dict. hist. crit. im Art. FRANCOIS I. in der Anmerkung (N) aus dem Brantome mehrere Nachricht gegeben.

(34) Auch hierinnen seyd die Venetianer zu loben, daß sie harmonische Gesetze (leges homogeneas) haben. Conf. *Hert.* elem. prud. ciu. P. II. Sect. II. §. LVIII. p. 59. In unsern Republiken lauffen gemeiniglich die Gesetze und Gewohnheiten wider einander. Z. E. Es heißt: wer duellirt, soll des Todes sterben; und doch stellet man das Schimpfen nicht ab, oder man bildet sich wohl gar ein, derjenige sey unehrlich, der eine Beschimpfung auf sich ersitzen lässet und sich nicht herumschläget, oder man will dergleichen Leute nicht mehr in Diensten leiden. So reißt ein Gesetz wieder ein, was das andere bauet. Darum können auch dergleichen Ordnungen nicht lange dauren, oder werden beständig übertreten; und doch sollen die Uebertreter zur Straffe gezogen werden, welches, wo eine beständige Gewohnheit dem Gesetz zuwider ist, allerdings was hartes ist.

verbieten wollte, und er ließ ihm gleichwohl die schändlichsten und ärgerlichsten Bücher kauffen und lesen. Je mehr die Begierden der Menschen abnehmen, je mehr nehmen auch die groben Laster ab. Wenn hingegen die Begierden irritiret werden, so wachsen auch die Verbrechen. Und alsdann müssen auch die Straffen wachsen, welche doch offt, so sehr sie auch geschärfft werden, nicht mehr hinlänglich seynd, die Leute abzuhalten. Solchemnach muß ein Fürst, der es mit dem Staat und mit seinem Volk wohl meynet, sich mit aller Sorgfalt angelegen seyn lassen, daß die Gelegenheiten böses zu thun aus dem Wege geräumet werden. Cromwel, ob er gleich sonst ein Betrüger gewesen, hat doch in diesem und verschiedenen andern Stücken grosse Klugheit besessen und löblichen Regenten nachgeahmet. Derowegen, als er merkte, daß der Pöbel, wenn man ihm Zeit liesse, zusammen lauffen würde, ordnete er, daß des Sonnabends, Sonntags und Montags sollte Kirche gehalten werden. Dadurch waren die Leute genöthiget, die übrigen Tage in der Woche desto fleißiger zu arbeiten, und hatten also wenig Zeit oder Gelegenheit, Meutereyen und Tumulte anzufangen.

IX.

Daß nicht alle an sich gute Gesetze zu allen Zeiten nützlich oder möglich seyn.

Manches Gesetz kan zwar an und vor sich gut und nützlich seyn, aber nicht zu allen Zeiten oder an allen Orten. Also muß sich ein kluger Gesetzgeber nach der Beschaffenheit der Zeit und seines Volks richten. Will er etwas gar zu schnell und mit allzu grosser Strenge ändern, so wird nichts daraus Es ist bißweilen unmöglich, dieses oder jenes Vorhaben zu Stande zu bringen. Gleichwie nun ein vernünfftiger Mensch unmögliche Dinge nicht hoffet, also soll auch niemand solche gebieten, oder verbieten. Daß Münzen, welche ihr rechtes Schrot und Korn nicht haben, die Commercien hindern, begreiffen wir alle: deswegen aber können solche nicht überall gleich abgeschaffet oder verboten werden. Denn wie? wenn ein so grosser Geld-Mangel da und das Land so arm ist, daß keine andere als dergleichen Münze zu sehen und zu finden? da muß man ja nothwendig warten, biß bessere Zeiten kommen; und alsdann kan man erst die schlechten und geringhaltigen Geld-Sorten verbieten. Bißweilen brauchte wohl ein Regent Steuern und Gaben von seinen Unterthanen: wenn aber die Leute durch Krieg oder andere Unglücksfälle dergestalt herunter gekommen, daß sie nichts geben können; wie will er ihnen eine Steuer auflegen, wenn er nicht eines allgemeinen Aufstands gewärtig seyn will? Also muß man auch hier Achtung geben, was die Umstände leiden. Bey Kriegs-Unruhen und trübseeligen Zeiten

muß

muß man vieles geschehen lassen. Deswegen haben eben viele Fürsten so sehr nach einem Frieden geseufzet. Tiberius, als er nach dem Augusto den Thron bestiegen hatte, wurde erinnert: die in Rom stark eingerissene Pracht und Ueppigkeit abzuschaffen. Er aber sagte gar wohl: Non id tempus censurae esse: Es wäre noch nicht Zeit. Und in der That können dergleichen Gesetze alsdenn erst am füglichsten gegeben werden, wenn die Leute anfangen arm zu werden, wenn ein Unglück über sie gekommen ist, dadurch sie ausgesogen worden: denn alsdann kan man Verordnungen machen, welche auch inskünfftige gehalten werden, wenn gleich die Leute nach und nach sich wieder erhohlen und in guten Stand kommen. (35) Hingegen wo noch alles vollauf und ein Ueberfluß an Gelde ist, da kan man den Luxum nicht auf einmahl aufheben, weil sonst das Volk murren und sagen würde: Wir haben Geld, und sollen uns doch dessen nicht zu unserm Vergnügen bedienen. Als man in dem vorigen Jahrhundert noch mit den Münsterischen Friedens-Handlungen beschäfftiget war, wollte Kayser Ferdinand III. auf einem Deputations-Tage zu Frankfurt von Verbesserung und Herstellung des Justitz-Wesens handeln; die Stände aber sagten, es wäre noch nicht Zeit dazu; unter dem Geräusch der Waffen schwiegen die Gesetze, und in den Gerichten wäre es stille. Man muß demnach, wenn man eingerissene Mißbräuche abstellen will, allerdings der Zeit erwarten, und Schritt vor Schritt gehen. *Wer Knall und Fall eine* lange Gewohnheit aufheben will, verderbet *gemeiniglich mehr, als er* gut machet. (36) Man muß aber wohl merken, daß, wo einmahl etwas gebessert worden, es da zwar sehr wohl stehe und alles in guter Ordnung sich befinde, dabey aber fleißig zu vigiliren sey, daß es sich nicht wieder verschlimmere. Man muß also Wächter oder Hüter der Gesetze bestellen. Denn die Gesetze seynd ein Zwang, und die Menschen streben immer nach dem verbotenen. Sie lassen immer nach; es finden sich auch von Zeit zu Zeit neue Verderbnisse und Unordnun-

(35) Das hat *Amelot* in seinem *Tibere* oder politischen Discursen über den Tacitum im LIV. Capitel sehr wohl angezeiget. Amelot gehet in besagtem Werke alle Thaten des Tiberii durch, machet überall kurze, aber fürtreffliche, gelehrte, gründliche und anmuthige politische Anmerkungen darüber. An dem Rande hat er die Maximen Taciti und Suetonii an gehörigen Arten beydrucken lassen. Es ist ein unvergleichliches und rechtes Staatsbuch, das nicht genug kan gelesen werden.

(36) Zum Exempel: wenn man einem Menschen, welcher des Tags ein paar Dutzent Pfeiffen Tobac rauchet, solches abgewöhnen will; so muß es nach und nach geschehen. Man lässet ihm zuerst etwa eine Pfeiffe weniger rauchen, dann zwo, und so weiter. So kan er sich solches endlich ganz und gar abgewöhnen. Sollte es aber auf einmahl geschehen, so würde er es nicht ausstehen können. Conf. *Gundlingii* Oratio de reformatione rerumpublicarum difficili in Gundlingian. P. XXIX.

gen ein. Man darf nicht denken, daß es beständig so bleiben werde, wie es gegenwärtig ist. Es gehet wie mit der Religion, wo immer wieder eine Reformation nöthig ist. Das menschliche Herz ist böse von Jugend auf, und man gewöhnet sich gar leicht wieder was närrisches an. Wenn man von einem Gesetze höret, daß es nie recht in Uebung gekommen, so ist es ein Anzeigen, daß man nicht mit behöriger Aufmerksamkeit darüber gehalten habe, und die Leute von dem rechten Weg bald wieder abgewichen seyen. Daher entstehen consuetudines in contrarium. Der Landes-Herr kan zwar nicht selbst auf alles so genau Acht geben; daher hat er seine Subalternen, welche aber mehrentheils nicht viel taugen, sondern auf ihren eigenen Nutzen, Ehre und Lust bedacht seynd. Zum wenigsten sollte ein Herr gar nicht zulassen, daß seine Unterrichter dispensireten. Diese sollen weder gelinder noch auch schärfer als die Gesetze seyn. Die Athenienser haben ihre Νομοφύλακας, ihre Custodes legum gehabt. (37) Wenn man auch die Tribunos plebis oder Zunfftmeister bey den Römern betrachtet; so findet man, daß das Volk dabey die Absicht gehabt habe, daß selbige die Gesetze beschützen sollten, damit alles genau in Acht genommen würde; weswegen sie auch defensores legum seynd genennet worden. Wo dergleichen Hüter der Gesetze seynd, da wird nicht leichtlich eine Observanz in contrarium entstehen. Daß ein Fürst ferner auch nicht gestatten solle, daß viel appellirt werde, (38) wird in dem folgenden gezeigt werden.

X.

(37) Wie solches aus dem *Harpocratione* und *Suida* bekannt ist. Auch seynd die Cretenser und Lacedämonier in diesem Stücke gar sorgfältig gewesen. *Cicero* de Legibus lib. III. gedenket gleichfalls solcher custodum legum; imgleichen *Columella* lib. III de re rust. c. III. Was die Venetianer und andere hierinnen für Anstalten haben, zeiget *Amelot* ad Taciti Annal. XI. p. 52. conf. *Gundlingii* Polit. c. IX. §. XIX. p. 106.

(38) Dieses hat der Canzler *Ludolphus Hugo* in seinem Tractat de abusu apellationum tollendo gewiesen. Dieser Hugo war ein grosser Staatsmann, und geschickt, einen Professorem abzugeben. Er hatte kein sonderliches äusserliches Ansehen. Daher mogten sie ihn in Weimar, da er Secretarius werden wollte, nicht einmahl annehmen. Hierauf gieng er nach Wolffenbüttel, konnte aber auch da keine Dienste bekommen. Endlich begab er sich nach Hannover, wo er sein Glück gemachet und dem Hannoverischen Hause unsägliche Dienste gethan hat, sonderlich in Erlangung der Churwürde. Er hat das Geld, so er erworben, nicht gesucht zu behalten, sondern dem Churfürsten alles wiederum vermachet, um zu zeigen, daß er ohne Eigennutz gedienet hätte. Er war ein trefflicher Jurist, dabey ein guter Historicus und Philosophus. Alles was er geschrieben hat, ist stattlich und in schönem stilo abgefasset. Unsere Juristen, wenn sie dessen Buch de appellationibus kauffen, denken den Schlendrian darinnen zu finden; aber sie betriegen sich: denn es bestehet aus lauter politischen Anmerkungen. Eben dieses *Hugonis* Buch de statu regionum Germaniae hat fast eben solche principia, wie der Monzambano.

X.

Ob man wider alle Laster und Unordnungen Gesetze geben solle.

Endlich muß ein Gesetzgeber in dem, was er gebieten oder verbieten will, nicht auf den höchsten Grad der menschlichen Vollkommenheit sehen. Denn dahin wird er es durch seine Gesetze nimmermehr bringen. Alles, was vollkommen heissen soll, treffen wir in der Welt nicht an. Ein vollkommener Regent, ein vollkommener Philosophus, ein vollkommener Redner, (39) ist eine Chimäre. Eben so ist es mit einer vollkommenen Republic beschaffen, von welcher man nur zu dem Ende Beschreibungen zu machen pfleget, damit man sehen könne, wie weit wir von der Vollkommenheit entfernet seyen. Solchemnach irret derjenige Regent, der alle menschliche Laster mit Straffe belegen, alle Gebrechen heilen, und alles gar zu rein haben will. Da würde eine gar zu weitgetriebene und folglich unbrauchbare Staatskunst herauskommen. Mit einem solchen Fürsten würde niemand zufrieden seyn können. Nicht die bösen; denn diese seynd eben die lasterhafften; auch nicht die guten; sintemahl niemand zu finden ist, der keine menschliche Schwachheiten an sich habe. Nur diejenigen Laster können mit äusserlichen Straffen angesehen werden, welche einen besondern Einfluß in den Staat selbst, und dessen allgemeine Ruhe haben. Die Eiferer auf den Canzeln verstossen hierwieder gemeiniglich, und meynen, der Fürst solle alle Laster auf das schärfste straffen. (40) Allein diese guten Leute verstehen das Regierungswesen nicht. Sie bedenken nicht, daß GOtt selbst, welcher in der Israelitischen Republic das Regiment geführet, den Juden vieles nachgesehen hat, und weit mehr, als unsere hochehrwürdige Herren insgemein. GOtt hat sich nach der Weise und nach dem Temperament des Volks gerichtet. Hätte er die Israeliten wegen aller Laster am Leibe oder mit dem Tode bestraffen wollen, so würden keine Israeliten, kein von ihm auserwehltes Volk mehr übrig geblieben seyn. Also muß ein jeder Regent bey seinen Unterthanen offt und vielfältig durch die Finger sehen, vieles dulten und geschehen lassen, damit

(39) Daher saget *Cicero* in seinen Büchern de Oratore: Er zeige wohl, wie ein vollkommener Redner beschaffen seyn müsse; man werde aber solchen vergebens suchen.

(40) Wilhelm Zepper, ein Theologus, hat in seiner Politia ecclesiastica ein vernünfftiges Urtheil von dieser Sache gefället. Ein Prediger, sagt er, muß einen Eifer wider alle Laster haben, und allen denen, die er lehret, (denn zu befehlen hat er ihnen nichts) die Greuel derselben mit Nachdruck und Ueberzeugung vorzustellen wissen. Aber, fährt er fort, wer sich einbildet, die Obrigkeit könne gleich alles mit Leib- und Lebens-Straffe belegen, der hat keine Wissenschafft von dem menschlichen Leben, keine Erfahrung: sondern er ficht und poltert wider die Sünde in abstracto, sintemahl in concreto manches nicht bestraffet werden kan, ob es gleich an und vor sich unrecht und böse ist und bleibet. S. auch *Bayle* Diction. unter dem Wort ALEX die Anmerkung (D).

damit er nicht den ganzen Staat zerrütte, und allen und jeden verhaßt werde. Was er aber durch Gesetze und Straffen nicht ausrichten kan, das muß er auf andere Art, so viel möglich, zu erhalten suchen durch die Lehrer, Prediger oder Geistliche. Diese seynd deswegen da, daß sie die Sünden und Laster aus den Herzen der Menschen ausrotten sollen, so viel sie können. Ihr Amt erfodert, daß sie vermahnen, bitten, warnen, rathen, anhalten, ruffen, damit zum wenigsten einige gebessert werden mögten. Ja es ist den Geistlichen selbst daran gelegen, daß nicht alle und jede Laster unter dem Zwang äusserlicher Gesetze stehen. Denn wenn nichts für sie zu bessern übrig bliebe, so hätten sie ja nichts zu thun, und man hätte ihrer in dem gemeinen Wesen weiter nicht vonnöthen. Es seynd aber viele Narren und Enthusiasten unter den Predigern, die da alles wollen nach der Schärffe geahndet wissen, die auch grosse Herren anreitzen und ihnen beständig in Ohren liegen, auf alle und jede öffentliche und sichtbare Laster harte Straffen zu setzen, und sie streng zu exequiren. Solche Geistliche haben keine Gedult, keine Sanfftmuth, sondern seynd ehrgeitzig, grausam, hitzig. Dann kommt der Wind der Eloquenz noch dazu, der sie aufbläset, daß sie in einem Enthusiastischen Eifer gerathen. Ich weiß wohl, daß es auch vernünfftige und kluge Prediger giebt, und daß man solche in allen Ehren halten soll: aber es seynd ihrer wenig. Es bleibet demnach eine ausgemachte Wahrheit in der Staats-Lehre, daß man nur auf ungerechte äusserliche Handlungen, welche die Ruhe des gemeinen Wesens stören, scharfe Straffen legen solle; es mögen nun Leibes- oder Lebens-Straffen seyn. Denn die Leute müssen durch hinlängliche Furcht von der Lust zu sündigen abgehalten werden. Dahero, wenn sie gleich, wegen Begehung gewisser Laster, nicht das Leben hergeben müssen, wollen sie doch gerne ihren ganzen Leib oder andere Vortheile des Lebens behalten. Sie lassen sich nicht gerne einen Finger abhauen; denn der wächset nicht wieder. Sie lassen sich auch nicht gerne brandmarken, oder den Staupbesen geben. Diejenigen Handlungen hingegen, die zwar nicht wider die Regeln der Gerechtigkeit, doch aber wider die Tugend und Ehrbarkeit anstossen, müssen mit Schmach, Beschimpfung oder Verlust der Ehre beleget werden: und die, so nur wider den Wohlstand lauffen, mit Spott und Verachtung. Wenn z. E. einer unhöflich und grob ist, so braucht man nicht ihn groß zu straffen; sondern es ist genug, daß ihm seine Aufführung Schande und üble Nachrede zuziehet.

Das neunte Capitel,

Von der Klugheit in Bestellung und Verbesserung der Gerichte.

I.

Nach der Klugheit Gesetze zu geben folget natürlicher Weise die Klugheit in Bestellung und Verbesserung der Gerichte. Man kommet fast in kein Land, wo man nicht über die Justiz und über die theils übel bestellte theils übel gehaltene Gerichte klagen höret. Es ist nicht genug Gesetze geben und selbige verstehen; sondern sie müssen auch auf die Handlungen der Menschen appliciret werden: daraus dann eine Entscheidung, ein Urtheil, so von dem Richter vor Gericht ausgesprochen wird, entstehet. So erwächst aus den Gesetzen der Begriff der Gerichte, als welche um keiner andern Ursache willen in einem Staat angeordnet seynd, als daß die strittigen facta gegen die Gesetze gehalten und darnach entschieden werden. Das Factum aber ist gemeiniglich mit vielen Schwierigkeiten umwickelt: daher bestehet die erste und fürnehmste Pflicht eines Richters darinnen, selbiges an das Licht zu bringen und klar zu machen. Wenn es damit seine Richtigkeit hat, so kan die Entscheidung leichtlich gemachet werden. Denn das Recht wissen wir alle, die Facta hingegen wissen wir nicht. Darum seynd die weitläufftigen Anführungen und viele Allegationen der Gesetze und Rechte einem vernünfftigen Richter verdrießlich. Denn diese weiß er ohnedem, und es wird blos über das factum gestritten. Da bemühen sich aber beede Partheyen, den Richter zu verwirren, und die Umstände des facti gröstentheils zu verdunkeln. Deswegen müssen die Richter gescheide Leute seyn, die das factum auf eine geschickte Art herauszubringen wissen, und die Grundlehren der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit wohl inne haben. (1)

Allgemeine Anmerkungen von Bestellung der Gerichte; imgleichen von dem Verfall des Justizwesens.

Aber

(1) Aus historischen Urkunden eine speciem facti herauszuziehen ist nicht gar schwer. Wo man etwas findet, schreibet man es hin; wo nichts da ist, da schweiget man auch stille. Niemand redet darwider. In Gerichten aber ist es ganz anderst. Da kommet es auf die Wahrscheinlichkeit an. Derowegen ist es für einen Richter sehr nützlich, wenn er aus der Logic die Lehre von dem wahrscheinlichen wohl inne hat. Allein wie viele seynd wohl unter den Juristen, die etwas Zeit auf die Logic gewendet hätten. Die meisten verachten selbige, weil sie nur von abgeschmackten und ungeschickten Logiken gehöret haben: da es doch allerdings auch eine gesunde und brauchbare Logic giebt.

Aber die meisten Richter seynd blosse Empirici und lernen die Art gerichtlich zu verfahren nur durch die Uebung aus denen ihnen vorgekommenen besondern Fällen. Solchemnach ist ihre ganze Wissenschafft nicht zusammenhangend, sondern nur particular. Wenn ein kleiner Anstand kommet, verschicken sie flugs die Acten und holen ein Informat ein. Wenn alle Richter kluge und gescheide Männer wären, würden die Facultäten und Schöppenstüle wenig zu thun haben. Zu Verfinsterung des facti tragen die Sachwalter oder Advocaten das meiste bey, welche gar offt wider Recht und Billigkeit entweder des Klägers Sache führen, oder den Beklagten vertheidigen. Die Decision des facti wird auch öffters verhindert durch lange Umschweiffe, durch mancherley Aufzüge, wenn schon das factum an sich offenbar ist. Wer eine taugliche Proceß-Ordnung machen will, muß grossen Verstand und grosse Erfahrung haben. Die alten Deutschen hatten ihre ganze Ordnung der Gerichte auf etlichen wenigen wächsernen Tafeln beschrieben: (2) heut zu Tage seynd die Proceß-Ordnungen fast so groß als die Policey-Ordnungen; welches ein grosses Gebrechen anzeiget. Es muß freylich bey gerichtlicher Untersuchung eines Streit-Handels eine Ordnung seyn; wie man das nur in Conversation und bey academischen Disputationen siehet, bey welchen man, um der Ordnung willen, und damit nicht dem ausschweiffenden Hin- und Herreden Platz gelassen werde, förmliche Schluß-Reden gebrauchet. Ordnung ist Weißheit. Wo also keine Proceß-Ordnung ist, da wird tumultuarisch, das ist, thöricht verfahren. Nur muß man nicht gleich diejenige Art zu verfahren tumultuarisch nennen, welche kürzer ist als die gemeine. Die beste Ordnung bey Processen ist diejenige, wo die Sachen bald abgethan werden. Denn was ist das für eine Justiz, deren Administrirung niemand siehet, da ich die Entscheidung nicht erlebe, auch mein Sohn nicht, sondern vielleicht erst mein Urenkel? Die Gerichts-Personen aber, sowohl hohe als niedrige, haben von einem jeden Verzug ihren Vortheil, und deswegen verlängern sie die Processe und machen, daß sie ein ganzes Seculum währen. (3)

II.

Nothwendigkeit des Richterlichen

Es ist ein grosser Unterschied zwischen einem Gesetzgeber und einem Richter. Jener ist Meister des Gesetzes, dieser aber ein Diener und Ausleger

(2) Den Inhalt derselben hat Lehmann seiner Speyerischen Chronic Lib. IV. cap. XIX. einverleibet. Eben so war es auch zu Goßlar, wie aus *Heineccii* Antiquitatibus Goslarienſibus erhellet.

(3) Daß aber durch die Langwierigkeit der Processe dem Staat grosser Schade geschehe, ist unlaugbar. S. *Hert.* elem. prud. ciu. P. II. Sect. I. §. XVI. not. z. p. 13. wo eine schöne Stelle hievon ex *Oldendorpii* praefatione claſſium actionum zu lesen ist.

leger desselben. (4) Gesetze zu geben ist eine grosse Weißheit. Die Gesetzgeber, die Philosophen, werden hauptsächlich deswegen Weise genennet, wenn sie schickliche Gesetze geben können. (5) Eine andere Kunst aber ist wieder, Gesetze auszulegen. Viele seynd geschickte Ausleger, können aber deshalben nicht auch schickliche Gesetze abfassen. (6) Diejenigen, welche die Gesetze auslegen, seynd nur Wort-Könige; ihre Macht erstreckt sich nicht weiter als über Worte, obgleich im übrigen auch viel Witz dazu gehöret, wenn die Gesetze behörig erkläret werden sollen. Der Fürst muß Richter haben, welche die von ihm gegebene Gesetze und Verordnungen auslegen und auf vorkommende Fälle appliciren. Obgleich nicht alle Fälle in den Gesetzen ausgedruckt seynd; so muß doch der Grund der Entscheidung, oder die ratio decidendi, darinnen stecken. Von Rechtswegen sollte der Regent, als welcher Gesetze giebt, zugleich auch Richter seyn, weil er am besten wissen kan und soll, ob dieser oder jener Fall zu seinem Gesetze gehöre oder nicht. Ein König, der nicht richten will, ist kein König. (7)

Amtes, und ob der Regent nicht selbst Gericht halten solle?

Hac vna Reges olim sunt sine creati,
Dicere ius populis iniustaque tollere facta;

wie Hesiodus ganz recht urtheilet. Es ist auch keine geringe Sache: indem der Unterthanen Glück und Unglück, Reichthum und Armuth,

(4) Hievon hat *Bayle* im Diction hist. & critic. unter dem Wort LOVIS XI. in der Anmerkung (*M*) eine sehr merkwürdige Stelle: wie nehmlich unter der Regierung des Königs Ludwig XIII. der damahlige Canzlar in Frankreich dem jungen Thuano, welchen der Cardinal Richelieu todt haben wollte, gerne durchgeholffen und ihn von der Lebens-Straffe absolvirt hätte, zuletzt aber, als man ihn auf die Gesetze gewiesen, vermöge welcher derjenige, so auch nur Wissenschafft von einer Conspiration gehabt und solche verschwiegen, das Leben verwürkt hätte, gleichwohl das Todes-Urtheil zu sprechen sich nicht mehr weigern können, weilen er nicht Herr und Meister der Gesetze, sondern vielmehr derselben Erhalter und Diener wäre.

(5) S. *Gundlingii* politic. s. prud. ciu. cap. IX. §. XXXI. p. 114. Wo auch eine sehr schöne hieher gehörige Stelle aus des *Bayle* Diction. unter dem Wort PYTHAGORE in der Anmerk. (G) angeführt wird.

(6) Hieran fehlet es den allermeisten Rechtsgelehrten, weil sie insgemein nur die vulgaria erlernen, die politischen Studien dagegen verachten. Hernach seynd sie nicht im Stand, einem Fürsten einen klugen Rath zu geben. Auf Universitäten werden auch dergleichen Dinge gar zu sehr verabsäumet.

(7) Wenn man die Geschichte grosser Herren, welche ermordet worden, durchgehet, so wird man fast bey allen finden, daß die Verweigerung der Justiz dazu Ursach gegeben. Wiewohl die Mörder deswegen nicht verdienen entschuldiget zu werden. Also, ob man schon nicht sagen kan, daß Pausanias, der den König Philipp in Macedonien umgebracht hat, recht daran gethan habe, so wird nichts destoweniger der König billig getadelt, daß er jenen in seinen gerechten Klagen kein Gehör gegeben. vid. *Justin.* histor. Lib. IX. cap. VI.

Leben und Tod, und mit einem Worte, alles von einem solchen Richter abhanget. Darum ist es ein höchstverderbter Zustand, wo dem Regenten hierinnen die Hände gebunden seynd, daß er nicht in eigner Person Gericht halten kan. (8) Ja, sprichst du, es ist unmöglich, daß ein König überall Richter seyn kan. Ich antworte: das ist wohl wahr; deswegen müssen auch grosse Herren ihre Subalternen haben. Aber daß sie gar nichts thun, ist ein grosses Unglück. Es ist auch wunderlich, wenn man meynet, der König habe sich nur mit Staats-Sachen zu beschäftigen: denn das hiesse eben so viel, als ob er bloß der Auswärtigen wegen die Regierung zu führen hätte. Es ist zwar solches auch eine Absicht mit; aber nicht alleine, sondern der Zustand der Unterthanen innerhalb des Reichs soll vor allen richtig seyn. Wie können sich selbige gegen auswertige Feinde vertheidigen, wenn im Lande Recht und Gerechtigkeit nicht gehandhabet, oder wenigstens solches nicht behörig verspüret wird? Vorzeiten seynd die Könige in diesem Stücke viel sorgfältiger gewesen. Wir finden, daß Salomo selbst Gericht gehalten, oder, wenn er nicht selbst zugegen gewesen, sothane Sorge den Aeltesten übergeben habe. (9) Es ist also eine grosse Schwachheit, wenn man sich einbildet, ein König dürfe nicht selbst Richter seyn. Eainhard erzehlet vom Kayser Carl dem Grossen, derselbe habe, wenn er sich des Morgens ankleiden lassen, Leute vor sich kommen lassen, und bey der Gelegenheit unzehlige Rechts-Händel beygeleget. Der Kläger muste sein Anliegen kurz vorbringen; der Beklagte antwortete; darauf gab der Kayser den Bescheid. (10) Er hatte

(8) Dieser Hauptmangel findet sich sonderlich in der Polnischen Republic, da der König, so zu sagen, ausgeschlossen worden. Vordem konnte er in wichtigen Sachen selbst Recht sprechen, und durfte keiner ohne Königliche Einwilligung zum Tode verurtheilet werden. Wenn der König sagte: es schiene ihm dieser Fall nicht auf den Inhalt und Sinn des Gesetzes zu passen; so konnte die Execution nicht vor sich gehen, wenn gleich alle übrige das Gegentheil haben wollten. Itzo aber verstatten sie dem Verurtheilten zum höchsten nur prouocationem ad clementiam Regis, und ist vieles von der Königlichen Autorität zu Grunde gegangen. Zwar haben die Polen in gewisser Masse Ursach dazu gehabt, weil ehemahls die Könige bisweilen so geartet gewesen, daß sie alles nach eignem willkührlichen Belieben vorgenommen: allein der Mißbrauch, den einer oder der andere König etwa zu Schulden kommen lassen, ist keine hinlängliche Ursache, ihm das Schwerdt völlig aus der Hand zu nehmen; sonst brauchten sie gar keinen König.

(9) Die Römer nennten ihre Rathsversammlung deswegen Senatum, weil lauter Seniores oder Personen von recht reifsem Alter darinnen sassen. Wir sind hievon gar sehr abgewichen, und haben einen Juuenatum. In den meisten Gerichten sitzen Leute, die noch keine Bärte haben. *Carolus Molinaeus*, ein berühmter Französischer Jurist hat in seinen Consuetudinibus Parisiensibus angemerket, daß man auch in Frankreich den Senatum füglicher Juuenatum nennen könnte.

(10) Fast eben so hat es der König in Frankreich Ludwig der Heilige, der zu den

Zei-

hatte seinen Hof-Pfalzgrafen bey sich, mit dem er zu Rath gieng, wenn es eine wichtige Sache war, und musten die Partheyen indessen abtreten. Zu dieses Kayfers Zeiten waren auch die Gesetze deutsch, zu deren Erklärung keine sonderliche Wissenschafft, Nachdenken und Gelehrsamkeit, sondern nur eine Erfahrung erforderlich war. Weil auch deren wenig waren, so konnte der Kayser leichtlich die Entscheidung finden. Wenn der Regent selbst Richter ist; so nehmen sich auch die Advocaten besser in Acht. Sie haben mehr Ehrfurcht, und getrauen sich nicht so viel Quinten, Chicanen und Streiche zu machen. Wenn vorzeiten ein Deutscher Kayser an einen Ort in Deutschland gekommen, so höreten alle Gerichte auf, und die Sachen wurden dem Kayser allein überlassen. Da in dem Interregno alles drunter und drüber gegangen war, und hernach der Kayser Rudolph von Habsburg zum erstenmahle wieder Gericht hielte, so ist ein solcher Zulauff vom Volk gewesen, daß viele dabey erdruckt worden. So allgemein war die Freude; und zwar billig: denn der Regent hat ordentlicher Weise keinen Vortheil von den strittigen Rechts-Händeln. Es gilt ihm gleichviel, ob dieser oder jener gewinnet. Ein jeder Graf und Fürst in Deutschland, der ein Richter-Amt gehabt, hat jährlich drey- biß viermahl Gericht gehalten; wovon auch noch die Quartal-Gerichte herkommen. Wie dann das Ober-Hofgericht in Leipzig und das Ober-Appellations-Gericht in Dreßden noch alle Quartale gehalten wird. Es waren der Processe nicht viel, weil sie bald abgethan wurden. Konnte einer seine Nothdurfft nicht selbst vorbringen, so war ihm zwar erlaubt einen Sprecher anzunehmen: doch wurde er befragt, ob er auch alles das gut hiesse, was sein Beystand gesaget hätte. Das Urtheil wurde mündlich gesprochen, hernach aber, weil ein und andere Umstände leichtlich hätten können vergessen werden, in ein Buch geschrieben und daraus abgelesen. Man gab ein Lumpengeld davor, einen Schreibepfenning. Damahls hat sich kein Mensch gefürchtet einen Proceß zu führen, wie itzo. Man erkennet also deutlich genug, daß es ein grosser Fehler sey, daß grosse Herren nicht selbst mehr in die Gerichte kommen. Sie lassen zwar ihre Portraits hinein setzen; es stehet auch ein alter

Zeiten Kayser Friedrichs II. gelebet, gemachet. Wie er aus dem gelobten Lande wieder gekommen war, so reiste er durch ganz Frankreich und gab Achtung, ob überall die Justiz recht administriret würde. Er setzete sich unter den freyen Himmel und machete gleich alle Sachen ohne Weitläufftigkeit aus. Wie davon mehrere Nachricht zu finden ist in des *Jean de Joinville* Memoires, oder Histoire de Saint Louïs, worüber der *Du Fresne* einen treflichen Commentarium geschrieben hat. S. auch *Gundling.* prud. ciu. cap. X. §. XVI. p. 119. seq. [* Von Kayser Carls des Grossen und anderer Fränkischen Könige Fleiß im Rechtsprechen und Verhör der Partheyen handelt mit mehrern Lehmann in der Speyerischen Chronick Lib. II. cap. V.]

Lehnsessel vor sie in den Gerichtsstuben: aber sie selbst kommen fast niemahls hinein, da sie doch alsdenn den Mängeln am besten abhelfen könnten. Man thut wohl, wenn man ihnen solches beyzubringen suchet; absonderlich unsern Deutschen Fürsten, die manchmahl kein allzu grosses Land haben, und also die meisten Sachen selbst abthun könnten. (11) Davor aber gehen sie lieber in die Opern und auf die Jagd. Jagen ist zu gewissen Zeiten ganz gut: denn da lernen die Herren ihr Land kennen. Ein Landgraf zu Hessen hat sogar in seinem Testamente verordnet, daß seine Prinzen jagen sollten; aber nicht übermäßig. Beym Jagen siehet man die Gränzen des Landes, weil die Jäger von der andern Seiten wachsam seynd und nicht leiden, daß ein anderer in ihr Gehege gehet. Uebrigens verschwenden auch sonst die Fürsten ihr Geld auf mancherley Weise, und lassen inzwischen die Unterthanen von den Subalternen schmauchen und braten. Es bleibet also ein Unglück, und ist zu bejammern, daß es dahin gekommen, daß grosse Herren es sich fast für eine Schande halten, mit Justiz-Sachen umzugehen. Sie wollen nur lauter Staats-Affairen tractiren; gleichwie auch ihre Minister fast alle Ministres d' Etat und nicht de Justice heissen wollen. Sie sehen die civil-Sachen und privat-Streitigkeiten für Kleinigkeiten an, um welche sie sich gar nichts zu bekümmern hätten. Und gleichwohl ist dieses das Hauptwerk in der Regierung. Denn wenn die Menschen keine Justiz hätten haben wollen, so wären sie lieber im Stande der natürlichen Freyheit geblieben. Der Zweck der Staaten und Republiken ist ja nicht, Eroberungen zu machen: sondern das geschiehet nur zufälliger Weise. Wenn uns andere unterdrucken wollen, so suchen wir sie zu unterdrucken. Ein Fürst, der von seinen Pflichten und von der Wichtigkeit des Regiments recht unterrichtet ist, kan und soll auch nicht leiden, daß seine Unterthanen sich selbst Recht schaffen, daß sie z. E. duelliren, und andere dergleichen eigenmächtige Dinge vornehmen. Leidet er solches, so ist es ein unfehlbares Anzeigen, daß er über den Entzweck der bürgerlichen Gesellschafft sein Lebtag nicht nachgedacht habe. Wenn ein Mensch, der nicht mehr im Stande der natürlichen Freyheit, sondern unter einem politischen Regimente lebet, ja zu viel Herzhafftigkeit hat, so kan er solche im Krieg anwenden, vor eine Festung gehen und da seinen Kopf einrennen. Die Justiz suchet eine Gleichheit zu erhalten, einem jeden das Seinige zu geben, gierige und rauberische Hände abzuhalten, das Gute zu belohnen,

das

(11) Von dem Herzog Augusto zu Braunschweig wird erzehlet, daß er sehr fleißig sich in dem Hofgericht eingefunden, darinnen mit seinen Räthen gearbeitet, Acten gelesen, und Urtheile abgefasset und gesprochen habe. Diesem löblichen Exempel sollten und könnten viele Fürsten nachfolgen.

das Böse zu bestraffen. Daraus entstehet eine erwünschte Harmonie, und eine geometrische Gleichheit und Proportion, daß der mächtige den schwächern nicht unterdrücket, und daß auch der geringere sich nicht zu hoch schwinget und die höhern stürzet. Denn sonst wird ein Bauern-Krieg daraus. Ein Regent hat Ursache darauf zu sehen, daß ein jeglicher in seinem Cirkel und in seiner Classe bleibe und nicht überschnappe. (12) Wenn grosse Herren verständig und gedultig wären, so könnten sie nach und nach viele Mißbräuche abstellen und alles ändern und bessern.

III.

Von Verbesserung des Justizwesens in Ansehen der Richter.

Wer es dahin bringen kan, daß weder die Richter noch auch die Advocaten und Procuratores einen Gewinst aus den Processen suchen, der hat den Schlüssel zur Verbesserung des Justizwesens gefunden. Auf die Richter kommet sehr viel an. Es müssen selbige vor allen Dingen der Rechte kundig seyn. Bey den alten Deutschen war zwar das studium iuris in der Masse als wir solches heut zu Tage haben, unbekannt: (13) Es musten aber doch die Richter etwas wissen. Die Gesetze und Capitularia Caroli M. injungiren den Richtern ausdrücklich eine Känntniß der Gesetze; vt eas in consuetudine habeant. Dazu gehöret eine lange Zeit, eine Uebung und Erfahrenheit. Darum haben sie lauter alte Leute dazu genommen. Ja fast alle Richter haben vorzeiten von dem Alter ihre Benennungen erhalten. Dahin gehören die Grirmänner in Frießland, die Graven, oder Grauen in Deutschland, die *Aldermans* oder Altermänner in Engelland, und so weiter. Junge Leute haben keine Erfahrung, seynd wollüstig, hitzig, partheyisch, und sollten dahero billig keine Richter seyn, sondern erst Zuhörer in den Gerichten, wie die Auditori di Rota in Rom, damit sie die Gesetze und Gewohnheiten recht erlernen und sich solche geläufig machen könnten. (14) Hiernächst müssen die

(12) Die Theologi erklären zwar auch den locum theologicum de magistratu politico: es wäre aber zu wünschen, daß sie selbigen nur recht erkläreten. Allein mehrentheils schmälen sie allein auf den Fürsten, oder sie schieben alles auf das Volk. Da müssen die Sünden der Unterthanen an allem schuld seyn.

(13) Wenn wir die Römische Jurisprudenz nicht hätten, könnten wir viel eher fertig werden. Nach unserm dermaligen Zustande aber müssen wir uns erst lange aufhalten mit historischen und alten Dingen, weil wir sonst nicht recht verstehen, was neu und geändert ist. Dann haben wir noch das Lehn-Recht, das geistliche Recht, das Staats-Recht; welches lauter Wissenschafften von grossem und weitem Umfange seynd. Die besondern Landes-Gesetze, die Statuten dieses oder jenen Orts, nebst dem natürlichen Recht, muß man ohnehin wissen.

(14) Man erschrickt zuweilen, wenn man siehet, was junge und unerfahrne Richter für Resolutionen und Urthel geben. Sie weichen offt ganz von dem Wege Rech-

die Richter ehrlich, unschuldig und gewissenhafft seyn, damit sie ohne böse Absichten Recht sprechen. Vorzeiten musten die Richter und Schöppen bey einer jeden Sache schwören, daß sie recht richten wollten: darum hiessen sie geschworene Richter. Heut zu Tage schwören sie nur bey Antretung ihres Amts; hernach denken sie selten mehr an ihren Eid; sondern lassen sich, wie die menschliche Natur ist, vom Eigennutz und allerhand Vortheilen einnehmen. Die Deutschen haben vor Alters in ihren Gerichts-Stuben das jüngste Gericht abmahlen lassen, um den Richtern und Beysitzern dadurch zu Gemüth zu führen, wie sie dermahleins wegen ihres Gerichts auch vor GOttes Richterstuhl würden gefordert werden. Die Schöppen (15) wurden gewählet nach der Fähigkeit, auch nach dem Geschlecht eines jeden. Denn das ist allerdings eines von dem vornehmsten, daß man zu dem Richter-Amt keine geringe, verächtliche Personen befördere; sondern angesehene, vornehme, ehrbare Leute. Es ist auch billig. Denn gemeine, schlechte Leute haben insgemein keine gute Auferziehung, und folglich auch wenig Ehre. In Deutschland muste vor dem ein Richter ein freyer Herr, liber dominus, vir illustris oder wenigstens nobilis seyn. Daher ist der Adel so gestiegen, weil selbiger mancherley Richter-Aemter bekleidet hatte. Sie wurden ehrbare Männer genennet. Das ist ein grosser Lobspruch; sintemahl von einem Manne nichts rühmlichers kan gesagt oder gedacht werden, als daß er ehrbar, gerecht, unschuldig sey. Es haben auch die alten Römer ihre obrigkeitlichen Aemter mehrentheils mit lauter vornehmen Leuten besetzet, ja ihren ganzen Adel nach den grössern Würden und Ehrenstellen geschätzet, so daß derjenige vor edel gehalten wurde, welcher unter seinen Vorfahren Praetores, Censores, Consules, aufweisen konnte. Wenn wir der Römer ihrer Art in gerichtlichen Handlungen gefolget hätten, würden wir mit unsern Processen nicht übel gefahren seyn, nachdem wir doch einmahl das Rechtens ab, oder wissen den statum controuersiae nicht zu formiren.

(15) Hievon verdienet nachgelesen zu werden *Frider. Brummeri* exercitatio historico-philologica de scabinis antiquis, aeui medii & recentioribus. Schöppenbar-frey heißt so viel als ein Freygebohrner, ein Edler. Denn ein jeder Schöppe bey den alten Deutschen muste ein Edelmann seyn und vier Ahnen, so wohl von väterlicher als mütterlicher Seite, und also zusammen acht, beweisen können. Daher kommen die Schöppenstüle, Erbstüle, Schöppenhufen bey dem Adel, dergleichen, zum Exempel, hier zu lande die von Krosigk aus dem Winkel (die älteste Familie im Magdeburgischen) gehabt haben. Eine solche Schöppenhufe war von allen Anlagen frey. Einer von den Söhnen legete sich allemahl auf Erkänntniß der Rechte, und der bekam den Schöppenstul und die Schöppenhufe. Itzo ist es ganz anderst, weil sie ihre eigene Gerechtsame nicht mehr wissen. In Sachsen und Meissen war es eben so. Johann Conrad Knaut, Rector zu Roßwein hat von den Sächsischen Scabinis und ihrer alten Tracht etwas im Druck herausgegeben.

das Römische Recht angenommen haben. Es ist aber, wie bekannt, in processualibus das canonische Recht bey uns eingeführet. Daher schreibet ein geschickter Franzose: (16) Vorzeiten sey in Frankreich die allerkürzeste und einfältigste Art in Gerichten zu verfahren üblich gewesen; nachgehends aber ein weitläufftiger langer Proceß aufgekommen, und zwar von der Zeit an, da Clemens V. und andere Päbste zu Avignon in Frankreich sich aufgehalten hätten; nemlich um die Zeiten des Kayserς Heinrich VI. da habe das Päbstliche Recht die Oberhand behalten, und seit dem sey ein Hauffen Uebels in den Gerichten und eine Menge Personen entstanden, von welchen man ehemahls nichts gewust habe. Es ist auch dieses Urtheil nicht übel gegründet. Der Pabst stellet sich, als wolle er allen Leuten in der ganzen Welt Justiz administriren und jedermann hören: in der That aber verlängert er die Processe, hält dadurch die Auswärtigen in seinem Gehorsam, und vexiret die ganze Welt. Also ist die Langwierigkeit und Weitläufftigkeit der Processe aus den heiligen canonibus entstanden. Das hat schon unser Herr Bodinus hier in Halle eingesehen, und ist deswegen auf die Gedanken gekommen, man solle lieber den Proceß des Römischen Rechts lediglich einführen, weil nach selbigem alles kürzer abgethan werden könnte. Es ist auch solches ganz glaublich. Doch wenn wir nur bey dem alten deutschen gerichtlichen Verfahren geblieben wären, so braucheten wir weder des Römischen noch des canonischen Processes. Allein es hat sich hierinnen alles verschlimmert. In Frankreich werden die Dienste und Aemter alle verkauffet. Bey uns werden sie verpachtet, und ein jeder, der nur Geld hat, er mag sonst seyn wer er will, kan in die Höhe kommen und das ansehnlichste Amt erlangen. Es kan aber nichts verderblicher und gefährlicher seyn, als daß öffentliche Ehren-Aemter um Geld gleichsam feil geboten werden; absonderlich solche, wo es auf Administrirung der Justiz ankommet. In Frankreich hat der König einen grossen Gewinnst aus Verkauffung der Aemter, welche anfänglich zur Zeit der Noth aufgekommen war, und also nur als ein ausserordentliches Mittel gebraucht, hernach aber allgemein und was gewöhnliches wurde. Doch pflegte König Ludwig XIV. zuletzt auch dabey auf die Geschicklichkeit der Personen zu sehen,

(16) Nehmlich *Franç. Gravelle* in seinen Politiques Royales, die er dem König Heinrich IV. dediciret hat. In diesem Buch, welches zu Lyon im Jahr 1596. in 12mo. gedruckt, bey uns aber selten zu finden ist, kommet ein ganzer Discurs von Einrichtung und Verbesserung des Justizwesens vor. Denn damahls waren viele Mißbräuche in Gerichten eingerissen. Das Buch verdienet ins Deutsche übersetzt zu werden.

sehen, und verordnete, daß hinfüro keiner präsentiret werden sollte, als der tüchtig wäre. Deswegen ließ er die Leute examiniren, und hernach, wenn sie tüchtig befunden worden, musten sie erst das Geld erlegen. Er hatte auch diese Manier: drey seiner Staats-Räthe musten alljährlich in den Provinzen des Königreichs herum reisen, und zusehen, wie die Justiz administriret würde, und ob die Richter sich nicht von dem Eigennutz verleiten liessen, wider ihre Pflicht zu handeln. Aber aller dieser Cautelen könnte ein grosser Herr überhoben seyn. Er gebe nur die Ehrenstellen, die Richterlichen Aemter absonderlich, an wohlverdiente, ehrbare, ehrliche Leute. Diese suche er aus und sehe zu, daß sie die Gerechtigkeit allen und jeden schnell und ohne Absichten administriren, und halte sie so, daß sie nicht Ursach haben auf Sportuln und Accidentien zu gedenken. Sonst ist nicht möglich, die Gierigkeit und den Geitz des Richters zu verhindern, wo bey dessen Amt etwas zu gewinnen ist, und er dabey reich werden kan. (17) Richter sollten von Rechtswegen um der Ehre willen dienen; wie bey den Römern, da kein Richter, kein Prätor, einen Groschen Besoldung von seinem Amte gehabt hat. Wir haben von den Römern fast nur das närrische, das ist, was sich auf uns nicht recht geschickt hat, angenommen, und das gute hingegen fahren lassen. Ferner würde auch dieses zu Verbesserung des Justizwesens viel helfen, wenn man die Richter nicht beständig bey ihren Aemtern liesse, sondern etwa alle zwey oder drey Jahre änderte. (18) Denn wo sie ihre Stellen beständig behalten, da raffiniren sie alles aus und werden auf die letzt eigennützig und gewinnsüchtig, wenn sie gleich anfänglich unschuldig und ehrlich gewesen; da hingegen diejenigen, welche nur auf eine gewisse Zeit das Amt zu versehen haben, in der Furcht bleiben, und ihre Sportuln nicht zu vermehren suchen, sondern vielmehr darauf sehen, daß sie das Amt mit Ehren und einem guten Nachruf abtreten mögen. Das hat vorbelobter *Gravelle* in Ansehen des Französischen Zustandes auch wahrgenommen. Bey uns, saget er, seynd die Richterstellen beständig und werden mit

(17) Denn im gemeinen Leben hat man die Menschen nicht als wiedergebohrne, sondern als solche, die nach ihren Begierden leben, zu betrachten. Wiedergebohren seyn ist etwas, das selten angetroffen wird. Was selten ist, wird nicht präsumiret. Das ist halb demonstrativ.

(18) Man hat wahrgenommen, daß in Venedig und einigen andern Republiken die Justiz wohl administriret werde, weil man da mit den obrigkeitlichen Stellen abwechselt. Daß man aber in Deutschland von der alten Gewohnheit abgewichen, rühret daher: unsere Processe währeten gemeiniglich lang. Wenn nun da die Richter hätten ihr Amt nach ein oder zwey Jahren niederlegen sollen, so hätten die neuen erst viele volumina von Acten durchlesen müssen, um sich von den Sachen zu instruiren. Und so ist ein Verderb aus dem andern gekommen.

mit Geld erlanget, nicht anderst als in der Türkey, wo alle Bassen- und Seraskier-Stellen gekaufft werden müssen. Denn vor ihrer Erhebung haben dergleichen Türken insgemein nichts im Vermögen, sondern werden am Hof oder im Seraglio erzogen. Hernach, wenn sie in die Höhe kommen wollen, borgen sie von den Juden und kauffen sich einen Dienst. Seynd sie ein paar Jahre dabey, so können sie das Capital wiederum abtragen, und fangen an reich zu werden. Deswegen, sagt er scherzweise, heisset es eben die Ottomannische Pforte, weil mancher mit Gold beladene Esel durch diese Pforte zu dem Sultan hinein- und wieder herausgehet. Daher schliesset er, komme alle Ungerechtigkeit in der Türkey. Es kan auch nicht anderst seyn nach den natürlichen Neigungen der Menschen. Denn wer seinem Gewissen Gewalt anthut, und einen Dienst erkauffet, der will ja erst sein Geld wieder haben, und hernach etwas auch für sich erwerben, es mag nun herkommen wo es will. Ein solcher Mensch kan ja niemand überreden, daß er von der Ehrlichkeit und Redlichkeit Profeßion mache. Grosse Herren sollte man von dergleichen Gedanken, als die Verpachtungen oder Verkauffungen gerichtlicher Aemter seynd, möglichst abwenden. Denn solches giebt einen garstigen Anblick und schadet dem ganzen Lande. (19) Darum ist es ein Unglück, daß man einem grossen Herrn immer vieles von seiner unumschränkten Gewalt vorsaget; selten aber von der Klugheit und von den Pflichten, die er zu beobachten hat. Er *selbst lernet nichts*, begehret auch keinen guten Rath zu hören; sondern *lässet sich alles* wohlgefallen, wo er nur seinen Gewinn siehet. Damit gehet *alles* übern Hauffen, alle Ordnung, alle Gesetze und gute Anstalten. Ums Geld wird alles verändert. Hernach regieret der Herr *nach* der Ausnahme und nicht nach der Regel. Was ist das aber für *eine* Staats-Klugheit, wo man nach den Exceptionen regieret? Wofern man also dem bißher gedachten Unheil abzuhelffen gedenket, so muß man den Richtern gute und hinlängliche Besoldungen ausmachen, damit sie keine Sportuln nehmen dürffen. (20) Ja, sagt man, wo nimmt

(19) Die arme Unterthanen seynd dabey am übelsten dran, und werden offt unnöthiger Weise in langwürige, kostbare Processe verwickelt. Gesetzt, ein Richter hat für das Amt sechshundert Thaler Pacht geben müssen; so suchet er sein Geld mit Vortheil wieder heraus zu bringen. Wenn also keine Processe vorhanden seynd, so machet er welche, und hetzet die Leute gegen einander auf.

(20) Es ist nicht genug, wenn man den Richtern verbietet, von den Partheyen Geld zu nehmen; sondern es muß das Verbot sich auch auf andere Sachen erstrecken. Es ist absurd, daß einige, da sie gelesen, daß bey den Römern die Praesides oder Statthalter in den Provinzen zwar keine Geschenke an Geld, wohl aber Eß-Waaren und dergleichen, annehmen dürffen, solches auf unsere Richter appliciren und meynen, selbige könnten

man das Geld dazu her? Antwort: Das ist eben der Satan, daß, wo es auf das allgemeine Beste ankommet, allezeit erst gefraget wird, wo hernehmen? Zu andern Dingen hingegen, die unnöthig, überflüssig, oder wohl gar schädlich seynd, ist immer Geld im Vorrath. (21) Sollte es aber zu erstgedachter Absicht ja daran fehlen; so würde ausser Zweifel eine jede privat-Person gerne dazu etwas beytragen. Wenn einer zween Groschen gäbe, so könnte ein Richter ganz gemächlich erhalten werden. (22) Es würde auch solches keine Beschwerde seyn, sintemahl einem jeden daran gelegen ist, daß die Rechtshändel je eher je besser entschieden und die Justiz schleunig administriret werde. Ja, sprichst du, auf solche Art müste alles geändert werden, und das Richter-Amt eine ganz andere Gestalt bekommen, als es itzo ist. Hierauf dienet zur Antwort,

ten eben auch esculenta et potulenta, z. E. einen Consistorial-Vogel, ein Faß Wein, u. s. w. annehmen. Dergleichen Leute sollten sich erinnern, daß ein Praeses Prouinciæ sehr selten selbst gerichtet, sondern solches seinen Lieutenant überlassen habe; ingleichen daß die Haupt-Ursache, warum einem Praesidi Prouinciae Geld anzunehmen verboten war, darinnen bestanden, damit derselbe nicht trachten könnte, sich in der Provinz fest zu setzen, und von den Römern abzufallen. Das quadriret nicht auf unsere Richter; denn diese sollen keine Geschenke nehmen, damit sie nicht geblendet und dadurch das Recht zu beugen verleitet werden. Daher ist es hier einerley, ob die Geschenke in Geld oder in andern Sachen bestehen. Z. E. ein Stück Faß-Wein, womit der Richter beschenkt wird, kostet manchmahl zwey bis dreyhundert Thaler. Sollte das ihn nicht verblenden? conf. *Gundling.* prud. ciu. cap. X. §. XLII. p. 133. sqq. wo es unter andern heißt: Qui gallinam accipit, non etiam detrectabit bouem: estque omnino verum, quod quidam Hispanus administer obseruat de principe *centum ceruos* venatorum suorum vsui destinante. Capient illi haud dubie traiicientque mille. Applicatio haud difficilis videtur. v. *Amelot* in not. ad Tacitum lib. III. Annal. cap. XLVII. p. 288.

(21) conf. *Gundling.* prud. ciu. cap. X. §. XXIX. p. 126. Facimus, schreibet er daselbst, immensos sumtus, vt bella externa deuitentur; & interea stolide parci sumus, cum tollenda sunt bella priuata & certamina familiarum, cum quibus perennare respublica nequit. Nemo in illam concedere ciuitatem desiderabit, vbi intuta omnia, & rabularum iudicumque scelestis desideriis praedaeque expositus est populus: quod Templius belle obseruat in dissertatione praeclara, *des mecontemens populaires, p. 72.*

(22) Wenn wir die Ueppigkeit, Pracht und Verschwendung einschränken, und die Leute zu einer ordentlichen und mäßigen Lebens-Art angewöhnen wollten, liessen sich gar leicht neue Besoldungen ausfündig machen. Vorzeiten waren 1000. Thlr. das gröste Salarium für Leute, die einen Staat führen musten; deswegen hat man auch den Cammer-Gerichts-Assessoribus nicht mehr gegeben. Heut zu Tage ist das bey weitem nicht zulänglich, weil der Luxus überhand genommen, und alles vertheuert hat. Das ist der gemeine Fehler bey uns überall, daß wir die Besoldungen lassen, oder geben, wie sie ehedem gewesen, dabey aber zu unsern Zeiten keiner mehr bestehen kan. Bey Professoribus und Pfarrern ist es fast eben so. In Jena bekam vordem mancher Professor nicht mehr als 100. Gulden, und diese noch dazu an Lunten, welche er sodann erst verhandelu muste.

wort, daß wir hier die rathgebende Klugheit abhandeln, und zeigen, was einem Staat heilsam sey, ohne uns zu bekümmern, ob man gute An- und Vorschläge befolgen will oder nicht. Und was wäre es denn, wenn gleich alles, was die bessere Einrichtung des Justizwesens betrifft, geändert werden müste? Seynd doch sonst die Veränderungen nichts neues. Aus einem milden und gemäßigten Regiment wird ein despotisches u. s. f. Man verändert fast alles nach der schlimmern Seite; warum nicht auch nach der bessern? Da nun alle Klagen wegen Verlängerung der Processe sich dahin resolviren, daß man klagt, es gehe eigennützig und gewinnsüchtig zu, die Richter und Advocaten seyen schuld, weil sie ihre Sportuln dabey zögen; so muß ja die Geld-Begierde die vornehmste Hinderung seyn, welche also zu heben ist. Es thut auch nichts zur Sache, wenn man einwendet: Es würde solches schwer und nicht ohne Mühe zu erhalten seyn. Denn alle Vorschläge seynd bey der Execution einigen Schwierigkeiten unterworffen; ja sie setzen schon verschiedene Schwierigkeiten voraus. Wenn die Sache leicht wäre, so brauchte man keinen Rath zu geben. (23) Die übrigen Verzögerungen der Processe, welche von dem Kläger und dem Beklagten herrühren, könnten hernach von dem Richter vermittelst ernstlicher Bestraffung und Abschneidung der Weitläufftigkeit abgestellet werden. Der Richter und der Advocat aber seynd die Haupt-Personen in den Gerichten. Von dem ersten ist bißhero zur Gnüge gehandelt worden, und können wir alles, was wir davon gesaget haben, zu dessen kurzer Wiederhohlung, in folgende Erinnerungen zusammen fassen. Einem verordneten Richter gebe man Beysitzer zu, die auf ihn Achtung geben. Man mache das Richter-Amt zu einer Würde, die zwar viele Ehre, aber von Seiten der Partheyen keinen Gewinnst bringe. Man lasse solches keinem auf Lebenslang, sondern nur auf eine gewisse Zeit führen, und wechsle damit ab wie mit der Praetura bey den Römern. Endlich nehme man zu Richtern ansehnliche, ehrbare Männer von reiffem Alter und Erfahrung; nicht aber junge, auch nicht arme Leute. (24) Denn diese suchen durch die Justiz sich zu bereichern. Man hat ja andere Dienste, welche man Leu-

(23) Eben das hat auch Thomasius dem Hofrath Benemann in Dreßden, welcher wider die Thomasische Meynungen, die Verbesserung des Justizwesens betreffend, viele Einwürffe zu machen gesuchet, zur Antwort gegeben.

(24) Wie ein Richter eigentlich nach unsern Deutschen Rechten und Gewohnheiten beschaffen seyn sollte, ist anderwerts gezeiget worden. S. *Gundling.* ad Pandect. tit. de Judiciis, p. 55. §. 49. seqq. Denn ich glaube, daß wenn man sich in der Idee einen rechtschaffenen Richter vorstellen wollte, so dürfte man ihn nur so beschreiben, wie er bey den alten Deutschen gewesen. Sonsten hat auch von dem Amte und den Pflichten der Richter gar schön gehandelt *Casp. Ziegler.* in Dicastice.

ten von geringem Vermögen geben kan, daß sie darinnen etwas vor sich bringen können; nur kein Richter-Amt. Denn dabey läßt sich ohne Verzögerung der Justiz und der Processe ein vor allemahl kein Gewinnst machen.

IV.

Von den Advocaten, und deren Gebrauch und Mißbrauch.

Was die Advocaten betrifft, so seynd dieselben freylich nicht zu verachten. Ein rechtschaffener Advocat ist ein weiser Mann, ein Rechtsverständiger, ein Freund, ein Tröster, (25) ein Fürsprecher. Kurz, wenn ein Sachwalter nebst der erforderlichen Geschicklichkeit, Klugheit und Rechts-Erfahrenheit, auch Tugend und Redlichkeit besitzet; so ist es was grosses und nützliches. Ja man kan solcher Männer in vielen Sachen gar nicht entbehren. Das haben die Römer gar wohl gewust. Die allervornehmsten Leute bey ihnen haben Advocaten abgegeben. (26) Sie hielten solches für eine grosse Ehre. So sollte es auch bey uns seyn. Wenn ich was zu sagen hätte, so würde ich die Advocaten hoch setzen; doch so, daß sie von den Processen keinen Gewinnst ziehen müsten. Warum seynd aber die Advocaten insgemein so übel beschrien, und was ist die Ursache so vieler über sie geführten Klagen? Gewißlich nichts anders, als weil sie die Advocatur als ein Gewerbe und Nahrung treiben. Viuunt ex sordibus. (27) Wer bey uns etwa zwanzig Processe unter Handen und zu dirigiren hat, der lebet reichlich. Darum suchen auch unsere Sachwalter die Leute keineswegs aus den Processen herauszuwickeln, sondern vielmehr immer tieffer hineinzuführen. Was für eine Nahrung gehalten wird, das raffiniret man aus, damit der Gewinn immer grösser werde. Sie seynd ohnehin schlaue, scharfsinnige und an Erfindungen reiche Köpfe, die immer neue Umschweiffe zu machen wissen.

Es

(25) In Straßburg werden die Advocaten noch heut zu Tage Tröster genennet, wie man aus dem bekannten Collegio iuris Argentoratensi sehen kan. [* Von den Fürsprechern am Gericht s. Lehmanns Speyerisch. Chronic, lib. II. cap. XXVI. p. 89.]

(26) Die Advocaten waren bey den alten Römern eine Baumschule, oder ein Pflanz-Garten, der vornehmsten Magistrats-Personen. Cäsar, Pompejus, Cicero, Plinius hielten es sich für keine Schande, daß sie zuerst Advocaten gewesen. Dadurch seynd sie hernach höher gestiegen. Unter den Römischen Kayfern seynd viele Juristen, deren Meynungen und Rechts-Sprüche wir in den Pandecten finden, die gröften Staats-Minister geworden, Præfecti prætorio, und dergl. Der Jurist Gordianus, von welchem viele Gesetze in Corpore iuris stehen, wurde gar zur Kayser-Würde erhoben. *Gutherius* de officiis domus Augustæ hat in einem ganzen Capitel die Advocaten bey den Römern unvergleichlich beschrieben. conf. *Carolī Breti* tr. sub tit. ordo perantiquus iudiciorum ciuilium, cap. XVI.

(27) Sordidum dicitur omne id quod venale est, & esse tamen non deberet. Hinc homines nimium auari etiam sordidi vocantur.

Es ist also alles klagen vergeblich, so lange in der Republic das officium Aduocatorum lucratiuum et sordidum bleibet. (28) Man ehret auch bey uns die Advocaten nicht; sondern suchet sie immer mehr und mehr herunter zu setzen und verächtlich zu machen. Man verdammet sie zum Manteltragen, (29) u. s. w. Wenn man ihnen mehr Ehre gäbe, so würden sich auch Personen aus vornehmen und reichen Familien darauf legen, dergleichen die meisten Advocaten im Parlament zu Paris gewesen seynd. (30) Nebstdem muß auch vor allen Dingen nur eine gewisse determinirte Anzahl Advocaten an einem Orte seyn, weil sonst die Advocatur kein öffentliches Amt wäre. Doch dieses machet es nicht allein aus; sondie Advocaten sollten billig von Obrigkeits wegen besoldet werden. Kan ein grosser Herr Geld finden und Anlagen machen, wenn er Kriegsvölker werben will, (dadurch er sich doch fast nichts als Haß und Neid zuziehet,) wenn er Gebäude aufführet, wenn er auf allerhand neue Erfindungen fället: So kan er auch wohl zu rechter Einrichtung des verfallenen Justizwesens etwas ausdenken. (31) Das würde viel heilsamer seyn,

(28) Daß es gut sey, wenn man es dahin bringen kan, daß die Advocaten nichts von den Partheyen nehmen, sondern umsonst dienen, haben schon die alten Römer erkannt. Dahin gieng eben dasjenige Gesetz, welches der Tribunus plebis Cincius aufgebracht hatte. S. *Frider. Brummeri* Commentar. ad Legem Cinciam, welches eine fürtrefliche Schrifft ist. Sie war zuerst in Paris nebst einer Dedication an den Colbert heraus gekommen, A. 1668. Vor einigen Jahren (A. 1712.) hat Georg Beyer in Wittenberg dieses Brummers Schrifften zusammen drucken lassen unter dem Titel, *Brummeriana*. Die Holländer kenneten das Buch anfangs nicht gleich; deswegen muste man einen andern Titel drucken. Vor den einzigen Tractat de Lege Cincia, welcher doch nicht einmahl ein völliges Alphabet ausmachet, hat man sonst einen Ducaten bezahlt.

(29) Wenn jedermann einen Mantel trüge, so wäre es eine allgemeine Mode und hätte weiter nichts zu bedeuten. Aber da es die Advocaten allein thun sollen, so gereichet es ihnen zu keiner sonderlichen Ehre: Es kommet vielmehr verächtlich und schulmeisterisch heraus. Daher trachten sie bey uns gemeiniglich ein Fiscal-Amt noch dazu zu bekommen; denn alsdenn dürfen sie keine Mäntel mehr tragen.

(30) Darum finden wir so viele Männer von besonderer Geschicklichkeit unter den Französischen Advocaten, deren Schrifften und Playdoyers mit grossem Verstand verfasset seynd. Dahin gehören *Charles le Bret*, Mr. *du Vair*, *Olivier Patru*, *Annaeus Robertus*, dessen Res iudicatæ allen und jeden Liebhabern einer gründlichen Rechts-Gelahrtheit anzupreisen seynd. Der Mr. *Herauld*, der *Guillaume Boileau*, ein Bruder desjenigen Boileau, der die Satyren geschrieben hat, und andere mehr. Das waren Leute, die hundert und mehr tausend Thaler im Vermögen hatten, und von denen wir uns insgemein ein gar zu gering Concept machen, weil unsere Advocaten freylich keine grossen Thiere seynd.

(31) Ja wenn auch ein Fürst die Advocaten nicht besolden könnte, (woran es ihm doch nicht fehlen kan, wenn er es recht angreiffen will) welcher Unterthan würde sich weigern, etwas zu derselben Unterhaltung, als einer gemein-nützlichen Sache, beyzusteuern, wenn auch gleich eine neue Anlage deswegen gemachet werden müste. Bey

die-

seyn, als alle andere Anstalten. So würden die Unterthanen vergnügt und geruhig leben: So würde ein Regent ein wahres Lob verdienen, und auf dem Schauplatz dieser Welt Gott vorstellen. Denn GOtt wird darum von uns gelobet und gepriesen, daß er uns überschwenglich Gutes erwiesen, daß er uns in Sicherheit und Ruhe unser täglich Brod genieſsen lassen, daß er Gerechtigkeit liebet, das Böse straffet, u. s. w. Man betrachte aber nur den jämmerlichen Zustand, in welchem das Advocatenwesen sich heut zu Tage bey uns befindet? Wir haben fast lauter geringe, niederträchtige und übel erzogene Leute zu Advocaten. Kommet gleich bißweilen ein guter mit darunter, so wird er gar leicht von dem Pöbel der Advocaten dahin gerissen, daß er sich nach den andern richten, und mit den Wölfen heulen muß. Die Menge ist zu groß. Sie mehren sich an manchen Orten wie die Heuschrecken. In Leipzig allein seynd deren über dreyhundert. Die wollen alle fressen; und woher? Aus anderer Menschen Beuteln. Sie kosten dem Staat mehr als so viel Compagnien Soldaten zu unterhalten. Denn ein Musquetier ist des Tags mit achtzehn Pfennigen zufrieden: Ein Advocat hingegen will dabey gemächlich leben. Es ist lächerlich, wenn man ansiehet, was man von Verbesserung des Justiz- und Proceßwesens für Deliberationen anstellet, Bücher schreibet, Projecte machet, Proceß-Ordnungen verfertigen lässet und dergleichen; da man sich doch wenig um die Advocaten bekümmert, sie gering schätzet und deren Anzahl immer grösser werden lässet. Freylich sind es bey uns Leute, die keine gute Sitten, keinen Grund der Tugend und Ehrbarkeit haben. Je mehr man sie aber unterdrucket und herunter setzet, je schlimmer werden sie, und je niederträchtiger wird ihre Aufführung. (32) Pöbelhaffte Gemüther seynd voller Laster, und haben keine Empfindung, keinen Geschmack von der Tugend; nicht einmahl von derjenigen Tugend, welche sich in dem Umgang mit Menschen äuſsert, geschweige denn von einer andern. Es sollten dahero billig edle, ehrliebende, großmüthige Leute zu der Advocatur gezogen werden; Leute, welche nicht schlechterdings von Streitigkeiten leben und von den Partheyen

dieser Verfassung könnten ja die Leute eher zu den ihrigen gelangen, und dürfften nicht so viel verproceßiren. Mancher weis nicht, was Advacaten, was Richter, was Proceſse seyn, biß er es erfahren hat. Versuche es, wenn du Lust hast: dann wirst du fluchen.

(32) Insgemein thut man nichts, als nur auf die Advocaten schmälen. Damit denkt man sey es ausgerichtet. Niemand untersuchet die Grundursachen des Uebels, welche doch vor allen Dingen gehoben werden müssen, wo man etwas beſsern will. Weil man nun gemeiniglich die Advocaten einer niederträchtigen Gewinnsucht und Geldschneiderey beschuldiget; so folget ja, daß man sie aus derselbigen so viel möglich herausziehen müsse.

theyen Geld nehmen dürften, sondern die einen ordentlichen Gehalt hätten. Sagt man: Ja, auf solche Art, wenn die Sachwalter umsonst dienen müsten, so würden die Leute viele unnöthige Processe anfangen: So antworte ich: Diesem Uebel kan durch Bestraffung der muthwilligen und verwegenen Zänker leichtlich gesteuert werden. Und wie? Fangen denn bey uns, da die Advocaten den Partheyn ums Geld dienen, die Leute keine unnöthige Processe an? Führet sie denn der Advocat nicht immer tiefer ins Labyrinth? Zuerst spricht er zu dem Clienten, es stehe ihm allerdings dieses oder jenes im Wege. Damit, denkt er, sey sein Gewissen gerettet. Hernach aber hebet er an, und führet ihm zu Gemüth, was er gleichwohl auch vor sich habe: die Sache sey noch nicht so schlimm als es scheine: er getraue sich noch wohl selbige zu gewinnen. Der Client glaubt es, und trauet den Worten seines Beystandes, fället hierauf und verwickelt sich in die Stricke und Netze der Processe und wird zuletzt gefangen. Es wäre also um desto mehr nöthig, hierinnen die oben vorgeschlagene Veränderung zu treffen, weil es eine Sache, daran dem ganzen Lande viel gelegen ist. Daß es aber nicht geschiehet, kommet daher, weil ein Fürst bey dieser Veränderung keinen sichtbaren Nutzen, keine Vermehrung seiner Einkünffte verspühret: dahero bleibet alles wie es ist. In der neuen Chur-Sächsischen Proceßordnung ist zwar den Richtern sowohl als den Advocaten an ihren gerichtlichen Gebühren vieles genommen worden. Allein das hilfft nicht. Denn da suchen sie bald wieder durch andere Wege einzubringen, was sie verlohren haben; indem doch die Sportuln ihnen an Besoldungsstatt seynd und bleiben. Gewiß, wer das Sportuln-Werk am ersten eingeführet hat, der ist an vielem Unheil bey der Justiz schuld. Der Herr kriegt zwar auch etwas davon, zum Exempel, von seinem Stempel-Papier: aber dergleichen Abgaben, welche nur die Processe kostbarer machen, könnten auf eine andere und weit bequemere Art erhalten werden. Bey uns hier zu Lande seynd die Sportuln zwar schon groß genug; anderwärts aber, z. E. nur in Weimar, in Eisenach, seynd sie noch grösser. Da währet öffters eine Lumpensache zehen, zwanzig Jahre. Offt kommen dreyerley Secretarien dazu, und die wollen alle davon erhalten werden. Endlich, wenn der Streit lange genug gewähret hat, kommet es doch zu einem Vergleich. Diesen hätte man ja gleich zuerst eingehen können. Zu Venedig thut der oberste Justitiarius in einem Tag vier, fünf, sechs Sachen ab, und zwar mündlich, ohne Advocaten. (33) Zu Nürnberg wird

(33) In Dännemark werden auch keine Advocaten zugelassen, ausser in gar wichtigen und schweren Sachen. Es ist der Mühe werth, daß man sich das Dänische

wird es bey kleinen Sachen eben so gehalten, wo auf dem Saale oben auf dem Rathhause manche Streitigkeiten öffentlich ohne alle Umschweiffe entschieden werden. Der Burgemeister hat grosse Autorität, und kan sich ihm niemand widersetzen. An solchen Orten giebt es keine Processe, als die Haab und Gut, oder sonst etwas wichtiges antreffen. Wenn auch gleich bey geschwinder Expedition der geringern Sachen bißweilen eine oder die andere Parthey etwa um ein paar Thaler zu kurz kommet; so ist es ja doch besser, als wenn beyde Theile in einen langwierigen Proceß verwickelt werden. Wo bey der Advocatur weniger Geld zu schneiden ist, da wird auch die Anzahl der Advocaten sich nicht so sehr vermehren als an denen Orten, wo sie auch bey den geringsten Sachen ihre Künste anwenden können. Die alten Deutschen hatten in ihren Gerichten einen der Gesetze kundigen Mann zum Beysitzer, welcher den Partheyen mit gutem Rath an die Hand gieng. Wenn die Partheyen einen Anstand hatten, stunde dieser Consulente auf und trat mit ihnen in ein Neben-

Recht, wovon man eine lateinische Uebersetzung hat, bekannt machet. Denn es ist heut zu Tage fast nirgends bessere Justiz als in Dännemark. Wenn wir es mit unsern Advocaten auch so weit gebracht hätten, so würde man von keinen solchen Ausschweiffungen mehr hören. Der König in Spanien, Ferdinandus Catholicus hat zwar Leute von allerley Profeßionen nach America geschicket, auch Rechtsgelehrte, aber durchaus keine Advocaten. Denn da er, als ein politischer Herr, wohl eingesehen hatte, wie das Unglück von Spanien grossen theils in nichts anders bestünde, als daß so viele Advocaten darinnen wären, so wollte er solche von seinen neuen Staaten in Indien ganz und gar ausgeschlossen wissen. Er nennet sie *Vtrados*, d. i. Exaggeratores, (die alles outriren) die aus der Mücke einen Elephanten machen. Das seynd sie auch meistens. Sie seynd wie die Geyer, wie die Spinnen, welche die Mücken ganz aussaugen und nichts als den Balg zurück lassen. Ueber dieses Verbot Ferdinadi (welches auch *Varillas* in seiner Politique de Ferdinand le Catholique rühmet) hat *Boccalini* artige Gedanken in seinen Ragguagli oder Relationibus ex Parnasso, Centur. I. Relat. LXXXIII. Boccalini will itzo fast aus der Mode kommen. Nichtsdestoweniger seynd dessen vorerwähnte Relationes unvergleichlich und recht anmuthig zu lesen. Man muß aber dabey die Historie damahliger Zeiten wissen, denn darauf alludiret er und machet seine Betrachtungen darüber. Eben dieses Boccalini so genannter politischer Probierstein ist auch sehr schön, und nur zu wünschen, daß er in recht gut Deutsch übersetzt wäre. [* Wir können nicht umhin mit wenigen zu erinnern, daß die Juristen und Advocaten in der Spanischen Sprache *Letrados* (gleichsam Literati Κατ' ἐξοχήν) genennet werden; nicht aber *Vtrados*, wie in der Gundlingischen Anmerkung stehet. Dahero denn auch die beygefügte Erklärung gänzlich wegfället. Es kommt zwar das Wort *Vtrados* auch vor in *Io. Frid. Reinhardi* theatro prudentiae elegantioris p. 621. wo gedachter Reinhard also schreibet: *Ferdinandus Catholicus* cuius auspiciis *India occidentalis* fuit detecta, Vice-Regi illuc misso, expresse inhibuit, ne secum duceret Jurisconsultos, qui in Hispania *Vtrados* nominarentur. Allein wir halten das eben auch entweder für einen Verstoß des Verfassers, oder vielmehr für einen Druckfehler. Vermuthlich hatte der seel. Herr Geheimde Rath Gundling damahls, als er obiges in seinen politischen Discursen vorgetragen, die erst angezogene Stelle kurz zuvor gelesen, und sich dadurch verführen lassen. Ein Irrthum ziehet leicht den andern nach sich.]

Nebenzimmer. Heut zu Tage aber würde man einen solchen Richter gleich für verdächtig ausschreyen. Man siehet also aus dem, was bißher gedacht worden, leichtlich, daß es für das gemeine Wesen sehr gut wäre, wenn der Advocaten weniger wären, und auch diese nur bey wichtigen Rechtshändeln zugelassen würden. Ja, wird man einwenden, es seynd aber der Leute zu viel. Wo will man mit so vielen Advocaten, und studirten Personen hin? Allein das ist eben der Fehler und gereichet dem gemeinen Wesen zur Last, daß so viele Leute studiren. (34) Ist es denn nicht besser, wenn sie sich selbst erhalten, als daß sie von der Republic besoldet werden, oder von ihrer Mitbürger Schweiß und Blute leben? Daher bleibe ich bey den Gedanken, daß man keine andere als wohl erzogene, geschickte, erfahrne, und auch in ansehnlichem Vermögen stehende Personen zur Advocatur lassen sollte. Arme, dabey aber geschickte Leute, können in andern Diensten gebrauchet werden. Diejenigen, welche arm und zugleich ungeschickt und zu nichts tüchtig seynd, mögen betteln: denn durch die Armuth legitimiren sie sich zum Bettelstabe, und wegen ihrer Ungeschicklichkeit werden sie von der Advocatur billig ausgeschlossen und abgehalten. Denn dazu soll man, nach dem, was bißhero erwiesen worden, durchaus keine Leute nehmen, welche die Justiz als ein Handwerk tractiren. Von Rechtswegen sollte kein Mensch für die Administration der Justiz etwas zu zahlen gehalten seyn. Denn deswegen ist der Fürst da, daß er die Streithändel der Bürger beylege und entscheide. Deswegen hat man ihm so viel Einkünffte gegeben. Insgemein aber, obwohl zur Ungebühr, wird die Gerichtbarkeit zu einer ordentlichen Intrade gemachet.

V.

Von den Procuratorn, Secretarien, und andern Gerichts-Bedienten.

Auſſer den Advocaten wimmelt es auch in Gerichten von Procuratoribus und andern Bedienten mehr, welche alle ex lucro fori leben wollen. Die Procuratores werden gemeiniglich von den Advocaten unterschieden. Sie seynd es auch in der That; (35) hindern aber den Pro-

(34) Es müssen zwar in der Republic allerdings auch gelehrte und zum Nachsinnen und Demonstriren geschickte Leute seyn, welche dem Regenten in schweren und zweifelhafften Fällen an die Hand gehen; aber nicht in so grosser Menge. Die meisten seynd nur Halbgelehrte: und diese drücken nicht nur den Staat, sondern schaden sich auch selber. Erstlich verstudiren sie ihr Geld auf Universitäten; hernach wenden sie das übrige auf Erkauffung eines Dienstes. Hätten sie das Capital genommen, und gleich eine Handlung angefangen, so würden sie für sich noch einmahl soviel gewonnen und nicht so viel Gefahr dabey zu befürchten haben. conf. *Gundling*. prud. ciu. cap. X. §. XXXIII. p. 128. seq.

(35) Denn der Advocat arbeitet mit dem Kopf, der Procurator aber mit dem Leibe; er besorgt die fatalia, suchet Dilation ꝛc. ꝛc.

ceß nur desto mehr. Denn man muß sie solchergestalt besonders besolden, da doch ein Mann zugleich das Amt eines Advocaten und Procuratoris versehen könnte. Je mehr Personen bey einem Rechtshandel concurriren, je länger wird er verzögert und aufgehalten. Der Procurator zehlet alle seine Gänge und Mühe, auch bey der allerkleinsten Sache, nicht anderst als der Curator bonorum hier zu Lande. Derowegen ist es gut, wenn man diese zwo Personen, des Advocaten nemlich, und des Procurators, zusammenschläget. Sonst werden derer, die sich von den Partheyen ernähren wollen, nur immer mehr. Sonst gehet es wie in Frankreich, da der Advocat seinen Procureur, der Procureur seinen Solliciteur, der Solliciteur seinen Neben-Solliciteur hat; der Copisten, Secretarien, Actuarien, Gerichtsdiener und anderer Neben-Personen nicht zu gedenken. Die alten Römer brauchten keinen zum Procureur als einen guten Freund, welcher des andern Sachen vor Gericht zu besorgen gerne übernahm. (36) In einem jeden Gericht muß freylich auch ein Secretarius seyn. Denn zu Expedirung der Decreten müssen ja eigne Personen seyn. Sie seynd auch um deswillen nützlich, damit der Richter nicht alles für sich allein thue und das Protocoll führen könne. Allein es finden sich gleichwohl auch mancherley Bedenklichkeiten in Ansehen dieser Leute. Es seynd ihrer gar zu viel, und alle profitiren doch von den Processen. Offt ist ein Secretariat besser und einträglicher als eine Regierungs-Raths-Stelle. Daraus siehet man, daß die Schreiber alles zu ihrem Nutzen ausraffiniret haben. Sie lassen bißweilen mit Fleiß in den Decreten oder Protocollen etwas aus, damit die Partheyen hernach leutern, supplíciren, um Erklärung und Revision bitten müssen. Hundert Betrügereyen werden von dergleichen Leuten gespielet, welche keiner eher erfähret, als biß er unter ihre Hände geräth, oder Acten lieset. Wenn der Secretarius ein Schelm und Betrüger ist; so kan er fast mehr schaden als die Advocaten. Wenn er zum Exempel nur falsch protocolliret. Es kommet hiebey mehr auf die Ehrlichkeit als auf Geschicklichkeit an: denn ein Protocoll zu machen, eine Registratur zu führen, ist ja keine grosse Kunst. Wie offt kommet es nicht, daß man alle Vorsichtigkeit von der Welt brauchen muß, wenn die Acten verschicket werden, damit kein Unterschleiff vorgehe. Die leeren Blätter in den Acten werden durchgestrichen, damit nichts darauf kan geschrieben werden. Offt werden Stücke abgängig befunden, die sich erst nach einiger Zeit wieder finden, u. s. w. Derowegen ist nöthig, Straffen zu setzen. Es ist auch gut, wenn die Regie-

(36) Ein solcher Procurator wurde deswegen Voluntarius amicus genennet. vid. *Cic.* orat. pro Caecina cap. V.

Regierungs-Räthe sich die Protocolle und Registraturen der Secretarien zeigen lassen, und untersuchen, ob es damit richtig zugegangen und alles recht niedergeschrieben sey. (37) Wenn die Secretarien, Protocollisten und andere Schreiber keine Sportuln hätten, derer sie doch so viel machen; sondern ihnen dafür hinlängliche Besoldungen gereichet würden: So wäre es am besten. Alsdenn würden sie alles nach Möglichkeit abkürzen.

VI.

Wenn man ein so wichtiges Werk, als die Verbesserung des Justiz-Wesens ist, mit Ernst anzugreiffen gedenket, so muß man alles und jedes, was schädlich und hinderlich ist, bestreiten, und aus dem Grunde das Uebel zu heben suchen: Nicht anderst als wie ein Mensch, der sich bessern will, alle seine Fehler bestreiten muß; denn sonst verwechselt er nur eine Krankheit mit der andern. Demnach ist es hier nicht genug, allein mit den Richtern, Advocaten, Secretarien eine Reformation vorzunehmen; indem noch viele andere Mängel vorkommen. Die Partheyen taugen gemeiniglich auch nichts. Reorum est fugere et exceptiones proponere. Derowegen sollte man durch alle Titel der Rechtslehre gehen und bemerken, was zu Weitläufftigkeiten Gelegenheit gebe, solches abschaffen und nach unsern Zeiten einrichten. Solchergestalt würde unsere Jurisprudenz sehr erleichtert und abgekürzet werden. Hat es der König in Dänemark gethan; warum sollten wir es nicht gleichfalls zu Stande bringen können? Aber auf dem Reichstag wird es schwerlich ausgemachet werden. Die Erfahrung giebt, daß, wenn man da eine Verbesserung hat vornehmen wollen, entweder etwas aus dem Römischen oder canonischen Rechte eingeführet, oder das aus den Deutschen Rechten genommene unschicklich damit vermenget worden. (38) Bißweilen ist

Von andern unnöthigen Weitläufftigkeiten beym gerichtlichen Verfahren; insbesondere von Verschickung der Acten.

(37) Scribarum munus ist auch bey den Römern sanctum gewesen, und hat man Viros honestissimos dazu genommen, wie man in dem Cicerone sehen kan. S. *Andr. Christiani Eschenbach* dissert. de scribis veterum Romanorum. In dieser Dissertation, welche in Holland nachgedrucket worden, findet man schöne Sachen. Die Deutschen haben vor diesem nichts aufgeschrieben. Der Secretarius fertigte nur die Citationen aus, und davor bekam er etwas weniges. Alle Bescheide und Urthel wurden mündlich hergesaget. Mit der Zeit aber, nachdem man wahrgenommen, daß die Leute vieles geläugnet und vorgegeben, als ob dieses und jenes nicht wäre decidiret worden, hat man angefangen, alle Urthel aufzuschreiben: welches auch bey gewachsner Boßheit der Menschen gar gut war. Sonst gehet es freylich geschwinder zu, wo alles mündlich abgehandelt werden kan.

(38) Deswegen kommen diejenigen schlecht zurechte, welche das ius patrium aus dem iure Romano zu erlernen meynen, obschon Graß in Tübingen selbiges daraus hat herleiten wollen.

das Römische Recht nur Deutsch gegeben und übersetzt worden. Billig sollten bey allen Titeln die unnöthigen Ausflüchte abgeschaffet werden. Dergleichen seynd die beneficia diuisionis et excussionis. (39) Man betrachte nur die actionem Publicianam und rei vindicatoriam. Zum Exempel, wenn ich sage: Ich behaupte, daß dieses Hauß mein sey, weil ich es erkauffet; da ich aber verreiset gewesen, ist selbiges in eines andern Besitz gekommen: Was habe ich nun da nöthig dominium zu beweisen, und darzuthun, daß derjenige, von dem ich es gekauffet, auch dominus gewesen sey? Wenn man nachdenket, so ist es in der That nichts anders, als exceptio de iure tertii. Genug, ich habe das Hauß ehrlich und redlich gekauffet. Darum muste bey vorgedachter actione Publiciana der Praetor Publicius die fiction machen, rem esse vsucaptam. Das seynd ja lauter Quinten. In der neuen Proceßordnung ist zwar vieles abgeschaffet; es ist aber nicht hinlänglich. Im übrigen stehen einige in den Gedanken, daß es gut sey, wenn in zweiffelhafften Sachen der Fürst oder der Richter nicht selber das Urtheil sprächen, sondern die Acten an auswärtige unpartheyische Richter verschicketen; imgleichen wenn viele Instanzen wären. Allein wer selbst in Gerichten gesessen ist, wird solches so schlechterdings nicht billigen. Zwar ist es bißweilen gut, wenn der Fürst nicht selbst spricht; sonderlich, wenn der Streit vornehme Personen betrifft. Bey schlechten Leuten ist wenig daran gelegen, ob dieser oder jener gewinnet. Tros Rutulusue fuat. Wo aber grosse berühmte Männer in einen Proceß verwickelt seynd, da gehet es ohne Verdacht und mancherley Bedenklichkeiten nicht ab. (40) Der Herzog Carl von Bour-

(39) Dieses vom Kayser Justinian eingeführte beneficium excussionis ist höchst unbillig und der Intention des Gläubigers gar nicht gemäß. Wer andern leyhet, will sicher seyn. Wenn er nun den Bürgen angreifft, weiset ihn dieser mit dem beneficio excussionis ab, und spricht: Excute debitorem prius vsque ad peram & saccum. Ziehe ihm sein Bratenkleid aus. Da muß dann der Creditor erst einen Proceß anstellen, der wohl zwey, drey, vier Jahre währet; und hernach kan er erst den Bürgen anpacken. In Nürnberg, auch in andern Handelsstädten hat man dieses weißlich abgeschaffet. Man saget billig: Wer Bürge wird, muß zahlen. Mehrgedachtes beneficium ist aus einer blossen Chicane über die Worte: *Si debitor non soluat*, entstanden. Denn da sagen sie, es sey nicht genug, wenn es heisse: er will nicht zahlen; sondern man müsse sehen, ob er auch nicht könne zahlen. Excutiendus est.

(40) Sonsten aber, wo kein Verdacht einiger Partheylichkeit obwaltet, und der Handel nicht den Regenten mitbetrifft, können und sollen grosse Herren zwischen den Grossen des Reichs oder ihren Landständen selbst richten, und dergleichen Sachen nicht ihren Subalternen überlassen. So ist es in Frankreich bey den Streitigkeiten der Ducs und Pairs, in Engelland unter den Lords, wo sich keiner richten lässet als vor dem Oberhaus, mit Beystimmung des Königs. Die Könige in Spanien, welche sich doch mehr einbil-

den

Bourbon hat wegen des Processes, welchen ihn des Königs in Frankreich Francisci I. Mutter, Louyse von Savoyen, an den Hals geworffen hatte, darinnen ihm auch zu viel geschehen war, sich wider den König aufgelehnet, und ist zum Kayser übergegangen. Der Kayser Carl V. hatte gleichfalls wegen eines Processes den Grafen Robert von der Mark also vor den Kopf gestossen, daß dieser die Kayserliche Parthey verließ und sich an Frankreich hängete. Der König in Frankreich Heinrich IV. zeigete in dergleichen Fällen mehr Klugheit. Der Marechal de Biron hatte sich wider ihn in einen Hochverrath mit dem Herzog Carl Emanuel von Savoyen eingelassen. Der König kam sehr ungern dran, gedachtem Marechal das Leben nehmen zu lassen, weil er ein gescheider Mann war, der dem Könige grosse Dienste erwiesen hatte. Daher ließ er die Acten in dieser Sache getreulich führen, und sendete sie nach Deutschland an die Juristen, welche dem Biron das Leben absprachen. Das war klüglich gehandelt. Denn obschon ein grosser Herr auch in dergleichen Sachen selbst zu sprechen berechtiget ist; so thut er doch besser, wenn er es unterlässet, weil man ihn sonst einer Partheylichkeit beschuldigen kan. Bey geringern Processen hingegen sollte man die Verschickung der Acten gar nicht zulassen. Von Rechtswegen ist auch der Richter nicht schuldig, solche zu verstatten. (41) Es finden sich dabey viele Bedenklichkeiten. Die Processe werden dadurch sehr verlängert. Die Facultäten haben nicht allemahl Zeit, die Sachen mit behöriger Aufmerksamkeit

den als alle andere Könige, schlichten gleichfalls in eigner Person die Sachen der Grandes. Vorzeiten war es in Deutschland allezeit so, daß in wichtigen und vornehmen Streitigkeiten der Kayser mit den Fürsten, der Fürst mit seinen Ständen, Recht gesprochen. Daher rühret das vormahls gewöhnliche Fürsten-Recht. Wenn ein Edelmann in Würzburg einen Proceß hat, gehet der Bischof selbst ins Gericht, legt einen Harnisch an, lässet sich ein Schwerd vortragen und solches auf den Tisch legen, und wohnet dem Urthel bey. Der Adel will sich nicht von subalternen Richtern richten lassen; wie dann hierinnen gemeiniglich dessen Beschwerden wider die Fürsten bestehen. Die Edelleute wollen nicht Amt- sondern Schrifftsäßig heissen, und anderst gehalten seyn als gemeine Leute; und dieses nicht unbillig. Ein kluger Fürst hat auch darauf zu sehen: denn was einem Staat Gefahr bringet, das kommet insgemein entweder von dem Pöbel oder von dem Adel her. Beede Stände müssen nicht erbittert noch zur Verzweiflung gebracht werden.

(41) So sagen alle Italiänische Rechtslehrer. Auch unter den Deutschen Berlich, Schrader und andere, welche mit Italiänischen Lehrsätzen eingenommen seynd. Denn Schrader ist zwar in Braunschweig gewesen, auch da gestorben; er war aber zuvor lange in Italien gestanden. Sie haben auch recht, ob schon bey uns das Gegentheil gebräuchlich ist. Wir, die wir in Facultäten arbeiten, sollten zwar das nicht so heraussagen: denn wenn uns keine Acten mehr zugeschicket würden; so hätten wir kaum unser tägliches Brod mehr. Allein es ist besser, die Wahrheit vorzutragen, als selbige des Nutzens wegen zu verstellen.

keit einzusehen. Wie können auch auswärtige Richter alle iura statutaria, und die darinnen offt vorkommende fremde terminos, verstehen? Es ist überdieses mit diesem Mittel eine sehr weitläufftige Sache. Wenn, z. E. aus dem Holsteinischen Acten nach Tübingen gesendet werden, wie lange währet es nicht, biß sie zurück kommen? Es lauffen greuliche Kosten auf, womit offt die Schuld, worüber gestritten wird, könnte abgetragen werden. Inzwischen ist es in unsern Gerichten, sonderlich in Sachsen, so eingerissen, daß man appelliren kan, wenn der Richter die Verschickung der Acten abschläget, und daß eine oder die andere Parthey befugt ist, solche auf ihre eigene Kosten zu begehren. (42) Wenn bey uns die Richter selbst sprechen müsten, so könnten sie dadurch dahin gebracht werden, daß sie was rechtschaffenes und mehr lernen müsten, als insgemein: Denn blos einen Proceß zu dirigiren lernet man bald. Sie würden auch auf solche Weise mehr Autorität haben. (43)

VII.

Von der Appellatio und anderer remediorum suspensiuorum Gebrauch und Mißbrauch.

Was die sogenannten Remedia suspensiua anlanget, so seynd selbige auch nicht durchgängig zu versagen; (44) man mag sie nun reuisionem actorum, Supplicationes, Leuterationes oder Appellationes, nennen, so gilt es hier in der Staatslehre gleich viel. Denn hier heißt das ein remedium suspensiuum, wenn eine Rechts-Sache noch einmahl vorgenommen und von fornen durchgegangen und ponderiret wird, ob kein Fehler untergelauffen sey. Wie leicht kan der Richter aus menschlicher Schwachheit geirret haben? Aber freylich gehet auch hiebey insgemein ein grosser Mißbrauch vor. (45) Daher kommet es, daß von den streitenden Theilen bald dieser, bald wieder der andere Recht behält. Hierein können sich die gemeinen Leute nicht finden; deswegen stellen sie sich einen Proceß, wie

(42) Darum hat auch *Henr. Rennemann.* in seinem Tractat de transmissione actorum gemeynet, man müsse hiebey nicht auf die Italiänischen Rechts-Lehrer und die, so ihnen folgen, sondern vielmehr auf das sehen, was die Observanz mit sich bringe. Allein daß diese Observanz nichts tauge, ist bereits oben erinnert worden. Wenn man allein bey einem Endurthel die Acten verschickte, so mögte es noch hingehen, und den Narren, um ihres Herzens Härtigkeit willen, zugelassen werden: daß man aber auch solche fast bey einem jeden Interlocut oder Beyurthel verstattet, ist ein grosser Fehler.

(43) Dieses hat auch Conring gesehen in seiner Dissertation de iudiciis, welche allen Richtern bestens anzupreisen ist.

(44) Bey den Römern haben die Kayser dergleichen remedia auch verstattet. Von dem Praefecto Praetorio durfte einer wenigstens mit einer Supplic-Schrifft sich an den Kayser wenden.

(45) Das hat sonderlich der Canzler Hugo in Hanover in seinem Tractat de abusu appellationum tollendo fürtreflich wohl gewiesen. Es ist aber von diesem Werke bereits im vorhergehenden Capitel bey dem IX. §. mit mehrerm gehandelt worden.

wie ein Spiel vor, da bald dieser bald jener gewinnet. Sonsten findet man, daß fast bey allen Nationen appellationes, restitutiones in integrum, oder andere dergleichen remedia suspensiua gebräuchlich und zugelassen gewesen. (46) Was aber den Mißbrauch des Appellirens betrifft; so kan man solches in criminalibus nicht überall zulassen: denn sonst würde beynahe kein Verbrecher gestraffet werden können; wenigstens in langen Zeiten nicht. Nun ist es aber fast einerley, einen nicht straffen, und einen erst nach Verlauf vieler Jahre straffen. Denn wo die Justiz verzögert, und die Straffe aufgeschoben wird, da wird auch Furcht und Schrecken verringert, die Hofnung hingegen der Straffe zu entgehen, gesteiffet. Ausserdem scheinet es freylich sehr paradox, daß einer in einer Civil-Sache, welche nur Hab und Gut betrifft, sich an den höhern Richter wenden könne, nicht aber in einer Sache, wobey es auf Leib und Leben ankommet. Allein es muß so seyn, der dabey, erstgedachter massen, befindlichen Beschwerlichkeit ungeachtet. Derowegen wird sothane Einrichtung von allen vernünfftigen gebilliget. Wenn es auch nur ein Freyherr oder Baron ist, der die hohe Jurisdiction hat; so kan von ihm in Criminal-Sachen nicht appelliret werden. In kleinen und geringen Civil-Sachen sollte man auch keine Appellation verstatten. Minima non curat Praetor. Es scheinet zwar, daß, gleichwie in den geringsten Dingen Gerechtigkeit gehandhabet werden muß, also auch der Kläger oder der Beklagte, eben sowohl als in wichtigen Sachen, zu hören sey; es ist auch dieses in abstracto unlaugbar: allein in concreto gehet es nicht wohl an. Das Ansehen des Richters wird dadurch vermindert und der strepitus fori grösser. Was sollte für ein Lermen werden, wenn bey einer jeden Bewegung und gleichsam bey jedem Schritt, den der Richter machet, eine Appellation gelten sollte? Wiewohl es dazu bald kommen wird. Darum hat man den Reichsständen eine grosse Summam appellabilem gegeben. Es heisset auch mit dem Appelliren mehrentheils nichts. Die meisten Urthel lauten: Wohl gesprochen, übel appelliret. Unter hundert seynd kaum drey, da es heisset: Uebel gesprochen, wohl appelliret. Je mehr remedia suspensiua eingeführet seynd, je mehr werden sie von den Leuten gemißbrauchet. Reorum proprium est fugere. In vielen Gerichten kan man wegen eines jeden Puncts läutern; wie ehe-

des-

(46) Selbst der Türk, ob er gleich sehr despotisch regieret, erlaubet zu appelliren. Darum hat *Hertius* elem. prud. ciu. P. I. Sect. VII. §. XXIV. in not. p. 162. recht gesaget: Appellationem vel verbis fieri, vel facto. Zur letztern Gattung rechnet er die Türkische. Denn wenn ein Türke von dem Richter gravirt zu seyn meynet, so leget er Feuer auf sein Haupt und laufft damit zum Groß-Sultan ꝛc.

dessen hier zu Halle bey dem Berggericht. Darüber dauren die Processe ganze Secula hindurch; sonderlich wenn sie an die zweyte, dritte Instanz kommen. (47) Man hat Rechtshängige Sachen, welche bereits über zweyhundert Jahre gedauret, und so lange das Cammer Gericht stehet, nicht ausgemachet worden seynd. Was ist aber das für eine Justiz, wo keine Hülffe erscheinet. Non esse et non apparere sunt vnum idemque. Wenn mir ja Unrecht geschiehet, ist es nicht besser, wenn ich auf einmahl gebraten werde, als wenn man mich so viele Jahre hindurch schmauchet? Zu geschweigen, daß bey solchem Verfahren Handel und Wandel gehemmet und gehindert wird, indem keiner dem andern mehr trauen darf. Kurz, bey den Appellationen sollte die Mittelstrasse gehalten werden, dergestalt, daß man sie zwar nicht ganz und gar abschnitte, aber auch nicht zu viel verstattete. Der Baum soll nicht auf einmahl fallen, und der Proceß nicht durch ein einziges Urtheil verlohren gehen. Denn es giebt hin und wieder unerfahrne, närrische, arglistige Richter, die mit Affecten eingenommen seynd und daher übel sprechen. Da ist kein anderes Mittel übrig, als an einen höhern Richter sich zu wenden und vor demselben die Sache noch einmahl anzubringen.

VIII.

Beurtheilung einiger Vorschläge zu Verbesserung der Justiz.

Es ist mit Verbesserung der Justiz fast nicht anderst, als mit einem Patienten, der da sagen kan: Multitudo medentium me perdidit. Also heißt es auch hier: Multitudo Jureconsultorum processum emendantium perdit iustitiam. Jedermann schwatzet davon; einer widerleget den andern, vt aliquid dixisse videatur. Es gehöret aber zu einem so wichtigen Werke ein recht politischer und von Vorurtheilen befreyeter Jurist, der nicht von der Justiz lebet, der hierinnen einem Fürsten einen guten unpar-

(47) Der Cammergerichts-Assessor von Ludolff, welcher sonst in Fürstlich-Eisenachischen Diensten gewesen, saget, daß nirgends so viele Instanzen seyen, als in Sachsen. Da hat man zuerst die Leuterungen in den Untergerichten; hernach kommt man an das Hofgericht, und denn an die Regierungen. Wozu dienen so viele Instanzen? Es wäre genug, wenn man deren eine, zum höchsten zwo, hätte. In Ober-Sachsen ist ein grosser Verfall des Justizwesens. Bey einer Lumpensache concuriren viele Personen. Dann gehet das schrifftliche Verfahren an. In kurzer Zeit wachsen die Acten zu einer ungeheuren Grösse an. Die grossen Termine, die vielen Dilationes kommen auch dazu. Damit gehet zwar alles ordentlich, aber sehr langsam, zu nicht geringem Schaden der Partheyen. Kommet eine neue Instanz, oder die Sache wird verschickt; so müssen die Acten copiiret werden. Das kostet offt allein hundert und mehr Thaler. Jeder Bogen muß vidimiret werden; das kostet wieder etwas. Bey dem Reichs-Hofrath hat man vor einiger Zeit angefangen, in wichtigen Sachen deductiones drucken zu lassen. Das ist auch in gewisser Masse besser.

unpartheyischen Rath zu geben geschickt ist, der auch selbst arbeiten und zur Besserung der verfallenen Justiz Hand anlegen mag. Ja es scheinet fast, daß dieses Werk zu denjenigen Verderbnissen und Uebeln unserer Zeiten gehöre, deren Heilung mehr zu wünschen als zu hoffen stehet: ob schon an vielerley guten Vorschlägen und Entwürffen kein Mangel erscheinet. (48) Ehe der vorige König in Frankreich Ludwig XIV. seinen Codicem promulgiren ließ, musten vorher allerhand Projecte zu Abkürzung der Processe gemachet und übergeben werden. Aus diesen hat hernach Colbert nebst andern Königlichen Ministern das beste genommen und dem Könige vorgetragen. Denn wenn das gerichtliche Verfahren vernünfftig eingerichtet und alle Weitläufftigkeiten abgeschnitten werden sollen; so müssen allerdings die Gesetze selbst darnach klüglich eingerichtet werden, und damit überein kommen. Im Jahr 1725. hat in Paris der *Abbé de Saint-Pierre*, ein Mann, der sich auch sonsten durch allerhand kleine politische Schrifften bekannt gemachet, (49) ein Werkgen ans Licht gestellet, unter dem Titel: Memoire pour diminuer le nombre des Procés. Von diesem Buch hatte ich mir anfänglich viel versprochen: nachdem ich es aber genauer angesehen, habe ich gefunden, daß der Verfasser ein Mann sey, der den Abstractionen sehr ergeben ist, und daß er also auch in erstbesagten Entwurff ziemlich chimärisch verfahren. Zwar zu Anfang gehet er demonstrativisch, und zeiget nicht nur überhaupt, wie viel einem Staat daran gelegen sey, daß die Anzahl der gerichtlichen Zänkereyen vermindert werde; denn das weiß und begreifft ohnedem ein jeder: sondern auch in einzeln Exempeln, was das viele proceßiren einem Lande für Schaden bringe. Ja, er hat ausgerechnet, wie viel Leute nur in Frankreich allein von der Justiz leben; wie viele Avocats, Procureurs, Solliciteurs, Secretaires, Notaires, Clercs, Juges, und dergleichen, sich davon nähren: da denn eine Anzahl von mehr als hundert tausend Menschen, und also eine ganze Armee heraus kommet. In so weit haben mir des

(48) Von kluger Bestellung der Justiz kan man, unter andern, schöne und merkwürdige Gedanken lesen in des Johann Witts politischen Gründen und Maximen der Republiken Holland und Westfrieslands, im XXV. Cap. des I. Theils, p. 103. seqq. conf. *Gundling.* prud. civ. cap. X. §. XXIV.

(49) Insbesondere ist dessen Buch *de Senatu gentium* berühmt, wider welches der junge Huldenberg, ein Sohn des ehemahligen Honoverischen Ministers bey dem Reichs-Convent zu Regenspurg, disputiret, und gewiesen hat, daß es eine Chimäre sey. [* Der eigentliche Titel dieser Widerlegungs-Schrifft ist dieser: *Georgii Ludou. Erasmi ab Huldenberg* dissertatio de æquilibrii alioque legali iuris gentium arbitrio in gentium controuersiis pacis tuendæ causa interposito. Helmst. 1720. Das Buch aber de Senatu gentium ist also betitelt: Abregé du Projet de Paix perpetuelle, inventé par le Roi Henri le Grand. Aproprié à l'Etat present des Affaires generales d'Europe. Par l'Abbé *de St. Pierre.* Rotterd. 1719. 8v.]

Abts St. Pierre Gedanken und Anmerkungen sehr wohl gefallen. Nur irret er sich, daß er meynet, es sey alles an den Gesetzen gelegen, und durch deren Einrichtung allein könnten die Processe abgekürzet werden: denn das ist hier das allerwenigste. So viel ist wahr, daß die Verbesserung des Justizwesens weder den Richtern noch den Advocaten allein dürfe überlassen und anvertrauet werden. Derowegen hat er den Vorschlag gethan, daß man ein eigenes Collegium oder Concilium anrichten sollte, worinnen berathschlaget und untersuchet würde, was für Gesetze in ein oder andern Stücken einer Aenderung bedürfften; welche wieder einzuführen oder von neuem zu bestättigen wären; was zu weitläufftigen Ausflüchten und unnöthigen Umschweiffen Gelegenheit gäbe; was die Processe verzögere, und dergleichen. (50) Es müsten aber in ein solches Collegium wackere, ehrliche, verständige und politische Leute genommen werden, nicht solche, die von Processen leben müssen, keine Advocaten, welche alles nach ihrer tritura fori einzurichten gewohnt seynd, und lauter neue Auslegungen nach ihrem Nutzen machen. Denn das ist eben gemeiniglich der Fehler an den Höfen, wo man auf die Verbesserung des Justizwesens gedenket, daß man Leute deshalben zu Rath ziehet, und brauchet, welche doch selbst von dem proceßiren ihren Gewinst haben; eigennützige Richter und Advocaten, die nichts als ihren Schlendrian wissen. Wie wollen dergleichen Personen etwas gutes und heilsames zu Verminderung der Processe rathen. Das ist eben der Hauptfehler an des Abts de St. Pierre Vorschlag, daß er nicht gesehen hat, daß vor allen Dingen sowohl das Richter-Amt als auch die Advocatur also reguliret werden müsse, daß weder Richter noch Advocaten von den Partheyen Geld gewinnen können. Wiewohl es fast scheinet, als wenn der gute Abt solches mit Fleiß nur im Sinne behalten, und sich nicht getrauet habe, es öffentlich zu schreiben, aus der Ursache, weil eben in Frankreich die Aemter verkaufft werden. Er hat ohnehin schon ehedem Verdruß gehabt, da er unter dem Regenten einmahl in die Bastille gesetzet worden, weil er zu frey geschrieben hatte. Daher machet er ein anderes Project und meynet, man solle bey Conferirung der öffentlichen Ehrenämter auf solche Personen sehen, welche nicht allein die erforderliche Geld-Summe zu erlegen

(50) Insbesondere auch müste in einem solchen Collegio darüber deliberiret werden, wie die Einkünffte oder das Vermögen der Unterthanen im Lande zu vermehren seyen? Denn es ist wunderlich, daß man alle Consilia nur dahin anträget, wie der Fürst seine Revenüen vermehren könne, und niemand sagt, woher das Volk Geld erwerben solle. So lange die Unterthanen was haben, gehet es gut: Wenn sie aber nackend und ausgesogen seynd, wo will der Fürst, was zu seiner Unterhaltung gehöret, hernehmen?

gen im Stande wären, sondern auch alle zu demselben Amte nöthige Geschicklichkeit und Wissenschafft hätten. Allein das ist eine pure Abstraction. Denn wie? Wenn diejenigen, welche befördert werden, zwar geschickt genug, dabey aber schlimm und lasterhafft seynd; so hilfft ja alle ihre Geschicklichkeit und Erfahrung nichts. Oder, es bewerben sich, zum Exempel, zween Männer von gleicher Geschicklichkeit um eine Stelle; der eine ist zugleich ein ehrlicher tugendhaffter Mann; der andere hingegen bey aller seiner Geschicklichkeit ein Schalk und Bösewicht. Gesetzt nun, der letzte bietet auf den Dienst funfzig Thaler mehr als der erste, so wird er ausser Zweiffel durchdringen, und der erste, ungeachtet er nicht nur gleiche Geschicklichkeit, sondern auch Ehrlichkeit dabey und vor jenem voraus hat, hintan stehen müssen. Die Chineser haben mir in diesem Stücke am besten gefallen; denn bey ihnen ist nach den Lehrsätzen ihres Philosophi, des Confucii, kein einziges öffentliches Amt, bey welchem jemand einen Gewinnst machen könnte. (51)

Das zehnte Capitel,

Von der Klugheit in Straffen und Belohnungen.

I.

Von der Nothwendigkeit, Absicht, Proportion und Verschiedenheit der Straffen, nach

Wenn die Menschen weise wären, würden sie den Gesetzen, welche zugleich unterrichten und dräuen, ungezwungen nachkommen. Das seynd sie aber nicht. Deswegen muß der Fürst seinen Drohungen Krafft geben: deswegen träget er das Schwerd nicht umsonst, oder nur vor die lange Weile; sondern zu dem Ende, damit er würklich denjenigen Furcht und Schrecken einjage, welche inskünfftige

(51) Der P. *Couplet* zu Paris hat im Jahr 1687. mit Beyhülffe einiger andern Jesuiten, eine Sammlung von den Schrifften und Lehr-Sätzen des obengedachten Confucii in einem Folianten an das Licht gestellet. Thomasius hat in seinen Monats-Gesprächen vom Jahr 1689. p. 799. seqq. eine schlechte Vorstellung von diesem Werke gemachet, und gemeynet, die Sätze des Chinesischen Weltweisen connectirten nicht wohl. Deswegen habe ich sonsten auch nicht viel darauf gehalten. Nachdem ich aber das Buch selbst eingesehen, habe ich befunden, daß viele herrliche Sachen darinnen stehen, die man sehr wohl sich zu Nutze machen und hernach für sich in Ordnung bringen und connectiren kan. Genug, daß man die Grundsätze von der ganzen Regierung der Chineser siehet.

den Regeln der Klugheit.

tige zu sündigen sich unterstehen mögten. (1) Denn, eigentlich zu reden, werden die Unterthanen nicht um ihrer eigenen Besserung willen gestraffet; sonderlich wenn es eine Lebensstraffe ist: sondern damit das Aergerniß weggenommen werde, und die Lust böses zu thun andere nicht zu eben solchem Laster verleite. (2) Es werden nicht sowohl die vergangenen Verbrechen gestrafft, als vielmehr die zukünfftigen vermittelst der Straffen verhütet. Wenn aber der Fürst nur um deswillen straffet, daß die Unterthanen seine Gewalt sehen und vor ihn erzittern sollen; so handelt er unvernünfftig, und wird ein Pedant, ein mürrischer Schulmeister, ein plagosus orbilius, der den Backel oder die Ruthe in die Hand nimmet, die Kinder damit zu erschröcken und seine Autorität zu zeigen. (3) Denn die Pedanterey ist nicht nur bey Gelehrten ein gemeiner Fehler; sondern auch gar offt bey grossen Herren, bey Staats-Ministern und Hofleuten. Grosse Herren thun nicht wohl, wenn sie immerdar Falten machen, oder streng und scharf verfahren, sondern viel klüger, wenn sie Gnade und Gelindigkeit vorwalten lassen: doch auch nicht allezeit. Denn bißweilen ist Gelindigkeit eben so schädlich als Grausamkeit, oder als allzugrosse Schärfe in Exequirung der Straffen. Derowegen muß ein vernünfftiger Regent bey den Straffen den Entzweck derselben beständig vor Augen

(1) Ein Regent muß nicht nur Gesetze geben, sondern auch stracks darüber halten, sintemahl ein Gesetz ohne Straffe so viel als kein Gesetz ist. Er ist schuldig, die Verbrecher zu straffen, und es stehet nicht in seinem Belieben, ohne hinlängliche Ursache zu dispensiren. Und ob er gleich, wenn er solches thut, in der Welt von keinem Menschen deshalben kan zur Verantwortung gezogen werden: so hat er doch GOtt dafür Rechenschafft zu geben. Ja er handelt auch unklug, und machet, daß die Unterthanen murren, und einen Haß gegen ihn bekommen. Die Pflicht und Obliegenheit des Fürsten, die Verbrecher zu bestraffen, gründet sich darauf: Er hat den Unterthanen Sicherheit versprochen: Wenn nun aber die Straffen aufhören, so haben auch die Unterthanen keine Sicherheit mehr; und folglich hält sodann der Fürst nicht, wozu er doch sich verbunden hat. Man sollte billig in aller Regenten Zimmer schreiben, daß sie des Volks wegen seyen, und nicht das Volk ihrentwegen.

(2) Diesen Gedanken findet man auch in einem alten Französischen Büchlein, welches unter Ludwig XIII., zu welcher Zeit die politischen Studien in Frankreich am meisten floriret, geschrieben worden, unter dem Titel, *Le Conseiller d'Etat*. Im XXIII. Capitel des ersten Theils heißt es also: Aussi est-il certain, que les peines establies par les Loix, le sont plus pour le scandale, que pour le crime, duquel Dieu est le principal vengeur, & non pas tant pour punir le delit passé, que pour donner terreur aux meschans à l'advenir, par la rigueur du suplice, de ne commettre la mesme faute.

(3) Wer andere straffet, blos um sein Müthlein zu kühlen, und seinen Zorn auszulassen, der handelt gleich einem rasenden. Rachgier soll bey Regenten nicht Platz finden. Die Drohworte, Quos ego, welche der Neptunus beym Virgilio im Zorn ausgestossen, seynd einem Fürsten nicht wohl anständig. Sed motos præstat componere fluctus. Er soll ungerne ans straffen kommen, aber gleichwohl seiner Schuldigkeit nach straffen.

gen haben, das ist, die Wohlfahrt und den Nutzen des gemeinen Wesens. Je mehr Schaden das gemeine Wesen bey diesem oder jenem Verbrechen seiner Bürger leidet, je grösser muß die Straffe seyn: und je geringer der Schaden ist, je geringer soll auch die Straffe seyn. Darum muß hierinnen ein kluger Regent eine Proportion (4) in Acht nehmen und die Verbrechen nicht mit solcher Schärfe ansehen, wie Draco, von dessen Gesetzen man gesagt hat, daß sie mit Blut geschrieben wären. Die Rechtsgelehrten und Richter hingegen haben weiter keine Proportion bey Dictirung der Straffen zu beobachten, als in soferne selbige in den Gesetzen ausgedrucket und determiniret seynd. (5) Es heist aber hier die Proportion nichts anders, als die Erwägung oder Abmessung der Unruhe und Verwirrung des Staats, imgleichen des Schmerzens oder der Empfindung, so diesem oder jenem Verbrechen in dem Gesetze gedrohet wird. Warum straffet man, zum Exempel, das Verbrechen der beleidigten Majestät und der Verrätherey so scharf? Deswegen, weil Aufruhr und Empörung den ganzen Staat auf einmahl umstürzet, wie ein Erdbeben, wie eine Mine. Das, was die Republic zusammen hält, wird durch besagtes abscheuliche Laster gänzlich zerrissen. Die falschen Münzer straffet man mit dem Feuer, weil, wenn das Geld verfälschet

(4) Wenn man einzig und allein die Macht Gesetze zu geben ansiehet, so hat freylich der Fürst nicht Ursache eine Proportion zwischen dem Verbrechen und der Straffe zu beobachten. Genug, wenn das Gesetz ist gebrochen worden. Folglich kan nach dem strengen Rechte der Fürst Straffen setzen, welche er will. Die Theologi haben hierinnen recht, wenn sie bey dem Fall der ersten Eltern sagen, es sey unnöthig, auf die Proportion der Sünde und der darauf erfolgten Straffe zu sehen; sondern genug, daß bey der Uebertretung eine Verachtung GOttes und seines Gebots gewesen. Wer kan ausrechnen, welche Verachtung grösser, und welche geringer sey? Daher meynten die Stoiker, als strenge Moralisten, eine jede Sünde sey eine Abweichung von dem, was recht ist, und eine Abweichung sey und bleibe eine Abweichung, wenn sie auch noch so gering wäre. An und vor sich ist auch die Sache richtig. Das Natur und Völker Recht lehret es nicht anderst. Bey der Miliz seynd auch die harten Straffen bekannt, die offt die sonst gewöhnliche Proportion gar nicht haben. Der Unterthan darf von Rechtswegen sich über die Schärfe der Straffen nicht beschweren. Wem solche nicht anstehet, der mag sich fortpacken, oder das sündigen lassen. Allein hier in der Staats-Lehre sehen wir nicht darauf, was erlaubt, sondern was nützlich, was der Klugheit gemäß sey, was keine Gelegenheit zu Unruhen und Tumulten gebe. Denn die Unterthanen seynd wie wilde Thiere, wie Spreu. Wenn jemand kommet, der das Volk anreitzet, so stehet es auf. Wenn ein Wind, ein Demagogus, darein bläset, so gehet die Spreu durch einander, und machet einen Sturm in der ganzen Republic.

(5) Dieses ist wider die gar zu barmherzigen Juristen zu merken, die sich bey Dictirung gewisser Straffen ein Gewissen machen. Der Richter hat ja die Straffe nicht gesetzet, sondern der Gesetz-Geber. Ist aber einer so zärtlich und scrupulös, so muß er kein Richter werden.

schet wird, Handel und Wandel zerrüttet und dadurch alle Unterthanen unglücklich gemachet werden, indem sie vor ihr Geld, womit sie seynd betrogen worden, daß sie es für gültig eingenommen, bey auswärtigen nichts mehr bekommen können. Die Laster, welche der Mensch mit seiner Zunge begehet, Trunkenheit und Unmäßigkeit, die fleischlichen Verbrechen, seynd zwar vor GOtt eben so schlimm als Mord und Todschlag, als Rauben und Stehlen: Unter den Menschen aber werden selbige billig gelinder gestraffet. (6) Da muß eine Proportion gehalten und erwogen werden, wie groß eine Missethat sey, und wie viel das gemeine Wesen darunter leide: Da zehlet und misset man nach sothanem Verhältnisse aus, wie groß und stark die Straffe seyn müsse. Was GOtt in der Jüdischen Republic dieserwegen verordnet hat, wo viele Verbrechen härter, viele auch gelinder bestraffet wurden als bey uns, das gehöret nicht zu gegenwärtiger Frage. Es scheinet bißweilen, als ob in einigen Gesetzen die Proportion zwischen einer Missethat und der Straffe überschritten worden: Allein es werden auch nicht selten gewisse Verbrechen

(6) Wer könnte, z. E. nach der Politic billigen, wenn ein Fürst einen Kerl, der sich etwa mit andern seines gleichen herumgeschlagen, oder sich vollgetrunken hätte, mit dem Tode straffen wollte? Man muß auf die Verachtung sehen, die ein Uebertreter gegen den Regenten und dessen Gesetze hat. Mancher thut etwas, nicht aus Verachtung, sondern aus Trunkenheit, Uebereilung, Verführung von andern, u. s. w. Sæpe etiam fatua causa excusat a dolo. Man muß imgleichen auf die Wiederhohlung der Verbrechen und die schon vorher gegangene Straffen Acht geben. Also wird täglich gesprochen, daß, zum Exempel, ein schon offtmahls wiederholter und gestraffter, obwohl an sich geringer Diebstahl, mit dem Strang zu bestraffen sey. Der Fürst muß nicht von sich spüren lassen, daß er ein Vergnügen an der Straffe seiner Unterthanen habe. Er muß verhüten, daß ihn das Volk nicht grausam nenne. Wer wollte wegen aller unkeuschen oder unmäßigen Leute Feuer speyen? Solche Laster seynd zwar schändlich genug; doch von der Art, daß deren Bestraffung den Lehrern auf den Canzeln zu überlassen. Der Nutze des Staats wird dadurch nicht auf eine merkliche Ort angegriffen. Darüber muß der Fürst nicht gleich eifern, wenn ein kleines Wölkgen in der Republic entstehet, wenn ein kleines Steingen in den sonst hellen Fluß fället. Das aber, was eine grosse Bewegung in dem gemeinen Wesen verursachet, verbietet er billig. Mit Stumpf und Stiel kan er nicht alles ausrotten. Vitia erunt donec homines. Ein grosser Herr, der sich von den Zeloten einnehmen lässet, setzet seine Ehre und Ansehen in Gefahr; denn es wird nichts draus. Allzu scharf machet schartig, sagt der Deutsche. Die Leute lachen den Fürsten nur aus, wenn dessen Straffen keine Würkung haben. Sie merken des Fürsten Schwachheit. Und sobald dieses geschiehet, ist es mit desselben Autorität gethan. Im Gegentheil muß auch ein Herr nicht zu furchtsam, sondern herzhafft und wachsam seyn. Er muß Spionen haben, und alles wissen, was unter seinen Unterthanen vorgehet. Man kan, wenn man es recht angreifft, Bären und Löwen bezwingen: Also auch das Volk, ob es schon einem unbändigen Thier gleich ist. Es ist Thorheit, wenn ein Fürst meynet, er wolle mit allen säuberlich verfahren, oder es allen recht machen. Er mag thun, was er will, so wird er doch allezeit Schlangen und Feinde im Busen hegen.

chen von Tag zu Tag häuffiger, und diese Häuffung und Frequenz beunruhiget die Republic: Daher werden wegen sothaner Beunruhigung der Republic die Bürger hart bestraffet. Man setzet ihnen eine sichtbare Straffe entgegen, damit nicht ihre verkehrte Gemüths-Bewegungen in äusserliche Handlungen, welche die Menschen allezeit in ihrer Gewalt haben, ausbrechen. Der berühmte Holländische Rechtsgelehrte Gerhard Noodt, wie auch der Baselische Theologus, Samuel Werenfels, (7) sagen, man mache insgemein einen grossen Lermen von der Blasphemie oder Gotteslästerung; zum Exempel, wenn ein Jud Christum lästert; wenn ein Heyd unsere Religion verunehret; wenn ein Protestant auf die heilige Mariam schimpfet: Man denke auf allerhand grausame Straffen: Es sey aber eine andere Frage, ob nicht die Blasphemie an sich und vor GOtt eine schreckliche Sünde sey? (denn das leugnet niemand; ja es ist solches Laster eine Art einer Rebellion wider GOtt) Und wieder eine andere, ob man die Gotteslästerung vor menschlichen Gerichten so entsetzlich bestraffen solle, und ob sothanes Verbrechen einen so gar grossen Einfluß in den Staat habe? Gemeiniglich geschiehet das Gotteslästern im hefftigen Zorn, in der Trunkenheit, oder bey Empfindung eines unerträglichen Schmerzens. Saget man bey dergleichen Umständen einem Kerl, der ohnedem wenig Religion hat, etwas von göttlichen Dingen vor, so wird er leichtlich ungedultig, und stösset gottlose Reden aus. Darum ist eben nicht nöthig, daß man alsbald dem Lästerer die Zunge aus dem Halse schneide, oder ihn aufhänge; sondern es ist genug, wenn er um des andern Menschen gegebenen Aergernisses willen, abgesondert, und allenfalls des Landes verwiesen wird. Dergleichen Laster müssen den göttlichen Gerichten überlassen werden. Wir in dieser Welt bestraffen nur diejenigen Uebelthaten, welche das gemeine Wesen angehen, und in so ferne die Wohlfarth desselben solches erfordert. Durch menschliche Straffen wird doch kein Verbrechen abgewäschen, gebüsset, oder ausgesühnet; (8) sonst müste man keine einzige Sünde ungestrafft hingehen lassen. Durch die Verbrechen der Bürger leidet der Staat bald mehr, bald weniger; und nach dieser Absicht müssen die Straffen und deren Proportion eingerichtet werden. Wo man demnach den Nutzen des gemei-

(7) Noodts Meynung hievon stehet in seiner Abhandlung de religione ab imperio jure gentium libera; Werenfels aber hat de blasphemia eine besondere Dissertation geschrieben, welche unter seinen zusammen gedruckten Opusculis befindlich ist.

(8) Dieses ist sonderlich wider viele Priester und Zelanten zu merken, welche haben wollen, daß die Obrigkeit alle Verbrechen ohne Unterschied bestraffen solle. S. was hievon im letzten §. des VIII. Cap. allbereits erinnert worden.

gemeinen Wesens nur mehr verringern würde, da muß man das Verbrechen nebst der Straffe dißimuliren. (9) Der Regent muß sich stellen, als ob er es gar nicht gemerket habe, oder solches seiner Aufmerksamkeit nicht würdig achte; nicht aber so, als wenn er nicht Macht genug hätte es zu ahnden, weil er sonst verächtlich wird. Die Venetianer sagen: Wir wissen wohl, daß es Hurenhäuser in unserer Stadt giebt; aber wir wollen mit Fleiß nicht wissen, wo sie eigentlich seyen. (10) Es wird erzehlet, man habe einmahl auf Angeben der Pfaffen alle öffentliche Huren aus Venedig geschaffet: weil aber hernach kein ehrbares Frauenzimmer mehr sicher gewesen, habe man die Filles de joye ordentlich wieder zurück ruffen müssen. Man kan nicht alle Laster und Unordnungen auf einmahl abstellen. Man muß manches dulten bis die Zeit kommet, es von Grund aus zu heben, oder wenigstens einzuschränken. Deswegen billiget man dergleichen Sünden nicht. Laster bleiben Laster und seynd an sich alle abscheulich: aber ein gar zu hitziges Regiment verbrennet die Welt und machet darum die Leute doch nicht besser. Vieles lässet sich nur nach und nach, und Schritt vor Schritt mindern oder gar aufheben. Hernach giebt es auch verborgene oder solche Laster, deren Möglichkeit und Würklichkeit noch in Zweiffel gezogen werden kan; bey welcher Verfolgung also um so mehr Behutsamkeit nöthig ist. Dahin gehöret, nach einiger Meynung, die Hexerey. Es seynd zwar viele Leute in der Republic, die gerne hexen wollen, wenn es auch gleich an sich etwas unmögliches wäre, und die deswegen in Inquisition könnten gezogen wer-

(9) Unter der Regierung Kayser Carls V. entstund in Neapel ein Tumult, eben da der Kayser abwesend und in Spanien war. Wenn Carl damahls hätte die Schärfe brauchen wollen, wäre der Tumult noch grösser geworden, oder die Neopolitaner hätten das Joch gar abgeschüttelt. Die Franzosen waren in der Nähe; es wurde bereits eine Flotte ausgerüstet. Dahero setzte Carl seinen Vice Re ab, die Rädelsführer des Tumults hingegen belohnte er. Es war aber sein Ernst nicht. Inzwischen erhielt er dadurch seinen Zweck. Denn die Aufrührer legten die Waffen alsbald nieder und bewunderten die Clemenz des Kayserś: die Seinigen rebellirten ohne dem nicht. Damit war der Aufruhr gestillet. Es kommen öffters Fälle, da nach den Regeln der Staatsklugheit eine General-Amnestie oder ein General-Pardon ertheilet werden muß. David dißimulirte vieles gegen den Joab, hinterließ aber davor die Rache seinem Sohne. Denn ein Regent findet schon mit der Zeit Gelegenheit, den groſſen Häuptern an den Hals zu kommen. Tarditas supplicii grauitate compensatur. Es ist auch das keine Morale relachée: Denn der Nutze des Staats erfordert es nicht anderst. Der Fürst will ja den Staat regieren und erhalten, nicht aber umstürzen.

(10) Man findet davon mehr Nachricht in des Mr. *de Saint-Disdier*, welcher bey der Negotiation zu Niemwegen, sonst aber Secretarius bey der Französischen Gesandschafft zu Venedig gewesen, Beschreibung de la Ville & Republique de Venise Part. III. p. 330. seqq. [* Wiewohl nicht alle Umstände mit der obigen Gundlingischen Erzehlung übereinkommen.]

werden: allein weil gar viel dabey zu bedenken ist, so übersiehet man lieber dergleichen Verbrechen, und erspahret dadurch die vielen Hexen-Processe. (11) Endlich, wenn der Regent straffen will, geschiehet solches entweder öffentlich und mit Gewalt, oder heimlich und unvermerkt; denn wo das erstere sich nicht wohl schicket, da brauchet man das letztere. Tiberius, bey welchem, wie Amelot saget, eine Mischung von Klugheit und Arglistigkeit war, hatte die Art, daß er bald diesen bald jenen unter dem Schein einer Ehre entfernete und fortschickete. Das thut man auch noch biß auf den heutigen Tag. Denn das ist vor manchen, der gerne bey Hofe oder in der Residenz geblieben wäre, Züchtigung genug, wenn er in weit entlegene Lande zu gehen befehliget wird, oder an schlechten Orten leben muß, wo keine vornehme Leute seynd. Dem Grafen Rabutin Bussi, welcher Französischer General-Lieutenant und des Hoflebens gewohnt gewesen, ist es blutsauer angekommen, im exilio zu leben, wie man aus dessen eigenem Traité des adversités deutlich sehen kan. Der Ostracismus bey den Atheniensern, wodurch mancher grosse und ansehnliche Mann zu Vermeydung grössern Hasses und Neides verjagt wurde, gehöret auch zu denen Straffen per indirectum. (12) Grosse Herren suchen offt diejenigen, so ihnen gefährlich, dabey aber mächtig seynd, mit List in die Falle zu locken. Vor der grossen Revolution in Portugall merkten die Spanier wohl, daß der Herzog von Braganza derjenige wäre, vor dem sie sich am meisten zu fürchten hätten: dannenhero hätten sie ihn gerne ins Gefängniß gesetzet. Sie verstellten aber ihre Absicht. Der Comte Duc d'Olivarez, als damahliger Premier-Ministre des Königs in Spanien, schrieb an gedachten Herzog, und gab vor, der König brauchte einen tüchtigen Admiral, und weil er, der Herzog von Braganza, den Krieg wohl verstünde, so sollte er sich an die Seeküsten verfügen. Heimlich

(11) *Bayle* saget, es wäre ein glücklicher Irrthum, (wo es anderst ein Irrthum ist) wenn die Leute glaubeten, es gäbe keine Hexerey: denn so würde sich niemand darauf legen, es mag nun die Sache an sich richtig seyn oder nicht. conf. *Gundling.* prud. ciu. cap. XI. §. XXII. p. 142.

(12) Von dieser Athenienſischen Strasse hat der Danzigische Professor Sutorius eine gelehrte Dissertation geschrieben. *Arnoldus Clapmarius*, ehemaliger Professor polit. zu Altorff, ein geschickter Mann, (von dem man auch das Nobile Triennium hat, darinnen er weiset, wie ein junger von Adel in drey Jahren alle ihm nöthige Wissenschaffen erlernen solle) hat hievon auch etwas in seiner Abhandlung de arcanis rerumpublicarum Lib. IV. cap. XVII. imgleichen *Christoph. Forstner.* in notis polit. ad Tacitum Lib. II. Annal. cap. XLII. Forstner war Canzley-Rath beym Herzog von Würtemberg zu Mömpelgard, ein durch ganz Deutschland hochberühmter Mann. Die vornehmsten Studenten von Straßburg giengen zu ihm und liessen sich ad praxin einleiten. Der Herzog Augustus von Braunschweig ist auch von Straßburg zu diesem Forstner gereiset, und hat bey ihm seine Wohnung genommen.

aber war Befehl gegeben, ihn, wenn er ankäme, gefangen nach Cadix zu bringen, und von dar nach Madrit zu schicken. Allein derselbe entschuldigte sich und wandte vor, er habe nicht Geld genug, den erforderlichen Staat zu formiren. Worauf ihm Olivarez alsobald 20000. Duplonen zuschickete, um ihm auch diesen Prätext zu benehmen. Allein er war doch zu schlau und nahm das Erbieten der Spanier nicht an.

II.

Ob und in welchen Fällen die Straffen an den Verbrechern heimlich oder öffentlich zu vollstrecken.

Wenn böse, gefährliche Leute, welche den Tod verdienet haben, aus dem Weg geräumet werden sollen, so ist eben nicht allezeit nöthig, daß es öffentlich geschehe, sondern es können bißweilen die Straffen heimlich vollstrecket werden. Zum Exempel, es hat einer conspiriret oder rebelliret, und ist seines Verbrechens überwiesen: Muß er denn deswegen öffentlich auf dem Gerüste sterben? Zwar was nicht auf dem Richtplatz geschiehet, das halten die meisten Leute für keine Straffe: (13) Allein man kan nach der Staatsklugheit nicht allemahl die Execution im Angesicht des ganzen Volks vornehmen. Darum hat man es dem Herzog von Alba für einen Staatsfehler ausgeleget, daß er den beeden Niederländischen Herren, dem Grafen Lamoral von Egmond, und dem von Horn auf öffentlichem Gerüste zu Brüssel die Köpfe abschlagen lassen. Das ganze Volk wurde zum Mitleiden beweget, und ganz schwürig. Es blieb ein Murren und ein allgemeines Mißvergnügen in Brüssel. (14) Wenn wir auch setzen, daß gedachte beede Herren die Todes-Straffe verdienet gehabt, so wäre es doch klüglicher gehandelt gewesen, wenn man sie heimlich hinrichten lassen oder unter dem Schein einer Ehre aus den Niederlanden weggeschaffet hätte. Heinrich VIII. König von Engelland, ließ zwo von seinen Gemahlinnen, nemlich die Anna von Boulen, und die Catharina von Howard auf öffentlichem Richtplatz enthaupten. Wenn es

(13) Das wuste jener Vice Ré von Neapel wohl, der einer vornehmen Dame, die ihn bat, daß er doch ihren Gemahl nicht öffentlich mögte hinrichten lassen, und deswegen eine grosse Summe Geldes anbot, zur Antwort gab: Es könne nicht anderst seyn, die Execution müsse öffentlich geschehen, weil es sonst die Leute für keine Straffe halten würden. [* Es war der Spanische Vice Ré in Sicilien, *Juan de Vega*; und die Antwort, welche derselbe einer Dame, die mit einer Summe von 100000. Ducaten die öffentliche Hinrichtung ihres Mannes gerne abkauffen wollte, gegeben, lautete eigentlich also: *La Justitia non tiene lugar, si no se haze en su lugar*: das ist: die Justiz findet nicht Platz, wo sie nicht an ihrem gehörigen Platz vollstrecket wird. S. *Gracian.* im XXX. Discurs seines Tractats de l'Agudeza (d. i. von der Scharfsinnigkeit) conf. *Reinhard.* in theatr. prud. elegant. p. 1286.]

(14) *Aubery* in seinen Memoires de Hollande p. 32. urtheilet von der scharfen Execution obgedachter beeden Grafen also: On peut dire, que leur mort a causé la perte des Païs-Bas à l'Espagne; tant ces Seigneurs étoient aimez & estimez. S. imgleichen *Boccalini* in den Ragguagli di Parnaso Cent. II. c. XLIV.

es auch ausgemacht wäre, daß selbige Ehebruch getrieben hätten, so hätte gleichwohl die Straffe nicht so öffentlich vollstrecket werden sollen, wegen der greulichen Impreßion, die dadurch nothwendig entstehen müssen. Die Weiber und das ganze Volk in Engelland murreten darüber. Ein jeder Lord erschrack. Niemand wollte dem König mehr eine Frau geben. Wie denn derselbe überhaupt ein närrischer, wunderlicher, visirlicher Heinrich war. Luther hat, wiewohl mit Verletzung des Wohlstandes, ihn schon so genennet, da er noch lebte. Die Königin Elisabeth ließ der Königin Maria von Schottland den Kopf abschlagen: deswegen ist sie von allen, so wohl Englischen als auswertigen Scribenten getadelt worden. Die gemeinen Leute werden fast allezeit zum Mitleiden bewogen, wenn Personen von hoher Geburt öffentlich sterben sollen. Sie denken immer, selbige seyen unschuldig, und der Regent, als der mächtigere, zu rachgierig gewesen. (15)

III.

Wie nöthig es sey, bey Bestraffungen die rechte Zeit und andere Umstände zu beobachten.

Bey Vollstreckung der Straffen erfordert ferner die Klugheit, daß die rechte Zeit und Gelegenheit in Acht genommen werde. (16) Also schicket sichs nicht, wenn ein grosser Herr an Festtagen, oder zu der Zeit, da das Volk in Fröhlichkeit begriffen ist, scharfe Executionen vornehmen lässet. (17) Darum hat man fast bey allen Völkern die Uebelthäter entweder vor einfallenden Festen zur Straffe gezogen, oder sie auf das Fest gar losgelassen. (18) Denn der Pöbel wird verdrießlich und ungehalten, wenn ihnen der Fürst ihre Freude störet. Ein anders ist es, wo es die Noth erfordert; denn dergleichen Fälle gehören zu den Ausnahmen. Fridericus Barbarossa muste wider seinen Willen und aus Noth, sogar an seinem Krönungs-Tage eine Execution verrichten lassen. (19)

(15) vid. *Gundling.* singular. ad Legem majestatis p. 235.

(16) *Ioach. Zeuecotius* in obseruationibus politicis ad Florum zeiget gar artig, was das heisse, tempestiue punire, und daß man mit unzeitigen Straffen nur Uebel ärger mache.

(17) Tiberius wird deswegen mit Recht getadelt, daß ihm kein Tag zu heilig gewesen, da er nicht Leute zur Straffe ziehen lassen. *Suetonius* in Tib. c. LXI. schreibet hievon also: Sigillatim crudeliter facta ejus exequi longum est: generatim velut exemplaria saeuitiae enumerare satierit. Nullus a poena hominum cessavit dies: ne religiosus quidem ac sacer. Animaduersum in quosdam ineunte anno nouo: &c. Uno gleichwohl kunte Tiberius, was er selbst gethan, an andern nicht dulten. v. *Tacit.* Annal. IV. c. XXXVI.

(18) *Grotius* ad Matth. c. XXVII. v. 15. imgleichen *Wilhelm. Goesius* in Pilato iudice p. 49. haben dafür gehalten, diese Gewohnheit sey von den Römern herzuleiten. Andere schreiben selbige den Juden selbst zu. v. *Bynaeus* de morte Christi &c. conf. *Gundling.* prud. ciu. cap. XI. §. XXXVI. p. 147.

(19) Eben also ließ der Pabst Clemens VIII. zu Rom am Mariä Verkündigungs-

Bißweilen seynd die Umstände so beschaffen, daß die Execution geschwind ohne Proceß geschehen muß, wenn nur der Herr von der vollbrachten That genugsam überzeuget ist. Ordentlicher Weise sollen freylich die gewöhnlichen Formalien und Ceremonien auch nach den Regeln der Staatsklugheit nicht unterlassen werden; und zwar um des Volks willen, damit es nicht den Schein gewinne, als ob einer unverdienter Weise umgebracht worden. Denn der Pöbel ist allezeit dem schwächern geneigter als dem stärkern. Allein in ausserordentlichen besondern Fällen findet besagte Regel nicht Statt. (20) Noth hat kein Gebot. Lobkowiz stellte dem Kayser Leopold vor, wie er nicht wohl thun würde, wenn er dem Fürstenberg, der zu Cölln, (wo er nachmahls Coadjutor und endlich Cardinal geworden,) sehr schimpflich von dem Kayser gesprochen hatte, leben liesse. Darum rieth er, man sollte selbigem noch heute ohne Aufschub den Kopf abschlagen lassen: der Kayser aber zauderte und wollte nur biß morgen warten. Inzwischen langten ansehnliche Interceßionen ein; damit kam Fürstenberg wieder los, und machete hernach dem Kayser Händel genug. Mit dem Ragoczy gieng es nach der Zeit eben so. Wäre dieser gleich in der Stille massacriret worden, so hätte man des ganzen Kriegs überhoben seyn können. Der König in Spanien Philipp II. war in diesem Stücke klüger. Denn nachdem er seinen Sohn Don Carlos einmahl schuldig befunden, daß er wider ihn ein Complot gemachet hätte, so wurde ihm gerathen, selbigen in der Geschwindigkeit und heimlich aus dem Wege räumen zu lassen. Das geschahe auch, so daß niemand wuste, wo Don Carlos hingekommen wäre. Eben so machete es der Czaar Peter mit seinem Prinzen. Der Maréchal d'Ancre, der Wallenstein, die Ducs de Guise, und andere mehr, seynd gleichfalls Knall und Fall umgebracht worden. Wenn es die Zeit litte, sollten allerdings dergleichen Personen vorher gehöret werden: allein es lässet sich nicht allemahl wohl thun, und muß man bißweilen einen Coup d'Etat machen. Imgleichen ist nöthig, daß, wenn ein Tumult entstehet, und man etliche von

Fest einen aufrührischen Fuhrmann, nebst dreyen Bedienten des Cardinals Farnese, welche jenem zu Hülffe gekommen waren, ohne Verzug hinrichten; wie *Giorgio Pagliari* in seinen Osservationi über die fünf ersten Bücher der Annalium Taciti erzehlet. *v. Gundling*, l. c. §. XXXVII. [* conf. *Amelot.* not. polit. sur Tacit. Annal. L. IV. c. LXX. p. 378.]

(20) Unter andern hat dieses mit mehrern gezeiget *Arn. Clapmarius* de arcanis Rerumpublicarum lib. IV. cap. XII. Dieses Buch haben einige, weil sie es nicht recht eingesehen, für schlecht gehalten: aber es ist ein schönes Buch, und überall voll schöner Exempel aus der alten und neuen Historie. Joh. Christfried Sagittarius, ehemahliger General-Superintendent zu Altenburg, hat, als er noch in Jena war, vorbesagtes Werk von neuem auflegen lassen und Anmerkungen dazu gemachet.

von denen, welche sich dabey finden lassen, erhaschen kan, gleich einer oder etliche davon gehänget werden. So haben es die Holländer mehr als einmahl in Amsterdam gemachet. Sie liessen alsobald etliche oben zum Rathhauß heraushängen, da die andern unten noch immer tumultuireten. Denn dergleichen schleunige Executionen jagen dem unruhigen Pöbel solche Furcht und Schrecken ein, daß sich immittelst die meisten zerstreuen. Man kan auch in dergleichen Fällen mehr Anstalt vorkehren, die Aufruhr zu stillen.

IV.

Ob es rathsam sey, neue und ungewöhnliche Straffen einzuführen.

Bißweilen bedienet man sich besonderer, neuer, und sonst ungewöhnlicher Straffen. Daß ein Regent dergleichen Straffen verordnen könne, ist kein Zweiffel: aber davon ist hier die Rede nicht. Wenn man gleich in manchen Fällen sagen kan, der Delinquent verdiene eine ausserordentlich scharfe Straffe, damit ihm der Tod recht empfindlich werde; so fruchtet es doch nicht allezeit. Wenn der Fürst strenger ist als die Gesetze, so giebt er nicht selten Gelegenheit zum Aufruhr; ja er handelt in gewisser Maasse wider das Gesetz der Natur. (21) Er wird für grausam gehalten, nicht weil er straffet, sondern weil er zu scharf straffet. Denn warum hat er nicht vorher eine schärfere Straffe auf das Verbrechen gesetzet? (22) Vielleicht würde sich dadurch der Mensch haben abschrecken lassen. Die Verbrechen, so groß sie auch seynd, müssen nicht höher bestraffet werden als es in den Gesetzen ist determiniret worden: Sonst scheinet es, der Fürst wolle nur seinen Zorn und Rachgier auslassen. Lässet er aber dergleichen Affecten bey Gebung der Gesetze, oder Dictirung der Straffen blicken, so zeiget er, daß er nicht klug sey. Es ist also viel besser, bey den gewöhnlichen oder herkömmlichen Straffen zu bleiben: (23) Sonsten entstehet etwas paradoxes, eine wunderliche Neuerung, worüber die Unterthanen nachzudenken (24) Gelegen-

(21) S. *Hobbes* elem. philos. de ciue cap. XIII. §. XVI.

(22) Daher halten einige für gut, wenn gleich anfangs in den Gesetzen etwas scharffe und harte Straffen angedrohet werden, weil man selbige füglicher mildern als erhöhen kan. conf. *Gundling.* prud. ciu. cap. XI. §. XIX. p. 142.

(23) Das hat unter andern *Lipsius* in seiner Politic Lib. IV. cap. XI. §. 34. gar wohl erinnert. Videndum, spricht er, vt pœnæ sint e moribus receptoque ritu. Dieses bestärket er mit einem gleichlautenden Lehr-Satz aus dem Aristotele.

(24) Wenn die Unterthanen anfangen, über das gar zu strenge Verfahren ihres Herrn nachzudenken, und endlich auf die Meynung verfallen, daß derselbe ein Tyrann, ein Nero, ein Caligula sey; so gehorchen sie nur so lange, als der Regent Macht hat. Hat aber selbige einmahl abgenommen, und es zeiget sich etwa bey veränderten Um-

legenheit überkommen. Wir Deutschen haben in unsern Criminal-Gesetzen entsetzliche Straffen, welche auch dann und wann bey andern Völkern aus diesem fürchterlichen Reich der Deutschen eingeführet worden seynd, wie man in den Geschichten findet. (25) So offt man aber wahrnimmt, daß aus einem andern Reich etwas neues eingeführet werde, so kommet solches den Leuten fremd, seltsam, barbarisch und ungerecht vor. (26)

V.

Von Milderung und

Da ein Regent an dem Elend und Jammer seiner Unterthanen kein Vergnügen haben (27) soll, so folget, daß er lieber gelinder als schärfer straf-

Umständen ein Anführer, ein Aeolus, ein Demagogus, so bricht die Empörung aus, und das Volk bekümmert sich alsdenn nicht darum, ob es recht daran thue, oder nicht. Die Römischen heydnischen Kayser, welche die Christen mit neu ausgesonnenen Straffen und Martern beleget, haben sich damit bey ihren eignen Leuten verhaßt gemachet. Obgleich die Heyden meyneten, daß die Christen allerdings gestrafft werden müsten, so hatten sie doch Mitleiden mit ihnen, weil man ihrentwegen so viel neue Straffen erdachte. Jemehr aber die Christen verfolgt und gestrafft wurden, jemehr breitete sich die christliche Religion aus. S. *Lactantium* de mortibus persecutorum.

(25) *Janus Langlæus* in seinen Semestribus, (von welchem unvergleichlichen mit vielen besondern Anmerkungen angefülleten Buche fürnehmlich zwo Parisische Auflagen bekannt seynd, die erste in folio, und die andere in quarto, bey welcher letztern *Bernhardus Autumnus*, ein gelehrter JCtus zu Paris notas marginales hinzugefüget hat) erzehlet, daß viele Leute in Frankreich darüber gestutzet hätten, als unter Francisco I. der Italiänische Graf Sebastian Montecuculi, welcher den Dauphin mit Gifft vergeben hatte, mit vier Pferden zerrissen worden. Langlæus meynet auch, die Franzosen hätten sothane Art der Straffe ex formidabili Alemannorum Regno entlehnet. [* Es stehet dahin, ob die Meynung Langlæi, dessen hier angezogenes Werk dermahlen nicht bey Handen, ohne alle Ausnahme richtig sey. Denn es scheinet die vorberührte Art der Straffe in Frankreich weit älter und schon im VI. Jahrhundert üblich gewesen zu seyn. S. *Christoph. Adam. Rupert.* in obseruat. ad Florum, lib. I. cap. III. p. 97.]

(26) Cominäus erzehlet in seinen Memoires, (lib. VI. c. XII.) wie, als wie König Ludwig XI. so grosse Gefängnisse habe bauen und so grosse Ketten schmieden lassen, ganz Frankreich darüber erstaunet sey. Cominäus wurde hernach selbst in dergleichen Gefängniß gesetzet: Denn Ludwig XI. war ein wilder und argwöhnischer Herr.

(27) Es ist nichts verhaßter, als ein Regent, der schadenfroh ist. Wie König Heinrich VIII. in Engelland den Thomam Morum, den grossen Staats-Minister und Canzler unschuldiger Weise zum Tode verurtheilet, auch endlich es dahin gebracht hatte, daß die Lords ihre Einwilligung dazu gegeben, (wie denn die Englische Nation von Natur unbeständig und veränderlich ist) so soll der König sothaner Einwilligung wegen sich ordentlich bedankt haben, wie *Cherbury* und *Larrey* erzehlen. Daraus sahe man, daß der König eine böse Sache hatte, und an der Verdammung sein Vergnügen fande. Das hat bey der ganzen Nation in Engelland eine häßliche Impression gemachet. Wie auch Morus öffentlich hingerichtet wurde, fluchete das Volk dem König ins Gesicht. Es war auch König Heinrich in der That ein garstiger, wilder Herr,

Erlassung der Straffen.

straffen und sich ja nicht übereilen müsse. Dadurch wird er sich Liebe bey dem Volke machen. (28) Wenn bey den Chinesern ein Missethäter schon zum Tode verdammet ist, so wird gleichwohl noch auf desselben Vertheidigung, oder wenigstens auf eine Milderung der Straffe gedacht. (29) Von den Japonesen hingegen weiß man, daß sie die allerunerträglichsten Kerker und Straffen haben. Das ist noch närrischer, wenn der Regent selbst die Leute schläget, peitschet und hauet. Denn da greifet er dem Scharfrichter ins Handwerk. (30) Der Czaar Peter hatte diesen Fehler stark an sich, ob gleich wir Deutsche diese moscowitische Manier als etwas barbarisches nicht sonderlich an ihm wahrgenommen haben. Das heisset aber nicht auf königliche Art straffen. Der Fürst muß seine Hand nicht selbst aufheben: sonst machet er sich nur mehr verhaßt, und giebt zu erkennen, daß er ein Vergnügen an straffen habe. Von dem König Johanne II. in Portugall lautet es nicht wohl, und wird ihm billig verdacht, daß er seinen Vetter, den Herzog von Viseo, welcher des Hochverraths schuldig war, mit eigner Hand niedergemachet hat. Der Herzog von Florenz Cosmus I. aus dem Mediceischen Hause wird imgleichen getadelt, daß er seinem Sohne, welcher seinen Bruder umgebracht hatte, den Dolch ins Herz gestossen. Es giebt ein häßliches Ansehen, wenn ein grosser Herr sich dergestallt vergehet. Ja ein Regent soll nicht einmahl bey

Herr, dessen gleichen in vielen Seculis nicht gewesen. Es fehlten ihm nichts als Borsten, so wäre er ein wildes Thier gewesen.

(28) Das Volk freuet sich offt, wenn es siehet, daß ein Missethäter begnadiget, oder mit einer mildern Straffe beleget wird. Denn ob es schon erkennet, daß ihm nicht unrecht geschehe, wenn er nach der Schärfe bestrafft würde; so denkt es doch dabey, wie leicht ein Mensch in ein Laster fallen könne. Grosse Herren thun also wohl, wenn sie bißweilen nachsehen, und Gnade vor Recht wiederfahren lassen. Will man im Gegentheil sehen, was gar zu strenge Straffen nach sich ziehen, so braucht man nicht in die alten Zeiten zurückzugehen; sondern man darf nur betrachten, was in diesem und in dem abgewichenen Jahrhundert sich zugetragen hat. Die Spanier haben ja die Niederlande dadurch verlohren: und Liefland wäre vor Schweden auch nicht verlohren gegangen, wann die Liefländer nicht wären so hart gehalten worden. Welches Volk fürchtet sich nicht vor einem Herrn, der regieret, wie der Sultan, welcher bald diesem bald jenem den Strick ins Hauß schicket?

(29) S. *Scaligerana*, p. 90. wo es also heisset: Ceux de la Chine font grande difficulté de faire mourir un homme aprés la sentence donnée. Avant que de livrer le patient au bourreau, encore s'enquiernt-ils s'il y a moyen de le sauver. S. imgleichen *Reinhard.* in theatro prud. elegant. lib. IV. cap. XI. p. 1280.

(30) Es lautet gar nicht fein, wenn ein grosser Herr den Vorwurf hören muß, welchen Alexander der Grosse sich dadurch, daß er den Clitum mit einem Spieß erstochen, zugezogen hat. Detestabile carnificis ministerium occupauerat Rex, heisset es beym Q. *Curtio* lib. VIII. cap. II.

bey Execution der Lebens-Straffen gegenwärtig seyn. Dem Carl von Anjou hält man es billig sehr vor übel, daß er die Enthauptung des Conradini selbst mit angesehen. (31) So hat es der närrische Caligula gemachet, welcher das schändlichste Merkmahl seines grausamen unmenschlichen Naturells auch insbesondere dadurch erwiesen, quod animaduersionibus poenisque ad supplicium datorum cupidissime interesset; wie Sueconius meldet. Nero, so ein grosser Wüterich er sonst gewesen, hat wenigstens den äusserlichen Schein nach in diesem Stücke klüger gehandelt. Subtraxit oculos, iussitque scelera, non spectauit, schreibet Tacitus von ihm. Niemand wird sagen, daß die Herzoge von Guise in Frankreich unschuldig gewesen wären: Unterdessen aber wird doch ein jeder, der die Historie König Heinrichs des III. lieset, mißbilligen, daß derselbe die gedachten Herzoge hat zu sich kommen, und sie hernach, indem er mit ihnen geredet, durch die Wache in seiner Gegenwart umbringen lassen. Dadurch hat er eben verursachet, daß nicht allein der umgebrachten Herzoge Freunde sich erreget, sondern auch viele andere Lerm gemachet und nicht geruhet haben, biß der König von einem Jacobiner-Mönch mit einem vergiffteten Messer erstochen worden. Pabst Sixtus V. wurde selbst von denjenigen, die ihn sonst sehr gerühmet, getadelt, daß, da er einen Spanischen Edelmann vor seinem Fenster ließ an den Galgen hängen, er seine Augen an diesem Spectacul lange Zeit geweidet, und endlich sein Vergnügen darüber mit diesen Worten zu erkennen gegeben: Diese Execution sey eine Brühe, welche ihm sein Mittags-Mahl viel schmackhaffter machen würde. Eben dergleichen abscheulichen Staats-Fehler hat König Carl IX. in Frankreich begangen, welcher bey der bekannten Parisischen Blut-Hochzeit, oder Massacre de St. Barthelemy, wovon er doch selbst Urheber gewesen, des Nachts mit Wind-Lichtern an den Galgen herumgefahren, und die todten Körper besichtiget. Dergleichen blutgieriges Verfahren wird kein vernünfftiger Mensch billigen. Dahero gereichet es dem sonst hochgelehrten M. Antonio Mureto zur ewigen Schande, daß er solches öffentlich zu loben und in einer solennen vor dem Pabst zu Rom gehaltenen Rede zu vertheidigen sich nicht gescheuet hat. Uebrigens kan ein Regent milder und gelinder seyn, als es die Gesetze mit sich bringen,

(31) Als dem berühmten Chur-Sächsischen Canzler Crellen im Jahr 1601. zu Dreßden der Kopf vor die Füsse geleget wurde, sahe die verwittibte Churfürstin aus dem Fenster der Execution zu: welches man ihr sehr verdacht hat. Die Venetianer seynd hierinnen klug. Wenn Uebelthäter öffentlich hingerichtet werden, so ist kein Raths-Herr noch sonst eine vornehme Magistrats-Person dabey; sondern sie nehmen allezeit einen andern dazu, unter dessen Aufsicht die Execution vor sich gehet. Eben dieses beobachten auch die Nürnberger. vid. *Gundling.* prud. ciu. c. XI. §. XXXII. p. 145.

gen, nicht aber härter oder schärfer. (32) Doch soll er die Milderung der Straffen nicht seinen Subalternen oder Unterrichtern überlassen, sondern solche vielmehr sich selbst vorbehalten; sonst verlieret er seine Autorität. Ein hochgelehrter Franzose saget gar wohl: Ein Regent könnte aus dem, was die heydnischen Poeten nach ihrer Theologie von dem Jupiter geschrieben, einen sehr schönen Unterricht ziehen. (33) Nemlich Jupiter hätte zwar mit dem unschädlichen Donnern und Wetterleuchten nach seinem eignen Gefallen schalten und walten können: wenn er aber schädliche und tödtliche Keile werffen wollen, habe er es vor sich allein nicht thun können, sondern zuvor zwölf Götter zu Rath ziehen müssen. Solchergestalt war des Jupiters Gewalt in verhaßten Dingen eingeschränket, in angenehmen hingegen erweitert. Daraus kan ein grosser Herr lernen, daß, wenn er Gnade erzeigen (34) will, er es billig allein thun solle: Wenn er hingegen mit Donner und Blitz drein zu schlagen gedenket, so ists am sichersten, andere dazu zu gebrauchen und vor sich allein nichts hartes zu beschliessen. Denn ob er schon ohne Bestraffung der Bösen nicht regieren kan; so muß er doch trachten, wie er dabey den Haß, so viel möglich, von sich abwende. So hat es der König Hein-

(32) Hieher gehöret des *Senecae* schönes Buch de clementia, welches verdienet *mit Bedacht gelesen zu werden*: denn seine Schreibart *ist kurz und nervös*. Unter einem Worte stecken offt viele Ideen.

(33) v. *François de la Mothe le Vayer* dans l'instruction de Monseigneur le Dauphin. S. auch *Reinhard*, l. c. pag. 1281.

(34) Denn es ist kein Zweifel, daß ein grosser Herr bißweilen einen Uebelthäter begnadigen könne und solle. Die Gerechtigkeit eines Regenten ist nicht so beschaffen, wie diejenige Gerechtigkeit, welche die Theologi unserm HErr GOtt beylegen, vermöge welcher, ihrer Meynung nach, GOtt nicht dispensiren könne. Sie sagen, es sey damit beschaffen, wie mit einem gespannten Bogen, welcher losgehen müsse, so bald er angerühret werde. Also müsse auch GOtt straffen, so offt er durch die Sünde beleidiget werde. Ob übrigens ein Fürst in allen Verbrechen dispensiren könne, und in wie weit, ist eine juristische Frage. Einen, der einen vorsetzlichen Mord begangen hat, zu begnadigen, wollte ich wenigstens keinem grossen Herrn jemahls anrathen. Ein anders ist es, wenn einer, der sonst wohl gelebet hat, hefftig gereitzt oder erzürnet worden, und damit sich in der ersten Hitze vergangen hätte, ob er gleich ausser dem so genannten moderamine inculpatae tutelae gewesen: denn dieses, ungeachtet es in abstracto seine Richtigkeit hat, ist in concreto ohnehin eine Grille. Ein Herr muß selbst wissen, ob und wenn er dispensiren könne, und ist absurd, wenner fraget: Kan ich es mit gutem Gewissen thun? Das Gewissen muß einer selbst fühlen. Ein jeder muß von seiner innerlichen Verbindlichkeit selbst zu urtheilen wissen. Es ist eben, als wenn ich fragen wollte: bin ich satt? Es war lächerlich, daß unlängst ein gewisser Reichs-Fürst, nachdem er Criminal-Acten an unsere Juristen-Facultät schicken lassen, und wir dem Inquisiten dem Strang zuerkannt hatten, bey Erblickung unsers Responsi sagete: Nein! Ich will dispensiren; die Kerls sollen ihren Willen nicht haben. [* Sonst hat von Erlassung der Straffen ausführlicher gehandelt *Gundling*. in prud. ciu. c. XII.]

rich VII. in Engelland gar klüglich gemachet. (35) Er war aus dem Hause Lancaster. Weil nun aber das Hauß Yorck noch Anspruch auf die Thronfolge machete; (wie es denn in Engelland niemahls an Prätendenten gefehlet hat) so suchete er sich beliebt zu machen. Wie er denn auch, ungeachtet er anfänglich ein armer Herr und blosser Chevalier gewesen, nachmahls ein grosser König geworden ist, dem das Königreich Engelland, so vor desselben Zeiten in schlechtem Zustande gewesen, sein Glück und Aufnehmen zu danken hat. Dieser kluge Regent pflegte, um die Gunst und Liebe des Volks zu erhalten, den Verbrechern die Begnadigung allemahl selbst anzukündigen. Was harte und verhaßte Dinge seynd, die pfleget ein kluger Regent auf seine Minister zu wälzen. (36) Spricht man: wenn aller Haß auf die Minister fallen soll, wer will auf solche Art ein Minister seyn? So antworten wir: Ein Minister ist unter dem Schirm und Schild seines Herrn, den das Volk liebet, sicher genug. Wiewohl es freylich bißweilen geschiehet, daß ein Minister ein Staats-Opfer abgeben muß; (37) sonderlich in weitläufftigen Turbulenten, unruhigen Republiken, in grossen Städten, wie zu Florenz, Neapel, Rom, Paris, London, wo sehr viel Volks ist.

VI.

Was zu thun sey, wenn ihrer viele zusammen ein Verbrechen begangen.

Wer mit Vernunfft straffen will, der muß auf den Grund und Ursprung des Uebels sehen. Wo ihrer viele, zum Exempel, eine ganze Rotte, eine Gemeinde, gesündiget haben, da bestehet der Grund in den Rädelsführern. Staub und Spreu, wenn der Wind darunter bläset, gehet in die Höhe und verwirrt durch einander; es ist aber an dieser Bewegung nicht die Spreu, sondern der Wind Ursach. Eben so ist es mit dem gemeinen Volke. Wenn da ein Aeolus kommet und hinein bläset, so machet er das Volk rasend. Ein Rechtsgelehrter kan freylich hier sagen: Alle haben gesündiget, das Gesetz übertreten, folglich den Regenten gering geschätzet, und müssen daher alle gestraffet werden. Aber das ist scharf geurtheilet. Man muß vielmehr nachforschen, wer das Volk in Bewegung gebracht habe. Man räume selbigen aus dem Wege, so wird alle Unruhe aufhören. Ein Regent muß es hiebey machen, wie ein klu-

(35) S. *Franc. Bac. de Verulamio* in historia Regni Reg. Henr. VII. Diese Historie ist recht pragmatisch eingerichtet. Spanheim hat gesagt, er habe niemahls eine Lebensbeschreibung eines grossen Herrn gelesen, die so politisch abgefasset wäre, und woraus ein Fürst, oder ein Staatsmann, so viel Nutzen schöpfen könnte, als aus vorgemeldtem Buche des Canzler Bacons, wovon unlängst auch eine Französische Uebersetzung herausgekommen ist.

(36) Hievon hat verschiedene Exempel angeführet *Reinhard*, l. c. pag. 1-88. seq.

(37) v. *Gundling*. prud. civ. c. XI. §. XLIII. p. 150. sq.

kluger Arzt, der den Grund der Krankheit zu heben suchet. Wahr ist es, ohne das Volk würde der Tumult nicht entstanden seyn: deswegen aber kan man gleichwohl nicht alle und jede straffen; sondern nur die Rädelsführer. (38) Wenn einer alle durchaus straffen will, so wird er kein Volk mehr haben. Es ist auch keine Gefahr dabey, wenn man nur die Aufwiegler zur Straffe ziehet: denn dadurch wird den übrigen ein Schrecken eingejaget, daß sie nicht leicht wieder etwas anfangen werden. Kan man aber die Rädelsführer nicht entdecken, so siehet man darauf, ob alle aus dem Hauffen an dem Verbrechen Theil haben oder nicht. Im ersten Fall kan man sie loosen oder würfeln lassen; und wen es denn trifft, der muß sterben. Hingegen wo einer um den andern sich auf seine Unschuld beruffet, und man keinen überweisen kan, da findet das Looß nicht statt, indem es einen unschuldigen eben so wohl treffen könnte, als den schuldigen. Nun ist es aber unstrittig besser, hundert schuldige absolviren, als einen einzigen unschuldigen verdammen. (39) In der bekannten Thornischen Unruhe war es freylich nicht recht, daß die Bürger in das Jesuiter Collegium einfielen und darinnen allerhand Unfug verübeten: dahero selbige allerdings Straffe verdienet hatten. Daß man aber die Schuld auf den Magistrat schieben wollen und wider selbigen, unter dem Vorwand, als habe er den Pöbel nicht recht im Zaum gehalten, so hart verfahren hat, war höchst unbillig. Man sahe wohl, daß die Jesuiten

(38) Es müste denn seyn, daß die Sicherheit des Staats oder des Regenten erforderte, den Leuten eine rechte Furcht einzujagen. So hat es Cromwel nach Eroberung der Stadt Drogheda in Irrland gemachet. Denn da die Irrländer vorher immer wider ihn sich empöret hatten, schwur er, ein Exempel zu statuiren und in dem ersten Ort, den er einbekommen würde, keinen Menschen leben zu lassen. Deswegen ließ er auch, als er im Jahr 1649. Drogheda mit stürmender Hand erobert hatte, nicht allein die ganze Besatzung, die in drey biß vier tausend Mann bestund, sondern auch alle Einwohner, mit Weib und Kindern, niedermachen. Diese Anomalie und ausserordentliche Strengigkeit war von erwünschter Wirkung. Denn hernach unterstund sich niemand mehr zu revoltiren, und alles war ruhig. Cromwel war eine kluge Seele. Larrey saget recht, daß wenn derselbe den Thron rechtmäßig bestiegen hätte, kein grösserer König oder Regent jemahls gewesen wäre. Denn nachdem Cromwel die Regierung angetreten hatte, regierete er aufs beste und klüglichste: aber bona fides fehlete ihm gleich anfangs.

(39) S. *Boecler.* comment. in Taciti annal. Lib. I. cap. IX. p. 300. seq. allwo von dieser Sache vernünfftige Betrachtungen vorkommen. S. imgleichen *Gundlingii* dissert. de vniuersitate delinquente eiusque poenis, §. XXXIV. XXXV. Welche ganze Dissertation zu mehrerer Erläuterung der obigen Frage fürnehmlich nachzulesen ist. Es handelt auch hievon *Gerh. Sichtermann* in dissert. de poenis militaribus Romanorum; absonderlich von der Weise, da man im Krieg die Leute um den Galgen würfeln lässet, dergleichen Gebrauch schon vorzeiten bey den Griechen und Römern gewesen ist.

nur aus diesen Unruhen ihren Nutzen zu ziehen gedachten. Sie schrien immer, der Magistrat hätte gesündiget, und konnten ihn doch dessen nicht überführen. Daher haben diese Händel ein grosses Aufsehen in ganz Europa gemachet. Im übrigen seynd auch manchmahl die Umstände so beschaffen, daß, so gewiß es auch ist, daß ihrer viele schuldig seynd, man gleichwohl nicht mit gewöhnlicher Schärfe verfahren kan. Der Kayser Maximilian I. hat in einem solchen Falle Vernunfft und Klugheit bewiesen. Ehe er noch Kayser geworden, aber schon Römischer König, und in den Niederlanden als Souverain war, hatten sonderlich die beyden Städte Gent und Brügge einen Aufstand erreget, ihn, den Maximilian, gefangen genommen, dessen Leuten die Köpfe abgeschlagen, und, mit einem Wort, ihn sehr mißhandelt und ungebührlich tractiret. Als hierauf dessen Vater, der Kayser Friedrich, mit einer Armee in die Niederlande gerücket war, so wollte er ganz Brügge umkehren: Maximilian aber bat, daß man nur die fürnehmsten Rädelsführer bestraffen mögte. Dieses geschahe auch; und die übrigen alle musten mit einem Strick um den Hals bey dem Kayser um Gnade flehen. Zwar meynen einige, Maximilian sey hierinnen zu gelinde gewesen, indem sehr wenige von den Aufrührern den Kopf verlohren: Allein derselbe hatte einen Eid gethan, daß er sich nicht rächen wollte; und der mag ihn im Sinne gelegen haben. Das Volk ist in solchen Fällen rasend, wie bey dem Tumult zu Amsterdam wider die Witten. Mit rasenden Leuten aber muß man manchmahl Mitleiden haben, und nur zu verhindern trachten, daß nicht dergleichen wieder geschehe. Als im Jahr 1616. die Bürger zu Stettin einen schweren Aufstand erreget hatten, wurde dem damahligen Herzog in Pommern Philipp II. angerathen, daß er etlichen hundert Bürgern die Köpfe vor die Füsse legen lassen sollte. Er aber folgte sothanem hitzigen und thörichten Rath nicht; sondern ließ nur die Haupt-Urheber aufhängen, und einige andere unter dem Galgen mit Stricken um den Hals stehen.

VII.

Ob die Schärfe der Straffen ein hinlängliches Mittel wider alte und tief eingewurzelte Laster seye.

Neue und noch nicht lang eingeschlichene Laster und Unordnungen können durch ernstliche Straffen leichter gehoben und abgeschaffet werden als alte und tief eingewurzelte Uebel. Derowegen muß ein Regent aufmerksam und wachsam seyn, damit nicht etwas böses eingeführet werde, und nicht etwa eine Verderbniß der Sitten oder etwas fremdes und thörichtes überhand nehme. Er muß, so zu sagen, sitzen wie in einer Camera obscura, da ihn niemand sehen, er aber alles, was aussen vorgehet, deutlich

lich beobachten kan. Alte Schäden seynd schwer zu heilen, und alte Laster schwer abzuschaffen: denn lange Gewohnheiten werden zur andern Natur. Wer demnach alle Laster und Gebrechen in der Republic auf einmahl abstellen will, der bessert nichts, sondern machet nur Uebel ärger. Was die Menschen einmahl gewohnt seynd, das suchen sie auf das äusserste zu vertheidigen, und lassen sich nicht so geschwind davon abbringen. Sie halten es vor ihre gröste Glückseeligkeit. Wer lässet sich nun gerne seine eingebildete Glückseeligkeit rauben? Wie dergleichen Laster nicht auf einmahl aufgekommen seynd, sondern nach und nach; so müssen sie auch nach und nach, und mit guter Manier gehoben werden. Der Wein ist nach und nach in das Faß gefüllet worden: wer nun haben wollte, daß er auf einmahl wieder heraus lauffen sollte, der müste dem Fasse den Boden ausschlagen; alsdann aber wäre es kein Faß mehr. Es ist also ein Haupt-fehler, ja eine rechte Krankheit eines Regenten, wenn er in dergleichen Fällen zu hitzig verfähret. (40) Der König Christian III. in Dänemark wollte in Coppenhagen die grossen weiten Hosen mit den vielen Falten, wozu beynahe so viel Tuch erfodert wurde als heut zu Tage zu einem ganzen Kleide, abschaffen. Wie nun die Leute sich dazu nicht bequemen wollten; so ließ er ihnen mit Gewalt die Hosen herunter reissen, wodurch aber ein Tumult entstund, wobey viele Menschen todt geschlagen wurden, und der König selbst kaum seines Lebens sicher war. Hätte er mehr Behutsamkeit angewendet, oder für sich eine andere Mode angefangen, so würden ihm gar bald andere nachgefolget, und keine solche Verdrießlichkeiten entstanden seyn. Der König Heinrich VII. in Engelland war ein Meister in der Kunst, allerhand eingerissenen Mängeln und Unordnungen mit guter Manier abzuhelfen. (41) Vom Sixto V. einem klugen und schlauen Pabst lieset man gleichfalls, daß er durch seine nach und nach vorgenommene Reformation und Abstellung vieler eingerissenen Mißbräuche es viel weiter gebracht habe, als alle andere. Cosmus der erste Großherzog von Florenz wuste eben dieses vortreflich zu beobachten. (42) Er hat den ganzen Florentinischen Staat in eine ande-

(40) Von dieser Hitze ist eine schöne Stelle in dem Testament politique de *Jean Baptiste Colbert*, Ministre d' Etat sous Louis XIV. cap. IV. p. 149. zu lesen.

(41) Hievon findet man mehrere Nachricht, nicht nur bey dem *Verulamio*; (dessen Historie vom K. Heinrich VII. bereits oben bey dem V. §. gerühmet worden) sondern auch bey dem *Larrey*, imgleichen dem *Rapin Thoyras*. Dieses letztern Historie von Engelland ist unvergleichlich wohl geschrieben, mit einer anmuthigen und sittsamen, nicht aber hefftigen Eloquenz.

(42) Die Fehler dieses Großherzogs seynd seine ausschweiffende Liebeshändel und die Grausamkeit, welche er an seinem Sohne verübet. S. oben §. V.) Ausser diesen ist er ein höchst politischer Fürst gewesen. Wie denn in der Europäischen Welt keine subtilere und politischere Leute seynd,

andere Form gebracht, ungeachtet die Florentiner zuerst sich lange nicht haben darein finden können. Seitdem die Nachfolger auf den Fußtapfen dieses Cosmi zu wandeln fortgefahren, hat man zu Florenz von keinen grossen Unruhen und Tumulten gehöret, die doch sonst so häufig waren. (43)

VIII.

Von Belohnungen der Verdienste und den dabey nöthigen Cautelen.

Nachdem bißher hinlänglich ist gezeiget worden, wie die Straffen in einem wohleingerichteten Staat nach den Regeln der Klugheit beschaffen seyn sollen; so müssen wir nun auch von den Belohnungen reden. Denn die Straffen machen zwar, daß viele sich dessen, was verboten ist, enthalten, und durch das gedrohete Uebel, oder malum passionis, von der Süßigkeit und Lust zu sündigen sich abschrecken lassen; sie machen aber nicht, daß die Bürger für das gemeine Beste mit Eifer arbeiten. (44) Dieses letztere also kan durch nichts anders als durch Belohnungen zuwege

seynd, als die Italiäner. Das Leben dieses Cosmi hat *Cini* sehr pragmatisch beschrieben. [* Der völlige Titul des Buchs ist: Vita di Cosimo de Medici I. gran Duca di Toscana; da *Giovanni Battista Cini.* in Firenza 1611. 4to.]

(43) Die Historie des Florentinischen Staats hat *Nic. Machiavelli* in acht Büchern beschrieben. Wenn der bekannte *Varillas* kein Lügner wäre, so verdienten seine Anecdotes de Florence dazu gelesen zu werden; denn es kommen darinnen die merkwürdigsten Dinge und immer etwas neues und besonders vor. Allein Varillas war gewohnt, halb romanhafft und halb historisch zu schreiben.

(44) Die Menschen insgemein seynd nicht so geartet, daß sie allein die innerliche und natürliche Schönheit der Tugend betrachten, und in der Tugend selbst Belohnung suchen sollten. Es wäre zwar zu wünschen: Allein gleichwie wir keine Engel oder vollkommene Menschen vor uns haben; sondern unvollkommene Leute, die an ihren Affecten hangen; also siehet man leichtlich, daß die äusserlichen Belohnungen nicht gänzlich können gemisset werden. Ohne dieselben werden sich keine Leute finden, die sich bestreben, grosse Dinge auszurichten und wichtige Thaten zu unternehmen. Man muß sich aber in der Staatslehre nach den menschlichen Schwachheiten richten, weil man nicht alles kan gerad machen. Solchemnach ist aus der Betrachtung der menschlichen Natur der Begriff der Belohnung unschwer zu finden. Wir sehen, daß eine Belohnung nichts anders sey, als ein Vortheil, ein Vorzug, ein Nutzen, welchen diejenigen erhalten, die gute Verdienste haben. Fraget man, was Verdienste heissen: So kan man selbige in der Staatsklugheit nicht anderst erklären, als daß man sagt, derjenige habe Verdienste, welcher zur Sicherheit und zum Nutzen der Republic was rechtschaffenes verrichtet hat. Ist ein Fürst da, so stecket im Fürsten die Republic. Auf solche Weise wird das Wort Verdienste eingeschränket. Von einem frommen Manne sagt man, er habe Verdienste der Tugend, der Gottseligkeit, der Heiligkeit: aber dergleichen Verdienste, ob sie schon allen und jeden anzuwünschen seynd, können in der Politic nicht in Betrachtung gezogen werden. Regenten müssen nur diejenigen Verdienste belohnen, welche der Republic einen augenscheinlichen Nutzen bringen, wodurch sie Ehre erlanget, oder sonsten den bey dem politischen Regiment vorgesetzten Zweck erreichet.

wege gebracht und erhalten werden. Die Belohnungen erwecken erst einen rechten Eifer, einen Trieb, eine Aemulation, daß viele für das gemeine Beste etwas ausnehmendes zu verrichten sich angelegen seyn lassen. (45) Es müssen aber die Belohnungen nach den Regeln der Klugheit eingerichtet werden. Geitzige Herren, wie Ludwig XI. in Frankreich, wollen zwar nichts von Belohnungen hören; sondern seynd allezeit dawider. Sie sagen, dadurch werde der Staat entkräfftet, und die Schatz-Kammer erschöpfet. Eben dadurch sey das sonst so mächtige Ottomannische Reich sehr herunter gekommen. Und es ist wahr, die Türken verschenken viel an ihre Bedienten und Maitressen, und schwächen dadurch ihren ganzen Staat. (46) Wiewohl sie auch insgemein solche Leute, welche sie durch ihre Freygebigkeit sehr reich gemachet haben, hernach wie die vollen Schwämme wieder ausdrücken. Allein ein anders ist verschwenden, ein anders Belohnungen geben, oder eine grosse und eclatante That von einem gemeinen Dienst distinguiren. (47) So viel bleibet inzwischen richtig, daß die Belohnungen den Staat nicht beschweren, und exempelsweise nicht in ganzen Ländereyen, Städten oder Domainen des Herrn bestehen müssen. Schweden ist dadurch sehr zerstücket worden: Weswegen man nach der Zeit auf Reductionen gefallen ist. Die Königin Christina hat das Unheil angefangen, und nach ihrer veränderlichen Neigung bald dieß bald jenes weggeschenket, nachdem sie einen Liebling hatte. Wie hernach der König Carl Gustav wiederum reduciren wollte,

(45) In dem Testament politique, welches unter des Französischen Staats-Ministers *Colbert* Nahmen herausgekommen ist, heisset es hiervon gar recht also: Il faut que la punition & la récompense aillent d'un pas égal, pour animer ceux qui font leur devoir, & pour faire craindre ceux qui ne le font pas; autrement il n'y auroit ni émulation, ni retenue, deux choses néanmoins absulument necessaires, quand on veut faire fleurir un Etat. S. *Reinhard.* theatr. prud. eleg. p. 1368.

(46) v. L'Etat present de la puissance Ottomanne, avec les causes de son accroissement & celles de sa decadence, par Mr. *Du Vignau.*

(47) Alle Bürger und Einwohner eines Staats seynd zwar ohnehin schuldig zu thun, was ihr Amt und Pflicht mit sich bringet; aber zu besonders grossen, mühsamen und wichtigen Unternehmungen müssen sie durch Belohnungen ermuntert werden. Es giebt zwar grosse Herren, welche ihren Unterthanen und Bedienten, ausser dem ordentlichen Gehalt, gar nichts geben wollen. Sie seynd wie der Herr beym *Horatio*, (Lib. I. epist. XVII.) der seinem Knecht, welcher seine treue und gute Dienste in Hofnung einer Belohnung vorgestellet, geantwortet: Habes pretium; loris non vreris. - Non pasces in cruce coruos. Allein ein Fürst sollte bedenken, daß er nicht über leibeigene Knechte herrsche, sondern über freygebohrne Leute, welche sich nicht modo herili & despotico tractiren lassen, wie Stichus und Dauus. Freye Leute müssen zu grossen Unternehmungen durch Belohnungen aufgemuntert werden.

te, haben es freylich viele Leute hoch empfunden; sonderlich da man ihnen mehr wegnahm, als sie empfangen hatten. Darum entstunde eine Rebellion, wodurch die Schweden unverhoffter Massen ein Land von hundert Meilen verlohren haben. Ein kluger Regent, eine wohl eingerichtete Republic ist allezeit im Stande, Belohnungen auszutheilen. Es ist gar nicht nöthig, daß selbige allemahl in wichtigen Geldsummen oder andern kostbaren Dingen bestehen; denn da würde freylich die Schatz-Kammer gewaltig Noth leiden, und die öffentlichen Gelder und Einkünfte nimmermehr zulangen. Man kan auf andere Art freygebig gegen wohlverdiente Personen seyn, und solche Belohnungen setzen, welche dem Herrn oder dem Staat nicht viel kosten, dabey aber denjenigen, welchen sie gegeben werden, grosse Ehre machen, und einen besondern Vorzug und Ansehen verschaffen. Hierauf seynd alle kluge Regenten bedacht gewesen. Die Griechen, die Römer und andere Völker hatten Lorber- und mancherley andere Kränze und dergleichen, so denjenigen gegeben wurden, die sich besonders verdient gemachet hatten. Wenigstens wurde es für was grosses und für eine Belohnung gehalten, wenn auch nur eine Krone von Eichen-Laub (corona quercica) einem Römischen Bürger auf das Haupt gesetzet wurde. Zu eben diesem Ende seynd die Ehren-Titul, Ordens-Bänder, Gnaden-Creutze und andere dergleichen Ehren-Zeichen erfunden worden. (48) Das seynd ja lauter Dinge, die wenig oder nichts kosten. (49) Was kostet einem grossen Herrn ein Titul?

(48) König Emanuel von Portugall ließ die Bildnisse berühmter und verdienter Männer, sonderlich der Seehelden, (denn die Portugiesen hatten ehedem die besten Admirale) in sein Gemach setzen, und ihre Nahmen in ein eigen Nobiliarium schreiben. S. *Hieron. Osorii* Buch de rebus Emanuelis Regis Lusitaniae. Der König in Spanien Philipp II. hat die alten Vorzüge und Prärogativen adelicher Familien erneuert, und diejenigen, deren Vorfahren grosse Thaten gethan, tractiret, und an seiner Tafel speisen lassen; als die Grafen von Salinas am Heil. Dreykönigs-Tage und die Marggrafen von Moya am St. Luciae Tage, und diese letztere haben auch die güldene Becher bekommen, woraus der König getruncken hatte. S. *Amelot* in den Anmerkungen über den Tacitum, Annal. lib. II. cap. XLIX. p. 362. Es ist in der That eine grosse Belohnung derjenigen, welche Heldenthaten verrichtet haben, wenn ihren Kindern und Nachkommen gutes geschiehet: gemeiniglich seynd die Leute schon ziemlich bey Jahren, wenn sie grosse Thaten thun, und können also der Ehre und Belohnung nicht lange geniessen. Wo sie aber versichert seyn können, daß auch ihre Nachkommen deswegen nicht vergessen werden, da entstehet eine Flamme in großmüthigen Seelen, wodurch sie noch mehr zu thun angetrieben werden.

(49) Der Pabst zu Rom ist ein grosser Meister in Austheilung solcher Gaben und Belohnungen, welche ihm nichts kosten. Er giebt entweder ein Agnus Dei, welches er mit eigner Hand geweyhet, oder alte Todten-Knochen, Reliquien, deren er genug haben kan: und erzehlet Burnet in seiner

tul? Doch ist dabey die Haupt-Regel zu merken, daß Titul und andere dergleichen Ehren-Zeichen nicht einem jeden, der sie verlanget, ohne Unterscheid, sondern nur denjenigen, so sich besonders verdient gemachet haben, gegeben werden sollen. Denn wenn dergleichen Dinge gar zu gemein werden, so werden sie gering geachtet; sie verliehren ihren Werth, und können folglich nicht mehr für Belohnungen der Tugend gehalten werden. Also war vor Alters die Würde der Advocaten etwas ansehnliches: Nachdem man aber so viele dazu gelassen hat, bedeutet sie gar nichts mehr. So sollten auch grosse Herren den Raths-Titul nicht so gemein werden lassen. Ein Rath soll dem Fürsten rathen, und ein Fürst soll seine Räthe ansehen als Väter. Daher auch Kayser Constantin der Grosse seine Räthe Patricios genennet hat. Heut zu Tage aber ist diese Würde sehr herunter gekommen. Wo man nur hinsiehet, da siehet man eine neue Façon, eine neue Fabrique von allerhand Räthen. Man hat unter andern auch Extra-Räthe, wie Professores extraordinarios. Derowegen ist der Raths-Titul eben keine sonderliche Ehre mehr. Eine Würde, welche ein Glanz und Licht seyn sollte, wird auf solche Weise eine Finsterniß. Mit dem Ritter-Orden ist es offt eben so gegangen. In Frankreich war ehemahls der Orden von St. Michael so gemein worden, daß ihn die rechtschaffensten und verdientesten Leute nichts mehr geachtet. Weswegen auch Tiercellin, ein Französischer Ritter, davon mit grosser Freymüthigkeit das Urtheil gefället, es wäre sothane Ordens-Kette nun kein Ehren-Zeichen mehr für tapfere Männer; sondern ein Halsband für alle Thiere. (50) Es ist mit den Belohnungen beschaffen wie mit dem Werth anderer Sachen oder mit dem Preiß der Waaren. Je seltener eine Waare ist, je höher steiget sie im Preiß; und im Gegentheil, je häuffiger man sie findet, je mehr schläget sie ab und fällt im Preisse. (51) Wenn derowegen ein jeder Bürger, ein jeder Kaufmann, Schuster,

seiner Reisebeschreibung von Italien, daß dergleichen Reliquien oder Gebeine der Verstorbenen meist von denen in und um Rom in grosser Anzahl begraben liegenden alten heydnischen Sclaven genommen werden.

(50) Dieses erzehlet *Thuanus* lib. XXIII. und aus demselben *Matthias Bernegger.* in obseruat. histor. polit. I. in welcher ersten Observation mit mehrerm der Satz ausgeführet wird: Dignitates indignis tributas euilescere. [* S. imgleichen Les Essais de Michel de Montagne im VII. Capitel des zweyten Buchs, wo von dem Gebrauch und Mißbrauch derjenigen Belohnungen, welche in Ehre und Würde bestehen, merkwürdige Gedanken vorkommen.]

(51) Zu einem Juwelier in Meyland kam einsmahls ein Kerl, der aus Peru ein ganzes Kästgen voll der schönsten Smaragde mitgebracht hatte. Daraus wieß er ihm einen. Der Juwelier bewunderte die Grösse und Schönheit des Steins, und sagte, er wäre unschätzbar. Noch mehr verwunderte er sich, als ihm ein noch grösserer gezeigt wurde. Wie ihm aber endlich der Fremde das ganze Kästgen voll Smaragde sehen ließ, sagte er, nunmehro wären sie zu schätzen, weil ihrer so viel wären.

Schneider, Titul und Ehrenstellen erlangen oder erkauffen kan, und der Fürst damit gar zu freygebig und verschwenderisch ist; so höret der Werth auf, die Achtung, die quantitas moralis, die Belohnung, nimmet ab, und wird immer geringer. Wo hingegen die Ehren-Zeichen selten und sparsamer ausgetheilet werden, da siehet und merket jedermann auf diejenige, welche der Fürst also vorgezogen und geehret hat. Es hat freylich kein Unterthan das Recht, ausserordentliche Belohnungen von dem Regenten zu fodern: Es ist aber davon die Frage nicht; sondern von dem, was dem Staat Nutzen bringet. Wenn ein grosser Herr gar keine Belohnungen geben will, so wird es ihm bald an Leuten fehlen, die sich auf etwas grosses befleißigen, oder etwas wichtiges unternehmen mögten. (52) Dieses sollten grosse Herren recht zu Herzen nehmen. Die wenigsten aber thun es. Sie regieren insgemein nur in den Tag hinein und so oben hin. Kommet denn hernach ein wildes, unbändiges Gemüth dazu, oder auch Dummheit und Unwissenheit; (53) so muß freylich in einem Staat alles drunter und drüber gehen, daß keine Hoffnung eines gebesserten Regiments übrig bleibet; sondern alles zufälliger Weise geschiehet. Denn bey schlechten und ungeschickten Regenten kommet es lediglich darauf an, in welches Ministers Hände sie gerathen. (54) Zum Beschluß ist noch mit wenigem zu bemerken, daß die Belohnungen nichts anders seyen als Wohlthaten, und folglich bey Austheilung derselben man auf das sehen müsse, was demjenigen, dem man eine Wohlthat erweisen will, angenehm seyn könne. Die Neigungen und andere Umstände wohlverdienter Leute müssen hiebey zur Richtschnur genommen werden. Also ist manchem mit einem Stück Geld mehr gedienet, als mit dem grö-

sten

(52) Denn die Menschen seynd einmahl so beschaffen, daß, wenn sie sehen, daß sie umsonst arbeiten, und davon keinen Vortheil an Geld, Ehre oder Lust zu geniessen haben, sie lieber müßig gehen und die Hände in die Schooß legen. Sagen nicht selbst die Gelehrten, die doch von der Weißheit Profeßion machen: sie müsten thöricht seyn, wenn sie so viele Mühe an etwas wenden wollten, welches verachtet, und nicht nach Würden geschätzet oder nicht belohnet wird, und nicht vielmehr ihre Zeit in lauter Vergnügen und Lustbarkeit zubrächten. So seynd die Menschen. Ein jeder träget seinen Schatz in irdischen Gefässen. Die Tugend ohne Belohnung fällt gar bald dahin, und erstirbt in menschlichen Herzen.

(53) Die zwey gefährlichsten Uebel grosser Herren, welche ärger als die Pestilenz, seynd ein wildes Naturell, und die Dummheit. Ein wildes Gemüth kan bißweilen durch gute Lehre und Unterweisung nach und nach verbessert werden: die Dummheit aber verschliesset der Besserung Thür und Thor.

(54) Also war der König in Frankreich Ludwig XIII. ein Regent von schlechtem Verstande; er hatte aber das Glück, durch den Cardinal Richelieu zu regieren, als welcher zu den politischen Wissenschafften gebohren war. Das von demselben hinterlassene Testament politique ist ein Buch, das alle Regenten lesen sollten.

sten Character und Rang. (55) Der hohe Titul gereichet bißweilen einem, der kein grosses Vermögen besitzet, nur mehr zur Last. Denjenigen aber, die schon reich sind, und sich durch etwas signalisiret haben, geschiehet der gröste Gefallen, wenn ihnen Ehre und andere Vorzüge, dem Stand und Range nach, beygeleget werden.

Das eilfte Capitel,

Von der Klugheit die Aemter wohl zu besetzen.

I.

Von der Nothwendigkeit tüchtiger Minister und Beamten.

Alle Gesetze und Verordnungen, Gerichte, Straffen, Belohnungen, und andere dergleichen Anstalten würden wenig helfen und keine Krafft haben, wenn nicht in einem Staat obrigkeitliche Personen, Minister, Räthe, Amtleute und Diener gesetzet wären, welche die Majestäts-Rechte und Regalien zum Effect und zur Execution bringen helfen. Der Fürst oder Regent ist und bleibet zwar das Haupt: aber er brauchet Gehülfen zu einem so grossen und wichtigen Werke. (1) Ein grosser Herr, er mag auch noch so geschickt seyn, kan doch nicht alles allein bestreiten. Er kan nicht alles allein beobachten, wenn er auch die Augen des Argus hätte. So viel ist wahr, ein grosser

(55) Denn was helffen einem, der Verdienste hat, dabey aber arm ist, alle Ordens-Bänder, Gnaden-Creutze und andere dergleichen hohe Ehren-Zeichen? Er kan sich ja nicht Standesmäßig aufführen. In Democratien geht es noch eher an, auch den armen Ehrenstellen zu geben, weil man sie ex publico zu versorgen pfleget. Die Republic lässet sie begraben, stattet ihre Töchter aus, u. s. w. Wie man dergleichen Exempel unter andern nur beym *Cornelio Nepote* findet. In einer Monarchie hingegen ist es absurd, wenn man hohe Ehrenstellen solchen Personen geben will, die nicht so viel im Vermögen haben, daß sie sich darnach aufführen, und den erforderlichen äusserlichen Glanz oder Staat mitmachen können. Dergleichen Leute muß ein grosser Herr erst reich zu machen suchen, wozu sich allerhand Gelegenheiten finden.

(1) Daß ein Fürst allein mit einem Secretario auskommen könne, wie der Verfasser einer in Halle herausgekommenen Scharteke meynet, und seinen Fürsten Palingenium so beschreibet, ist eine wunderliche Grille. In einem kleinen Duodetz-Lande, darüber, wie Bassompierre schertzet, ein Hase mit einem Sprung springen kan, mögte es endlich angehen; sonst aber nicht. Die Theologi merken an, daß David, ob er gleich ein grosser und erlauchteter Mann, ja, nach vieler Meynung, selbst ein Prophet gewesen, gleichwohl Propheten an der Seite gehabt und dieselbe um Rath gefraat habe: wovon Reinking in seiner Biblischen Policey vieles beygebracht hat. Ich halte den Reinking, der auch verschiedene juristische Bücher geschrieben hat, für einen geschicktern Politicum, als Juristen.

Herr, der munter und geschäfftig ist, kan vieles selbst verrichten. Der Herzog von Burgund Carl der Kühne ist dergestalt arbeitsam und wachsam gewesen, daß er fast allemahl am spätesten zu Bett gegangen und des Morgens am ersten aufgestanden. (2) Cromwell, welcher keinem Menschen trauete, schrieb fast alle Brieffe mit eigner Hand. (3) Es seynd zu allen Zeiten Fürsten gewesen, welche dergleichen grosse Exempel gegeben und unglaubliche Arbeit verrichtet haben. Allein kluge Leute haben gleichwohl gemeynet, solche Herren hätten nicht wohl daran gethan. Cromwell hätte sich durch unmäßiges Arbeiten ein hitziges Fieber zugezogen und damit seinen Tod befördert. Vom Herzog Carln von Burgund bezeugen Cominäus (4) und andere, er habe die meisten Leute dergestalt von sich abgewendet, daß bey seinem Tode sich fast niemand um ihn bekümmert. Alle seine Minister wären über seinen Untergang froh gewesen. (5) Alle seine Arbeitsamkeit wäre vergeblich gewesen. Er hätte die grossen Thaten sich allein zuschreiben und die Ehre allein haben wollen. So gehet es den grossen Herren, welche alles allein auf ihre Hörner nehmen, und zu niemand ein Vertrauen haben. Sie seynd gleichwohl nicht von allem vollkommen unterrichtet, und können nicht alles hinlänglich expediren. Ihr Arbeiten ist mehr eine Ermüdung und Abmattung, als eine Arbeit, die einen rechten Nutzen und Einfluß in den Staat hat. Sie verderben meistens mehr als sie gut machen. Diesem Fehler kan nicht anderst abgeholfen werden, als daß sie andere Personen sich aussuchen, welche gleichsam ihre Hände, ihre Augen, ihre Ohren seyn müssen. Denn wenn sie gleich durch andere fühlen, sehen, hören;

(2) Die zween griechischen Helden, Epaminondas und Themistocles, können ebenfalls zu Exempeln einer ungemeinen Arbeitsam und Wachsamkeit dienen: Wovon *Cornelius Nepos* in derselben Lebens-Beschreibungen Nachricht giebt. Wer diesen Scribenten für ein blosses Schul-Buch hält, hat keinen Verstand. Aliter Nepotem legimus vt pueri, aliter vt viri: Wie Grotius dergleichen vom Terentio zu sagen pflegte. Ich getrauete mir wohl, ein schönes Collegium über den Nepotem zu halten, daraus ein jeder noch etwas lernen sollte.

(3) Man hat noch einen ganzen Band in Duodetz von lateinischen Briefen, so Cromwell an unterschiedene Potentaten und Republiken geschrieben hat.

(4) Cominäus war zwar kein studirter Mann, und verstund weder Latein noch Griechisch, hatte aber einen treflichen Verstand. Man sagt, er habe den Polybium imitiret, und er hat diesen griechischen Geschichtschreiber doch nicht einmahl lesen können. Er schrieb seine Historie Französisch. Aus seiner Lebens-Beschreibung, welche einigen neuern Auflagen gedachter Historie beygefüget ist, siehet man, daß seine Familie mit den Herzogen von Savoyen sich alliiret hat. Er war zuerst in Diensten bey Carolo Audace, gieng aber hernach zu dem Könige in Frankreich über.

(5) v. Les Memoires *d' Olivier de la Marche*, welcher als Maitre d' Hôtel und Capitaine de la Garde in Diensten des obgedachten Herzog Carls von Burgund gewesen.

ren; so kommet doch die Beurtheilung und Entscheidung dessen was recht, anständig und klug ist, auf sie, die Herren, grösstentheils und hauptsächlich allein an. Die Minister seynd wie die Sinnen, durch deren Mittel die Begriffe in den menschlichen Verstand kommen, worüber hernach dieser ein Urtheil fället. Solchemnach bleibet der Fürst dennoch die Seele des Staats, ob er gleich gewisse Leute erwehlet, die wie die Canäle seynd, dadurch er alles erfähret; die ihm eine Sache kurz und deutlich vortragen müssen, und keine unnöthige Weitläufftigkeit machen. (6) Ein grosser Herr muß also nothwendig Bedienten und Gehülfen haben: Nur nicht zu viel; aber auch nicht zu wenig. Alle subalterne Obrigkeiten, alle Aemter nebst der damit verknüpften Gewalt, seynd wie Ausflüsse und Strahlen von der höchsten Gewalt anzusehen. Sie bekommen ihr Licht von dem Fürsten, wie der Mond und andere Planeten von der Sonne. Alles hänget von des Herrn Wort ab. So bald dieses zurück gezogen wird, so höret das ganze Wesen des Ministers auf und fället dahin. (7) Alle Bedienten des Fürsten seynd deswegen da, daß sie ihn erleichtern und entlasten, seine Sorge mit ihm in seiner masse theilen, und für ihn, als ihren Herrn und Meister, wachen. Der Fürst kan zwar in Person nicht überall zugegen seyn: Er ist es aber gleichwohl vermittelst seiner Minister, Bedienten und Beamten, welche in seinem Nahmen befehlen, und die Bürger im Zaum und Ordnung halten. Man brauchet demnach im politischen Regiment allerhand Leute: nicht allein zu Handhabung der Gerechtigkeit, sondern auch zu Erhaltung der Einkünffte. Denn wenn der Fürst kein guter Haußhalter ist, so gehet er unfehlbar zu Grunde. Deswegen hat er vor allen Dingen darauf zu sehen, daß die Finanzen recht administriret werden. Es bestehet auch darinnen fast die gröste Kunst; immassen es nicht genug ist, daß man dem Fürsten Geld schaffe; sondern man muß es also einzurichten wissen, daß die Einkünffte beständig seyen, und nicht austrocknen. Man brauchet ferner Leute zu Beobachtung einer guten Policey und Beybehaltung einer anständigen Ordnung, zur Zierde eines Staats. Denn von freyen Stücken wird wohl kein Unterthan thun was er thun sollte; es müste denn ein Wiedergebohrner seyn. Aber wie viel seynd derer? Fast alle seynd so geartet, daß

(6) Alle Leute, sonderlich die einmahl in der Welt etwas werden wollen, müssen bey guter Zeit angewöhnet werden, etwas kurz, in schicklicher Ordnung und Zusammenhang, deutlich und ohne Scham und Furcht, vorzutragen: Sonst seynd sie wie Barbarn, wie Bauern, die auch nichts mit Anständigkeit reden können.

(7) Hieraus kan man zugleich die Eitelkeit aller weltlichen äusserlichen Ehren erkennen. Die Tugend aber leuchtet mit eignem Lichte, und glänzet allezeit, und bringet auch einem armen Menschen von der geringsten Herkunfft Hochachtung und Ehre.

daß sie nicht anderst als durch beständige Aufsicht, durch Zwang und Straffe müssen im Zaum gehalten werden. Freylich ist und bleibet die wahre Frömmigkeit der höchste Gipfel und das was die Tugend vollkommen machet; denn einem frommen fehlet nichts: allein die allerwenigsten seynd fromm, und noch wenigere bleiben lange auf diesem guten Wege. Die Menschen fallen gar zu bald wiederum aus dem Cirkel. In dem Staat seynd ferner Leute nöthig, die das Interesse, die Stärke und Schwäche der Benachbarten oder der Bundsgenossen, wohl verstehen, die verschicket werden können als Negotiateurs, Envoyés, Ambassadeurs, Secretaires &c. (8) Die Hofleute seynd die geringsten, wenn ihre Verrichtungen nach dem Nutzen des Staats abgewogen werden; denn sie dienen bloß zum Pracht und Prunk: aber man setzet sie deswegen hoch, weil sie am meisten um den Herrn selbst seynd. Kurz, sie seynd die grösten dem Range nach, und die geringsten in Betrachtung des Staats. Ihre grösten Verdienste bestehen darinnen, daß sie glänzen, sich aufputzen, aufwarten, schickliche Reverenz machen, das Ceremoniell wohl beobachten, und dergleichen. Wiewohl kluge Regenten ihre Hofleute schon auch dabey in andern Verrichtungen mit Nutzen zu gebrauchen wissen. Da nun offenbar ist, daß ein Staat ohne vielerley Bediente und Amtleute nicht bestehen könne; so kommet das Hauptwerk auf eine kluge Wahl derselben an. Insgemein heißt es, man müsse einer jeden Bedienung einen ehrlichen, rechtschaffenen und dazu tüchtigen Menschen vorsetzen. Das ist bald gesagt, aber nicht leicht ins besondere zu bestimmen. Die Geschicklichkeit oder Tüchtigkeit ist eine idea relatiua. Ein Mensch schicket sich zu dieser, der andere zu jener Verrichtung; und kommet es also hierinnen allerdings auf die Einsicht und den Verstand der Regenten an. (9) Was die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit anbetrifft, so ist solche allerdings auch eine von den ersten Eigenschafften, darauf man bey Erwehlung der Bedienten zu sehen hat, und welche billig in einer jeden Profeßion oben an stehen sollte. Ein Schuster muß ehrlich seyn; sonst machet er Schuhe, welche in wenig Tagen zerreissen. Ein Soldat muß ehrlich seyn, sonst gehet er durch, oder thut sonst seine Schuldigkeit nicht. Das ist aber nur etwas allgemeines und kein besonderes Merkmahl. Cromwel hat darauf sehr gesehen, und unter seinen Bedien-

(8) Darum ist es absurd, wenn einige sprechen: Staats-Sachen gehöreten nicht für privat-Leute. Concurriren denn manche Bediente eines Fürsten nicht mit zum Staat? Bey einer Gesandschafft thut ja der Secretarius oft mehr, als der Gesandte selbst; und doch bleibet er eine privat-Person.

(9) König Heinrich der Grosse in Frankreich war ein Meister in der Wahl seiner Minister. S. oben im V. Cap. §. XII.

Bedienten keinen haben wollen, der nicht ehrlich und gottesfürchtig wäre, weil er dafür hielte, daß böse Leute unmöglich was gutes thun könnten. Allein wenn nun gleich ein Herr den festen Vorsatz gefasset hätte, sothane Regel genau zu beobachten; so ist es doch bey der so grossen Menge böser Menschen und bey so verkehrter Welt unmöglich, lauter gute und tugendhaffte Leute zu finden. Derowegen ist es genug, wenn ein Regent nur solche Personen erwehlet, die ihm keinen sonderlichen Schaden thun, und die er allenfalls im Zaum halten kan. König Philipp II. in Spanien gab auf das Verhalten und die Aufführung seiner Bedienten genau Achtung, und hatte ein Buch, darinnen alles aufgezeichnet war, was jene löbliches oder unlöbliches gethan hatten. (10) Dadurch wurden die Leute nicht nur im Zaum gehalten, sondern auch angereitzet ihren Pflichten fleißig nachzukommen, indem sich ein jeder fürchten müssen übel beschrieben zu werden. Es hat auch in der That gedachter König fürtrefliche Minister gehabt, und die Fehler, so er in seiner Regierung begangen hat, seynd alle aus Hitze geschehen. Was ferner die Gaben des Verstandes anlanget, so hat man zwar darauf bey der Wahl der Minister und obrigkeitlichen Personen allerdings auch zu sehen: Doch muß man die allerwitzigsten und scharfsinnigsten nicht gleich gar zu hoch setzen, oder glauben, man sey mit ihnen am besten versehen. Denn es finden sich allerhand Bedenklichkeiten dabey. Die subtilesten und scharfsinnigsten Köpfe besitzen zwar in Ansehen ihres Verstandes eine vorzügliche Eigenschafft, wodurch sie sich vor andern distinguiren und hervorthun: Sie haben aber auch grosse und merkliche Fehler. Sie seynd mehrentheils ungedultig, verlassen sich allein auf ihren Verstand und Anschläge, gehorchen nicht gerne; sondern wollen immer gescheider seyn als der Fürst, und können sich mit niemand stellen, weil sie andere übersehen. Ihre Fähigkeit verleitet sie, daß sie auf lauter Neuerungen und besondere Erfindungen bedacht seynd, alles übrige als Kleinigkeiten tractiren, und daß sie alles

(10) Dieses erzehlet *Ludovicus Cabrera*, ein Spanier, welcher das Leben Philipps II. in Spanischer Sprache fürtreflich beschrieben. Amelot hat in seinen Anmerkungen über den Tacitum aus gedachten Spanischen Geschicht-Schreiber viele Stellen angeführet. S. Amelot dans les notes politiques sur les Annales de Tacite, L. I. c. VII. p. 63. seq. wo er auch noch ein gleichmäßiges Exempel aus der Englischen Historie beybringet, mit folgenden Worten: Burnet dit, qu' Edouard VI. Roi d' Angleterre ecrivoit dans un livre les portraits, qu' on lui faisoit des Gouverneurs de ses Provinces & des principaux Magistrats de son Royaume, avec toutes les particularitez qu' on lui en disoit. Er setzt hinzu: Certes, il avoit en cela trouvé le secret de savoir tout, & par conséquent d'être bien servi.

les anstinket, was nicht von ihnen herkommet. (11) Bey Anlegung und Errichtung einer neuen Republic seynd dergleichen Leute sehr wohl zu gebrauchen; nicht aber in solchen Staaten, da schon gewisse Einrichtungen von langer Zeit her gemachet seynd. Da ist es besser, mit Leuten von mittelmäßigem Verstande die öffentlichen Aemter zu besetzen; eben als wie man lieber einen Laquayen von mittelmäßigem Witze in seinen Diensten hat, als einen der gar zu fein und verschlagen ist. Es ist ein gemeiner Irrthum, daß man sich einbildet, Leute, die eine ausserordentliche Wissenschafft und grosse Erkänntniß besitzen, seyen auch die besten zu Diensten. Zu Lehr-Aemtern kan man solche Personen sehr wohl gebrauchen; denn da taugt kein mittelmäßiges Genie; aber nicht zu solchen da es zu befehlen und zu regieren giebt. Hätten die Könige in Dännemark Friedrich III. und Christian V. den bekannten Greiffenfeld, (12) einen Mann von ausnehmender Fähigkeit, dabey aber von grossem Ehrgeitze, bey der Bibliothec gelassen und ihn nicht zur Würde eines geheimen Ministers und Reichs-Canzlers erhoben, so wäre er mit Nutzen zu gebrauchen gewesen. So aber ließ sich derselbe in ein Complot wider den König ein, daß er darüber zum Tode verurtheilt und zum Richtplatz geführet, endlich aber noch begnadiget wurde. Man findet durchgehends in den Geschichten, daß Leute von ausserordentlich grossem Verstand und besonderer Fähigkeit die allergrösten Unruhen angefangen haben. Wenn dergleis

(11) Zu Bestärkung der obigen Erinnerungen dienet folgende Stelle aus dem XXVIII. Cap. des so betitelten Conseiller d'Etat. „Encores qu'il fût à desirer „de n'avoir au maniment des affaires „que des gens, lesquels fussent & prud' „hommes & de grande suffisance: Toutes fois, pource que les deux qualitez „rarement se rencontrent ensemble en „si haut degré que l'on peut desirer; „il vaut mieux les choisir de mediocre entendement, pourveu qu' ils „soient gens de bien: Pource que l'aiguë subtilité procede de la cholere, „à laquelle telles gens sont subjets de „se laisser aller pour peu de chose; Et „outre ce ayant bonne opinion d' eux-„mesmes, & mauvaise des autres, mal „volontiers se peuvent-ils accorder „avec personne. Davantage ils sont „ordinairement peu prevoyans, pour „le peu de loisir que leur promptitude „leur donne; &, pour la passion qui les „aveugle, sont souvent desireux de „nouveautez. Car ne trouvans bons „les establissemens faits de longue-„main, & leur subtilité ou vivacité d' „esprit leur en fournissant, à ce qu' il „leur semble, de *meilleurs & plus par-*„faits; ils s'en *veulent faire croire*, & „en cet effort *quelquesfois* apportent „du trouble [* S. imgleichen *Lipsii* Politic. Lib. III. cap. IV. §. 10. seqq. und was *Reinhard* in theatr. prud. eleg. p. 778. darüber angemerket hat. conf. *Testament politique du Cardinal de Richelieu*, chap. VIII. Sect. II. p. 228. seqq.]

(12) Dieser Greiffenfeld hieß, vor seiner Erhebung in den Grafenstand, mit seinem rechten Nahmen Schumacher, und war eines Weinhändlers in Copenhagen Sohn. Nach seinem Tode hat man eine Münze unter seinen Sachen gefunden, daraus man geschlossen, daß er sich so gar Hoffnung zur Crone gemachet.

gleichen Personen zu den fürnehmsten Regierungs-Geschäfften gezogen und Staats-Minister werden, so stossen sie ihren Herrn vom Throne, oder führen und lenken ihn wenigstens nach ihrem Gefallen. Diese Anmerkungen werden von vielen Leuten nicht überleget, da sie doch bey kluger Wahl der Bedienten eine der wichtigsten ist. Der Cardinal Richelieu pflegte zu sagen, er hätte mit mittelmäßigen Leuten mehr ausgerichtet, als mit hochgelehrten, hochverständigen und sehr fähigen; denn jene hätten sich immer mehr Mühe gegeben und sich beflissen, es zu einem höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen. Endlich seynd auch diejenigen, welche von merklich geringerem Verstande seynd, als die von der Mittel-Gattung, nicht ganz zu verwerffen. Es giebt schon Dienste, da man sie brauchen kan; wenn nur der Fürst sie nach dem Maaß und der Proportion ihrer Kräffte und Fähigkeit anzuwenden weiß. Scharfe Messer, mittelmäßige, stumpfe, haben alle ihren Nutzen nach Unterschied der Sachen, wozu man sie nimmet.

II.

Ob Leute von niedriger Ankunfft zu hohen Ehrenstellen zu befördern.

Es finden sich zum öfftern Leute von ganz gemeiner und niedriger Herkunfft, die aber nichts desto weniger Verstand und Geschicklichkeit genug haben, daß sie auch in den wichtigsten Angelegenheiten und öffentlichen Aemtern mit Nutzen gebraucht werden können. Ob es nun gleich *überhaupt richtig ist*, daß ein rechtschaffener Regent bey Besetzung der Ehrenstellen und in der Wahl seiner Bedienten nicht auf deren Stand und Geburt sehen, und deswegen keinem, er sey so gering als er wolle, wenn er nur sonst tüchtig ist, den Weg zur Ehre verschliessen solle; so ist es gleichwohl rathsamer und besser, wenn ein grosser Herr in diesem Falle etwas sparsam ist, und Leute von niedriger Ankunfft nicht so leicht erhöhet. Die Menschen wissen in gutem und grossen Glücke sich gar selten zu mäßigen, und je geringer einer vormahls gewesen, je mehr pfleget er sich hernach seiner Gewalt, Ansehens und erlangten Vorzugs zu überheben, ohne auf seinen Ursprung zuruck zu denken. Es giebt auch ein schlechtes Ansehen und Respect, wenn die grösten und wichtigsten Aemter durch dergleichen Personen verwaltet werden, deren vormahlige Niedrigkeit und verächtliche Herkunfft noch in jedermanns Gedächtniß schwebet. Ueberdieses machet sich ein Herr, der gerne geringe Leute erhöhet, verhaßt, und verursachet wohl gar, daß die Vornehmen oder die Grossen des Reichs wider ihn conspiriren. Wie es dem Kayser Wenzel gegangen, der so gut Freund mit seinem Gevatter Henker und mit seiner Bader-Susanna war, ist bekannt. Der König in Frankreich Ludwig XI.

hatte fast lauter schlechte Leute in seinen Diensten. Sein Barbier, Olivier le Daim war Connêtable und Ambassadeur: Sein Leib-Medicus Jaques Cottier war Canzler; und ein Schneider, Admiral. Dieses haben alle Geschichtschreiber (13) an gedachtem Könige getadelt, obschon dessen Bediente an sich eben keine ungeschickte Leute gewesen. Die niedrige Ankunfft fället zu sehr in die Augen. Das Volk stösset sich daran, und denkt, es werde von dem Regenten verächtlich gehalten, und unter die Herrschafft geringer Leute dahingegeben. Kurz, ein solches Verfahren machet einem grossen Herrn keine Ehre, nicht nur bey einheimischen, sondern auch bey auswertigen. (14) Zwar, wenn der Herr selbst Verstand hat und zu regieren weiß, so daß er denen von ihm erhöheten schlechten Leuten beständig auf der Haube ist, und ihnen nicht zu viel Gewalt lässet, so hat es eben so gar viel nicht zu bedeuten. Daher hat Amelot de la Houssaïe Gelegenheit genommen, das Verfahren König Ludwigs XI. sowohl als auch dessen Sohns und Thronfolgers Carls VIII. gegeneinander zu halten, und dergestalt zu beurtheilen, daß er saget: Sie wären zwar beede wegen der Wahl und Erhebung geringer Leute getadelt worden; doch der letztere weit mehr als der erstere: denn Ludwig wäre ein kluger verschmitzter Herr gewesen, der wohl eingesehen und gewust, was an den Leuten wäre, und dabey selbst regieret hätte. Daher könnte derselbe noch in gewisser Masse entschuldiget werden. König Carl hingegen, welcher es seinem Vater nachmachen wollen, hätte keinen Unterschied unter den Personen zu machen gewust, und sich dadurch vor der ganzen Welt prostituiret. Er hätte eben den Weg gehen wollen, den sein Vater gegangen, und doch dessen Klugheit bey weitem nicht gehabt. (15) Der König Heinrich VIII. in Engelland begieng unter andern

(13) Das Leben König Ludwigs XI. hat, ausser Cominæo und andern, *Pierre Matthieu*, auf Befehl König Heinrichs IV. sehr politisch beschrieben, und keinen seiner Fehler verschwiegen. S. auch des *Gabriel-Naudé* Addition à l'histoire de Louïs XI.

(14) Unter den alten Römischen Kayfern seynd diejenige am meisten getadelt worden, welche viel schlechte Leute, als Freygelassene und dergleichen, in ihren Hof-Diensten gehabt, und zu hohen Würden erhoben haben. Hievon hat *Antonius Perez* in seinem iure publico, quo arcana & iura Principis exponuntur, cap. LXVIII. p. 169. einige Exempel beygebracht. Dieses Jus publicum ist eigentlich eine General- und Special-Politic, darinnen gezeigt wird, sowohl was ein Regent zu thun befugt, als auch was rathsam und der Klugheit gemäß sey. Ungeachtet der Verfasser selbst ein Spanier gewesen; so hat er doch das Herz gehabt, die Spanier zu tadeln, und die Fehler, so sie in den Niederlanden gemachet haben, anzuzeigen.

(15) S. *Amelot de la Houssaye* dans les notes politiques sur Tacite, Part. II. p. 252. Amelot war ein kluger, scharfsinniger Mann, dergleichen Frankreich wenige aufzuweisen hat. Wer die politischen Studien

dern grossen Staatsfehlern auch diesen, daß er die grösten Würden und Ehrenstellen Leuten von geringer Ankunfft anvertrauete, und dadurch bey dem ganzen Adel Verbitterung und Eifersucht erweckte. Der Cardinal Wolsey, welchem er fast die ganze Regierung überließ, war, seinem Ursprung nach, eines armen Fleischers Sohn, wurde aber auf die letzt gestürzet. Hernach kam Thomas Cromwell, eines Schmids Sohn, (von dem der Olivier Cromwell ein Descendent gewesen,) empor, und hatte fast alles zu sprechen: Endlich aber muste ihm der König, um den Adel zu befriedigen, den Kopf abschlagen lassen. Bey dem letztem Herzog von Bretagne, Francisco II. wurde Peter Landois aus einem Schneider erstlich Cammerdiener, und hernach Ober-Cammerherr und vertrautester Minister, da er denn viele Jahre lang das Herzogthum Bretagne regierte, dabey aber seiner Gewalt mit Unterdruckung unschuldiger Personen und andere Ungerechtigkeiten dergestalt mißbrauchte, daß er endlich am lichten Galgen davor büssen muste. Dergleichen aus dem niedrigen Staub erhabene Menschen wissen sich in ihr Glück und hohen Stand selten zu finden, und daher geschiehet es, daß es mit ihnen meistentheils ein schlechtes Ende nimmet. (16) Ja die grossen Herren selbst fahren gemeiniglich mit solchen ihren Creaturen am übelsten und müssen sich von ihnen am meisten veriren und plagen lassen, (17) nach dem bekannten Sprichwort: Kein Messer ist, das schärfer schiert, als wenn der Bauer ein Edelmann wird. Daß Kayser Ludwig der Fromme schlechte Leute zu grossen Ehren-Aemtern, Bißthümern, Abteyen ꝛc. befördert habe, aber auch von ihnen aufs ärgste sey getrillet worden, bezeuget Theganus. (18) Wie grob der obengedachte Cottier, des Königs Ludwig XI. in Frank-

dien liebet, soll dieses Mannes Schrifften niemahls aus den Händen lassen. Er hatte sonderlich die Spanier fleißig gelesen, die Relationes des *Perez*, (welches ein ganz unvergleichliches Buch ist) und andere mehr. Daher seynd die allerfürtreflichsten expressiones in Amelots Werken zu finden.

(16) Hievon findet man verschiedene Beyspiele in dem Werke *Ant. Mar. Gratiani* de casibus virorum illustrium, welches der Abt Flechier im Jahr 1680. in 4to. ans Licht gestellet hat.

(17) Es gehet ihnen wie dem armen Thurnmaier, oder *Aventino*, der die bekannten Annales Boiorum geschrieben. Als derselbe nach langem Bedenken sich erst in seinen alten Tagen zum Ehestand resolviret hatte, meynete er am besten zu fahren, wenn er ein armes schlechtes Mensch heyrathete, und nahm daher seine Magd zum Weibe. Er betrog sich aber heßlich: Denn er bekam an ihr ein rechtes Ungeheuer, das ihm unglaublichen Verdruß alltäglich gemachet hat. Daher *Bayle* in seinem historisch-critischen Lexico, unter dem Wort AVENTIN, mit Erzehlung dieser Begebenheit ganze Seiten anzufüllen und den Küchen-Brudel zu beschreiben Anlaß genommen hat.

(18) Theganus, ein Bischoff im Trierischen, hat zu gedachten Kaysers Zeiten gelebet, und dessen Historie beschrieben, welche in Pithöi und Schilters Sammlungen Fränkischer und Teutscher Geschicht-Schreiber stehet.

reich Leib-Medicus und Canzler, mit seinem Herrn umgegangen und selbigen also in seiner Contribution gehabt, daß er, der König, sich nicht getrauet ihm etwas zu versagen, ist bey den Geschicht-Schreibern mit Verwunderung zu lesen. (19) Solchemnach bleibet es bey dem, was bereits oben erinnert worden, daß keinem grossen Herrn anzurathen sey, Leute von gar geringer Extraction hoch zu setzen. (20) Wenn sie Verstand und Geschicklichkeit haben, können sie gleichwohl aus dem Staube hervorgezogen und in mittelmäßigen Aemtern mit Nutzen gebraucht werden.

III.

In wie ferne adeliche den unadelichen vorzuziehen.

Es ist bekannt, daß fast an allen Europäischen Höfen die adelichen Geschlechter in allen Stücken grosse Vorzüge vor den bürgerlichen geniessen. Derowegen wird in der Politic auch die Frage aufgeworfen: ob ein Potentat zu den hohen Staats-Bedienungen lauter Edelleute nehmen, oder auch Personen aus andern ehrbaren, obwohl nicht adelichen, Geschlechtern dazu befördern solle? Die Türken erkennen keinen Adel, der von der Geburt kommet: sondern bey ihnen adeln allein die Verdienste und die erhaltenen Ehrenstellen. Ihre vornehmste Staats-Bedienten werden im Seraglio erzogen und zum Krieg angeführet, ob sie gleich offt nicht einmahl wissen, wer ihr Vater gewesen. Wenn sich dergleichen Leute hernach wohl verhalten und sich durch tapfere Thaten bekannt machen, so werden sie befördert, und eben dadurch gleichsam geadelt. Das Amt machet den Mann, spricht der Türk. Bey uns Christen hingegen ist hierinnen eine andere Verfassung, die man auch nicht aufheben kan, ob man gleich, in abstracto davon zu reden, viel dabey erinnern könnte. Denn wenn man nach dem Stand der Vollkommenheit urtheilen sollte, so wäre zu wünschen, daß gar kein Unterschied unter adelichen und unadelichen wäre; wie in der Jüdischen Republic, da sie alle vom Saamen Abrahams herstammeten, und wo man nicht nach sechzehn Ahnen fragen durffte. Der Unterschied unter adelichen und unadelichen ziehet viel Unheil und Beschwerlichkeit nach sich, und erwecket Haß, Mißgunst, Uneinigkeit. Ein Reich aber, das mit sich selbst uneinig ist, kan nicht bestehen. Offt giebt diese Distinction zu vielen Revolutionen Gelegenheit.

(19) S. *Bayle* Diction. unter dem Artickel LOVIS XI. in der Anmerkung (O).

(20) Es fehlt uns auch in Deutschland nicht an Exempeln solcher Fürsten, die an ihren Höfen dergleichen Fehler gemachet haben. Bey dem ehemahligen Magdeburgischen Administratore Augusto, welcher hier in Halle residiret hat, konnten der Leib-Page und der Cammerdiener alles ausrichten, was sie nur wollten: Und diese machten den elenden Unverfährt, der vordem ein Current-Schüler gewesen, und hier mit der Mütze geloffen war, auf einmahl zum Canzler.

heit. Nachdem aber einmahl dieser Unterschied eingeführet ist, so fragt sichs: wie sich ein grosser Herr dabey klüglich zu verhalten habe? Soll er den Adelstand heruntersetzen und ihn zu supprimiren trachten? Oder, soll er allen die nicht von Adel seynd den Zugang zu ansehnlichen Ehrenstellen verschliessen? Nein! Es soll keines von beyden geschehen. (21) Es ist aber ein Unglück, daß man an manchen Höfen mit dieser wilden Hummel im Gehirn, mit diesem Vorurtheil noch eingenommen ist, daß man niemand als lauter Edelleute zu hohen Würden lassen will. Herzog Anton Ulrich meynte gar, er könnte gleich einen Edelmann von einem bürgerlichen unterscheiden, wenn er ihn nur sähe; z. E. an der Reverenz oder andern dergleichen Zeichen. Hoc credat Judaeus apella: non ego. Das ist freylich nicht zu leugnen, daß ein Edelmann Gelegenheit hat, sich eher hervor zu thun, weil er Leute bey Hofe hat, die ihm die Thüre aufmachen. Er hat gemeiniglich eine bessere Erziehung gehabt, und weiß dahero den Wohlstand besser zu beobachten. Allein, damit ist es noch nicht ausgemachet. Er muß auch einen grössern Verstand und Stärke der Vernunfft, das heißt, mehr Tugend haben, als die andern, denen er will vorgezogen werden. Wenn dahero ein bürgerlicher sich über einen Edelmann geschwungen hat, so ist in gewisser Masse daraus abzunehmen, daß bey selbigem eine grössere Stärke der Vernunfft gewesen seyn müsse, weil er viel Schwierigkeiten überwunden, die ein Edelmann nicht zu befürchten hat. Es ist übrigens den adelichen selbst nicht gut, wenn die unadelichen von wichtigen und ansehnlichen Ehrenstellen ausgeschlossen werden. Denn alsdenn lernen sie nichts; sondern legen sich auf die faule Seite, schleifen ihren Verstand und Sitten nicht mehr, machen sich nur gute Tage, nicht anderst als die Söhne der Popen in Moscau ehemahls pflegten, welche gewiß wusten, daß sie ihres Vaters Dienst bekämen, und deswegen nichts lerneten. Itzo aber weiß ihnen der Czaar, wenn sie nichts gelernet haben, fein die Musquete auf die Schulter zu legen. Es ist also ein grosser Verderb, wenn die Edelleute, wie es an vielen Orten gehet, schon zum

(21) *Amelot de la Houssaïe* in seinen politischen Anmerkungen über den Tacitum, Part. I. p. 362. zeiget, daß es nicht nur einen grossen Herrn rühmlich, sondern auch seiner Staats-Klugheit gemäß sey, dann und wann einigen alt adelichen Familien wiederum aufzuhelfen; damit der Adel nicht auf die Gedanken gerathe, der Herr wolle ihn gerne gänzlich unterdrücken oder ausrotten. In Schweden hat vor diesem der alte Adel vieles gelitten, sonderlich unter dem jungen feurigen Könige, Carl XI. wovon Pufendorff in den Anecdotes de Suede viele particularia aufgezeichnet hat. Dem König Gustav Adolph war auch schon von seinem Lehrmeister und nachmahligen Minister, dem Skytte angerathen worden, den Adel herunter zu setzen: Der König aber wollte es nicht thun. Was in Dännemark dißfalls vorgegangen, ist ohnehin bekannt.

zum voraus wissen, daß sie dennoch vor andern befördert werden, wenn sie gleich nichts studiret haben. Was soll das für ein Adel seyn? Wer wird so thöricht seyn, sich einzubilden, daß in dem Edelmann ein anderes Blut stecke, als in dem Bürger? Ein adelicher hat ja weiter nichts vor sich als die Bilder, Wapen und Tugenden seiner Ahnen, und soll also von Rechtswegen eigne Tugend dabey haben. Eigne Tugend machet, daß er nicht aus der Art geschlagen, von der Tugend seiner Vorfahren nicht degeneriret, und alsdann erst für wahrhafftig edel zu halten ist. (22) Ein solcher Edelmann, welcher mit den Verdiensten seiner Vorfahren eigene Tugenden verknüpfet, hat eine doppelte Hülfe zu seiner Erhöhung. Alsdann mag man ihn immerhin vorziehen und dem bürgerlichen das Nachsehen lassen. Hat aber der Edelmann nichts vor sich als seiner Väter Schein, ist aus der Art geschlagen, und an eigner Tugend und Glanz ganz blos; da soll man ihn billig zurück stehen lassen. Da heißt es: Bürger hervor! Ein gewisser Minister hat dem Churfürsten zu Brandenburg Friedrich Wilhelm dem Grossen angerathen, unter die Pagen oder Edelknaben auch einige bürgerliche, doch aus ehrbarem Geschlecht, unterzustossen, um der Aufmunterung und Aemulation willen: welche sich sodann am besten hielten, die sollten steigen, es mögten adeliche oder bürgerliche seyn. Das ist ein vernünfftiger Rath gewesen, und seynd dadurch viele in die Höhe gekommen. Denn wie folget denn dieses: Ein Edelmann hat seiner Voreltern Glanz und Schimmer vor sich; derowegen ist er auch geschickter zu Ehren-Aemtern als ein bürgerlicher? Wenn die Edelleute sich keine Mühe mehr geben was rechtes zu lernen, und hernachmahls wenn sie zu Aemtern gezogen werden, den bürgerlichen, die geschickter und fleißiger seynd, in die Hände sehen, und ihnen gute Worte geben müssen, so geschiehet ihnen nicht unrecht, wenn ihnen die bürgerlichen zuletzt über den Kopf hin steigen, und groß werden. Sie seynd deswegen auch gar nicht zu bedauren, weil sie an ihren Verfall selbst schuld seynd. Sie haben ja mehrentheils die schönsten Vortheile vor andern gehabt in Ansehen der Auferziehung, der Anverwandschafft, der Gelegenheit, und kurz aller Mittel etwas rechtes zu thun. Warum haben sie sich also nicht recht angegriffen und sich nicht beflissen, was gründliches zu erlernen? Sie dürfen deswegen eben keine Pedanten werden, oder wie die Calmäuser

(22) vid. *Hieron. Osorii* libr. de Nobilitate ciuili; it. de Nobilitate Christiani; welche beeden Werke, wie alle Schrifften Osorii, sehr schön und mit einem unvergleichlichen stilo abgefasset seynd. Von den Fehlern der Edelleute hat ein Schlesier ein Buch, betitelt, der Edelmann, geschrieben, welches anmuthig zu lesen ist. Wie *Juuenalis*, imgleichen *Boileau* den lächerlichen Stolz und andere Laster des Adels in ihren Satyren durchgehechelt haben, ist bekannt.

ser den ganzen Tag daheim sitzen, sondern können und sollen dabey mit Leuten umgehen, ritterliche Uebungen treiben, u. s. w. Aber das ist gewiß, daß die Wissenschafften keinem anfliegen, sondern eine ernstliche Application erfordern. Es gehöret eine stärkere und festere Resolution zu dem Studiren, als in die Approches oder Laufgräben zu gehen. Dieses währet etwa eine Viertelstunde; da bin ich entweder hin, oder ich komme mit Freuden wieder zuruck. Aber jenes währet lange. Da muß ich, wenn ich nach Dingen trachten will, die gründlich, die dauerhafft, die beständig seyn, und einen ewigen, unvergänglichen Ruhm nach sich ziehen sollen, allen Eitelkeiten der Welt, den Ergetzlichkeiten und Spielwerken, auf eine gute Zeit entsagen. Heut zu Tage will fast ein jeder nur cavallieremente, das ist auf deutsch, nichts studiren. Dann gehet es den guten Edelleuten, wie in der Fabel von der Ameise und von der Hummel. Jene hatte im Sommer gesammlet und eingetragen; diese aber nichts vor sich gebracht. Darum sollte der Adel fein bey guter Zeit bedenken was zu seinem Frieden dienet. Denn auf den Landgütern sitzen, Hasen, Rebhüner und Wachteln fangen, mit einem Braten-Kleide in der Kirche oder bey Hofe erscheinen, ist keine Kunst. Dazu brauchten sie keine Studia. Aber ein Staats-Minister, ein Staats-Secretair, ein Gesandter zu seyn, mit jedermänniglich klüglich umgehen und tractiren können, allen allerley werden; das ist Kunst, dazu gehöret Geschicklichkeit, und ein wohl geschliffener polirter Verstand. Wenn nun aus dem Adelstande Personen da seynd, welche dergleichen Eigenschafften in eben demselben Grad, als andere ehrliche Leute von geringerem Ursprung, besitzen, so kan man ihnen bey Beförderungen schon den Vorzug verstatten.

IV.

Ob arme gänzlich auszuschliessen.

Daß es in einem Staat viele ganz arme und wiederum sehr reiche und begüterte Leute giebt, ist in gewisser Masse ein Mangel, und der Grund vieler Beschwerlichkeiten. In der Jüdischen Republic war keiner so reich, daß er sehr hoch vor andern hervor geraget hätte. Da war auch keiner so bettelarm, daß er hätte nach Brod gehen müssen. Es ist eine grosse Fatalität, wo die Dürfftigkeit so überhand nimmet. Armuth lehret zwar alle Künste, aber auch alle Laster, und ist ein starker Antrieb Böses zu thun. Es ist freylich deswegen keiner ohne Schuld; aber es geschiehet gleichwohl. Denn nicht ein jeder weiß sich also zu beherrschen, daß die Vernunfft allezeit siege. Das arme gemeine Volk und Pack machet den grösten Lermen. Kayser Antoninus Pius hat beym *Julio Capitolino* das Lob, daß er gesuchet, wenn es möglich wäre, den Unterschied

zwischen Armen und Reichen in der bürgerlichen Verfassung aufzuheben (23) Allein man kan diese Ungleichheit unmöglich gleich machen. Nach der paradießischen Vollkommenheit lässet sich freylich viel schönes sagen und vorstellen. Allein in dieser Welt und in concreto kan nicht alle krumme schlecht oder gerade werden. Wenn nun aber die Frage entstehet, ob wegen erstgedachter Ungleichheit der Menschen in Ansehen der zeitlichen Güter, reiche oder arme zu den öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen zu wählen seyen? So antworte ich: zu solchen Würden, die mit Glanz und Ansehen geführet werden müssen, befördere man keine arme Leute, weil doch die meisten Menschen unverständig seynd, und den Werth eines Dinges nur nach dem äusserlichen Schein schätzen. Wenn sie nur eine arme Magistrats-Person sehen, welche keinen Schein machen kan, so halten sie selbige verächtlich. Was ist aber eine obrigkeitliche Person mit Verachtung? Sprichst du: Man warte nur, dergleichen Leute werden sich in ihren Aemtern schon bald bereichern, wie die kayserlichen Reichs-Hofräthe, welche meistens nacket und blos nach Wien kommen, und gleichwohl wenn sie sterben viel Tausend hinterlassen: So erwiedere ich: dergleichen Personen werden, wenn sie nicht gewissenhafft seynd, freylich wohl reich; aber mit merklichem Schaden und Nachtheil des Staats, des Volks, der Justiz. Ein Minister, der arm und dabey nicht besonders ehrlich ist, stiehlet und nimmet was er kan und weiß. Ein Fürst kan deswegen doch arme Leute auch befördern, aber nicht so hoch, sonst stehlen sie ihn arm. Exempla sunt odiosa. Sonst könnte man deren viele, auch aus den neuesten Geschichten, anführen. Hiezu kommet, daß dergleichen Personen doch verhaßt seynd, wenn man gleich eben so genau nicht anzeigen kan, wie und auf was Art sie ihren neuen Reichthum zusammen gescharret haben. Der Cardinal Wolsey war deswegen in Engelland so verhaßt. (24) Arme aber dabey geschickte Leute können in einer

(23) Antoninus ist zwar deswegen sehr zu loben, daß er auf seiner Unterthanen Wohlfahrt gesehen, und ihnen das Leben angenehm zu machen getrachtet hat; wie er denn eben darum Pius heisset. Denn GOtt gönnet den Menschen allerdings eine Lust, Annehmlichkeit und Vergnügen. Es ist ihm wohlgefällig, wenn uns zum Exempel das Essen recht wohl schmecket. Der ist thöricht, der da meynet, man müste alle Lust verbannen. Daß aber Antoninus den Unterschied zwischen Armen und Reichen aufheben wollen, darinnen hat er zu viel unternommen: wie denn Julius Capitolinus selbst die Unmöglichkeit dieses Vorhabens bemerket. [* Was der seel. Herr Geheime Rath Gundling hier von gedachter Unternehmung Antonini Pii gemeldet hat, davon finden wir weder bey Julio Capitolino, (auf welchen er sich doch ausdrücklich zweymahl beziehet) noch bey andern Geschicht-Schreibern die mindeste Spur; lassen also sothane Erzehlung auf ihren Werth oder Unwerth beruhen.]

(24) Das Exempel von dem Concini, einem Florentiner und nachgehends Marschall von Ancre in Frankreich, gehöret auch hieher. Von dem Duc de Luynes, der

einer Monarchie in mittelmäßigen Ehren-Aemtern gebraucht werden, biß sie nach und nach etwas vor sich bringen: nur muß man sie nicht auf einmahl groß machen. In einer Democratie hingegen gehet es sehr wohl an. Da gilt bißweilen ein Aristides mehr als ein Iphicrates, und da wird die Armuth einem offt zur Tugend gerechnet, und gepriesen, um so mehr, weil der Reichthum in einem solchen Staat zu viel Auffsehen machet und Mißgunst erwecket. In einer Aristocratie, wo man gleichfalls die Armen nicht versinken oder verhungern lässet, (25) können sie auch ehender befördert werden. In einer Monarchie aber machet der Regent selbst eine grosse Figur. Der Minister will das nachmachen. Das kan aber der arme nicht thun. Also suchet er sich durch allerhand böse Künste empor zu heben. Vorhero war ein solcher Mensch ein kleines Comma, ein verächtliches Semicolon: nachhero wird er, ehe man sichs versiehet, ein Signum admirationis, exclamationis. Wenn ich arme Leute, die grosse Fähigkeit hätten, zu Ehrenstellen befördern sollte, so würde ich sie zuerst reich machen: (welches grosse Herren auch leicht thun könnten) alsdenn wüste ich doch, woher ihr Reichthum käme, und dürfte nicht besorgen, daß sie sich von dem Schweiß und Blut der Unterthanen bereichern, die Justiz verkauffen und die Gesetze brechen würden. Richelieu saget: Ich bin den Armen nicht feind, bin selbst arm gewesen; nichts destoweniger aber seynd sie in beständigem Verdacht, daß sie sich zu bereichern suchen. Denn die Besoldungen, welche grosse Herren geben, langen offt nicht zu. Cabrera (26) erzehlet von dem König in Spanien Philipp II. daß derselbe zwar sonst die kluge Staats-Maxime gehabt, die vornehmen Familien zu erhalten und ihnen, wenn sie herunter gekommen gewesen, wieder in die Höhe zu helfen; solche aber in den Niederlanden nicht beobachtet habe. Es war nemlich König Philipp eine Zeitlang in den Niederlanden gewesen, und da hatten die Grafen von Horn und Egmond, und der Printz Wilhelm von Oranien grossen Aufwand gemachet, weil bey den Spaniern alles kostbar und prächtig hergehen muste. Daher rieth der Bischoff von Arras Granvella dem Könige, daß er bey seiner Abreise einem jeden dieser Herren, weil sie sich sehr verblutet hätten, etwa funfzig tausend Thaler schenken mögte, zumahlen sich selbige tapfer gehalten, und das

der ein armer Edelmann gewesen, hernach aber unter König Ludwig XIII. so sehr gestiegen ist. S. oben im V. Cap. §. XI.

(25) Die Venetianer beobachten dieses gar klüglich. Wenn da ein Nobile herunter gekommen ist, so erhalten sie ihn ex publico, geben ihm Aemter, helfen ihm zu einer vortheilhaften Heyrath, und dergleichen. Denn sie haben das Principium: Non sit pauper in ciuitate. Wie denn auch unlaugbar ist, daß die Armuth in einem Staat grosse Unruhen und Bewegungen verursache. S. *Rheinhard.* theatr. prud. eleg. p. 1799.

(26) S. *Amelot* not. polit. sur Tacite, P. I. p. 363.

meiste zu dem wider die Franzosen bey St. Quintin erfochtenen Sieg beygetragen hatten. Philipp aber, ob er gleich sonst bey dergleichen Gelegenheiten freygebig war, wollte hier nichts geben: worinnen er freylich einen grossen Fehler begieng. Gedachte Herren waren ohnehin ziemlich mißvergnügt darüber, daß die Regierung Fremden war übergeben worden, nemlich der Margaretha von Parma, als Gouvernantin in den Niederlanden, welcher der Cardinal Granvelle aßistiren muste: aber das Geld würde alles zugedecket haben. Die Spanier sagen auch noch biß diese Stunde: die Armuth habe die Grafen von Horn und Egmond verleitet, daß sie neue Händel angesponnen hätten.

V.

Von dem Vorzug der Einheimischen vor den Fremden.

Wenn ich von Besetzung der öffentlichen Aemter in abstracto urtheile, so sage ich: Niemand, der Geschicklichkeit besitzet, soll davon ausgeschlossen, und daher auch Fremde zugelassen werden: denn es kan unter denselbigen manchesmahl ein sehr geschickter Mann seyn. Wir wissen, daß bißweilen ein Fremder Gelegenheit gegeben hat, daß der ganze Zustand des gemeinen Wesens in bessere Verfassung gesetzet worden. Das seynd aber Ausnahmen, nach welchen man sich nicht richten muß. Gewiß ist es, daß man fast in keinem Lande einen Fremden gerne siehet. (27) Daher ist in vielen Königreichen und Republiken das Jus indigenatus eingeführet. (28) Da ist es denn eine grosse Ehre, und ein Zeichen einer besondern Wohlgewogenheit, wenn einer naturalisiret wird. Die Engelländer haben den Portland, den Albemarle naturalisiret, und andere mehr; welche aber alle grosse Leute waren. Wer zum Nobile di Venetia erkläret wird, der muß es ansehen als ein Zeichen einer ausserordentlichen Gewogenheit. Unterschiedene Deutsche Fürsten, als die Braunschweigische Herren, imgleichen einige Päbstliche Nepoten, haben dergleichen Würde erhalten. (29) Bey den Schweizern ist es auch was sonderliches, wenn sie einem ihr Bürgerrecht geben. (30) Der Türk fraget

(27) Die Hamburger hat man beschuldiget, daß sie die Ausländer liebten, und dagegen die Einheimischen gering schätzten. Der Rector zu Flenßburg, Johann Möller hat den Hamburgern dieses ins Gesicht geschrieben, in seiner Homonymoscopia, da er vom Luca Holstenio und Petro Lambecio handelt.

(28) In Preussen hat man den Indigenat auch; imgleichen im Clevischen. Denn die Niederländer können die Fremden gar nicht wohl leiden: Die Clever aber seynd halbe Niederländer.

(29) Mehrere Exempel davon seynd zu finden in des *Amelot* Histoire du Gouvernement de Venise, p. 625. sqq.

(30) Wer die Sache nur so obenhin ansiehet, denket: Was scheere ich mich darum, ob ich ein Nobile di Venetia, oder ein Schweitzerischer Bürger bin? Allein

es

get zwar nichts darnach, sein Groß-Vezier, Muffti, Bassa, mag her seyn wo er will: Aber der Türk ist ein Barbar. Andere Nationen leiden nicht gerne Fremde. Man muß nicht denken, der Neid sey allein schuld daran, obschon selbiger etwas dazu beyträgt. Denn ganze Gesellschafften seynd eben wie einzele Menschen; diese aber können nicht vertragen, daß andere ihnen den Vortheil wegnehmen, welchen sie selbst haben könnten. Sehen wir uns in Deutschland um, so sehen wir, daß es nicht allein in Sachsen so sey, daß man nicht gerne Fremde in Dienste nimmt; sondern auch in Franken, Schwaben, und am Rheinstrom. Die Oesterreicher seynd sonderlich den Fremden auffäßig. Der Baron Schröder war einer von den geschicktesten Leuten in Cammer-Sachen. Weil aber die Oesterreicher dachten, er würde den Kayser dahin vermögen, die Finanzen in seinen Landen auf einen ganz andern Fuß zu setzen; so ward er in seinem Zimmer heimlich überfallen und ihm der Kopf abgeschnitten. Dergleichen Neid äussert sich bey allen Nationen. Sie haben auch in gewisser Masse Grund, indem sie sagen: Wenn fremde Leute ins Land kommen, und darinnen zu Macht und Ansehen gelangen; so nehmen wir fremde Sitten an, und unser Zustand wird verändert. (31) Glaubest du nicht, daß die Moscowiter den Deutschen Spinnen-feind seyen? Selbst der Czaarowiz hat die Fremden nicht leiden können, und würde, wenn er zu der Regierung gekommen wäre, sie unfehlbar alle abgeschaffet haben. Wer glaubet wohl, daß die vielen Spanier und Italiäner am Kayserlichen Hofe den Oesterreichern angenehm seyen? Dem Kayser Leopold hat der Fürst von Lobkowitz den Rath gegeben, daß, wenn er glücklich seyn wollte, er drey J verbannen und fortschaffen müste, nemlich Juden, Jesuiten und Italiäner. Die Römer waren auf Julium Caesarem böse, daß er Fremde zu Rathsherren gemachet. (32) Wenn man den *Herodianum* lieset, so findet man, daß Caracalla sehr getadelt worden, daß er so viele Ausländer, als Pannonier und andere nach Rom gebracht. Die Römer sagten: Dadurch haben sich bey uns fremde bar-

es ist gleichwohl eine besondere Ehre, und ein Vortheil, der nicht zu verachten ist. Die Schweitzer und Venetianer haben ja Macht und Ansehen genug, daß sie einem bey Gelegenheit auch helffen können.

(31) Wenn etwas neues eingeführet wird, das dem Pöbel nur fremd vorkommet, wenn es gleich klug ist, so ist es ihm doch verhaßt. Wie es dem Cardinal Alberoni und der Prinzeßin von Orsini am Spanischen Hofe ergangen sey, ist weltkundig. Hieher gehöret auch das Exempel des Herzogs von Nipperda. Er war ein Edelmann aus Ober Yssel, anfangs ein Protestant, veränderte aber hernach die Religion, und stieg in Spanien zu einem so hohen Gipfel der Ehren, daß die Nation darüber schwürig wurde. Weil nun auch König Philipp V. als ein melancholischer Herr einen Verdacht gegen ihn schöpfte, wurde er endlich gestürzt.

(32) vid. *Sueton.* in Jul. cap. LXXX.

barische Sitten, Weichlichkeit und eine neue Art zu regieren eingeschlichen. Die Polen thun es sehr selten, daß sie einen Fremden, wenn er gleich anderwärts noch so groß ist, zum Polnischen Edelmann machen. Es ist daher allerdings grosse Klugheit dazu nöthig, wenn ein Fürst Fremde in Dienste nehmen will. In Kriegsdiensten ist es zwar so nöthig nicht, einen Unterschied unter Fremden und Einheimischen zu machen: denn da kommet es lediglich auf die Tapferkeit an. Deswegen saget auch niemand nichts. Aber beym Staat, bey der Regierung, will man keine Fremde dulten. Man weiß, was dem Mazarini, der ein Neapolitaner war, in Frankreich begegnet ist. Er hat sich zweymahl aus Frankreich wegbegeben müssen, und sein gröstes Verbrechen und Vorwurff war allezeit, daß er ein Italiäner wäre. Richelieu wurde nach seinem Tode verfluchet, daß er den Mazarini nach Frankreich gebracht und ihn recommandiret. Mazarini war arm, und die Armuth verleitete ihn offt, daß er Geld nahm, und dadurch noch mehr verhaßt wurde. Wie man denn ganze Sammlungen von Pasquinaden auf ihn hat. Der Marechal d'Ancre, der unter der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. in die Höhe gestiegen war, hatte als ein Italiäner in Frankreich wenig Gunst; zumahl da man glaubete, daß er grosse Geld-Summen zu seinem eignen Nutzen aus dem Reich schickete. Die Niederländer haben fast keine andere Ursache gehabt die Masque abzuziehen, als das Mißvergnügen, daß sie von Fremden regieret werden sollten. Der Prinz Wilhelm von Oranien wollte die Herzogin von Lothringen, die eine Deutsche Prinzeßin war, zur Gouvernantin haben. Er sahe auch den Granvella mit scheelen Augen an, als welcher ein Burgundier war, dessen Vater eines Schlossers Sohn und beym Kayser Carln V. erster Minister gewesen. (33) Die Dänen führen Beschwerde über die Deutschen, und sagen, sie würden von ihnen gedrückt. Allein in Dännemark steckt eine Staats-Ursach darhinter. Der König muß Fremde haben, weil er dem Adel nicht trauen kan, als der sich unter Friedrich III. nicht wohl verhalten hat. Die Schweden haben auf den Baron Görz, und auf den von der Natt, eben deswegen einen so grossen Haß geworffen, weil sie Ausländer waren. Denn daß die Schweden die Fremden nicht leiden können, siehet man aus ihren Geschichten. (34) Die Engelländer wurden unter dem König Jacob I. ungedultig, als derselbe so viele Schottländer beför-

(33) Man kan hier lesen *Grotii* historiam Belgicam, und des Wilhelms von Oranien Briefe, so er publiciren lassen, worinnen ausdrücklich stehet, daß die Niederländer Fremden dienen müsten.

(34) Wer die Schweden recht will kennen lernen, muß die Anecdotes de Suede lesen. Pufendorff hat sie in diesem Buch, welches er in Lunden geschrieben, recht wohl characterisiret.

beförderte. Die Ungarn haben wider die Fremden gleichfalls grosse Klagen eingebracht. (35) Wir Deutschen haben mit dem Pabst die sogenannten Concordata Nationis Germanicae aufgerichtet, worinnen ausdrücklich bedungen worden, daß der Pabst in den Päbstlichen Monaten keinen Fremden präsentiren solle. Man lässet nicht gerne das Honigseim Fremde essen. Die Unterthanen wenden auch vor, es sey dabey eine Verachtung der Nation, gleich als ob unter derselben keine tüchtige Leute wären. Man hält auch den Herrn in dem Verdacht, als wolle er die Staats-Verfassung verändern und die Eingebohrne des Landes durch die Fremde unterdrucken. Dieses seynd die Früchte, wenn die Landes-Kinder zurückstehen und sich Fremde müssen vorziehen lassen. Wiewohl ein weiser Regent weiß schon alles einzurichten; und kan man hier keine so genaue Regeln vorschreiben. (36) Je weniger einer Ausländer zu Ehrenstellen befördert, je besser ist es ordentlicher Weise: denn man hat gar zu viel Exempel, daß Fremde grosses Unheil gestifftet haben. Bißweilen aber, zumahl wenn ein Volk roh und barbarisch ist, erfordert die Nothdurfft, Fremde ins Land zu ziehen, um dadurch die Eingebohrnen zu cultiviren. So machete es der Czaar, der aber, als ein kluger Herr, die meisten nur auf etliche Jahre annahm. Die mehristen, so nach Moscau gegangen, seynd eigennützige, gewinnsüchtige Leute, Passagiers von Fortune gewesen. Denn was sollte einen Menschen sonst bewegen, sein Vaterland zu verlassen und so weit wegzuziehen? Der gewesene Churländische Hofrath und Cabinets-Director, Theodor Ludwig Lau, den man für einen Atheisten hält, hat eine kleine Schrifft von etlichen Bogen ans Licht gestellet, unter dem Titul: *Intereſſe* von Holland. Darinnen erzehlet er, daß der weltbekannte Johann Law, ehe er nach Frankreich gegangen, den Holländern ein Project überreichet und darinnen Vorschläge gethan hät-

(35) In einem Buche, worinnen die Grauamina der Ungarn vorgestellet werden, findet man, daß das vornehmste Grauamen darinnen bestanden: Terras pinguissimas exteris dari, etiam beneficia ecclesiastica.

(36) Ueberhaupt ist die Regel diese: Man befördere, so viel als möglich, die Landes-Kinder vor den Ausländern Wo es hingegen nicht die Nothwendigkeit oder der Nutze des Staats erfordert, da ziehe man die Fremden vor. Dieses wurde dem Cosmo zu Florenz, da er auf den Großherzoglichen Stuhl stieg, angerathen. Denn derselbe durfte den Florentinern nicht trauen, und muste also Fremde haben. v. *Varchi* Istoria di Firenze. Das ist eine von den Ausnahmen von der Regel. Die zweyte Exception ist, wenn ein Ausländer ungemeine Gaben und Geschicklichkeit hat, die man besonders wohl nutzen kan. Es wird sich auch in solchem Fall der Fremde bald nach der Weise und dem Genie derjenigen Nation, unter welcher er sein Glück gefunden hat, zu richten wissen: wie beym Kayser Carl V. der Gattinara, welcher aus einem Italiäner bald ein Spanier wurde. So wird auch keine Nation so wild und stolz seyn, und einem solchen Mann das jus indigenatus abschlagen.

hätte, wie sie ihre Schulden bezahlen könnten. Die Holländer aber hätten ihm deswegen kein Gehör gegeben, weil er kein Niederländer gewesen, und sie einen Fremden nicht zu ihrem Financier nähmen. Es war eine Schwachheit von dem Law, daß er in Holland unter zu kommen vermeynet. (37) In einer Monarchie werden Fremde eher angenommen als in einer Republic.

VI.

Wie viel auf den Unterschied des Alters ankomme.

Wenn ferner gefraget wird, ob zu den öffentlichen Aemtern alte oder junge Leute besser taugen: so ist hierauf mit Unterschied zu antworten. Die alten haben tausend Anmerkungen im Kopf, vermöge ihrer Erfahrung, von guten und bösen Zufällen, und verdienen folglich bey wichtigen Berathschlagungen den Vorzug vor jungen Leuten. (38) Diese haben zwar

(37) Daß in den Niederlanden die Fremden zu öffentlichen Aemtern nicht gelassen werden, hat unter andern *Ant. Perez* in jure publ. cap. LV. p. 130. angemerket.

(38) Die alten haben allezeit die Präsumtion vor sich, daß sie klüger seyn als die jüngern. Es ist auch nicht ohne Grund. Denn ein Fuchs ist ein Fuchs: aber ein alter Fuchs, sagt man, ist viel schlauer als ein junger. Die Erfahrung macht das meiste aus. Das Gedächtniß eines alten Mannes erstrecket sich weit hinaus, und fasset viel in sich. Erfahrung aber ist nichts anders als continuata memoria, wie *Isaac Barrow*, ein grosser Mathematicus in Engelland, gesagt hat. Hieraus erkennet man, daß ein gutes Gedächtniß ein nöthiges Hauptstück bey einem Staats-Minister, so wohl als bey einem jeden Gelehrten, sey. Denn sonst kan er keinen Schluß machen aus der Erfahrung, als welche, wie gedacht, nichts anders ist als ein fortgesetztes Gedächtniß. Also gehöret die Erfahrung zu der Krafft das Gedächtnisses, und das Schliessen zur Beurtheilungs-Krafft. Es urtheile mir aber einer, der kein Gedächtniß hat. Man muß freylich das Gedächtniß zu erneuern, zu excoliren, und durch die Uebung zu stärken suchen, damit die Begriffe bleiben und nicht wieder weggehen. Dazu wird Fleiß, Mühe und beständige Arbeit erfordert. Diejenigen Leute, die von der memoria nichts halten, und meynen, es sey genug, wenn sie nur Judicium und Ingenium hätten, seynd Thoren, und verrathen ihre Unwissenheit, Thorheit und Faulheit. Ich habe diesen Irrthum widerleget in einem meiner gedruckten Sendschreiben an einen Preußischen Edelmann. Wenn du nur denkest, semper aliquid haeret, und nicht alle Tage etwas auswendig lernest, und merkest; so wirst du dein Gedächtniß nicht lange in seiner Krafft erhalten, sondern vor der Zeit, vor dem hohen Alter verliehren. Man sagt nicht unbillig, das Gedächtniß sey wie ein Eisen oder Stahl. Wenn der nicht gebraucht und geschliffen wird, so rostet er ein. Hingegen wer sich übet alle Tage etwas zu merken, der behält seine Memorie biß an sein Ende. Der gelehrte Petrus Daniel Huetius hat in seiner eigenen Lebensbeschreibung (welche betitelt Commentarius de rebus ad eum pertinentibus zu Amsterdam 1718. in 8. herausgekommen ist) gesagt: er sey ein alter Mann, habe aber doch sein Gedächtniß behalten wie zuvor. Das mache, weil er täglich etwas auswendig gelernet habe, sollten es auch nur ein paar Verse, die ihm wohl gefallen, gewesen seyn. Das habe ihm allezeit viel geholfen. Ein Mensch, der seine Memorie recht angreiffet und erneueret, lernet die Sprachen viel besser:

da

zwar offt Verstand und Scharfsinnigkeit genug von dem gegenwärtigen sehr wohl zu urtheilen; und in gelehrten Sachen ist offt ein junger Kerl geschickter als ein alter: allein in politischen Händeln, wo es auf guten Rath und sichere Anschläge ankommet, seynd die alten insgemein besser zu gebrauchen. Doch muß man selbigen auch junge an die Seite setzen. Consilia senum, hastae iuuenum sunt. Ein alter ist furchtsam, weil er viele Gefahren erlebet hat. Ein junger hingegen ist geschwind und feurig, gehet offt blind darauf los, oder machet sich wenigstens keine unnöthige Scrupel. Und das ist auch zur Ausführung der gefaßten Anschläge und Unternehmungen sehr gut. Bey den Berathschlagungen selbst aber richten junge Räthe insgemein nicht viel gutes aus. Des Rehabeams junge unerfahrene Räthe haben alles verderbet. Der Buckingham in Engelland, ein junger Fraz, war Ursach an dem Unglück seines Königes Carl I. Die alten Minister mäßigen durch ihr Phlegma die Hitze der jungen. Wenn dann und wann ein junger Mann gefunden wird, welcher bereits einen vollkommen reifen Verstand und die Einsicht und Klugheit eines alten von sich spühren lässet, so ist es zwar desto besser: es gehören aber dergleichen Exempel zu den Ausnahmen von der Regel, auf welche man nicht bauen darf. Dahero bleibet es bey der Regel: daß man zu den grösten Ehrenstellen ordentlicher Weise lieber alte als junge Leute nehmen solle. (39) Das gilt auch in den fürnehmsten Kriegsdiensten. Ein junger Oberster ist von schlechtem Ansehen. Es ist nicht genug, daß er in einem Treffen Menschen todt machen könne: sondern er muß zu commandiren wissen. Das Commando aber sitzet im Kopfe, nicht im Degen oder in der Faust. (40) Wenn du in einem Staat nichts als junge Räthe

da hingegen ein anderer, der sie nur ex vsu lernen will, nichts rechtes vor sich bringet. Wer über die Memorie klaget, hat meistens nur keine Gedult, ist ein fauler Kerl, hat keine Application, und will nichts lernen. Es ist mir selbst ehedem so gegangen, da ich gemeynet, ich hätte keine gute Memorie, da es mir doch daran gar nicht fehlet. Ich habe wohl drey Jahre das Französische getrieben und es ex vsu lernen wollen, habe aber nichts vor mich gebracht, endlich aber, nachdem ich mein Gedächtniß angestrenget, in sechs Wochen mehr prästiret, als in den vorigen drey Jahren. Als ich Collegia zu lesen anfieng, muste ich wohl die Memorie angreiffen, und da habe ich gesehen, daß es nur an der Gedult und Arbeit liege.

(39) Daher geschiehet es gemeiniglich, daß man alsdenn erst mit Ehre überhäufft wird, und am höchsten steiget, wenn man alt ist und schon den einen Fuß in Charons Nachen hat. Da spricht zwar mancher: O! warum bin ich das nicht vor zehn, vor zwanzig Jahren geworden, was ich itzo bin? Allein, mein Freund, dazumahl hattest du auch die Erfahrung noch nicht, wie itzo.

(40) Alte Generals seynd allezeit besser als junge. Doch kan man wohl einen jun-

Räthe sieheſt, so siehe gen Himmel und seufze. Denn es wird meistens übel ablauffen, wenn es denen, so am Ruder sitzen, an Vorsichtigkeit und Klugheit fehlet. (41) Es kan ihnen zwar ein- oder ein paarmahl gelingen; aber nur von ungefähr, und auf einen einzigen neuen Hazard kan auch alles wiederum verlohren gehen. Hätte der König in Schweden Carl XII. nicht junge Leute, die mit ihm aufgewachsen, um sich gehabt, und wäre er selbst ein bißgen besser unterwiesen und älter gewesen; so würde es viel anderst gegangen seyn. Der König in Frankreich Carl VIII. war von lauter jungen Leuten zu einem Krieg nach Italien verhetzet worden, von welchem er aber, ungeachtet er sonst tapfer war, nichts als Schaden gehabt hat. Es ist mit alten und jungen Räthen beschaffen, wie mit alten und jungen Aerzten. (42) Die letztern erlangen erst durch viele mißlungene Curen eine rechte Geschicklichkeit und Erfahrung. *Medici per mille mortes grassantur ad aeternam gloriam.* Ein junger Mann kan sich zwar auch durch das lesen guter Bücher eine Erfahrung zuwege bringen: allein wer lieset alles? Und die Jugend-Hitze machet gleichwohl, daß er fast überall mit dem Kopf durch und von reifer Ueberlegung nichts hören will. Renne du wider die Mauer! Es seynd keine Löcher darinnen. Von Philipp II. König in Spanien lieset man, daß er allezeit die, so

jungen General einem alten an die Seite setzen. Denn bey der Execution ist es gut, wenn man die Gefahr nicht so genau vorher siehet. Der Montecuculi war ein kluger General, aber offt allzu vorsichtig, weswegen er, per anagramma, Centum oculi genennet worden. Er zog sich bißweilen, wenn er schlagen sollte, zuruck, weil er alles gar zu gewiß haben wollte. Das gehet aber in der Welt nicht allezeit an; sonderlich im Kriege. Da muß man was wagen: Im Cabinet aber muß vorher alles wohl überlegt werden.

(41) König Jacob I. in Engelland wollte nur junge Leute in Diensten haben. Deswegen aber schreibet ihm Mylord *Clarendon*, in seiner fürtreflichen Historie von der Rebellion und den innerlichen Kriegen von Engelland, alles Unglück zu, welches dem Königreiche unter dem Hause Stuart begegnet ist.

(42) conf. Testament politique de Richelieu P. II. c. VII. Man kan überhaupt von dieser Materie, die alten und jungen Räthe betreffend, schöne Anmerkungen lesen in *Lipsii* Politic. Lib. III. cap. IV. §. 6. 7. 8. Lipsius war Professor zu Löwen unter der Regierung des Erzherzogs Albrecht. Er war catholisch, wurde aber hernach lutherisch, dann reformirt, und zuletzt wiederum catholisch. Er ist sehr herumgezogen. In den Niederlanden hat er den Prinz Moritz von Nassau informiret. Der Prinz bekannte auch, daß er viel von dem Lipsio gelernet, und das stratagema bey Breda nur nachgemachet hätte, weil ihm viele dergleichen Kriegslisten aus Polyaeni stratagematibus und andern erkläret worden wären. Wer recommandiret heut zu Tage Lipsii Politic mehr? und gleichwohl ist es ein vortreflisches Buch, worinnen die schönsten excerpta aus den alten stehen. *Reinhardi* theatrum prudentiae elegantioris kan hieben auch nachgelesen werden. Dieser Reinhard, welcher anfangs hier in Halle, hernach in Dreßden gelebet, hat viele Exempel und Stellen aus den besten Scribenten gesammlet.

so um Dienste bey ihm angehalten, gefraget, wie alt sie wären, und diejenigen, welche er zu jung befunden, selten und ungerne befördert habe, so gut auch sonst ihre Qualitäten gewesen. (43) Die Römer vor Zeiten haben keinen vor dem sieben und zwanzigsten Jahre seines Alters auch nur zur geringsten Ehrenstelle gelassen. Da konnte einer erst Quaestor werden. Die Venetianer seynd ebenfalls gescheide Leute. Bey ihnen steiget man nur stuffenweise, nicht per saltus. Die alten begleiten bey ihnen die grösten Würden. Junge Leute werden zwar mit in den grossen Rath genommen; aber nicht zu den geheimesten Sachen gezogen, weil man ihnen noch weder genugsame Verschwiegenheit noch Erfahrung zutrauet. Wenn die Venetianer mit andern Potenzen am gefährlichsten gestanden, haben sie einen alten Kerl geschicket, welcher, zum Exempel, an der Ottomannischen Pforte, oder an andern Höfen, alles wieder gut gemachet. Ein graues Haupt, das durch Erfahrung gestärkt ist, giebet einem solchen Manne Ansehen und Hochachtung. Wie Carl der V. von Barcellona nach Italien gekommen war, drohete er den Venetianern gewaltig. Er war ihnen auch weit überlegen, und schon im Begriff, ihnen in Terra ferma alles wegzunehmen; in welchem Fall gewiß die ganze Republic würde zu Grunde gegangen seyn. Da sendeten sie ihren Doge, den Grimaldi, an ihn. (44) Dieser wuste alles dergestalt beyzulegen, daß man anfieng zu tractiren, und es also Friede blieb. Es war aber gedachter Grimaldi ein alter graubärtiger Mann, vor den der Kayser selbst Veneration hatte. Wenn an einem auswärtigen Hofe etwa nur ein Glückwunsch oder ein anderes Compliment abzulegen ist, alsdenn kan man allenfalls einen noch jungen Cavalier schicken. Einem solchen stehet ein Kleid, die Perrûque, der Degen noch recht. Junge Räthe und Cavaliers gefallen den Dames besser und können sich an Höfen ehender in Gunst setzen als die alten. Man kan auch kleine und leichte Angelegenheiten jungen Leuten noch anvertrauen; nur keine Sachen von Wichtigkeit. (45) Nur aus den Relationen der Gesanden siehet man schon, was

(43) S. *Amelot* not. polit. sur Tacite, P. II. p. 237. seq.

(44) [* Die oben stehende Erzehlung scheinet um verschiedener Umstände willen unrichtig zu seyn. Das Geschlecht *Grimaldi* ist ein Genuesisches und kein Venetianisches. Wollte man auch gleich davor setzen *Grimani*; (wie denn Antonius Grimani unter Kayser Carls V. Regierung Doge von Venedig vom Jahr 1521. biß 1523. gewesen) so ist doch damit nicht aller Zweifel gehoben. Wer Lust hat, mag die Sache genauer untersuchen.]

(45) Junge Leute sollte man im Staat von unten auf dienen lassen, wie im Kriege. Man kan sie zu Secretarien gebrauchen. Dadurch erlangen sie eine Geschicklichkeit in Staats-Sachen, lernen die Feder führen, etwas expediren, vorsichtig werden, das Interesse ihrer Herren, und die Welt kennen. Das ist für junge von Adel offt besser als Professor-mäßige studia. Junge Leute seynd zu gar wichtigen Händeln noch

für ein Unterschied unter alten und jungen sey. Wenn die letztern etwas referiren, wird fast allezeit etwas violentes mit unterlauffen. Junge Leute verderben vieles. Sie wollen gleich dreinschlagen, und alles mit dem Degen in der Faust ausmachen. Es ist aber nicht genug, den Degen ausziehen: man muß ihn auch wieder einstecken können. Offt verliehret man die Scheide. Junge Fürsten machen daher insgemein die Sachen nicht gut. Es ist ein Glück für einen Prinzen, wenn ihm der Vater spät stirbt. Von diesem kan er noch angeführet werden, biß er recht heran gewachsen und das allzuviele Feuer bey ihm verrauschet ist. Es ist ein gemeiner Fehler junger Regenten, daß sie die alten Räthe nicht lieben, sondern solche haben wollen, die mit ihnen aufgewachsen und bekannt seynd. Des vorigen Königs in Frankreich Ludwigs XIV. ganzes Unglück seynd der Louvois und der Villeroi gewesen; sonderlich der Louvois: denn Villeroi war noch besser. Darum begleitete Colbert gemeiniglich den König, wenn er zu Felde zog, damit er die jungen Leute wegbrächte. Man saget gar, Colbert sey bey der Triple-Aliance wider den König gewesen, um ihn von den jungen Leuten ab- und nach Hause zu ziehen. Wenn ein Prinz nicht so bald zur Regierung kommet, so verlischet das Feuer, die Hitze gehet weg, ihre jungen Lieblinge werden auch inzwischen älter. Mit jungen Räthen springet man nicht über die Mauer. Meistens bricht man den Hals. Klugheit kommet nicht vor den Jahren. Einen scharfen Verstand kan man wohl auch in der Jugend haben: Klugheit aber ist etwas anders. Mit der Klugheit ist eine vernünfftige Furcht und Behutsamkeit verknüpfft. Ein anders ist es, wenn die alten Räthe alle ihre Kräffte verliehren, und anfangen kindisch zu werden. Alsdenn kan man sie mit Ehren von den Geschäfften abziehen. Hier reden wir von Personen, die ihren Verstand behalten. (46)

VII.

lu eitel, und zu übermüthig. Sie verlieben sich auch leicht. Daher kan man sie, wenn sie etwas grosses zu negociiren haben, durch dergleichen Affecten anlocken und lenken, wie man will, auch wider ihr eigenes Interesse. Sie lassen viel drauf gehen, und denken, es müsse ihnen alles glücken. Doch kan man die jungen Leute brauchen wie die Sporen der alten: man setzet sie einem Alten en croupe: man stößt sie unter, und meliret sie, wie die Fußgänger unter die Reuterey. Man lässet ihnen nur ein votum consultatiuum, nicht aber deciſiuum: man führet sie in die Staats-Schule, lässet sie eine Zeitlang zuhören, und unter der Aufsicht und Anleitung älterer Miniſter aufwachsen.

(46) Ein Rath oder Staats-Miniſter, der in seinem hohen Alter noch alle seine Sinnen, seinen völligen Verstand und Kräffte hat, ist etwas kostbares und unvergleichliches. Man kan daraus mehrentheils abnehmen, daß ein solcher Mann in seiner Jugend weißlich und ordentlich gelebet habe. *Amelot* schreibet in seinen politischen Anmerkungen über den Tacitum P. IV. p. 195. hievon also: Vne vieilleſſe actiue & vigoureuſe eſt la plus belle décoration

des

VII.

Das Genie und die Neigungen der Menschen seynd sehr unterschiedlich. Daher schicken sich nicht alle zu einerley Bedienung. Es seynd unterschiedliche Aemter und Verrichtungen, unterschiedliche Nationen, mit denen man zu thun hat: Und also brauchet man auch Menschen von mancherley Naturellen. Es wäre zu wünschen, daß alle Minister und Magistrats-Personen in einem Staate wahre Christen wären, und eine rechte Ueberzeugung und Empfindung von der Religion (47) hätten: denn alsdann würde ihnen keine Tugend fehlen. Gottesfurcht und Tugend gehet über alles. Selbst der Bösewicht nimmet den Schein der Tugend an, und wird auch dieserwegen geehret, wenn er anderst Ehre erlanget. Ein tugendhaffter Mann hat alle erforderliche gute Eigenschafften. Er ist treu, mäßig, arbeitsam; nicht geitzig, nicht ehrgeitzig, nicht zu hitzig. Cromwell wollte keinen in seinen Diensten haben, der nicht recht fromm und gottesfürchtig wäre, ungeachtet er selbst nichts taugte und ein grosser Heuchler war. (48) Ein Regent, welcher redliche, tugendhaffte Leute haben kan, ist glücklich zu preisen. Denn dergleichen Personen thun alles aus Liebe zur Tugend; das übrige sehen sie nur als Nebendinge an, und suchen es nur in soferne als es ihnen zu einem gemässigtem Vergnügen dieses Lebens vonnöthen ist. Andere hingegen beherrschet der Eigennutz. Solche Leute können gleichwohl in die Länge nicht glücklich seyn. Ihr Vermögen gehet wieder so dahin, wie sie es gewon-

Daß man allerdings auf Tugend und Redlichkeit sehen müsse.

des Magistrats suprêmes: rien ne leur donne tant de Majesté: rien ne les rend plus venerables & plus augustes. Pline le Consul admiroit de son tems un Spurinna, qui à l'âge de 77. à 78. ans avoit encore la vuë aussi bonne & l'ouïe aussi fine qu'en sa jeunesse, & qui jusque-là s'étoit garanti de toutes les infirmitez de la vieillesse. Nous voyons aujourdui la même chose dans le Chancelier Boucherat, qui dans un âge encore plus avancé jouït d'une santé parfaite, & d'une memoire qui le sert à point-nommé: bénédictions, que la douceur, la candeur, & la probité, ont renduës comme héréditaires dans sa famille.

(47) Es muß aber aus der Religion kein Aberglaube oder Bigotterie werden. Denn ein abergläubischer fürchtet sich ohne Noth, zittert und bebet ohne Ursach, ist scrupolös, machet sich über alles ein Gewissen, ist ein unaufhörlicher Zweifler, und kan also in Geschäfften nicht gebrauchet werden. Denn der Aberglaube, die ächte Gottesfurcht, und die Gottlosigkeit seynd eben darinnen von einander unterschieden, daß der erste in einer allzugrossen und unvernünfftigen Furcht, die andere in einer gemäßigten vernünfftigen Furcht vor GOtt, die dritte aber in einem gänzlichen Mangel der Furcht bestehet.

(48) Er pflegte zu sagen: Wie kan der mir treu seyn und redlich dienen, der keinen GOtt glaubet, und sich folglich vor GOtt nicht scheuet? Cromwell hat hierinnen ganz recht geurtheilet: aber es ist ein Zeugniß der Wahrheit aus dem Munde des Bileamischen Esels; denn er war selbst ein Bösewicht. *Larrey* hat ihn in seiner Historie von Engelland wohl caracterisiret.

wonnen haben. Ich wundere mich nicht, wenn dergleichen Leute wieder zu Grunde gehen. Ja, sprichst du: Können wir aber lauter tugendhaffte haben? Ich antworte: Wo Wiesen seynd, da fahren wir: Wo wir nicht fahren können, da gehen wir zu Fusse. Die meisten Menschen gleissen freylich nur schön von aussen. Ich will aber lieber einen ehrlichen und rechtschaffenen, obwohl in seiner Aufführung und äusserlichen Wesen etwas unmanierlichen Mann haben, als einen noch so artigen und höflichen, dabey aber ruchlosen und bösen Menschen. Man brauchet zwar in einem Staat auch Leute, welche den Wohlstand in Acht zu nehmen und manierlich sich aufzuführen wissen. Der Englische Gesande Molesworth war deswegen am Dänischen Hofe unglücklich, weil er ein melancholisches, verdrießliches Gesicht war, und nicht zu leben wuste: Indessen aber können auch solche Personen stattliche Dienste thun, die eben nicht alle Hofmanieren wissen; wenn sie nur sonsten gut seynd. Der Canzler Hugo, so vörderster Staats-Minister beym Churfürsten Ernst August war, sahe offt aus wie ein Schulmeister. Seine Perrüque stund ihm meist krumm, wenn er nach Hofe kam. In dem Cabinet aber war er unvergleichlich. Man brauchte ihn nicht zu Gesandschafften oder Verschickungen; denn dazu hätte er sich nicht recht geschicket: Nichts destoweniger war er Ursache, daß die Churwürde auf das Hauß Hanover kam. Ehrliche, rechtschaffene Leute, denen es an dem äusserlichen Wohlstand fehlet, geben sich doch noch Mühe, die Hofmanieren zu lernen. Böse und ungeschliffene Leute hingegen geben sich keine Mühe. Denn es erfodert auch der Wohlstand eine lange Uebung und Zeit, biß man eine leichte, ungezwungene Manier an sich nimmt. Wenn nun aber ein Fürst keine tugendhaffte Minister und Räthe hat; so muß er mit natürlichen Menschen vorlieb nehmen. (49) Wenn es von diesem oder jenem Minister heisset, er ist geitzig, er huret, sauffet, spielet; und der Fürst spricht flugs: abgeschafft! So wird er wenig Minister behalten. Ein kluger Regent muß auch die untugendhafften zu brauchen wissen. Adaptentur muneribus. Mache einen Geitzigen zum Cammer-Rath. Er ist ein guter Oeconomus und siehet auf das, so was einträgt; er wird ein treflicher Cameralist werden. Setze ihm aber einen Controleur an die Seite, der auf ihn Acht hat: denn sonst stiehlet er ganz gewiß. Wenn er aber einen Aufseher weiß, so fürchtet er sich. Einen Wollüstigen mache zu deinen Cammerherrn. Denn er ist geschickt zur Conversation, ist gesprächig, munter, aufgeweckt, hurtig, putzet sich stattlich

(49) Ein grosser Herr kan nicht lauter wiedergebohrne Räthe haben, oder verlangen: Sonst würde er bald werden wie der Fürst Palingenius, von dem oben bey dem 1. §. dieses Haupt-Stücks.

lich heraus. Brauche ihn zu Abstattung eines Compliments, eines Glückwunsches und zu dergleichen Ceremonien: aber wichtige Dinge vertraue ihm nicht an. Setze immer einen gegen den andern, daß einer sich vor den andern fürchtet: So bleiben sie alle in ihren Schranken und verrichten das, was jedem nach seinem Amte oblieget. Denn auch unter den natürlichen Menschen ist ein Unterschied zu beobachten, und eine geschickte Wahl zu treffen. Man muß untersuchen, wozu ein jeder am besten tauge. Auf die Meynung, welche die Menschen gemeiniglich von sich selbsten haben, kommet es gar nicht an. Mancher bildet sich ein, er sey zu allen geschickt, giebt aber damit zu erkennen, daß er in sich selbst verliebt sey, und närrische Begierden habe. Derjenige ist offt der geschickteste, welcher erkennet, er sey nicht zu allen Dingen aufgelegt. Den Grotium halte ich überhaupt hoch; noch höher aber um deswillen, daß, als Gustav Adolph ihm ein Regiment zu commandiren geben wollen, (weil er wohl aussahe, und vom Recht des Kriegs und des Friedens geschrieben hatte, auch bereits in verschiedenen Staats-Verrichtungen gebraucht worden war;) er solches nicht angenommen; sondern gesagt, er verstünde es nicht; andere Sachen aber wollte er übernehmen. Wie er sich denn auch hernach, als er unter der Minderjährigkeit der Königin Christina zum Ambassadeur gemachet worden, wohl gehalten hat, ungeachtet ihn einige, so denen Gelehrten nicht gut, blamiret haben. Denn ob er gleich während seiner Gesandschafft in Frankreich Bücher geschrieben, wie auch der Baron von Spanheim gethan; so hat er deswegen doch seine Sachen nicht versäumet. Man kan davon sattsame Proben in seinen Episteln finden, welche fast aus lauter Staats-Briefen, so er aus Frankreich nach Schweden geschrieben hat, bestehen und wohl zu gebrauchen seynd. Der Herzog von Urbino, welcher des Pabsts Leonis X. Nepot war und dessen Armee commandirete, wollte den Machiavelli, weil derselbe von der Kriegs-Kunst schöne Bücher geschrieben hatte, zum Obristen machen. Dieser war so klug, daß er sich mit der Unerfahrenheit entschuldigte. (50) Es kan einer wohl in der Theorie viel besonders vom Kriegswesen schreiben, und deswegen doch nicht tüchtig seyn zum commandiren, als wozu eine Erfahrung erfordert wird. Weil nun aber die wenigsten Menschen ihre Schwachheiten selbst erkennen; so muß ein Herr wissen die Leute auszusuchen. Daher seynd viele auf die Physiognomie gefallen, in der Meynung, daß sich das Naturell der Menschen daraus am ehesten beurtheilen lasse. Nun ist zwar solche nicht ganz zu verwerfen, weil man daraus überhaupt eines und das andere schliessen kan: Man kan sich

(50) S. *Bayle* Diction. hist. crit. unter dem Artic. MACHIAVELLI, die Anmerkung (G).

sich aber auch sehr offt betriegen, wie davon unterschiedliche Exempel bekannt seynd. (51)

VIII.

Daß vieles auf Beschaffenheit und Unterschied der Temperamenten ankomme.

Diejenigen seynd auf einem bessern Weg, welche meynen, man müsse auf das Temperament eines Menschen Achtung geben, indem gewiß ist, daß ein Temperament zu dieser, ein anderes zu jener Sache geschickter sey. Hieraus erhellet, daß die Lehre von den Temperamenten, welche sonst in der Moral, Physic und Medicin ausführlicher abgehandelt wird, nicht zu verachten sey, wenn man sie nur recht vorträget und fasset. (52) Nun ist bekannt, daß wir drey Temperamente haben, welche verschiedentlich unter einander gemischt seynd. Das ist: Alle Menschen haben von allen dreyen etwas; aber eines davon ist das stärkste, eben wie auch in dem Temperament des Körpers oder in der Mischung der Theile, woraus das Geblüt zusammengesetzet ist. Es ist nemlich unser Geblüt zusammengesetzt aus schwefelichten, ölichten oder feurigen, aus irdischen, und aus flüssigen oder wässerichten Theilen. (53) Und so regen sich auch in den menschlichen Gemüthern die drey Haupt-Affecten, Ehrgeitz, Geldgeitz und Wollust. Gleichwie nun das Feuer hefftig und violent ist, also ist auch der Ehrgeitz ein feuriger, violenter Affect. Die Seele kan sich ja nicht anderst rühren und bewegen, als es der Leib leidet. Wie kan deine Seele schnell, fertig und behende würken, wenn dein Leib, dein Geblüte zu schwer ist, und zu viel irdische, dicke, morastige, schleimigte Theile hat? Kanst du einen Mühlstein so leicht bewegen? Muß nicht deine Seele alles thun vermittelst des Körpers? Wie kan dieses anderst zugehen? Alles im Körper dependiret vom Geblüte: (54) alles wird erzeuget aus dem Geblüte; alle

(51) Hievon ist bereits oben, Cap. V. §. XII. mit mehrem gedacht worden.

(52) Wer da wissen will, was die Alten hievon statuiret haben, der kan des Professoris in Wittenberg, Jacob Carl Speners unter dem Herrn D. *Buddeo* hier in Halle 1704. gehaltene Dissertation, welche historiam doctrinae de temperamentis hominum vorgestellet, lesen. Es hat dieselbe des Respondenten Vater, der alte Herr Spener gemachet; und habe ich nicht leicht etwas gelesen, das mit so vielem Fleiß und accurateſſe ausgearbeitet wäre, als diese Dissertation.

(53) Dieses hat der berühmte Engelländer, Robert Boyle, aus sehr vielen mit dem menschlichen Geblüte angestellten Versuchen dargethan. Man kan es auch selbst finden. Das dichte oder irdische siehest du. Das Wasser auch. Das schweflichte oder hitzige kanst du auch finden. Es brennet an, und ist fett. Darum seynd die Blutflecken, eben wegen der ölichten Theile, nicht leicht aus einem Kleide zu bringen.

(54) Das hat Martin Lister, der Königin Anna Leib-Medicus in Londen, in seinem Buche de humoribus corporis humani gewiesen. Es ist ein sehr gescheides Buch. Ich habe viel daraus gelernet. Der Herr von Leibnitz gieng einsmahls hier durch, und kam auf dieses Buch zu spre-

alle flüßige Theile, aller Nahrungssafft, alle Knochen, aller zur Fortpflanzung des Geschlechts gehöriger Saamen, alle Nerven, Fiebern, Lebensgeister, u. s. w. Wo demnach viel Cholera ist, da ist alles hefftig und hitzig: wo viel Melancholia ist, da ist alles nicht flüßig genug, sondern schwer und träge: (55) Ist hingegen das Geblüt flüßig genug, so wird die Bewegung nicht gehindert, sondern gehet leicht von statten. Alles was man sonst von den Temperamenten schwatzet, ist kindisch. Es ist übrigens nur gar zu gewiß, daß die Seele sich nach dem Körper richte; nicht aber der Körper nach der Seele. Eine Seele ist wie die andere; aber eine würket anderst als die andere nach der unterschiedlichen Beschaffenheit des Körpers. (56) Wenn das Geblüt bey einem Menschen schwer ist, so werden alle Gänge verstopft: es blähet ihn, es steckt ihn, er kan nichts geschwind und mit Munterkeit thun. Viele Narren meynen, die Seele könne den Leib commandiren nur wie sie wolle. Allein purgire doch einmahl auf Commando der Seele, ohne Helleborum album, wie des Melampi Schafe. Die Seele nimmet nicht ab. Wenn aber der Leib baufällig wird, so gehen deren Verrichtungen auch langsam von statten. (57) Se-

sprechen, konnte es aber nicht auftreiben. Er schickte zu mir, da ich es eben kurz zuvor gekaufft hatte, und ließ sich solches zum durchsehen ausbitten. Ich habe es ihm aber geschenkt, und besitze es also selbst nicht mehr.

(55) Christian Franciscus Paullini, der in Eisenach Leib-Medicus gewesen, hat gezeiget, daß es bey einem Esel von dem Geblüt herrühre, daß er so träge sey, indem er die meisten irdische Theile in seinem Blut habe. Der Esel hat auch in seinem Kopfe eine grosse Last von Gehirne, welches verursachet, daß er den Kopf so gegen die Erde hält. *Io. Raius*, welcher in Englischer Sprache eine Abhandlnug von der Weißheit GOttes aus den Geschöpfen geschrieben, welche auch ins Französische und Deutsche übersetzt worden, hat eine artige Observation von dieser Materie gemachet, und gewiesen, wie ein jedes Thier zu seinem bestimmten Entzweck fürtreflich geschickt sey. Also zeiget er, z. E. aus der Structur der Cameele, wie sie alles, wozu sie gebraucht werden, verrichten können.

(56) *Franciscus Valleriola*, welcher Professor zu Avignon (zu Valence in Dauphiné) gewesen, ein gelehrter Mann, der einen schönen stilum schreibet, saget in seinen locis Medicinae communibus, er wundere sich, daß einige noch zweifelten, ob der Körper etwas zu den menschlichen Sitten beytrage, da man doch so viele Exempel vor sich sehe, daß die Seele sich nach dem Körper richte.

(57) Diejenigen, welche der Seele zu viel zueignen, halten von den Temperamenten nichts, als wie Leibniz, der deswegen die vorher bestimmte Harmonie auf die Bahn gebracht. Allein das heißt wider das Urtheil und die Empfindung der ganzen Welt streiten. Wir sehen ja, daß so gar das Clima einen grossen Unterschied unter den Menschen mache, wie schon oben dargethan worden. Das Clima und die alimenta verändern uns sehr stark: denn an unserm Leibe wird immer etwas hinzugesetzet. Darum hat Weigel gesaget, ein Mensch sey nicht mehr der, so er vor etwa sechs Jahren gewesen. Die prima stami-

Setzet man demnach in der Sittenlehre das Temperament des Körpers zum Grunde; so kan man alles auflösen, und hat nicht nöthig, überall Reitzungen des Satans zu statuiren, wie die gemeinen Leute pflegen. Dein Fleisch und Blut reitzet dich; nicht der Teufel. Der ist nur causa remota. Wir wollen aber in einigen Exempeln von der Erkänntniß der Temperamenten die Application auf die gegenwärtige Materie zeigen. Betrachte einen Cholerico-Melancholicum; so wirst du sehen, daß er zwar Feuer und Activität, dabey aber auch, wegen seiner Melancholie, Beständigkeit habe. Denn ein Melancholicus ist beständig, und hat Gedult, über einer Sache lange zu bleiben. Er will immer arbeiten; sonderlich mit dem Leibe. Also kanst du einen solchen Menschen füglich brauchen im Kriege, in Gerichtsstuben, in der Cammer; absonderlich, weil cholera bey ihm oben an stehet. Derjenige hingegen, dessen stärkste Paßion der Geitz ist, ist ein Dieb; wenigstens ein heimlicher Dieb, wo er Gelegenheit zu stehlen hat. Ein Cholerico-Melancholicus hat eine gute Beurtheilungs-Krafft und ein gutes Gedächtniß, und ist also unter den natürlichen Menschen noch sehr wohl zu nutzen. (58) Denn er behält doch noch etwas flüchtiges im Geblüte. Das Feuer und die Flüßigkeit, das limpidum, wird zwar behindert und etwas aufgehalten; die cholera aber bricht gleichwohl durch. Ein solcher Mensch prostituiret sich nicht so leicht. Ein Melancholico-Cholericus ist zwar behutsamer und nicht so hitzig; allein mehr diebisch und hämisch. Doch wenn man ihm genugsam drohet, und einen andern an die Seite setzet, der auf desselben Fäuste Achtung giebt, kan man sich seiner ebenfalls mit Nutzen bedienen. Nur man-

gelt

na bleiben wohl; das übrige aber verändert sich alles. Das Geblüt, so ich vor zwanzig Jahren gehabt, ist nicht mehr da. Die Wurzel bleibet freylich sitzen, und ist es dießfalls wie mit den Weinreben, die aus Deutschland nach Spanien gebracht worden. Davon hat der Wein eine Säure und Süsse. Jene hat er aus Deutschland behalten; deswegen ist er eben so angenehm. Gewiß ist es also, daß die Seele sich nach den körperlichen Bewegungen richtet, und zuletzt einen habitum bekommet. Daher sagt auch Loke in seinem Werke vom menschlichen Verstande: Wenn man ihm ein frisches Geblüt und neue Sehnen geben könne, so getraue er sich noch zu springen und zu voltigiren. Das Alter machet eine gewaltige Veränderung. Vor diesem habe ich über ein Pferd wegspringen können, welches itzo schon nicht mehr angehet. Die Säffte trocknen ein. Die Schenkel seynd nicht mehr so gelenk. Doch wenn man genugsame Sorgfalt anwendet; so kan man sich lange bey Kräfften erhalten. Wer Zeit hat und offt baden kan, wie die Türken, der kan schlankere Gliedmassen behalten.

(58) Nemlich comparatiue et politice: denn absolute et moraliter seynd alle natürliche Menschen, sie mögen ein Temperament haben, welches sie wollen, vor ihrer Besserung nichts nütze. Mancher Mensch bekommet den Lobspruch mit in sein Grab, daß er tugendhafft gelebet habe; da er doch, wenn man es recht betrachtet, nur ein natürlicher Mensch gewesen, der sich gewust in Acht zu nehmen, und seine Affecten nicht hat blicken lassen.

gelt ihm die Geschwindigkeit des Witzes oder des Ingenii: denn das Ingenium, welches gemeiniglich bey den Sanguineis am fertigsten ist, ist bey ihm das unterste. Daher kan ein Melancholico Cholericus die Sachen nicht so schicklich zusammen reimen, und hat keine sonderliche Einfälle. Die Wollust (59) wird bißweilen mit Melancholia oder mit Cholera stark vermischt. Ein Sanguineo-Cholericus ist treflich zu gebrauchen. Das feurige, das impetuosum, das inflammabile, die elastische Krafft, (60) das separabile s. ens ad separationem tendens, die Hitze, wird temperiret per sanguinem. Er hat ein hurtiges Ingenium, ist angenehm, zu Erfindungen geschickt, hat auch ein Judicium. Das flüchtige ausschweiffende Wesen wird per Choleram et Melancholiam gemäßiget. So ein Temperament hat Salomo gehabt. Das siehet man unter andern aus seinen Sprüchen (61) und Prediger. Ein Sanguineo-Cholericus, bey dem die Melancholie zu unterst stehet, weiß auf eine anmuthige, sinnreiche, judiciöse Art zu reden. Er hat zwar auch grosse sittliche Fehler, ist ein Schwätzer, verliebet sich bald: doch machet er sonst eine hübsche Figur. Er schickt sich in das Cabinet des Herrn, weil er munter und beredt ist. Denn ein Minister eines grossen Herrn muß reden können. Es ist ein grosser Fehler, wenn der Minister stecken bleibet. Ein Mensch von besagtem Temperament stiehlet auch nicht. Die Wollust machet zwar Schulden; aber sie greifft doch nicht gerade nach fremden Gute. Ein Wollüstiger hat wenigstens die Intention zu bezahlen, ob es gleich offt nicht zulanget. Er ist freygebig, und zur Ehre seines Herrn prächtig. Er ist kein Kniker, sondern, mit einem Wort, ein angenehmer Mensch. Wenn bey einem die Cholera oben an stehet, so ist er zwar beständiger und arbeitsamer; aber auch mehr jähzornig und hefftig: (62) da-

(59) Leute, welche in hohem Grad wollüstig seynd, seynd gar zu ungeduldig und nachläßig, und folglich fast zu nichts zu gebrauchen, als daß man sie hinsetzet, wie die Bildsäulen, zum Anschauen. Sonst helffen sie weder sich noch andern. Sie essen, trinken, spielen mit Gemächlichkeit, sie schlaffen lange, lassen die Geschäffte liegen, und taugen, mit einem Worte, zu nichts, als zum Kinderzeugen und den Stamm fortzupflanzen. Wiewohl es offt besser ist, wenn ein Stamm mit wackern Leuten ausgehet, als wenn immer junge Weichlinge und Fainéans von einen Sardanapalo nachgezogen werden.

(60) Denn alle oleosa und pinguia haben vim elasticam in sich. Die Mahler, wenn sie Farben aus einander treiben wollen, nehmen Ochsengalle. vid. *Berger* in physiologia medica.

(61) Es stecket viel Göttliches, sinnreiches und sententiöses in den Sprüchen Salomonis. Ich habe sie mit Fleiß gelesen und studiret. Sie haben noch eines rechten Commentarii nöthig. Was man darüber hat, ist nicht hinlänglich. Man sollte sie rechtschaffen erläutern und auswickeln. Des Salomons Temperament findet man in historia sapientiae & stultitiae, welche Herr Thomasius ans Licht gestellet hat, ziemlich wohl beschrieben.

(62) Wenn man das Leben des König Da-

daher er sich bey manchen Gelegenheiten ehender prostituiret, ungeachtet er sonsten von gutem Verstande und Urtheil ist. Wo Wollust und Geitz, das ist das sanguinische und melancholische Temperament, in starker Mischung beysammen stehen, da kommet ein närrisches Naturell heraus. Und wenn dergleichen Leute groß und mächtig werden, so werden sie Tyrannen; wie man solches an dem Caligulo und Tiberio siehet. Der Sanguineo-Melancholicus ist doch noch angenehmer und leidlicher: der Melancholico-Sanguineus aber ist ganz contradictorisch. Was aber contradictorisch ist, ist lächerlich. Die Würkungen von beeden Affecten seynd einander zuwider. Der Melancholicus ist geitzig; der Sanguineus ein Verschwender: Jener ist ein Feind des weiblichen Geschlechts; dieser ein Liebhaber, ein Frauenzimmer-Knecht, ein Lecker: Jener ein Mops; dieser freundlich, u. s. w. Also fället ein Mensch von solchem Temperamente von einer Extremität auf die andere. (63) Wie denn die Comödienschreiber allezeit einen Kerl von dergleichen Gemüthsart unter dem Narren vorstellen. Einen solchen kanst du nicht sonderlich gebrauchen in Aemtern, die etwas zu bedeuten haben. Setze ihn unter die Bauern: denn zur Regierung schicket er sich nicht. Wenn er einmahl in Bewegung kommet; so ist kein Aufhören, wie wenn man einen Mühlstein in Bewegung gebracht hat. Langsam zu allem, aber hernach ohne innenzuhalten biß auf den Exceß. Excessus ist dessen proprium, wenn er nehmlich gereitzet wird, und der andere Affect bißweilen die Oberhand gewinnet.

Davids natürlicher Weise betrachtet, so findet man, daß er dieses Temperament gehabt habe. Bald hat er in der Liebe, bald im Zorn excediret. Aus der Abbildung, die von ihm gemachet wird, daß er braunroth vom Gesichte gewesen, erkennet man schon, daß er, als ein Cholerico-Sanguineus, natürlicher Weise, ein muthiger, feuriger, herzhaffter Mann gewesen seyn müsse. Es ist gut, daß man die Helden und grossen berühmten Leute auch nach ihrem natürlichen Wesen betrachtet. Denn was von GOtt ausserordentlich gewürket worden, gehöret nicht hieher. Ja, GOtt bedienet sich bißweilen solcher Leute als Werkzeuge, und verleyhet ihnen seine Gnade. Wäre Lutherus, der nach seinem feurigen Temperament offt that, schriebe und redete, daß die Pfosten bebeten, nicht so ein herzhaffter Mann gewesen, würde er bey weitem nicht so viel ausgerichtet haben. Hergegen war Melanchthon furchtsam und zog sich gleich zurück, so bald er die Gefahr sahe. Denn er war im höchsten Grad behutsam und fürsichtig; sonst aber wie des Luthers rechte Hand, indem er ihm Anschläge gegeben, die Luther nachgehends ausgeführet hat. *Bayle* hat schon gewiesen, daß Melanchthon ein grosser Mann gewesen sey, der zu selbiger Zeit seines gleichen nicht gehabt. Er ist auch communis Germaniae Praeceptor genennet worden, weil er die Wissenschafften sehr in die Höhe gebracht hat.

(63) Melancholico-Sanguinei verfallen auch gar leicht auf Enthusiastische und schwärmerische Grillen. Sie seynd gut zu Boufons und Verräthern: denn sie schwatzen alles aus. Zu Spionen aber schicken sie sich schon nicht; denn dazu seynd sie zu dumm.

net. (64) Wenn man nun aber das Temperament eines Menschen recht erkennen will, so kan es nicht auf einmahl geschehen; sondern man muß es machen, wie der Cardinal Richelieu. Die Leute zeigen sich anfangs auf der schönen Seite; sie verstellen und zwingen sich. Nun kan aber der Zwang und das affectirte Wesen nicht gar lange dauren, eben weil es gezwungen ist, und der natürliche Mensch wird bald vorguken. Daher saget Richelieu, man müsse die Leute eine Zeitlang um sich seyn lassen, und sie auf die Probe stellen. Die Pfaffen wissen das sehr wohl in Acht zu nehmen, indem sie denjenigen, welche Mönche oder Nonnen werden wollen, ihre Probe-Jahre aushalten lassen, damit sie sehen, ob sie zu diesem Stande tüchtig seyen. Kan man doch einen Fürsten dergestalt auslernen, daß, wenn er nur die geringste Mine machet, man schon weiß, was er haben wolle: warum sollte man nicht auch können andere Leute kennen lernen? Man kan auch durch Spionen, welche Achtung geben, was andere Leute thun, wenn sie zu Hause vor sich seynd und nicht affectiren, vieles entdecken. König Philipp II. in Spanien war hierinnen schlau. (65) Er wuste einen jeden durch zweydeutige Fragen auszuhohlen. Man kan übrigens auch die Leute nach und nach und von unten auf steigen lassen, damit man sehe, wie sie zu diesem oder jenem geschickt seyen.

(64) Bey einem jeden Temperament geschiehet es, daß bißweilen auch die untersten Affecten, wenn sie stark gerühret und in Bewegung gesetzt werden, wenigstens auf eine kurze Zeit über den Hauptaffect herrschen. Der *P. d'Orleans* in seiner Historie von Engelland, da er von der Mutter der Königin Elisabeth der Anna von Boulen und ihrem Naturell redet, saget, dieselbe sey sehr ehrgeitzig gewesen, wenn sie keine Anfälle von der Wollust gehabt; und wiederum höchst wollüstig, wenn ihr der Ehrgeitz Ruhe gelassen. Der dritte Affect, der Geitz, war bey ihr der unterste.

(65) Er war ein grosser, verständiger, wachsamer, fleißiger und geduldiger Herr; dabey aber etwas zu streng, grausam und argwöhnisch. Man erzehlet, daß, als einsmahls einer Dienste verlanget, dessen Frau, welche Prudentia geheissen, wegen ihrer Lebens-Art und intrigues dem Könige bekannt war, er an dem Rand der überreichten Bittschrifft geschrieben habe: Er wolle für ihn sorgen; denn er kenne seine Prudenz. S. *Amelot* in seinem Tibere cap. CCLXXXVIII. Dieser König hatte überall seine Spionen, durch welche er erfuhr, was in dem Hause eines jeden Ministers vorgieng, wie Cabrera, einer der besten Spanischen Scribenten, berichtet. Die Spanier haben trefliche Bücher in politischen Sachen. Durch den Herrn von Ehrenkron, den du Bois, und den Marquis de St. Philippe, und aus deren Bibliothecken, seynd erst die rechten bey uns bekannt geworden. Der König in Frankreich Ludwig XIV. hatte gleichfalls diese gute Maxime, daß er auf alle seine Minister genaue Obsicht führen ließ, wie man aus dessen Histoire metallique siehet, einem Buch, daraus man viel lernen kan. Denn wenn gleich Ludwig XIV. nicht so beschaffen gewesen, wie er darinnen abgemahlet wird, so erkennet man doch daraus, wie ein rechtschaffener Regent aussehen müsse.

IX.

Von der Anzahl der Ministeer und Bedienten.

Wenn ein Regent selbst weise ist, so brauchet er zwar so gar viele Gehülffen nicht, sondern kan vor sich viele Geschäffte zu Ende bringen: Allein wenn auch ein grosser Herr noch so klug und verständig wäre, wenn er die Augen des Argus hätte; so würde er doch nicht alles selbst beobachten können. Wo Rath gehalten werden soll, da müssen mehr Personen seyn. Das Wort zeiget es schon an. Plus vident oculi, quam oculus. Der ist sehr von sich selbst eigenommen, der alles allein zu verrichten gedenket, der allein wie der Pegasus durch die Lufft zu streichen sich unterstehet, die übrigen alle verachtet und seinem eignen Sinne folget. Fraget man aber, wie viele Räthe ein Regent haben müsse: So kan freylich keine gewisse Anzahl gesetzet werden. (66) Man muß auf die Beschaffenheit und Grösse des Landes sehen. (67) In Deutschland haben unsere Reichs-Fürsten insgemein zu viel Bedienten. Sie ernähren zu viel faule Mäuler, und diese wissen offt selbst nicht, was sie thun sollen. Sie fressen das Fleisch, und lassen dem Fürsten die Knochen. Ein grosses weitläufftiges Reich aber ist nicht mit wenigen Bedienten bestellet. Doch ist es besser, wenn auch da ihrer mehr reducirt als zugesetzet werden. Viel Bedienten, viel Diebe. Man kan nicht alle reich machen. Diese Regel von Verringerung der Anzahl der Aemter ist zwar nicht politisch für die Candidaten: Allein man muß hier von der Wohlfahrt des Staats die Wahrheit reden. Wo viele Cassen seynd, da brauchet man auch viele Controleurs. Wozu seynd einem Herrn hundert oder noch mehr Cammerherren nütze, die gleichwohl alle ihren Schlüssel haben; wie man am Kayserlichen Hofe siehet. (68) Man klaget immer, daß die Cammer-Ein-

(66) *Richelieu* hat zwar im Testament politique P. I. c. VIII. Sect. VI. gemeynet, daß vier Staats-Minister genug wären, und der fünffte der Premier-Ministre seyn müste, welcher den Sachen das branle geben könnte: sonst entstünden Factionen, indem ein jeder Minister seinem Kopf folgen wollte. Allein dieser Rath des Richelieu ist interessirt, und gehet auf die damahlige Zeiten. Wenn ein Fürst selbst zu regieren weiß, daß er keines Premier-Ministres nöthig hat, so seynd nicht leicht Factionen zu befürchten.

(67) Imgleichen auf die Benachbarten. Also kan der Churfürst von Sachsen (nemlich ausser Polen und wenn er zu Hause ist) weniger Bediente haben, als unser König und Churfürst. Wir haben zu Nachbarn Moscau, Polen, Dännemark, Schweden, Hanover, Holstein, Holland, u. s. w. Folglich kan unser König mit wenig Leuten nicht zufrieden seyn. Der Sachse hat dem Kayser zum Nachbar, mit dem stehet er gut. Mit uns desgleichen. Seine andern Vettern vom Sächsischen Hauß seynd klein gegen ihm.

(68) Der Kayser vor sich machet wenig Staat. Wenn es aber en gala hergehet, so ist fast kein Hof zu finden, der an Pracht und Herrlichkeit dem Kayserlichen gleich käme; auch nicht einmahl der Französische. Aber unsere Leute meynen immer, sie hätten

Einkünffte nicht zureichen. Woher kommet das? Unter andern auch daher, weil zu viel Leute am Hofe seynd. Ein grosser Herr muß freylich auch Leute haben, die zum Staat dienen; aber nicht gar zu viele, noch ganz unnöthige, davon man genug fast an allen Höfen findet. Viele Bedienten fressen die halben Einkünffte weg und helffen gleichwohl nichts. (69) Muß denn alles von faulen Bedienten voll seyn? Es giebt ja andere Nahrung. Viele Bedienten seynd einem Staat nur zur Last, eben wie viele Gelehrte. Unter tausend Gelehrten findet man etwa einen, der was ausserordentliches thut. Es ist also gar gut, die Anzahl der Bedienten einzuschränken; (70) nur muß auch hierinnen der Sache nicht zu viel geschehen. Ein Herr, der alles selbst thun will, schwächet und entkräfftet sich, wenn er auch eine Natur von Stahl und Eisen hätte. Er

stirbt

ten nichts gesehen, wenn es nicht fremd ist. Was deutsch ist, scheinet ihnen zu gemein.

(69) In Berlin, unter dem vorigen Könige, (Friederich I.) war ein Wachtelfänger, welcher 200. Thaler Besoldung hatte. Wie der itzige König (Friederich Wilhelm) zur Regierung kam, ließ er sich die Liste von allen Königlichen Bedienten geben, und als er den Wachtelfänger lase mit 200. Thlr. jährlichen Gehalt, strich er ihn aus, und schrieb dazu: Ich esse keine Wachteln. Ein anderer hatte 400. Thaler, davor muste er alle Morgen und Abend eine gewisse Glocke läuten; der wurde auch abgeschaffet. *Bayle* in seinen Pensées sur la Comete machet über den Hof des Königs Ludwig XIV. eine Reflexion, und weiset, daß die meisten Leute unnöthig seyen, und doch viel Geld wegfressen.

(70) Ausser denen oben bereits angezeigten Bedenklichkeiten ist es auch deswegen nicht gut, gar zu viel Bediente zu haben, weil damit gemeiniglich nicht viel ausgerichtet wird. Einer beruft sich auf den andern, und sagt: Er habe gemeynet, dieß oder jenes hätte der und der thun sollen. Wenn auch etwas versehen worden, so schiebet hernach immer einer die Schuld auf den andern. Ferner ist bekannt, daß die Seele aller politischen Händel die Verschwiegenheit sey. Glaubest du aber wohl, daß, wenn ihrer viele zu geheimen Sachen gezogen werden, solche verschwiegen bleiben können? Der eine vertrauet es seiner Frau; der andere hat sonst einen guten Freund, dem er es offenbaret: damit wird die Sache unvermerkt ruchtbar. Worüber man im Conseil deliberiret, das dörfen andere nicht wissen: denn wir deliberiren meist wider die, so uns Schaden thun wollen. Erfahren es nun dieselbigen, so können sie sich dawider in Verfassung setzen. Daher ist gut, ein geheimes Conseil zu haben, und darein nur wenige Personen zu nehmen, damit nicht so leicht Corruptiones mit unterlauffen können. Wo viele seynd, da entstehen leichtlich allerhand Malversationen: Und wenn einer abgesetzt wird, so gehet er hin und offenbaret dasjenige, was man andern nicht gerne weißmachen will. Daher muß man sich hiebey wohl vorsehen. An vielen Orten hat man es auch Frankreich abgelernet, daß man nebst dem grossen Conseil einen geheimen Cabinets-Rath hat, in welchem wichtige und geheime Staats-Sachen abgehandelt werden. Obgleich in Engelland ein Ober- und Unter-Parlament ist, so hat doch der König besonders seine geheime Räthe, mit denen er die heimlichen Staats-Angelegenheiten, sonderlich in Absicht auf auswärtige Staaten, überleget; denn diese haben die Engelländer dem Könige überlassen. Hergegen auf unserm Reichs-Tag in Deutschland kan nichts geheimes tractiret werden, und wird alles, worüber deliberiret wird, sogleich bekannt.

stirbt bald, wie vom Cromwell oben angemerket worden. Es müssen demnach Minister da seyn, die gegeneinander ihre Meynungen vorbringen: daraus wehlet der Fürst das beste, wenn er einen natürlichen Verstand hat, und nicht ganz ohne Einsicht ist; wobey freylich viel auf die Auferziehung ankommet. Hiebey wird disputiret, ob es einen Herrn nützlich sey, einen Premier-Ministre zu haben. Nun ist es wohl wahr, daß, wenn ein Herr gescheid und klug ist, er nicht wohl thue, daß er einen annimmt. Denn es erwecket Neid unter den andern. Der Herr trifft auch nicht allemahl eine rechte Wahl. Er bekommet offt einen ungeschickten Luynes. Alsdann giebt es lauter grosse Fälle, lauter Eifersucht, wie wir dergleichen zu unsern Zeiten an dem Cardinal du Bois gesehen haben. Denn die andern Staats-Minister und Grossen des Reichs ruhen nicht, sondern machiniren beständig wider den Premier-Ministre, und schmeissen entweder ihn, oder er sie herunter. Aus dergleichen Ursachen verwerffen viele Gelehrte die Premier-Ministres. Allein man muß einen Unterschied machen. Denn wenn der Herr einfältig und unverständig ist, wie ein Roß und Maul, wie ein Kind; so ist es ein Glück für ihn und den Staat, wenn er in die Hände eines geschickten Premier-Ministre fället. Daher saget ein Französischer Geschichtschreiber (71) von dem König in Frankreich Ludwig XIII.: Wenn derselbe nicht in die Hände des Cardinals Richelieu gefallen wäre, so würde er alles verlohren haben. Denn es wurden tausend Händel wider ihn angesponnen. Seine Gemahlin Anna, seine Mutter Maria, und ihr Prinz Gaston von Orleans, machten ein Complot zusammen. Der Prinz Gaston sollte auf den Thron kommen; Louïs hingegen ins Closter wandern, wie der Childerich. Richelieu aber war bastant zu stehen wider des Königs Mutter und ihren Prinzen. Zu einem solchen Premier-Ministre gehöret viel, eine grosse Wachsamkeit, ein unerschrockenes Herz, ein gründlicher scharfer Verstand, eine richtige Wissenschafft des Staats, eine genaue Kundschafft von allem, was überall vorgehet. Das hatte Richelieu alles. Er sahe dem Gaston unerschrocken ins Gesicht, so daß dieser nicht das Herz mehr hatte ihn zu erstechen, wie doch sein Vorsatz gewesen war. Er hatte an allen Orten seine Kundschaffter und Spionen. Er hielte ein Tag-Buch, darein er alles schrieb, was er von Tag zu Tag in Erfahrung brachte. Der König war wankend, furchtsam, melancholisch: aber Richelieu wuste ihn allein völlig aufrecht zu erhalten. (72) Einmahl war Richelieu krank und verdrießlich, zu welcher Zeit

(71) *Michel le Vassor* in seiner Histoire de Louïs XIII.

(72) Ich weiß wohl, daß man insgemein dem Richelieu vorwirfft, er sey zu grau-

Zeit eben der Cardinal de la Valette und der Herzog Bernhard von Weimar die Armee commandireten. Valette schrieb an den König: (welchen Brief man in den Memoires de Richelieu, darinnen lauter Staats-Briefe seynd, findet,) Die Armee wäre so und so postiret; daher er Befehl erwartete, ob er den Feinden eine Schlacht liefern sollte? Der König schrieb ihm zurücke: Mon Cousin! Wenn ihr meynet, daß ihr schlagen könnet, so schlaget. Dergleichen Antwort hätte ein Bauer eben so gut geben können. Man kan hieraus sehen, daß Ludwig XIII. ein Herr von elendem Verstande gewesen. Er war ein rechter Sclav von seinem Minister, und konnte allein über nichts disponiren; welches unter andern aus folgender Begebenheit erhellet. Dem Sieur de Pontis, einem Edelmann aus Provence hatte der König versprochen, so bald eine Charge unter einem gewissen Regiment aufgienge, sollte er sie haben. Wie nun de Pontis nach dem Tod eines Officiers sich um dessen verledigte Stelle meldete, versprach ihm der König selbige aufs neue, und befahl ihm nur an der Thüre zu warten, biß er aus dem Staats-Rath käme. Wer erstaunete aber mehr als gedachter Expectant, als der König, da er aus dem Cabinet trat, zu ihm sagte: Mein lieber *de Pontis*, wir haben unsern Handel verlohren: man hat für gut gefunden, einem andern die Stelle zu geben. Dieses hat der Ritter de Pontis in seinen Memoires zur Schande Ludwigs XIII. aufgezeichnet. (73) Wenn ich König bin, so können ja die Stimmen nicht anderst ausfallen, als ich will. Aber Ludwig hatte von einem König nichts als den Nahmen und Schein. Hätte sich der gute de Pontis mit seinem Ansuchen an den Richelieu gewen-

grausam und rachgierig gewesen, habe vielen die Köpfe abschlagen lassen, und dergleichen. Allein man kan ihn in den meisten Fällen gar wohl rechtfertigen. Er muste es thun: denn als Premier-Ministre hatte er viele gefährliche Feinde. Er wäre sonsten nicht mehr sicher gewesen. Drum sagte er einsmahls zum Könige, als ihm der seine Leibwacht wegnehmen ließ: Auf solche Weise seye er nichts mehr nütze, und könne nicht weiter dienen. Wenn er bleiben sollte, müste er ja Sicherheit haben: Sonst wollte er lieber in ein Closter gehen; da wäre er gewiß ausser Gefahr. Man hat aus den Papieren dieses grossen Staats-Ministers sein so betiteltes Testament politique gesammlet, welches gewiß unvergleichlich ist, und schöne traits in sich fasset. Dergleichen grosse Leute seynd so: Sie haben keine Zeit, Bücher auszuarbeiten; sondern schreiben ihre Gedanken und Maximen auf Zettel, die man hernach sammlet: Sonsten hatte Richelieu ziemliche Studia, und sich in seiner Jugend auf theologische Controversien geleget, auch Bücher davon geschrieben, die aber eben nicht sonderlich gerathen seynd. Er war zu politischen Händeln gebohren: Wie man denn von ihm angemerket hat, daß er, der Physiognomie nach, ein Gesicht wie ein Fuchs gehabt habe.

(73) S. auch *Reinhard.* theatr. prud. eleg. p. 1289.

wendet, würde es ihm ehender geglückt haben. Er that solches auch nachgehends, und da wurde er befördert. Im übrigen lauffen die grösten Staats-Minister und Vice-Könige offt Gefahr; sonderlich bey solchen Herren, die Melancholico-Sanguinei oder Sanguineo-Melancholici seynd. So ein Herr wirfft alle Gnade auf einmahl auf seinen Premier-Ministre. Wenn nun gleich dieser sich dem Ansehen nach nicht zu viel herausnimmet, sondern seine Sachen so spielet, daß man immer die Marionette noch siehet, so darf nur einmahl einer kommen, und mit guter Manier zu dem Herrn sagen: Ew. Majestät seynd nicht König: So wird er ungedultig und wirfft den Minister über den Hauffen. Richelieu selbst würde unfehlbar noch gefallen seyn, wenn er nicht zu rechter Zeit gestorben wäre. Denn der König wurde sehr ungehalten, da man ihm beygebracht hatte, daß Richelieu unermeßlichen Reichthum vor sich gesammlet hätte. Richelieu fiel in eine Krankheit, und als ihn der König besuchete, sagte er: Er wüste wohl, daß von seinem Reichthum dem Könige viel weißgemachet worden; um aber zu zeigen, daß er darunter keine eigennützige Absichten hätte, so wollte er dem Könige hiemit sein sämtliches Vermögen schenken. Es ließ auch alle Juwelen hohlen und gab sie ihm. Hiedurch wurde der Geitz des Königs befriediget, und Richelieu blieb, nach wiederum erlangter Gesundheit, in Gnaden wie zuvor. Im übrigen ist es freylich am besten, wenn ein grosser Herr selbst zu regieren geschickt ist, und, so zu sagen, selbst Premier-Ministre seyn, das ist, aus demjenigen, was er von seinen Ministern oder Magistrats-Personen gehöret hat, das beste erwehlen kan. So hat es der König in Frankreich Ludwig XIV. gemachet. (74) Aber nicht alle Regenten seynd ihm gleich. Er hat keinen geheimen Rath versäumet, und wenn er krank gewesen, hat er seine Minister vor das Bette kommen lassen. Die Ordnung und Einrichtung, so er hierinnen gemachet, war unvergleichlich. Hätte er den letzten Krieg nicht angefangen, und sich die Spanische Monarchie nicht in den Kopf gesetzet, sondern wäre bey der Partage geblieben; so würde er einer von den grösten Königen in der Welt gewesen seyn, ob er gleich sonst noch unterschiedliche Fehler gehabt hat. Er ist geschickt genug gewesen, daß er gar wohl Minister sui Regni heissen können. Vieles hatte er dem Cardinal Mazarini zu danken. Denn dieser hat auf seinem Todbette dem Könige den Rath gegeben, ferner keinen Premier-Ministre

(74) In der Histoire metallique de Louïs XIV. findet man eine Medaille, auf welcher der König vorgestellet wird, mit der Umschrifft: MINISTER FRANCIAE. [* Eine Medaille mit dieser Umschrifft haben wir in gedachtem prächtigen Werke nicht finden können, wohl aber eine andere mit den Worten: ORDO ET FELICITAS; und unten im Abschnitt: REGE CVRAS IMPERII CAPESSENTE. MDCLXI.]

nistre anzunehmen; ausser was das Finanzwesen betreffe: denn da müsse er einen haben, der das Werk dirigire, und ihm referire. Deswegen hat auch der König den Colbert angenommen und ihm den Titel als Premier-Ministre gegeben: In der That aber hat der König alles gethan. So war auch Heinrich der Vierte. Dergleichen Herren brauchen freylich keinen Premier-Ministre, wohl aber diejenigen, welche sich selbst der Regierung nicht annehmen können oder wollen. Es darf deswegen niemand denken, daß es ein sonderliches Glück sey, Premier-Ministre zu seyn. Es ist ein gefährlicher Posten, der so wenig zu wünschen ist, so wenig als ich z. E. Groß-Vezier seyn mögte, wenn ich es gleich werden könnte. Denn dergleichen Leute fallen meist über den Hauffen, wie schon oben erinnert worden. (75) Wenn sie auch noch so sehr bey ihrem Herrn in Gnaden stehen, so seynd sie doch nicht sicher. Man betrachte nur, was König Heinrich VIII. in Engelland vor Gnade auf den Cardinal Wolsey geworffen. Der Pallast dieses Cardinals, und alles, was er nur hatte, war Königlich. Da der König wider den Luther de VII. Sacramentis Bücher schrieb, wodurch er sich bey dem Pabst den Titul: Defensor Fidei zuwegen gebracht; so regierte indessen der Wolsey. Und gleichwohl hat er seinem Fall nicht entgehen können. Von dem König in Spanien Philipp IV. wird erzehlet, (76) daß er zwar wie ein Oraculum geredet, im übrigen aber doch nicht regieret habe, sondern der Graf von Olivarez. Dieser habe dem König mancherley Belustigungen verschaffet, ihm mit Comödien die Zeit vertreiben, auch immer eine Maitresse nach der andern zuführen lassen. Denn das thun die Minister gemeiniglich, daß sie den Herrn mit allerhand Erfindungen zu amusiren und einzuschläfern suchen. Allein, wenn der Herr einmahl aufwachet, so geschiehet es selten, daß es mit solchen Ministern gut ablaufft. Wenn sie ja nicht öffentlich sterben müssen; so sterben sie doch mehrentheils entweder im Gefängniß, oder, wie es dem vorgedachten Olivarez ergangen, aus Melancholie. Denn sie haben es mit den elendesten Herren zu thun, welche sehr veränderlich und unbeständig seynd, wie die Weiber. Bey dem oberwehnten Heinrich VIII. in Engelland ist kein einziger Minister in Gnade gestorben; und wenn dieser König noch zween Tage länger gelebet hätte, so würde auch der Herzog von Norfolk (Thomas

(75) Hieher gehöret das auch schon oben belobte Werk *Ant. Mar. Gratiani* de casibus virorum illustrium.

(76) v. Voyage d'Espagne fait en 1659. 4to. [* Von diesem zu Paris im Jahr 1665. gedruckten Buche, worinnen merkwürdige Dinge von dem politischen Staat des Königreichs Spannien vorkommen, soll Mr. *Boisel*, ein Französischer Parlaments-Rath, der mit dem Französischen Gesanden nach Spanien gegangen, Autor seyn, wie in des Abts *Langles du Fresnoy* und Joh. Burch. Menkens Verzeichniß der vornehmsten Geschichtschreiber gemeldet wird.]

Howard) der in besonderer Gunst bey ihm gestanden war, unfehlbar seinen Kopf verlohren haben. (77) Ein Premier-Ministre ist ferner auch dem Neid und den Nachstellungen aller andern Minister unterworffen. Vorher war er ihres gleichen, und nun ist er Vice-König, und stehet in solchem Ansehen, daß ihm alle ihre Cour machen müssen: damit werden sie jaloux und suchen ihn zu stürzen. Weil nun aber der Premier-Ministre sich bey seinem Posten erhalten will, so kan es nicht fehlen, es müssen viele grosse traurige Fälle entstehen. In solchen Reichen, wo Premier-Ministres seynd, setzt es lauter Unruhen, und gleichwohl seynd selbige ein nothwendiges Uebel, wenn der Herr selbst nicht regieren kan. Man betrachte nur die Zeiten Ludwigs XIII. in Frankreich. Was seynd da nicht für Unruhen entstanden? Unter dem Ludwig XIV. hingegen haben sich dergleichen nicht ereignet, weil er nehmlich selbst regieret hat: wenn nicht etwa manchmahl durch die Maitressen (78) Händel erreget worden.

X.

Von den Stuffen der Beförderungen.

Wenn man die wichtigsten Aemter mit tüchtigen Leuten besetzen will, so muß man dieselbigen vorher recht kennen lernen. Das kan aber am besten geschehen, wenn sie nicht auf einmahl oder per saltum, sondern nach und nach oder Stuffenweise befördert werden. Das Wort befördern, oder promoviren, will ja eigentlich nichts anders sagen, als einen weiter bringen, weiter schieben, und also nach und nach. Das hat auch seine guten Ursachen. Ein Mensch, der per saltum zu einer wichtigen Stelle, die eine Erfahrung erfordert, ist befördert worden, wird selten im Stande seyn, sein Amt der Gebühr nach zu verwalten. (79) Es wird ihm schwer, die

(77) S. *Burnets* Reformations-Historie von Engelland; imgleichen des *du Puy* Histoire des Favoris.

(78) Wehe dem Lande, wo Frauen mit regieren! Wenn der Herzog von Anjou, Don Philipp, lange wird König in Spanien bleiben, so wird seine Gemahlin noch vielen Lerm machen. Die Weiber seynd gar zu hefftig und rachgierig. Wenn sie einmahl aufgebracht worden, so vergessen sie die Beleidigung nicht leicht wieder: daher seynd sie grausam, und ruhen nicht eher, als biß ihr Feind todt ist. So bald ein Weib bey dem Regiment was zu sagen hat, so gehet es auf Tragödien und Blutvergiessen hinaus. Tiberius wollte deswegen seine Mutter, die Liviam, die sonst eine gescheide Frau war, nicht mit regieren lassen; sondern erinnerte sie zum öfftern, daß sie in wichtige dem Frauenzimmer nicht geziemende Staatsgeschäffte sich nicht mischen möchte. [* S. *Sueton.* in Tiberio cap. L.]

(79) Bey den Türken geschehen zwar dergleichen Promotiones per saltum sehr häuffig. Da wird mancher, der nur im Seraglio erzogen worden, alsbald Bassa, Vezier, Aga, u. s. w. Aber deswegen machen sie auch hernach so viele Fehler. Ja es gehört solches mit zu den Ursachen des Verfalls des Türkischen Reichs, wie Mr. *du Vignau* in seinem bereits oben angezogenen Werke de l'Etat & de la Decadence de la Puissance Otromanne, imgleichen Mr. *du Mont* dans le noveau Voyage de Levant, angemerket haben.

die vniuersalia gleich zu appliciren ad singularia. Vniuersalia seynd die Lectiones; die singularia die Application. Es gehet hier wie mit dem Fechten und andern Künsten. Ein anders ist die theoretische Wissenschafft von einer Sache, und wieder ein anders derselben Ausübung. Ein Medicus kan unvergleichlich seyn in theoria, und doch nichts nütze in praxi. Das heißt, es wird eine Experienz erfordert. Dahero ist gar nicht zu vermuthen, daß Leute, die per saltum seynd befördert worden, grosse Geschicklichkeit haben werden. Das wird kein guter Officier, der per saltum promovirt wird. Man weiß fast keine Exempel in contrarium, als den Spinola und den Wallenstein, von denen keiner in Kriegsdiensten weniger gewesen als Obrister; und von dar stiegen sie immer höher. Das seynd aber Ausnahmen, nach welchen sich kein vernünfftiger richtet. Wer schnell und auf einmahl erhoben wird, wird, weil er ein Mensch ist, dadurch stolz und aufgeblasen. Er ist voller eiteln Gedanken, wird von Blähungen geplagt, hat die Windsucht. Er meynt, er wäre der Atlas: Wenn er zurückgienge, würde der ganze Staat übern Hauffen fallen. Man weiß ja, wie thöricht des Menschen Herz ist. Es dichtet und denket immer auf närrische Sachen. Je älter wir werden, je weniger mögten wir haben, daß unsere Gedanken und Einbildungen alle aufgeschrieben wären und andern zu lesen gegeben würden. Ein solches Protocoll würde an lächerlichen Aufzügen alle Comödien übertreffen. Ein jeder natürlicher Mensch übernimmt sich bey gar zu schnellem Glück; und es gehöret Zeit dazu, biß er klug wird. Derowegen ist es allezeit besser, die Leute, die man zu wichtigen Sachen brauchen will, warten zu lassen. (80) Man lasse sie erst in der Baumschule stehen, hernach versetze man sie zu rechter Zeit; so werden die besten Bäume daraus. Die Pferde, so man nach und nach abrichtet, werden die allerschönsten. Es ist zwar wahr, wenn man jung ist; so steigt man gerne hoch, weil es Vergnügen macht. Daher wünschet ein jeder bald auf dem Gipfel und auf der Zinne des Tempels zu seyn. (81) Aber eine geschwinde Erhebung ist vor diese Leute

(80) Das war auch eine von den Maximen des Cardinals Richelieu, welcher die Leute nach und nach zu befördern, und selten einen dem andern vorzuziehen pflegte.

(81) Es hat deswegen Mr. *de Cailliere* in seinem Tractat de la Fortune des Gens de qualité, P. II. c. 2. gemeynet: Ein Edelmann könnte sein Glück nirgends besser als in einer Monarchie machen, weil er da geschwind in die Höhe kommen könnte, in einer Aristocratie hingegen lange warten, und Stuffenweise gehen müste. Allein das letzte ist und bleibet besser, auch in einer Monarchie. Denn wenn ein Herr die Leute per gradus befördert, so kan er urtheilen, wozu sie am besten geschickt seyen. Es seynd wenig Monarchen, welche diese Regel besser beobachtet haben, als Heinrich VII. in Engelland, wie Verulamius in dessen Lebens-Beschreibung bezeuget. In den folgen-

selbst nicht gut: noch viel weniger aber tauget sie vor den Staat. Durch warten lernest du Gedult, daß dir ein Käfer da hinein und dort wieder heraus kriechen kan. In der Republic Venedig ist hierinnen die schönste Einrichtung. Da gelanget man nur Stuffenweise zu Beförderungen und keiner wird per saltum auf einmahl groß gemachet. Zu wichtigen Verrichtungen werden lauter Personen genommen, die das rechte Alter, Erfahrung und Klugheit haben, und deswegen *Savii del Corpo del Senato* (d. i. Sapientes ex Corpore Senatus) heissen. Leute, die man mit Nutzen brauchen will, müssen von Jugend auf zu Geschäfften angewöhnet werden. Heinrich VIII. in Engelland hat seine Edelknaben so wacker gezogen, daß hernach unter der Elisabeth hübsche Leute daraus wurden. (82) Sonst war er ein wilder, heßlicher, wunderlicher Herr, ein Melancholico-Sanguineus. Das war aber doch was sehr gutes von ihm. So lange er den Thomam Morum, seinen Canzler, noch hatte, von dem oben gehandelt worden, so gieng alles gut, und wurden die herrlichsten Anstalten gemachet. Die Venetianer sagen au Broglio könnten junge Leute von achtzehn Jahren kommen: denn da ist eine Versammlung von lauter vornehmen ansehnlichen Leuten; da gehet alles ernsthafft zu, und die jungen lernen es den alten nachmachen. (83) Franciscus I. hat die Frantzosen angewöhnet und es dahin gebracht, daß verschiedene junge von Adel musten Secretarien werden, da sie zuvor alle nur im Kriege dienen wollten.

folgenden Zeiten hingegen ist fast alles Unglück dem Königreich Engelland von des Königs Jacob I. alberner Neigung hergekommen, nach welcher er junge und unerfahrne Leute, wenn sie nur wohl aussahen und schön waren, jählings erhoben hat; sonderlich den Herzog von Buckingham. S. *Clarendon* in der Histoire des Guerres civiles d'Angleterre, T. I. p. 11. Wie Kayser Carl IV. einen Münch, der seine Sachen wohl verwaltete, nach und nach zu hohen Ehren befördert habe, erzehlet *Cranzius*, und aus demselben Lehmann in der Speyrischen Chronic, lib. VII. cap. XXXIX.

(82) S. *Guil. Cambdeni* Annales rerum Anglicarum & Hibernicarum regnante Elizabetha. Ja er hatte auch den löblichen Vorsatz, ein Seminarium anzulegen, darinnen junge Leute zu Staats-Sachen angeführet und geschickt gemacht werden sollten. Es ist aber nicht zu Stande gekommen. v. *Burnets* Englische Reformations-Historie. [* conf. *Reinhard* Theatr. prud. p. 756.]

(83) Bey uns sind wir in diesen Jahren noch sehr muthwillig und kindisch. Das macht, wir sehen so viel gleiche Exempel von unsers gleichen vor uns; denen ahmen wir nach. Wenn du von der Academie weggekommen bist, wirst du gemeiniglich erst klug. Denn da kommest du eben unter andere ernsthaffte gesetzte Leute, die ein anderes Leben führen, als du auf Universitäten. Und nach diesen richtest du dich. Denn wir imitiren alles, was wir vor uns sehen. Das möchte ich nur noch erleben, daß die Fürsten sich wiederum Spitz-Bärte zulegten, wie die grossen Herren in dem vorigen Seculo noch getragen haben; damit sie so gravitätisch aussahen: Was gilts, die Spitz-Bärte sollten bald Mode werden? Warum sollten wir nicht auch was gutes und nützliches nachmachen können?

ten. Man pfleget aber in Frankreich allezeit die Ministros togatos oder Staats-Bedienten über die Sagatos oder Kriegs-Bedienten zu setzen. Denn wer will die Soldaten halten und aufhalten, wenn sie allein das Commando führen? Da würde es ja bey ihnen allein stehen, den Staat umzukehren. Man muß zwar Soldaten und Sagatos haben: nur kan man sie allein nicht in die Höhe lassen, sondern untermenget mit Togatis. Daher sagete Franciscus zu seinen Edelleuten: wenn ihr nichts lernet, so kan ich euch nicht brauchen, und ihr könnet keine Ministri togati werden. Nachgends studireten die vornehmen Leute alle. Franciscus hat hierinnen ein sehr gutes Werk gestifftet und die Studia in ganz Frankreich wieder empor gebracht, ob er gleich sonsten auch keiner von den löblichsten Herren, sondern dergestalt verliebt und wollüstig war, daß er auch an den Franzosen gestorben ist. Es ist und bleibet demnach das beste, wenn man die Leute fein von unten auf dienen lässet, damit sie nicht eher, als biß sie reif an Jahren und Erfahrung geworden, zu den höchsten Stellen gelangen. Denn die Erfahrung machet, daß alte Leute klug und vorsichtig handeln. Junge Leute wissen und sehen die Gefahr nicht; darum seynd sie beherzt und meist tollkühn. Ein alter hingegen kennet die Gefahr; daher nimmet bey ihm die Hitze und der Muth ab. Ein alter Feldherr ist nicht so feurig wie ein junger, der wegen seiner Hitze die Gefahr nicht siehet. Ein alter redet eben so glorios von einer klugen Retirade, als ein junger von einem blutigen Treffen. Je mehr Gefahr ein Mensch ausgestanden hat, je klüger und vorsichtiger wird er. (84) Dahero hat man vor Zeiten junge Leute, die dem Staat dereinst Dienste thun sollten, in contubernium senum et grauium virorum gethan. Ludwig XIV. pflegte deswegen junge Leute, deren Eltern und Anverwandte er zu seinen Staats-Ministern hatte, auch bey und in seinen Diensten zu behalten, wie z. E. die aus der Familie der Colberts. (85) Dergleichen Leute haben Gelegenheit was zu sehen, allerhand Sachen zu schreiben, und vie-

(84) Als ich im Jahr 1706. in Berlin war, wurde ich mit zween Schwedischen Officieren, einem ganz jungen Fähnrich, und einem alten versuchten Hauptmann, bekannt. Der erste sahe noch sehr unansehnlich und unerfahren aus. Ich sagte auch meine Gedanken davon dem Hauptmann; der antwortete mir aber: der junge Fähnrich habe mehr courage als er selbst, weil er noch nichts versuchet hätte. Indessen bleibet ein alter Officier deswegen doch tapfer. Denn Tapferkeit heißt der Gefahr mit unbewegten Muthe entgegen gehen, wo es nicht anderst seyn kan: das anheist Tollkühnheit.

(85) Einer war Premier-Ministre beym König Ludwig XIV. einer von dessen Söhnen, der Marquis de Seignelay, Obrister, der andere Secretaire d'Etat &c. Der Torcy war auch noch von der Familie, und viele andere.

vieles nach und nach zu lernen: denn kein grosser Minister wird mit solchen Personen viel schwatzen, weil er ihnen noch nicht viel trauet. (86)

XI.

Was von der Wahl der Bedienten durchs Looß zu halten.

Einige geben den Rath, man solle bey Erwehlung der Staats-Bedienten und Magistrats-Personen bißweilen das Looß zu Hülfe nehmen. Das hat nicht diese Bedeutung, als wenn man es dabey blos auf das blinde Glück sollte ankommen lassen; sondern es ist eine Weise, so vor Zeiten die Römer, ja die alten Deutschen schon hatten. Nehmlich es wurden etliche Candidaten in Vorschlag gebracht, welche alle zu dieser oder jener Stelle tüchtig waren: hernach aber ließ man es auf das Looß ankommen. (87) Diese Manier ist höchst löblich. Denn in der Republic giebt es leicht Factionen, Haß und Mißgunst, wenn einer dem andern vorgezogen wird. Die meisten Menschen seynd so albern, daß sie meynen, die obrigkeitliche Aemter und Ehrenstellen kämen ihnen vor allen andern zu. Wenn nun aber das Looß bey der Wahl den Ausschlag giebet, so hat niemand Ursache sich zu beschweren. Die Venetianer haben bey Erwehlung ihrer Magistrats-Personen eine so fürtreffliche Einrichtung und Ordnung, daß man nichts bessers ausdenken kan. Sie haben die Wahl und das Looß auf eine höchst schickliche und klüglich ausgedachte Art mit einander verbunden. (88) Grosse Herren könnten, wenn sie wollten, es fast eben so machen. (89) So würde man nicht mehr sagen können, daß es mit Besetzung der Aemter und Vergebung der Ehrenstellen interessirt zugienge. Allein dieses ist schwerlich

(86) Nur müssen Leute, so von Jugend auf zur Politic angeführet werden, auch eine Probité haben: Sonst folgen sie dem Exempel falscher Statisten, und werden zwar schlau und raffinirt, aber aufs böse, und practiciren die verkehrte Staatskunst des Machiauelli, des Mazarini, des Politici scelerati, und dergleichen.

(87) Darum findet man immer bey den alten Römischen Scribenten die Redensart, Magistratum, Prouinciam sortitus est: worüber *Zeuecotius* in seinen notis ad Florum artige Anmerkungen gemachet hat. [* Die Frage ob und wie ferne es rathsam sey, die Magistrats-Personen durchs Looß zu wehlen, hat gar fein und in angenehmer Kürze untersuchet *Bernegger* in quaestionibus miscell. ex Taciti Germania & Agricola, quaest. CLXXVIII.]

(88) S. *Contaren.* de Republ. Venet. lib. I. p. 111. Imgleichen *St. Disdier* in seiner Beschreibung de la Ville & de la Republique de Veniſe, *P. II. p. 217. seqq.* und *Amelot* dans l'histoire du Gouvernement de Veniſe Tom. I. p. 8. seq.

(89) Zum Exempel: der Fürst lässet sich etwa zwölf Candidaten, die alle zu dieser oder jener Stelle tüchtig seynd, vorschlagen. Aus diesen wehlet er wiederum sechs, als der Extract von den zwölfen. Aus den sechsen werden drey Wehler gewehlet, welche denn alsbald aus den übrigen dreyen, entweder durch Mehrheit der Stimmen, oder durchs Looß, einen zu der Stelle wehlen.

lich zu hoffen: denn unsere Fürsten werden nicht recht erzogen. Welcher lernet eine gesunde und ächte Politic? Wem saget man davon was gründliches vor? Indessen könnten grosse Herren bey dergleichen Dingen selbst nachdenken. Es gehöret freylich Aufmerksamkeit dazu; aber eben keine grosse Scharfsinnigkeit. Darum merket jeder Haußknecht die Fehler im Regiment. Daher rühren eben die Klaglieder, so durch die ganze Welt erschallen. Hiezu kommet, daß die Minister es nicht gerne sehen würden, wenn man es bey Besetzung der Aemter auf das Looß ankommen liesse. Daher sagen sie dem Herrn vor, es stehe ja lediglich bey ihm, wem er dieses oder jenes Amt geben wolle; was er sich also darum bekümmern wolle, ob es andere verdriesse oder nicht? Allein das ist eine Maxime aus der falschen Staatskunst. Denn hier ist die Frage nicht, was der Fürst thun könne, und wird ihm freylich niemand wehren, eine Charge zu geben wem er will: sondern es kommet darauf an, was der Klugheit und dem gemeinen Besten gemäs sey; sintemahl ein Regent allerdings darauf zu sehen hat, daß in dem Staat keine Factionen unterhalten werden. Die grossen Herren seynd nicht glücklich, wenn ihre Minister auf einander jaloux seynd. Denn da verfolgen sie einander, und sehen gerne, wenn einer Schaden und Unheil stifftet, damit der Herr auf denselben böse wird. Es ist wie in einer Haußhaltung, wo das Gesinde uneinig und immer eins dem andern aufsäßig ist: denn da freuet sich der eine, wenn der andere Unglück anrichtet, hilft auch wohl unter der Hand dazu. Es bleibet daher eine ausgemachte Sache, daß ein Fürst alle Gelegenheiten, wodurch der Neid und die Mißgunst unter seinen Bedienten wachsen kan, möglichst zu vermeiden und abzuschneiden trachten müsse. Zwar kan man es nicht allezeit auf das Looß ankommen lassen; aber doch bißweilen, eben wie es die Römer gemachet haben, damit nehmlich das Volk überzeugt werde, daß der Regent alles um des gemeinen Nutzens willen thue. Die Tyrannen stellen sich zwar an, als wenn sie diesen Entzweck hätten; es ist aber ihr Ernst nicht. Daher haben die sonst in der Römischen Republic gebräuchlichen sortitiones oder Loosungen bald aufgehöret, nachdem die Kayser aufgekommen waren, und ihre Herrschafft befestiget hatten.

XII.

Urtheil von Verkauffung der Aemter.

Was die in etlichen Reichen und Staaten gewöhnliche Verkauffung der öffentlichen Aemter und Ehrenstellen betrifft; so sagen alte und neue Staatslehrer einmüthig, daß man es bey allen Völkern in der Welt für unanständig und unpolitisch gehalten habe, obrigkeitliche Aem-

ter in der Republic zu verkauffen. Es bleibet auch dabey, und ist wenigstens etwas irreguläres, welches keine Vernunfft, kein Salomon, zur Regel machen kan. Gleichwie man aber nicht behaupten kan, daß man in der Welt gar nichts irreguläres dulten solle: also wollen wir eben nicht durchaus diese Weise mißbilligen; wenn man nur keine Regel oder beständige Gewohnheit daraus machet. Tota Respublica est venalis si munera sint venalia. (90) Mit Verkauffung der Ehren-Aemter soll ein Fürst nichts zu thun haben. Zwar hat man sich eingebildet, es wäre gleichwohl für den Herrn ein Mittel Geld zu überkommen, und etwas trefliches für seine Casse: allein wenn ein Herr nur Geld von seinen Unterthanen haben will, so kan er es schon auf andre Art kriegen. Er darf, zum Exempel, nur die vicesimam hereditatum einführen, oder auch auf den Brandewein und andere blos zur Wollust und Ueppigkeit dienende Sachen einen kleinen Impost legen. Dergleichen Vorschläge zu thun, wie der Fürst Geld kriegen solle, ist keine Kunst: aber das ist eine Kunst, wie er es überkommen solle, ohne daß sein Land und Leute darunter Schaden leiden, und ohne daß er seine Pflicht verletze. Ein Mann, der Geld für ein öffentliches Amt gegeben hat, suchet unfehlbar damit wiederum so viel und mehr zu gewinnen, auch mit anderer Leute Nachtheil. Das ist natürlich. Da hilft denn hernach keine Tugend, keine Ehrlichkeit, kein Verstand, keine Geschicklichkeit mehr; sondern das Geld allein hat die Herrschafft, und alles ist für Geld feil. (91) Ob nun schon einige sagen,

(90) *Micb. Piccartus* hat in seinem Comment. ad Politic. Aristotelis Lib. II. eine ganze Dissertation einfliessen lassen, darinnen er zeiget, daß man von Anbeginn der Welt obgedachte Gewohnheit getadelt habe. Man suchet in diesem Buch, welches billig jedermann fleißig lesen sollte, keine solche gescheide Sachen, als doch würklich darinnen stehen. Aristoteles hatte in politischen Dingen so viel Einsicht als kein neuer: und Piccart hat aus den Geschichten aller Zeiten fürtreffliche Exempel an die Hand gegeben. *Hertius* hat auch in politicis den Aristotelem hochgehalten. Es hat zwar *Gifanius*, ein sehr gründlicher Rechtsgelehrter und ein rechter Polyhistor zu seiner Zeit, ebenfalls über des Aristotelis politische Bücher geschrieben: weil er aber älter ist als Piccart, und dieser in politischen und historischen Sachen weit mehr gelesen hatte, so verdienet Piecart allen andern vorgezogen zu werden.

(91) *Charles le Bret*, Französischer Staats-Rath und General-Advocat des Parlaments zu Paris, der de ordine per antiquo iudiciorum ciuilium geschrieben, (welches Werk *Sallengre* seinem thesauro antiquitatum Roman. einverleibet hat) und dessen übrige Werke sehr rar und hochzuhalten seynd, ein fürtreflicher Mann, der vollkommen Latein schreiben konnte, ein guter Theoreticus und Practicus, hat auch viel politische Sachen herausgegeben, und insbesondere, was man bey allen Regalien für Regeln der Klugheit zu Hülfe nehmen solle. Da hat er einen ganzen Discurs von Verkauffung der Aemter und weiset, wie einfältig diejenigen gewesen wären, die solche Erfindung dem Könige als eine ordentliche

Reve-

sagen, man könne sothanen Gebrauch schon mäßigen, und diese Exception von der Regel, wenn es auch eine wäre, bringe doch so grossen Schaden nicht: so ist und bleibet es gleichwohl eine merkliche Irregularität; eben als wenn ein Mensch einen lahmen Finger an der Hand hat. Denn ob man gleich in solchem Fall eben nicht sagen kan, daß der ganze Mensch gebrechlich und irregular sey: so bleibts doch dabey, daß ihm etwas fehlet, und besser wäre, wenn er diesen Mangel nicht hätte. In Frankreich ist die Verkauffung der Aemter aufgekommen, nicht in Friedens-Zeiten; sondern mitten in Kriegs-Unruhen, als König Franciscus I. mit dem Kayser Carl V. so schwere Kriege führete. Denn da wuste man nicht, wo man nur genug Geld auftreiben sollte. Franciscus war in grosser Noth. Wenn wir aber in höchsten Nöthen seyn, und wissen nicht, wo aus noch ein; so fallen die natürlichen Menschen auf allerhand wunderliche Dinge, wie der ungerechte Haußhalter. Ein Loch machet man zu, und das andere wieder auf. Wer will aber diese Exception, welche in statu irregulari und im Nothfall, da auch Kirchen-Güter und Pupillen-Gelder angegriffen werden, zu einer Regel machen? (92) Nichts destoweniger ist es in Frankreich geschehen. Heinrich IV. hat den Fehler wahrgenommen und sothanen Gebrauch einigermassen eingeschränket. Denn da Franciscus I. demjenigen, der einmahl ein Amt gekauffet, erlaubet hatte, selbiges wiederum zu verkauffen, und also damit zu handeln: so hat Heinrich IV. ein Edict publiciret, worinnen er verordnet, daß, ob schon die Verkauffung nicht gänzlich sollte abgeschaffet werden, er sich doch einige Wahl und dabey die Freyheit wollte vorbehalten haben, diejenigen wieder abzusetzen, die nach erkaufften Amte dazu nicht tüchtig befunden würden: doch sollte ihnen ihr Geld wieder gegeben

Revenuë angerathen hätten. Es ist ein vollständiger Discurs, welcher verdiente ins Deutsche übersetzt zu werden: denn man kan fast nichts weiter hinzu setzen. [* Die Oeuvres de Charles le Bret seynd, nach Anzeige des Catalogi Bibliothecae Gundlingianae P. I. p. 264. n. 2350. gedruckt zu Paris 1635. in folio.]

(92) Wenn grosse Herren den Schaden, der aus sothanen Mißbrauche entstehet, recht bedächten; so würden sie es nicht thun. Aber sie seynd gemeiniglich unberathen. Die politischen Regeln hören inzwischen so wenig auf, als die Sprüchwörter Salomonis. Docemus continuo: ceterum vadere sinimus mundum sicut vadit. Was bekümmern wir uns um das, was heut zu Tage geschiehet? Ein Prediger prediget auch immer darauf los, schmählet z. E. wider die Hurerey, wenn gleich alles fortfährt zu huren. Er thut gleichwohl was sein Amt erfodert. Wie wenn ein Caligula auf den Einfall käme, die ganze Republic zu Grunde zu richten? Sollte man es deswegen gut heissen? Von Rechtswegen sollten nicht einmahl blosse Titel verkauffet werden, geschweige denn solche Aemter, vbi industria personae requiritur, da ein Minister, ein Richter sprechen soll über Leib und Leben, über Ehre und Gut. Was kanst du von einem solchen Kerl wohl gutes hoffen, der sich in ein Amt gekauffet, das er sonst vielleicht nicht hätte?

werden. (93) Von den Franzosen ist dieser Mißbrauch auch zu den Deutschen gekommen, als welche jenen gerne nachäffen. Nun suchen zwar die Franzosen mehrbesagte Gewohnheit zu beschönigen, indem sie sagen: Wenn bey ihnen eine Stelle sich verlediget, so würden einige ausgesuchet, welche dazu tüchtig wären, und diese könnten darauf bieten; und also kämen doch geschickte Leute zu den Aemtern. (94) Allein damit ist noch nicht allen Mängeln abgeholfen; sintemahl derjenige für den geschicktesten gehalten wird, der das meiste Geld giebet. (95) Da kommet es bloß darauf an, ob einer Geld hat, er mag nun solches rechtmäßig erworben, oder seine Vorfahren mögen es gestohlen haben: darnach fraget man nicht. Wer also viel für ein Amt gegeben hat, der wird unfehlbar trachten, seines Schadens wieder beyzukommen, und solchergestalt

(93) Denn das wäre allerdings hart und unbillig gewesen, wenn er die Leute hätte absetzen, und doch das Geld behalten wollen. Sagt man, sie hätten die Bedienung, weil sie nicht tüchtig dazu gewesen, gar nicht begehren oder kauffen sollen: so ist das nicht hinlänglich. Die Menschen trauen sich immer mehr Geschicklichkeit zu, als sie würklich haben, und denken, es werde sich schon nach und nach geben.

(94) Es ist nicht genug, wenn ein Mensch, der in einem öffentlichen Amte stehet, Geschicklichkeit, Verstand und Wissenschafft besitzet: sondern er muß auch Ehrlichkeit, gute Sitten, Gravität, und kurz zu sagen, keinen Macul haben. Hiernächst bleibet auch bey Verkauffung der Aemter den armen keine Gelegenheit, sich hervor zu thun, mehr übrig. Unter den armen aber finden sich offt die besten Köpfe: Ja, die meisten grossen Leute und Minister, wie man aus Lesung alter und neuer Scribenten wahrnimmt, seynd von einem Nichts in die Höhe gestiegen. Hier aber müssen lauter reiche Competenten seyn. Und wie, wenn bald dieser bald jener den Minister schmieret, daß er nur mit in die Wahl komme? Da kan ja doch mancher ungeschickte Tropf zu einem Amte gelangen. Denn du weist ja, wie vielen Ohrenbläsern, (offt schlechten Leuten, z. E. dem Boufon, der Maitresse, dem Cammerdiener ꝛc.) ein Fürst unterworfen ist. Und wenn man die Aemter verkaufft, kan man keinen andern befördern, sondern sie bleiben sitzen; doch müssen ja getreue Diener belohnet und promoviret werden, daß sie Stuffenweise steigen können. Das ist ja wieder ein gewaltiges inconveniens bey aller Verkauffung.

(95) *Emundus Merillius* hat schon in einer zu Bourges im Jahr 1621. gehaltenen lateinischen Rede de tempore in studiis juris prorogando darüber Klage geführet, daß eben deswegen, weil die Aemter in Frankreich verkafft würden, die Leute nichts rechtes mehr studireten. Adhuc alios, sagt er, fortius studia juris abiicere video, quod publica sit venalium dignitatum atque officiorum nundinatio, nec eruditis ob merita, sed licitantibus ob maiores pecunias deferantur. Istud quidem studiorum exitiale virus, cuius perniciem iam persentiscimus, olim tamen (ni Deus auertat) toti regno interitum allaturum. Ita omnes pecuniae, non eruditionis beneficio viam sibi ad magistratus parant: ita sordibus, rapinis, fraudibus, corruptelis, fores reserantur; virtutibus occluduntur. Erstgedachte Oration, welche sonst sehr rar gewesen, ist in dem VII. Stücke der Gundlingianor. p. 147-157. eingedruckt worden, itzo aber auch in denen zu Neapolis neu ans Licht gestellten Operibus Merilli zu finden.

gestalt wird das Wohl des Volks gleichsam subhastiret. Die Menschen sollten freylich nicht so eigennützig seyn; sie seynd es aber gleichwohl, und führen sich nicht als Wiedergebohrne auf. Doch mögte endlich alles noch hingehen, wenn man nur ein Temperament hielte, und nur solche Stellen verkauffete, wozu keine besondere Geschicklichkeit erforderlich wäre; z. E. die Stelle eines Cammerherrn, eines Cammerjunkers und dergl. wiewohl doch auch da Gefahr ist, daß solche Leute, die beständig um den Herrn seynd, bald noch höher steigen. Aber daß man die Bedienungen in Justitz- und Cameral-Sachen, die besondern Verstand und Wissenschafft erfodern, gleichfalls verkauffet, das ist nimmermehr zu billigen. (96) Grosse Herren brauchen es nicht, daß sie die Aemter verkauffen. Sie dürfen ja keine Besoldungen geben; sondern das Land muß ja alle Besoldungen geben, in Deutschland so wohl als in Frankreich. Es seynd selbige freylich nicht groß; aber das Extra, die Neben-Büchsen tragen viel ein. Hieraus erhellet zur Gnüge, daß es gefährlich sey, wenn man die Civil-Bedienungen verkauffet. Noch schlimmer aber ist es, wenn es im Kriege geschiehet. In Holland haben sie es so gemachet, indem die reichen Kaufmanns-Söhne, welche doch keinen todten Hund im Felde gesehen hatten, die grösten Stellen an sich gekauffet. Wenn die Holländer das Jahr 1672. aus ihren Jahr- und Geschicht-Büchern ausstreichen könnten, so würde viel schimpfliches weg seyn. Denn in besagtem

(96) *Richelieu* hat auch nichts von dieser Verkauffung gehalten, wie man aus dessen Testament politique, P. I. c. IV. Sect. I. sehen kan. *Mazarini* hat solche ebenfalls nicht gebilliget. Sie haben es aber gleichwohl nicht abschaffen wollen, oder können. Daher hat auch *Colbert* in seinem Testament politique erinnert: Es sey dieser Gebrauch schon so eingerissen, daß man dächte, der König würde zu viel an seinen Einkünfften einbüssen: deswegen dürfte es niemad wagen, solchen wiederum abzubringen; denn es wären zu viel Ohrenbläser da. Doch hat er so viel aufgebracht, daß der König keinem eine Charge solle kauffen lassen, der nicht geschickt dazu sey. Er solle die Leute examiniren lassen, ob sie Wissenschafft und Tugend besässen, und hernach erst das Geld von ihnen nehmen; niemahls aber sie selbst, wie in einer Auction, einander steigern und überbieten lassen. Also hat Colbert gesuchet sothane Irregularität nach der Hand, wenigstens einigermassen, zur Regel zu bringen: Wiewohl es besser wäre, wenn man diese Manier gar nie aufkommen liesse, indem ein grosser Herr schon auf eine andere Art leichter und mit besserm Succeß Geld bekommen könnte. Colbert hat obgedachtes politisches Testament zwar nicht selbst gemachet; man hat es aber aus seinen Discursen und Maximen gesammlet. Er war in Commercien-Manufactur- und überhaupt allen Staats-Sachen höchsterfahren. Frankreich hat in vielen Jahrhunderten keinen solchen gescheiden Mann gehabt, und niemand hat in Finanz-Wesen ihn übertroffen. Im übrigen hat der Abbé de *Saint-Pierre* in seinem Projet pour diminuer le nombre des Procez auch Vorschläge gethan, wie mehrbesagte Irregularität einigermassen zu verbessern, oder zu mäßigen sey.

Jahre ist es eben geschehen, daß sie dergleichen Fehler gemachet haben. Es hat nicht viel gefehlet, so hätten sie aus ihrem Lande weichen und nach America wandern müssen. Sie hatten schon die Schleusen geöfnet, und sich vorgenommen, keinen Krieg zu führen, Geldern zu verlassen, und bey Utrecht einen Canal zu ziehen. Der Canal aber war zu derselben Zeit noch nicht da; daher kamen sie zu kurz.

XIII.

Von der Autorität, welche Minister und Magistrats-Personen haben müssen.

Den Ministern und Magistrats-Personen muß man Autorität verschaffen und sie dabey zu erhalten suchen: denn sie stellen in ihren Würden den Herrn oder den Regenten in der Republic vor. Wenn die Magistrats-Personen keine Autorität haben, so fället der Gehorsam weg, und mithin ist die Regierung übel versehen. Wo ein Herr seine Bedienten schimpfet, da ist eine schlechte Anstalt. Denn einen in Diensten haben, und doch verunehren, ist abgeschmackt. Daher seynd diejenigen Regenten allezeit hochgehalten worden, welche mit ihren Ministern freundlich und glimpflich umgegangen. Kayser Constantin der Grosse nennete seine vornehmsten Staats-Bedienten Patricios, Patres, als die ihm mit gutem und gleichsam väterlichen Rath beystünden. Eine jede obrigkeitliche Person hat ja ihre Feinde: Ja es muß so seyn, wenn sie anderst etwas taugen soll. Kein kluger hält viel von einem Menschen, den alle Leute loben. Ein Priester, welchen die meisten erheben und herausstreichen, ist gemeiniglich nichts nütze. Wenn der Regent auf seine Minister und Bediente nichts hält, sondern sie verächtlich tractiret; so halten auch gemeine Leute nichts auf sie. Deswegen kan man aber doch Aufseher und Controleurs über sie setzen, oder Missos regios, wie dergleichen Carl der Grosse in allen Provinzen seines grossen Reichs veranstaltet hat. (97) Findet man aber Ursach, eine Magistrats-Person abzuschaffen; so ist es unstrittig besser, wenn man sie aus den Augen thut, als wenn man sie beschimpfet. Denn sonst redet und schwatzet jedermann davon; welches man

(97) S. *Hert.* elem. prud. ciu. P. II. Sect. XVI. §. IX. p. 188. Diese Missi, welche Männer von grosser Autorität gewesen, haben durch alle Provinzen wandern und zusehen müssen, wie sich die obrigkeitlichen Personen verhielten. In den Capitularibus Caroli M. lieset man auch, daß die Bischöffe die Aufsicht über die Comites gehabt; damit diese das Volk recht richten mögten. Es ist einem Fürsten gar nicht zu verdenken, wenn er über seine Bediente Controleurs hat. Muß doch der Doge zu Venedig einen Aufseher leiden. Und so ist es auch an vielen Höfen in Deutschland noch biß auf den heutigen Tag ex veteri more. König Ludwig XIV. in Frankreich hat in alle seine Provinzen Commissarien geschicket, die auf die Gouverneurs Achtung geben musten, und hat man hierauf eine eigne Medaille geschlagen. v. Histoire metallique de Louis XIV.

man auch nicht verbieten kan. Unsere Alten, und verschiedene Nationen, seynd hierinnen klug gewesen, daß, wenn sie eine Magistrats-Person haben absetzen und straffen wollen, sie selbige erst degradiret, ihnen den Character genommen, den Ehren-Rock ausgezogen, und dadurch angezeiget haben, der Verbrecher werde nicht gestraffet als eine obrigkeitliche, sondern als eine privat-Person. So hat man es mit den Geistlichen gemachet. Wenn einer unter ihnen wegen einer begangenen Missethat zur Straffe gezogen werden muste; so hat man ihn zuerst degradiret, ihm das geistliche Kleid ausgezogen, und ihn alsdenn den weltlichen Gerichten übergeben. Machet man es so, so bleibet doch der andere, der hernach das Amt bekommet, bey seiner Autorität. So genau kan es freylich nicht zugehen, daß nicht bißweilen eine Magistrats-Person fallen sollte; doch muß man alsdenn die Straffe also einrichten, daß man sehen könne, es geschehe alles um des gemeinen Besten willen. Einige politische Scribenten haben gar gezweifelt, ob man obrigkeitliche Personen zur Straffe ziehen solle, und sagen, man solle solche vielmehr nur auf die Seite schaffen, damit kein so trauriges Spectacul vor den Augen des Volks schwebe. Nun ist wohl nicht möglich, daß gar keine obrigkeitliche Person gestraffet werden könne. Wenn derowegen der Fürst siehet, daß das Volk nicht anderst kan besänfftiget werden, als wenn die Straffe öffentlich vollzogen wird, so kan er es wohl thun. (98) Ausserdem aber ist es rathsamer, dergleichen Personen unter dem Schein einer Ehre zu entfernen, und somit das Aergerniß zu vermeiden.

XIV.

Von der Freyheit, ihre Meynung zu sagen.

Ministern und Räthen muß die Freyheit zugestanden werden, ihre Meynung und Gutachten ohne Scheu zu eröffnen. Ein grosser Herr, der mich zu seinem Rath machet, muß anhören, was ich sage, und es auch nicht ungnädig aufnehmen. Ich bin schuldig zu sagen nicht nur, wozu der Herr geneigt ist: denn dessen Neigungen seynd offt thöricht; son-

(98) Denn an und vor sich ist kein Minister, keine Magistrats-Person, von der Straffe frey. Ja, es geschiehet zuweilen, daß sie um der gemeinen Ruhe willen auch unschuldig leiden und ein Staats-Opfer werden müssen, wie zu unsern Zeiten der Baron Görz. S. Joh. Schulzens Abhandlung de Martyribus status (s. de martyrio juridico & politico.) Also hat König Heinrich VIII. in Engelland gleich zu Anfang seiner Regierung den Dudley und den Empson hinrichten lassen, weil sie unter seinem Vater Heinrich VII. das Volk mit neuen Auflagen beschweret hätten, da doch erstgedachter König in der That selbst an allen Lerm Ursach gewesen. S. Burnets Englische Reformations-Historie, Lib. I. conf. *Reinhard.* theatr. prud. eleg. p. 1295. König Carl I. in Engelland hat ebenfalls auf dergleichen unschuldige Weise den Grafen von Straffort vom Brod thun lassen.

sondern was mir von der Sache dünket. Unter zwanzig Fürsten ist ja kaum einer, der die Regierungs-Kunst verstehet. Daran ist ihre liederliche Auferziehung schuld. Daher haben sie offt nicht einen klugen Gedanken. Also müste ja ein Rath ein Schmeichler seyn; welches aber ganz wider seinen Character, und wider alle vernünfftige Absicht ist. Der Nahme eines Raths bringet es schon mit sich, daß er seine Meynung sagen, und kein Jaherr, kein Speichellecker seyn solle, der allezeit spreche: Salue Sereniſſimum et excelſum ſputum! Der König Stephanus Bathori sagte zu den Polnischen Senatoren, wenn sie irgend bey Gebung ihrer Stimmen stotterten: Ihr sollet eure Stimme noch einmahl geben, damit ich weiß, was ihr gesagt habt. Kein vernünfftiger zweiffelt, daß ein Rath sagen müsse, was er denket; wie es ihm um das Herz ist; wie er es vor GOtt und vor der Welt verantworten kan; wie es seinem Fürsten am heilsamsten ist. Der Gattinara, (99) welcher Canzler bey Carln V. war, als er vom Kayser gefragt wurde, ob er den gefangenen König Franciscum loslassen sollte, antwortete Nein! und da er hernach den Loslassungs-Vertrag unterschreiben sollte, weigerte er sich dessen. Carl V. drohete ihm; er aber antwortete: Nacket und blos bin ich von Mutterleibe gekommen, ꝛc. Er glaubete, die ganze Welt würde ihm übel nachreden, wenn er es thäte; denn er wüste gewiß, daß Franciscus I. den Tractat nicht halten würde. Das geschahe auch. Der Gattinara war gescheider als Carl V. und alle seine Räthe. Er meynete gar klüglich, daß man entweder den gefangenen König ohne dergleichen wunderliche Bedingungen ganz und gar loslassen, oder ihn im Gefängniß behalten, oder andere Bedingungen machen sollte. Minister, die auf solche Art sich gegen ihre Herren verhalten, müssen freylich eine besondere Großmuth, Standhafftigkeit und tapfere Entschliessung haben, dergleichen der Englische Canzler Thomas Morus gehabt hat, der ein Muster eines rechtschaffenen Ministers gewesen ist. Fürchtest du aber, du machest dich verhaßt, würdest abgesetzet, und kämest also um den Dienst und um die guten Tage: So muß man dich zu des erstgedachten Mori Frau und Tochter, die eben so schlossen, gesellen, daß ihr zusammen eine bunte Reihe machet. Weiber sehen auf äusserliche Vortheile; weise Männer hingegen auf Weißheit, Beständigkeit, Tugend und ein gutes Gerüchte. Ist der Herr gescheid und ehrliebend, so wird er dich desrwegen, daß du deine Meynung unverhohlen herausgesaget, nicht abschaffen: Ist er es nicht, so wirst du dem Haß doch nicht entgehen. Ein böser Fürst ist beschaffen wie der Würg-Engel, und verschonet keinen.

(99) Er war ein Piemonteser von schlechter Ankunfft, (wie des Kayſers Carls meiſte Bediente) aber ein sehr geschickter, ehrlicher Miniſter.

nen. Ein Schmeichler machet sein Glück nicht immer. Man lese nur, wie es den Werkzeugen einer niederträchtigen Schmeicheley unter dem Nero, dem Caligula und andern tyrannischen Kayfern ergangen. Es ist auch eben nicht allezeit Gefahr, daß man ums Leben gebracht werde. Man kommet nur ein wenig niedriger, steiget aber auch wieder in die Höhe. Man muß auch beyzeiten einer mittelmäßigen Lebens-Art gewohnen; sonderlich in Deutschland, da ein geschickter Mann leichtlich in eines andern Fürsten Dienste kommen kan, wenn ihn der erste nicht mehr haben will. Wie aber nun, wenn etwa ein Minister einen Rath gegeben hat, der übel ausgeschlagen, oder sonst eitel und vergeblich ist? Antwort: Niemand nöthiget den Herrn, dem Rath zu folgen. Die Anschläge seynd der Veränderung unterworffen und beruhen nur auf wahrscheinlichen Muthmassungen. Es heisset dabey allezeit: Wenn dieses so oder so ist, so ist dieß oder jenes das rathsamste. Darum sagte Patkul, als er den Rath gegeben, Riga zu belagern: Ich habe dazu gerathen, als eine andere Zeit und andere Umstände waren. Ja wenn auch ein Rath noch so gut wäre, so hat man doch nicht Brief und Siegel, daß es nicht mißlingen könne. Es ist allemahl formido oppositi dabey. Es kan seyn; es kan aber auch nicht seyn. Der M. de la Ferté hatte dem Könige in Frankreich Ludwig XIV. gerathen, Holland zu überfallen, so würde das ganze Land übergehen. Er wurde auch dazu commandiret, aber mit Schlägen abgewiesen. Da schwatzten die Hofleute auf das übelste von ihm und sagten: Nun könnte man sehen, was er dem Könige gerathen hätte. Allein der König machete ihn zum General-Lieutenant, weil er nichts gethan hätte, das ihm zur Last geleget werden könnte. Ludwig sagte sehr weißlich: Er hat mir die Sache so vorgestellet, daß ich ihm meinen Beyfall nicht habe versagen können: Daß sie aber nicht nach Wunsch ausgeschlagen, ist eine Fatalität; dafür kan er nichts. Ludwig XIV. hatte in diesem Punct viel Gedult, welche er unter andern auch gegen den Villeroy, als derselbe in Cremona von dem Prinzen Eugene war aufgehoben worden, bezeigte. In der That muß der Fürst auf keinen böse werden wegen eines mißlungenen Raths, wenn nur solcher nicht gefährlicher oder betrüglicher Weise gegeben worden. (100) Vielmehr mag

(100) Ein Fürst, welcher denket, daß alle Anschläge gelingen müsten, stecket in der gröbsten politischen Ketzerey. Der Freyherr von Schrödern merket in seiner Fürstl. Schatz- und Rent-Kammer sehr wohl an, daß die Ursache, warum die Cameral-Vorschläge so schlecht glückten, sey, weil sich selten einer unterstehe dem Herrn etwas zu rathen, was nicht gewiß angehet. Doch ein Herr, der klug ist, muß hierinnen etwas wagen. Er muß Proben anstellen lassen, und dazu einen gewissen Fond aussetzen, der für

mag sichs der Herr selbst zuschreiben, daß er den Rath angenommen hat. (101) Si dediſle conſilium peccatum eſt, quis conſulet? quis conſilium dabit? Doch kan man wohl einem unglücklichen Rathgeber eine Weile etwas anders zu thun geben. Wenn aber ein Herr auf die Thorheit verfället, daß der Miniſter den Schaden, der etwa dadurch geſchehen, erſetzen ſolle, ſo iſt er verlohren. Denn wer will ihm hernach ferner rathen? Ein Miniſter müſte nicht klug ſeyn, wenn er ein andermahl, da er wiederum gefragt wird, ſeine Meynung ſagen wollte. Derjenige Herr iſt gewiß hoch zu halten, welcher leiden kan, daß man nicht allein ſeiner Meynung widerſpricht, ſondern auch ſeine Fehler tadelt. Dergleichen Beyſpiele ſeynd freylich ſehr rar: doch haben die Geſchichtſchreiber ſolche nicht vergeſſen, ſondern mit groſſen Lobes-Erhebungen der Nachwelt aufgezeichnet. Dahin gehöret ſonderlich Ludwig XII. in Frankreich, und in gewiſſermaſſe auch Carl IX. Ludwig XII. konnte gar wohl leiden, daß dasjenige, was er geſagt hatte, widerleget würde: ja er konnte auch vertragen, daß man ihm vorſtellete, wo er irgend etwas ungereimtes vorgebracht hatte. Einen ſolchen gelaſſenen Herrn wird man nicht leicht finden. Seine Hiſtorie verdient genau und umſtändlich beſchrieben zu werden, weil man viel gutes bey ihm findet. Man kan auch daraus ſehen, daß er ein groſſer König geweſen, weil ganz Europa ſich wider ihn verbunden. Carl der IX. welcher ſonſt ein böſer Herr geweſen, der ſein Gedächtniß durch die grauſame Maſſacre de St. Barthelemy beflecket, (welches auch *Caſtelnau* in der Lebensbeſchreibung deſſelben mitten in Frankreich nicht dißimuliret) hat doch dieſes gute an ſich gehabt, daß er ſich öffentlich ſatyriſiren laſſen. Der Poete Ronſard hat in einigen ſeiner Gedichte den König durchgezogen, daß er ſeine Domainen ſo lie-

derlich

für verlohren geachtet wird; wie man es öffters in privat-Haußhaltungen machet. Als Columbus zu der Entdeckung der neuen Welt Geld-Vorſchuß verlanget, hat in Portugall und Engelland kein Miniſter dazu rathen wollen, weil es etwas ungewiſſes wäre. Allein, wenn ein Fürſt nur lauter gewiſſe unfehlbare Dinge haben, und gar nichts wagen will, ſo brauchet er keine Räthe.

(101) *Cabrera* in ſeiner Hiſtorie von Philipp II. welches eines der beſten Staats-Bücher iſt, (darinnen er den Tacitum, wiewohl in Spaniſcher Sprache, zu imitiren geſuchet) rühmt an beſagtem Könige, daß er allezeit, wenn ein Rath eines Miniſters nicht nach Wunſch ausgeſchlagen, zu ſagen gepflogen: *Tantum mihi tribues quam alteri*: Denn er habe ja ſelbſt den gegebenen Rath gebilliget. Ein anders iſt es, wenn der Rath offenbar aus Bosheit, oder aus einer unverantwortlichen Unbeſonnenheit hergefloſſen. Sonſten ſtehet der Ausgang eben ſo wenig in der Hand des Miniſters, als der Sieg in der Hand des Heerführers. Wenn etwas ſchon gewiß iſt, oder man ſich etwas zu thun feſt entſchloſſen hat, da brauchet man ohnedem keinen Rath; ſondern nur alsdenn, wenn die Sache zweifelhafft und ungewiß iſt, und ſich auf beeden Seiten Gründe äuſſern.

derlich verschleuderte, und deswegen zuletzt noch würde zum Bettler werden: imgleichen daß der König untüchtige Leute nicht nur zu weltlichen, sondern auch zu geistlichen Aemtern ernennet; daher schliesset er endlich, daß, um unter dessen Regierung sein Glück zu machen, nichts mehr erfordert würde, als ein Ignorant zu seyn. (102) Jedermann hat sich gewundert, daß Ronsard so viel gewaget, und daß es der König mit solcher Gedult ertragen. Als die Königin Maria in Schottland regierete, war Jacob Melvil, ein Schottländer, an ihrem Hofe, der in verschiedenen Verrichtungen Proben seines Verstandes und Eifers abgeleget hatte. Daher wollte die Königin haben, daß er ihr beständiger Hofmeister und Aufseher seyn, und sie in allem, was sie nicht recht thäte, wenn es auch nur Kleinigkeiten wären, corrigiren sollte; welches sie als eine grosse Wohlthat ansehen würde. Allein Melvil sagte, er bedankte sich dafür, und bat, mit einer solchen Commißion ihn zu verschonen. (103) Er war auch darinnen gar nicht zu verdenken, immassen es eine gefährliche Charge gewesen. (104) Ich weiß selbst, daß ein grosser Herr einmahl einem gewissen Menschen befohlen hatte, seinen Hof und seine, des Herrn, eigne Fehler freymüthig zu beschreiben, der aber hernach, wie er solches gethan, hat unter des Henkers Hand sterben müssen. Grosse Herren seynd gar empfindlich, ungeachtet sie, wenn sie klug seynd, leichtlich merken, daß sie, wegen der grossen Menge der Schmeichler, selten die Wahrheit erfahren. Daher fallen diejenigen, so von Natur gescheid seynd, auf andere Dinge, und nehmen Hof-Narren an. Denn dergleichen Leute dienen nicht blos zur Kurzweil. Manche Herren, die nur dem Müßiggang und ihren Ergetzlichkeiten ergeben seynd, suchen sich freylich durch Hof-Narren die Zeit zu vertreiben: Kluge Regenten aber halten sie hauptsächlich zu dem Ende, damit sie hinter die Wahrheit kommen. Denn

(102) Hievon kan mit mehrern nachgesehen werden *Reinhardi* theatr. prud. eleg. p. 861. sq.

(103) S. Memoires de *Jaques Melviel*, p. 167. sqq. [* In dem A. 1733 im Druck herausgekommenen Gundlingischen Discours über die Politic wird zwar p. 249. erzehlet, daß die Königin Elisabeth dem Melvil obgedachte Commißion gegeben habe: es ist aber falsch.]

(104) Luther sagt in seinen Tisch-Reden: Die Juristen wollten immer Priester der Gerechtigkeit (Sacerdotes justitiae) heissen; also sollten sie auch billig sich so aufführen, und gleich rechtschaffenen Predigern, kein Blat vor das Maul nehmen; sondern wenn der Herr was unrechtes thäte, frey heraus sagen: das ist nicht recht, Euer Durchl. sollen das bleiben lassen. Und wenn der Herr nicht wollte, sollten sie abdanken. Allein wenn die Juristen Legionen Engel um sich hätten, damit sie sich schützen könnten, so wäre es ganz gut. So aber ist es nicht allemahl rathsam. Wo findet man Juristen, die solchen Muth und Herzhafftigkeit besitzen, als Luther gehabt hat? Es ist hiebey das schlimmste, daß wenn einer gleich saget, er wolle abdanken, er selten in Frieden ziehen kan, sondern ins Gefängniß wandern muß.

was sich sonst niemand getrauet dem Herrn vorzutragen, das saget der Hof-Narr offt ohne Umschweiff frey heraus. Deswegen seynd dergleichen Personen nicht ganz unnützlich, ja von einigen Staatslehrern gar unter die Räthe gerechnet worden. (105) Nur hat ein grosser Herr Ursache, dabey sich wohl in Acht zu nehmen. Denn die Hof-Narren seynd offt boßhafftige, gewinnsüchtige Gesellen. Wer ihnen was giebt, den verschonen sie; die andern hingegen schwärzen sie an. (106) Auch aus Pasquillen kan ein Regent manche nützliche Wahrheit heraus klauben, wenn er nur dabey die Fürsichtigkeit brauchet, daß er nicht gleich alles und jedes ohne Unterschied für wahr annimmet. Denn die Histoire scandaleuse bringet auch viel falsches bey, obschon manches wahre darunter ist. Daher hat der Pabst, ob er gleich ein schlauer Kerl ist, die Bildsäule des Pasquino in Rom nicht abgeschaffet, weil er dadurch vieles erfahren kan. Könnten grosse Herren auf andere Art hinter die Wahrheit kommen, so wären dergleichen Statuen, so wohl als die lebendigen Boufons, ganz unnützlich. Da aber dieses nicht ist, so muß man freylich ausserordentliche Mittel zu Hülfe nehmen.

XV.

Von Erblichkeit der öffentlichen Aemter.

Endlich wird noch gefraget, ob man die wichtigen und ansehnlichen Aemter und Stellen denen dazu erhobenen Personen auf Lebenslang lassen solle, oder ob es nicht besser sey, damit umzuwechseln. Hierauf antworte ich also: In Polyarchien, das ist, in solchen Staaten, welche nicht von einem allein beherrschet werden, ist es allerdings etwas bedenkliches,

(105) *Ludou. Septalius* meynet in seinem Buche de ratione status, daß die Stelle eines Boufons bey Hofe so nöthig sey, als das Amt eines Küchen-Meisters. *Gracian* in seinem Critico (einem Buch, welches jedermann anzupreisen ist) meldet, daß ein Spanischer Staatsmann gesagt habe: Es sey eine Weißheit von grossen Herren, Hof-Narren um sich zu haben; denn diese Narren wären nicht da, die Herren zu ergetzen, sondern ihnen in manchen Dingen das Verständniß zu öffnen, und sie zu warnen. Und an einem andern Ort nennet er sie die Oracula der Wahrheit. S. *Amelot* in seiner Morale de Tacite, de la Flatterie, Essay VIII. Und in seinem Tibere, chap. CXCII. schreibet er: Les Princes n'ont pas de meilleurs Conseillers, que les Pasquins, qui leur apprennent ce que personne n'oseroit dire. [* conf. *Reinhard.* l. c. p. 862.]

(106) Man denket offt nicht, wie viel daran gelegen sey, auch mit Hof-Narren umzugehen, und sich zu stellen wissen; und doch hat mancher sein Glück durch dergleichen Leute gemacht und verscherzt. Die beste Klugheit eines Hofmanns in Ansehen des Hof-Narren ist, nicht viel mit ihm zu schaffen haben, ihm nicht auf alles antworten; sondern ihn lieber wie im Sold haben, damit er nicht zu schaden trachte. Denn wenn der Boufon über dich lachet und spottet, so lachet dich auch der ganze Hof aus. Bist du aber einmahl recht lächerlich geworden, so hindert dich solches an deinem Glück. Die Hof-Leute haben hierinnen auch ihr Creutz, und werden öffters nach Verdienst geschoren.

liches, wenn man nicht abwechselt. Denn da hat man sich zu hüten, damit nicht einer sich zum Tyrannen aufwerfen könne. In dergleichen Republiken redet man verächtlich von Königen oder Fürsten: zum Exempel in Holland, in der Schweiz, in einigen Frey-Staaten Italiens, oder vor Zeiten zu Athen. Da hiessen alle Monarchen Tyrannen. Man konnte auch keine andere Lehrsätze und Maximen hegen, wenn die Republic bestehen sollte. Denn woferne in einem solchen Staate die Aemter beständig oder gar erblich seynd, so kan gar leichtlich eine Monarchie oder ein Principatus entstehen. (107) Doch was solche Stellen seynd, bey denen es fast blos auf die Ehre oder den Rang ankommet, da pflegen auch in Republiken die Personen beständig und auf Lebenslang dabey gelassen zu werden; wie z. E. der Doge zu Venedig. Eben dieses gilt auch von solchen Aemtern, zu deren behöriger Verwaltung eine lange Uebung und Erfahrung erfordert wird. Dergleichen seynd in der Republic Venedig die Stellen des Canzlers, des Procuratoris S. Marci oder Kirchen-Pflegers, der Staats-Secretarien, als welche die Formalien wissen müssen, und dergleichen. (108) Das seynd aber lauter Personen ohne sonderbare Macht und Gewalt. Bey solchen Stellen hingegen, die beydes mit Ansehen und Macht verknüpft seynd, ist es dergleichen Staaten durchaus nicht zuträglich, daß man sie einem auf beständig anvertrauet. Also währet z. E. in Venedig die Aufsicht über das Arsenal bey einem Nobile nicht länger als Tag und Nacht: Ja, der solche bekommt, weiß es vorher selbst nicht. Denn davon dependiret alles Wohl und Wehe der Venetianer. Was die Monarchien anbetrifft, so ist es auch da nicht einmahl politisch gehandelt, wenn die gar grossen und wichtigen Chargen gewissen Leuten beständig anvertrauet werden. So lange man in der Römischen Republic diese Maxime in Acht genommen, und alle Jahre neue Praetores, neue Praefectos, Praesides u. s. w. verordnet und in die Provinzien geschicket hat, so lange ist es noch ziemlich gut und ordentlich gegangen. So bald aber das Commando prorogiret oder verlängert worden auf eine Person, fieng die Staatsverfassung an zu wanken; biß endlich Julius Cäsar gekommen ist und der Freyheit den letzten Stoß beygebracht hat. Und wenn es dieser nicht gethan hätte, so wäre es der Pompejus gewesen. (109) Ja auch nach verändertem Staat un-

(107) *Anton. Perez* hat in seinem jure publico pag. 151. seqq. artige Anmerkungen von dieser Materie. S. auch *Mich. Piccart.* in obseruat. histor. polit. decad. VI. cap. VII. p. 298. sqq. imgleichen *Iouch. Zeuecotius* in not. polit. ad Sueton.

(108) S. *Hert.* elem. prud. ciu. P. II. Sect. VI. §. XXIX. p. 121.

(109) Aus den neuern Geschichten ist unter andern das Exempel der Mediceer in Florenz bekannt, welche nach und nach die Herzogliche und endlich Großherzogliche Wür-

unter den Römischen Kayſern durffte kein Praeſes, kein Proconſul, kein Legatus, beſtändig in der Provinz bleiben, auch darinnen nicht heyrathen, um zu verhüten, daß er ſich keinen Anhang machen mögte. Welches die bereits gemachte Anmerkung beſtärket, daß es auch in Monarchien nichts tauge, wenn groſſe Aemter beſtändig bey einer Perſon bleiben. Zwar wenn ein Land, das monarchiſch regieret wird, klein iſt, ſo iſt es eben ſo nöthig nicht, daß man ſothane Maxime allezeit beobachte: denn da kan der Regent ſchon genugſam vigiliren und der Gefahr vorkommen. In einem groſſen Reich aber, zu welchem viele auswärtige Lande und Inſuln gehören, iſt es hiemit ganz anderſt. Darum pfleget man eben den Gouverneur in Mayland, den Vice-Rè in Neapolis alle drey Jahre abzuwechſeln. Und eben ſo hält man es in Spanien mit den Statthaltern, welche nach America geſendet werden. Ein Jahr giebt man ihnen Zeit, daß ſie ſich einrichten; ein Jahr, daß ſie was gutes ausrichten, und ein Jahr, daß ſie wieder auf die Abreiſe denken. Es ſeynd zwar auch Beſchwerlichkeiten hiebey zu finden; insbeſondere daß die Gouverneurs, weil ſie wiſſen, daß ihre Herrlichkeit nicht länger als drey Jahre währet, ſich gemeiniglich ſehr zu bereichern ſuchen. Allein dieſe Beſchwerlichkeit iſt doch kleiner, als wenn ſie ſich bemüheten, den Weg zur Tyranney ſich zu bahnen. Man kan ſchon vigiliren, wo ſie ihre Mittel und Einkünffte hernehmen. Derowegen bleibet es bey obgedachter Maxime, die Abwechſelung wichtiger Aemter betreffend. Bey den hohen Kriegs-Bedienten iſt ſelbige am allernothwendigſten. Deswegen wechſelt man auch gerne mit den Generals-Perſonen ab. Man läſſet ſie zwar bey ihrer Ehrenſtelle, trägt ihnen aber nicht einerley Commando auf, damit ſie ſich keinen Anhang machen können. Wo dieſes nicht beobachtet worden, da hat die Erfahrung (110) mehrentheils gezeiget, daß es übel abgelauffen. Der Kayſer Ferdinand II. begieng einen groſſen Staatsfehler, daß er den Wallenſtein ſo entſetzlich groß machte, daß ſelbiger z. E. nicht Würde erblich an ſich zu bringen gewuſt haben. Denn wer einer groſſen Autorität und Fürſtlichen Gewalt ſich anmaſſen will, muß Zeit dazu haben.

(110) Der Italiäniſche Abt *Toſini* hat einem ſehr wohl geſchriebenen Werkgen, welches nach der im Jahr 1718. zu Amſterdam herausgekommenen Franzöſiſchen Ueberſetzung betittelt iſt: La Liberté de l'Italie demontrée à ſes Princes & à ſes Peuples; gezeiget, daß die beeden Römiſche Kayſer, Honorius und Arcadius, deswegen in ſo groſſes Unglück gerathen, und daß der Orient und Occident dadurch getrennet worden und einen unheilbaren Stoß bekommen, eben weilen man die Generale an einem Orte das Commando immer fort führen laſſen, ja ſo gar ihnen die Vormundſchafft über die Prinzen übergeben hätte. Ein Soldat, der gewohnt iſt im Kriege zu leben, weiß was die Macht thut, und läſſet ſich leicht verleiten, ſelbige zu mißbrauchen. Deswegen ſoll man ihm nimmermehr ein immerwährendes Commando laſſen. S. *Hert.* elem. prud. civ. P. II. Sect. I. §. XIV. p. 11. ſq.

nicht könnte abgesetzet werden, daß er freye Gewalt hatte, Krieg und Frieden zu machen, wie er es für gut ansehen würde, u. s. w. Da war Wallenstein mehr Imperator als Ferdinand. Deswegen hatte er hohe Dinge im Sinne und wollte König in Böhmen heissen: Er würde es auch unfehlbar geworden seyn, wenn der Kayser nicht zuvor gekommen wäre und ihn hätte umbringen lassen. Also siehet man, daß es höchstgefährlich sey, einem ein perpetuirliches Commando aufzutragen. Zum General kan man einen wohl machen und ihm ein Regiment in perpetuum geben; aber nicht eine ganze Armee.

Das zwölfte Capitel,

Von der Klugheit die Einkünffte zu vermehren, wie auch von Steuern und Zöllen.

I.

Dieses Capitel ist zwar grossen Herren sehr angenehm, aber auch von grossem Umfange, und ohne Zweifel eines von den schwersten in der Staatskunst. Es handelt von einer Materie, welche man nicht auslernen kan, weil nirgends mehr Veränderungen vorgehen als in Cameral-Sachen, und heist es hier recht: Wichtigkeit und Weitläuftigkeit dieses Capitels.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis.

Daher wenn z. E. unter dem grossen Churfürsten zu Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der gröste Financier gewesen wäre, und er sollte unter dem itzigen Könige in Preussen (Friedrich Wilhelm) wiederum eine solche Stelle vertreten; so würde er von neuem lernen müssen. Es ändert ja eine privat-Person in ihrer kleinen Oeconomie fast von Tage zu Tage etwas, und wenn einer siehet, daß er etwas besser haben kan, so lässet er das alte fahren. Deswegen wird kein vernünfftiger Mensch den andern einer Unbeständigkeit beschuldigen, oder es für ein Anzeigen einer Unbesonnenheit halten, wenn derselbe sich ändert: denn in der Haußhaltung lernet keiner aus. Es können sich ja tausend Umstände eräugnen, welche Gelegenheit geben, bald dieses, bald jenes zu entdecken. Da nun dieses in eines jeden Oeconomie sich findet; wie vielmehr können sich nicht Aenderungen in einem grossen weitläufftigen Reiche zutragen? Wenn man Frankreich ansiehet, und nur betrachtet, was für Veränderungen unter Ludwig XIV. vorgegangen; so wird man finden, daß ein Mensch

nicht

nicht einmahl im Stande sey, solche alle ins Gedächtniß zu fassen. Ob wir auch gleich ein Hauffen Bücher von Cameral-Sachen haben, wie denn selbst viele Juristen davon geschrieben; (1) so kan man deswegen doch nicht sagen, daß die Materie erschöpft sey: Vielmehr kan man alle Tage was neues entdecken. Ich getrauete mir von dieser Materie ein besonderes Collegium zu halten, welches wohl ein ganzes Jahr währen sollte. Das fürnehmste kommet auf richtige Grundsätze an, welche fast allen Leuten fehlen, die grossen Herren hierinnen dienen. Daher geschiehet es eben, daß derselben besondere Bemühungen und Anschläge grösstentheils nur dem Schein nach nützlich seynd; so daß, wenn man es beym Lichte besiehet, man bald gewahr wird, daß selbige nicht zu Erhaltung des Volks gereichen. Wer hingegen generalia principia recht gefasset hat, und hernach die specialia schicklich darnach einrichtet, der wird nicht fehlen, sondern kan versichert seyn, daß es gut ausschlagen werde.

II.

Daß das Geld der Grund von der Macht eines Staats sey.

Ueberhaupt ist bey dieser ganzen Abhandlung als eine ausgemachte Sache vorauszusetzen, daß keine bürgerliche Gesellschafft, keine Republic bestehen, oder glücklich regieret, beschützet und erhalten werden könne, ohne einen genugsamen Vorrath an Geld. Geld ist der Grund von der Macht eines Staats. Je mehr ein Regent Geld hat, je mehr ist er ordentlicher Weise im Stande, seine Lande und Leute gegen die benachbarte und auswertige Feinde zu beschützen und in Sicherheit zu stellen. Es müssen ja z. E. Kriegs-Völker unterhalten werden. Nun ist aber nichts so geldfressend, als eine Armee; sonderlich heut zu Tage, nachdem militia mercenaria aufgekommen ist. Vor dem brauchete man so viel nicht: denn da musten die Edelleute auf ihre Kosten aufsitzen; und, wenn die Noth groß war, musten die Bauern mitlauffen und schlagen. Zu selbiger Zeit konnte man mit einem solchen Heer wider den Feind schon etwas ausrichten, und Schaden thun: denn man hatte noch keine Artillerie,

(1) In vorigen Zeiten hat unter andern auch *Herm. Conringius* de aerario boni principis recte constituendo, augendo & conseruando, ein gar methodisches Buch geschrieben, worinnen feine excerpta vorkommen, dabey man aber noch viele obseruationes machen kan. Conring war ein pragmatischer, Staatskluger Mann, welcher von politischen Händeln zu urtheilen wuste, fast so gut als ein Minister im Cabinet. Das kan man unter andern sehen aus seiner Schrifft, welche betitelt ist: Consultatio de pace, worinnen er untersuchet, wie der Friede zu Münster gemachet werden müste. Er hatte seinen Nahmen nicht darunter gesetzet: aber *Lampadius* hat ihn nachgehends bekannt gemachet. Hiedurch kam Conring zuerst in Consideration, und jedermann wunderte sich, daß ein solcher junger Mensch so schreiben könnte.

lerie, sondern nur gewisse Maschinen und Werkzeuge, womit man Mauern einbrechen und sonst dem Feind Abbruch thun konnte. Aber nachdem das Schießpulver erfunden worden, so hat es mit der Art Krieg zu führen eine ganz andere Gestalt gewonnen. Unsere heutige milites mercenarii thun auch fast nichts anders, als daß sie exerciret werden. Die muß aber ein Herr alle ernehren, und gleichwohl seynd sie heutiges Tages unentbehrlich wegen der Benachbarten. Viele haben die Augen aufgesperret, daß der König in Preussen eine so grosse und zahlreiche Armee hält, da sonsten bey weitem nicht so viel Soldaten unterhalten worden. Allein itzo seynd grosse gewaltige Nachbarn an der Seite, welche vor diesem nicht gewesen. Moscau ist itzo so mächtig, daß es noch manchen wird bange machen. Ueber dieses muß ein grosser Herr auch Staat führen; und das kostet gleichfalls Geld. Er muß ja auch leben. Doch so viel ein Herr dazu nöthig hat, das kan er endlich schon aus seinen Domainen oder Cammer-Gütern nehmen. Der Herzog Ernst von Gotha hat von seinen Wald-Einkünfften seinen ganzen Hofstaat erhalten, auch seine Prinzen reisen lassen. Wenn aber ja der Herr noch mehr bedürffte; so wird das Volk sich nicht weigern, ihm unter die Arme zu greiffen. Daran wird in keinem Königreich ein Mangel erscheinen. Nur die Polen geben nicht gerne viel über das gesetzte. (2) Ferner müssen die Bedienten besoldet, auch im übrigen alles im baulichen Wesen erhalten werden. Das erfodert wiederum viel Geld. Daher hat eine jede geringe Land-Stadt gewisse Einkünffte, damit alles in gutem Stand erhalten werden könne. Ich halte auch dafür, daß man den Rathhäusern billig etwas lassen, doch aber Rechnung darüber fordern solle. Denn was ist das für eine saubere Stadt, wo man auf den Strassen in Koth fället biß an die Knie? Wer wohnet gerne an einem solchen Orte? Man siehet also wohl, wie daß ohne Geld nichts auszurichten sey. Diejenigen, welche in dem Wahn stehen, als brauche man kein Geld, seynd abgeschmacke Träumer, die nichts von der Staatskunst verstehen. Im Anfang haben die Menschen freylich kein Geld gehabt: Nunmehro aber ist es unentbehrlich, dergestalt, daß es eine erbärmliche Gestalt giebt, wo daran ein Mangel erscheinet. (3) Pecunia est neruus rerum gerendarum. Wenn Gold

(2) Indessen kan ein König in Polen von dem, was er hat, schon leben. Er hat ordentlich etliche hundert tausend Thaler Einkünffte; und wo er sich aufhält, da wird ihm alles in die Küche gebracht. Er braucht niemand zu besolden als seine Leibwacht: die übrigen Bedienten hat er alle umsonst, als welche von der Republic unterhalten werden.

(3) *Cockburn*, ein Engelländer, hat in Englischer Sprache einen Versuch, betreffend die Natur des Christlichen Glaubens,

Gold und Silber abgeschaffet würde, so würden alle Künste aufhören. Wer wird aber sagen: Die Menschen sollten in den Wald lauffen, und nichts als Wurzeln essen und Wasser trinken? Man wird auch finden, daß diejenigen Völker, welche kein Geld gehabt, in einem elenden Zustande gewesen. Und obgleich das Geld anfangs aus einem Affect entstanden, (4) welcher nicht viel tauget; so reden wir doch hier ex hypothesi. Wir wissen auch, wie die Sünde in die Welt gekommen; und doch sind wir nicht ohne Sünde. Man muß sich in die Thorheiten der Welt schicken, damit man nicht gar zu Grunde gehet. Noch vielweniger können wir nach unserm Zustande, wenn wir denselben recht betrachten wollen, ohne Geld fortkommen.

III.

Woher der Regent Geld nehmen solle.

Wenn demnach ohne Geld keine Republic regieret und erhalten werden kan, so fragt sichs, woher der Regent solches nehmen könne? Antwort: Ex publico; das ist, von den Unterthanen, von den Einwohnern oder Bürgern eines Staats. Es ist auch nicht unbillig, daß der Bürger, der Bauer etwas von dem seinigen abgebe zum allgemeinen Nutzen, Ruhe und Sicherheit. Denn es will ja ein jeder in Ruhe und Sicherheit leben. Deswegen haben ja die Menschen sich in bürgerliche Gesellschafften zusammen gethan. Wenn einer aus der Republic hinausgestossen wird, so ist er nirgends sicher oder ausser Gefahr. Wenn nun also einer sein Brod mit Freuden essen, seinen Becher mit Lust trinken, unter seinem Feigenbaum ruhig und trocken sitzen will; so kan er sich nicht beschweren, daß er etwas ad publicum geben solle. Die Unterthanen brauchen nicht alles. Nur muß man es also einzurichten wissen, damit nicht die Last allein auf den gemeinen Mann falle, (5) auf den doch sonst das meiste ankommet. Doch so viel muß er hergeben, als er entbehren kan. Wenn man dem Schaf alle seine Wolle lassen und es gar nicht scheeren wollte, so würde es verderben, und endlich von der Wolle niedergedrücket werden. Wenn man es hingegen mit Manier abschieret, bleibet es in gutem Stande. Wer seine Schafe mit der Scheere dergestalt angreiffen und fricaßiren wollte, daß das Blut darnach gienge, der würde

bens, geschrieben, worinnen ein lesenswürdiger Discurs vom Gelde vorkommet. Ein anderer Engelländer, *Jo. Raius* hat in seinem Werke von der Weißheit und Allmacht GOttes Lib. II. cap. X. auch davon gehandelt und verschiedenes aus jenem genommen.

(4) Hieher gehören die Anmerkungen vom Silber, Gold und Geld im XXXI. Stück der Gundlingian. p. 44-75.

(5) Hiebey verdienet erwogen zu werden, was der Marschall *de Vauban* in seinem Projet d'une Dixme Royale hievon angemerket hat.

de selbige nicht lange behalten, mithin würden sie ihm keine Wolle mehr tragen. So ist es auch mit den Unterthanen. Boni pastoris est tondere pecus, non deglubere. Zu viel Wolle ist den Unterthanen nichts nütze. Lasse ihnen aber auch die Haut, damit sie wieder Wolle tragen können. Mache es so, daß es zu leiden ist: Nimm ihnen die Wolle mit Manier ab. Der Ueberfluß ist ihnen ohnedem nichts nutz. In solcher Absicht seynd die Anlagen und Steuern nicht nur nöthig, sondern auch den Unterthanen selbst gut und heilsam. Ein allzugrosser Ueberfluß ziehet Uepigkeit, Muthwillen und alles Uebel nach sich. Ein kluger Herr kan selbigen besser aufheben und zum Nutzen anwenden. Diejenigen Republiken, denen es an Geld gemangelt, seynd zu Grunde gegangen, oder doch sonst in schlechten Zustand und Unordnung gerathen. Die Dänen wären von Carl Gustaven nicht so in die Enge getrieben worden, wenn es ihnen nicht an Gelde gefehlt hätte. Das Königreich Schweden lieget itzo eben wegen Geld-Mangels so in Ohnmacht. Der Duc de Tremouille sagete zu dem Könige Ludwig XII. als dieser ihm seine Absichten und Entschliessungen zu erkennen gab: Es fehle nichts als Geld. Sehr gut ist es also, wenn etwas von dem Gelde, welches die Unterthanen contribuiren müssen, beygeleget wird, zur Noth. Denn in der Schatz-Kammer des Regenten ist zu solchen Fällen das Geld offt besser aufgehoben, als in den Händen der privat-Personen. Wo hingegen alles Geld bey dem Herrn verschlossen lieget, und wie in einem Kessel beysammen ist, da kommet wenig mehr in der Unterthanen Hände. Der Land-Schatz fliesset in die Casse des Herrn zusammen. Nicht in allen Ländern kan man sich alsdenn so leicht erhohlen und wieder zu Gelde kommen. Wenn unser König sich nicht mehr in Berlin aufhalten sollte, würde Berlin ein elender Ort seyn. Die Hofhaltung erhält die Einwohner noch. Aber manche Länder, die an der See liegen, wo grosse Kaufmannschafft und Gewerbe getrieben wird, seynd bald wieder bey Gelde und in gutem Stande, wenn gleich der Regent ausserordentlich grosse Geld-Summen hat. So viel bleibet übrigens gewiß, daß ein grosser Herr zu Kriegs- und Friedens-Zeiten mit einem erklecklichen Geld-Vorrath versehen seyn müsse. Denn ohne Geld kan nichts geführet und ausgerichtet werden. (6) Der

(6) *Cominæus* hat in seiner Historie vom König Ludwig XI. in Frankreich und Carl dem Kühnen, Herzogen in Burgund, gar wohl und mit Fleiß angemerket, daß zu seiner Zeit alle diejenige Herren, denen es an Geld gefehlet, nichts sonderliches ausgerichtet hätten, so klug, so geschickt, so löblich sie auch sonsten gewesen wären. Zum Exempel vom Kayser Maximilian I. sagt er: der Herr wäre gut und preißwürdig gewesen; aber auf seine besten Anschläge wäre nichts erfolget, und fast alle Unternehmungen desselben wären auf ein Lami hinausgegangen, weil er nicht die Gabe

Regent und der Staat können nicht darben. Daher müssen beyzeiten Schätze gesammlet werden; aber zur Noth, und dieses ist besser, als wenn man den Leuten alles lässet.

IV.

Von der Schatz Kammer eines Staats, und den unterschiedlichen Einkünfften des Regenten.

Die zum Nutzen des Staats bestimmte und gesammlete Gelder und Einkünffte des Regenten kommen in die Cassen oder Schatz-Kammer des Landesherrn oder der Republic. Und das heist überhaupt *Aerarium*, wenn man das Wort in weitläufftigem Verstande nimmet. (7) Sonsten aber hat man das Aerarium unterschieden von dem Fisco und dann auch von dem Patrimonio Principis. Das Aerarium war eigentlich dem Volk oder der Republic eigen. Darein gehöreten alle Tributa und Vectigalia Populi Romani; und diese Gelder wurden zu Aufführung und Unterhaltung öffentlicher Gebäude, zum Schutz und zur Zierde der ganzen Republic, zu Bestreitung der Kriegs-Kosten, u. dergl. angewendet. *Fiscus* hingegen war so viel als Aerarium s. Marsupium Principis, die Casse des Regenten. Dahin gehören die ihm angewiesene Gelder und Einkünffte, zu Bestreitung alles dessen, was zu seinem Unterhalt, Staat, Pracht und Herrlichkeit gehöret. Solche Einkünffte haben die Franken und Deutschen *Domanium*, (8) (le Domaine) oder Cronen-Güter, Tafel-Güter, Cammer-Güter genennet. Dergleichen Domainen hat jeder Fürst, und vorzeiten auch der Kayser gehabt durch das ganze Reich. Gleichwie nun die Domainen der Deutschen Kayser vorzeiten überaus groß waren nach Proportion selbiger Zeiten, und viele Millionen betrugen; also wurde davon fast alles in Krieg und Frieden bestritten. Die Vasallen waren zwar gehalten, die Heeresfolge zu leisten; was aber noch fehlte, das muste der Kayser herbeyschaffen und von seinen Einkünfften aus den Domainen bezahlen. (9) Steuern, Tribut, Collecten waren damahls unerhörte

Gabe gehabt hätte, Geld zu sammlen und zu erhalten. Hingegen hätten andere, wenn sie auch sonst noch so schlimm gewesen, und nur Geld gehabt, grosse Thaten gethan. Also hätte Ludwig XI. so bösartig und wild er auch gewesen, viel ausgerichtet, sich bey allen in Furcht gesetzet, bey den Nachbarn Respect erhalten, und sein Land vermehret: denn er hätte Geld gehabt und solches mit Manier auszugeben und anzuwenden gewust. Wenn König Carl I. in Engelland mit einem erklecklichen Geldvorrath wäre versehen gewesen; so würde er, wie Clarendon angemerket hat, sich besser haben helffen können, und nicht auf dem Trauergerüste gestorben seyn.

(7) Von den unterschiedenen Bedeutungen dieses Worts hat *Klockius* in seinem grossen Werk de Aerario weitläufftig gehandelt.

(8) *Domanium* est vocabulum Francicum barbaro-Latinum, & idem ac bonum *de manu* i. e. de dispositione principis.

(9) Dahin gehören z. E. die vielen Maschinen und schweren Werk- und Rüstzeuge, wel-

te Wörter. Folglich hatten die Kayser zu selbiger Zeit eigentlich noch kein Aerarium, keine Steuer- oder Landschaffts-Casse, sondern blos Fiscum oder Domanium. Heut zu Tage aber, da wir Militiam mercenariam bekommen haben, mithin auch Steuern und Collecten eingeführet worden seynd, sagen wir, ein grosser Herr habe drey unterschiedliche Cassen. Als 1) die Finanz- oder Cammer-Casse, *Fiscum*, oder *Domanium:* 2) die Steuer- oder Landschaffts-Casse, oder das eigentlich sogenannte *Aerarium:* 3) die Scatull; wohin diejenigen Gelder gehören, die ein Herr von seinen eigenthümlichen und sogenannten Scatull-Gütern (ex bonis patrimonialibus) ziehet, oder auch von seinen Domainen erspähret. Zu dem Fisco oder zu den Domainen gehören alle Cameral-Einkünffte des Fürsten, von den Zöllen, Regalien, Ländereyen, Wäldern, ꝛc. (10)

welche, ehe das Pulver und Geschütze erfunden worden, im Kriege bey Belagerungen und sonsten nöthig waren, wozu grosse Kosten erfordert wurden. Man lese nur, was der Kayser Fridericus Barbarossa bey der Belagerung der Stadt Mayland für einen gewaltigen aparatum gehabt, bey dem *Ottone Frising.* und *Radevico.*

(10) Bey der Einrichtung der Domainen oder ordentlichen Einkünffte der Regenten haben die Deutschen eine grössere Weißheit sehen lassen, als die Römer, und vieles zu den Regalien geschlagen, welches diese nicht dazu gerechnet: z. E. die Jagden, die Fischereyen, die Bergwerke. Sie hielten dafür, man könne den Regenten gar füglich dasjenige allein überlassen, was das Volk am bequemsten entbehren könnte. Und hat *Guil. Fornerius* in seinen selectionum libris (imgleichen *Grotius* de jure belli & pac. lib. II. c. VIII. §. 7.) observiret, daß alle Deutsche Völker die ἀδέσποτα, d. i. die Dinge, die keinen Herrn haben, dem Fürsten zugeeignet. Also hat z. E. das Wild in den Wäldern keinen gewissen Herrn: denn heute ist es hier, morgen da. Eben so ist es mit den Fischen in den Strömen und Seen. Wenn nun gleich allen Einwohnern des Landes erlaubt wäre zu jagen und zu fischen; so würde keiner einen grossen Vortheil davon haben. Wenn hingegen dieses Recht einer allein hat, so wirfft es viel ab. Deswegen sagten die Deutschen: das soll dem Fürsten gegeben werden. Daher kommet die Eintheilung der Regalien bey uns ganz anderst heraus, als bey den Römern. Doch bey unsern Landesfürsten in Deutschland heissen sie nur analogice *Domania*, eigentlich aber Cammer-Güter. Man muß auch die Rechte unserer Fürsten gar nicht abmessen nach den despotischen Maximen des Fränkischen Reichs; sondern nach den Lehen-Rechten, oder auch, in gewisser Masse, nach dem geistlichen Recht, wenn nehmlich Kirchen-Güter zu den Tafel-Gütern geschlagen werden. Wie dieses alles, theils in jura feudali & canonico, theils auch im Natur- und Völker Rechte, weitläufftiger gezeiget wird. S. auch L. B. *de Lyncker* Vol. I. Resp. LXXX. imgleichen *Ringler* de Domaniis Germaniae. Es ist diese Observation nicht umsonst, indem wir viel Domainen-Processe in Deutschland haben. Die meisten Richter seynd auch der Meynung, man müsse hierinnen nach den Lehn-Rechten urtheilen. Und das ist eben der rechte Weg, von welchem man nicht abweichen muß. Denn der ist ein schlechter Jurist, der nur das zu behaupten suchet, was dem Landesherrn gefället. Man muß einem jeglichen das seinige zusprechen, und weder dem Fürsten, noch den Unterthanen etwas benehmen.

Zu dem Aerario oder der Steuer-Casse hingegen nur das von den Steuern und Contributionen eingehende baare Geld. Die Domainen, Cronen-Güter, Tafel-Gelder hat der Fürst voraus: Nur kan er ordentlicher Weise die Substanz dieser Güter nicht verändern. Aber um die Steuern muß er das Volk oder die Land-Stände erst angehen. Mit den Scatull-Gütern, welche ganz allodial seynd, kan der Fürst als mit seinem Eigenthum machen was er will. Und so pflegen gemeiniglich erstgedachte drey Gattungen unterschieden zu werden. Doch an manchen Orten ziehet man sie in eins zusammen und nennet alles Domainen, wie z. E. an dem Berlinischen Hofe. Der König hat es deswegen gethan, damit alles an seinen Einkünfften und Domainen beysammen bleiben und nichts wegkommen mögte. Es ist auch in soferne was gutes, zumahlen, weil man dadurch viel erspahret und weniger Bedienten brauchet: Doch hat es auf der andern Seite auch seine Bedenklichkeiten. Denn man kan nicht wissen, was für Zeiten kommen, und was für Herren einmahl succediren werden, und ob selbige alle gute Haußhalter seyn werden. Kommet eine Noth, ein langwieriger Krieg, da man Geld brauchet; so wird kein Mensch sich so leichtlich bewegen lassen, auf Domainen etwas zu leihen; sonderlich da nunmehro die bekannten Domainen-Processe eingeführet seynd. Da hingegen die Scatull-Güter oder Bona patrimonialia eines grossen Herrn im Fall der Noth allezeit eine Ressourie abgeben können. (11) Sonsten hat man in Deutschland, wie gedacht,

(11) Es giebt hin und wieder viel solcher Scatull- oder patrimonial-Güter, dergleichen z. E. diejenigen waren, die der König William in Engelland, als Prinz von Oranien, in Holland besessen hat: denn diese gehöreten nicht ad Domanium, nicht ad fiscum. Wo der Despotismus eingerissen ist, da gehet alles untereinander, ausgenommen in fauorabilibus. Indessen wenn ein grosser Herr eigenthümliche Güter hat, und im Fall der Noth, da er in der Geschwindigkeit Geld brauchet, etwa ein oder ander Scatull-Amt versetzen kan; so kan er gleich Geld bekommen. Auf die Domainen hingegen giebt man nichts, weil der Darleyher dabey nicht sicher ist, sondern allemahl befürchten muß, daß die Domainen von dem Nachfolger wieder eingezogen und weggenommen werden; denn wo Domainen seynd veräusert worden, da pfleget man gerne Reductionen anzustellen, welche, wenn man es genau ansiehet, freylich Grund haben. Denn das Volk hat dem Regenten nicht die Substanz des Domanii gegeben, sondern nur die Einkünffte davon zu seiner Erhaltung und Versorgung. Er ist also nicht anderst anzusehen als ein vsufructuarius, qui rem in vsum fructum datam jure alienare non potest, sed restituere eam debet. Folglich seynd die Reductiones an sich selbst nicht unbillig, wenn nur kein Mißbrauch dabey vorgehet. Also hat man in Schweden, bey Gelegenheit der angestellten Reductionen, vieles in Anspruch genommen, was doch gar nicht zu den Cronen-Gütern oder Domainen gehöret: und das hat Schweden in das äusserste Unglück gebracht. Sonsten hatte die Königin Christina freylich zu viel

von

dacht, das Steuer-Wesen von dem Fisco jederzeit abgesondert, und besondere Steuer-Räthe gesetzet. Die Landes-Stände haben sich des Aerarii oder der Steuer-Casse angenommen, und dem Fürsten höchstens nur die Direction überlassen. Vielfältig aber seynd darüber Streitigkeiten entstanden, als wie z. E. in Frießland zwischen dem Fürsten und den Land-Ständen. Ein kluger Herr pfleget zwar in dergleichen Dingen sich selbst Ziel und Schranken zu setzen: Allein wo findet man viel solche Herren, die sich hierinnen zu mäßigen wissen? In einigen Ländern ist freylich, in Absicht auf das Steuer-Wesen, eine solche Verfassung, daß der Regent davon wenig Hülfe zu erwarten hat. In den Kayserlichen Erblanden kan der Kayser wenig vor sich thun. Das Publicum ist arm: Fast alles gehöret dem Adel, und dieser giebt nichts; dagegen ober machen die Edelleute dem Kayser zu Ehren einen grossen Staat auf ihre eigene Kosten. Aller Adel in andern Ländern muß sich gegen dem Kayserlichen verkriechen. Hingegen siehet es auch in den Kayserlichen Erblanden aus wie in Holland, da das Publicum mit Staats-Schulden beladen ist, die privat-Leute aber das meiste haben.

V.

Was ein Fürst in Ansehen seiner Einkünffte überhaupt zu beobachten habe.

Es ist nicht genug, daß man spricht: Wenn ein Staat bestehen und glücklich erhalten und regiert werden soll, so muß Geld da seyn: der Regent kan nicht darben: die Schatz-Kammer, die Cassen sollen nicht leer bleiben: man muß den Unterthanen die Wolle abnehmen, u. s. w. Denn wie? wenn nun die Unterthanen wenig Wolle tragen; wie kan man sie scheeren? Wenn sie kein Geld haben; wie kan man es ihnen abfordern? Hierauf dienet zur Antwort: Wenn es dem Vieh am Horn fehlet, so nimmt man Hornsalbe, damit es wachsen könne. Das heißt so viel: Ein kluger Fürst muß, weil er von den Unterthanen Geld nehmen soll, darauf bedacht seyn, daß, und wie er selbige reich und bemittelt mache; wie er ihnen Wolle verschaffe, daß sie hernach etwas geben können. Hierauf beruhen hauptsächlich die Mittel, welche ein Regent anzuwenden hat, um seinen Schatz und Casse zu vermehren, und welche mit Manier und so

von ihren Domainen weggeschenket; so gar, daß, wie sie gesehen, daß sie nicht ferner auskommen könnte, dieses mit dazu beygetragen, daß sie sich entschlossen abzudanken, und sich gewisse Einkünffte vorzubehalten. Weil nun diese Königin so gar verschwenderisch gewesen war, so sahe man sich freylich genöthiget Reductiones anzustellen. Hingegen, wenn das Volk einwilliget, so kan allerdings von den Domainen etwas weggegeben werden. Also hat im Jahr 1705. der Herzog von Marlborough in Engelland, mit Bewilligung der beyden Parlaments-Cammern, Woodstock erblich bekommen, wo er ein prächtiges Schloß angeleget, welches er Blindheim genennet. Vor sich hätte es die Königin Anna nicht thun können.

so eingerichtet seyn müssen, daß es dem Volk nicht so empfindlich vorkommet, wenn es geschoren wird; daß es ihm nicht wehe thut. Wenn du zu weit greiffest, und dem Volk mit Gewalt alles abnehmen willst; so wird dir zwar niemand diese Macht absprechen: du darfst dichs aber auch nicht befremden lassen, wenn die Unterthanen den Kopf zwischen die Beine nehmen, sich auflehnen und dich herunter werffen. Du magst hernach immer schreyen, es sey nicht recht: Sie thun es inzwischen doch, und bekümmern sich wenig um deine Vorstellungen und Predigten. Claus Narr sagte zu K. Maximilian: Wie wäre es, wenn wir alle sprächen, wir wollten dir nicht mehr folgen? Da wärest du ja kein Kayser mehr. Derowegen kommet hiebey alles darauf an, solche Mittel zu erdenken, die nicht gewaltsam, nicht ungerecht, nicht hart, sondern gelinde und so beschaffen seyen, daß die Unterthanen kaum spühren, was und wie viel ihnen abgenommen wird. Es ist aber ein Unterschied unter den Mitteln. Einige seynd ausserordentliche, das ist solche, zu denen man nur in gewissen Fällen und zur Zeit der Noth schreiten darf: (wovon weiter unten wird etwas gedacht werden) Die ordentlichen Mittel hingegen seynd in Betrachtung des Entzwecks oder der Absicht zweyerley, nemlich Erhaltungs- und dann auch Vermehrungs-Mittel. (Media conseruatiua et augmentatiua) Denn ein kluger Landesherr ist eben sowohl auf Erhaltung des Schatzes und seiner Einkünffte als auf derselben Vermehrung bedacht; zumahlen da das letztere ohne das erstere nicht viel helffen wird, auch nicht lange gut thun kan.

Non minor est virtus, quam quaerere, parta tueri.

VI.

Daß ein Fürst den Zustand des Landes und der Unterthanen kennen müsse.

Wenn ein Fürst seinen Schatz klüglich vermehren will, so muß er vor allen Dingen wissen, ob seine Unterthanen viel oder wenig geben können und was sie ungefehr im Vermögen haben. Er muß einen Ueberschlag machen, und die Bilanz ziehen können, ob die Unterthanen reicher oder ärmer werden; ob sie am Vermögen zu- oder abnehmen. Geschiehet das letztere, so wird auch der Fürst ärmer. Folglich muß er sie, so viel möglich, bey guten Mitteln zu erhalten, und sie in den Stand zu setzen suchen, daß sie was erwerben und vor sich bringen. Gute Gesetze und Policey-Ordnungen, wodurch der Unterthanen Ueppigkeit, Pracht und Verschwendung eingeschränkt wird, können hiezu viel helffen. Das eigne Beyspiel des Regenten machet es allein nicht aus, ob es gleich etwas thut. Offt lebet ein König unvergleichlich sparsam und mäßig, und die Unterthanen machen deswegen doch in manchen Dingen unnöthigen Aufwand.

wand. Mancher Schuster hier in Halle trinket wohl jährlich mit seinem Weib und Kinder für 20. bis 25. Thaler Caffee, und klaget hernach, er könne nicht auskommen. Was nutzet dem Kerl der Caffee? Puff, Rastrum, gehöret für ihn. Das Exempel eines grossen Herrn ist meist nur an dem Ort kräfftig, wo er lebet und seine Hofhaltung hat. Wir wohnen hier über zwanzig Meilen von unserm König; da kan es nicht viel fruchten. Wenn ein eitler Narr kommet und fänget was neues an, so will es ihm jeder nach thun. Demnach muß ein Fürst wissen, was sein Land vermöge: wiewohl viele meynen, es sey nicht möglich solches zu erfahren. So viel ist richtig, daß man es nicht auf einen Punct heraus bringen könne, und derjenige sich betriegen würde, der eine mathematische Ausrechnung haben wollte. Ich weiß zwar, daß einige dafür gehalten haben, ein Fürst sollte bey harter Straffe anbefehlen, daß ein jeder Unterthan sein Vermögen angeben müste: allein wenn ein solcher Anschlag auskommet, so gehen die Leute auf und davon. Das Land ist ja kein Vogelbauer, und ehe es ein Regent dazu bringen kan, machen sich die Leute aus dem Staube. Wenn man auch gleich an allen Orten Galgen aufbauet, so besitzen doch die meisten die Kunst, neben dem Galgen vorbey zu gehen. Man will nicht gerne wissen lassen, was man im Vermögen hat. Es hindert auch den Credit. Wenn es auch der frömmste Regent ist, so glauben es doch die Unterthanen nicht, als welche sich ihren Herrn ohnehin immer schlimmer einbilden, als er ist, weil sie so viele Exempel böser Regenten vor sich haben. Haben aber nun die Unterthanen einmahl einen Argwohn, so wird selbiger immer weiter getrieben. Da halten denn die Leute nur destomehr zurück und vergraben wohl gar ihr Geld und ihre Kostbarkeiten: wie solches in Frankreich geschehen ist, da man diejenigen, welche so viel bey dem Actien-Handel gewonnen hatten, ausklopfen wollte. Was hilfft aber das vergrabene Geld? (12) Also siehet man leichtlich, daß es weder nö-

(12) *Franc. Bernier*, ein Französischer Medicus, welcher sich lange im Reich des grossen Mogols aufgehalten, hatte auch Befehl von dem Colbert, Acht zu geben, wie die Leute dort haußhielten, und wie sie tractiret würden. Solchemnach machte *Bernier* eine Relation an den Colbert, welche man in seinen Voyages (welches ein kluges politisches Buch ist) finden kan. Darinnen hat er sehr widerrathen, daß man in Frankreich ja nicht auf dergleichen Mogolische Maximen verfallen sollte. Denn er saget, die Leute in des Mogols Gebiete wären alle wie Leibeigene, die nichts vor sich behalten könnten: Deswegen würde sehr viel vergraben, und lägen daselbst viele Tonnen Goldes unter der Erden. Die Leute stürben darüber weg, ehe sie es ihren Kindern sagten, weil sie immer Hoffnung hätten wieder aufzukommen. Eben dieses würde also auch geschehen, wenn ein Europäischer Monarch seine Unterthanen zwingen wollte, ihr Vermögen zu specificiren.

nöthig noch möglich sey, eine mathematische Ausrechnung von dem Vermögen aller Landes-Einwohner vorzulegen. Und wer seinem Herrn eine solche Meynung in den Kopf setzet, der ist gewißlich in keinem politischen Lande aufgewachsen. Indessen aber darf doch einem Regenten nicht ganz unbewust seyn, wie hoch sich ungefehr das Vermögen seiner Unterthanen belauffe. Es gehöret freylich eine besondere Aufmerksamkeit dazu, daß er Leute wähle, welche ihm von dergleichen Dingen eine hinlängliche Notiz geben. Es muß keine Stadt, kein Flecken, kein Dorf, kein Wald seyn, davon er nicht Nachricht habe. Wer ein nicht gar grosses Land hat, der kan alles dieses gar leicht in Erfahrung bringen. Man muß auch alle darinnen vorfallende Veränderungen fleißig aufzeichnen lassen. Das wird alsdenn eine rechte Staats-Geographie, welche von sehr grossem Nutzen ist. Auf solche Art sollte billig ein Prinz unterwiesen werden. Nur müssen zuerst geschickte Leute dazu genommen werden, so dergleichen Beschreibungen machen. Hernach kan man weiter gehen und auch die Menschen betrachten, die im Lande wohnen, was für Profeßionen darinnen seynd, und dergleichen: So wird ein Regent die Stärke und Schwäche seines Landes kennen lernen. Man kan, um guter Ordnung willen, alle Einwohner eines Landes hauptsächlich in zwölf Classen abtheilen. Zu der ersten Classe gehöret der Adel. Denn es ist kein Land in Europa, wo nicht Adeliche seynd. Da kan man denn einen Anschlag machen lassen von den unbeweglichen Gütern die der Adel besitzet. Zweytens hat ein Herr Bediente. Diese tragen ihm gröstentheils nichts ein; sondern er muß sie alle erhalten. Daher muß der Herr wissen, was sie ihm jährlich kosten. Drittens hat er Soldaten. Was diese kosten, kan er leicht aus den Rollen ersehen, welche sehr accurat gemachet werden. Viertens ist die Geistlichkeit, welche auch nichts einbringet, aber doch in einem Staat unentbehrlich ist. Will nun der Regent wissen, was auf die Unterhaltung der Geistlichen gehet; so kan er davon in den Consistoriis Nachricht finden. In der fünften Classe stehen die übrigen Gelehrten. Diese tragen auch nichts ein, sondern müssen ex publico erhalten werden. Da muß man nun zusehen, was für eine Anzahl zum Nutzen des gemeinen Wesens erfordert wird, damit selbige nicht zu sehr anwachse. An einem gewissen Orte findet man drey hundert Advocaten; welches eine himmelschreyende Sünde ist: denn da machen sie Processe, wo keine seynd. Sechstens muß ein Herr auch wissen, was er für Capitalisten in seinem Lande habe. Auf solche Rentierer muß er sonderlich Acht haben: denn das seynd die Spanischen Fliegen, welche die Unterthanen aussaugen, und viel Wucher von ihnen nehmen. Man giebt wohl vor, das Geld roulire doch;

doch; aber in der That ist es nichts. Was kan ein Handwerksmann für einen Profit haben, wenn er Geld aufnimmt und sechs oder mehr vom hundert geben muß? Ja, wo man zwey vom hundert giebt, da ist es gut, und thut keinen Schaden. Die Holländer pflegen deswegen die Rentierer brav zu drucken. Es kan aber ein Herr leicht wissen, wie viel Tonnen Goldes ungefehr die Capitalisten in seinem Lande haben. Auf etliche tausend Thaler drüber oder darunter kommet es hiebey nicht an. Es ist eben als wie mit einem grossen Thurn. Wenn ich dessen Höhe habe, und es kommet einer, welcher spricht, der Thurm sey eines Fingers lang höher oder niedriger; so frage ich wenig nach einem Finger. Siebentens muß ein Fürst auch sehen, was die andern Kaufleute im Lande gewinnen; welches man ebenfalls einiger massen ausrechnen kan, wenn man nur wohl Acht giebet. Achtens kan man auch wissen, wie die Handwerker stehen, wenn man bemerket, was sie brauchen; imgleichen wie viel Gesellen ein jeder hat. Bey den Künstlern kan man es so genau nicht merken; sonderlich, wenn das meiste von ihrer Arbeit auswärts gebraucht und vertrieben wird. Man kan aber doch Acht haben, was dieser oder jener Künstler verzollet, veraccisiret und was er für Materialien einbringet. Zu der neunten Classe gehören die Landwirthe und Ackersleute, die man auch leichtlich wissen kan. Sprichst du: Ein Haußwirth ist ja besser und fleissiger als der andere; so antworte ich: Man kan doch überhaupt sagen: Wo ein guter Haußwirth ist, da trägt die Hufe so und so viel. Zehntens ist das Gesinde oder die Dienstbothen. Hiebey kan man auch beobachten theils was sie haben, theils was sie ersparen. Man erkennet zugleich, wie viel man Gesinde nöthig habe. In der eilften Classe stehen die Taglöhner, welche mehrentheils gleich wieder verzehren müssen, was sie täglich verdient haben. Endlich und zwölftens muß ein Fürst aufmerksam seyn auf die Anzahl der Armen und Bettler, die sich in seinen Landen finden. Was Leute seynd, die etwa durch Unglücksfälle verarmet, vor die muß er auch sorgen: Eine Menge Bettler aber aus allen Orten und Enden aufzunehmen, kan man ihm nicht zumuthen. Denn solche Leute müssen doch alle ernehret werden; dadurch gehet den Unterthanen viel ab. Wer wollte sagen, daß ein Fürst verbunden wäre, alle dürfftige Leute in der Welt zusammen trummeln zu lassen, um seine Freygebigkeit und Milde gegen dieselbe zu erweisen? Wenn nun ein Regent diese zwölf Classen fleißig beobachtet, so kan er hernach leicht Mittel finden, alles, was ihm dienlich ist, zu erkennen. (13)

(13) Colbert hat von allen Provinzen in Frankreich eine so accurate Nachricht machen lassen, daß der König daraus hat ersehen können, was er Tag vor

VII.

Von unterschiedlichen falschen, unbilligen und unsichern Spar-Künsten einiger Regenten und Republiken.

Das erste und sicherste Mittel, dem Geld-Mangel vorzukommen, ist, wenn ein grosser Herr sparsam und ein guter Haußhalter ist, mithin alle unnöthige und überflüßige Ausgaben vermeidet. (14) Die Grund-Regeln einer ordentlichen Haußhaltnng und vernünfftigen Sparsamkeit sollen billig einem jeden Prinzen von Jugend auf eingepräget werden. Nur ist dabey zu verhüten, daß nicht ein Geitz und unanständige Filzigkeit daraus werde. Denn daraus entstehen hernach viel ungerechte Sparungs-Künste. Dahin gehöret, wenn man bey den allernothwendigsten Ausgaben etwas abbrechen will. Also ließ der König in Frankreich Ludwig XI. aus Geitz seinen einzigen Sohn Carl sehr schlecht erziehen. Seiner Gemahlin gab er kaum so viel, daß sie leben konnte. Kurz, er machete sich durch seine Kargheit fast überall lächerlich; insonderheit bey der Zusammenkunfft und Conferenz, die er mit dem König Heinrich von Castilien an den Spanischen Gränzen gehalten. Denn da erschien er mit einem Kleid von schlechtem und groben Tuche, mit einem alten liederlichen Hut, auf welchen an statt des diamantenen Hakens, den grosse Herren sonsten trugen, ein bleyernes Marienbild angeheffret war, so daß die Spanier gewaltig darüber spotteten. (15) Wenn ein grosser Herr so erschrecklich sparet; so kommet insgemein bald ein Prinz, der alles wieder verthut. Ein rechtschaffener Fürst muß weder gar zu freygebig noch auch gar zu spar-

vor Tag vor sich einzunehmen habe. Er wuste auch, was seine Leute im Vermögen hatten, und was sie im Fall der Noth abgeben konnten. So ein gescheider Minister als Colbert, ist in Frankreich nie gewesen. Der Freyherr von Schröder mag von ihm vieles entlehnet haben. Es hat auch ein Nobile di Venetia, welcher zu Colberts Zeiten Ambassadeur in Frankreich gewesen, in Italiänischer Sprache ein Buch heraus gegeben, worinnen er gewiesen, was für Ordnung damahls in Frankreich gewesen. Sie gieng aber bald caduc. Denn als Colbert bey dem König in so grossem Credit stund, so kamen einige Hof-Schranzen und mahleten dem Könige vor, er sey nur ein Sclave von gedachtem Minister. Die Officiers, welche gerne Krieg haben wollten, da Colbert hingegen solchen abzuwenden bedacht war, kamen auch dazu. Damit ließ sich der König ableiten, und so riß die Unordnung ein.

(14) Ueberflüßige Ausgaben vermeiden, ist eine Regula relativa, das ist, dasjenige, was man überflüßig nennen kan, muß nach Proportion der Personen und deren Zustand abgemessen und beurtheilet werden. Ein Fürst muß also mehr aufgehen lassen, als eine privat-Person: denn er hat nicht mit lauter weisen Leuten zu thun; sondern mit thörigten, eiteln Menschen, welche sehr am äusserlichen kleben, und auf äusserlichen Glantz und Pracht Achtung geben. Wenn ein grosser Herr lebet wie ein privat-Mann, so machet er sich sowohl bey den Nachbarn als bey seinen Unterthanen verächtlich.

(15) S. Memoires de *Philippe de Comines*, Liv. II. ch. VIII. imgleichen *Bayle* Diction. histor. in der Anmerkung H. unter dem Artickel Louis XI.

sparsam seyn. Denn das letztere ziehet viele Ungerechtigkeiten nach sich. Medium tenuere beati. Unter die ungerechten Künste zu sparen gehöret auch, wenn man den Bedienten keine Besoldungen geben will. Bediente, die keine Besoldung haben, stehlen dem Herrn so viel, als sie sonst von ihm bekommen könnten, oder sie nehmen es den Unterthanen ab. Es ist kein gutes Anzeigen, wenn grosse Herren sagen: Wir geben diesem oder jenem keinen Gehalt; aber wir brauchen ihn zu Commißionen im Lande; davon kan er schon leben. Da wird dann die Gerechtigkeit verkauffet. Wenn sich Leute finden, die vor sich reichlich zu leben haben, und doch um der blossen Ehre willen dienen wollen, dergleichen der Kayser in seinen Erblanden haben kan; so gehet es endlich noch an. Aber wie viel giebt es solche, die nichts darnach fragen, wenn sie gleich in ihren Diensten ihr eigenes Vermögen zusetzen? So viel ist wohl wahr, daß allzuviel und grosse Pensionen die Schatzkammer eines Herrn erschöpfen; und solchergestalt ist es gut, wenn etwas abgeschnitten wird. Aber alles kan man doch mit Fug nicht einziehen. Man muß verdiente Leute bedenken, sie nicht zur Schande leben lassen, und bißweilen Gutthätigkeit ausüben. Zu der vernünfftigen Sparsamkeit gehöret beydes Klugheit und Gerechtigkeit; und also muß selbige dergestallt eingerichtet seyn, daß die Regeln der Tugend, der Ehrbarkeit, und Gerechtigkeit nicht ganz vorbey gegangen werden. In Frankreich und Portugall seynd die Königlichen Pensionen zu groß, zu vielfältig, und offt gemeinen Leuten, die es nicht verdienen, zugemessen. Portugall ist sonst eines der einträglichsten Reiche: welches man unter andern daraus abnehmen kan, daß dem Prinzen Emanuel 80000. jährlicher Einkünffte zugeleget worden. Aber durch die vielen Gnadenbezeigungen wird der Portugiesen Macht geschwächet; sintemahl fast keine Familie ist, die nicht eine Pension von dem König hätte, und zwar erblich. Ein falsches Sparungs-Mittel ist ferner, wenn man dem Herrn anräth, daß er keine Correspondenz unterhalten, keine Agenten und Residenten bestellen, keine Gesandschafften schicken solle. Es ist freylich wahr, daß die Gesandschafften viel kosten. Deswegen hat man auch an den meisten Höfen eine besondere Legations-Casse angeleget. Was kosten nicht dem Kayser, den Königen in Frankreich, in Engelland, in Spanien, alle Jahre nur die Gesandschafften allein? Zumahlen da es immer einer dem andern an Pracht und Aufwand bevor thun will. Allein deswegen kan man sie doch nicht entrathen. Denn durch Gesanden und Correspondenz erfähret ein Regent durch die ganze Welt, was wider ihn und seinen Staat angezettelt wird. Die Türken haben bißher an den Europäischen Höfen ordentlicher Weise keine Gesanden gehalten, ob es

ihnen gleich zu unterschiedenen mahlen ist angerathen worden: Sie sparen aber die Kosten, weil man ihre Gesanden nicht überall frey halten will. Unterdessen hat man auch dieses mit unter die Ursachen ihres Verfalls, das ist, warum das Türkische Reich ab- und nicht zunehme, gezehlet. (16) Eine kluge Correspondenz und Negotiation ersetzet alle darauf gehende Unkosten wieder. Doch ist nicht zu leugnen, daß man auch bey Gesandschafften Maasse halten und, so viel möglich, sparen solle. Zum Exempel: Man kan offt durch einen Envoyé eben so viel ausrichten, als durch einen Ambassadeur, der propter characterem repraesentatitium mit Pracht und Herrlichkeit erscheinen muß. Nichts desto weniger erfodern bißweilen die Umstände, etwas übriges zu thun. Denn bey der Macht und dem Ansehen der Völker kommet vieles auf den äusserlichen Glanz, Pracht und Reichthum an. Die auswärtigen sehen darauf, und machen sich nach dem, was in die Augen fället, einen höhern oder niedrigern Begriff von der Macht eines Volks. Salomon ist deswegen von allen Potenzen zu seiner Zeit geehret worden, weil er einen grossen Staat führete. Kayser Carl der Grosse pflegte alles mit grossem Gepränge auszuführen; deswegen wurden von allen Orten und Enden der Welt Gesanden an ihn geschicket. Ein mittelmäßiger Fürst kan offt vermittelst errichteter Bündnisse oder Allianzen eine grosse Figur machen. Nun werden aber die Allianzen durch Correspondenz und Gesandschafften zu Stande gebracht. Die ganze Grösse und Hoheit des Churfürsten Friedrich Wilhelms von Brandenburg kam her eines theils von klüglichen Negotiationen und von der Figur, die er zu rechter Zeit gewiesen; und andern theils von der Unerschrockenheit, die er, wenn es Noth that, hat sehen lassen. Die Holländer seynd sonst in allen Stücken sparsam genug: Wenn sie aber an auswärtige Potenzen Gesande schicken, lassen sie es an nichts fehlen, und ist bekannt, wie prächtig die Indianische Gesandschafft von Prinz Moritzen ist empfangen worden. Unter die falschen Spar-Künste gehöret weiter, wenn man mit der Bezahlung der Subsidien-Gelder für übernommene Hülfs-Völker zurück hält. Denn daraus entstehet viel Verdrießlichkeit, Feindschafft und Rachgier. Es kan auch nicht anderst seyn, man muß sich durch rückständige Subsidien verhaßt machen: Denn man hält einen solchen Herrn, eine solche Republic für Betrüger: Man trauet nicht und giebt ihnen keine Truppen mehr. Darum hat man die Venetianer stecken, und am Creutz hängen lassen, wie sie die Händel mit Morea bekamen. Denn sie bleiben fast allemahl die Subsidien schuldig; und wenn die Soldaten sollen abgedan-

(16) S. *du Vignau* de la decadence de la Puissance Ottomanne.

gedanket werden, so erhöhen sie die Münze, und bezahlen also kaum die Helfte. (17) Man saget viel von des Kayſers Macht an Truppen; und doch bleibet derselbe gemeiniglich 30. Monate schuldig, zahlet wohl einmahl, hernach aber gehet es von neuen wieder auf Rechnung. Dergleichen Politic ist eben so falsch und schädlich, als wenn eine privat-Person ihr Gesinde nicht bezahlen wollte. Dadurch gehen Credit und Reputation verlohren. Die so genannten Reductiones werden insgemein auch unter die Sparungs-Mittel gezehlet. So viel ist wahr: Wenn unmäßige und unstatthaffte Schenkungen (Donationes sine cauſſa) vorgegangen seynd; wie in Schweden unter der Königin Christina, welche von ihren Domainen sehr vieles an unverdiente Leute nach Belieben weggeschenket hatte; so ist es nicht unbillig, wenn man hernach Reductions- und Reunions-Cammern anleget, wie Carl Gustav, als der Thronfolger erstgedachter Königin, gethan hat. Aber insgemein hauet man hierinnen über die Schnur, und nimmt auch den Leuten das, was ihnen mit allem Rechte gehöret und was niemahls unter den Königlichen Domainen oder Cronen-Gütern begriffen gewesen. So hat man es damahls in Schweden und Liefland gemachet. Man soll aber auch meritirten Männern nicht alles wegnehmen, was ihnen geschenkt worden, wenn es gleich Domainen gewesen wären. Deswegen wurde dem Limart Torstensohn nicht entzogen, was ihm die Königin Christina geschenket hatte, weil er ein höchstmeritirter General war. Carl Gustav, ein trefflicher Prinz, sagte: Wenn Torstensohn auch halb Stockholm innen hätte, wollte er es ihm nicht nehmen. Eine Harpye hingegen machet sich daraus nichts, sondern bleibet ein wie allemahl bey der Regel: Domainen können nicht veräussert werden; daher muß man sie wieder wegnehmen. Allein daraus entstehen eben so viele Bewegungen, Factionen und Empörungen, dergleichen in Schweden und Liefland unter Carl XI. sich hervorgethan haben. Im Anfang war es nur ein kleiner glimmender Funke, welcher endlich in eine gewaltige Flamme und hefftiges Kriegs-Feuer ausbrach. (18) Ferner kan man unter die unsichern Mittel zu

sparen

(17) Es hat bereits Schröder in seiner Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer, im XLVI. Capitel, darüber seine Gedanken zu erkennen gegeben. Dieser Schröder stund erstlich bey dem Herzog Ernst zu Gotha in Diensten; hernach kam er in die Kayserl. Lande unter dem Leopold. Weil er aber viel gutes im Sinn hatte; so kamen die argwöhnischen und mißgönstigen Oesterreicher auf die Gedanken, derselbe wollte das ganze Land und das ganze Steuer- und Commercien-Wesen umschmelzen. Daher schnitten sie ihm in seinem eigenen Zimmer den Kopf ab, legten ihn auf den Tisch und liessen den Rumpf auf dem Stuhle sitzen, wie man ihn in solcher Gestalt erst nach etlichen Tagen in dem versperrten Zimmer angetroffen hat. Schröder war allerdings ein kluger Mann, der keine andere als rechtmäßige und ehrbare Spar-Künste einem Fürsten vorzuschlagen gedachte.

(18) Hievon seynd absonderlich Pufendorffs Anecdotes de Suede nachzulesen

sparen die Abdankung des Kriegsvolks rechnen. Das ist der Holländer ihre falsche Staats-Maxime, daß sie, sobald sie Friede haben, den Soldaten Abschied geben. Darum seynd sie insgemein so unglücklich, wenn sie Krieg bekommen. Da raffen sie in Eile neugeworbene Soldaten, unexercirte Leute zusammen, neue Pferde ꝛc. Ein altes Regiment aber schläget fast allezeit drey neue. Dahin gehöret auch, wenn man die alten Festungen eingehen lässet, und erst ausbessert, wenn der Mars schon im Anzug begriffen ist. So ist es imgleichen mit der See-Armatur bey den Holländern. Der König in Frankreich Ludwig XIV. war im Stande, achtzig Orlog-Schiffe auslauffen zu lassen; itzo können die Franzosen nicht mehr funfzig ausrüsten: So sehr hat in so kurzer Zeit die Französische See-Macht abgenommen. Endlich hat ein Regent, der etwas ersparen will, sich in Acht zu nehmen, daß er den Hospitälern und milden Stifftungen nichts entziehe: denn das seynd Gelder, die den Herrn gar nichts angehen, und in welche folglich, ohne Verletzung der Billigkeit, kein Eingriff geschehen kan.

VIII.

Von einer wohl regulirten Hofhaltung als dem ersten Mittel einer vernünfftigen Sparsamkeit.

Wenn demnach ein kluger Regent, anstatt solcher bißhero beschriebenen falschen Spar-Künste, durch richtige und erlaubte Mittel Geld zu sparen, mithin seinen Schatz zu vermehren gedenket: so kan er nicht besser thun, als wenn er die Verschwendung fliehet, und also mit Abschneidung überflüßiger Ausgaben den Anfang machet. (19) Nicht, daß er so plump denken sollte, alles Geld, so er einnimmt, innen zu behalten, und davon lieber gar nichts auszugeben: Sondern er muß versichert seyn, daß das meiste auf eine kluge Dispensation und richtige Austheilung der Ausgaben ankomme. Hiezu dienet fürtreflich, wenn man täglich weiß, was man überall einzunehmen und auszugeben habe. (20) Die Ausgaben seynd entweder nothwendig, oder nützlich, oder überflüßig, gewiß oder ungewiß, steigend, abfallend, oder beständig. Darnach muß man seine Einrichtung machen. Ein Herr muß eine Hofhaltung haben, welche Fürstenmäßig ist; aber weder verschwenderisch, noch unordentlich. Also muß

(19) Sparsamkeit und ordentliches Haußhalten thut überall und in allen Reichen, Republiken und Städten sehr viel. Auf solche Weise hat z. E. die Bürgerschaft in Frankfurt jährlich ein Capital von 100000. Thalern ersparet, und doch eben das ausgerichtet, was sonsten zu geschehen pflegte.

(20) Der berühmte Colbert in Frankreich hat eine so accurate Tabelle verfertigen lassen, daß der König fast alle Tage daraus hat ersehen und wissen können, was er eingenommen und ausgegeben. Nach diesem Exempel hat der Freyherr von Schröder fast auf gleichen Schlag solches dem Herzog Ernst zu Gotha mittelst eines Verzeichnisses gewiesen. S. Fürstliche Schatz- und Rent-Cammer, cap. XII.

muß die Hofhaltung vor allen Dingen reguliret, und dabey aller überflüßige Aufwand vermieden werden. Zum Exempel: Was braucht doch ein kleiner Fürst viel Husaren oder Garde-Reuter. Es thut ihm ja kein Mensch nichts zu leide? Wer trägt ihn weg? Der alte Fürst von Anhalt-Zerbst hatte unten vor seinem Schloß einen Kerl stehen und befande sich wohl dabey. Eine Garde kostet jährlich so viel, daß man fast ein ganzes Regiment davon halten könnte. Daher siehet man auch, daß bey einer Reduction gemeiniglich die Garde mit abgeschaffet wird. Bey grossen Königen, als in Frankreich, in Engelland, ꝛc. ist es ein anders: Denn die brauchen freylich mehr Leute um sich zu ihrer Beschützung. Eine jede Hofhaltung muß proportionirt-fürstlich, das ist, nach Beschaffenheit des Landes und der Einkünffte abgemessen seyn. Der Hof des Kayſers Maximilian II. kan hier zu einem Muster dienen. Derselbe war einer der angesehensten unter allen denen vom Heuß Oesterreich, und ließ zu rechter Zeit genug Magnificenz sehen, hinterließ aber doch grosse Summen Geldes. (21) Er dankete alle überflüßige Hof-Bedienten ab, und lebte vor sich sparsam: Wenn aber Fremde zugegen waren, so ließ er auch mehr Pracht und Herrlichkeit erscheinen. Was hat auch ein Herr nöthig, tausend unnütze Mäuler an seinem Hofe zu ernehren, die ihm weit mehr zur Last als zur Ehre gereichen? Insgemein aber herrschet das Vorurtheil, darinnen bestehe eigentlich der Character eines Fürsten, daß er im äusserlichen sehr glänze. Nun ist zwar wahr, der Fürst soll unter seinem Volk vor allen andern kenntlich seyn und glänzen; absonderlich wegen der Thoren, die auf nichts anders als den äusserlichen Glanz sehen: Indessen aber muß er auch den Pracht nicht so weit treiben, daß darüber seine Oeconomie in Unordnung kommet. An den meisten Höfen siehet man eine unzehlige Menge von Müßiggängern, welche man noch dazu aus der ganzen Welt zusammen verschreibt. Der Minister bringet den Herrn offt mit allem Fleiß in grosse Unkosten, damit eine Unordnung entstehe. Denn wenn alles durcheinander gehet, so kan er wacker stehlen. Da wird der Herr arm, und der Minister reich. Bey einem ordentlichen Fürsten wird keiner von den Staats-Bedienten allzu reich, ob sie gleich auch nicht Noth leiden dürffen: Denn der Herr kan ihnen doch kein so gar geringes Futter geben; sondern muß gedenken, daß solche Leute auch wieder ihre Familie auf eine anständige Weise zu versorgen haben.

(21) In dem Leben des Cardinal Commendons, welches *Anton. Maria Gratianus* beschrieben, und *Flechier* ins Franzöſische übersetzt hat, findet man viele besondere Umstände von der Lebens-Art obgedachten Kayſers, ohne was *Hubertus Languetus* in seiner Epitome von ihm beygebracht hat.

ben. So wird auch sonst in unordentlichen Hofhaltungen viel Geld vergebens verschleudert. Ich weiß einen gewissen Hof, da alle Jahre 30000. für Wachs-Lichter ausgegeben wurden; aber die meisten wurden gestohlen. Bey itzigen veränderten Umständen brauchet man deren kaum für 6000. An den nöthigen Ausgaben hingegen soll ein grosser Herr nichts sparen: Sonst kommet es eben so ungereimt heraus, als wenn eine privat-Person, um im Winter das Holz zu ersparen, zu Hause nicht einheitzen, und davor ins Wirthshauß zum Weine gehen wollte. Allein bey solchen Ausgaben, die nur zur Gemächlichkeit oder zur Lust gehören, ist allerdings Ziel und Masse zu setzen. Es ist nicht genug, wenn man spricht: Dieß oder das wäre doch schön und nützlich; denn der Nutze ist öffters noch zweydeutig oder entfernt. Den setze man demnach einstweilen auf die Seite, biß eine bequemere Zeit kommet. Bauen wäre offt nützlich: aber es schicket sich nicht allemahl wohl. Was nicht einen gewissen und nahen Nutzen schaffet, das kan man lieber anstehen lassen. Im übrigen kan man freylich an und vor sich so genau nicht bestimmen, worinnen eigentlich die überflüßigen Ausgaben bestehen. Ueberfluß ist ein terminus relatiuus. Was bey einem überflüßig ist, kan bey einem andern nothwendig heissen. Ein Fürst, der mit Klugheit sparen will, muß darauf sehen, daß sein Geldkasten niemahls ganz leer sey. Wenn ein grosser Herr nichts in seiner Casse hat, so lautet es eben so schimpflich, als von einem privat-Mann, dessen Beutel völlig ausgeleeret ist. Ein jeder Haußvater kan um baares Geld alles, was er braucht, noch einmahl so wohlfeil haben, als wenn er es auf Borg nehmen muß. Eben so ist es bey grossen Herren. Durch borgen gehen manche caput, wie privat-Leute: Denn in der That ist zwischen einer privat- und einer Fürstlichen Oeconomie hierinnen kein Unterschied. So bald ein grosser Herr sich Geld muß vorschiessen lassen, wird er betrogen. Der Darleyher suchet seinen Nutzen und grossen Profit, weil alle, die einem Fürsten leyhen, einen Hazard übernehmen müssen. Man kan es auch dergleichen Leuten, wenn sie beyzeiten dabey etwas zu gewinnen trachten, nicht übelnehmen; wohl aber dem Fürsten und dessen Ministern. Bey einer wohleingerichteten Hofhaltung muß ferner dahin gesehen werden, daß man, so viel möglich, alles, was man brauchet, aus der ersten Hand bekomme, und nicht andern die Waaren theuer abkauffen dürffe. Ein Fürst muß auch, um das baare Geld zu ersparen, trachten, die Waaren und Victualien im Lande gegen ausländische, deren er nöthig hat, auszutauschen, oder anstatt der vielen Geld-Besoldungen Deputate an Naturalien zu geben. Kan aber der Herr mit Nutzen alles verkauffen oder verpachten; so ist

es

es desto besser. Nur gehet solches nicht allemahl an, als wo die Lebens-Mittel, z. E. Wein, Korn, ꝛc. in grossem Ueberflusse seynd. Ein Fürst muß auf niemand ein schärferes und wachsameres Auge haben, als auf seine Cammer- und Finanz-Bediente. Gelegenheit machet Diebe. Dergleichen Leute sitzen bey der Casse. Wer klug ist, setzet über die Einnehmer oder Receveurs einen aufmerksamen Controleur. So haben es die Franzosen seit den Zeiten des Colberts gemachet: So machet man es auch am Berlinischen Hof nach dem Tode des Königes. (Friedrich I.) Man lässet von Zeit zu Zeit die Einnahmen und Ausgaben untersuchen, und nachsehen, was hier oder dort an Geld oder andern Dingen vorräthig sey. So kan keiner Unterschleiff machen, oder sich auf die Besichtigung vorbereiten. Was bey Cassen und Rechnungen sonst noch insbesondere zu beobachten, das muß aus der Uebung und Erfahrung erlernet werden. Ueberhaupt ist noch zu merken, daß ein grosser Herr nicht bloß denken soll Geld zusammen zu bringen; sondern dabey erwägen, in wie weit solches seinem Lande vorträglich sey oder nicht. Geld kan ein Herr von seinen Unterthanen leicht erpressen: Aber die Leute werden dadurch in Armuth gesetzt. Ein Fürst aber, der über Bettler regieret, machet eine elende Figur. Mancher bildet sich ein, wenn er nur alles Vermögen seiner Unterthanen hätte, so wäre er ein recht reicher und mächtiger Regent. Allein, wenn er nun alles vor sich allein besässe; so wäre er eben ein Herr über lauter Sclaven, wie der grosse Mogol, und würde am Ende gewahr werden, daß kein grosser Vortheil dabey sey. Denn Sclaven verrichten und arbeiten nichts gutes; sondern machen alles nur obenhin, oder verderben vieles mit Fleiß, eben weil sie wissen, daß alles dem Herrn allein gehöret, und daß sie der Früchte ihrer Arbeit nicht geniessen. Es ist viel besser und nützlicher, wenn die Leute zum Fleiß und zu der Arbeit durch Belohnungen und durch mancherley Profit, den man ihnen überlässet, aufgemuntert werden. Wer demnach auf Vermehrung seiner Einkünffte denket, der muß vor allen Dingen es so einzurichten suchen, daß die Unterthanen ebenfalls etwas mehr verdienen und erwerben können. Denn immer nur darauf dichten und trachten, wie sie auf einmahl oder unvermerkt ausgesogen und alles herzugeben genöthiget werden können, ist despotisch, ungerecht, und ohne Würkung. Wenn der Unterthan nichts hat, so hat der Fürst auch nichts, und auf die letzte betteln sie beyde miteinander, der Chremes und der Davus, der Herr und der Knecht. Wiewohl heutiges Tages an vielen Höfen nichts mehr daraus gemachet wird. Absonderlich seynd unsere Deutsche Fürsten am allermeisten mit dem Despotismo angeschwängert. Das machet, sie werden

nicht recht in ihrer Jugend unterwiesen; hernach lernen sie nichts mehr, und nehmen auch nichts an. Ihre Minister und Räthe haben gemeiniglich nichts studiret als die Rechts-Wissenschafft: Von der Politic ist altum silentium. Der Fürst siehet nur auf den Gewinst der gegenwärtig ist und in die Augen fället, es mag solcher herkommen wo er will, und mit der Zeit schädlich oder nützlich seyn. Dahero regieren die meisten Herren auf gerathe wohl, das heist, närrisch.

IX.

Was von den Subsidien-Geldern und Ueberlassung der Truppen in fremde Kriegs Dienste zu halten.

Wenn ein Regent in seinen Landen Leute wirbt und solche hernach als Soldaten auswärtigen Potenzen dergestalt überlässet, daß er davon jährliche Subsidien Gelder ziehet, so kan er freylich damit auf einige Zeit etwas gewinnen und seine Einkünffte vermehren. Deswegen haben einige Staatslehrer solches unter die bequemsten Mittel Geld zu bekommen gerechnet. Es ist diese Gewohnheit mit Menschen zu handeln in Deutschland erwachsen. Es ist ja beynahe kein Deutscher Fürst, der nicht an andere Kriegs-Völker überlassen sollte. Selbst das Hauß Brandenburg hat es fast allezeit so gemachet; Hessen und Würtemberg desgleichen. Ja selbst die kleinern Reichs-Fürsten und alle catholische Herren haben mit Truppen gehandelt. Insgemein hält man viel drauf: aber eigentlich gehöret es zu den falschen Mitteln die Schatzkammer zu vermehren. Grosse Herren meynen zwar einen Gewinst zu haben, und durch Subsidien-Gelder mehr zu erhalten, als ihnen die Aufrichtung der Regimenter gekostet hat: Gemeiniglich aber ist der Ueberschuß schlecht, der in die Cammer des Herrn fliesset; nicht zu gedenken, was dem Lande dadurch für Schaden geschiehet, indem es entvölkert wird. (22) Die wenigsten von der in fremde Kriegs Dienste überlassenen Mannschafft kommen wieder zurück: Und wenn sie auch zurück kommen; so seynd es mehrentheils ungezogene, übel gesittete Leute, Müßiggänger, Spitzbuben, Bettler. Der Churfürst zu Sachsen Johann Georg III. überließ etliche tausend Mann den Venetianern nach Morea; davon kamen kaum etliche hundert wieder heim, und die waren noch dazu sehr übel discipliniret. Der König in Dännemark hatte ebenfalls den Venetianern bey 6000. Mann überlassen, welche alle in

(22) Ein anders ist es, wenn ein Herr an andern Orten, und nicht in seinem Lande, Leute werben lässet. Wiewohl auch alsdenn der Profit nicht sonderlich ist. Ueberhaupt ist es auch nichts rühmliches, mit Menschen zu handeln; zumahlen, wenn man die Sache nach der allerfeinesten und strengen Morale untersuchen will. Und endlich, wie offt werden wohl die versprochenen Subsidien richtig bezahlet? Fast niemahls.

in Morea geblieben. (23) Einige meynen zwar, die Ueberlassung der Hülfs-Völker an auswertige habe gleichwohl diesen Nutzen, daß die Leute Pulver riechen lerneten, herzhafft, und im Krieg geübt würden: allein vor das erste werden sie nicht allemahl gebrauchet, und hernach kommen, wie schon gedacht, die wenigsten zurück. Indessen wird dieser von Alters her in Deutschland eingerissene Gebrauch so leichtlich nicht abkommen. Die Deutschen seynd gröstentheils Faullenzer, und wagen lieber ihr Leib und Leben, um zufälliger Weise mit plündern und Beute machen etwas zu gewinnen, als daß sie sich zum Ackerbau oder zu andern ordentlichen Profeßionen mit behörigem Fleiß bequemen sollten. Sie seynd allezeit der Trommel nachgelauffen und haben den Fremden für Geld ihre Haut verkauffet. (24) Es hatte ja Julius Cäsar schon Deutsche in seinem Solde und Kriegs-Diensten. Was hilfft also unser peroriren? Alle unsere Vorstellungen seynd vergeblich. Es ist allezeit so gewesen. Man beruffet sich auch insgemein auf das Exempel der Schweitzer, welche Profit damit machen. Allein bey ihnen hat es eine besondere Beschaffenheit. Denn ihr Land ist nicht überall fruchtbar, sonderlich in den Gebürgen; und gleichwohl ist ein Ueberfluß an Einwohnern. Daher haben sie grossen Vortheil davon, wenn sie ihre junge Mannschafft an auswertige Potenzen überlassen. Sie gewinnen auch, wenn sie in ihrem Lande Werbungen verstatten. Die Schweitz kan sich nicht allein vor sich erhalten. Die Schweitzer seynd keine grosse Künstler oder Handwerker. Ihr ganzes Wesen bestehet im Ackerbau und in der Viehzucht. Weil sich aber

(23) Der Engelländer Molesworth, welcher den Staat des Königreichs Dännemark beschrieben, ist auch nicht mit diesem Menschen-Handel zufrieden. Er sagt: Wenn gleich grosse Herren einen Vortheil daraus zu ziehen gedächten; so wäre es ihnen doch in der That mehr schädlich. Man sollte lieber die Leute im Lande behalten, und zu nützlichen Handthierungen angewöhnen. ꝛc. S. Memoires de *Molesworth*, chap. X. Und die Wahrheit zu sagen, so ist es ein grosser Fehler von einem Fürsten, wenn er so einfältig ist, und die Leute aus seinen Landen verkauffet, die er doch selbst besser brauchen könnte. Daher hat es grosses Murren, und bey andern Verwunderung verursachet, wie vor einigen Jahren ein gewisser Fürst, der kaum drey Meilen Land hat, ein Regiment von 1400. Köpfen angeworben, und nach Venedig geschicket, mithin das Mark seines Landes andern überlassen hatte.

(24) S. Pufendorfs Einleitung zur Historie im VIII. Capitel von Deutschland. Imgleichen, was Myler von Ehrenbach in stratologia statuum Imperii von dieser alten Gewohnheit der Deutschen angeführet hat. Das hat der Pabst wohl gewust, daß die Deutschen sich von andern im Krieg gebrauchen lassen; sonst hätte er gerne einen andern Aduocatum Ecclesiæ angenommen. Als der Kayser Adolph von Nassau dem König Eduard von Engelland Truppen wider Frankreich überlassen hatte, wurde er deswegen von dem Pabst Bonifacio VIII. in einem Brief (welchen man in *Oderici Raynaldi* continuatione Annalium Baronii finden kan) Gregarius miles genennet.

nicht alle darauf legen können; so gehen ihrer viele in den Krieg und erleichtern damit das Land. Weil sie auch gemeiniglich Leute seynd, die treflich zu sparen wissen; so verzehren sie in auswertigen Kriegs-Diensten ihren Sold nicht, sondern schicken noch Geld heim: Solchergestalt kommet die Angabe eines Soldaten nebst dem Sold grossen theils wieder in das Land. Darum hat man den Schweitzern in Frankreich das Geld allezeit nach dem alten Fuß zahlen müssen. Das seynd aber besondere Umstände, die nicht überall statt finden; daß man also in diesem Punct von der Schweitz auf andere Länder nicht ohne Unterschied schliessen darf. [(*)

X.

Vom Ausleyhen der Gelder, imgleichen von Montibus pietatis, Feuer-Cassen, Banquen ꝛc.

Eines von den besten Mitteln dem Geld-Mangel in einem Staat vorzukommen, und die Einkünffte zu vermehren, ist, wenn die Regenten von den gesammleten öffentlichen Geldern Capitalien machen und gegen billige und mäßige Zinsen ausleihen, damit das Geld im Lande rouliret. Es ist allezeit gut, daß ein grosser Herr eine Schatzkammer hat. (25) Nur ist die Frage, ob er den gesammleten Schatz oder Geld-Vorrath solle ruhen lassen, und ob, wenn solches geschiehet, es dem Lande nicht Schaden thue? Es ist aber leicht zu erachten, daß es nichts tauge, wenn der Herr das baare Geld in den Kasten sperret und einhämmert. Denn da ist es eben als wenn das Geld vergraben wäre; daß es solchergestalt weder dem Herrn noch dem Lande zu Nutzen kommet. Es wird auch dadurch Handel und Wandel gehemmet. Das beste Geld kommet den Leuten aus den Händen, und bleibet endlich nichts als der Extract von schlechten Münz-Sorten zurück. Man hat ein Exempel an dem Churfürsten zu Hanover, des König Georgs I. in Engelland Herrn Vater, welcher in Deutschland viel Geld gesammlet hatte. Nachdem er aber auf die letzt gesehen, daß es schädlich sey, wenn das Geld immer verschlossen blie-

[(*) Die Frage, ob und in wie ferne die Truppen-Ueberlassung zu fremden Kriegs-Diensten vernünftig, und dem Natur- und Völker-Rechte gemäß sey, ist wohl noch nie so sorgfältig und ausführlich untersuchet und abgehandelt worden, als zu unsern Zeiten geschehen in einem Buche, dessen Titel also lautet: Ouvrages pour & contre les Services militaires etrangers du coté du Droit & de la Morale; tant par rapport aux Souverains qui les autorisent ou les permettent, qu'aux Particuliers qui s'y engagent. Publiez pour mettre le Public en état de juger sainement de l'Usage des Peuples anciens & modernes à cet égard, & en particulier de celui des Suisses. Par *Loys de Bochat*, Professeur en Droit & en Histoire à Lausanne. Dieses gelehrte Werk ist im Jahr 1738. zu Lausanne und Genff in drey Theilen in 8. herausgekommen. Einen kurzen Auszug davon kan man in dem XXI. und XXII. Band der Bibliotheque raisonnée lesen.]

(25) Wie die Königin Elisabeth in Engelland zur Regierung kam, fande sie leere Kisten, weil Heinrich VIII. und Maria nicht gesparet hatten. Deswegen fieng sie an zu sammlen. Die Leute sageten zwar, sie wäre geitzig: Sie bekümmerte sich aber nichts darum, weil sie wohl sahe, daß bey ihrem Reiche die Sparsamkeit hoch vonnöthen wäre.

bliebe, hat er vielen Leuten, welche ein Gewerbe anfangen wollen, gegen genugsame Versicherung damit geholfen. Das wäre freylich übel, wenn ein Herr seine Gelder nicht anderst als gegen 6. vom hundert ausleyhen wollte: denn bey solchen Zinsen kan keiner, der Geld aufzunehmen gemüssiget ist, leicht bestehen, wenn es nicht ein wohlhabender und glücklicher Kaufmann ist, der viel gewinnen kan. Deswegen liehe auch vorgedachter Churfürst Capitalien gegen sehr wenig pro centum aus. Ja wenn ein grosser Herr nur 3. vom hundert nimmet, so ist er dabey sicherer, weil derjenige, der einen so geringen Zinß giebt, mit dem Capital leichtlich so viel gewinnen kan. Und was hat ein Herr, der ohnedem einen Ueberfluß an Geld hat, nöthig, grosse Zinse zu nehmen? Nun könnte man zwar einwenden, der Fürst stünde auf solche Art in Gefahr, manches Capital einzubüssen: allein man kan sich dabey schon sicher stellen. (26) Die Cameralisten müssen fleißig Acht geben, was es für Leute seyen, denen Geld geliehen wird; ob sie gute und ordentliche Haußhalter seyen; wie und wozu sie das Geld anwenden, u. s. w. Denn bey dergleichen Dingen wird in der Application auf besondere Fälle freylich ein gründliches Urtheil erfordert. Deswegen hat ein Fürst seine Subalternen, welchen es obliget, alles mit behöriger Sorgfalt zu erwägen. Weil nun aber mancher Fürst kein Geld auszuleihen hat; so ist man hin und wieder auf Feuer-Cassen, Montes Pietatis, und andere dergleichen Erfindungen gefallen. Die so genannten Montes Pietatis seynd absonderlich in Italien gar gewöhnlich. Die Venetianer haben sich damit zu helfen gesuchet, nachdem sie gesehen, daß der Geld-Mangel bey ihnen einreissen wollte. Denn ehe noch die Europäer in ihren Schiffahrten den Weg um das Vorgebürg der guten Hoffnung gefunden hatten, muste man alles Gewürz und alle Specereyen den Venetianern abkauffen, welche sie von Alexandria hatten: Und zu selbiger Zeit waren sie die reichesten Leute und hatten grosse Flotten. Nachdem sie aber bey veränderter Gestalt der Sachen mit ihrer Handlung sehr herunter gekommen waren; so dachten sie auf andere Mittel Geld zu machen, und legeten also Montes Pietatis an, welche man deswegen so genennet, weil daraus den Mädgen Heyrathgüter oder dotes gegeben, diese aber zu den sogenannten piis causlis gerechnet werden. Mancher Vater hat viel Kinder und darunter drey, vier oder mehr Töchter; kan ihnen aber nicht viel mitgeben, da er sie doch gerne verheyrathen mögte Nun bleibet aber manches ehrliche Mädgen sitzen, wenn sie kein Heyrathgut hat; indem es auch hier heißt: Virtus post numos. Daher sagten die Venetianer: Wenn ein Vater sei-

(26) S. Schröders Fürstl. Schatz- und Rent-Kammer, Cap. LXXXI. wo unterschiedliche hieher gehörige Cautelen vorkommen.

seine Töchter in Zeiten versorgen und der Aussteuer halben berathen will, und er giebt uns, zum Exempel, für ein Mädgen zweyhundert Thaler; so soll selbiges, wenn es heyrathen wird, sechshundert Thaler loco dotis bekommen. Leget aber einer eine grössere Summe hinein, so bekommet auch das Mädgen nach Proportion mehr. Nun haben die Venetianer den Vortheil davon, daß sie offt das eingelegte Geld völlig behalten und gar nichts wiedergeben dürffen: denn sie nehmen das Geld oder die Einlage von den Eltern nicht an, wenn die Töchter schon erwachsen und mannbar seynd; wenn der Bräutigam schon an der Thür stehet: Sondern wenn sie noch Kinder seynd. Da sterben dann wohl zehen Mädgens weg, ehe eines ein Heyrathgut nöthig hat. Solchergestalt bleibet den Venetianern das Geld von den im ledigen Stande verstorbenen jungen Mädgens alles, wodurch sie einen Fonds von vielen tausend Thalern bekommen haben. (27) Sie pflegen auch Leib-Renten zu geben, da sie denn auch bey manchem, der etwa nicht lange lebet, viel gewinnen. Die Capitalien haben sie indessen entweder zum Nutzen des gemeinen Wesens angewendet, oder ausgeliehen. An andern Orten hat man andere Erfindungen und Anstalten; zum Exempel, die Feuer-Cassen, welche was unvergleichliches seynd, wenn sie recht verwaltet werden. Gleichwie nun die Venetianer ihre Montes Pietatis als ein Christliches Werk den Leuten anzupreisen gewust haben: also hat man auch die Anrichtung der Feuer-Cassen auf eben dergleichen Art vorgestellet, indem man gesaget, daß wenn einem ein Hauß abbrennete, es ihm gleichwohl zu grossem Trost gereichete, wenn es ihm wieder aufgebauet würde. Daher hat ein jeder jährlich etwas gewisses geben müssen, wodurch das Capital immer angewachsen ist. Das gesammlete Geld hat der Landesherr indessen nutzen können: Wenn aber eine unglückliche Feuersbrunst entstanden, so hat man nach Proportion einem jeden, der dadurch Schaden gelitten, eine gewisse Summe aus gedachter Casse bewilliget. Es ist also kein Zweiffel, daß die Feuer-Cassen, wenn sie so administriret würden, daß man wenig Bediente dazu nähme, und kein Unterschleiff dabey vorgienge, ein sehr löbliches, und beydes dem Volk und dem Herrn nützliches Werk seyn. Wo hingegen der Herr sothane Gelder nur nach eignem Belieben angreifft, Opern davor spielen lässet, oder sie seinen Maitressen schenket, da ist freylich nichts zu thun. Wenn ein solches Werk Bestand haben soll, so muß gute Ordnung gehalten werden. Denn obschon, wie vorgedacht, der Landesherr das Geld, so in die Feuer-Casse kommet, nutzen kan, so muß

er

(27) Von den Montibus Pietatis hat unter andern einer aus Gotha, Namens Göckel, A. 1699. in Altorff eine Dissertation gehalten, und darinnen artige Sachen beygebracht.

er hingegen für allen Feuer-Schaden stehen. Wenn nun keine Feuersbrunst erfolget; so hat er das gesammlete Geld zum Gewinste. Gehet aber ein Unglück durch Feuer vor, so muß er alles, was weggebrennt, wieder aufbauen lassen. Allein es ist bekannt, wie es an einigen Orten damit gegangen. Da die Leute, welche durch Feuer-Schaden verunglückt waren, sich bey der Casse meldeten und Ersetzung des erlittenen Verlusts sucheten, wurden ihnen allerhand exceptiones, ob culpam circa incendium commissam, gemachet. Weder sie noch andere, so etwas eingeleget hatten, bekamen etwas wieder: damit gieng die Casse wiederum ein. Sonst war die Erfindung, die der Graf von Wittgenstein aufgebracht hatte, an sich ganz gut. In Republiken wird am genauesten über dergleichen Anstalten gehalten: Denn der Credit einer Republic ist in concreto weit grösser, als der Credit eines Fürsten. Die grossen Herren würden nicht so schlimm seyn, wenn nicht Leute wären, die sie so schlimm macheten. Denn es giebt immer Ohrenbläser, die ihnen beybringen, ein Fürst sey nicht so genau an sein Wort und Versprechen gebunden. Eben so ist es auch mit einer Banco beschaffen. Wenn solche recht angeleget ist, daß das Auszahlen mit blossem Umschreiben verrichtet wird, und der Fürst die Protection darüber hat; so ist es was gutes und gereichet der Kaufmannschafft zu grossem Behuf. Allein wenn den Fürsten eine Noth anstösset, so pfleget es zu geschehen, daß er die Banco angreiffet und die Gelder zu sich nimmt. Da krieget alsdann niemand etwas wieder, oder es gehet wenigstens sehr schwer her. (28) In Leipzig wollte man auch einsmahls eine Banco aufrichten; es wurde aber nichts draus. In freyen Republiken stehet der öffentliche Credit am festesten, und da seynd die Leute gesichert. In Amsterdam ist eine rechte Banco, obschon die wenigsten die eigentliche Beschaffenheit derselben wissen. (29) Es ist nemlich selbige hauptsächlich zu dem Ende angeleget, damit das Geld in Holland bleibe. Wer Geld in diese Banco giebt, der bringet es als ein Depositum zur Sicherheit dahin, und darf nur etwas weniges einzuschreiben geben. Er kan es auch wieder haben, wenn er will. Die Holländer sagen: Auf solche Weise kommet das Geld, welches einmahl ins Land gebracht worden ist, so leicht nicht wieder heraus. Und also haben sie gross

(28) Ein Fürst nimmet sich zwar offt vor, alles richtig wieder zu bezahlen: allein die Würkung davon ist insgemein schlecht. Darum wird man nicht leicht finden, daß eine Banco unter einem Fürsten Bestand gehabt hätte.

(29) Hievon hat mit mehrerm gehandelt *le Clerc* in seiner Bibliotheque choisie, Tom. VI. pag. 301. seqq. wo auch gewiesen wird, daß der Ritter *Temple* in seinen Anmerkungen über den Staat der vereinigten Niederlande keinen richtigen Begriff davon gehabt habe.

grossen Vortheil davon. Denn obschon diejenigen, welche Capitalien in die Banco geleget haben, nicht einen Stüber Interesse davon bekommen: So ist es doch was schönes, daß ein jeder sein Geld dahin in Sicherheit bringen kan: Denn das Geld lieget auf dem Rathhause bey vielen andern Millionen; und werden beständig doppelte Wachten davor gehalten. Wenn nun einer, der Geld in der Banco hat, einem andern etwas zahlen will; so brauchet es keiner grossen Mühe noch Weitläufftigkeit; sondern er lässet es ihm nur gegen geringe Gebühren in der Banco zuschreiben. Wenn die Holländer zum Besten der Republic Geld vonnöthen haben, so nehmen sie es zwar bißweilen aus der Banco; sie ersetzen es aber wieder, und seynd allezeit soluendo. Das hat man bey dem gefährlichen Kriege mit Frankreich gesehen. Denn da man gemeynet, Amsterdam und ganz Holland würde übergehen und in Französische Hände kommen; so foderten die Leute ihre Capitalien aus der Banco zurück. Sie bekamen selbige auch sogleich wieder, und wo das baare Geld nicht zureichte, da gab man Silberplatten davor. Wie es hernachmahls wieder sicher und die Ruhe hergestellet war, gab jedermann seine Capitalien wieder in die Banco.

XI.

Ob ein grosser Herr Handelschafft treiben könne?

Da die Kaufmanschafft überhaupt eines von den besten Mitteln ist reich zu werden; so ist kein Zweifel, daß nicht auch ein grosser Herr damit viel gewinnen sollte: Nicht nur, wenn er selbige bey seinen Unterthanen einführet und befördert, sondern auch wenn er sie für sich selbst treibet, und wenigstens über einige Waaren das monopolium an sich ziehet. So machen es verschiedene Könige im Orient, z. E. der von Calicut, zu Cochin, und andere mehr an den malabarischen Küsten in dem Pfefferlande. (denn das heist Malabara: weil da vieles Gewürz, sonderlich aber der Pfeffer, wächset) Da seynd die grossen Herren Kaufleute, und die Unterthanen Sclaven. Alles Gewürz wird den Königen geliefert, welche damit allein handeln. Nur ist die Frage, ob dieses auch bey den Europäischen Fürsten angehe und ihnen zu rathen sey? Viele Staatslehrer reden zweifelhafft hievon, weil sie sich erinnern, daß man, sonderlich in Deutschland, hierinnen ganz andere Gedanken hege. Denn da seynd die Land-Stände, die Schatz-Räthe, die Unterthanen so gesinnet, daß sie nicht leicht leiden, daß der Fürst einen Handelsmann abgiebt; ja sie halten ein solches Mittel für eine unanständige Vermehrung einer Fürstlichen Schatz-Kammer. Sie sagen: Wie sollen sich die Unterthanen nehren, wenn ihnen der Fürst den Profit vor dem Maule wegnimmet? Sie ha-

haben auch in gewisser Masse nicht unrecht. Denn wenn der Herr ein Monopolium von allen an sich ziehet; so wird den Unterthanen wenig mehr zu arbeiten und zu verdienen übrig bleiben. Es ist dieses der erste Schritt zur Sclaverey. Daher seynd so gar die Unterthanen befugt, wider ihren Landesherrn, der das jenen sonst zu ihrer Nahrung zukommende Gewerbe allein an sich reisset, an höhern Orten Klage zu führen, wie unsere Rechtsgelehrte sagen. Zum Exempel: Wenn der Fürst allein Brod backen, Bier brauen, Brandewein brennen, die Leinwand machen, Tobac, Leder, Wein und andere Waaren und Victualien selbst verkauffen will. (30) So machet es der grosse Mogol, der viel tausend Leute in seinen Fabriken sitzend hat, die da den Cattun, Musseline und mancherley Seiden-Zeuge machen müssen: Imgleichen der Czaar, welcher der gröste Kaufmann und Monopola in der Welt ist. Bey uns aber gelten dergleichen Maximen nichts, weil wir uns nicht wie die Sclaven der Könige zu Calicut, zu Cochin und anderer Despoten tractiren lassen. Nichts desto weniger muß man die Sache mit behörigem Unterschied cum grano salis ansehen und entscheiden. Nehmlich es giebt gewisse Dinge, welche die Unterthanen ganz und gar nichts angehen: Und diese kan sich der Fürst gar wohl allein zueignen und ein Monopolium damit treiben. Also hat, z. E. der König in Preussen das Monopolium mit dem Börnstein, der nirgends als in Preussen und Pomerellien gefunden wird. Eben so ist es auch mit Salz, mit Corallen und andern dergleichen Dingen. Da kan man nicht sagen, das stehe sehr übel, daß der Herr damit handele: denn dergleichen Sachen gehören ja ordentlicher Weise den privat-Personen nicht. Die Salzwerke gehören auch in Frankreich dem Könige, nicht aber privat-Personen. (31) Solcher Dinge können noch mehr vorkommen; wie z. E. die fürtrefliche Erde ist, welche sich in Sachsen unweit Dreßden hervorgethan hat, wovon so

(30) Der Freyherr von Lynker hat in einem seiner rechtlichen Gutachten über einen Casum, da ein gewisser Reichs-Fürst alles Brandeweinbrennen sich allein zueignen wollen, diese Frage genau untersuchet, und en faveur der Land-Stände und Unterthanen wider den Fürsten entschieden. Er saget, es sey etwas garstiges, schändliches, grausames, tyrannisches, wenn der Landes-Herr ein solches Gewerbe, davon eine grosse Menge Unterthanen sich nehren, an sich ziehen wolle. Und in soferne hat Lynker allerdings recht. Wie denn auch bey den hohen Reichs-Gerichten in dergleichen Fällen fast allemahl für die Unterthanen gesprochen wird. In einer gewissen Reichs-Stadt wollte der Rath ein Brau-Hauß aufrichten: darüber entstund ein Proceß, welchen die Bürger auch gewonnen haben.

(31) Wo aber privat-Personen damit belehnet seynd, wie hier in Halle, da ist es ein anders. Denn da seynd sie domini vtiles, und kan ihnen solchergestalt ihr Recht so schlechterdings nicht genommen werden; so wenig als einem andern Vasallen seine Lehen.

schönes Porcellan gemachet wird, daß es in gewisser Masse allem ausländischen vorzuziehen ist. Wer wollte hier dem Könige das Monopolium verdenken? (32) Verschiedene andere Dinge hingegen, als backen, brauen, Brandewein brennen und dergleichen, so lauter Stücke einer bürgerlichen Nahrung seynd, soll der Regent billig seinen Unterthanen lassen. Doch ist ein anders, wenn etwa das Brandewein brennen, um des gemeinen Nutzens willen, den Unterthanen gar verboten wird; (33) und wieder ein anders, wenn der Fürst selber Brandewein brennen will. Denn das schicket sich nicht für ihm. Eben so ist es, wenn der Fürst zu seinen Unterthanen spricht: Ihr sollt zwar diese oder jene Materialien verarbeiten; aber ihr sollet mir hernach die Waaren um einen gewissen Preiß liefern. Denn da dinget er ihnen die Seele ab. Ausserdem aber ist einem grossen Herrn die Handelschafft mit solchen Sachen, die gewöhnlicher massen den privat-Personen ohnehin nicht zukommen, keineswegs zu verwehren. (34) Es ist bekannt, daß auf solche Weise der König in Portugall unter-

(32) Wenn in einem Lande Dinge gefunden, oder entdecket werden, die ἀδέσποτα seynd, d. i. die vor ihrer Entdeckung keines Menschen Eigenthum gewesen; so ist es nicht unbillig, daß solche dem Landes-Regenten zugeschlagen und überlassen werden. So haben es alle Deutsche Völker gemachet. Also wenn z. E. unter deinem Acker sich ein Bergwerk hervor thäte; so eignet sich solches billig der Herr zu, dem das Land gehöret. Es ist aber nicht weniger billig, daß er dir deinen Acker, den du nun verliehrest, bezahle, weil der Herr dadurch um so viel reicher wird. Und das gehöret sich allerdings, aller Einwendungen ungeachtet, welche strenge und harte Cameralisten oder Juristen dagegen machen. Vor diesem wurde nur bey Tolfa, oder Tulfa in Italien Alaun gefunden, sonst nirgends. Diese Alaun-Bergwerke hiessen im Latein Alumina Tulfæ. Viele haben nicht gewust, was sie daraus machen sollten, auch offt die Worte verkehrt und falsch geschrieben. Ich habe es aber schon vor geraumer Zeit in meinen Lectionen über die Staaten aus des *Kircheri* mundo subterraneo erkläret. Hernach hat einer in Hamburg in einer eignen Schrifft davon gehandelt. Der Pabst hat wegen dieses Bergwerks grosse Mühe angewendet, und, um es recht in Gang zu bringen, vielen Leuten Ablaß ertheilet.

(33) Damit nehmlich das Korn nicht consumiret werde. Hier ist ein treffliches Korn Land. Weil man nun das Korn nicht alles verbrauchen kan; so brennen die Leute sehr viel Brandewein, und verführen ihn weit und breit. Daher kommet es, daß das Korn niemahls recht wohlfeil wird.

(34) Es meynen zwar einige, es gereiche gleichwohl einem Fürsten zu schlechter Ehre und Reputation, wenn er Handelschafft treibe: Allein dieser Einwurff heisset nichts. Denn dergleichen Ehre oder Schande ist nicht in der Natur der Sachen gegründet; sondern beruhet bloß auf der Einbildung und dem Wahn der Leute. Ob nun gleich ein Landesherr nicht machen kan, daß dasjenige, was an und für sich unehrbar, schändlich und lasterhafft ist, als ehrbar, rühmlich und tugendhafft angesehen werde, und so im Gegentheil: so dependiret es doch allezeit von ihm, die Meynung von der äusserlichen Ehre nach Gefallen zu reguliren, und deren Wehrt und Ansehen zu bestimmen. Der Wille und das Exempel des Regenten seynd hierinnen die Richtschnur. Was er thut, das thun andere nach, und was er ehret, das ehren auch andere.

unterschiedliche Einkünffte, die sonst nicht waren, überkommen hat. Es waren nehmlich die Portugiesen durch das Spanische Regiment unter den dreyen Königen Philippen II. III. und IV. sehr herunter gekommen: Denn man hatte in Spanien recht darauf gesonnen, wie man den Portugiesen allen Reichthum, Schiffe, Artillerie, entziehen mögte. Als nun der Herzog von Braganza Johann IV. auf den Thron stieg; so war in Portugall kein Geld, und die Schatz-Kammer war ausgeleeret. Deswegen dachten die Portugiesen darauf, ihrem Könige neue Einkünffte zu verschaffen. (35) Neue Auflagen zu verordnen, war nicht rathsam, weil solche ohnehin schon so groß waren, daß man sie ohne Murren des Volks auch nicht um einen Pfennig hätte erhöhen können. (36) Diesemnach suchte man dem Könige durch Monopolia zu Statten zu kommen: welches den Portugiesen etwas leichtes war, weil sie eine grosse Handlung nach Brasilien, Africa und Ost-Indien haben. Sie sagten: Was thut es den privat-Personen, wenn dem Könige das Monoplium mit den Elephanten-Zähnen, welche die Portugiesen aus Africa in grosser Menge zu bekommen die schönste Gelegenheit haben, überlassen wird. So hat auch der König den Tobacs-Handel an sich gezogen, sintemahl die Portugiesen eine so starke Neigung zum Gebrauch des Schnupf-Tobacs haben, daß Jung und Alt, Männer und Weiber sich dessen bedienen. Alle müssen dieses Nasen-Futter aus den Königlichen Schnupftobacs-Fabriken kauffen: Und wenn einer sich in Portugall unterstehet Schnupf-Tobac nachzumachen oder zu verfälschen; so wird es als ein Verbrechen beleidigter Majestät, und eben so angesehen, als wenn er falsche Münze gemachet hätte. Der Handel mit dem Brasilien-Holz ist gleichergestalt ein Königliches Reservat. Das seynd alles Sachen, die aus den neu-eroberten und fremden Landen kommen, deswegen konnten die Unterthanen nichts dagegen einwenden: Der König aber hat damit viel Millionen erworben, und sich also erhalten können. In Moscau hingegen treibet der Czaar sein Monopolium gar zu weit, so daß es zu Unterdruckung der Unterthanen gereichet, und eine Sclaverey daraus wird. Das Monopolium mit dem Rhabarbaro (37) kan man ihm wohl lassen;

(35) Die Grandes in Portugall hatten insbesondere ihr Interesse dabey, daß dem Könige neue Einkünffte angewiesen würden; damit sie nehmlich die grossen Pensionen nicht verlöhren, welche sie dem Herkommen gemäs zu fordern hatten. Sie geniessen mehrentheils diese Pensionen umsonst und um nichts; sie seynd faule Bäuche.

(36) S. den vom Herrn Joh. Jac. Schmausen ausgearbeiteten neuesten Staat von Portugall. Halle 1714. 8vo in 2. Theilen. Welches ein treffliches Buch ist.

(37) Das Rhabarbarum wächset an dem Fluss Wolga, welcher vor diesem *Rha* geheissen: daher haben es die Römer *Rha-*

imgleichen das mit den Zobeln und Pelzwerk: denn die Zobeln gehören zu den jagdbaren Thieren. Daher kan sich niemand darüber beschweren. Wie denn auch alle Zobeln, die auf den Ländereyen der vornehmen Herren in Rußland sich finden, dem Czaaren geliefert werden müssen. (38) Desgleichen müssen ihm die Juchten alle um einen gewissen Preiß verkauffet und überlassen werden. Diese verhandelt er hernachmahls wieder, und machet einen grossen Profit, weil man in ganz Europa dergleichen Juchten nicht nachzumachen weiß. Dieses gehet noch alles an. Aber das ist ausschweifend, daß der Czaar alle Keller, Schenken und Wirths-Häuser in seinem Lande an sich gezogen hat, und selbige mit Wein und anderem Getränke verleget, so daß alle Wirthe nichts anders seynd als Pachter des Czaaren. Ob nun schon dergleichen Monopolia dem Herrn einen scheinbaren Nutzen bringen und grosse Geld-Summen eintragen; so kommen sie doch mit einer vernünfftigen Staatsklugheit schlecht überein, wo sie nicht also eingerichtet seyn, daß den Unterthanen dadurch nichts benommen wird. In Polen hat der König die Salzwerke vor sich allein, als ein Regale. Auch in Frankreich hat Ludwig XIV. ein Monopolium daraus gemacht. Es seynd in Frankreich hin und wieder Salz-Quellen, welche vorzeiten den privat-Leuten, wie hier zu Lande den Pfännern, gehöreten, und da war von dem Könige nur eine kleine Gabelle auf das Salz gesetzet: Denn die Niederländer, die Spanier, die Nordleute, die Italiäner brauchen Französisches Salz. Hernach musten es die Leute um einen gewissen Tax dem Könige in sein Magazin verkauffen. Durch diesen Salz-Handel kamen zwar grosse Geld-Summen in des Königs Kasten, und den Leuten geschahe kein sonderlicher Schade dadurch: es fanden sich aber auch gar bald verschiedene Mißbräuche und Unterschleiffe (39) dabey ein. Hieraus kan man sehen, daß

Rhabarbarum genennet, weil es ex *Barbaria* gekommen. Der Czaar giebt es wohlfeyl; da hingegen das Indianische Rhabarbarum theuer ist. Ein solches Kraut oder Wurzel kan sich ein grosser Herr schon zueignen. Haben doch auch die Chinesischen Kayser grossen Profit von den Kräutern. Sonsten hat der Czaar auch den Tobac, welcher zwar vor diesem in Moscau verboten gewesen, (weil wegen Unvorsichtigkeit der Leute, und Verwahrloſung des Feuers viel Unglück daher entstanden) itzo aber wieder zugelassen ist.

(38) Es wird auch in Moscau ein besondrer Fisch gefangen, Caviar genannt. Diesen Fischfang hat der Czaar einem Holländer für 12000. Thlr. verpachtet. Der Rogen von diesem Fisch soll sehr Delicat seyn. Die Italiäner machen groß Werks davon.

(39) Absonderlich mit heimlicher und verbotener Einführung fremden Salzes aus Portugall und Schottland: welcher falscher Salz-Handel le Faux-Saunage von den Franzosen genennet wird. S. *Savary* im Diction. de Commerce. Daher hat *Vauban* in seinem Projet d'une Dixme Royale p. 77. seqq. gute Vorschläge gethan, wie man dergleichen Mißbräuchen vorkommen könnte.

daß bey dergleichen Anstalten grosse Behutsamkeit nöthig, und vieles vorher zu überlegen sey, ehe man etwas neues einführen will. Denn es ist immer ein Mittel klüglicher und dienlicher als das andere. (40) Unsere Deutsche Fürsten seynd immer begierig Monopolia anzufangen, wiewohl sie auch zum öfftern deswegen vor dem Reichs-Hofrath verklagt werden. In Bayern hat der Churfürst die Eichelmast allein, mit Ausschliessung aller andern. Das trägt ihm jährlich wohl eine Million Gulden ein. Wenn gleich der Wald einem Edelmann gehöret, so stehet doch das Recht der Eichelmastung dem Churfürsten allein zu, welcher von einem jeden, der seine Schweine in den Wald treiben will, einen kleinen censum ziehet. Man hat auch in Deutschland allerhand andere Erfindungen zum Vortheil der Landes-Regenten gehabt. Z. E. den Zwang-Wein, den man sonst auch Bann-Wein genennet hat, da man nehmlich dem Landesherrn den Wein, so er im Vorrath hatte, zu allererst abkauffen muste. In verschiedenen Stifftern, als in Worms, Speyer, u. a. m. ist es noch so. Wenn der Bischoff Wein aufthut, so muß erst der alle seyn, ehe andere Leute den ihrigen verkauffen dürfen. Man weiß auch von Zwang-Mühlen, dergleichen noch viele Edelleute und Fürsten, sonderlich im Lüneburgischen und in Hessen, haben.

XII.

Kluge Regenten, die ihre und des Landes Einkünffte vermehren wollen, müssen, zu Beförderung des Commercien-Wesens, insbesondere auch darauf denken, wie die Waaren, so wohl rohe als verarbeitete, mit Bequemlichkeit fortgebracht und verführet werden können. An vielen Orten ist ein Ueberfluß an Victualien: z. E. in der Schweitz, in Bern, bey Zürch, bey Basel, Schafhausen, Peterlingen u. s. w. Allein wegen der vielen Berge und Mangels an Flüssen können die Waaren nicht aller Orten hin vertrieben werden, als mit erstaunlicher Mühe. Darum seynd viele schon auf allerhand Projecte gefallen, um den Vertrieb der Waaren und deren Communication mit den Schweitzern zu erleichtern. Wo man Canäle durch das Land ziehen und Flüsse schiffbar machen und zusam-

Wie man der Natur durch Kunst könne zu statten kommen.

(40) Z. E. in Nürnberg hat der Magistrat ein gewisses Monopolium mit einer Kleinigkeit, woran der zehenste Mensch nicht einmahl gedenket, und es träget doch der Republic über 100000. fl. ein. Es thut keinem Menschen Schaden, als einem gewissen Handwerk, einer gewissen Innung: da büsset etwa ein Handwerksmann jährlich 2. Thaler ein. Wenn es den Handwerksleuten gelassen würde, so giengen viel Betrügereyen damit vor; dahingegen, weil es der Magistrat hat, nichts zu befürchten ist. Was dieses eigentlich sey, getraue ich mir nicht zu sagen: denn ich fürchte, es mögte es einer an einem gewissen Hof zur Unzeit angeben.

sammen leiten kan, da kan der Handelschafft vortreflich aufgeholfen werden. (41) Was der König in Frankreich Ludwig XIV. zu dem Ende durch Zusammenleitung zweyer Meere mit unglaublicher Mühe und Kosten unternommen hat, ist bekannt. (42) Man weiß auch, welcher gestalt Churfürst Friedrich Wilhelm, um die Communication der Schifarth in die Nord- und Ost-See zu eröffnen, die Oder und die Spree habe durch einen Canal zusammen leiten lassen. (43) Was der Czaar durch Ca-

(41) Denn alsdann können die Kaufmannsgüter nicht nur im Lande selbst geschwinder und bequemlicher herum circuliren, wie in Holland, da das ganze Land dergestalt mit Canälen durchschnitten ist, daß man in vier und zwanzig Stunden fast überall hinkommen, wenigstens in 48. Stunden alles in alle Winkel verführet werden kan: sondern es bringen auch schiffbare Flüsse und Canäle grossen Vortheil in Ansehen der Handlung mit auswärtigen. Da der Kayser vor einigen Jahren bey Brügge die Fahrt bessern ließ, sahen es die Holländer gar nicht gerne, weil sie meynten, es geschähe dadurch ihrer Handlung Abbruch. Und wenn Preussen mit dem Hauß Oesterreich darinnen einig würde, daß der Canal, welcher durch Geldern gehet, itzo aber in schlechtem Stande ist, repariret würde; so könnte es geschehen, daß sich alle Handlung von Deutschland wieder nach Antwerpen zöge: wodurch den Holländern grosser Schade geschähe. Das wissen sie auch wohl, und haben daher, als der Kayser einsmahls solches zu thun Mine gemacht, gedrohet, ihm den Krieg anzukündigen.

(42) Das ist der berühmte Canal de Languedoc zwischen Toulouse und Carcassone. Ob nun gleich das Werk nicht so vollkommen geglücket, als man gehoffet hatte, weil keine Orlog-Schiffe mehr durch diesen Canal fahren können; so ist es genug, daß die Franzosen mit Kauffarthey-Schiffen dadurch aus dem Aquitanischen Meere in das Mittländische kommen können, da sie sonsten einen erschrecklichen Umschweif nehmen musten.

(43) Es ist auch die Vereinigung obgedachter beeden Flüsse glücklich und mit ziemlich gutem Erfolg ausgeführet worden, ungeachtet Conring sothanes Unternehmen widerrathen hatte. Denn er meynte, es würde nichts auszurichten seyn: GOtt habe dem Meere, den Flüssen und Bergen ihr Ziel und ihre Gränzen gesetzet: diese würden die Menschen nicht überschreiten noch durch Kunst verändern können. Allein er hat hierinnen nicht geurtheilet wie Conring; sondern wie Hanß Puff. Christoph Forstner, so ein kluger Mann er sonst war, ist mit eben diesem Vorurtheil eingenommen gewesen, daß er in seinen notis politicis ad Tacitum mit verschiedenen mehr wunderlichen als theologischen Gründen, ja so gar mit Sprüchen aus der Bibel, zu erweisen gesuchet, daß es eine unmögliche Sache sey, durch Kunst Flüsse zusammen zu leiten. Allein die Erfahrung hat alle diejenige zu schanden gemachet, welche sich durch dergleichen rationes pseudo-theologicas haben blenden lassen. Ja Forstner, Conring und andere, die ihnen Beyfall gegeben, hätten bereits dadurch von dem Ungrund ihrer Meynung überführet werden können, wenn sie sich erinnert hätten, daß schon vor alten Zeiten dergleichen Vereinigungen der Flüsse möglich gewesen. Man weiß ja, daß die Issel und der Rhein von dem Druso, des Kayserß Tiberii Bruder, durch einen kostbaren Canal zusammen geleitet worden. Und dergleichen Canäle werden in den Niederlanden noch mehrere angetroffen. Es ist zu verwundern, daß Conring, da er ein Ostfrießländer und also den Niederlanden sehr nahe gewesen, darauf nicht Achtung gegeben. Denn daß vor Zeiten Kayser

Canäle, Schleussen und dergleichen zu Beförderung der Handelschafft abzielende Unternehmungen in Rußland für erstaunliche Progressen gemachet, ist weltkündig. Die Chineser haben schon vorlängst diese Kunst verstanden, daß sie in ihrem Land hier und da Canäle durchgezogen, und dadurch Handel und Wandel unter sich erleichtert. Man siehet also, daß dergleichen Unternehmen an und für sich gar wohl möglich ist. Es kan zwar bißweilen zufälliger weise auch mißlingen: deswegen aber muß man nicht gleich alle Hoffnung aufgeben. Was heute nicht von statten gehet, das kan ein andermahl besser von statten gehen. Alle nützliche Erfindungen werden nach und nach brauchbar gemacht. Ein Lothringer hat dem Kayser einen Vorschlag gethan, wie die Donau und die Oder vermittelst des March-Flusses könnten vereiniget werden, so daß man hernach von der Donau in die Ost-See kommen könnte: Er hat aber auch die Schwierigkeiten und Hindernissen, die sich dabey finden würden, zu erkennen gegeben. Dergleichen Dinge auszuführen kostet freylich viel Geld; doch kommet mit der Zeit alles wieder ein. Eine andere Frage aber ist es, ob ein Herr, der mit vielen Kosten Canäle graben, Flüsse schiffbar machen, Schleussen anlegen lassen, wohl thue, wenn er solche hernach verpachtet, so daß niemand darauf fahren kan, als diejenigen, welche sie gepachtet haben? Daß solches hin und wieder geschehen sey, ist bekannt. Indessen aber habe ich unterschiedliche Leute, so das Cammer-Wesen verstehen, sagen hören, daß es dem Entzweck und der Absicht ganz zuwider sey, indem auf solche Weise die Leute wenig Nutzen davon haben. So viel ist wahr: der Vortheil, den ein Herr von der Verpachtung ziehet, ist schleunig. Und da z. E. die hier zu Lande angelegte Schleussen bey dreyssig tausend Thaler zu verfertigen gekostet haben, jetzo aber ein grosser Pacht davon gegeben wird: So siehet man leicht, daß das Capital nicht besser genutzet werden könne. Allein, wenn es einem jeden frey stünde zu fahren, so würde Handel und Wandel erleichtert werden: So aber, da nur diejenigen fahren, welche die Schleussen gepachtet, wird weder das Holz noch was sonst zugeführet wird, wohlfeyler; sondern die Pachter setzen alles so hoch als sie wollen. Im Gegentheil, wenn der Herr allen und jeden die freye Fahrt lassen wollte; so würde er freylich in den ersten zwey biß drey Jahren nicht so viel haben als vom Pacht: Mit der Zeit aber wür-

ser Carl der Grosse mit seinem Versuch, die Donau, den Neckar und den Rhein zu vereinigen, nicht glücklich gewesen und von diesem Unternehmen wieder abgestanden ist, kommet ausser Zweifel daher, weil es ihm an tüchtigen Leuten gefehlet. Man kan demnach von einem mißlungenen oder ins Stecken gerathenen Werke nicht gleich auf dessen Unmöglichkeit schliessen.

würde sich der Profit doppelt finden. Wenn die Commercien auf solche Art erleichtert werden; so müssen auch ohnfehlbar die Einkünffte des Landesherrn wachsen. Denn durch Beförderung der Handelschafft werden immer mehr Leute an einen Ort gezogen; und der Fürst hat von einem jeglichen Einwohner etwas einzunehmen. Deswegen hat Colbert in Frankreich einen Vorschlag gethan, und dem Könige gezeiget, wie er durch Beförderung des Feldbaues und des Commercii fast noch einmahl so viel Leute in seinem Lande haben könnte, welche sich alle nehren könnten. Nur müste in solchem Fall der Herr zuerst den Leuten möglichste Erleichterung schaffen, ihnen Vorschuß und Hülfe thun, an Geld, an Ochsen, an Pferden, ꝛc. In Frankreich seynd viele hundert öde Plätze und Heyden, die noch könnten angebauet und bevölkert werden. Je volkreicher aber ein Land ist, je grösser seynd dessen Einkünffte. Derowegen muß ein kluger Regent keine Gelegenheit versäumen, Fremde in das Land zu ziehen; absonderlich wo es an Einwohnern oder tüchtigen Leuten Mangel leidet. In Sachsen hätten sie viele von den Französischen Flüchtlingen bekommen können, so gut als der Churfürst von Brandenburg und andere Herren: Aber die Geistlichen waren dawider, und meyneten, die reformirte Religion würde dadurch gar zu sehr empor kommen. Eben das ist auch im Mecklenburgischen geschehen, aus Superstition und Bigotterie einiger von den Landständen. In Preussen werden durch die itzigen Colonien die meisten durch die ehemalige Pest verheerten Plätze wieder besetzet; sonderlich mit Leuten aus Franken, die wegen der vielen Pressuren, so sie von der Noblesse und von ihren Fürsten erdulten müssen, davon gelauffen seynd. Durch gute Anstalten lässet sich ein Land gar bald treflich cultiviren und in die Höhe bringen. Wenn der Fürst den Ackerbau, die Viehzucht, die Manufacturen und Commercien und die Menge der Einwohner befördert, so kan er seinem Lande treflich aufhelfen und seine Einkünffte vermehren. (44) Wenn hingegen ein Land nicht genugsam bevölkert ist, so gehet es eben so, als wenn ein Hauß, das noch so schön erbauet ist, eine Zeitlang öde lieget. Ungarn ist ein fruchtbares Reich: es würde aber noch weit fruchtbarer und ergiebiger seyn, wenn es nicht hier und dar an Einwohnern fehlte. Das gelobte Land war vor Zeiten unstreitig ungemein reich und fruchtbar: heutiges Tages aber siehet man fast nichts mehr als Einöden und Wüsteneyen. (45) Das kommet daher, weil es nicht mehr so bewohnt und bevölkert ist, als zu der Zeit, da es die Ju-

(44) Die Einkünffte von den Bißthum Halberstadt beliessen sich ehedem etwa auf 25000. Thlr. und wurde selbiges für eine Apanage im Hause Braunschweig gehalten. Itzo träget es über 500000. Thaler.

(45) Dieses bezeuget Mr. *La Roque*, der alle diese Oerter mit Augen betrachtet hat. S. desselben Voyage de Palestine.

Juden innen hatten, welche durch ihren Fleiß und Bemühung alle Felsen und Berge fruchtbar zu machen wusten, indem sie gutes Erdreich auf die Höhen trugen und dasselbe fest macheten, wie es bey uns in einigen Gärten zu geschehen pfleget.

XIII.

Ob es rathsam sey, Domania und Cammer-Güter zu veräussern.

Durch Verkauffung unterschiedlicher Cronen-Güter oder Domainen kan ein grosser Herr zweifelsohne in kurzer Zeit sehr beträchtliche Geld-Summen überkommen. Nur ist die Frage, ob dieses Mittel allemahl rathsam und erlaubt sey. Conring (46) beruffet sich hiebey auf das Exempel des Königs in Spanien Philipps II. welcher im Königreich Neapel viele Orte verkauffet, viele Marggrafen, Grafen, Vice-Grafen gemachet, viel Geld von den reichen Neapolitanern dadurch erzwungen, und sich doch noch Hülfe an Kriegs-Völkern in dem Falle, wenn er Krieg haben würde, über das auch noch verschiedene Hofdienste, wenn er ins Neapolitanische Reich käme, von ihnen stipuliret hat. Nebst deme mag auch Conring in Betrachtung gezogen haben, daß bey uns in Deutschland die criminal-Jurisdiction an vielen Orten den Edelleuten verkaufft worden. Daß aber der vorgedachte König Philipp seine schönen Neapolitanische Domainen zu veräussern kein Bedenken getragen, das hatte seine besonderen Ursachen. (47) Er sahe, daß fast alles Geld, so er sonst von dem Neapolitanischen Königreich zu erheben hatte, auch im Lande bleiben und zu Unterhaltung der Truppen angewendet werden muste; und daß er hingegen durch Verkauffung der Domainen auf einmahl viele Millionen in seine Cammer brächte. Ob nun diejenigen, die ihm solche theuer bezahlt hatten, davor Marchesi, Conti, oder Visconti sich nennen liessen, das galt ihm gleich viel: denn sie musten doch die Hoheit ihres Königes agnosciren. Es ist auch so viel nicht daran gelegen, ob diese Herren den Maleficanten das Leben nehmen und die Justiz administriren, oder aber der König selbst. Denn wofern jene zu weit schreiten oder ihre Gewalt und Gerichtbarkeit mißbrauchen und Recht und Gerechtigkeit nicht handhaben; so stehen sie in Gefahr, sothaner Vorrechte und Prärogativen verlustig und abgesetzt zu werden. Bey dem allen aber lässet

(46) S. *Conring.* de aerario boni principis recte constituendo &c. th. LXXIX. (in operum Conringii cura *Ioh. Wilh. Goebelii* Brunsuigae anno 1730. editorum tomo IV. pag. 779.)

(47) Hievon findet man Nachricht in einem Italiänischen Buche, welches den Titel hat: *Gli penetrativi*, oder Arcana politica Statuum & Procerum Italiae. [* S. auch, was *Pietro Giannone* in seiner Istoria civile del Regno di Napoli, Tom. IV. p. 248. davon aufgezeichnet hat.]

sich das, was Spanien in diesem Falle unternommen hat, (48) nicht überall thun. Denn in den meisten Königreichen stehet es keineswegs in der Macht des Herrn, die Cronen-Güter zu verkauffen. Es ist auch gewiß, daß, wenn die Nachfolger auf dem Spanischen Thron die in dem Königreich Neapel veräuserte Domainen hätten wieder in Anspruch nehmen wollen, solches billig hätte geschehen können. Die Cronen-Güter seynd dem Regenten nur zum Nießbrauch (ad vsumfructum) gegeben worden. Der Nachfolger muß auch noch etwas finden, damit er Königlich oder Fürstlich, seiner Würde gemäß, sich halten könne. Dergleichen Recht muß auch seyn: Sonst müsten die Unterthanen neue Cronen-Güter zum Behuf und Versorgung ihres Herrn verschaffen. Nun siehet man aber leichtlich, daß die Absicht derjenigen, welche in diesem oder jenem Reich die Domainen-Güter zuerst angeordnet haben, unmöglich diese gewesen seyn könne, daß der Herr freye Macht haben solle, damit nach seinem Gefallen zu schalten und zu walten, und den Nachfolgern davon etwas oder nichts übrig zu lassen. Das blosse Dominium directum über die verkaufften Domainen eines Reichs hilft den Nachfolgern nichts. Man könnte zwar sprechen: König Philipp habe gleichwohl die Cronen-Güter nicht völlig veräussert, inmassen er sich ja, auf den Fall eines Krieges, Truppen, auch sonst noch andere Dienste vorbehalten. Allein hierauf dienet zur Antwort: In den Domanial-Gütern darf zum Präjudiz der Nachfolger keine Veränderung gemachet, noch etwas anders, wenn es gleich eben so viel werth wäre, substituiret werden. Der Fürst kan hierinnen nicht Richter seyn, oder den Ausspruch thun. Denn die Domainen seynd nicht seine eigenthümliche, oder seiner Willkühr unterworfene, sondern in gewisser Masse fremde Güter, die nehmlich dem Volke, wie auch den künfftigen Thronfolgern zugehören. So hat man auch damahls die Ländereyen verkauffet und angeschlagen nach dem damahligen Ertrag. Wer weiß aber nicht, daß die Cammer-Güter nach unterschiedlichen Zeiten im Werthe steigen können? Daß man bey uns in Deutschland den kleinen Edelleuten die hohe Gerichtbarkeit verkaufft hat, kan man paßiren lassen: denn sie hatten ursprünglich das Recht nicht, die obere Jurisdiction zu exerciren, sondern nur die Unter- oder Nieder-Gerichte. Die hohen Gerichte haben allezeit gehöret dem Fürsten, den Officialibus, dem

(48) König Philipp II. hat das Königreich Neapel nicht gar hoch ästimiret, sondern es, so zu sagen, halb verlohren gegeben. Er dachte, es wäre allenfalls nicht viel daran gelegen, ob er darinnen etwas behielte oder nicht. Deswegen wollte er von den Neapolitanern lieber Geld nehmen; zumahl da er dessen sehr benöthigt war. Bey dem allen aber kan man nicht sagen, daß er in diesem Falle als ein guter Haußhalter gehandelt habe.

dem Ambachto in der Provinz, den Amtleuten, welche aber allezeit von grossem Adel waren; wie es in Sachsen bey der Landes-Hauptmanns-Stelle noch ist, wie auch in vielen andern Aemtern, ehe die Pachtungen aufgekommen seynd. Ob nun aber der Amtmann oder der Edelmann die hohe Gerichtbarkeit exerciret, das ist einerley. In Sachsen ist verschiedenen Edelleuten die hohe Gerichtbarkeit überlassen worden zu den Zeiten Albrechts und Ernstens; und in Bayern seit den Zeiten der Kayser Albrechts I. und Heinrichs von Luxenburg unter dem Herzog Otto in Bayern. Sonsten stunden alle Edelleute in Bayern unter den Hof-Marken, d. i. Gerichten; und in Sachsen unter den Aemtern. Daß man aber ganze Terrains mit allen Regalien und Gerechtigkeiten verkauffe, ist keinem Herrn zu rathen. Denn der Herr verliehret allemahl etwas dabey; wenigstens dessen Nachfolger, eben weil die Güter künfftig steigen können. (49) Ja es ist ein Fürst, wie bereits oben erinnert worden, nicht einmahl berechtiget solches zu thun. (50) Wenn man die Geschichte von den Königen Jacob I. und Carl I. in Engelland betrachtet: So findet man, daß, da sie ihre Domainen in Schottland verkaufft und die Gelder durchgebracht hatten, solches ihnen als eine grosse Thorheit ausgeleget worden. Denn als die Engelländer ihnen kein Geld mehr geben wollten, wusten sie sich nicht mehr zu retten. Daher kommet es auch, daß nunmehro ein König in Engelland schlechten Nutzen aus Schottland ziehet. Deswegen ist König William den Schotten, als sie unter seiner Regierung so gepochet, ganz kaltsinnig begegnet, indem er ihnen zu verstehen gegeben, daß er ja nichts von ihnen aufzuheben hätte. Kurz, ein grosser Herr, welcher keine Domainen hat, ist ein Sclave seines Volks; sonderlich wo selbiges an der Regierung Theil nimmet, wie in Engelland, da der König nichts thun kan, ohne Beystimmung des Parlaments.

(49) Inzwischen ist die obgedachte im Neapolitanischen Reich erfolgte Verkauffung der Domainen, der Ursprung, daß so viele Herzoge, Marggrafen, Grafen und Vicomtes, daselbst seynd; imgleichen daß ein so grosser Reichthum unter ihnen ist. Denn das Land ist so schön und fruchtbar, als irgend eines zu finden ist. Aber es gehet den Neapolitanern fast wie vor Zeiten dem Hannibal bey Capua: (welcher Ort im Neapolitanischen liegt) denn sie verfallen in Ueppigkeit und Wohlleben.

(50) Was insbesondere die Deutschen Fürsten betrifft, so hat der Freyherr von Lynker offenbar behauptet, daß selbige eigentlich gar keine Domania hätten; sondern nur Lehen, die ihnen wegen ihrer Reichs-Aemter gegeben worden. Es ist auch diese Thesis des Lynkers so deutlich, daß niemand, der die Sache ohne Affect überleget, daran zweifeln kan. Allein heut zu Tage bekümmert man sich wenig darum, ob etwas mit Recht geschiehet, oder nicht. Man machet vielmehr alles nach Belieben zu Domainen, auch öffters die Güter der privat-Personen. Strat pro ratione voluntas. Daher entstehen denn so viele Klagen der Unterthanen wider den Fürsten.

XIV.

Von Verpachtung der Domainen- und Cammer-Güter; imgleichen von den Unterschied zwischen Erb- und Zeit-Pacht.

Es ist demnach kein Zweiffel, daß grossen Herren die Verkauffung ihrer Domainen und Cammer-Güter niemahls, ausser im höchsten Nothfall, zu rathen sey. Eine andere Frage aber ist, ob sie selbige nicht in Pacht geben sollen? Man hat fürnehmlich zwo Arten von Pacht: Nehmlich Erb-Pacht und Zeit-Pacht. Nun finden sich zwar bey beeden einige Bedenklichkeiten: Allein in politischen Handlungen ist das für das beste zu halten, wobey sich die wenigsten Beschwerlichkeiten äussern. Was den Erb-Pacht anbetrifft, so ist davon sonderlich unter dem vorigen König in Preussen Friedrich I. viel gesprochen worden. (51) Denn vor desselben Tode hatte man alle Aemter in Erb-Pacht gegeben: Der itzige König aber hat es wieder umgestossen. Was der Erb-Pacht eigentlich für ein Contract sey, darf man eben nicht lange disputiren: denn es ist nichts anders als eine Emphyteusis cum pactis adiectis. In Holland nennet man eine jede Emphyteusin Erb-Pacht. Die pacta adiecta ändern zwar etwas von der Beschaffenheit des Contracts in Ansehen dessen, so ordentlicher Weise dabey vorgehet, nicht aber von desselben Wesen oder Essenz. Ein Erb-Pachtmann muste geben, erstlich, eine grosse Angabe, oder einen Erb-Schatz; wie z. E. hier der Müller zu Böllwerk 6000. Thlr. entrichtet hat; und zweytens einen jährlichen Canonem, der nicht viel weniger austrug als ein Zeit-Pacht, doch aber nicht gesteigert werden konnte. Das war ein augenscheinlicher Nutze, und trug der Cammer viele tausend Thaler ein. Nur sagte man: Die Leute könnten dabey nicht bestehen. (52) Allein dieses ist nicht dem Erb-Pacht an und für sich, sondern der übeln Einrichtung zuzuschreiben. Warum forderte man eine so grosse Angabe? Das ist etwas zufälliges, das bey einem Zeit-Pacht sich eben sowohl ereignen kan. Es kommet hiebey auf die Klugheit derjenigen an, welche ein Gut in Erb-Pacht geben. Man muß einen billigen Ueberschlag machen, damit die Leute fein bestehen können, als Coloni perpetui. Und wenn etwa einer oder der andere übersetzt worden ist; so kan man ja etwas nachlassen. Es finden sich überall Unbequemlichkeiten; die vorbesagten aber rühren nicht von dem Erb-Pacht selbst her, sondern seynd vielmehr dem Unverstande derjenigen zuzuschreiben,

(51) S. *Io. Petri de Ludewig* Tractat de Jure clientari Germanorum &c. worinnen er von dem Erb-Pacht ausführlich gehandelt, und selbigen mit vielen Lobsprüchen biß an den Himmel erhoben hat. Im übrigen aber disputiret er lang und breit, ob es eine rechte emphyteusis oder ein censiticum bonum sey.

(52) Denn es geschahe offt, daß die, welche ein Gut gepachtet und dazu mehr aufgenommen hatten, als sie wieder abzahlen konnten, endlich gar davon giengen und das Gut stehen liessen.

ben, die dem Herrn die Sache nicht recht vorstellen. Wenn hingegen Ziel und Masse gehalten wird, so ist es mit dem Erb-Pacht etwas ganz gutes. Nur diese Inconvenienz ist dabey, daß wenn gleich der Preiß der Sachen steiget, und künfftig die Güter mehr gelten, dennoch der jährliche Canon immer einerley bleibet. Also vermehret zwar der Landesherr zu der Zeit, da er die Cammer-Güter in Erb-Pacht giebet, seine Einkünffte auf einmahl; hernach aber nicht weiter: Sondern es bleibet, wie es ist. Deswegen halten andere viel mehr auf den Zeit-Pacht. Allein bey dem Erb-Pacht waren ja auch Erbstands-Gelder gezahlet worden, welche man wieder hätte ausleyhen oder sonst zum Nutzen anwenden können. Das geschahe aber bey uns nicht; sondern die Gelder wurden unnützlich verthan: denn der vorige König hielte sehr prächtig Hauß. Wie demnach der itzige König (Friedrich Wilhelm) zur Regierung kam, so war nichts mehr da. Was man ferner einwendet: bey dem Erb-Pacht sey mancher Mann fleißig, mancher hingegen faul und verderbe die Güter; das kan man eben auch bey dem Zeit-Pacht sagen. Es kommet überall auf eine rechte Wahl der Leute an. Inzwischen ist man bißhero hier zu Lande bey dem Zeit-Pacht geblieben; zumahl weil verschiedene einzelne Stücke waren, die sich nicht füglich in Erb-Pacht geben liessen. Wenn man aber fraget, welche Art der Verpachtung besser sey: So kan man auf beyden Seiten Gründe anführen und Deductiones machen. (53) Ueberhaupt davon zu reden, hat freylich der Zeit-Pacht den Vortheil, daß der Herr mehr Geld bekommet, und die Güter auch gebessert werden. Ein blosser Verwalter ist faul, thut nichts, lässet alles drunter und drüber gehen, denket auf keine neue Erfindungen zu Vermehrung der Gefälle. Denn er würde alsdenn nur mehr Mühe und doch deswegen keine grössere Besoldung haben. Wo findest du einen, der gerne arbeitet, wo er nicht sammlet? Leben denn die Menschen alle nach dem Catechismo? Daher siehet man, daß, wo die Güter nur in Administration gegeben werden, die Einkünffte immer einerley bleiben, und nicht leicht etwas daran gebessert oder geeiffert wird. (54) Findet man bißweilen einen

(53) Eine jede Sache, in soferne sie gegen eine andere gehalten und damit verglichen werden kan, hat zwo Seiten, oder Gestalten; eine gute und eine schlimme. Darum kan man von allen comparatis pro & contra disputiren. Indessen ist das das beste, wobey die wenigsten Zweifel übrig bleiben.

(54) Man muß offt froh seyn, wenn nur nichts verderbet wird. Nicht zu gedenken, daß das Stehlen dabey etwas gemeines ist. Den Ränken und Betrügereyen der Pachter hingegen kan man noch ehender vorbauen. Mit einem Wort: ich halte nichts darauf, wenn ein Herr seine Güter in Administration giebt. Und wer noch auf dieser alten ausgepeitschten Weise besteht, der giebt zu erkennen, daß er noch keinen

einen Verwalter, einen Beamten, der sich ausserordentliche Mühe giebt und zum Nutzen des Herrn was besonders thut, so hat man ihn als einen höchst raren Vogel anzusehen, der eine Ausnahme von der Regel machet. Hingegen ein Amtmann, der auf Pacht sitzet, ist fleißig und sorgfältig. Er suchet die Güter zu verbessern, wo er nur kan und weiß. Er ist bemühet neue Gründe, Gärten, Aecker anzulegen, suchet mit wenigerm Gesinde auszukommen, u. s. w. Denn er will auch was für sich gewinnen; (55) und der Herr will auch das seinige haben, nehmlich die grossen, schweren Pacht-Gelder, wozu jener sich verbindlich gemachet hat. Nur wäre zu wünschen, daß man die Justiz aus dem Pacht gelassen hätte. Allein heut zu Tage heist es: Lucri bonus odor ex re qualibet. Daher hat man auch die Justiz mit verpachtet, ungeachtet solche, wenn sie zugleich in Anschlag gebracht wird, eben so viel nicht austrägt. Man dürffte nur, um die Verpachtung der Justiz zu verhüten, einem grossen Herrn die daraus entstehende üble Folgen deutlich vorstellen: So würde es vielleicht unterbleiben. (56) Sonsten findet sich bey dem Zeit-Pacht diese Beschwerlichkeit, daß die Victualien theuer werden. Wenn ein Pach-

nen rechten cameralischen Gedanken gehabt. In meinem Vaterlande seynd wohl funfzehn ansehnliche Aemter oder Pflegen. Da habe ich bemerket, was ein Amt vor hundert Jahren eingetragen, das trägt es noch. Man setzet die Patricios dahin, welche nichts thun; sondern nur wohl leben. Wenn die Nürnberger es macheten, wie wir; so könnten sie sechsmahl so viel Einkünffte haben. In Chur-Sachsen haben sie auch die Aemter lange in Administration gegeben; nachgehends aber auch verpachtet. In andern Ländern hat man sich noch nicht dazu entschliessen können. Es ist mir von einem vornehmen Mann der Einwurff gemachet worden, daß, wenn man alles verpachten wollte, der Herr nichts für seine Küche und Tafel übrig behalten, sondern sich genöthiget sehen würde, den Pachtern alles theuer abzukauffen. Allein ich bin nichts destoweniger vor den Pacht. Denn so viel ein Herr von erstberührten Sachen brauchet, das kan er ja wohl mit eindingen. Es leiden auch die Unterthanen nichts bey Verpachtung der Güter: denn der Pachter kan ihnen deswegen nicht mehr auflegen, als der Herr sonst gethan hat. Man darf nur genau auf die Pachter Achtung geben: so wird sich so leicht keiner unterstehen, hierinnen über die Schnur zu hauen, und die Gesetze zu übertreten.

(55) Daher kommet es, daß bey Verpachtungen der Güter die Leute einander immer überbieten. Man siehet es nur an dem Amt Giebichenstein. Wie der vorige König selbiges noch administriren ließ, trug es jährlich nicht mehr als etwa 6000. Thlr. Itzo ist es bis auf 42000. Thlr. gestiegen. Denn es ist ein grosses Amt, und gehören bey vierzig Dörffer dazu.

(56) Z. E. Wenn der Herr ein Amt in Pacht geben, und doch dabey, wie es billig, und auch nicht anderst zu vermuthen ist, haben will; daß die Justiz nicht verzögert werden solle: So kan der Minister ihm vorstellen und zeigen, wie die schleunige Administration der Justiz mit derselben Verpachtung unmöglich bestehen, oder vereinbaret werden könne; indem der Pachter sein Geld, so er davor geben muß, auf alle Art und Weise wieder heraus zu kriegen trachten werde, u. s. w. In Giebichenstein giebt der Amtmann 500. Thaler für die Justiz.

Pachter die Feld-Früchte geschwinde abgeben, und, wie andere, gleich zu Markte fahren wollte; so würde alles spottwohlfeil werden. Auf solche Art aber könnte er nichts gewinnen. Also schüttet er das Getraid auf, oder machet Anstalten, daß es grossentheils zum Brandeweinbrennen, zur Viehmastung verbraucht werde, und also nicht im Ueberfluß vorhanden sey; und folglich wird es theuer. (57) Wo nun aber das Getraid theuer ist, da können die Handwerksleute nicht mehr zurecht kommen; und also gehen die Manufacturen nach und nach zu Grunde. Man kan ja die Kosten nicht auf die Waaren schlagen: denn da würde man sich nach andern Leuten umsehen, welche sie wohlfeiler geben. (58) Die Wohlfeile machet, daß die Manufacturen gehen. Liegen die Manufacturen

(57) Indessen aber ist nicht zu läugnen, daß man dieser Beschwerung durch gute Anstalten entgegen gehen könnte: Wenn z. E. Korn-Häuser oder Magazinen zu rechter Zeit angeleget und in gutem Stande erhalten würden. Daran denket aber selten ein Minister an Höfen, obgleich der Herr Nutzen dabey hätte. Denn wenn die Lebens-Mittel aufschlagen, so könnte er um einen etwas höhern Preiß abgeben, was er wohlfeil eingekauffet. Das Getraide kan auch in solchen Vorraths-Häusern recht tractiret und verwahrt werden, damit es nicht verdirbt. Nun seynd wohl in grossen Städten, als zu Berlin, zu Magdeburg, dergleichen Magazine; denn da hat es die Noth bald gelehret: Aber man könnte und sollte es auch in allen übrigen Orten so machen. Dadurch würden viel tausend Beschwerden und Klagen abgestellet werden. Es ist vor kurzem eine eigne Schrifft von kluger Anordnung der Korn-Magazinen ans Licht getreten.

(58) Deswegen machen die Nürnberger Waaren sich so beliebt, weil sie vor allen so wohlfeil seynd. Wenn hingegen an einem Orte alles theuer ist, wie kan ein Handwerksmann bestehen? Z. E. hier in Halle leben etwa achtzig Schuster. Wie wollten die sich alle ernehren, wenn die Studenten ihnen nicht noch manchen Thaler zuwendeten? Vor dem konnten sie auf die Märkte ziehen. Hatte nun einer ungefehr hundert Paar Schuhe, und gewann an dem Paar etwa zween Groschen; so konnte er wieder geraume Zeit davon leben. Wenn es nun aber nach Proportion um diese zween Groschen theurer wird, so daß sie um so viel mehr auf die Waare schlagen müsten; wie wollen sie weiter auf die Märkte fahren? Da seynd ja andere, die die ihrige wohlfeiler geben. So verderben sie eben. Doch seynd auch die Klagen der Handwerksleute nicht allemahl gegründet. Wenn nur diejenigen Materialien, die zu den Manufacturen gebraucht werden, nicht so hoch gesetzet und mit der Accise beschweret werden: so können die Handwerksleute schon auskommen. Also florren z. E. itzo bey uns die Wollen-Manufacturen, so daß man die Tücher um ein Spott-Geld haben kan. Das machet, weil die Ausfuhr der Wolle aus den hiesigen Landen verboten, und dadurch die Wolle wohlfeil worden ist. Also seynd in Holland die Victualien theuer, die Materialien hingegen wohlfeil. Wenn theure Zeit ist, so leben auch die Leute sparsamer und mäßiger. Der Freßmagen druckt sie hernach nicht. Es folget nicht allezeit: Das Land ist fruchtbar; also seynd die Leute reich. Nichts weniger. Sie verthun desto mehr. In Oesterreich haben sie Wein und andere Victualien in Ueberfluß: Deswegen werden sie die Leute mit der Flasche genennet; d. i. die nichts thun, als essen und trinken.

cturen, so lieget auch der Kaufmann; denn der muß die Waaren verführen. Man spricht zwar auf der andern Seite wieder zum Behuf des Zeit-Pachts: An denen Orten, wo alles wohlfeil ist, ist auch kein Geld: da seynd viel Tag-Diebe: da will fast niemand mehr dienen; sondern ein jeder sein eigner Herr seyn und vor sich leben. Allein dawider könnte man schon Mittel vorkehren, wie man in wohlregulirten Städten, in Nürnberg und an andern Orten, findet. Da leidet man keine Leute, die brach liegen, keine Passagers de Fortune. Sie werden zum dienen angehalten, und dürffen nicht müßig gehen; sondern müssen Rechenschafft geben, wovon sie sich nehren. Hier zu Lande aber lässet man allen Leuten Freyheit. Eine gute Policey-Ordnung kan vielem Unheil abhelffen. Ferner ist auch anzumerken, daß, wo der Zeit-Pacht gewöhnlich ist, die Pachter gemeiniglich in die bürgerliche Nahrung sich mischen und solche an die Königliche Aemter ziehen. Weil sie nun solchergestalt mehr geben können, und die Sache dem Könige sehr plausibel vorgestellet wird; so wird es ihnen erlaubet. Am Ende aber hat der Herr doch keinen Vortheil davon: Denn was ihm von den Pachtern zuwächset, das gehet ihm an seinen Bürgern wiederum ab. Bey dem Erb-Pacht finden sich die erstgemeldten Beschwerlichkeiten nicht. Denn da seynd die Hufen und die Güter ausgetheilet, nicht anderst, als ob sie von privat-Leuten eigenthümlich besessen würden. Die können folglich mit dem Verkauff der Früchte nicht so zurück halten, als wie ein Zeit-Pachter, der ein Capitalist ist, und also das Getraid auffschütten und dadurch den Preiß desselben steigern kan. Indessen aber äussern sich bey beeden Arten der Verpachtung Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten, die man hier in der Schule nicht ausmachen kan. Daß es auf eine oder die andere Art ohne alle Beschwerung abgehen solle, ist nicht zu hoffen; ja auch nicht einmahl zu wünschen. Denn es ist den Unterthanen nicht gut, wenn sie auf lauter Rosen gehen: Es mögte ihnen sonst zu wohl werden. Es muß sie noch bißweilen ein Dorn in den Fuß stechen, der sie bey dem Fleiß, Arbeit und Wachsamkeit erhalte.

XV.

Von dem Nutzen der Academien.

Unter die Mittel den Reichthum eines Landes und die Einkünffte des Herrn zu vermehren, pflegen von vielen auch die hohen Schulen, oder Universitäten und Academien, gerechnet zu werden. Allein man kan dieses nicht durchgehends von allen sagen. Es giebt Academien, von denen weder das Land noch der Herr Nutzen hat; ja die ihm mehr zu unterhalten kosten als sie ihm eintragen. Manchmahl seynd mehr Professores als Studen-

denten da; und doch wollen die Lehrer besoldet seyn. Ueber dieses seynd offt viele Communitäter und Stipendiaten vorhanden, die, wenn der Herr seine Hand von ihnen abziehet, von dem Land- und Stadt-Tyrannen, dem Hunger, geplaget werden. Mit solchen Academien hingegen, die wohl bestellet seynd, und in recht blühendem Zustande sich befinden, ist es freylich ein anders, und leichtlich zu sehen, daß selbige was eintragen. Nur gehöret gar viel dazu, eine Universität recht einzurichten und in Aufnahme zu bringen. Es muß der Ort, den man dazu erwehlet, wohl gelegen seyn. Die an den äussersten Enden Deutschlandes, es sey gegen Mittag oder gegen Mitternacht, gelegene Academien sehen sehr schlecht aus. Ich glaube aber doch, daß, wenn berühmte und recht geschickte Leute da wären, und gute Zucht gehalten würde, es an Zufluß und Menge von Studenten nicht fehlen sollte. Es muß aber auch der Ort gesund seyn. Wer wird sich gerne dahin begeben, wo er sein Leben oder Gesundheit in Gefahr setzet. Wer stehet gerne ein Fieber aus? Darum hat fast allezeit Utrecht besser floriret als Leyden, weil der letztere Ort weit ungesunder ist als der erstere. Von unserm Halle saget man zwar auch, daß es wegen der Steinkohlen ungesund sey: Allein es ist falsch. Man spüret davon keine schädliche Würkung, und deswegen kommen doch immer Leute genug hieher. Das hauptsächlichste aber, wodurch das Aufnehmen einer Universität befördert und erhalten wird, ist, daß recht tüchtige Lehrer da seyen. Man muß Leute hin beruffen, die in allen Theilen der Wissenschafft und in allen Facultäten etwas ausnehmendes gethan haben, und denen die Fremde zu Gefallen reisen. Den gemeinen Schlendrian kan man an allen Orten hören. So bald man schlechte Leute einnimmt und ihnen verstattet öffentlich zu lehren, so fället das Wachsthum der Academie. Das siehet man ja an denen bereits aufgerichteten Universitäten in Deutschland. So lange noch etliche Nachtigallen da seynd; so laufft jedermann zu. Wenn selbige absterben, oder aufhören zu singen; so kommen wenige mehr dahin. Daher muß man, wenn die Universität nicht zu Grunde gehen soll, auch bedacht seyn, eine Baumschule von geschickten Leuten nachzuziehen, welche in die Stelle der abgehenden Lehrer treten können. (59) Denn die be-

(59) Vor diesem hat keiner auf Universitäten lesen dürfen, der nicht ein Zeugniß seiner Tüchtigkeit von den ansehnlichsten berühmten Lehrern, die in dieser oder jener Facultät sich längst distinguiret hatten, aufweisen konnte. Und dieses Attestat muste beschworen werden. Wenn wir heut zu Tage allezeit beschweren sollten, daß der Kerl tüchtig sey; so würden wir wenig Doctores machen. Indessen wäre die vorgedachte Manier unvergleichlich gewesen, wenn nur nicht die alten Lehrer manchesmahl auch ein gutes Ingenium aus Neid und Mißgunst gehindert hätten. Doch diesem Mißbrauch könnte man endlich schon vorbeugen, und den Professoribus in

sten und muntersten Professores seynd wie die Windhunde. Sie werden nach und nach stumpf, und lauffen sich aus, wie die Bratenwender. Daher ist nichts besser, als wenn man deren Abgang alsbald ersetzen kan. Rechtschaffene Professores findet man nicht alle Tage. Es müssen Leute seyn, nicht allein von guten Sitten und gründlicher Gelehrsamkeit, sondern die auch die Gabe besitzen, eine Sache deutlich, beredt, anmuthig vorzutragen, und sich nach den Begriff junger Leute zu bequemen. Das Donum docendi et proponendi ist was grosses und fürtrefliches. Ohne dasselbe ist auch der gelehrteste Mann auf einer Universität wie ein Licht unter einem Scheffel. (60) Hernach thut auch viel zur Aufnahme einer Universität, wenn man die Freyheit zu denken und zu schreiben nicht einschränket, und keinem verbietet, zu lehren oder zu schreiben, was er will und was er für wahr hält; wenn es nur nicht offenbar wider GOtt oder den Staat ist. Es lauffen zwar solchergestallt viele Irrthümer mit unter: das thut aber der Wahrheit keinen Abbruch. Lasset alles wachsen, biß zur Ernde! Wo diese Freyheit nicht ist, da ist keine rechte Academie. Auch hat man Ursache darauf zu sehen, daß gelehrte rechtschaffene Männer nicht so leicht durch unbesonnene Beschuldigung der Atheisterey verdächtig gemachet und angeschwärzet werden. Denn das ist die alte Mönchs-Methode, und die gröste Stütze der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Heucheley. Es ist aber dieses alles noch nicht hinlänglich: sondern es muß auch auf einer wohl eingerichteten Universität auf gute Sitten, Zucht und Ordnung gesehen und möglichst darüber gehalten werden. Das ist der Grund von allem übrigen. Was kan gutes von einer

in der Facultät andere unpartheyische Personen, die das Werk mit dirigireten, an die Seite setzen. *Fleury* hat in seiner Histoire Ecclesiastique einen besondern Discurs von Einrichtung des Schul-Staats, da er denn auch alle dabey unterlauffende Fehler angezeiget hat. So gewiß es ist, daß die Manufacturen nicht floriren, wenn man Stümper arbeiten lässet; so gewiß ist es auch, daß diejenigen Universiäten nicht floriren können, wo einem jeden ohne Unterschied erlaubt ist, zu lesen. Die jungen Leute, welche auf Universitäten kommen, seynd nicht allezeit fähig zu unterscheiden, wo sie hingehen sollen. Sie seynd bißweilen wie die einfältigen Bauern, welche bey ihren Pfarrer blos auf die Stimme Achtung geben. In der Jugend sehen wir selten auf das, was die Probe hält. Und wenn wir einen angenehmen Wäscher antreffen, der mit einer fertigen Zunge etwas, obwohl ohne Beweis, hersaget: So denken wir, wir hören etwas; in der That aber hören wir nichts. Nebstdeme, wenn auf einer Academie gar zu viel Leute seynd, die da lesen; so wird alsdenn die Anzahl der Zuhörer kleiner: Wie dann an manchen Orten ein Professor deren über zwanzig bis dreysig selten zehlen kan. Mithin werden auch die Doctores, wenn sie gleich gelehrt seynd, nicht aufgemuntert zu lesen; sondern legen sich lieber aufs Bücherschreiben oder auf andere Sachen.

(60) Also war, zum Exempel, Schilter ein grundgelehrter Mann, und ein Jurist, an dem nichts auszusetzen war: Aber er konnte nicht wohl dociren, und hatte deswegen wenig Discipel.

einer Academie kommen, wo nichts als liederliches unordentliches Wesen herrschet? Welcher Vater will seinen Sohn dahin schicken, wo man sich nur schläget, wo man saufft, spielet, tobet? Wenn auch ein Gothofredus, ein Cujacius, ein Molinäus daselbst lehreten: so mögte ich mein Kind nicht dahin schicken. Auf Academien sollen ja Leute gezogen werden, die dereinst dem Staat, dem gemeinen Wesen dienen; dazu gehöret ein feines ordentliches Leben, eine vernünftige Einrichtung und Vorbereitung. Wer nun aber ein liederliches unordentliches Wesen sich einmahl angewöhnet hat, wie, leider! die meisten Studenten auf unsern Universitäten, der wird hernach selten mehr tüchtig seyn, zu einem ordentlichen Leben sich zu bequemen. Und daher kommet es eben, daß die meisten verderben, und schlecht gebraucht und befördert werden. Mancher der von Academien gekommen, siehet alsdenn erst, aber zu spät, wie er es hätte machen und sich aufführen sollen. Die Englischen Universitäten zu Cambridge und Oxford seynd, was die Disciplin betrifft, noch besser bestellet als unsre Deutschen. (61) In Frankreich ist auch meistens eine gute Einrichtung, so daß die Leute, wenn sie zwey bis drey und zwanzig Jahre alt seynd, schon was rechtschaffenes gelernet haben, und gebrauchet werden können. Das macht, es ist Disciplin da. Aus eben der Ursache war auch ehedessen unser Halle ein florissanter Ort, und unsere Universität besser als itzo, da man thun kan was man will. Es gehet sehr schwer her, bey einer alten Universität gute Zucht und Ordnung wieder herzustellen. Bey neuen gehet es damit besser von statten. Neue Besen kehren wohl. Bey Anlegung einer neuen Academie schreibt man Professiones und Gesetze vor, wie man will. Es seynd noch keine Professores und Pursche da, und also kan niemand was machiniren. Sonsten aber, wo schon das Interesse regieret, geschichet es gewiß. Wie lange hat man zu Wolfenbüttel und Hannover daran gearbeitet, um den Unterschied unter den Professor-Purschen und andern Purschen in Helmstädt völlig abzuschaffen, und es doch nicht dazu bringen können. (62) Warum? Die

(61) Benthem in seinem Englischen Kirchen- und Schulen-Staat bezeuget, daß man auf besagten Universitäten nichts anders gewahr werde, als daß die jungen Leute ihrem Studiren einzig und allein obliegen. Der grossen Lords und der vornehmsten Leute Söhne, die da studiren, tragen keine Degen, ausser wenn sie verreisen, oder sonst eine Figur machen müssen. Das ist auch ganz vernünftig: Denn was ist einem Studenten der Degen nütze? Das Courage auf Universitäten heißt auch insgemein nichts. Die meisten lauffen doch davon, oder suchen ihren Gegenpart hinterlistiger Weise eins zu versetzen. Auch haben die grösten Renomisten selten ein gutes Schicksal gehabt, so viel ich mich nur erinnere.

(62) Was hat es nicht ehedessen in Jena für Lermen gegeben, und wie haben sich die Pur-

Professores seynd selbst schuld daran. Wiewohl es auch manchen so sehr nicht zu verdenken ist: denn die meisten haben schlechte Besoldungen, etwa ein oder zweyhundert Gulden, und müssen daher von ihrem Tisch leben. Wenn nun aber vorgedachter Unterschied aufgehoben wird, so bekommen sie keine Pursche mehr an ihren Tisch. Alte Universitäten seynd schwer zu curiren, und wenn ein Uebel einmahl eingerissen ist, so bleibet es auch sehr lange. Eine Universität ist sehr delicat, und fast wie eine Laute, mit welcher, wenn sie verstimmet ist, man lange zu thun hat, biß man sie wiederum zu recht bringet. Der Flor unserer hiesigen Academie hat um die Helffte abgenommen, ungeachtet wir keinen Mangel an geschickten Lehrern haben; Ja in vielen Stücken ist es mit den Wissenschafften besser bestellet als zu Anfang. Es bleibet also dabey, daß durch wohl eingerichtete Academien, (obgleich deren fürnehmster Entzweck in Beförderung der Weißheit, Tugend, Künste und Wissenschafften allerdings bestehet) einem Lande aufgeholfen und die Einkünffte des Fürsten nicht wenig vermehret werden können. Als man vor diesem den jährlichen Ertrag der hiesigen Salzwerke ausgerechnet und befunden, daß, deductis deducendis, hundert und zwanzig tausend Thaler übrig blieben; so wurde dieses für etwas grosses gehalten. Wenn man nun aber rechnet, daß etwa tausend Studenten hier seyn, davon einer jährlich drey bis vierhundert Thaler verzehret: So kommet gleich eine Summe von drey bis vier Tonnen Goldes heraus; und darf dabey ein Herr nicht so grosse Mühe haben, wie bey den Manufacturen, dazu erst viele Anstalten müssen gemachet werden. Wenn auch ein Herr Bergwerke hat; so muß doch das Gold oder Silber erst mit grosser Mühe gegraben, gesäubert, und dann erst gemünzet werden. Wo hingegen eine berühmte Academie ist, da bringen die Studenten von allen Orten und Enden das Geld schon gemünzt ins Land. Das bringet ja unstreitig grossen Vortheil und ist so gut als die beste Manufactur. (63)

XVI.

Pursche widersetzet, da man den Pennalismum abschaffen wollte? Biß man zuletzt die Rädelsführer aufheben, und die Thore schliessen ließ. Da wurden sie etwas zahmer, und wollten nicht mehr alle wegziehen.

(63) Ich weiß einen guten Freund, der von dem vorigen Könige hieher nach Halle war geschicket worden, die Manufacturen in einen guten Stand zu setzen; wie er denn auch unterschiedliches gebessert hat. Als derselbe vor dem Hause, worinnen er wohnte, täglich viele Studenten vorbey gehen sahe, sagte er: Was will man hier viel Manufacturen anlegen? Man gebe nur auf die Academie Achtung, damit fernerhin brave Studenten herkommen: Die seynd besser als Manufacturen.

XVI.

Von ausserordentlichen Mitteln zu Vermehrung der Schatz-Cammer.

Ausser denen bißher erzehlten ordentlichen Mitteln, wodurch ein Regent Geld überkommen kan, giebt es auch ausserordentliche; davon aber die meisten, wenn sie an und für sich betrachtet werden, nichts taugen. Wenn man sie hingegen betrachtet als dienliche und unentbehrliche Hülfs-Mittel in Nothfällen; so heist es: Noth hat kein Gebot; denn da wird ein kleineres Uebel, wodurch ein grösseres abgewendet werden kan, noch für etwas gutes gehalten. Wer inzwischen die ausserordentlichen Mittel als ordentliche gebrauchen wollte, wie die meisten Menschen thun, der würde thöricht handeln und sehr übel verfahren. Es würde eben so herauskommen, als wenn man alltäglich Arzney einnehmen wollte. Zu dergleichen ausserordentlichen Mitteln gehöret, wenn ein Fürst seinen Bedienten ihre Besoldungen bezwacken lässet: welches, ausser einem Nothfall, höchst unbillig ist, indem von denen, die Besoldungen bekommen, die Vermuthung ist, daß sie solche verdienen, und auch dafür arbeiten müssen. Dem ungeachtet ist an etlichen Höfen die Maxime aufgekommen, daß ein jeder Bedienter seine Stelle, wo er nicht abgeschaffet seyn will, lösen solle. Dieses ist eben so schlimm als das vorige, indem es ja in der That einerley ist, ob die Besoldungen jährlich verringert, oder eine jährliche Steuer darauf geleget wird. Auf diese sonderlich in Frankreich seit einiger Zeit übliche Weise bekommet zwar ein Herr Geld in seine Casse; am Ende aber gewinnet er doch nichts dabey: (64) denn die Leute werden mißvergnügt. Was kan man aber von mißvergnügten und unwilligen Bedienten, Räthen und Amtleuten gutes und nützliches erwarten? Entweder verdienet ein Minister und Beamter die Besoldung, die ihm versprochen worden; oder er verdienet sie nicht. Verdienet er sie nicht, warum giebt man ihm solche? Lieber nehme man sie ihm gar. Verdienet er sie aber, warum bezwacket man sie ihm? Es bleibet also dabey, daß man, ausser dem höchsten Nothfall, (in welchem mancher auch wohl sein ganzes Vermögen um des gemeinen Besten willen hergeben muß,) zu diesem Mittel nicht schreiten solle. Ein anderes Noth-Mittel ist, Capitalien aufnehmen: absonderlich wenn man erhalten kan, daß die Leute dem Regenten oder dem Publico solche ohne Entgelt, ohne Zinsen vorschiessen; welches man offt in Reichs-Städten practiciret. Allein es lässet sich nicht überall thun. Grossen Fürsten leihet man nicht gerne: (65) denn bey ihnen gehet öffters Gewalt vor Recht. Difficile est

(64) Schröder hat in seiner Fürstl. Schatz und Rent-Cammer, Cap. V. hierüber gute Erinnerungen ertheilet.

(65) Der Sirach hat die Leute klug gemachet durch seine so treuliche Warnungen, einem gewaltigern nicht zu leihen. S. Sir. Cap. VIII. v. 15. und Cap. XXVIIII. v. 1. 10.

est in tanta licentia tenere modum. Sonsten hat man es in Deutschland ehender thun können, da nehmlich den Gläubigern Steuer-Scheine zugestellet und die Zinsen von den Landständen bezahlet wurden; wie es in Sachsen ist, und wie es noch überall geschehen kan, wo die Landstände etwas gelten. Denn diese müssen in Ansehen bleiben und nicht herunter gesetzet werden: Sonst degeneriret das Regiment in eine Muselmännische Herrschafft. (66) Die Landstände vigiliren für die Freyheit. Der alte Adel ist wie eine eiserne Mauer und Brustwehre der Freyheit wider alle gefährliche Unternehmungen der Fürsten. Wenn ein Fürst die Landstände und den alten Adel über den Hauffen wirft; so ist es um die Wohlfahrt des Landes geschehen, und jener bäcket immer eine neue Creatur nach der andern zu Unterstützung seines Nutzens und Eigensinnes. Die Landstände seynd gleichsam die Bürgen der ganzen Provinz. Wo die nun herunter gesetzt seynd, da gehet alles bunt durcheinander. (67) Es ist also kein Wunder, daß grosse Herren, wenn sie Geld aufnehmen wollen, so wenig Credit finden. Der König in Spanien, Philipp II. hat zwar von den Genuesern zu erhalten gewust, daß sie ihm grosse Geld-Summen von zehn biß zwölf Millionen gegen sehr geringe Zinsen vorgestreckt haben: Es waren aber bey diesem Fall besondere Ursachen und Umstände, die nicht überall statt finden. König Phi-

(66) In des *Dan. de Priezac* Discours politiques stehen viel schöne Gedanken zu Erläuterung dieses Satzes.

(67) Pufendorff erzehlet vom Churfürst Friedrich Wilhelm dem Grossen, daß derselbe gesagt habe: Seine Leute sollten das Aerarium mit Hülfe der Landstände vermehren helfen. Bey dem vorherigen Churfürsten Georg Wilhelm war der Schwarzenberg das Fac totum gewesen. Dieser hatte die Landstände herunter gesetzet. Da war Jammer und Noth. Der Churfürst konnte nicht einmahl nach Holland reisen, biß ihm die Prinzeßin von Oranien Geld vorstreckte. Darum muste Friedrich Wilhelm seine Lande wiederum in guten Stand zu setzen bedacht seyn. Diese Nachricht hat Pufendorff, wie er sagt, auf Befehl aufzeichnen müssen. Man siehet hieraus, daß es sehr gut ist, wenn die Landschafft Capitalien für den Herrn, wenn er Geld vonnöthen hat, negotiiren kan. Welches in Sachsen so ist, auch vor diesem in hiesigen Landen so gewesen. Da träget auch die Landschafft die Zinsen ab, und ist besorgt, Gelder gegen geringere Zinsen zu bekommen. Nur muß dabey richtig eingehalten, und der Credit nicht geschwächet werden. Ich weiß, daß ein grosses Lamento in einem Lande entstanden, da man den Landschaffts-Credit über den Hauffen geworfen hatte. Es hieß: Der Herr hätte selbst Geld, und brauche also keinen Credit; deswegen zog er die Credit-Casse ein, und schaffete die Bedienten derselben ab, weil sie in der That überflüßig und schädlich waren. Alles dieses war zwar den damahligen Umständen so ziemlich gemäß: Aber seynd denn alle Herren so geschickt zu regieren, wie dieser oder jener? Es kan ein Unglück kommen: da ist alsdenn niemand, der dem Herrn einen Groschen borget. Es stehet auch hernach dahin, ob die Landschafft wiederum ihren Credit interponiren werde. Man muß demnach bey dergleichen Unternehmungen nicht nur auf das gegenwärtige, sondern auch auf das künfftige sehen.

Philipp hielte genaue Freundschafft mit den Genuesern und ließ seine Flotte allezeit in ihren Hafen einlauffen, um zu verhindern, daß sie sich nicht an Frankreich wendeten und hängeten. Wenn sie dieses gethan hätten, würde er ihnen nicht einmahl Zinsen gezahlt haben: Das Capital seynd die Spanier ohnedem noch schuldig. Zu den Noth-Mitteln gehören ferner die Kopf-Steuern und andere ausserordentliche Anlagen. Allein dazu muß ein Regent nicht anderst als mit der grösten Ueberlegung und Bedachtsamkeit schreiten. Nichts destoweniger pflegt man heut zu Tag solche hin und wieder ohne Bedenken dem Lande aufzulegen; nicht sowohl, wenn es die höchste Noth erfordert, sondern vielmehr, wenn in guten Zeiten alles verschwendet worden, und hernach etwa eine kleine Aenderung oder unvermuthete Ausgabe fürfället. Etliche haben noch einen andern Anschlag, welcher aber noch viel weniger als die vorigen für rechtmäßig zu halten ist. Nehmlich bißweilen ist ein Staat sehr tief in Schulden verfallen, wie z. E. die Republic Holland, die viele Millionen schuldig ist; so daß, wenn keine andere Verfassung gemachet wird, die Holländer in hundert Jahren nicht vermögend seynd ihre Schulden abzutragen. Ja sie können nicht einmahl die Subsidien-Gelder abtragen. Da haben nun einige gemeynet, man sollte in der Noth alle vormahls aufgenommene Capitalien, wenn die davon entrichtete Zinsen vltra alterum tantum gestiegen wären, auf einmal caßiren und abthun. Allein, warum soll ein Glaubiger deswegen sein Capital einbüssen, weil man es ihm nicht wiedergegeben hat, ehe die Zinsen so hoch gestiegen? Es ist auch dieses nur ein civil-Gesetz, daß wenn sich die vsurae vltra alterum tantum belauffen, alsdenn das Capital verlohren gehen solle. Ich weiß, daß zwo Reichs-Städte, welche in grossen Schulden stecken, bey dem Kayser angehalten haben, daß ihnen erlaubet werden mögte, die Capitalien zu caßiren: aber der Kayser hat es ihnen abgeschlagen. Es ist keine Kunst, vielerley ausserordentliche Mittel, um den Geld-Mangel zu ersetzen, auszusinnen und anzugeben: Ob sie klug, rathsam, und von gutem Erfolg seyn werden, ist eine andere Frage. Die Aufrichtung der Lotterien ist, meines Erachtens, noch eines von den besten Mitteln Geld ins Land zu ziehen. Man spricht zwar, die Lotterien seyen ein Zeichen der Armuth; und das ist wahr: Indessen kan man dadurch unstreitig gewinnen. Die Engelländer und Holländer, wenn sie nicht wissen, woher sie Geld bekommen sollen, halten Lotterien: Und habe ich wahrgenommen, daß solche von gescheiden Leuten auch den Fürsten seynd angepriesen worden. Will ein Herr einen privat-Mann bereichern; so darf er ihm nur verstatten, eine ansehnliche Lotterie anzustellen, und fidem publicam hergeben;

so wird selbiger bald reich werden. Der Vortheil ist offenbar. Ehe die Lotterie gezogen wird, muß ja die völlige Geld-Summe schon eingelaufsen seyn: Hernach bekommen die, so in die Lotterie eingelegt haben, zwar etwas zuruck; den Ueberschuß aber behält man. Einige haben zwar die Frage aufgeworfen, ob die Lotterien erlaubt und Christlichen Völkern anständig wären? Denn die Phantasten und Schwärmer sagen, die Menschen würden dadurch zum Geitz und zur Gewinnsucht gereitzet und angelocket. Allein wenn man diesen Grund wollte gelten lassen, so müste man auch die Kaufmannschafft verwerfen. Man siehet also wohl, daß die Lotterien an sich unverwerflich seynd. (68) Es ist nicht zu läugnen, daß manchmahl ein ungerechter Geitzhals aus böser Begierde zu gewinnen Geld in eine Lotterie giebt: aber darum hat man nicht Ursache sich zu bekümmern. Es können ja auch viel andere aus unschuldiger Absicht und ohne Superstition etwas hinein legen. Ich glaube dannenhero, daß man wohl eingerichtete Lotterien auch wohl unter die ordentlichen Mittel, die Einkünffte eines Staats zu vermehren, setzen könne. (69)

XVII.

Durch was für Mittel die Schatz-Cammer in gutem Stande zu erhalten sey.

Auf die Mittel den Schatz zu vermehren, folgen die Mittel selbigen zu erhalten. (70) Daher wollen einige Statisten, man solle zweyerley Schatz-Cammer- oder Finanz-Räthe bestellen: Etliche welche die Vermehrung des Schatzes, und andere, welche die Erhaltung desselben zu besor-

(68) Dieses hat Mr. *le Clerc* in seinen Reflexions sur ce qu'on appelle bonheur & malheur en matiere de Lotteries sehr wohl gezeiget, dabey auch erinnert, daß, wenn etwa einer, der Geld in eine Lotterie geleget, ein gutes Billet bekäme, er nicht gleich schliessen müsse, daß unser HErr GOtt ihm etwas ausserordentlich zugewendet, oder daß sich der göttliche Einfluß bey ihm sonderlich gezeiget habe. Bey dieser Gelegenheit redet auch le Clerc von dem Seegen GOttes, und weiset, was darunter zu verstehen sey: welche Abhandlung mir in dem ganzen Buche am besten gefallen hat. Er saget: man solle sich nicht einbilden, als ob sich GOtt also in dergleichen menschliche privat-Händel mische, daß, wenn einer glücklich wäre, solches alles aus besondern göttlichen Einflusse herrührete. Unser Glück bestehet in der Weißheit. Wer diese hat, und seine Sachen klüglich anfänget, der kan freylich sein Vermögen mehr vermehren als ein anderer. Ein Unweiser bleibet beständig arm und in Unordnung. Daher sollten die Menschen GOtt nur um Weißheit, Tugend, Verstand, Wachsamkeit bitten. Es wäre zu wünschen, daß die Geistlichen den Leuten einen vernünfftigen Begriff vom Seegen GOttes beybrächten, weil die meisten in dergleichen Fällen enthusiastisch urtheilen.

(69) Daher hat der bekannte Theodor Ludwig Lau angerathen, alle Jahre eine importante Lotterie zu halten. Er hat auch in einem kleinen Tractat von drey biß vier Bogen gewiesen, in was für einem schlechten Zustande die Holländer stünden, und wie sie durch grosse Lotterien ihre Schulden zu tilgen gesuchet, obwohl solche nicht hinlänglich gewesen.

(70) S. oben den V. Absatz dieses Capitels.

sorgen haben. (71) Beydes kan selten beysammen stehen. Denn die, so auf Bereicherung der Schatz-Kammer und Vermehrung der Einkünffte bedacht seynd, müssen vieles wagen, und manchen Vorschlag thun, dessen Ausführung Kosten erfordert, und also mit Erhaltung des Schatzes zu streiten scheinet: diejenigen hingegen, welche nur auf Rechnung sitzen und auf die Conservation Achtung geben sollen, gehen behutsam, fürchten sich mehr, wagen nichts, und haben doch, ob sie schon um Vermehrung der Einkünffte sich nichts bekümmern, ihre Hände voll zu thun. Des Herrn Cammer zu füllen ist offt keine Kunst: aber das ist eine Kunst, daß dabey alle Stände in ihrem Wesen bleiben und bey guter Wohlfahrt erhalten werden. Wenn die Unterthanen verarmen; so ist der Profit schlecht. Auf die letzt hat eben der Fürst gar keine Unterthanen mehr. Was kan man sich aber von einem Fürsten ohne Unterthanen für eine Vorstellung machen? Es ist demnach der Vorschlag, die Cameral-Sachen, wie vorgedacht, in zwey unterschiedliche Collegia zu theilen, allerdings zu billigen. Ein Fürst ist glücklich, wenn er geschickte Cameralisten von beederley Gattung hat: Nehmlich einige, die die Einkünffte behörig berechnen, und besorgt seyn, daß sie nicht abnehmen; dann aber auch andere, welche auf neue Einkünffte und Erfindungen denken. Ein grosser Herr muß bißweilen etwas wagen: denn wer nichts waget, gewinnet auch nichts. Er darf deswegen eben nicht sein ganzes Land dran setzen, oder seine ganze Schatz-Kammer ausleeren: Sondern er muß nur nicht aus Kargheit und Furchtsamkeit sich abhalten lassen, neue und wahrscheinliche Vorschläge zu probiren. (72) Er muß alles über-

(71) Dieses hat auch schon Schröder in der Fürstl. Schatz- und Rent Kammer Cap. II. gerathen; und nach ihm der Lau in seinem so betitelten Vorschlag von Einrichtung der Intraden und Einkünfften der Souverainen und ihrer Unterthanen. In diesem Buche findet man zwar mehr nur die Rubricken von allerhand das Finanzwesen betreffenden Materien, als daß selbige ausgeführet wären: Es giebt aber doch Gelegenheit darüber nachzudenken und zeigt, daß der Verfasser viele Geschicklichkeit und Erfahrung in diesen Sachen habe; ob er wohl im übrigen ein Atheist ist, und gar nichts glaubet. Denn das thut hier nichts zur Sache. Er ist ein gebohrner Preusse und wegen seiner Atheisterey überall herum gefahren, endlich aber in Curländische Dienste gekommen.

(72) Man muß sich auch nicht gleich abschrecken lassen, wenn schon in den ersten Monat oder Jahre der Nutzen oder die gehoffte Vermehrung der Einkünffte nicht merklich ist: denn dadurch ist es offt geschehen, daß der beste Anschlag nicht ausgeführet worden; sondern unterblieben ist: zumahl wenn der Fürst keine Gedult und dabey furchtsame Cameralisten hat. Zum Exempel: wenn ein grosser Herr die Schiffahrten auf den Flüssen in seinem Lande frey lassen wollte; so würden bald die Commercien in dem Lande desto besser floriren und alles lebhaffter werden. Allein da fürchtet sich der Cammer-Rath, es mögte nicht recht angehen, es mögte der Nutzen zu lange aussen bleiben, und folglich er zuletzt den Schaden ersetzen

legen und daher seinen Finanz-Bedienten verstatten, daß sie ihm ihre Meynungen und Entwürffe frey vortragen dürfen. Er muß es machen wie Ludwig XIV. welcher die Gedult gehabt, alles anzuhören; sonderlich zu der Zeit, da Colbert bey ihm in grossen Gnaden stund. Wenn ein grosser Herr nichts waget; so kommet offt ein anderer und nimmet ihm den Gewinst vor dem Maule hinweg. Wie es mit der von Christophoro Columbo gemachten Entdeckung der neuen Welt zugegangen, ist bekannt, und davon bereits oben an einem andern Ort umständlichere Erwehnung geschehen. Alle neue Projecte haben ihre Schwürigkeit, (73) und neue Erfindungen kan man nicht auf einmahl in die Höhe bringen; sondern sie steigen nach und nach. Deswegen muß ein Herr nicht gleich böse werden, wenn die ersten Proben nicht recht von statten gehen. Es wäre gut, wenn man zu den Versuchen neuer Erfindungen gewisse Fonds aussetzete; welches gar wohl möglich ist, wenn man es recht anfänget. Man sollte dergleichen Lehrsätze jungen Prinzen bey Zeiten beyzubringen suchen, damit sie hernach, wenn sie in die Regierung kommen, nicht denken, es sey alles schon so gewesen und könne nicht geändert werden. Im Alter leiden die Fürsten nicht gerne, daß man ihnen viel von neuen Anstalten vorsage, sondern da werden sie gleich verdrießlich. Es wäre auch zu wünschen, daß grosse Herren Leute, die dereinst gute Cameralisten abgeben können in fremde Länder reisen liessen. Da würden sie manches erfahren und lernen, so sie hernach in ihrer Heimath zum Nutzen des Landesfürsten anwenden könnten. (74) Es ist also einem Fürsten gar viel daran gelegen, daß er

Schaden ersetzen müssen, oder gar abgeu. s. w.

(73) Man kan offt Dinge zu Stande bringen, von denen man anfangs kaum gedacht, daß sie möglich seyen. Wie das Königliche Salz-Hauß hier in Halle angeleget wurde, meynte fast jedermann, es würde nicht angehen; und doch ist es angegangen.

(74) Der offt belobte Schröder war ein Mann, der wohl gewust hat, wie die Finanzen einzurichten. Er hatte aber, besonders in Frankreich, von dem Colbert, zu dessen Zeiten er in selbigem Lande gewesen, vieles gelernet. Darum ward er hernach so beliebt bey dem Herzog Ernst zu Gotha, welcher ihn endlich dem Kayser Leopold überließ. Er würde Wunder von Oesterreich geschrieben haben, wenn ihn nicht die neidischen Oesterreicher, wie schon oben bey anderer Gelegenheit erzehlet worden, den Kopf abgeschnitten hätten. Hörnigk, welcher mit dem Schröder nach Wien gegangen war, schrieb auch einen artigen Tractat, unter den Titel: Oesterreich über alles, wenn es nur will. Als er aber sahe, wie es dem Baron Schröder ergangen, trauete er nicht weiter, und gieng fort. Wo der Adel und die Geistlichkeit allzuviel zu sprechen haben, wie in Oesterreich, da wird man es in Cammer-Sachen nicht weit bringen. Der Adel hänget sich gleich an die Clerisey; diese aber an den Pabst, welcher dann mit seinen Bullen drein kommet. Deswegen sagte der Fürst von Fürstenberg, welcher Statthalter in Dreßden gewesen: Die Protestanten hätten zehnmahl bessere

Gele-

er geschickte Cameralisten in seinen Diensten habe. Indessen weiß man, daß vor dem Leute von Extraction sich gescheuet haben, Cammer-Räthe zu werden. Sie sagten: Für grosse Herren und Edelleute gehöre der Degen. In Frankreich wird man finden, daß die grösten Financiers von geringer Extraction gewesen, welche sich hernach in die Höhe geschwungen haben: denn es herrschte auch in Frankreich der Wahn, als schickten sich dergleichen Bedienungen nicht für Stands-Personen, biß endlich Colbert kam, welcher die Finanzen recht in die Höhe zu bringen wuste. (75) Das ist noch ein Fehler an vielen Höfen, daß man dergleichen Leute zu gering hält, und die Cammer allen andern Collegiis nachsetzet. Daher haben sich wenige auf solche Dinge appliciren mögen, weil sie gesehen, daß dabey keine hohe Fortune zu machen sey. Derowegen muß man als ein Principium regulatiuum annehmen, die Cameralisten hoch zu setzen. Es ist eine Kunst, einen recht schaffenen Financier abzugeben. In Reichs-Städten hat man nichts von Finanzen, sondern da bleibt man gemeiniglich bey dem alten. Es werden diejenigen, so bey dem Aerario sitzen, nicht mehr geehret als andere. Man nimmet zwar die ältesten Leute dazu: aber die erhöhet man nur, weil sie Seniores seynd. Die Losunger in Nürnberg seynd alte Leute, welche man ehret wegen ihres Alters: wenn aber dieselbigen blos vom Aerario leben sollten, würden sie schlecht auskommen. Wer einen rechten Financier oder Cammer-Rath abgeben will, muß weitläufftige Wissenschafft und Erfahrung besitzen, fürnehmlich auch eine gute Politic und Moral innen haben: denn wenn er keine Moral weiß, so kennet er die Menschen nicht, und machet folglich einen Fehler über den andern. Eine Veränderung und neue Einrichtung der Finanzen kan leichtlich die Leute närrisch machen, daß sie anfangen zu murren; welches man aus der Historie des Cardinals Mazarini und anderer sehen kan: Und also wird eine grosse Klugheit erfordert, wenn man dergleichen Sachen recht einsehen, und alles so einrichten will, daß die Unterthanen nicht unwillig werden. Weil nun aber von Vermehrung der Einkünffte bereits in dem vorigen zur Gnüge ist gehandelt worden, und hingegen itzo nur de conservando Aerario eigentlich die Frage ist: so wollen wir nunmehro einige der fürnehmsten dahin gehörigen Mittel in Betrachtung ziehen. Und kan man solche in folgenden vier Maximen oder Regeln der Staats-Klugheit ein-

Gelegenheit, ihre Cammer-Einkünffte zu vermehren als die Catholiken. Wie ich dieses selbst aus des Fürsten Munde gehöret habe.

(75) Die Frage, ob einer von Adel nicht Bedenken tragen solle, sich bey dem Finanz-Wesen gebrauchen zu lassen, hat auch Mr. *de Cailliere* in seinem Werkgen de la Fortune de gens de qualité (Cap XX.) aufgeworfen und untersuchet; zuletzt aber doch gemeynet, daß es angehe.

schliessen. 1. Die erste Regel ist: Die zu den Einkünfften des Staats oder des Landesherrn gehörige Güter, Regalien und Gerechtigkeiten sollen möglichst beybehalten und nicht verringert, weggegeben oder veräussert werden. Grosse Herren, die dieses nicht in Acht nehmen, müssen nothwendig immer ärmer und schwächer werden. Unsere Deutsche Kayser seynd ein lebendiges Beyspiel hievon. Sie besassen vor Zeiten drey ansehnliche Königreiche und hatten in jedem derselben ihre Domainen. Die seynd aber nach und nach alle von andern verschlucket worden. (76) Daher sollen kluge Fürsten fein ihre Cammer-Procuratores halten, und fleißig vigiliren lassen, damit nichts wegkomme, und alles, was unbefugter Weise veräusert worden, vindiciret und wieder beygebracht werde. Einem grossen Herrn wird sonst bald dieses bald jenes abgezwackt: Und wenn er nichts mehr hat, wird ihm das Volk von neuem nichts mehr zu seinem Unterhalt oder Domanio geben; zumahl da es ohnedem geneigt ist zu denken, der Fürst habe zu viel, und mehr als er brauche. Deswegen heisset es nach den Grundsätzen des Deutschen Rechts: Die Domanial-Güter und Regalien können nicht veräusert, und wo es geschehen, mit Fug und Recht wieder eingezogen werden; mithin habe bey denselbigen keine Verjährung statt. Diese Lehre ist auch gar nicht unbillig oder hart, sondern ganz vernünfftig und nach den Principiis des Völker-Rechts und ex intentione primorum constituentium nothwendig. Indessen aber fehlen die Procuratores gemeiniglich darinnen, daß sie alles zu Domainen machen, was doch keine seynd. Darinnen haben es unter andern die Schwe-

(76) Nun sprechen zwar einige Publicisten, (e. g. *Cocceius* jur. publ. cap. IX. §. 19.) die Könige in Deutschland hätten ja nur ihre Domainen und Regalien in feudum gegeben, und das Dominium directum darüber behalten: Es saget aber *Ludou. Cantarellus Faber* (Louïs Chantereau le Fevre) in seinem Werke vom Ursprung der Lehen gar wohl, das Dominium directum sey eine Chimäre. Was hilfft es mir, wenn ich das Dominium directum über ganz Asien, Africa und Europa habe, und habe nicht einen Kreutzer davon einzunehmen? Die Gelehrten haben dergleichen Distinctionen erdacht und gesaget: wenn ein Herr seine Güter andern zu Lehn gäbe; so behielte er gleichwohl das Dominium supremum. Daher musten die Vasallen bey der Lehns-Empfängniß grosse Submißion bezeigen, wie es noch ist. Da meynten dann die Herren Wunder was sie hätten, da sie doch das vtile weggeben. Darum sagt der vorgedachte *Cantarellus Faber:* der König in Frankreich Hugo Capetus, der unrechtmäßiger Weise auf den Thron gestiegen, habe eben so die Domainen weggegeben, weil er für sich ein reicher Herr gewesen. Er setzt aber hinzu: dadurch sey auch Frankreich verarmet und in keine Consideration gekommen, biß unter König Ludwig XI. alles sey reduciret worden. Vor diesem ist also das Französische Reich in einen eben so schlechten Zustande gewesen, als Deutschland. Man stunde vor Zeiten in den Gedanken, als ob es nicht viel zu bedeuten hätte, ob dieses oder jenes Recht von dem Kayser, oder von einem andern exerciret würde.

Schweden versehen, da sie alles, was von der Königin Christina war veräussert worden, revociren wollten: Sie haben aber auch erfahren, was für grosse Bewegungen, Mißtrauen, üble Nachreden, daraus entstehen, wenn bey den Reductionen die Saiten zu hoch gespannet werden. Sie haben darüber Liefland, Ingermanland, Kexholm, Bremen, Vehrden, Pommern, verlohren. Daß sie den armen Patkul rädern lassen, war noch ihre einzige Freude. Kurz, sie zeigten bey dieser Gelegenheit, daß sie nicht zu regieren wusten. Wenn es gewiß und ausgemacht ist, daß dieß oder jenes zu den Domaniis gehöret, so halte ich es allerdings mit denen, welche sagen, es müsse alles revociret und zusammen wieder vereiniget werden: ausgenommen, wo die Besitzer iustam et praegnantem causſam retentionis für sich haben. (77) 2. Das zweyte Mittel das Aerarium in guten Stande zu erhalten bestehet in ordentlicher und klüglicher Administration der Einkünffte. Dahin gehöret, daß die Gelder genau berechnet, mithin gute und fleißige Cameralisten und Controleurs, (doch deren nicht allzuviele) gehalten, im übrigen auch alle überflüßige Ausgaben vermieden werden. (78) Wo dieses nicht in Acht genommen wird, da muß das Finanz Wesen, auch bey grossen Einkünfften, in Verfall gerathen. Man hat den Holländern nachgerechnet, daß sie jährlich über eine Million Gulden verschwenden, nur mit überflüßigen Bedienten beym Aerario. Ihr Finanz-Wesen stehet elend: Sie seynd viele Millionen schuldig, und tragen doch nichts ab. (79) Mancher Fürst ist dadurch in Schulden gerathen, daß er immer neue Besoldungen gemacht, wenn ihm, wie es an allen Höfen nach Gunst gehet, bald dieser bald jener recommandiret worden. Es ist demnach weit rathsamer, hierinnen ein gewis-

(77) Wie z. E. die Stadt Woodstock von der Englischen Nation dem Herzog von Marlborough, seiner grossen Verdienste wegen, geschenket und erblich übergeben worden. Uebrigens ist von der Veräusserung der Domainen und deren Reduction bereits oben im VII. und XIII. Absatze dieses Hauptstücks verschiedenes erinnert worden.

(78) Hievon ist bereits oben im VIII. §. dieses Capitels mit mehrern gedacht und erinnert worden, daß zwar grosse Herren freygebig seyn müssen; aber zu rechter Zeit, und so, daß keine Verschwendung daraus werde. Wo aber der Fürst mehr seinen Paßionen als der Vernunfft folget, da ist es kein Wunder, wenn er verarmet, und der Reichthum solchen Personen zufället, die es am wenigsten verdienen. Wie man von einem gewissen Lande saget, daß, wenn man die Gelder nähme, die an die Maitressen verwendet würden, davon eine stehende Armee zum wenigsten von 25000. Mann unterhalten werden könnte.

(79) Law hat den Holländern das alles vor die Nase gerechnet, und versprochen Mittel zu zeigen, wie ihre Schulden bezahlet, und doch dabey die Millionen Ausgaben könnten bestritten werden. Aber die Holländer seynd eine hartnäckigte Nation. Sie gehen von ihrer Einrichtung nicht ab, nehmen auch keine Fremde, sondern lauter Holländer zu dergleichen Aemtern.

gewisses Reglement zu machen und dabey zu bleiben. Lipsia vult exspectari. Die Leute, welche dem Herrn dienen wollen und an dessen Hof ihr Glück suchen, mögen sich gedulten, biß solche Stellen ledig werden, die sich für sie schicken. Ein anders ist es, wenn zuweilen eine Person von ausnehmender Geschicklichkeit und von grossen Gaben seine Dienste anbietet, als wie z. E. der Marschall von Schomberg, der sich aus Frankreich nach Deutschland an den Hof des Churfürsten Friedrich Wilhelms gewendet hatte. Denn in dergleichen Fällen machet man billig eine Ausnahme.
3. Das dritte Mittel Geld zu ersparen und die Schatz-Kammer nicht zu erschöpfen, ist, wenn ein Herr nicht gar zu viel Soldaten hält. Nun ist es freylich heut zu Tage mit dem Kriegswesen nicht mehr, wie vor Zeiten, da die Ritterschafft auffsitzen und sich selbst die Rüstung schaffen muste. Man brauchete auch vor diesem noch keine so grosse Armeen. Kayser Carl V. und der König Franciscus I. in Frankreich haben dieses zuerst angefangen, und wohl 100000. Mann gegeneinander zu Felde geführet. (80) Daher haben nunmehro die meisten Potentaten viele tausend Mann auf den Beinen, welche, da sie sonsten keine Handthierung treiben, alle von dem Herrn unterhalten und ernehret werden müssen. (81) Das kostet entsetzlich viel, wenn schon von den gemeinen Soldaten einer des Tags nur 18. Pfennige bekommet. Und was kosten nicht erst die Officiers? Wenn man nun diese Leute wegthut, so bleibet ein grosses in Casla. Daher pflegen fast alle Nationen ihre Soldaten zu reduciren, wenn sie solche nicht mehr brauchen. (82) Was soll man auch in Friedens-Zeiten mit so viel bewafneten Leuten machen? Will man etwa das Land

(80) vid. *Perizon.* in hist. Saeculi XVI. p. 10. und sonst hin und wieder, der als ein Republicaner für die Freyheit der Völker schreibet, und in solcher Absicht die Unterhaltung so vieler Soldaten nicht billiget.

(81) Unsere Militia mercenaria ist sonderlich von den Zeiten des Kayser Sigismundi recht aufgekommen. Man findet zwar schon vorhero einige mercenarios: doch dauerte die militia vasallitica noch immer, biß sie endlich abgekommen, und die Leute für Geld gedienet, pro *Solidis*, daher sie *Solidati* oder Soldaten genennet worden. Im übrigen war die Lehens-Militz zahlreich genug. In dem einzigen Engelland seynd 60000. Feuda: in unserm Deutschland aber deren noch weit mehr. Diese Vasallen musten sich in Feldzügen alle exhibiren und mit Leib und Leben dienen.

(82) Man muß aber mit Abdankung der Truppen auch nicht zu weit gehen, und das Land nicht zu sehr entblössen. Sonst gehet es wie bey den Holländern, die durch ihre neu-angeworbene ungeübte Mannschafft fast allezeit verlohren haben, weil sie selten in Verfassung stehen, wenn bey ihnen ein Wetter aufziehet. Die Franzosen seynd uns lange überlegen gewesen, weil sie ihre Cavallerie meistens bey- und im beständiger Uebung gehalten haben. Bey uns hingegen läßt man lauter neue Leute auffsitzen, die nichts ausrichten, oder gar ausreissen, wie in der Schlacht bey Hünningen, die der Prinz Louis von Baden verlohren hat. S. oben den §. VII. dieses Capitels.

Land belägern? Indessen aber können wir in facto nicht decidiren, ob und wieviel ein Herr Truppen nöthig habe. Offt kommet es den Bürgern vor, als brauche man so viele Soldaten nicht, da sie doch nothwendig seynd. Unser König muß viel Truppen halten wegen Nachbarschafft des Czaaren, der bewaffnet auf den Grenzen stehet und lauret wie der Türk; wegen der Catholicken, die den Bogen hoch spannen. Wir haben viele Prätensionen und Succeßions-Fälle, die auf dem Sprung stehen, (83) und was dergleichen Ursachen mehr seynd. Es kommet hiebey gar nicht auf die Unterthanen an, was sie dafür halten; es gebühret ihnen auch nicht, die Absichten ihres Herrn zu untersuchen. So beschwerlich auch eine zahlreiche Armee dem Lande ist, so ist sie doch offt unentbehrlich. Der Kayser, (84) mächtige Könige, grosse Churfürsten müssen stets auf gute Miliz bedacht seyn. Mit einem kleinen Fürsten hingegen, der ein Land von wenig Meilen und keine Festungen hat, ist es ganz anderst. Was braucht ein solcher für Armatur und Soldaten? Warum will er eine Garde halten, die ihm nur viel kostet, aber nichts hilfft noch nutzet, als blos zum Staat? Wer wird ihn von seinem Schloß herunter stehlen? Im übrigen aber handeln auch grosse und mächtige Fürsten wider die Staats-Klugheit, wenn sie ohne Noth gar zu viel Kriegsvolk halten. Sie erwecken sich nur Feinde damit, und geben Anlaß, daß man ihnen nichts gutes zutrauet, indem es kaum glaublich scheinet, daß einer ohne besondere und weit aussehende Absichten eine grosse Armee werben werde. Es ist besser, wenn ein Herr in Juwelen oder andern Dingen Geld verthut, als wenn er ohne Noth gar zu viel Soldaten hält, die nur das Land und die Unterthanen beschweren, (85) ihr Brod

(83) Possession der Länder muß mit Soldaten genommen werden, nicht mit Notarien und Zeugen. Die Sachsen thaten das letztere bey der Lauenburgischen Succeßion. Der Herzog von Zelle hingegen nahm Possession mit Schweinsfedern und Stückkugeln: wie er denn auch obtiniret hat. Die Sachsen haben hernach ihre Prätension an Hannover verkauffet.

(84) Der Herr von Hornigk hat dem Hause Oesterreich einen Vorschlag gethan, wie es ohne grosse Beschwerlichkeit beständig eine Armee von 100000. Mann halten könnte. So hat man auch dem Deutschen Reich schon längst militiam perpetuam angerathen, damit künftighin, bey einbrechender Gefahr, keine solche Bangigkeit enstünde. Der Verfasser des Tractas von Geldmangel in Deutschland hat auch hievon gehandelt.

(85) Man könnte zwar denken, daß von einer Armee, die im Lande ist, die Bürger und Einwohner in Ansehen ihres Gewerbes auch einiger massen Vortheil hätten, und solcher Gestalt wegen stärkere Consumtion mehr Geld unter die Leute käme: Allein bey genauerer Betrachtung wird sich finden, daß der Nutzen sehr schlecht ist und die Beschwerlichkeiten nicht überwieget. Das Geld bleibet nicht alles im Lande, zumahl da der Luxus zu unsern Zeiten stark eingerissen ist, und inzwischen muß gleichwohl der Herr die Soldaten ernehren.

Brod im Müßiggang verzehren, und mancherley Boßheiten (wogegen auch die strengste Disciplin nicht allemahl hilft) ausüben, offt durchgehen und in wenig Jahren unbrauchbar werden. 4. Endlich stehen einige Staatslehrer in den Gedanken, daß es sehr gut, nützlich und ordentlich sey, wenn unterschiedliche und abgesonderte Cassen gehalten und die Gelder darein vertheilt würden. Z. E. Steuer- Finanz- Kriegs- Legations- Bau- Hof- Feuer-Cassen, und dergleichen. Allein so schön auch dieser Vorschlag in der Abstraction lautet, so wenig tauget er in der Application. Wo viele Cassen seynd, da ist viel Betrug. Daher hat der König in Preussen nicht ohne Ursache alle ehedem abgesonderte Cassen aufgehoben und alles in eine zusammengezogen. (86) Auf solche Weise brauchet man nicht so viel Bediente; (87) man kan auch nicht so sehr bestohlen werden. Wo viele Cassen seynd, da kan es so genau nicht abgehen, daß nicht manches sollte unterschlagen werden, und denjenigen in den Beutel fallen, so bey der Einnahme sitzet: Es giebt auch sonst zu allerhand Weitläufftigkeit und Verwirrung Anlaß. Wo hingegen nur eine oder höchstens zwo Cassen (88) seynd, da kan der Regent eher wissen, was er einnimmt und was er ausgiebt: Denn da bekommet er wenig Rechnungen, die er bald übersehen kan: Sonderlich wenn sie so künstlich eingerichtet seynd, wie solche Colbert in Frankreich für seinen König machen lassen. Er kan auch solchergestalt leichter hinter die Betrügereyen der Finanz-Bedienten kommen, und sie zur Straffe ziehen. Unserm vorigen Könige (Friedrich I.) hat man nachgerechnet, daß er in kurzer Zeit um drey biß viermahl hundert tausend Thaler betrogen worden. Nach der Zeit ist man den Einnehmern schärfer auf der Haube gewesen. Oeffentliche Gelder müssen heilig seyn, und von privat-Leuten nicht angerühret werden. Bey uns seynd neue Gesetze daher entstanden. Also hat

(86) Der Czaar hat ebenfalls gut gefunden, seine Cassen zu vereinigen. *Jaques Savary* in seinem vollkommenen Negocianten saget: der Türk wäre zwar sonst tumm; aber darinnen wäre er doch gescheid, daß er nicht mehr als zween Kerls hielte, die seine Einkünffte besorgen müsten: ja er würde nur eine Casse haben, wenn das Türkische Reich nicht so gar weitläufftig wäre und sich gegen Mitternacht, Morgen und Abend erstreckte.

(87) Die Holländer versehen es hierinnen, daß sie zu viele Cassen haben und dabey zu viel Leute besolden. In Amsterdam ist ein eigner Kerl cum pingui Salario bestellet, dessen Verrichtung nur darinnen bestehet, daß er die Placate anschlägt. S. Lau in einem Tractätgen von den Fehlern und Mängeln der Republic Holland

(88) Man muß nehmlich darauf sehen, in welcher Verfassung ein Land stehe, und was für Verträge zwischen dem Fürsten und Landständen vorhanden seyen. Da nun in Deutschland die Landstände bey dem Steuerwesen viel zu sprechen haben, und ihnen das Condirectorium darüber zukommet; so leiden sie nicht gerne, daß die Steuer Cassa mit der Cammer- oder Finanzen-Casse confundiret wird.

hat Friedrich Wilhelm ein Gesetz gegeben, daß, wer bey einem verrechneten Amt hundert Thaler stehlen würde, gehangen werden sollte. Es ist zwar ein hartes, aber doch nothwendiges Gesetz. Im übrigen ist auch diese Cautel gut, daß man nicht viel Geld in der Casse lasse: Sonst brauchet es der Ober-Einnehmer für sich und wendet es zu seinem Nutzen an. Wenn man Controleurs und dabey noch einen Ober-Aufseher bestellet, wie es bey uns gehalten wird, so kan nicht so viel Betrug mehr gespielet werden. Man schicke bißweilen Controleurs extra ordinem ab, die Cassen zu besichtigen, wie es damit stehe: (89) Denn sonsten wird das Geld darein geschaffet, wenn der Termin kommt; es wird inzwischen damit Handel und Gewerbe getrieben, herausgenommen, und zuletzt nicht wieder erstattet. (90) Es müssen Leute gegeneinander gesetzt werden, die nicht gute Freunde zusammen seyn, und deswegen desto genauer auf einander Achtung geben. Derjenige, der von der Casse etwas entwendet, es sey wer es sey, muß ohne Nachlaß gestrafft werden, wenn er gleich den Schaden ersetzen kan.

XVIII.

Von Steuern und Zöllen überhaupt, und deren unterschiedlicher Beschaffenheit.

Nun folget, daß wir auch von Steuern und Zöllen handeln und zeigen, was dabey nach den Regeln einer gesunden Politic zu beobachten sey. Die Steuern (Tributa) welche auch Collecten und Anlagen genennet werden, seynd von den Zöllen (vectigalibus) unterschieden. (91) Jene werden von den Unterthanen und Einwohnern des Landes ihrer Güter und Einkünffte, bißweilen auch ihrer Person wegen, erhoben und gesammlet: Die Zölle aber, welche auf die Waaren, die ein- oder ausgeführet werden, geleget seynd, müssen von allen, auch auswärtigen, Kaufleuten entrichtet werden. Beede seynd zu Erhaltung eines Staats nützlich, ja unentbehrlich. (92) Es müssen aber auch bey beeden besondere Re-

(89) So hat es unlängst der König einem Rentmeister in einer gewissen Stadt gemachet. Denn nachdem selbiger auf Befragen des Königes vorgegeben hatte, es wären 80000. Thaler in cassa; ließ der König nachsehen. Da fanden sich nicht mehr als zehn Tausend. Der Einnehmer kunte nicht anderst sagen, als daß er die übrige Summe angewendet hätte: denn die Beamten, auf die er sich berief, belegten das ihrige mit Quittungen. Deswegen muste er ins Gefängniß wandern.

(90) Der vorige König hat dadurch viel Schaden gelitten. Manche Receveurs haben die Gelder angegriffen, damit zu ihrem Nutzen gewuchert, mit Juden gehandelt, u. s. w. biß endlich mancher nicht soluendo gewesen, und gar durchgehen müssen.

(91) So waren auch bey den Griechen φόρος, tributum, und τέλος, vectigal, unterschieden, wie man aus dem *Gellio* sehen kan. [* S. *Hert.* elem. prud. ciu. P. I. Sect. V. §. XXIII. annot. 1.]

(92) Derowegen als Nero, ehe er noch zu tyranniſiren angefangen hatte, einmahl

geln der Klugheit beobachtet werden: Denn es ist eine grosse Kunst, mit behöriger Vernunfft Steuern aufzulegen und Zölle einzurichten. Es können die Anlagen auf zwiefache Art in Betrachtung gezogen werden: Einmahl, wie solche billig seyn sollten, und wie sie auch zuerst, da sie sich gleichsam noch in ihrem Stande der Unschuld befunden haben, gewesen: Und vors andere, wie sie nach dem verderbten Zustande, in welchen sie fast an allen Orten gerathen seynd, aussehen. Nach der ersten Beschaffenheit nehmen die Regenten die Regel in Acht, daß man so wenig, als nur möglich, von den Unterthanen fordern müste. Dieses ist nicht so zu nehmen, daß von denen zur Sicherheit und Nutzen des Staats erhobenen Steuern nichts übrig bleiben dürffte: Sondern es ist etwas reichlicher in sensu politico zu verstehen. Es muß freylich etwas auf künfftige Nothfälle übrig bleiben: Und ist nichts elender, als eine ganz leere Schatz-Kammer, wie es in Engelland zu den Zeiten König Carls I. war. Man will also nur so viel sagen, daß den Unterthanen nicht mehr solle angefordert werden, als was sie ohne sonderliche Beschwerung entrathen können. Es giebt ja kein Mensch gerne viel von dem Seinigen: (93) Und man wird wahrnehmen, daß diejenigen Völker, welche über die Masse mit Steuern belästiget worden, den Herrn als einen Tyrannen und geitzigen Mann angesehen haben. Ich setze hinzu, daß kein Laster den Unterthanen so verhaßt ist, als der Geitz des Regenten: Sonderlich, wenn sie sehen, daß das Geld nicht zu ihrem Nutzen angewendet wird, sondern jener nur suchet sie arm zu machen, damit sie desto leichter können unterdruckt werden. Daher entstehet leicht Mißvergnügen, Argwohn und Murren unter dem Volk, wie solches Tacitus artig beschrieben hat. Man weiß, daß übermäßige Schatzungen die Leute zuletzt rasend machen: das hat man in den Niederlanden gesehen. Man wird auch finden, daß eben die-

auf den Einfall gerieth, alle Zölle abzuschaffen: so widersetzten sich die Römische Rathsherren diesem unbesonnenen Vorhaben dissolutionem imperii docendo, si fructus, quibus Respublica sustineretur, diminuerentur, wie *Tacitus* Annal. Lib. XIII. cap. L. schreibet. [* S. was Amelot bey dieser Stelle angemerkt hat.]

(93) Also thut z. E. der Wollüstige von dem Gelde, das er etwa übrig hat, sich lieber was zu gut, als daß er es dem Fürsten giebt. Der Ehrgeitzige wendet es lieber auf den Staat oder andere Dinge, die seiner Neigung und Absichten gemäs seynd. Der Geitzige schliesset es lieber in den Kasten. Kurz was die Unterthanen von ihrem Vermögen hergeben müssen, das geschiehet mit einigem Wiederwillen, und halb gezwungen. Je mehr demnach von den Unterthanen gefordert wird, je mißvergnügter werden sie. Wo nun das Mißvergnügen unter den Unterthanen einmahl überhand genommen hat, da fehlet nichts als ein Aeolus, der in die Spreu bläset, sie anreitzet und zum Tumult aufhetzet. Daher hat man in allen Republiken auf die schicklichsten Mittel gedacht, den Unterthanen die Wolle mit Manier, und so, daß sie es selbst kaum merken, abzunehmen.

dieses die Haupt- oder wenigstens die Neben-Ursache aller Empörungen gewesen. Es ist auch kein Wunder, denn welcher Unterthan will so gar ungemächlich und in beständiger Kümmerniß und Dürftigkeit leben? Es ist keine grössere Noth, als welche aus Mangel des Brods oder der Nahrung entstehet: dieser Mangel aber muß entstehen, wenn der Fürst die Unterthanen biß aufs Blut schieret: Si deglubit Princeps, non tondet. Vor Alters hat man wenig Steuern und Schatzungen gehabt und die grossen Herren, welche solche aufgebracht, giengen zuerst sehr behutsam. Sie brauchten das Diminutiuum und nenneten es Gabellam, eine kleine geringe Gabe, etwas weniges. (94) Sie hatten an ihrem Domanio genug und konnten sich davon reichlich erhalten. Im Krieg hatten sie die Lehens-Reuterey, und also weiter nichts nöthig, ausser was zur Munition und Artillerie gehöret. Dazu forderten sie etwas weniges, welches man ihnen auch gerne gegeben. Wenn man demnach die Steuern nach ihrer ersten Beschaffenheit betrachtet; so findet man, daß die Regenten nicht nur etwas weniges von den Unterthanen gefordert, sondern auch kein Bedenken getragen haben freymüthig heraus zu sagen, warum und wozu sie Geld braucheten, damit jedermann so gleich die Nothwendigkeit und den Nutzen einsehen könnte. Gleichwie aber alle menschliche Anstalten, so gut sie auch im Anfang gewesen, sich nach und nach verschlimmern; Also hat sich auch bey dem Steuerwesen die Verderbniß eingeschlichen. Die Historie zeiget, daß da die pretia rerum gestiegen, auch die Anlagen mehr und mehr gewachsen seyen. Die rechte Corruption aber ist unter dem Kayser Carl V. und dem König Francisco I. in Frankreich entstanden, und kommet von den grossen Armeen her, die sie ins Feld stelleten, und welche aus lauter angeworbener besoldeter Mannschafft bestunden. (95) Nach dieser einmahl eingeführten Art Krieg zu führen konnte es nicht anderst seyn, die Herren musten auf grosse Geld-Summen denken, ihre Armee zu unterhalten. Die Plätze wurden besser befestiget und die Artillerie verstärket. Es wuchs auch die Schiffahrt nebst andern Dingen, zu deren Bestreitung viel Geld und Kosten erfordert wurden.

(94) Das habe ich unter andern von den Französischen Impoſten observiret in einem unter dem Titel, Le Détail de la France herausgekommenen und in Brüssel im Jahr 1712. in 8. nachgedruckten Tractat. Wenige kennen dieses Buch, weil wenig Leute sich auf die Wissenschafft des Finanzwesens legen. *Vauban* lobt es sehr, und sagt, der Verfasser habe darinnen drey Hauptfehler in den Finanzen entdecket: Er aber habe in seinem Projêt d'une Dixme Royale den vierten hinzu gethan.

(95) S. was bereits in dem vorhergehenden §. XVII. hievon gemeldet worden.

XIX.

Wie zu verhüten sey, damit nicht die Unterthanen durch Verschwendung oder Faulheit untüchtig werden, Steuern und Auflagen zu entrichten.

Wenn nun aber die Unterthanen etwas abgeben sollen, so müssen sie etwas haben, (96) und also soll ein klüger Regent vor allen Dingen zu verhüten suchen, damit seine Bürger nicht durch ihre eigne Schuld in Armuth gerathen. Deswegen schreibet er vor, wie sie sich verhalten sollen in Speise und Trank, in Gastereyen, in Gebäuden, in der Kleidung, u. s. w. damit der Ueppigkeit und dem darauf folgenden Mangel gesteuret werde. (97) Er schränkt auch alle übrige Geld-Ausgaben ein, und alles, wodurch das Geld aus dem Lande sich verliehret. Doch muß auch hiebey klüglich verfahren und Ziel und Maasse gehalten werden, wenn die Commercia nicht übern Hauffen gehen sollen. Denn wenn wir andern Nationen oder unsern Benachbarten nichts geben, so lassen sie uns auch nichts zukommen. Es ist demnach die Frage, wie man der Ueppigkeit steuren solle? Die meisten rathen gute Policey-Ordnungen oder Leges sumtuarias. Allein ich bin hierinnen anderer Meynung. Daß ein Fürst der-

(96) Wenn ich zu einem, der arm ist und nichts hat, sage: Gieb Geld her! so ist es eben so absurd, als wenn ich zu einem lahmen Kerl sage: Lauffe!

(97) Wie schädlich der Luxus einer Republic sey, davon ist schon oben an unterschiedlichen Orten gehandelt worden. Man darf nur, zum Beyspiel, Leipzig ansehen. Wenn der König in Polen aus dieser Stadt nur 200000. Thaler auf einmahl haben wollte, würde er es nicht bekommen können. Denn mancher Bürger hat über sein tägliches Auskommen nicht zween Thaler. Die Kaufleute führen einen Staat, der ihnen mehr kostet, als sie einnehmen. Wenn man die Verschwendung abschaffen will, so muß man eben bey den reichen Leuten anfangen: Denn den Reichen thun es andere von mittelmäßigen Vermögen, und diesen die noch geringern nach. Der Luxus machet, daß die Bürger das Geld verthun: Ohne Geld aber kan kein Fürst grosse Thaten thun, oder sein Volk beschützen. Derowegen haben die Unterthanen nicht Ursache zu klagen; sondern vielmehr es für eine Wohlthat anzusehen, wenn ihnen der Regent heilsame Regeln vorschreibet. Und ist merkwürdig, was der gelehrte Fürst in der Wallachey, Johann Nicolaus Alexander Maurocordato, der mit bey dem Frieden zu Passarowitz gewesen, in einem Buche, welches er in Griechischer Sprache von den Tugenden und guten Sitten, oder menschlichen Pflichten (περὶ καθηκόντων) saget: daß nehmlich Könige und Fürsten dem gemeinen Wesen gutes thäten, wenn sie grosse Kosten und Verschwendungen in Speisen, in Kleidern und in andern Ueppigkeiten, welche ganze Häuser, gleich einem Meer-Strudel, verschlingen, verhinderten. *Le Clerc* hat in seiner Bibliotheque ancienne & moderne, Tom. XIV. p. 113 einen Extract aus gedachtem Buche gegeben und solches sehr gelobet. Fritsch in Leipzig hat es (im Jahr 1722.) mit einer Lateinischen Uebersetzung drucken lassen, welche ein Ungar, (M. Stephan Bergler,) der sich bey vorerwehnten Wallachischen Fürsten aufgehalten, verfertiget hat. [* Es ist auch davon eine zierliche Deutsche Uebersetzung, welche wir der gelehrten Bemühung des berühmten Herrn D und Prof. **Bernholds** zu Altdorff zu danken haben, zu Onolzbach 1739. in 8vo ans Licht getreten. In der That verdienet dieses moralische Büchlein, so voller schöner und erbaulicher Lehren ist, von jedermann gelesen zu werden.]

dergleichen Gesetze zu geben berechtiget sey, ist gar kein Zweiffel, und niemand kan ihm das streitig machen. Ich sage auch nicht, daß solche Verordnungen ganz und gar überflüßig und vergeblich seyen; sondern gebe gerne zu, daß sie in ein und andern Fällen ihren Nutzen haben können. Nur ist hiebey zu bedenken, daß die Menschen durch Gesetze allein selten gebessert werden; sonderlich wenn solche mit grosser Schärfe exequiret werden, ungeachtet die Geistlichkeit fast allemahl für die Schärfe der Gesetze portiret ist, da[illegible]it aber ihren unklugen Eifer verräth. Die Gesetze, so wider die Ueppigkeit und Verschwendung gegeben werden, haben keine Krafft, wenn nicht der Fürst selbst anfänget mäßig und sparsam zu seyn. Wenn hingegen in seiner ganzen Hofhaltung, an der Tafel, in Kleidern, im Spiel, übermäßiger Pracht und Verschwendung regieret; so thun es die Minister, die Edelleute, und endlich auch alle Bürger, ein jeglicher nach seiner Art, nach. Will man hernach die Verschwendung auf einmahl einschränken, so setzt es Unruhe und Empörung, wobey, wenn sie auch gleich wieder gestillet werden können, der Herr allezeit verliehret. Das beste Mittel ist, daß der Regent seine Unterthanen zur Arbeit angewöhne, und selbst mit gutem Exempel ihnen vorgehe. So hat es der Czaar gemachet, der so gar bey dem Schiffbau selbst gezimmert; ja bey der Marine von unten auf gedienet, um seine Russen zur Arbeit aufzumuntern. Denn vorher waren sie die fäulsten unter allen Nationen. Der Schlaf, und sonderlich die Mittags-Ruhe, war ihnen so angenehm, und dergestalt zur Gewohnheit geworden, daß es um Mittag in der Stadt Moscau eben so still und einsam war, als bey uns des Nachts, wenn der Wächter zwölf ruffet. Itzo ist es alles anderst. Sie haben vielerley Manufacturen, da vor diesem keine waren. Sie konnten ehedem nicht einmahl Degen oder Schwerdter fabriciren; sondern musten sie von den Schweden hohlen. Der Czaar aber hat alle Künste und Handwerker einzuführen und in die Höhe zu bringen gewust. Denn er war unermüdet, und spahrete weder Mühe noch Kosten. Er gieng fleißig in die Werkstätte, sahe zu, wie die Leute arbeiteten, nahm offt selbst einen Hammer und andere Werkzeuge in die Hand, und half mit arbeiten. Mit Schärfe und Knutpeitschen würde er wenig ausgerichtet haben; da er im Gegentheil durch sein Exempel die Sitten und Lebensart seiner Unterthanen auf eine verwundernswürdige Weise gebessert hat. Inzwischen ist wohl wahr, daß das Exempel des Regenten nicht alles allein zuwege bringen kan: denn die Ueppigkeit kan diesem ungeachtet von den Unterthanen in ihren Häusern eben so stark getrieben w[illegible]rden, ohne daß der Pracht äusserlich sehr in die Augen fället. Man muß deswegen auch andere Mittel zu

Hül-

Hülfe nehmen: Und hat ein sinnreicher Engelländer (98) dießfalls einen vernünfftigen Rath an die Hand gegeben, wie man Zucht und Mäßigkeit mit gutem Erfolg einführen und befördern könne. Nehmlich, wenn der Fürst sagete: Wer kein ordentliches Leben führet, der soll von mir nicht befördert noch geachtet werden, und keine Hofnung haben, ein öffentliches Amt oder eine Ehrenstelle zu erlangen. Ja, sprichst du: auf solche Art werden Heuchler draus. Antwort: Was bekümmert sich der Fürst darum, ob die Unterthanen aus Furcht der Strafe und anderer Ungelegenheiten, oder aus Liebe zur Tugend von denen dem gemeinen Wesen nachtheiligen Lastern ablassen? Genug, daß äusserlich alles ordentlich und regelmäßig in der Republic zugehet. Die Heucheley hört doch unter den Menschen nie auf, und kein Fürst kan sich die Hoffnung machen, eine Republic von lauter wahren Christen und tugendhafften Personen zu bekommen. Im übrigen aber kommet es den Priestern zu, die Leute, so viel möglich zu spiritualisiren, und auf gründliche Reinigung des Herzens zu dringen. Da müssen sie ihren geistlichen Sporn brauchen: denn hier fänget sich das Amt der Lehrer an, welches von dem Amte der Obrigkeit je und allemahl zu unterscheiden ist. Zu dem Wohlstand der Bürger in einem Staat wird ferner erfordert, daß dem Müßiggang gesteuret werde; aber nicht mit Todesstraffen, wie der Draco in Athen gemeynet hat: sondern man muß bedacht seyn, die Leute in der Arbeit zu erhalten, oder, wenn sie einen Abscheu dafür haben, nach und nach dazu anzugewöhnen. Arbeitsame Nationen seynd die reichsten, wenn gleich das Land an und für sich schlecht ist. (99) Darum seynd die Holländer so in die Höhe gekommen,

(98) D. *Jonathan Swift* in einem im Jahr 1709. publicirten Vorschlag das Aufnehmen der Religion und die Verbesserung der Sitten betreffend. (A Project for the Advancement of Religion and the Reformation of Manners.) Man findet auch diesen Entwurf in dem andern Theil der Französischen, wie auch der Deutschen Uebersetzung des Conte du Tonneau, oder Mährgens von der Tonne: Welches satyrische Buch, worinnen der D. Swift auch viele vornehme Personen in Engelland durchgezogen hat, übrigens cum grano salis zu lesen ist.

(99) Im Gegentheil wird man sehen, daß auch in dem schönsten Lande Armuth und Mangel regieret, wenn die Einwohner nicht arbeiten mögen. Z. E. in dem Königreich Neapel ist das Erdreich schön; allein „die Faulheit des Volks verhindert, daß „es ihnen nicht zu gute kommet. Ihre „Trägheit ist so groß, daß die Einwohner „auf den Märkten mit zurissenen Kleidern, „zu grosser Verwunderung der Fremden, „herum spatziren, und die Zeit mit Müßig„gange zubringen. S. Burnets Reise nach Italien im dritten Briefe, p. 441. nach der Deutschen Uebersetzung. Der Müßiggang bringet dem Lande und Herrn sehr viel schaden. Müßige Leute fangen nur Unruhen an. Darum ist in Neapel immer ein Tumult nach dem andern von dem gemeinen Volk entstanden. Es thut also ein Herr wohl, daß er den Faullenzern männlich- und weiblichen Geschlechts nicht nachsiehet, sondern sie zur Arbeit angewöh-

men, weil sie fleißig seynd, sparsam leben, und mit schlechter Kost sich begnügen. Deswegen können sie alles wohlfeiler geben als andere, die viel über ihren Verdienst verzehren. Die Ouvriers in Frankreich essen auch nicht viel, trinken wenig, arbeiten aber den ganzen Tag, singen, seynd vergnügt und haben doch Krafft dabey. Hingegen unsere Handwerksleute lassen alles wieder drauf gehen, was sie verdienen, trinken dickes starkes Bier und Brandwein, und meynen, das soll ihnen Krafft geben; aber in der That werden sie davon schläfrig, träge, verdrießlich und zur Arbeit ungeschickt. Man hat schon lange wahrgenommen, daß kein Engelländer neben einem Holländer aufkommen könne. Warum? Weil der Holländer sparsam und mäßig, der Engelländer hingegen prächtig lebet und alles vollauf haben will. Die Franzosen waren vor den Zeiten Heinrichs IV. übel moralisiret. Man wuste wenig von Commercien und Manufacturen. An die Seiden-Fabriken wurde nicht einmahl gedacht. Der König Heinrich aber schickete seine Leute nach Italien und Engelland, und ließ sie da in den Fabriken lernen. Sie begriffen es auch gar bald: denn die Franzmänner seynd geschickte Leute; sonderlich die in Nevers und Auvergne wohnen, wie Julius Cäsar schon von ihnen gesagt hat. Hernach verschaffete er ihnen auch Seiden, indem er Maulbeer-Bäume in dem Dauphiné und in Languedoc pflanzen ließ. Er gab ihnen Privilegia, half allen Anstalten selbst mit unabläßiger Sorgfalt auf, und legte also den Grund zu ihrer ganzen itzigen Handelschafft. Doch hatte schon im XVI. Jahrhundert der König Franciscus I. ebenfalls viel gutes in Frankreich gestifftet, indem er die Papier-Fabriken und der Druckerey, wovon die Franzosen vorher noch nichts rechts wusten, aufgeholfen, ganze halbe Tage in der Druckerey zugebracht und die Leute also aufgemuntert hat, daß diese Kunst in kurzer Zeit bey ihnen höher gestiegen, als bey uns in Deutschland, wo sie doch erfunden und lange vorher getrie-

gewöhnet, und wenn sie nicht wollen, dazu zwinget, oder ausjaget. Man findet ja in den meisten Städten drey Theile Müßiggänger und einen Theil Arbeiter. Was seynd Leute in der Republic nutz, die dem Regenten in der Noth nicht einen Groschen geben können. Bettler braucht ein Fürst in seinem Lande nicht. Man lasse sie lieber lauffen: Man kan sie allemahl wieder haben. Faullenzer verdienen keine Barmherzigkeit. Es trug sich einmahl hier in Halle zu, daß der vorige König eine Kopf-Steuer ausgeschrieben hatte. Da waren viele Leute, welche nicht 8. Groschen zu geben im Stande waren. Da nahm man ihnen eben, was sie hatten; welches sie zwar für die gröste Unbilligkeit und Unbarmherzigkeit hielten; aber ohne Ursach. Denn der Fürst hat das Recht im Fall der Noth Geld von seinen Unterthanen zu fordern. Kan ein Müßiggänger nichts geben; so mag er sich aus dem Lande packen. Warum arbeitet er nicht? Man sollte billig keinen Kerl in einer Stadt annehmen oder dulten, der nicht sagen kan, womit er sich nehre.

trieben worden war. Doch hat selbige in Frankreich itzo merklich wieder abgenommen.

XX.

Was in gleicher Absicht zu thun sey, damit das Geld im Lande bleibe.

Es ist bereits erinnert worden, daß ein kluger Regent, um seine Unterthanen in dem Stande zu erhalten, Steuern und Schatzungen zu erlegen, unter andern Sorge tragen müsse, damit das Geld, so viel möglich, im Lande bleibe und nicht unnöthiger Weise vertändelt oder in fremde Lande geschleppet werde. Daher entstehet die Frage: Wie und auf was Art Staatskluge Regenten diesem Uebel abhelfen können? Ich antworte, daß solches nicht anderst geschehen könne, als wenn man vor allen Dingen das Commercien- und Manufactur-Wesen vernünfftig einzurichten und auf bessern Fuß zu setzen, anbey auch andere Gelegenheiten, wodurch das Geld den Ausländern in die Hände gespielet wird, so viel möglich, abzuschneiden bedacht ist. Die Kaufmannschafft, wie wir sie in Deutschland haben, ist höchst schädlich. Denn unsere Kaufleute haben fast lauter fremde Waaren: Diese bekommen sie nicht umsonst, und also gehet das Geld dafür aus dem Lande. Diejenige Kaufmannschafft hingegen ist gut und nützlich, wenn in dem Lande selbst Sachen fabriciret und hernach an andere Nationen verkauffet werden. Die Holländer seynd auf dem rechten Wege, indem sie alle Materialien in der ganzen Welt zusammenkauffen, selbige fabriciren und hernach weit und breit verführen. Es ist auch der Holländer vor sich so beschaffen, daß er mäßig und sparsam lebet, und keine Delicatessen suchet. In gewisser Masse haben es die Franzosen vor diesen auch so gemachet. Itzo aber ist ein grosser Luxus unter ihnen: Doch ist nur noch gut, daß sie das meiste selbst fabriciren. Die andern Nationen seynd bethört, daß sie so sehr auf fremde Delicatessen und auf ausländische Waaren erpicht seynd. Darum thut ein Regent nicht übel, wenn er auf dergleichen Dinge, die man füglich entbehren kan, ein Verbot leget, oder wenigstens darinnen Ziel und Masse setzet. Denn alles kan man freylich nicht abschaffen. Die Menschen sehen auf Gemächlichkeit und Ergötzung: Sie wollen gerne was gutes haben. Man kan nicht alles gleich und eben machen, noch es dahin bringen, daß der Fürst, Graf, Edelmann, Bürger und Bauer auf einerley Manier leben. Man kan aber doch darauf bedacht seyn, wie man das, was den Leuten angenehm ist, in seinem eignen Lande haben könne. Vor diesem hat man in Deutschland weder tüchtige Hüthe, noch feine Tücher gehabt. Nachdem man es aber hierinnen in einigen Ländern höher gebracht hat; so ist sehr gut, daß die frem-

fremden Tücher und dergleichen verboten und abgeschafft worden. Genug, daß man die seidenen Zeuge noch hat, welche wegen der vornehmen Leute nicht können abgeschaffet werden: Wiewohl man doch darauf denken könnte, ob es nicht angienge, daß solche im Lande fabriciret würden. Ferner ist es auch ein grosser Fehler und eine von den nächsten Ursachen des einreissenden Geld-Mangels, sonderlich bey uns in Deutschland, daß die Leute so häuffig in fremde Länder reisen. (100) Allen und jeden kan und soll man zwar solches nicht verbieten. Handwerker und Künstler sollen sich billig an fremden Orten, wo sie vieles lernen können, (101) umsehen. Es ist auch gut, daß Personen von vornehmen Stande reisen. Man brauchet ja tüchtige Minister und Gesanden; und diese müssen die Gebräuche und Sitten der Nationen kennen. Aber das ist nicht nöthig, daß unsere Deutschen Cavaliers, wie es offt geschiehet, vier biß sechs Jahre allein in Paris bleiben, daselbst in die Opern gehen, und die Spiel- und Huren-Häuser kennen lernen. Denn so machen es die meisten. Sie verthun ihr Geld liederlicher und unnöthiger Weise, und gewöhnen sich an fremde Eitelkeiten und Thorheiten, wodurch sie sich bey vernünfftigen Leuten nur lächerlich und verhaßt machen. Es ist keine Nation, die so viel Geld auf Reisen verschwendet, als wir Deutsche. Wir denken, wir wären nicht vollkommen, wenn wir nicht die Welt durchstrichen, und den Fremden zeigeten, daß wir Geld zu verzehren wissen. Da machen wir erst einen rechten Staat: Und da wir sonst mit sechshundert Thalern jährlich in Deutschland auskommen; so verthun wir in Paris mehr als tausend Thaler. Durch diese Thorheit unserer Landsleute gehen viele Millionen aus Deutschland. Man hat deswegen einmahl auf dem Reichstag darüber berathschlaget, ob nicht eine allgemeine Satzung oder Verordnung dieserwegen gemachet werden könnte. Ob nun schon dieses Geschäffte auf dem Reichstag nicht hat können ins reine gebracht werden; so sollte doch billig ein jeder Fürst für sich darüber nachdenken und überlegen, was für erstaunliche Summen durch das unnö-

(100) Von diesem Mißbrauch der Reisen handelt unter andern *Constantinus Germanicus* (d. i. Philipp Andreas Oldenburger) in einem besondern Tractat de peregrinatione Germanorum politica. [* Hieher gehöret auch *Gottl. Sam. Treueri* exercitatio politica de licentia peregrinandi legibus circumscribenda & dirigenda in vtilitatem summorum imperantium & reipublicæ. S. auch Martin Hassens wahre Staats-Klugheit, p. 50.]

(101) Also hat der König in Frankreich, da er sonst keine Blechschmiede hatte, viele deswegen nach Deutschland reisen, auch sogar Deutsche Blechschmiede wegcapern lassen, und ihnen die Religions-Freyheit gegeben. Wie König Heinrich IV. viele seiner Unterthanen nach Italien geschicket habe, damit sie seidene Zeuge fabriciren lerneten, ist schon oben gedacht worden.

thige Reisen aus dem Lande geschleppet werden. (102) Ist das Geld einmahl aus dem Lande, so bekommet man es nicht wieder; und solchergestalt verliehret Deutschland alle Jahre mehr, als es gewinnet. Hätten wir nicht die schönen Bergwerke in Deutschland, so wären wir längst verdorben und banqueroutte. Daher sollten grosse Herren ein Einsehen haben, und nicht ohne Unterschied einen jeden reisen, sondern vorher untersuchen lassen, aus was Ursachen dieser oder jener fremde Lande besehen wolle, und ob er auch einen Nutzen davon haben werde. Ein Edelmann, der auf seinem Landgute zu bleiben gedenket, was hat der nöthig etliche tausend Thaler in Frankreich oder in Italien zu verzehren? Was hilft es ihm, wenn er gesehen hat, wie der Doge zu Venedig sich mit dem Adriatischen Meere vermählet? Es seynd ausserdem noch andere Dinge, welche verursachen, daß des Geldes in einem Lande immer weniger wird: Daher man sich nicht wundern darf, wo das Gold und Silber, das aus den vielen Bergwerken in allen Theilen der Welt gegraben wird, hinkomme, und warum davon so gar wenig übrig bleibe. Wie vieles verliehret sich, zum Exempel, nur durch die Gold- und Silber-Manufacturen? Zumahl wenn die goldenen und silbernen Spitzen und Galonen nicht im Lande selbst verfertiget werden. Wenn man gleich saget, man bekomme gleichwohl wenigstens die Helfte wieder heraus; so ist genug, daß das übrige verlohren gehet. Nicht zu gedenken, daß dadurch die besten Geld-Sorten, wenn ein grosser Herr deren auch noch so viel münzen lässet, aus der Welt kommen. Wir sehen keine alte Rößlein von feinem Silber mehr, als etwa dann und wann bey einem alten Geitzhalse, welcher sie so sehr vernagelt, daß sie nicht können von der Stelle kommen. Man erkundige sich nur auf dem Harze, was daselbst jährlich für Geld gemünzet wird; so wird man sich verwundern, daß man davon so wenig zu sehen bekommet. Das machen eben die Silbersache werden auch die Gulden von feinem Silber höher angenommen als andere. Wenn derowegen ein Herr das Geld will im Lande behalten, und es nicht den Raub-Vögeln unter die Hände kommen lassen; so muß er einen Zusatz dazu thun. Man kan zwar wohl das Erz von dem Silber scheiden: aber es machet Mühe und Kosten. (103) Weil demnach die

(102) Wenn man nur die Universitäten betrachtet; so muß man sich wundern, was für Geld dahin gebracht wird. Und gleichwohl verzehren junge Leute da nicht so viel, als in Frankreich und andern Orten. Auf den Deutschen Universitäten gehen sie zu Fuß; in Paris aber fahren sie in Carossen und machen eine grosse Figur, damit sie etwa zu einem Ball oder andern Lustbarkeiten gelassen werden.

(103) Zu Dreßden hat man einmahl vorgehabt Gulden von feinem Silber zu schla-

die Gold- und Silber-Fabriken gleich einem heimlich fressenden Gifft (104) seynd; so ist es gut, wenn ein Landesherr die Einrichtung machet, daß die Einheimischen kein Silber und Gold auf den Kleidern tragen dürfen. In einigen Reichs-Städten gehen die Bürger schwarz, und brauchen also kein Silber und kein Gold; welche Mode aus Italien gekommen und ganz hübsch ist. Die es nicht überlegen, halten es für ungereimt und lächerlich, und sagen: Die Leute giengen wie die Schulmeister. Allein daran hat der Fürst nicht Ursach sich zu kehren. Was er träget oder getragen wissen will, das ist in seinem ganzen Lande Mode, und stehet auch wohl. Also ist das vielmehr Thorheit, wenn man andere dieser oder jener Tracht wegen auslachen will. Ländlich, sittlich. Es ist wie mit den Hüthen. Wenn z. E. einer mit einem kleinen Preußischen Huthe in ein Land kommet, wo man grosse Hüthe trägt; so wird er von jedermann deshalben angesehen und ausgelachet: Kommet hingegen jemand mit einem grossen Huthe in Preussen; so geht es ihm eben also. Endlich muß ein grosser Herr, der das Geld im Lande behalten will, mancherley Gelegenheiten, wodurch es hinausgeschleppet und vertragen wird, abzuschneiden suchen. Zum Exempel: Er muß nicht leicht fremde Comödianten, Seiltänzer, Taschenspieler, Bärenführer, Tabuletsträger, Italiäner und dergleichen Leute in das Land lassen. Man denket zwar offt, es habe nichts zu bedeuten, und zwey biß drey Groschen, die etwa die Comödianten von der Person bekommen, machen nicht viel: Allein, wenn man alles zusammen rechnet, so kommet eine grosse Summe heraus. Nicht zu gedenken, daß dergleichen Dinge zum Müßiggang und andern unnöthigen Ausgaben Gelegenheit geben. Wenn hier Comödianten seynd, so thut fast kein Student etwas; sondern sie lauffen alle in die Comödie,

schagen: Weil man aber bald begriffen hat, daß es dem Lande Schaden thun würde, hat man es unterlassen. Ja man hat auch im Lüneburgischen deliberiret, ob es nicht besser sey, inskünftige mit einem Zusatz das Geld zu münzen. Denn in der That hat keiner mehr bey dem Lüneburgischen Gelde als bey anderm. Ja, wenn einer hundert tausend Thaler an Sächsischen oder Brandenburgischen Zwey-Drittel-Stücken hat; so hat er mehr als an hundert tausend Thalern Lüneburgischen Zwey-Dritteln. Denn bey diesen hat er an jeglichen Stück nur für zwölf Groschen Silber; bey den andern aber hat er noch das Erz.

(104) Georg Richter, der Raths Consulent in Nürnberg, hernach auch Proconcellarius der Academie zu Altorff gewesen, (ein gelehrter Mann, der mit den beyden Heinsiis, Daniel und Nicolao, wie auch mit andern gelehrten Leuten in Brief-Wechsel gestanden) hat als Proconcellarius eine öffentliche Rede gehalten von dem Verderb der Gold- und Silber-Manufacturen; wodurch er zuwegen gebracht, daß die Nürnberger lange keine dergleichen Fabriken gestatten wollen. Endlich haben sie zwar eine zugelassen: aber was da fabriciret wird, das wird meist hinausgeführet.

und versäumen ihr Studiren. Der Handwerksmann versäumet gleichfalls sein Handwerk, und das Lumpen-Pack, wenn es dergleichen Spielen zuschauet, saufft dabey, und verthut also das Geld nicht allein für die Comödien, sondern auch für andere Dinge. So ist es auch schädlich, wenn man fremde Auxiliar-Truppen unterhält: denn diese ziehen ebenfalls viel Geld aus dem Lande. Aus eben dieser Ursache haben einige den Rath gegeben, daß man keine Erbschafft aus dem Lande abfolgen lassen, auch nicht gestatten sollte, daß reiche Mädgen sich an Ausländer verheyratheten. Es ist auch gewiß, daß dem Lande dadurch Schaden geschiehet. Man bedenke nur: Wenn ein Fremder z. E. ein Mädgen aus unserm Lande nimmt, das funfzig tausend Thaler im Vermögen hat, ob dieses nicht etwas ausmachet? Und eben so ist es mit Erbschafften, die aus dem Lande gezogen werden. In grossen Reichen und Monarchien kan man schon ein Gesetz machen, daß keine Erbschafft solle verabfolget werden. Daher findet man auch in Frankreich, Spanien und Engelland, daß da nicht erlaubt ist, ohne Vorbewust und Einwilligung des Königes, einen Fremden zu heyrathen. Bey uns Deutschen aber gehet solches nicht an. Wir haben so viel kleine Staaten, daß unzehlige Schwierigkeiten entstehen würden, wenn man es einführen wollte. Aber das kan man wohl thun, daß man in denen Städten, welche sonst freyzügig seynd, sothane Freyheit etwas einschränket. Daher haben viele Reichsstädte von dem Kayser sich das Recht geben lassen, daß sie Können censum emigrationis oder eine Nachsteuer fordern. In manchen Reichsstädten muß man zehn vom hundert, in manchen auch wohl zwanzig geben. Ehe demnach einer z. E. von hundert tausend Thalern zehen tausend Thaler giebt, bleibt er mit seinem Vermögen lieber im Lande. Aber daß man gar nichts wollte abfolgen lassen, gehet nicht an. (105)

XXI.

Was bey den Anlagen in Ansehen der Personen zu beobachten.

Wenn gleich ein Regent durch gute Verordnungen und Anstalten in so ferne für seine Unterthanen gesorget hat, daß sie sich bey gutem Vermögen und mithin in dem Stande befinden, Steuern und Schatzungen zu geben, so muß er gleichwohl bey Auflegung und Einrichtung derselben noch mancherley besondere Regeln der Klugheit beobachten. Und dieses so-

(105) Wenn man noch mehr Vorschläge oder Mittel das Geld im Lande zu behalten wissen will; so darf man nur in des Lau seinem schon mehrmahls angezogenem Buche von Einrichtung der Intraden nachschlagen. Dieser hat deren bey fünf und zwanzig angeführet. Er gestehet, daß einige davon schwer ins Werk zu richten seyen, sagt aber dabey, man müsse sich dadurch nicht gleich abschrecken lassen; sondern vielmehr nachdenken, ob nicht die Schwürigkeiten gehoben werden könnten.

sowohl in Ansehen der Personen und Sachen, als auch der Art und Weise. Die Einwohner oder Bürger in den Europäischen Staaten seynd keine Sclaven, (wie bey einigen morgenländischen Völkern, wo die Unterthanen, wie die Leibeigenen, alles nicht für sich sondern für ihre Herren erwerben) sondern bleiben in so ferne Herren über ihr Vermögen, daß ihnen der Fürst nicht alles wegnehmen kan, wie der Sultan; sondern nur das überflüßige und entbehrliche. Ja wenn auch nur das letztere, wie es billig seyn soll, geschiehet; so muß es doch klüglich und also eingerichtet werden, daß die Unterthanen kaum merken, daß ihnen etwas entzogen wird. In hiesigen Landen hat einmahl jemand dem Könige den Vorschlag gethan, auf jede Kanne Brandewein einen Pfenning zu setzen; dadurch würden jährlich bey 50000. Thaler einkommen. Weil es aber hiesse, das könnte der König noch allezeit thun, wenn es ihm beliebte; so wurde es damahls nicht geachtet, sondern für besser gehalten, die Edelleute in Contribution zu setzen, und ihnen mit Gewalt etwas abzunehmen, ungeachtet der Adel, wie bekannt, von der Art ist, daß er dem Landesherrn nicht gerne einen Thaler zinset, sondern sich gleich auf seine Freyheit beruffet. (106) Es kommet also hiebey alles an auf solche Arten zu contribuiren, die man nicht sonderlich empfindet. Mancher giebt unter diesem Namen oder Gestalt gerne etwas, wozu er sich unter einem andern nimmermehr zwingen lässet. Und überhaupt seynd die Menschen beschaffen, wie die Thiere, denen man keine Speise, kein Futter wegnehmen kan, ohne Murren. Nicht zu gedenken, daß die Unterthanen ohnehin fast einen beständigen Verdacht auf ihren Herrn haben und immer stillschweigend meynen, ob geschehe ihnen zu viel. Um so mehr hat sich ein grosser Herr in Acht zu nehmen, daß er nichts mit Gewalt erpresse, oder unter verhaßten Nahmen auflege, wenn er es auch von Rechtswegen thun könnte. Hierwieder stossen viele Räthe an, und verfahren öfters allzu juristisch. Ein blosser Rechtsgelehrter, der alles genau nimmet und nach den strengen Regeln beurtheilet, ist ein unpolitischer Mensch, und einem Fürsten zum rathgeben nichts nütze. Im übrigen hat

(106) Leute, welche eine Neigung zur Freyheit haben, beschweren sich, wenn sie steuern sollen. Die Bauern beschweren sich nicht so leicht, weil sie von Alters her haben Zins geben müssen, und seynd zufrieden, wenn sie nur nicht gar zu sclavisch und als Maleficanten tractiret werden. Aber freye Leute sagen: Die Freyheit bestehet darinnen, daß wir nichts geben, gleichwie der Herr nichts giebt. Darum erzittert ein Edelmann, wenn er höret, daß sein Gut soll steuerbar gemachet werden, weil dadurch die Quint-Essenz von seiner Freyheit verlohren gehet. Wer viel geben muß, der wird arm: Wer aber arm ist, der wird verachtet. Ein Bettel-Fräulein, ein Bettel-Junker seynd elende und verächtliche Creaturen.

hat man viele und mancherley Manieren (107) von Impoſten und Schazungen ausgedacht. Von erblichen Zinſen und Gefällen reden wir hier nicht; denn das ſeynd onera realia et perpetua: Sondern hauptſächlich von Steuern und Collecten. Bey dieſen nun muß vor allen Dingen eine durchgängige Gleichheit und Proportion beobachtet werden. In Deutſchland zwar iſt dieſes wegen unſerer Reichsgeſetze und übrigen Verfaſſung etwas moraliter unmögliches: denn da haben wir ſo gar viel unterſchiedliche Stände der Menſchen. Einer iſt eximiret, der andere nicht. Wer wollte bey uns der Geiſtlichkeit etwas nehmen? Die Prediger haben ohnedem nichts, und können kaum auskommen. Es iſt eine Schande, wenn man die Beſoldungen mancher Pfarrer betrachtet, daß man nicht beſſer für ſie geſorget. Das machet, daß zu den Zeiten der Reformation die Fürſten faſt alle geiſtliche Güter an ſich gezogen haben; welches Luther einſtmahlen ſelbſt bedauret hat. In Frankreich hingegen hat die Cleriſey faſt ſo viel Einkünffte als der König von allen ſeinen Regalien hat. Nun hat man unter dem Colbert die Einkünffte des Königs auf hundert und funfzig Millionen Thaler geſchätzet; und gleichwohl giebt die Geiſtlichkeit nichts, auſſer dem in neuern Zeiten aufgebrachten Don gratuit. Die Privilegien und die Immunität der Cleriſey kommen aus dem canoniſchen Rechte, und alſo von dem Pabſt her; nicht aus der h. Schrifft, nicht aus der Vernunft. Inzwiſchen wo man auch den Geiſtlichen eine Art von Contribution auflegen will und kan, ſo muß es mit groſſer Behutſamkeit geſchehen. Denn es kan nichts eher zu Tumulten Anlaß geben, als wenn man denen Leuten etwas abnimmet, die beym Volk in groſſem Credit ſtehen, und Gelegenheit haben, durch ihre Beredſamkeit viel auszurichten. Sonſten gehöret auch die ſämtliche gelehrte Schaar zu dem Clericaliſchen Orden, und pflegt alſo gleichfalls nichts zu geben: wiewohl oft den Gelehrten ihre Immunität theuer genug zu ſtehen kommet, und an ſtatt der Beſoldung mit angerechnet wird. Indeſſen aber machet es doch eine Diſproportion, (108) zumahl wo die Anzahl dieſer Leute groß iſt. In Leipzig ſeynd allein über tauſend Gelehrte, welche alle nichts contribuiren. Nichts deſto weniger kan man dann und wann auch den eximirten Perſonen durch Umſchweiffe oder per indirectum etwas abnehmen; als etwa bittweiſe, durch ausgeſtellte Reverſalien und dergleichen. Wie es der Kayſer öffters bey der Ritterſchafft

(107) In *Vaubans* Projet d'une Dixme Royale findet man davon ein langes Verzeichniß.

(108) Es erwecket auch Neid und Mißgunſt bey andern. Z. E. da die Profeſſores von allen Einquartirungen frey ſeynd, ſo beſchweren ſich viele darüber; da doch manche keine dies bratibiles würden halten können, wenn nicht Profeſſores hier wären.

schafft machet, ob gleich dieselbe je und allezeit nach der Observanz und allen Gesetzen des Deutschen Reichs von oneribus publicis frey gewesen ist. Leget man aber den Edelleuten etwas mit Gewalt auf; so ist es kein Wunder, wenn es Bewegungen setzet. Denn sie werden gehöret bey den Reichs-Gerichten, finden auch allezeit Juristen, die ihre Sache vertheidigen. Die andern eximirten Personen können ehender angegangen werden, wenn man will: denn sie stehen unter der Hoheit ihres Landesfürsten. Wiewohl doch auch in diesem Falle grosse Klugheit erfordert wird, damit die Leute nicht übel von dem Herrn sprechen.

XXII.

Von mancherley Arten und Erfindungen von Schatzungen und Steuern.

Alle Staatslehrer seynd darinnen einstimmig, daß bey den Anlagen, Contributionen und Collecten proportio geometrica beobachtet werden müsse: Nur seynd die Arten, wodurch man sothane Proportion und Gleichheit zu erhalten meynet, unterschieden. Eine davon ist die Grund-Steuer, (La Taille réelle) wenn man nehmlich die Anlagen nach den Grundstücken oder liegenden Gütern der Privatpersonen einrichtet. Allein dergleichen Einrichtung ist mangelhafft. (109) Denn die Nahrung der Leute wechselt öffters ab, und die Haußwirthe seynd nicht alle gleich fleißig und arbeitsam; folglich leidet dieses sowohl bey Häusern als Feldgütern seine Abfälle. Z. E. in Wettin hat ehedessen die bürgerliche Brau-Nah-

(109) Dieser Vortheil ist zwar dabey, daß das Publicum allezeit gesichert ist, und sich an den Besitzer des Hauses oder des Guts halten kan. Wenn der die darauf stehende Schocke nicht bezahlet, wird es mit Arrest beleget, öffentlich feil geboten, u. s. w. Allein die Häuser und Güter werden nicht allemahl so wie sichs gebühret, oder doch nur nach dem Preiß geschätzet, wie sie seynd zu der Zeit, da der Impost darauf gelegt wird. Weil aber die Häuser steigen und fallen, so geschiehet es mit der Zeit, daß man auch schöne Häuser nicht mehr kauffen mag; sondern sie stehen lässet, wenn die Schocke darauf liegen. Also konnte man vor dem zu Erfurt, nach der Pest-Zeit ein Hauß um einen Thaler haben, wenn man nur die darauf stehende Schocke übernehmen und abtragen wollte. Hernach geschiehet es offt bey den Gütern, daß ein sehr fleißiger Haußhalter dabey auskommet, und die Schatzung entrichtet; ein anderer aber, der nicht so genau haußhält, ob er schon auch nicht liederlich ist, nicht bestehen kan, sondern davon lauffen muß. Ueber dieses ist mancher zwar mit unbeweglichen Gütern im Lande nicht angesessen, hat aber sonst viel Mittel, eine treffliche Handlung, u. s. w. Ein solcher gehet also leer aus. Z. E. in Leipzig seynd zween Brüder, welche über 300000. Thaler vermögen und eine grosse Handlung haben. Weil sie aber kein eignes Hauß besitzen, sondern bey andern zur Miethe in einem Gaden wohnen; so geben sie weiter nichts als ihre Accise. Solche Capitalisten seynd also in der That von Anlagen frey. Wo ist da die Proportion? Also siehet man wohl, daß diese Art der Anlagen verschiedenen Mängeln unterworfen sey. S. *Vauban* im Projet d'une Dixme Royale, p. 5.

Nahrung viel gethan; itzo aber will niemand ihren Keuterling mehr trinken. Und so gehet es in vielen andern Stücken. Deswegen hat man diese Art der Contribution an vielen Orten abgeschaffet, ausgenommen in Chur Sachsen, wo man die Accise noch dazu aufgeleget hat, zu grossen Schaden der Unterthanen. Einige haben den zwanzigsten, den dreyssigsten, oder den hundersten Pfennig beliebet. Aber wo das Land nicht überall gleich fruchtbar ist, da gehet es auch nicht wohl an. (110) In der Provence, im Dauphiné, in Polen, und einigen andern Ländern fordert man Contribution ein nach den Rauchfängen. Allein diese Abtheilung ist blos zufällig, und ohne alle Proportion. Denn wie folget das: wo viel Rauchfänge seynd, da ist viel Nahrung. (111) Ich halte deswegen diese für die allerungereimteste Art. (112) Andere setzen die Imposten auf die Lebens-Mittel und Eßwaaren; und da scheinet die Folge richtiger zu seyn: Wer viel verzehret, isset, trinket, der mag auch viel zahlen. Nicht zu gedenken, daß die Quelle dieser Abgaben beständig, täglich, und unerschöpflich ist; immassen kein Mensch leben kan, ohne viel und mancherley Victualien und Materialien zu consumiren. Deswegen ist an vielen Orten die Accise eingeführet worden; (113) wiewohl der Adel in

(110) S. *Vauban* am angeführten Orte, p. 6. 7. In den Niederlanden gehet solches wohl an, weil da platt und eben Land ist. Deswegen könnte es allenfalls auch hier eingeführet werden. In Ländern hingegen, die bergicht seynd, als in der Wetterau, im Voigtlande, in Hessen, würde nimmermehr eine Proportion heraus zu bringen seyn: auch in der Mark nicht, wo manchmahl ein guter Acker ist, und hernach wieder etliche Meilen schlechtere Aecker kommen.

(111) Es kan ein Hauß viele Rauchfänge haben, und deswegen doch schlecht bewohnt seyn, mithin wenig einbringen. Daher seynd die Häuser in solchen Städten, wohin wenig Leute ziehen, sehr wohlfeil, wie z. E. in Eulenburg. Bißweilen bauen die Leute, in Hoffnung, viel Miethleute zu bekommen. Es schlägt aber offt fehl, und da bleiben hernach die Häuser leer stehen. So hat ehedem der Postmeister hier in Halle ein grosses weitläufftiges Hauß, für die fremden Nationen, die hieher kommen würden, gebauet. Nun aber fället es bey nahe ein. In Florenz kan man für 200. Thaler einen Pallast miethen, dergleichen man in Paris nicht für 10000. Thaler bekommen würde. Das machts, weil bey Veränderung des Regiments zu Florenz die vornehmsten Familien sich wegbegeben haben, und nach Rom, Lucca, Genua gezogen seynd. Da bleiben denn die schönen Palläste leer stehen.

(112) Bernhard Connor saget in seiner Beschreibung von Polen, daß die Leute dadurch verleitet würden, die Häuser schlecht und mit wenig Stuben zu bauen; nur, damit sie nicht viel geben dürfften.

(113) In hiesigen Landen hat Churfürst Friedrich Wilhelm die Accise auf den gegenwärtigen Fuß am ersten eingeführet; und zwar auf Angeben des Tenzels, welcher zur Vergeltung davor hier Steuer-Rath geworden ist, und unter dem Nahmen *Christiani Teutophili* die so betitulte entdeckte Gold-Grube in der Accise geschrieben hat. Dieser Mann sahe zwar schlecht aus, hatte aber viel Verstand, und wuste den Nutzen der Accise gar wahrscheinlich vorzustellen. Man muß auch gestehen, daß die Accise, wenn sie mäßig eingerichtet wird,

in den Deutschen Landen sich sehr widersetzet hat. Denn ehedessen hat der Landesherr bey Auflegung einer Contribution die Landstände zusammen beruffen und mit ihnen vorher deliberiren müssen. Wenn aber der Fürst die Accise in seinen Händen hat, so brauchet er der Landstände nicht mehr; denn die Accise träget mehr ein, als ihm die Landstände verwilligen würden. Zwar hat man Anfangs das Directorium über die Accise den Edelleuten überlassen, und dagegen ein gewisses Quantum von ihnen angenommen, biß man gesehen, daß sie damit gewönnen, und daher endlich der Fürst allein sich selbige vorbehalten hat. Auf solche Weise aber kommen freylich die Landstände um ihre Gerechtsame, Privilegien und Autorität: Die Landtäge werden nicht mehr ausgeschrieben, und folglich kommen jene um ihr Directorium. Das haben sie auch wohl voraus gesehen, und eben deswegen, wie schon gedacht, bey der Einführung der Accise sich alle widersetzet. Sonsten ist die Accise eine alte Erfindung, und schon lange in den Reichs-Städten, obwohl unter andern Benennungen, z. E. des Umgelds, Angelds, Anlage, gewöhnlich gewesen; besonders in Holland. Ja, die Holländer haben fast am allerersten die Accise in Europa bekannt gemachet. Die gemeinen Leute waren anfänglich damit wohl zufrieden: Denn es war was geringes, und die Schocke auf den Häusern kamen herunter. Als man sie aber hernach gesteigert hat, so ist dadurch eine Theuerung entstanden, Handel und Wandel geschwächet und das Manufacturwesen zu Grunde gerichtet worden. Zum Exempel: In Hamburg werden fürtrefliche wöllene Strümpfe gewürkt, die fast so gut seynd als seidene. Allein man kaufft sie doch selten, weil sie gar zu theuer seynd, indem das Paar drey Thaler kostet. Das kommet von der Theurung der Lebensmittel her. Wo diese ist, da können die Manufacturen nicht floriren, wenn sie gleich an sich noch so gut seynd. Die Italiänischen Manufacturen und künstliche Waaren seynd unstrittig die besten; und doch gehen sie nicht ab, weil die Französichen und Holländischen wohfeiler seynd. Ferner ist bey der Accise zu bemerken, daß die Ueppigkeit stärker einreist: Denn es ceßiren alle Policey- und Kleider-Ordnungen. Jeder kan sich tragen wie er will, und wer kein Geld hat, der machet Schulden. Je mehr einer verzehret, je mehr träget es dem Herrn ein, und dieser ist zufrieden, wenn nur viel Geld in seine Casse kommet. Inzwischen leidet das gemeine Wesen Schaden. So muß auch bey der Accise grosser Zwang ausgeübet werden, weil viele Leute sich recht darauf befleißigen, die

wird, eine herrliche und sehr bequeme Manier der Contribution sey. Denn es geben dabey alle und jede etwas weniges, und zwar fast unvermerkt. Accidit semper subditis aliquid, & quidem insensibiliter. Veluti per alluuionem accrescit Principi, quod subditis decedit.

Accise zu hintergehen. Darauf folgen dann die härtesten Straffen, und auf die letzt ein allgemeiner Haß und Mißvergnügen der Unterthanen. Ja den Mittelmann drücket die Accise mehr als die Reichen, welche sich meistentheils in dergleichen Fällen sparsämer behelfen, oder doch sonst die Last nicht empfinden. Der gemeine Mann aber kan dabey schlecht bestehen. Dadurch gerathen Künste und Handwerker ins Abnehmen. (114) Bey uns ist noch die beste Erfindung diese, daß keine Wolle aus dem Lande geführet werden darf. Darum können die Leute die Wolle wohlfeil einkauffen, und hernach ihre Tücher, Zeuge, Strümpfe ꝛc. auch wohlfeiler abgeben als andere. Dadurch werden die Sachsen mit ihren Wollen-Manufacturen ruiniret, als welche ihre Tücher unmöglich so wohlfeil geben können. Aber das gehet nicht bey allen Manufacturen an. Zum Exempel: Ehedem waren in ganz Sachsen die Schuhe nirgend wohlfeiler zu haben, als zu Querfurt auf der Esels-Wiese, wo die Schuster von allen Orten und Enden zusammen kamen. Itzo aber, nachdem die Accise auf dem Leder und andern Waaren lieget, siehet man augenscheinlich, wie sehr die Nahrung der Schuster gefallen ist: Denn sie können nunmehr die Schuhe nicht so wohlfeil abgeben, und also keine auswertige Märkte beziehen. Endlich erfordert auch die Accise viele Leute und Bediente, welche nicht unterlassen in- und ausländischen Verdruß zu machen. Ja weil bey dem allen

(114) Und das daher, weil nicht nur die täglichen Victualien, sondern auch alle Materialien, welche von den Handwerkern verarbeitet werden, theuer müssen bezahlet und veracciret werden. Diese Schwürigkeit bleibet ewig bey der Accise. Einer von meinen ehemahligen Zuhörern, der sich aber nicht genennet, hat in einem besondern Tractätgen die Accise über die Massen herausgestrichen, und auf alle Zweifel und Einwürfe zu antworten gesuchet; die man gegen die Accise machen kan. Allein die vorerwehnte Difficultät kan doch nicht völlig gehoben werden. Ja, wenn die Accise nur auf luxuriosa geleget wäre, so würde sie keinen Schaden thun; aber so ist sie auf alles gesetzt. Wie kan nun da ein Handwerksmann, zumahl, wenn er viel Kinder, viel Gesellen hat, zurechte kommen? Spricht man, die Leute könnten ja die Accise wieder auf ihre Arbeit und Waaren schlagen; so ist die Frage, ob sie genug Käuffer dazu finden können. Die meisten gehen der Wohlfeile nach, und nehmen also lieber fremde Waaren. Will man dieses verbieten, und die Leute zwingen, lauter einheimische Sachen zu kauffen: so währet ein solches Verbot etwa ein Jahr lang. Also bleibet es dabey, daß die Accise, nach dermahliger Verfassung, allezeit den Mittelmann drucke, der doch durch seine Arbeit das Publicum erhalten muß, und das Mark vom Lande ausmachet. S. auch *Vauban* l. c. Denn derselbe hat durchgehends wider die Accise geschrieben, und gemeynet, daß ganz Frankreich dadurch in Verfall gerathen sey. Deswegen ist er auf einen andern Vorschlag gekommen, wie in dem folgenden §. erkläret wird. Denn *Vauban* war ein ehrlicher Mann, der auch den Nutzen des Volks zu Herzen nahm. Ob er gleich nicht von hoher Extraction gewesen, so ist er doch durch seine Verdienste biß zu der Würde eines Marêchal de France gestiegen. Die Lehre von Anlagen und Zöllen hat er so inne gehabt, als keiner von den Gelehrten.

allen die Accise gleichwohl nicht zureichet; so giebt sie Anlaß zu allerhand neuen Erfindungen, die das Land noch mehr drücken. Dadurch werden die Einwohner ungedultig, verdrießlich, und vermeiden wohl gar den Ehestand, wie schon Tacitus von den Römern unter der Regierung Kayfers Tiberii angemerket, daß, wegen der betrübten Zeiten, viele Leute nicht hätten heyrathen wollen. Was die sogenannten Kopfsteuern anlanget, so ist dieses eine Art von Contribution, welche insgemein sehr verhaßt ist, und servilisch lautet. Unser König will nichts davon hören: Und der Adel wollte nicht dran, als unter dem vorigen Könige eine Kopfsteuer ausgeschrieben wurde. Allein die Idee einer Sclaverey ist ungegründet, und bestehet nur in der Einbildung. Wenn es dir erschrecklich vorkommet, deinen Kopf zu versteuren; so nenne es eben anderst, und versteure etwa deinen Fuß. Doch ist die Kopfsteuer in soferne mangelhafft und unbequem, weil man dabey die behörige Proportion nicht treffen kan. Z. E. Mancher Kaufmann, der viel tausend im Vermögen hat, giebt etwa 50. Thaler, und ein anderer, der doch nur etliche hundert vermag, giebt nicht viel weniger. Vor den gemeinen Pöbel ist die Last nicht groß: Denn da giebt etwa einer acht, zwölf, oder sechszehn Groschen; wie es bey der ehemahligen Kopfsteuer hier war. Das ist ja eine schlechte Sache. Wer diese Bagatelle nicht erlegen kan, wird billig exequiret, oder weggejaget: Denn solche Leute, wenn sie nehmlich gesund seynd, und nur aus Faulheit nicht haben arbeiten mögen, seynd der Stadt nichts nütze. (115) Die Dienstboten aber sollten mit der Kopfsteuer verschonet werden. Soll die Herrschafft das Geld für sie erlegen, so fället es manchem zu schwer, und ist höchst unbillig, wenn z. E. ein armer Handwerksmann für 4. oder 5. Gesellen, die er hat, zahlen muß.

XXIII.

Von des Baubans Vorschlag wegen des zehenden Pfennigs; imgleichen von der Vermögen-Steuer.

Es ist zwar keine Art von Contribution zu erdenken, welche nicht ihre Schwierigkeit und Bedenklichkeit hätte: Es ist aber hier nur die Frage, welche Art die wenigsten Beschwerlichkeiten mit sich führe. Bey allen Vorschlägen und Consiliis giebt es Zweifel, Ausnahmen, Einwürffe: Sonst würden es keine Consilia seyn; sondern mathematische Demonstrationen. Es darf auch nicht gleich eine jede Erfindung durchaus vollkommen und ohne alle Gebrechen seyn: Genug, wenn sie bequemer als andere ist, und sich mit der Zeit poliren und ausbessern läßet. Diesemnach wollen wir hier denjenigen Vorschlag anzeigen, welchen der berühm-

(115) S. oben die letzte Anmerkung bey dem XIX. Absatze.

te Französische Marschall von Vauban gethan hat, (116) und welcher allerdings alle Aufmerksamkeit verdienet. Er setzt zum Grunde, daß bey den Anlagen die Proportion und Gleichheit also zu treffen sey, daß alle und jede ohne Ausnahme contribuiren müssen. Gleichwie man auch dieses in allen wohleingerichteten Republiken wahrnimmet; als in Venedig, woselbst sogar die Nobili contribuiren. Niemand kan sich beschweren: denn alle geniessen den Schutz. Es höret auch solchergestalt der Neid und die Klage auf, daß die Last auf den gemeinen Mann allein gewälzet werde. Hernach saget er, daß, als er durch ganz Frankreich gereiset, er beobachtet habe, daß man überall den Geistlichen den Zehenden gebe, und gleichwohl niemand darüber murre. Daher schliesset er, die Unterthanen würden sich nicht beschweren dürfen, wenn sie auch ihrem Könige den Zehenden von allen ihren Einkünfften; nicht aber von der Substanz und den Gütern (117) selbst, geben sollten. Nur müsten dabey alle andere Anlagen ceßiren, von dem Zehenden aber niemand ausgenommen werden. Auf solche Weise würde, wie Vauban ausgerechnet hat, der König weit mehr Einkünffte, als sonsten, haben; denn seine Regalien, Domainen und Cammer-Gefälle blieben ihm ohnehin. Bey andern Anlagen, z. E. bey der Accise, müssen auch viele Bedienten (118) gehalten und besoldet werden, welche öffters noch dazu manches stehlen. Alle diese, sagt Vauban, können bey erstgedachter Dixme Royale ersparet werden, indem ein jeder Unterthan sein Einkommen eidlich ansagen müste. Dieses Systema des Vaubans ist an und für sich ganz klug und wohl eingerichtet; ja es würde auch nützlich seyn, wenn ein Mann darüber käme, der die Vorschläge mit Verstand zu appliciren oder in einem und andern zu verbessern wüste. Das ist wohl wahr, biß man die Herzoge, die Marquis, die Edelleute, und zumahl die Geistlichen (denn auch diese will Vauban nicht ausgenommen wissen) dahin brächte, und sie angewöhnete, von ihren Einkünfften sothanen Zehenden abzutragen, würde es viel zu thun geben. Und wie gehet es (hat der Herzog von Burgund (119) in seinem Exemplar nicht unbillig notiret) mit den Kaufleuten,

(116) In dem schon zum öfftern angezogenen Projèt d' une Dixme Royale, 1708. in 8. welches ein fürtreffliches kluges Buch ist. Der Herzog von Burgund, des itzigen Königs Vater, der selbst ein grosser Financier und Liebhaber von dergleichen Sachen war, hat es auch sehr hoch gehalten, und nicht mehr als zween Fehler darinnen angemerket.

(117) Denn das hiesse eben so philosophiret, als wie vor Zeiten der Herzog von Alba in den Niederlanden gethan hat.

(118) Nur hier in Halle kan man derselben über funfzig zehlen.

(119) Daß dieser Herr im übrigen des Vaubans Buch sehr hoch gehalten habe, ist allbereits oben angemerkt. Er würde auch, wenn er zur Regierung gekommen wäre,

ten, die offt nicht wissen, was sie einnehmen und gewinnen? Darauf könnte aber doch Vauban antworten: (wie es die Venetianer und Nürnberger auch thun) Die Kaufleute wissen doch ungefehr, wenn sie die Bilanz ziehen, was sie gewonnen haben; und wenn es auch in einem Jahr nicht so accurat hergehet, so kan es ja in folgenden nachgeholet werden. Man siehet hieraus, daß der Marschall von Vauban mit seinem Vorschlag dieses hauptsächlich zum Zweck gehabt habe, daß bey den Anlagen die behörige Proportion nicht leicht überschritten werde. Nun ist aber gewiß, daß eben dergleichen Proportion bey einer wohleingerichteten Vermögen-Steuer statt finden könne: Daher ich diese Art für die beste und allerbilligste halte. Es ist ja billig, daß der, so viel im Vermögen hat, auch mehr gebe, als ein anderer, der weniger hat. Man wendet zwar ein: Wie kan die Obrigkeit begehren, daß ein jeder sein Vermögen genau ansagen solle? Es lässet ja keiner gerne wissen, wie reich er sey: da fället ja der Credit, durch welchen sich viele Leute erhalten, ganz übern Hauffen. Ich antworte: Man darf es nur machen wie die Venetianer, oder wie die Nürnberger, welche es jenen abgelernet haben. Sie sagen so: Wenn wir eine Steuer oder Losung auflegen; so lesen wir den Bürgern vor, von was für Sachen die Steuer gegeben werden solle. Darunter gehören, nebst der bürgerlichen Nahrung, Capitalien, Häuser und andere unbewegliche Güter: denn einige Dinge, sonderlich was man zu alltäglichem Gebrauche nöthig hat, seynd ausgenommen. Hierauf wird von allen und jeden ein Eid gefordert

wäre, ohne Zweifel den Vorschlag angenommen und die Mängel zu verbessern gesuchet haben. Denn er meynte, daß sothanes Systema dem gemeinen Volk zu grosser Erleichterung und Trost gereichen könnte. Sprichst du: warum hat es denn der Regent in Frankreich nicht eingeführet? So antworte ich: dieser hat keine Ordnung in Frankreich haben wollen; sondern nur modos praedandi ersonnen, und dem Volk das Geld zu nehmen getrachtet, wie in dem Staat von Frankreich weitläufftig gezeiget wird. Vielleicht dürfte es der itzige König, wenn er recht zur Erkänntniß kommet, einführen; zumahl da Frankreich sehr herunter gekommen und die Manufacturen nicht mehr so floriren, als vor diesem. Deswegen höret man eben von so vielen Spitzbuben in Frankreich: denn wenn die Leute nichts mehr verdienen können, so werden sie von der Armuth zu verwegenen und bösen Thaten verleitet. Indessen ist und bleibet des Vaubans Vorschlag, ob er gleich in Frankreich nicht zu Stande gekommen, dennoch in seinem Werthe und verdienet alle Aufmerksamkeit. Es hält offt schwer, etwas neues einzuführen, wenn es gleich an sich noch so gut ausgedacht ist. Deswegen ist es manchmahl klüger, das alte, obwohl schlimmere, beybehalten, und das neue, obwohl bessere, liegen lassen. Hernach pfleget man auch in dergleichen Dingen mehr auf eine leichtere, als auf eine schwerere und künstlichere Art, wenn sie gleich noch so gerecht und der Proportion gemäß ist, zu sehen. Die Accise ist eben so gar billig und proportionirt nicht, wird aber dennoch vor andern beliebet, weil sie die allerleichteste Art der Anlage ist.

dert und abgeleget, daß sie ihre Güter und Vermögen getreulich versteuern wollen. Wenn nun die Losung geliefert werden soll, so zahlet ein jeder die nach Proportion seines Vermögens schuldige Steuer in der so genannten Schau (120) baar aus. Dafür wird ihm, oder demjenigen, durch welchen er das Geld hat auszahlen lassen (denn ein jeder kan solches, ohne seinen Nahmen zu melden, auch durch seine Bedienten oder fremde Personen auf einmahl oder zu unterschiedlichen mahlen verrichten lassen) ein oder etliche Schaustücke, welche so viel bedeutet, als die bezahlte Summen gegeben. Kommen nun die Bürger auf das Rathhauß, so ist daselbst in der Steuer-Stube über einen Tisch ein Teppich gebreitet, unter welchen denn ein jeder seine in der Schau gelöfete Marque oder Schaustück leget. Auf solche Art erfähret man nicht, wie viel ein jeder gegeben habe: Sondern alles kommet auf den Eid der Bürger an, und dieser Eid wird auch allemahl bey jeder Losung erneuert. Ja, sprichst du? Wie aber, wenn die Leute falsch schwören? Antwort: Wer will alle Meineide, dergleichen in der ganzen Welt täglich viel tausend begangen werden, vermeiden? Genug, daß man die Leute der Straffe des Meineids von den Canzeln erinnern und ihnen das Gewissen recht schärfen lässet. Hernach müssen die Leute gleichwohl sich fürchten, es mögte herauskommen und sie deshalben gestrafft werden. Die Steuer-Einnehmer wissen auch ungefehr, ob dieser ob jener pflichtmäßig gehandelt habe oder nicht: denn sie zehlen manchmahl nach und geben Acht, ob dieses oder jenen Mannes Losung mit der Proportion seines Vermögens überein komme. Es findet sich auch zuweilen bey der Inventur, ob einer treulich und redlich sein Vermögen versteuret habe, oder nicht. Ohne Betrug gehet es freylich nicht ganz ab: Aber dergleichen findet sich bey allen Arten von Schatzungen und Anlagen. Also mag man z. E. an denen Orten, wo die Accise ist, so scharf und aufmerksam seyn, als man will; so wird man doch nicht alle Unterschleif verhindern können. Genug daß vorbesagte Art der Vermögen-Steuer oder Losung beydes billig und practicabel ist. Venedig und Nürnberg haben sich auch dabey sehr wohl befunden. (121)

XXI

(120) Die Schau ist in Nürnberg ein öffentlicher Ort, wo sich lauter erfahrne und münzverständige Personen befinden. Man kan auch daselbst die Münze probiren und schätzen, oder auch fremdes Geld, das man etwa nicht kennet, gegen gangbare Sorten auswechseln lassen.

(121) Also weiß ich in Venedig fast von keinem Aufstand des Volks, so lange die Aristocratische Regierung gewesen: hergegen in Neapol zwey und dreyßig E pörungen gewesen, alle wegen der S posten. Und in Rom selbst, wo der V carius Iesu Christi ist, seynd deswe Tumulte entstanden. Daß Carl I. in E gelland den Kopf verlohren, davon pfle man unterschiedliche Ursachen anzugeb Wenn man es aber recht betrachtet, so

XXIV.

Nun folget, daß wir auch von klüglicher Einrichtung der Mauthen oder Zölle (122) etwas sagen. Daß darauf absonderlich im Commercien-Wesen sehr viel ankomme, siehet man daraus, weil alle Handelschafft treibende Nationen unter einander einen gewissen Tarif oder ordentlichen Tax aufrichten, wie viel bey der Ein- und Ausfuhr von Waaren zu erlegen sey. Es ist kein Land, da man nicht etwas fordert; ausser in Japan: denn da ist weder auf ein- noch ausgehende Waaren ein Zoll gesetzet, und deswegen mögten eben die Holländer gerne ihre Handlung daselbst auf einen festen Fuß stellen. Die Sachen, worauf Zoll geleget wird, seynd entweder fremde, das ist, solche, die von andern Orten in das Land geführet, oder inländische, d. i. solche, die in dem Lande wachsen oder fabriciret und sodann in andere Orte verführet werden. Jene nennet man lateinisch importanda; diese aber exportanda. Was nun erstlich die importanda, (123) oder die Waaren, die in das Land gebracht werden, anlanget, so seynd selbige entweder nothwendige und unentbehrliche, oder nützliche, oder endlich überflüßige und blos zur Wollust und Zärtlichkeit dienende Sachen. Nun kan man zwar von allen dreyen Gattungen fremder Waaren, weil bey deren Einführung das Geld davor aus dem Lande gehet, einen Zoll abfordern: doch mit Unterschied und nach einer vernünfftigen Proportion. Also muß man z. E. die nothwendigen und unentbehrlichen Dinge entweder gar nicht, oder wenigstens nur mit

Was bey Regulirung der Mauhten und Zölle zu beobachten.

es hauptsächlich wegen der Impostен geschehen. In Venedig beschweret sich niemand darüber; sondern die Leute geben alles gerne. Kommt eine Noth, so werden zwar die Auflagen erhöhet: aber da sehen die Leute, wo das Geld hinkommet. Auf einem Punct kan man bey diesen Anlagen das Vermögen eines jeden freylich nicht herausbringen: Unterdessen ist genug, daß die Venetianer, so offt sie Steuern fordern, erst ausrechnen, was für eine Proportion gehalten werden solle: alsdann lassen sie die Leute kommen, und sagen ihnen vor, wie das Vermögen taxiret ist. Ist nun dieses geschehen, so müssen alle schwören, daß sie alles richtig versteuren wollen.

(122) Wie die Steuern und Zölle (*Tributa & Vectigalia*) von einander unterschieden seyen, ist bereits oben (§. XVIII.) angezeigt worden.

(123) Kein Land kan von allen importandis frey seyn. Non omnis fert omnia tellus. In dem Königreich Schweden wird zwar in dem Staats-Rath deliberiret, wie die importanda zu verringern seyn mögten: Indessen seynd doch viele Sachen, deren sich die Schweden nicht entschlagen können. Sie haben keinen Wein, weil ihr Land zu kalt ist; den müssen sie also von andern nehmen. Der Czaar hat auch keinen Wein; es sey denn, daß er etwa in seinen mittägigen Ländern solchen zu pflanzen sich beflisse. Man hat gegen Astracan an der Wolga einige Proben gemachet, die aber bißher nicht von statten gegangen. Daher es einige für ein vergebliches Unternehmen halten. Ich glaube aber doch, daß es mit der Zeit angehen sollte.

mit einem sehr geringen und leidlichen Zoll belegen. (124) Nun ist zwar bekannt, daß die Holländer vor allen andern Nationen alles mit grossen Impostẽ beschweren; allein sie können es auch eher thun, weil das Land reich, und so beschaffen ist, daß da das Commercium sich gleichsam darinnen concentriret, und viele Völker mit ihnen handeln müssen. Deswegen kan man solches nicht gleich auch an andern Orten nachmachen, wie doch manche Deutsche Fürsten thun, die sich thörichter Weise in Contributionen, Anlagen und Zöllen nach dem Exempel der Holländer richten, und nicht bedenken, wie sich die Proportion ihres Landes gegen die vereinigte Niederlande verhalte. Zu geschweigen, daß die Holländer selbst von den nothwendigsten Sachen nur eine kleine Abgabe fordern. Darum seynd diejenigen übel dran, die einen grossen Salz-Zoll anlegen, wo das Salz nicht im Lande ist. Denn alsdann bedienen sich die Leute des Salzes gar zu sparsam und salzen manche Speisen gar nicht. Daraus entstehen Krankheiten, und endlich wohl gar die Pestilenz, (125) wie es in Frankreich geschehen. Eben so ungereimt ist es, wenn der Fürst starken Impost aufs Getraid oder aufs Holz leget; imgleichen auf allerhand Materialien, die nicht im Lande seynd, z. E. auf Meßing, Kupfer, Zinn und andere Metallen. (126) Denn wie können diese Sa-

(124) Nichts desto weniger hat man in Engelland auf das Papier, welches doch unentbehrlich ist, einen grossen Impost geleget; weswegen auch die Bücher, so in Engelland gedruckt werden, so theuer seynd. Denn die Engelländer machen nicht selbst Papier, sondern sie hohlen es aus Frankreich, und wenn man den Gewinst nachrechnet, den die Franzosen hier und da aus dem Papier-Handel ziehen, so findet man, daß es etliche Millionen ausmachet. Nun haben aber die Engelländer eingesehen, daß sie wegen Mangels an inländischen Papier, in der Handlung mit Frankreich viel verlieren, und deswegen einen so grossen Impost auf das Papier geleget, damit die Leute ermuntert werden mögten, in dem Lande selbst Papiermühlen anzulegen: welches denn auch an einigen Orten geschehen, ob man gleich damit noch nicht weit gekommen ist. Die Deutschen seynd besser dran, und machen selbst Papier. Daher seynd, als die Handlung zwischen Holland und Frankreich gesperret gewesen, viele tausend Rieß Papier von Nürnberg gehohlet worden: welches aber nachhero wieder aufgehöret hat, weil es die Holländer aus Frankreich wohlfeiler haben können.

(125) Denn das Salz verwahret uns vor der Fäulniß und Putrefaction: die Pestilenz aber ist nichts anders als eine Putrefaction, die geschwind um sich greiffet; welches schon ein alter Medicus, Franciscus Valeriola wahrgenommen hat.

(126) In Frankreich ist auf solche Sachen, die aus andern Ländern hergehohlet werden müssen, ein sehr geringer Zoll geleget. Hernach aber wissen die Franzosen selbige sehr künstlich und so zu verarbeiten, daß alles wohl in die Augen fället. Die Deutschen hingegen machen gemeiniglich ihre Sachen nur obenhin. In Frankreich nehren sich viele vom Grünspan: Deswegen wird wenig auf das Kupfer geleget. In meinem Vaterlande, zu Nürnberg, haben vor diesem die Meßing-Manufacturen am stärksten floriret; welches, wie

Sachen, wenn sie im Lande verarbeitet worden, hernach mit Nutzen wieder ausgeführet werden? Was anbetrifft die Einfuhr derjenigen Waaren, die zwar so nothwendig nicht, doch aber brauchbar und nützlich seynd; so kan man selbige nicht ganz aufheben. Die Unterthanen wollen nicht allein Sicherheit, und was zur höchsten Nothdurfft gehöret, haben; sondern sie wollen auch gerne vergnügt und gemächlich leben. Was hilft Sicherheit und Schutz, wenn ich im übrigen leben muß, wie ein Mohr, wie ein armer in die Bergwerke verdammter Sclave? Es ist nicht gut für einen Regenten, wenn die Unterthanen ihres Lebens überdrüßig werden, und sich den Tod wünschen: denn das ist ein Zeichen der Verzweifelung und des äussersten Elends. Es bleibet also dabey, daß die Einfuhr auch derjenigen ausländischen Waaren, die nicht zur Nothdurfft, sondern nur zur Bequemlichkeit gehören, nicht völlig verboten werden solle. Das aber ist heilsam, wenn die Unterthanen nach und nach angewöhnet werden, daß sie diejenigen Sachen, welche sie vorhero von andern Nationen für ihr Geld genommen haben, selbst verfertigen lernen. Z. E. Ehedem nahmen wir alle unsere Hüte, die etwas taugten, von den Franzosen und Engelländern: Itzo werden sie im Lande selbst gemachet. Und ob sie schon an Güte den Französischen und Englischen noch nicht gleich kommen; so seynd sie doch so beschaffen, daß ein ehrlicher Mann sich damit gar wohl begnügen kan. Auf die importanda luxuriosa, d. i. auf Dinge, die blos zur Wollust und Ueppigkeit gehören, auf fremde Weine, rar Gewürz, Austern, seltene Fische, Thee, Zucker, Caffee, Chocolate, und dergleichen ausländische Delicatessen, kan ein Regent gar wohl starken Zoll legen. Noch besser aber wäre es, wenn selbige gar verboten werden könnten. Denn sonsten wird nur die Ueppigkeit grösser, und gehet immer mehr Geld aus dem Lande, obgleich die Cammer des Herrn dabey etwas gewinnet. (127) Der Mittelmann, der doch zu Erhaltung des

wie ich wahrgenommen habe, daher kommet, weil man von dem Meßing, so nach Nürnberg gebracht wird, etwas weniges nimmt. Von dem ganzen Centner Kupfer giebt man etwa sechs Pfennige, und von dem Galmey gar nichts, weil solcher erst von Lüttich muß hergebracht werden, und ohnedem viel kostet. Die Nürnberger haben auch noch den Vorzug vor allen Fabricanten; theils weil sie die Meßing-Drechsler haben, welche alles in der Geschwindigkeit machen können; theils auch weil sie es wohlfeiler geben können. Der König in Preussen hat imgleichen Meßing-Manufacturen angeleget, welche auch gut von statten gegangen seynd: Indessen aber, wenn nicht verboten wäre, fremdes Meßing ins Land zu führen, würde der Abgang nicht groß seyn, weil die Nürnberger das ihrige um geringern Preiß geben können.

(127) Derjenige Herr ist einfältig, der die Ueppigkeit wachsen lässet, und denket, dadurch könne er seine Zoll Einkünffte vermehren. Es stecken auch viele Finanzen-Räthe in dem Irrthum, daß sie meynen, es schade alles nichts, wenn nur der Herr Geld

gemeinen Wesens das meiste beyträget, geräth dadurch ins Verderben. Es wäre zu wünschen, daß aller Caffee abgeschaffet würde: denn es gehen davor jährlich viele Millionen aus Deutschland, und wir könnten ihn alle entrathen. Eben so ist es mit dem Schnupftobac und andern dergleichen Sachen. Indessen leidet diese Maxime hin und wieder ihren Abfall; sonderlich an denen Orten, wo ein Stapel oder eine Niederlage ist. Da kan man auch alle luxuriosa einführen lassen: denn sie bleiben nicht im Lande; sondern werden wieder überall hin debitiret. Also lassen die Holländer zwar alles, was auch nur zur Ueppigkeit gehöret, in ihr Land bringen: aber sie verführen es wieder durch die ganze Welt. In unserm Deutschland ist Leipzig eine Mittelstadt, ein Mittelpunct der Handlung, ein Stapel, wo alle fremde Waaren einzuführen verstattet ist. Das muß auch seyn; weil von diesem Emporio das Reich, Polen, Ungarn und andere Länder versehen werden. Gleichwie aber nicht alle Städte Handelsplätze seynd: also könnten und sollten in den meisten die unnöthigen ausländischen Waaren und Delicatessen verboten werden. Das würde zwar im Anfange den Leuten fremd und ungewohnt vorkommen: Wenn man es aber nur recht angriffe, und sich nicht gleich abschrecken liesse; so würden sie endlich selbst erkennen, daß man es gut mit ihnen gemeynet. (128) Nun fragt sichs vor das andere, wie der Zoll klüglich einzurichten sey bey den exportandis, d. i. denen Waaren, welche aus dem Lande geführet werden? Hierauf dienet zur Nachricht, daß man vor allen Dingen in Betrachtung ziehen müsse, ob die Benachbarte, mit denen wir handeln, unserer Waaren entrathen können, oder nicht. Im letzten Falle kan man freylich einen starken Impost setzen. So hätten, z. E. die Malabarischen Könige auf den Pfefferküsten ehedem einen hohen Zoll anlegen können, weil der Pfeffer, der gleichwohl so nöthig ist als der Reiß bey den morgenländischen Völkern, oder als das Brod bey uns, sonst nirgends so gut wächset: Sie liessen aber diesen Vortheil den Holländern in Händen. Was hingegen Sachen seynd, die wir in unserm Lande selbst nicht verbrauchen, und die doch unsere Nachbarn allenfalls auch anderwerts eben so gut bekommen können, die soll man mit grossen Impostен nicht belästigen;

Geld davon ziehe. Das machet, die wenigsten unterrichten sich mit behörigem Fleisse von Staats-Sachen, so daß sie offt nicht einmahl wissen, was Zölle seyn, und wie, oder zu was Ende sothanes Regale exerciret werde. Daher kommen hernach so viele Schnitzer in Cammer-Sachen.

(128) Die Ueppigkeit ist, wie alles Böse, gröstentheils durch die Weiber in die Welt gekommen. Wir sehen es auch noch biß auf den heutigen Tag, daß Ueppigkeit und Pracht von den Weibern entstehe und zunehme. Die fangen immer zuerst an, und verführen hernach ihre Männer. Die Römer haben deswegen vor Zeiten sehr genau auf ihre Weiber Achtung gegeben, biß sie nach und nach auch die Ueppigkeit einschleichen und geschehen lassen, daß man die Weiber Dominas genennet.

stigen; weil sonst diejenigen, an welche wir selbige verhandeln wollen, anderswohin gehen, und wohlfeiler kauffen. Zum Exempel: Hier im Magdeburgischen haben wir viel Korn, das wir nicht alles selbst im Lande verzehren können, ob wir schon mit Stärkmehl, mit Brandewein-Brennen, und mit der Schwein-Mastung viel verthun. Da wir nun nichts ausführen können als Salz und Korn, welches wir im Ueberfluß haben: So wäre es ja eine Thorheit, einen grossen Impost darauf zu legen. (129) Was wollten die Pohlen mit ihrem Korn, die Preussen mit ihrer Butter thun, wenn sie nichts ausführen könnten? Ein anders ist es, wenn wir unsere Materialien, die im Lande gefunden werden, selbst verthun, fabriciren oder anwenden können, z. E. unsere Wolle und dergleichen. Daher lassen auch die Engelländer keine Wolle aus ihrem Lande; ja nicht einmahl Schaf-Felle, auf welchen noch Wolle ist, ohne grossen Impost. (130) Den Franzosen lassen sie gar nichts abfolgen: denn diese würden sonst alles nachmachen. Der Franzos ist ein künstlicher Fabricant. Nur fehlt es ihm offt an den Materialien. So ist auch in Engelland bey harter Straffe verboten, nichts von der sogenannten Füll-Erde auszuführen, woraus Tobacs-Pfeiffen gemachet werden. Denn die Engelländer haben sonst das Monopolium damit gehabt. Nachgehends aber hat man auch an andern Orten Erde gefunden, welche sich dazu geschickt hat. Es gehet mit dem Zollwesen wie mit den meisten menschlichen Anstalten und Einrichtungen. Der geringste Umstand verändert die Anschläge. Bißweilen geschiehet es, daß auch die importanda necessaria, wenn man sie gleich weiter bringen will, nur mit einem leichten Zoll beleget werden. Z. E. in Danzig, wo der Stapel ist, geben die Leute etwas weniges, wenn sie das dahin gebrachte Korn wegführen. Wenn in Smyrna fremde

(129) Der Graf Barfuß, der an unserm Hof sonst in grossen Gnaden war, machete, daß man im Magdeburgischen auf jeden Wispel Korn, so ausgeführet wurde, sechs Thaler setzte. Das wäre endlich wohl angegangen, wenn das Korn sonst nirgends zu bekommen wäre. Allein die Holländer waren gescheid, und wendeten sich an den Czaaren. Der versprach ihnen von Archangel so viel Korn als sie verlangten, ließ auch alsbald einen grossen Wald abbrennen und das Erdreich besäen. Da hatte er Korn so viel er wollte: (denn die schwefelichen Theile, so in der Asche seynd, öfnen die Erde und machen sie so fruchtbar, daß man in kurzer Zeit viel darauf bauen kan) von der Zeit an hat man in Magdeburg wenig Abgang gehabt, ob man schon den Fehler eingesehen und den Zoll abgeschaffet hat. Denn die Kaufleute, welche einmahl zu hoch angesetzt worden, kommen hernach so leicht nicht wieder.

(130) Hingegen haben die Engelländer auf ihre Tücher einen kleinen Zoll geleget: nur damit sie weit und breit verführet und verkaufft werden können, wie *Davenant* angemerkt hat, der von dem Englischen Commercio ein grosses in sechzen Bänden bestehendes Buch in Englischer Sprache geschrieben hat, welches verdiente, daß man einen Auszug daraus machete.

Waaren eingeführet werden; so giebt man 5. pro Cent: alsdenn kan man die Waaren entweder daselbst verkauffen, oder frey wegbringen. In Holland giebt man in solchem Falle auch etwas weniges. Das hat auch *Huetius* an den Holländern gebilliget. Hergegen in Deutschland hat das Zollwesen eine elende Gestallt. Wenn man die Fehler deutlich sehen will; so darf man nur an den Neckar- und Rheinstrom gehen. Man findet in selbigen Gegenden so viel Früchte, daß die Leute übel zufrieden seynd, wenn kein Krieg ist; weil sonst die Früchte nicht verzehret werden können. Die Holländer hohleten solche gerne ab, wenn sie einen freyen Paß hätten. Weil aber überall so viele Zölle angeleget seynd, und so viel Fürsten, und Territorial-Herren, so viel kleine Gottes-Gnaden (131) angetroffen werden: So bleibet da das Getraid alles im Lande; es ist alles wohlfeil und kein Geld unter den Leuten. Mecklenburg ist ein fürtreffliches Land. Nachdem aber die Schweden den Warnemünder Zoll angeleget, haben die Mecklenburger ihr Korn im Lande behalten; und wenn sie es aufzehren wollten, müsten sie des Tags dreymahl essen, wie die Pommern. Der Schweden Absicht bey diesem Zoll war, Deutschland zu ruiniren. Man siehet aus dem, was wir bißhero berührt haben, daß bey Regulirung der Zölle vieles zu beobachten sey. (132) Am allermeisten aber ist solches nöthig, wo grosse Handelsstädte seynd, wie Livorno im Florentinischen, wie Amsterdam, Londen, u. a. m. Ich bin der Meynung, daß die Zölle fast nirgends besser reguliret seyen, als in Livorno. Diesen berühmten Hafen, wo alle Völker anländen, hat Cosmus von Medicis recht in die Höhe gebracht, und dadurch eine grosse Handelschafft hingezogen, weil er die Zölle gemäßiget, und einen kleinen Impost auf ein- und ausgehende Waaren geleget hat. Derjenige Landes-Herr, der einen grossen Zoll nimmt, ist wie ein geitziger Wirth, welcher zu

(131) Deswegen hat ein gewisser Frantzos gemeynet, die Gottes Gnade ruinire das Deutsche Reich. Hätte Deutschland nur einen Herrn; so würde es die gröste Thorheit von der Welt seyn, so viele Zölle anzulegen. So aber hält ein jedweder Fürst genau über seine Territorial-Superiorität, und meynet, was er einmahl hergebracht habe, das könne er nicht fahren lassen: es mag hernach politisch seyn oder nicht. Vor diesem ist man in Deutschen Provinzen so gar streng gewesen, daß, wenn einer gleich schon einmahl etwas verzollet, er doch noch zum andern mahl Zoll geben müssen, wenn er zu einer andern Stadt, die doch eben demselben Herrn gehöret, gekommen; welches man aber itzo abgeschaffet hat.

(132) S. Schröders Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer Cap. XCVI. und XCVII. wo von Regulirung der Mauthen und von Verfertigung eines vollkommenen Vectigals gar schöne Erinnerungen vorkommen. Der Braunschweigische Edelmann, der die Fürstliche Macht-Kunst geschrieben, handelt im VI. Cap. p. 151-157. auch hievon, hat es aber meistens aus dem Schröder genommen. [* conf. *Conringii* dissertationes de vectigalibus, in ejus Oper. edit. Goebel. Tom. IV. p. 933-946.]

zu viel auf einmahl gewinnen will, und viel Wasser unter das Bier giesset, dabey aber nicht bedenket, daß diejenigen, so es einmahl abgehohlet, selten wieder kommen. Daher würde es klüger gethan seyn, wenn manche Fürsten, nach dem Exempel Cosmi, den Zoll geringer setzten. Denn was an der Quantität des Zolles abgehet, das ersetzt die Menge der Leute wieder. Der Türke, ob er gleich sonst ein tummer Kerl, ist hierinnen gescheid, daß er zu Smyrna und Aleppo einen geringen Zoll nimmet: deswegen ist auch eine so grosse Handlung dahin.

XXV.

Ob Steuern und Zölle mit oder ohne Bewilligung des Volks anzulegen.

Es ist eine wichtige Frage in der Politic, ob die Einwilligung des Volks nöthig sey, wenn Steuern, Schatzungen und Zölle angeleget werden sollen. Man muß aber hierauf mit Unterschied antworten. Wo eine Monarchie ist, und man voraussetzet, daß der Herr Verstand habe, da kan man sagen, daß er solches vor sich thun könne, und nicht erst das Volk oder die Reichs- und Landstände darum befragen dürfe; weil ohnehin zu vermuthen, daß er in dergleichen Fällen die Regeln der Gerechtigkeit und Klugheit beobachten und dem Volke nicht mehr aufbürden werde, als der Zustand und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens erfordern. Die Unterthanen seynd nicht allezeit wie fromme Kinder beschaffen: Sie geben ihrem Herrn nicht gerne das, was sie von Rechtswegen zu geben schuldig seynd, wenn man sie gleich darum bittet: (133) Sie denken immer, der Fürst sey ja reicher als sie, und brauche es nicht; sondern geitze nur, oder verthue das Geld unnützlich. Wenn derowegen ein Herr nicht muß; so frage er ja seine Unterthanen nicht: (134) denn sie seynd nicht wiedergebohren und erkennen ihre Pflicht nicht ohne Zwang und Furcht. Sie machen sich auch nichts daraus, den Fürsten zu betrügen, wo sie nur können. Viele Engelländer verdenken es ihrem Könige Jacob I. selbst, daß er allezeit das Volk gefraget, und Orationes suasorias gehal-

(133) In Dreßden verfressen die Landstände bey einem jeden Convent bey 150000. Thlr. und verwilligen endlich doch dem Könige kaum die Helfte von dem, was er von ihnen begehret.

(134) Doch verstehet sichs ohnehin, daß ein jeder Regent; wenn er auch noch so unumschränkt herrschet, Ziel und Masse halten und die Regeln der Klugheit niemahls aus den Augen setzen müsse. Insonderheit kan man sich der Gelegenheit bedienen, wenn gute Zeiten seynd, und man merkt, daß das Volk vergnügt und mit dem Regiment zufrieden ist. Z. E. wenn ein wichtiger Sieg wider die Feinde erhalten worden. Also haben die Engelländer der Königin Anna willig contribuiret, da ein Sieg nach dem andern erfolgte. Wer hingegen bey gar schlimmen Zeiten, wenn z. E. Hunger oder Pestilenz grassiret, neue Anlagen fordern wollte, der würde tyrannisch, ja nicht einmahl menschlich, geschweige denn politisch, handeln.

halten, wie der Cicero. (135) Denn nach der Zeit macheten sie eine Gerechtigkeit aus dem, was ihnen Jacob nur aus Gefälligkeit zugestanden hatte. Sein Sohn hat es wohl erfahren. Olim non erat sic. Man sehe nur Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth ihr Regiment an: das war absolut genug. Aber Jacob brachte sich, wie gedacht, selbst um seine Hoheit. Also lässet sich der Satz, daß ein Fürst befugt sey, ohne Einwilligung des Volks Steuern und Anlagen zu fordern, (wo nicht die Gesetze oder Verträge hierinnen Ziel und Masse setzen) in abstracto gar wohl behaupten. Allein wo seynd die Fürsten, welche für sich die Regeln der Gerechtigkeit und Klugheit in Acht nehmen? Der hundertste hat ja keinen richtigen Begriff von Staats-Sachen, von der Kaufmannschafft, von Zöllen und Steuern. Die wenigsten kennen die Welt, die Art und Natur der Menschen, ihre Benachbarte, die Stärke und Schwäche ihres Landes, ihren wahren Nutzen. (136) Sie lassen sich gemeiniglich von ihren Ministern regieren, welche selten ehrlich sind, sondern mehr ihren privat-Nutzen, als die Wohlfahrt ihres Herrn und des Volks in ihren Rathschlägen zum Zweck haben. Weil nun aber der bösen und unweisen Regenten allezeit mehr seynd als der guten: So ist kein Wunder, wenn Leute, die sich für dem Mißbrauch einer grossen Gewalt und willkührlichen Ober-Herrschafft fürchten, von dieser Sache ganz anderst urtheilen. Derowegen setzen die Engelländer dieses als ein Principium regulatiuum: Es mögte der König so viel Autorität haben, als er wollte; so sollte er doch nicht können Impositen auflegen ohne Einwilligung des Parlaments, absonderlich des Unterhauses. (137) Sie sagen: Wenn es der König für sich thun könnte, so gieng ihre Freyheit gänzlich verlohren. Dieses ist die Ursache, warum ein allgemeiner Aufstand wider Carln I. erfolget ist. Man wollte demselben nichts geben: Daher machete er selber Fonds, und forderte bald dieses, bald jenes. Da sagte das Volk: Wir sind verlohren! und empörete sich. Es haben aber die Engel-

(135) Wie sich denn Jacob besser zu einem Professore eloquentiae geschickt hätte, als zu einem König. Er war ein sehr unkluger Prinz, der nicht überlegte, wie übel sich der alte Römische Staat auf den Englischen zu seiner Zeit schickete.

(136) Das kommet von der übeln Auferziehung der Prinzen gröstentheils her. Zuerst seynd sie unter dem Frauenzimmer, hören und sehen nichts kluges. Hernach, wenn man anfangen will, sie zu unterrichten, heißt es: der Prinz habe keine Lust zu studiren; er müsse auch eben nicht so pedantische Sachen wissen. Dann lernet er etwa einen Hasen schiessen, auf ein Pferd sitzen, und endlich die Soldaten exerciren. Auf solche Weise begreiffet man freylich wenig politische Regierungs-Künste.

(137) In dem Oberhause sitzen die Herzoge und übrige Lords, welche nichts geben; mithin um die Anlagen sich nicht viel bekümmern. Hergegen das Unterhauß repräsentiret das Volk, und muß also hauptsächlich davon wissen.

Engelländer nicht allein also geurtheilet; sondern auch die Deutschen. Nicht allein auf dem Reichstag findet man, daß keine Collecten haben können angeleget werden ohne Consens der Churfürsten, Fürsten und Stände: Sondern auch in den Provinzen ist es eben so gewesen. Eine Beysteuer hat der Landesherr bißweilen begehren können, da er gesaget: Ich kan zwar von Rechtswegen nichts fordern, weil ich schon meine Einkünffte und Gefälle habe: Weil aber ein ausserordentlicher Fall sich ereignet hat; so hoffe ich, daß ihr precario und gutwillig etwas geben werdet. Collecten konnte der Fürst für sich nicht ausschreiben. Es muste solches auf den Landtägen ausgemachet und dazu die Geistlichkeit, der Adel, und die Städte beruffen werden. (wie man an vielen Orten noch findet) Diese accordirten denn dem Herrn so viel sie wollten. Darum ist ein Lerm entstanden, als die Accise angeleget worden, (138) weil die Landstände wohl sahen, daß sie dadurch um ihre Freyheiten kämen. Es ist den Landständen freylich an manchen Orten Tort geschehen: wiewohl auch sie sich offt zu viel herausnehmen. Z. E. in Ost-Frießland, woselbst sie den Fürsten gar von dem Landtag ausschliessen, da doch derselbe dabey seyn und den Convent dirigiren sollte. Weil übrigens derjenigen Fürsten, welche von dem rechten Wege abweichen, immer die meisten seynd; so ist zu wünschen, daß in ganz Deutschland die Landstände beybehalten werden.

XXVI.

Ob die Anlagen beständig bleiben, oder wieder aufgehoben werden sollen.

Ferner wird gefraget, ob die dem Volk einmahl aufgelegte Contribution beständig fortgesetzet, oder wiederum aufgehoben werden solle? Ich antworte: Wenn solche sehr gering ist, daß es die Unterthanen fast nicht spüren; so mögen sie immerhin continuiret werden. Aber das wäre hart und tyrannisch, etwas, das ausserordentlich und im Fall der Noth aufgebracht worden, hernach zu einer ordentlichen und beständigen Anlage zu machen. Das muß das Volk nothwendig drucken. Derowegen sagen alle rechtschaffene Staatslehrer, daß man die Steuern nicht vor beständig

(138) Der Herzog von N. hat ein kleines Ländgen; und da er darinnen die Accise einführen wollte, fieng alles an zu tumultuiren; weswegen er auch die Sache nicht hat zu Stande bringen können. Der Adel hat sonderlich dahinter gesteckt. Denn wo einmahl die Accise eingeführet ist, da wird selten ein Landtag gehalten, weil der Herr schon Geld genug hat, und den Landständen kein gut Wort geben darf, wie bereits oben im §. XXII. gedacht worden. Die Landstände haben so gar diese Sache auf den Reichs-Tag gebracht, weil in der Kayserlichen Wahl-Capitulation stehet, daß ohne der Landesstände Einwilligung in dergleichen Dingen nichts vorgenommen werden solle.

ständig ansehen oder auflegen solle. (139) Aber das ist unsern meisten Fürsten in Deutschland ungelegen. Da darf nichts mehr herunter, es mag dem Volk beschwerlich seyn oder nicht. Ja, sprechen einige, es ist doch rathsamer, die einmahl aufgelegte Steuern beyzubehalten, weil eben diese Umstände, welche dieselben nothwendig gemachet haben, wiederkommen und die Republic von neuem betreffen können. (140) Allein hierauf ist leicht zu antworten: Wenn wiederum eine Noth einfället, so können und werden sich die Unterthanen ohnedem nicht entbrechen von neuem zu contribuiren. (141) Daher bleibet die Regel feste stehen: Was ausserordentlich, aus besondern Umständen, und wegen eines Nothfalls den Unterthanen hat aufgeleget werden müssen, das kan in Ewigkeit mit Bestand der Wahrheit und politischen Klugheit zu keinem ordentlichen Mittel gemachet werden. Daß es aber bey uns in Deutschland geschehen, ist nichts desto besser. Die Herren haben immer Holland im Kopf. Da, sagen sie, seynd die Impositen so groß, als wohl an keinem Ort in der Welt. Hingegen aber ist auch kein Land in der Welt, wo die Leute so viel gewinnen können. (142) Die Ursache, warum die Holländer auch die ausserordentlich aufgelegten Steuern nicht wieder aufgehoben haben, ist, weil sie nach geendigten Kriegen allezeit mit vielen Staats-Schulden beladen waren, und noch biß auf diese Stunde rückständige Subsidien-Gelder zu zahlen haben. Indessen seynd aus Holland und Frankreich viele Veränderungen und Neuerungen in dem Steuer-Wesen bey uns Deutschen, wiewohl mit schlechter politischer Klugheit, eingeführet worden. Also ist, z. E. das Stempel-Papier, so vor diesem etwas ausserordentliches gewesen, nunmehro etwas gewöhnliches geworden; und zwar unter dem scheinbaren Vorwande: Weil die Leute so gern processire-

(139) Selbst der Churländische Lau, der doch sonst wenig Gewissen hat, ist in seinen Cameral-Projecten dieser Meynung beygethan.

(140) Es ist zu verwundern, daß Buddeus in seiner Politic Cap. V. Sect. VII. §. 18. auf dieses falsche und ganz nicht theologische Principium gefallen. *Priezac* hat in seinen Discours politiques weit bessere Gedanken hievon. Wer zu seinen Unterthanen saget: contribuiret in der Noth; und hernach, wenn die Noth vorüber ist, dennoch die Contribution fort fordert; der ist ein Betrüger, kein Landes-Regent und Vater des Volks. Und was hilft es einen Herrn, wenn er den Schatz in dem Kasten beysammen hat? Wäre es nicht besser, wenn das Geld unter den Unterthanen circulirete, so daß sie damit was gewinnen könnten?

(141) Vielmehr schreckt es den Pöbel von fernern Contributionen ab, wenn alles, was einmahl aufgelegt ist, nimmermehr wieder abgenommen wird. Wenn hingegen die ausserordentlichen Auflagen wieder caßiret werden; so erkennen die Unterthanen, daß die Regenten blos auf den allgemeinen Nutzen gesehen, und werden dadurch desto williger.

(142) Das hat unter andern *Jaques Basnage* in seinen Annales des Provinces Unies gezeiget und besonders darüber reflectiret.

sireten, so müste man es ihnen kostbar machen und also das Papier bezeichnen, daß sie es fein theuer bezahlen müsten. (143) Aber das heist nichts. Durch das Papier lässet sich gewiß keiner abschrecken. Denn die Reichen, welche Proceß führen, fragen nichts darnach, weil sie es bezahlen können. Und die Armen geben nichts, weil sie sich ins Armen-Recht schwören können. Also fället die Last auf den Mittelmann. Ueberdieses seynd ja nicht beede Partheyen allemahl Ursache am Proceß: sondern nur die eine. Wie mancher wird von andern in Processe verwickelt, der für sich gerne los wäre. Hernach so ist unsere ganze Gerichts-Verfassung so beschaffen, daß Processe entstehen müssen. Ich halte also nichts auf das Stempel-Papier. (144) Es beschweret die Partheyen und ist eine ungereimte Art der Contribution, weil sie bey solchen Umständen gebraucht wird, da die Leute ohnedem den Beutel ziehen und genug hergeben müssen.

XXVII.

Von der Art und Weise, Anlagen und Zölle zu erheben.

Endlich kommet auch auf die Art und Weise, wie die Anlagen und Zölle erhoben und eingesammlet werden, viel an. Daß solches nicht nur getreulich und fleißig, sondern auch, so viel möglich, ohne Zwang, ohne Bitterkeit und Gewaltthätigkeit geschehen solle, ist eine ausgemachte Sache. Daher ist die Frage entstanden, welches besser sey; entweder die Zölle und Accise durch dazu bestellte und besoldete Beamten administriren zu lassen; oder selbige zu verpachten. Einige halten das letztere deswegen nicht für rathsam, weil sie meynen, durch die Pachter würden die Leute mehr geplaget, und weil ihnen aus dem Evangelisten der Concept von Zöllnern und Sündern im Kopfe stecket. (145) Nun ist freylich

wahr,

(143) So hat es Friedrich Jacob Bartholdi in einer zu Frankfurt an der Oder gehaltenen Dissertation de charta signata, oder vom Stempel-Papier, defendiret; aber auf sehr ungeschickte Art, und mit schlechtem Verstand; blos in der Absicht, mit einer neuen Erfindung von Anlagen sich bey Hofe beliebt zu machen: Wie er denn auch hernach an unserm Hofe gebraucht worden ist.

(144) Sonst hat man das Stempel-Papier einzig und allein bey Proceß-Schrifften gebrauchet; hernach aber selbiges auch auf die Contracte und andere briefliche Urkunden extendiret. Inzwischen ist es wahr, daß die Stempel-Cammer unserm König was recht grosses einträgt. [* Diese Art der Anlage mit dem Stempel-Papier ist zuerst in Holland erfunden worden, und wird daselbst genennet de Impost van bezegelde Brieven. Was darüber auf beyden Seite disputiret worden, ist zu lesen in *Boxhornii* Disquisition. polit. Casu LVIIII. pag. 391. seqq. Boxhorn selbst billiget es sehr, indem er davon also urtheilet: Inuentum profecto ingeniosissimum, & cujus in quauis Repub. facillimus possit esse vsus. Nam autoritate hic publica tantum opus est in eo indicendo, & nemo ciuium facile illud modicum abnuere potest quod venit persoluendum.]

(145) Die Verpachtung der Zölle ist uralt, und bey den Römern von langen Zeiten an gebräuchlich gewesen. Die Besor-

wahr, daß unter den Zoll-Pachtern ie und allezeit Leute gewesen, die das Volk gedrucket und mehr gefordert haben, als der Tax mit sich brachte. Allein das ist nur etwas zufälliges, welches durch strenge Aufsicht und Straffen verhindert werden kan. Man lässet Zoll-Taxen aushängen, und wenn sich findet, daß ein Zöllner selbige überschritten, so kan man ihn schon dafür scharf züchtigen. (146) Denn es wird als ein Crimen laesae maiestatis angesehen, wenn einer mehr nimmet, als verordnet ist. Wenn man die Zölle nicht verpachtet, sondern administriren lässet, so finden sich noch mehr Bedenklichkeiten. Die Zoll-Beamten seynd liederlich und suchen die Zoll-Einkünffte nicht zu vermehren. (147) Was bekümmert sich einer, der auf Rechnung sitzet, viel um genaue Erhebung der Zölle? Denn das würde ihm nur mehr Arbeit und Mühe machen: Die fliehet er. Er lässet viele Leute durchschlupfen, wo er nicht gar zuweilen colludiret, und seinen Herrn bestiehlet. Da hingegen ein Pachter genau Achtung giebet, daß der Zoll von allen und jeden richtig und wie sichs gebühret abgetragen werde. (148) Derowegen halte ich dafür, daß die Verpachtung der Zölle und Accise der Administration derselben billig vorzuziehen sey.

sorgung des Zoll-Pachts gehörete mit zu dem Amte eines Censoris. S. in *Gundlingian.* P. XVI. die Abhandlung von den Römischen Schatz- und Zuchtmeistern, §. XXVI. XXVII. pag. 60. seqq.

(146) Es kan auch (wie Lau angemerkt hat) der Landesherr einen Gegenschreiber, den der Zoll-Pachter besolden muß, setzen. Auf solche Weise kan er auch erfahren, was der Zoll einträgt, und ihn vielleicht ein andermahl höher verpachten.

(147) Wer es nicht glauben will, daß ein grosser Vortheil dabey sey, wenn man die Zölle verpachtet, der darf nur die Zoll-Rollen ansehen, die vor zwanzig Jahren gemachet worden, und die neuern dagegen halten.

(148) Daß genau drauf gesehen wird, damit keiner den Zoll defraudiren und frey durchwischen könne, ist nichts hartes oder unbilliges. Kommet dem Landesherrn jus exigendi vectigalia zu; so kommet ihm auch zu jus inuigilandi in id quod pendi debet. Ob man aber bey allen Kleinigkeiten so gar scharf verfahren, und, z. E. gleich Wagen und Pferde confisciren, oder dem, der die Mauth oder Accise defraudiren wollen, alles, auch sogar das Geld, so er bey sich hat, wegnehmen solle, ist eine andere Frage. Denn da ist offt gar keine Proportion zwischen der Straffe und dem Verbrechen. Wenn demnach ein Fürst klug seyn will, so soll er dieses nicht thun, ob er es schon jure stricto thun könnte. Es leiden auch die Commercien dadurch Schaden. Züchtigen kan er dergleichen Leute wohl; aber verderben und ganz ausziehen muß er sie nicht. Denn er wird den Betrug und den Geitz der Menschen doch nicht abstellen und ausrotten. Manche Leute seynd und bleiben so geartet, daß sie aus Geitz, um ein geringes zu ersparen, lieber was grosses wagen, als daß sie das geringe ohne Wagniß in die Mauth oder Accise zu liefern geneigt wären.

Das dreyzehnte Capitel,

Von der Klugheit durch die Handelschafft und das Münzwesen einem Staat aufzuhelfen.

I.

Von der Handelschafft und dem Nutzen derselben überhaupt.

Die Handelschafft bestehet in Kauffen und Verkauffen: denn, wo viel Käuffer und Verkäuffer seynd, da ist auch eine grosse und florisante Handelschafft. (1) Nur muß das Kauffen und Verkauffen nicht in die Mauern eingeschlossen seyn, sondern weiter gehen. Es ist nicht genug, wenn man nur um Geld kauffet und verkaufset: sondern es gehöret auch dazu, daß Waaren um Waaren vertauschet werden. Nun ist kein Zweifel, daß eine wohl eingerichtete Handelschafft ein fürtreffliches Mittel sey, einen Staat in die Höhe zu bringen. Man wird auch finden, daß diejenigen Republiken die ansehnlichsten und mächtigsten gewesen, welche ein florisantes Commercium gehabt haben. Wir wissen, daß die Phönicier vorzeiten so floriret haben, weil sie die ganze Handelschafft in der Mittel-See exercireten. Sie haben nach Spanien und in andere Länder gehandelt, und Colonien dahin gebracht. (2) Gleichwohl ist Phönicien an sich ein kleines Ländgen, welches man mit der heutigen Republic Holland zu vergleichen pfleget. Die Venetianer waren die ansehnlichsten Leute in Europa, so lange die Commercien bey ih-

(1) Viele, wenn sie hören oder lesen, daß ein Gelehrter auf Universitäten von dem Commercien-Wesen redet oder schreibet, sagen: Was wollen doch die Schulleute von diesen Sachen verstehen? Wenn es hoch kommet, so tragen sie einige generalia vor: Das meiste muß man erst aus der Erfahrung und Uebung erlernen. Allein solche Tadler, welche die generalia oder Grund Lehren der Commercien-Wissenschafft verachten, seynd nicht klug. Man muß sie gar nicht hören: Denn sie haben keinen Begriff von einer gründlichen Erkänntniß in der Politic. Wer hier die generalia verwirft, der thut eben so ungereimt, als ein Jurist oder Medicus, welcher die Theorie verwirft. Denn alle Theorie bestehet in generalibus. Ja, alle Connexion und Demonstration gründet sich darauf. Was hilft dir aber eine Menge von specialibus ohne Connexion? Ich sollte auch glauben, du werdest in specialibus nichts taugliches lernen, wo du nicht generalia vorher wohl gefasset und eingesogen hast. Specialium enim cognitio infinita est, generalium finita.

(2) Die Carthaginienser seynd auch eine Razza von den Phöniciern gewesen, und haben Hebräisch geredet. In einer von Plauti Comödien, welche Pœnulus betitelt ist, kan man einige in Punischer oder Carthaginiensischer Sprache ausgedruckte Reden lesen, welche *le Clerc* im IX. Band der Bibliotheque universelle, p. 256. mit Hebräischen Buchstaben drucken lassen und erkläret hat.

ihnen recht florireten. Engelland würde wiederum in die alte Armuth gerathen, worinnen es vor den Zeiten K. Heinrichs VII. gewesen, wenn die Kauffmannschafft, welche gedachter König daselbst in die Höhe gebracht, abgeschaffet würde. Nun kommen zwar die Enthusiasten und sagen: Es wäre zu wünschen, daß wir gar keine Commercien hätten. Allein das seynd vergebliche und thörigte Wünsche. Heut zu Tage, da die Welt sich vermehret hat, da so viel Städte und Republiken entstanden seynd, da sich die Menschen nicht mehr alle vom Ackerbau und von der Viehzucht nehren können, seynd die Künste und Handwerke nothwendig. Wo diese seynd, da bekommet man vielerley artefacta oder künstliche Waaren; und, wenn diese an andere verhandelt werden, so treibet man Handelschafft. Entstunden doch selbst bey den Hebräern, nachdem sie sich vermehret hatten, (denn anfänglich wusten sie wohl wenig davon) die Commercien; ob sie schon eine Nation waren, welche GOtt in der Einfalt eines unschuldigen Lebens erhalten wollte. (3) Unter dem David und dem Salomon florirete die Handelschafft überaus sehr. Wer hat sie aber jemahls deshalben getadelt? Wer wider die Commercien eifert, der begehret, daß wir wiederum in den Stand der ersten Natur und der Unschuld zurück kehren, und die ganze Welt sich verändern solle; welches doch nimmermehr geschehen wird. Ja, wenn man auch dergleichen närrischen Gedanken Platz geben wollte; so würde die allergröste Verwirrung in allen Ständen erfolgen. Das ist wohl wahr, daß wir durch die Handelschafft nicht allein nothwendige und nützliche, sondern auch überflüßige, unnützliche, und blos zur Wollust und Zärtlichkeit dienliche Sachen überkommen. Allein der ist kein Thor, der einem dergleichen Dinge anbietet; sondern derjenige, welcher sehr begierig darnach thut, selbige kauffet und mißbrauchet. Deswegen kan man die Handelschafft nicht schelten. (4)

So

(3) Hievon seynd zu lesen: *Braunius* de vestitu Ebræorum, *Prideaux* und andere Autores mehr; insonderheit *Huetii* höchst curiöses Büchlein du commerce des Anciens.

(4) *Bayle* sagt ganz recht, GOtt erhalte die Welt durch die Laster und Ueppigkeit der Menschen. Denn wenn diese nicht wären, müsten viel tausend Menschen Hungers sterben. Darinnen zeiget sich eben die unendliche Weißheit GOttes, daß er auch aus unsern Unvollkommenheiten etwas heilsames hervor bringet, und alles zu einem guten Zweck dirigiret. Wir Menschen werden in diesem Leben nimmermehr zu der alten Unschuld und Mäßigkeit zurück kehren: Sonst müste die ganze Welt durch ein Wunderwerk ganz und gar verändert und umgeschmolzen werden. Das heist eben Tugend und Klugheit, wenn wir mitten unter der Unruhe und dem Getümmel der Welt, mitten unter der Ueppig- und Eitelkeit, den Lauff unsers Lebens also einrichten, daß wir nichts destoweniger zu einiger Ruhe und Glückseligkeit gelangen. Deswegen bleibt es dabey, daß die Handelschafft, ob sie gleich Gelegenheit giebt, daß der Luxus steiget, nicht

könne

So lässet sich auch so genau und gewiß nicht ausmachen oder bestimmen, was nothwendig und nützlich, und was im Gegentheil überflüßig, und nur zur Gemächlichkeit, Zärtlichkeit und Wollust gehörig sey. Mancher hält etwas für unnöthig und überflüßig, was dem andern unentbehrlich scheinet, und so auch im Gegentheil. Es ist eben, wie mit dem Geschmack. Ein Cyprisches Huhn wird in Italien und in andern Ländern als was höchst deliciöses und schmackhafftes gegessen; wir Deutschen meynen auch darinnen einen haut goût zu finden; in Cypern hingegen ist es was gemeines und alltägliches. Der Lachs wird auf vielen Tafeln bey uns unter die Leckerbißgen gezehlet; und an den Orten, wo er gefangen wird, ist man froh, wenn man keinen bey Tische siehet. Also kommet alles auf die

könne verworffen oder abgeschaffet werden. Werlhof hat in seiner unter Conrings Præsidio zu Helmstädt A. 1680. gehaltenen Dissert. de maritimis commerciis, §. XVIII. seqq. dieses wohl erkannt. [* Ob der obige Satz, daß GOtt die Welt durch die Ueppigkeit der Menschen erhalte, dem Bayle zugehöre, (wie gleichwohl in den Gundlingischen Discursen offtmahls gesaget worden) daran zweifeln wir. Wenigstens haben wir sowohl in dem Dictionaire histor. & crit. als in den übrigen Baylischen Schrifften biß hieher nichts davon finden können. Es wäre denn, daß man diejenigen wenigen Worte, deren sich *Bayle* in der Continuation des pensées diverses §.CXXIV. bedienet, hieher ziehen wollte. Un luxe moderé, heist es daselbst, a de grands avantages dans la Republique; il fait circuler l'argent, il fait subsister le petit peuple. Indessen aber drücken diese Worte, nach unserm Bedünken, das was oben stehet, nicht eigentlich noch deutlich genug aus, ob wir schon nicht leugnen wollen, daß sie implicite bey nahe eben das sagen. Der seel. Herr Geh. Rath Gundling selbst hat im dritten Theile seiner Otiorum, pag 80. lit. c. hievon, ohne einen Autorem nahmentlich anzuziehen, also geschrieben: „Mir gefället „wohl, was ein kluger Mann gesaget, „GOtt erhalte die Welt durch die Laster der „Menschen ꝛc. Es scheinet also, daß er sich nicht eigentlich mehr erinnern können, bey welchem Autore er mehrgedachtem assertum gelesen, und also nachhero in seinen mündlichen Discursen den Bayle substituiret habe. Vielleicht haben wir es errathen, wenn wir sagen, daß des Bayle ehemahliger Freund und nachheriger Feind, nemlich der bekannte reformirte Theologus *Jurieu*, derjenige Schrifftsteller sey, aus welchem Herr Gundling den mehrmahls erwehnten Gedanken geschöpfet habe; und zwar aus dessen Buche de l'Accomplissement des Prophéties. Denn obgleich *Jurieu* in diesem Tractat unter andern enthusiastischen Lehrsätzen, wozu ihn seine allzufeurige Einbildungs-Krafft verleitet, auch die Zukunfft des tausendjährigen Reichs zu behaupten gesuchet, und gemeynet, daß in demselben alle Künste und Profeßionen, welche dermahlen zur Ueppigkeit und Eitelkeit der Menschen dieneten, aufhören und abgeschaffet seyn würden; so glaubet er doch, daß sothane Künste, nach dem jetzigen Zustande des menschlichen Geschlechts unentbehrlich seyn. C'est, schreibet er, une profonde providence de Dieu: il a permis, que le regne de la vanité soit venu, pour supléer à celui de la charité, qui s'en est allé. Ce regne de la vanité nourrit une infinité de gens. Car comment vivroient les pauvres sans la vanité des riches, qui veulent avoir des maisons magnifiques, des meubles superbes; des habits pompeux, d'or, de soye; des points, des dentelles, des tables délicates, & chargées de mets, des maisons pleines de domestiques? Et tout cela nourrit ce grand corps d'artisans, tapissiers, orfévres, peintres, d'ouvriers en étoffes de laine, d'or & de soye; de cuisiniers, de patissiers, d'architectes, de faiseurs de points, de dentelles, d'habits, de rubans, &c. Ce sont les trois quarts & demi du monde; & tous ces gens-là mourroient de faim, si les diverses branches de la vanité humanie n'étoient comme autant de canaux soûterrains & secrets, par lesquels la providence dispense la nourriture & la fait couler dans le sein des hommes. S. eines ungenannten artiges Tractätgen, betitelt: La vanité des sciences, ou Reflexions d'un Philosophe Chretien sur le veritable Bonheur, p. 10.]

die Einbildung und Absicht der Menschen und auf den Gebrauch an, den sie von fremden Waaren machen. Was von einem zur Wollust angewendet wird, das kan dem andern zur Nothdurfft oder zum Nutzen dienen. Also kan man nicht sagen, daß nur die nöthigen und nützlichen Dinge in die Handelschafft kommen, die überflüßigen und üppigen aber ausgeschlossen werden sollten; wie man dergleichen abgeschmackte Wünsche bey vielen Schriftstellern lieset. Wir verkauffen andern das, was wir füglich entbehren können, und woran wir einen Ueberfluß haben; überlassen es hernach ihrer Willkühr und ihrem Gewissen, ob sie es zur Nothdurft und Nutzen, oder zur Wollust und Ueppigkeit anwenden wollen. Wir verhandeln das unserige an das, was uns abgehet und bey fremden in Menge gefunden wird. Hieraus siehet man, daß die Vertauschung der Waaren nebst Kauff und Verkauff zu dem Wesen der Handelschafft gehören. Ob übrigens die Vertauschung oder aber Kauff und Verkauff älter sey, und von welchem unter diesen beeden Contracten die Handelschafft eigentlich angefangen habe, daran ist uns hier wenig gelegen. Doch ist nicht zu leugnen, daß man heutiges Tages mit baarem Gelde ehender[] zurecht komme. Denn das Umtauschen gehet unter verschmitzten Leuten nicht wohl an; weil ein jeder seine Sachen hoch anschläget und damit zu gewinnen gedenket. (5) Aber mit dummen Leuten, mit Mohren, mit Grönländern, kan man mit Profit troquiren. Für ein altes Hemde, für Nürnbergisches Flitter-Gold, für Muscheln, für Schieß-Pulver, für eine Büchse, und andere dergleichen Dinge von geringem Werthe, kan man bey den Mohren den feinesten Gold-Sand und alle Waaren haben, so bey ihnen gefunden werden.

II.

Ob alle Länder und Orte zur Handelschafft bequem seyn.

Zur Aufnahme und Beförderung der einem Staat so nützlichen Handelschafft thut sehr viel die bequeme Lage und Beschaffenheit des Landes, darinnen man selbige in die Höhe bringen will. Denn nicht alle Orte seynd dazu gleich bequem. Wo ein schiffreich Wasser ist, da kan eher Handelschafft getrieben werden, als anderswo. Manches Land hingegen und manche Stadt ist mitten im Gebürg gelegen und also zur Handlung sehr unbequem. Dahin gehören auch diejenigen Gegenden, die gar rauh und kalt seyn: Es wäre denn, daß sonsten gute Gelegenheit an solchen

(5) Deswegen können die Buchführer so selten mit einander übereinkommen. Denn da meynt immer einer gegen den andern, sein Buch sey mehr werth, und habe einen stärckern Abgang. Die Buchführer seynd auch nicht so einfältig, wie andere gemeine Handels-Leute, weil sie immer mit Gelehrten umgehen, und dabey Bücher lesen.

chen Oertern zu finden. Obgleich die Nordischen Länder sehr rauh und kalt seynd; so haben doch die Einwohner viele Waaren, welche andere brauchen können. Daher werden die Nordländer zur Handlung allezeit geschickt bleiben. Sie haben Holz, Steine, Felle und dergleichen. In Liefland ist eine grosse Quantität Korn; auch ist die Lein-Saat daselbst sehr schön. Das seynd Sachen, deren man an andern Orten benöthiget ist. Es ist wahr, daß die bequeme Lage eines Landes den Commercien behülflich sey. Aber darinnen irren viele, daß sie meynen, viele Oerter seyen so beschaffen, daß sie ganz und gar nicht zur Handlung taugeten. Ich sage, daß solche fast an allen Orten statt finden könne; wiewohl immer ein Ort dazu bequemer als der andere ist. Die meisten Leute, die von den Commercien-Wesen nicht recht unterrichtet seynd, denken, man müsse die Waaren an dem Ort und in dem Lande verkauffen können. Allein der ganze Grund und die Seele der Commercien kommet auf Manufacturen und den Vertrieb der Waaren in fremde Länder an. Was würde es uns helfen, wenn wir alle Tage schöne Manufacturen aus Frankreich, aus Italien, aus andern Ländern bekämen? (6) Die fremden Sachen nutzen uns nichts, wenn wir sie nicht wieder wegführen können, wie die Holländer es thun. Die behelfen sich genau und seynd doch reich. Sie tragen kein Gold und Silber auf den Kleidern, (7) sondern behalten es lieber im Sack, und führen die Waaren an alle Orte und Ende hin, verkauffen sie den albern Deutschen (8) und andern Völkern. Die Manufacturen thun bey den Holländern das meiste. Und gewiß, wo die Handlung floriren soll, da müssen Manufacturen (Artefacta) seyn, welche andere Leute gerne haben wollen. Diese können zum Theil an dem Ort selbst verkauffet, theils ausgeführet und gegen andere Waaren, die man nicht im Lande hat, verstossen werden. Stanian, der von dem Staat der Schweitzer ein kluges Buch geschrieben hat, spricht: Man giebt insgemein vor, als ob in der Schweitz die Hand-

(6) Die innerliche Kaufmannschafft, wenn nehmlich die Waaren von den Unterthanen consumiret werden, ist allezeit dem Lande schädlich. Gesetzt, es wäre hier der Ort, dahin alle Jahre für zehn tausend Thaler Austern aus Holland geschicket, aber alle im Lande verzehret würden; so blieben uns die Schalen, und das Geld gieng aus dem Lande.

(7) Sie wenden vor, es lauffe an, weil Holland ein feuchtes, sumpfichtes Land sey: In der That aber ist es eine löbliche Sparsamkeit von den Holländern, welche indessen die schönsten goldenen und silbernen Tressen, Borden, Galonen fabriciren, und selbige verhandeln. Der Deutsche hingegen und der Franzose träget ein mit Gold oder Silber verbrämtes Kleid, es mag anlaufen oder nicht.

(8) Der Holländer ist des Heil. Röm. Reichs Erz-Kutscher, Erz-Kaufmann, Erz-Schiffer.

Handlung nicht in die Höhe kommen könne: Allein die Schweitzer, sagt er, schicken sich dazu nicht recht an. Sie seynd langsam, schlechte Fabricanten, haben ein albern Bürgerrecht, närrische Innungen, u. s. w. Man hat ja aus der Erfahrung, daß der Krepp- und Flohr-Handel in der Schweitz wohl von statten gehet: Warum solte es nicht auch mit andern Manufacturen angehen, wenn man es recht anfienge? Spricht man, es fehle an schiffbaren Flüssen: So kan man antworten, daß man offt einem Lande durch Canäle helffen könne, wie bereits oben angemerket worden. Es mag fast ein Ort beschaffen seyn wie er will, so kan doch eine Handlung aufgerichtet werden. In Meissen ist ein wüstes, bergigtes, hartes Land, und doch werden ungemein schöne Spitzen da gemachet. (9) Der Spitzen-Handel scheinet etwas kleines, und träget doch viel Geld ein. (10) Also siehet man, daß auch in einem schlechten Lande die Kaufmannschafft floriren kan, wenn nur gute Manufacturen da seyn. Ja man wird finden, daß gemeiniglich die Leute, so in einem guten Lande wohnen, faul seynd, und die Manufacturen nicht achten, als wie die Oesterreicher und Bayern, welche lieber den ganzen Tag sauffen. In denen Orten hingegen, wo nicht viel zu brocken und zu beissen ist, kan man die Leute ehe dazu bringen, daß sie fleißig arbeiten, und also Sachen fabriciren, wodurch die Handlung befördert werden kan. Bey dem allen aber ist allerdings wahr, daß diejenigen Orte, wo Flüsse seynd, einen grossen Vortheil vor andern haben. (11) Alle grosse Handelstädte seynd an

(9) Die Arbeit ist so fein als die Brabantische, aber nicht so gut. Wenn man die Spitzen ein wenig ziehet, so kan man bald den Unterschied sehen. Die Brabantischen seynd fester und dauerhaffter, als die Annabergischen und Schneebergischen. Wenn diese ein oder zweymahl gewaschen worden, so seynd Löcher darinnen. Das thut keine Brabanter Spitze. Indessen könnten auch die Meißner bessere Arbeit machen, wenn sie bessern Zwirn nähmen und mehr Fleiß anwendeten, solche recht feste zu klüppeln und zusammen zu ziehen. Alsdann könnte man aller andern Spitzen entbehren.

(10) Es nehren sich viel Leute davon. Denn alle Weibsbilder tragen Spitzen; es ist auch allezeit so gewesen. Nur in der Schweitz nicht, wo das Frauen Volk keine Spitzen träget, wie Stanian saget. Deswegen meynet er auch, wären die Leute in der Schweitz nicht so verliebt: denn der Kopf-Putz des Frauenzimmers habe etwas reitzendes, und mache viele verliebt.

(11) Es kan auch durch Canäle, Schleussen und Zusammenleitung der Flüsse, die Handelschafft groß gemachet werden, wie in Holland und in Italien geschehen ist. Hier in Halle gieng es eben auch an, daß man einen rechten Handels Platz anlegte. Man ist auch schon einmahl auf diesen Vorschlag gefallen; nur getrauet sich niemand selbigen auszuführen. Denn ehe so etwas zu Stande gebracht würde, giengen dem Könige jährlich sechs biß sieben tausend Thaler an Cammer-Gefällen ab: und grosse Herren seynd so geartet, daß sie allezeit lieber ein plus als ein minus haben wollen; ungeachtet es bald wieder herein kommen würde, obgleich nicht im ersten Jahre.

an schiffreichen Wassern gelegen. Daß aber Leipzig z. E. dennoch ein Emporium bleibet, machet, daß es an den Sächsischen Landen überall gränzet, und also zur Correspondenz wohl situiret, auch die Elbe nicht weit davon ist. Die Frankfurter Messe hat ehemals Anlaß gegeben, daß man zu Leipzig etwas gleiches anzulegen gesuchet. Es giebt auch Städte, die zwar keine Stapel, aber doch grosse Correspondenz-Plätze seynd, da die Kaufleute ihre Factors und Complementarios halten. In Nürnberg, zum Exempel, findet man viele, die durch Factoreyen handeln. Das ist, sie lassen sich aus Holland, von Hamburg, von Venedig, von Augspurg aus, als Prouisores und Factores, Waaren schicken, welche sie hernach mit Profit vertreiben, und schicken ihren Correspondenten wiederum andere Waaren davor, daran sie gleichfalls etwas gewinnen. Erfurt war ehedem auch eine solche Correspondenz-Stadt, wodurch das Commercium in Thüringen mit Hessen und mit den Rheinlanden, auch mit Franken unterhalten wurde. Nachdem aber besagte Stadt unter das Joch gebracht worden, ist es zu Grunde gegangen. (12) Endlich verstehet sichs ohnehin, daß diejenige Länder, welche an der See liegen, von Natur die allerbequemsten zu Ausbreitung der Handelschafft seyn. Dero-

(12) Bey uns Deutschen ist überhaupt ein verderbter Zustand mit der Handelschafft. Denn unsere Fürsten wollen nichts hergeben und nichts wagen; sondern seynd zu sehr auf einen gleich sichtbaren Gewinst erpicht. Wenn sich solcher nicht stracks im ersten Jahre äussert, so gehen alle Vorschläge und Anstalten wieder zuruck. Manchmahl fehlet es auch an tüchtigen Leuten, die etwas unternehmen oder die das Commercien-Wesen verstehen: denn es gehöret ein grosser politischer Verstand dazu. Die meisten aber haben nichts studiret, als des Justiniani Novellen, in welchen man schlechten Trost vom Gewerbe und Kaufmannschafft findet. Darum giebt ein blosser Rechtsgelehrter einen schlechten Rath ab. Wer seinem Fürsten mit Nutzen rathen will, muß andere politische Studia dabey haben, und insbesondere von allen Dingen, die in der Handlung vorkommen, sich unterrichten lassen: z. E. von Manufacturen, von Kaufmanns-Gewölben und Waaren, so wohl rohen als fabricirten, in- und ausländischen, von Kauf und Verkauf, vom Preiß und Werth der Dinge, von mancherley Betrügereyen, so im Handel und Wandel vorkommen. Er muß wissen, was ein Strumpf, ein Hut, ein Stück Zeuch oder Tuch ist, und dergleichen. Es ist auch gut, wenn er selbst handeln und kauffen lernet, und weiß, wo man diese oder jene Sachen am wohlfeilsten bekommen könne. Zwar schämen sich viele Leute dieser Dinge, und denken, es sey unter ihrem Stande, bleiben aber inzwischen Ignoraten dabey, und werden von andern betrogen. Ja, wessen sich mancher schämet, darüber gehet er zu Grund. Hingegen haben viele Leute durch dergleichen Wissenschafft sich in der Welt höher geschwungen, als andere durch ihre ganze Jurisprudenz. Mancher hat seine grosse Ministers-Stelle solchen Dingen zu danken. Es seynd auch grossen Herren keine Leute anständiger, als solche, die sich in diesen obschon gering scheinenden Studien wohl umgesehen haben. Juristen hat man an allen Orten; aber nicht überall pragmatische, erfahrene und des Manufactur- und Commercien-Wesens kundige Leute.

halben die Herren, so dergleichen Lande haben, wohl thun, wenn sie auf gute Hafen und Schiffe denken: denn dadurch werden sie mächtig und sicher. Man wird finden, daß die Völker, welche an der See gewohnet und keine Schiffe gehabt haben, von andern seynd überfallen und zu Sclaven gemachet worden. Also haben die Saracenen ehemahls das gelobte Land verlohren und den Christen lassen müssen, weil es ihnen an Schiffen fehlete. Ehe Engelland eine ansehnliche Flotte hatte, seynd allerhand gewaltige Veränderungen daselbst vorgegangen, und hat bald dieser, bald jener das Reich an sich gebracht. Wenn ein Land an der See lieget, so kan man nicht nur anderwerts herhohlen, was man bedarf; sondern auch die inländischen Waaren ausführen. (13) Es fraget sich aber: Warum so viele Könige nicht mehr darauf bedacht gewesen, Commercien zur See zu haben? Denn in Frankreich hatte man ehedessen keine beträchtliche Hafen; auch in Italien nicht, wenn man Genua und Livorno ausnimmet. Antwort: In Italien seynd viel kleine Herren, und ist also kein Wun-

(13) Wer einen umständlichen Bericht von den Commercien zur See, und insbesondere von den Holländischen verlanget, der kan einen Tractat lesen unter folgendem Titel: Le Grand Tresor historique & politique du Commerce des Hollandois dans tous les Etats & Empires du Monde. Dieses Buch ist in Paris im Jahr 1714, in 8. ans Licht getreten und in Holland nachgedruckt worden. Der Verfasser desselben, so der berühmte Französische Bischoff Huetius seyn soll, schreibet unvergleichlich. Man siehet, daß er ein Mann von durchdringendem Verstande muß gewesen seyn, der nicht allein in theologischen, sondern auch in politischen Wissenschafften über den gemeinen Schlag bewandert gewesen. Er hat sonst auch von der Handlung und Schiffahrt der Alten ein hochgelehrtes Buch geschrieben, und darinnen den Franzosen die Meynung wacker gesaget. Er hat auch dafür gehalten, diejenige Republic sey glückseelig zu preisen, welche an der See liege. Er hat das Wort glückseelig so genommen, wie man es itzo im politischen Verstande zu nehmen pfleget; nehmlich in Betracht der Sicherheit, der Macht, und der Handlung. Johann von Witt, welcher Groß-Pensionarius in Holland gewesen, hat politische Gründe und Maximen der Republiken Holland und Westfrießland geschrieben, welche aus der Holländischen in die Französische und Deutsche Sprache übersetzet worden. (die Deutsche Uebersetzung ist im Jahr 1671. zu Frankfurt in 8. herausgekommen und mit feinen Summarien versehen.) In diesem Werke, welches auch Huetius lobet, saget Witt: es sey ein Land am glücklichsten, wenn es mit Wasser umgeben, so daß es nur mit Schiffen dürfe vertheidiget werden. Er hat auch, weil er gesehen, daß die Kriege zu Lande den Holländern erstaunlich viel Geld kosteten, einige Vorschläge gethan, wie man einen Graben oder Canal ziehen, und dadurch Holland und Utrecht zu Lande unüberwindlich machen könne. S. die obangezogene politischen Gründe im XIV. Cap. des Zweyten Theils p. 294. sqq. Es haben aber die Prinzen von Oranien sich dawider gesetzet: denn selbige würden als Generals ihr Commando verlohren haben, wenn die Holländer zu ihrer Sicherheit weiter nichts als ein Flotte nöthig gehabt hätten. Derohalben unterblieb die Sache; Witt selbst aber kam, bekannter massen, in einem von dem Pöbel erregten Tumult elendiglich ums Leben.

Wunder, daß so wenig rechte Häfen angeleget worden: Und würde es auch mit Livorno schlecht aussehen, wenn nicht Florenz so mächtig gewesen wäre. Bey andern Monarchen aber ist die Ursache fürnehmlich diese: Grosse Herren reiten gerne vor ihrer Armee her. Auf der See aber können sie nicht so vorreiten; darum haben sie nicht sonderlich auf Flotten gedacht, obschon daran das meiste gelegen ist. Der Don Antonio Perez, als er aus Spanien geflüchtet und nach Frankreich gekommen war, wurde von dem Könige in Frankreich gefraget: Was er meynte, daß seinem Reiche fehlete? Erlgab zur Antwort: Eine Flotte; massen Frankreich sonsten von einem jeden, der zur See mächtig wäre, beunruhiget werden könnte. In der That haben auch nach der Zeit die Könige in Frankreich besser dafür gesorget, weil sie ohnedem, da ihre Lande an der See liegen, die schönste Gelegenheit haben eine Flotte zu halten. Nun kan aber eine Flotte durch nichts besser in die Höhe kommen, als durch Commercien. Die Venetianer hatten anfänglich nur die einzige Stadt Venedig, und etwas weniges in Terra ferma: Nachgehends aber haben sie durch ihre Handlung eine grosse Flotte erhalten, womit sie das ganze Römische Reich braviret. Wo Commercien seynd, da hat man viele Kauffahrdey-Schiffe: Und wo viele Kauffahrdey-Schiffe, da hat man viel Matrosen oder Bootsknechte. Die Kauffahrdey-Schiffe suchen andere Wege zu nehmen; daher bauet man grössere Schiffe zu deren Begleitung, und dadurch wächst die Flotte. In Engelland waren vor der Regierung Heinrich VII. noch wenig Schiffe. Dieser König aber, als er sahe, daß die Leute sich nur auf den Ackerbau legeten, nahm viele Bauern und that sie auf die Flotte. Der Adel fieng zwar an zu murren. (denn die Bauern in Engelland waren sonst, wie bey uns Deutschen, Sclaven von den Edelleuten) Er aber sagete, so viel Bauern wolle er ihnen schon lassen, als zum Feldbau nöthig wären; nur sollten sie die übrigen hergeben. Es waren auch zu selbiger Zeit noch wenig Wiesen in Engelland; deswegen ließ König Heinrich viel Felder zu Wiesen machen. Da bekamen die Schaafe besser Futter; folglich hatte man mehr Wolle, und dadurch wurde die Handlung ins Aufnehmen gebracht. Nachdem nun also die Engelländer nach und nach eine grössere Anzahl an Orlog- und Kauffahrdey-Schiffen bekommen haben, als sonst keine Nation; so seynd sie dadurch dergestalt mächtig geworden, daß ihnen niemand etwas thun können. Sie haben ihrem Könige (Carln I.) den Kopf abgeschlagen, ohne daß jemand selbigen zu rächen sich unterstanden hätte. (14)

(14) Jedermann fürchtete sich vor dem Cromwel. Er ließ eine Flotte auslauffen, und kein Mensch wuste, ob selbige nach Spanien oder Italien gehen würde. Sie see-

III.

Von der Anzahl der Kaufleute; imgleichen von Handlungs-Gesellschafften und monopoliis.

Wenn die Commercien in einem Lande ins Aufnehmen kommen und bestehen sollen; so müssen auch genug Kaufleute und Negotianten da seyn. Das verstehet sich ohnedem. Indessen aber machen einige Staatslehrer sich hiebey eine unnöthige Sorge, indem sie sagen: Es müsten zwar der Kaufleute nicht zu wenig, aber auch nicht gar zu viel seyn, sondern es müste derselben Anzahl mit der Beschaffenheit des Landes und der übrigen Einwohner eine Proportion haben. (15) Allein dieses gemeine Vorurtheil hat schon Johann von Witt (16) übern Hauffen geworfen. Man muß also vielmehr sagen: Je mehr in einem Lande Leute seynd, welche Handlung treiben, je besser ist es. Man siehet, daß diejenigen, so anderer Meynung seynd, und eine proportionirte Anzahl verlangen, über das Commercien-Wesen nicht recht nachgedacht und keine tüchtige Bücher gelesen haben. Sie stellen sich eine gleichsam in eine Stadt eingeschlossene Kaufmannschafft vor, und meynen also, es könnten sich ja nicht allzuviele davon nehren. Nun ist freylich wahr, wenn zu viel Krämer an einem Ort seynd, so hindert und verderbt einer dem andern; daher zu wünschen wäre, daß man nicht viel solcher Leute in einer Stadt hätte. (17) Aber man muß sich hier einen andern Begriff von den Commercien machen. Wo ein rechter Kaufmanns-Platz ist, da hat man nicht allein Gelegenheit alle Waaren im Ueberfluß zu bekommen; sondern ein jeder kan dieselben auch verführen, wohin er will. Das ist gewiß: Wo viel Kaufleute seynd, und nicht viel Materialien, da können jene nicht alle subsistiren. Aber, wo die Handlung floriret, da giebt es Materialien genug: Und wer einmahl da ist, wird schon, wenn er das Werk verstehet, und seinen Verstand daran strecket, Mittel finden, solche herbey zu schaffen. Es braucht hier keiner Demonstration. Man siehet in Holland Millionen

seegelte aber nach America und wollte den Spaniern Hispaniola wegnehmen. Es fehlte auch nicht viel, so hätten es die Engelländer bekommen. Weil ihnen aber doch dieser Anschlag mißlungen, so eroberten sie die Insul Jamaica.

(15) Dieser Meynung ist auch *Buddeus* in elem. prud. ciu. Cap. V. Sect. VIII. §. 3.

(16) In den oben belobten politischen Gründen und Maximen der Republic Holland.

(17) Je mehr solcher Leute an einem Orte seynd, je mehr Betrügereyen gehen vor mit Verfälschung der Waaren, des Maasses, des Gewichts, u. s. w. Mit einem Worte, die Krämer seynd meistens Betrüger, welche durch tausenderley Schelmereyen das kleine Geld der Unterthanen vor verfälschtes Gut an sich zu ziehen trachten. Ciuium oboli apud *ejusmodi* micropolas tanquam in gurgite aliquo concurrunt. Sie seynd rechte Harpyen und Blut-Jgel, die man nicht muß aufkommen lassen, sondern sie so viel möglich unterdrucken und einschränken. S. Schröders Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer Cap. XXII. §. IV.

nen Menschen, die ihr Auskommen finden, weil einem jeden frey stehet, dahin zu gehen, und zu handeln. Man hat zwar auch ehedem in Holland gemeynet, die alten Bürger verlöhren so viel, wenn man allen Fremden erlaubte zu handeln. Allein Witt saget: Wenn man da den Kaufhandel wollte einschränken, so wäre Holland verlohren. Denn gesetzt, die alten Bürger sollen nur allein handeln: So bleiben sie, wenn sie reich werden, nicht Kaufleute; sondern werden vornehme Herren oder leben von ihren Renten. Alsdann aber seynd sie keine Kaufleute mehr; sondern Wucherer; und solchergestalt geräth die ganze Handlung zuletzt ins Abnehmen. In Schweden hat man wahrgenommen, daß viele, welche im Handel etwas gewonnen, stracks Edelleute geworden, und entweder von ihren Renten gelebet, oder Landgüter gekauffet und die Bauern geplackt haben. In Engelland ist es eben so gegangen. In Holland hingegen muß eine Familie, wenn sie sich einmahl auf die Kaufmannschafft geleget, mehrentheils dabey bleiben: Denn da können wenige von ihren Renten leben, weil man wenig Zinsen giebt. Daher seynd die Fremden an statt eines Sporns, wodurch andere angefrischet werden, auch etwas vorzunehmen. Wo viele Leute seynd, da seynd auch viele Handwerker, und fehlet es daselbst nicht an Manufacturen. Hernach kommet es nur darauf an, daß ein Handwerksmann gute Arbeit machet, und andere übertrifft, so werden auch seine Waaren vor andern gesuchet. Ein fremder Kaufmann denket immer darauf, wie er seinen Handel immer besser bestellen könne, und machet sich die Welt bekannt. Daher ist gut, wenn durch gedruckte Nachrichten dem Publico kund gemachet wird, wo diese oder jene Waaren einen Abgang haben, wie man in Holland dergleichen Buch hat drucken lassen. Die Kaufleute suchen immer ein Loch, wo sie ihren Vertrieb haben können. (18) Die Holländer haben sonst nicht nach Moscau und nach der Levante gehandelt: Nunmehro aber ist ihre Handelschafft dahin die stärkste, so daß sie andern grossen Schaden thun. Die wenigsten Leute verstehen, was eine rechte Handlung ist. Z. E. wenn man sie fraget, ob noch mehr Handelsleute hier in Halle subsistiren könnten? so meynen sie nein; weil derselben so schon viel seynd. Allein es könnten noch viel Kaufleute hier wohnen, und ohne einen Kram zu haben, nach Prag, nach Paris und andere Orte hin handeln. Das weiß ich daher:

In

(18) Wo das Commercien-Wesen in einem Staate einmahl auf guten Fuß stehet; wo viel Waaren, und sonderlich viel exportanda seynd: da kan eine unendliche Anzahl Kaufleute seyn. Und darf man nicht fragen: wie werden sie sich alle nehren? Ein jeder wird schon Mittel finden, seine Waaren zu debitiren.

Impiger extremos currit mercator ad Indos,
Per mare, pauperiem fugiens, per saxa, per ignes.

In Nürnberg seynd drey biß vierhundert Kaufleute, unter welchen wenige, so einen Kram haben. Denn die Krämer werden geringe, diejenigen Kaufleute hingegen hochgehalten, (19) welche mit gesperrter Thüre handeln, das ist, welche ihre Waaren nicht auslegen und nicht in dem Laden stehen. Wenn man in eines solchen Mannes Hauß kommet; so findet man nichts als etwa einige Handlungs- oder Rechenbücher: Wenn aber eine Messe ist; so gehet er nach Wien, Straßburg, Salzburg, Leipzig, u. s. w. und handelt. Selten geschiehet es, daß ein Centner Waaren für einen solchen Kaufmann nach Nürnberg kommet; sondern es gehet fast alles dahin, wo er handelt. In Leipzig findet man eben dergleichen Kaufleute, und ausser der Messe ist fast kein Negotium daselbst, als was Krämer seynd. Man siehet hieraus, daß viel Kaufleute und Negocianten in einem Orte seyn und wohnen können. Wenn sie nur wissen, daß und wohin sie ihren Vertrieb haben; so fragen sie übrigens nichts darnach, der Landesherr mag so viel Impositen auflegen als er will. Derohalben ist allerdings der Satz richtig: Wo viel Menschen seynd, da kommen die Commercien am meisten in die Höhe. Man darf nur Holland ansehen, wo es alles von Menschen wimmelt, welche überall ihre Nahrung finden. (20) Das kommet von der Handlung, und sonderlich von der Schiffahrt, worinnen die Holländer, wenn man die Engelländer ausnimmt, alle andere Nationen übertreffen. (21) Es ist eine Stadt in Holland, deren Einwohner sich von nichts anders als von dem Schiffbau nehren, worinnen sie auch so geschickt seynd, daß sie genau den Tag bestimmen können, wenn ein Schiff fertig werden soll. Weil nun durch die Menge von Handelsleuten die Commercien befördert werden; so ist leicht zu erachten, daß die Monopolia und geschlossene Handlungs-Gesellschafften weit mehr schädlich als nützlich seyn müssen. Darum floriren die Commercien in Holland besser als in Engelland, wo gar zu viel geschlossene Compagnien seynd. Nun ist zwar in Holland auch die Ost- und West-Indische Compagnie: Aber es hat auch bereits der mehrmahls belobte Witt angemer-

ket,

(19) Sie werden durchgängig geehret, und haben die Erlaubniß Degen zu tragen, welches sonst niemand unter den gemeinen Bürgern thun darf. An vielen Orten werden dergleichen Kaufleute auch in den Rath genommen. Wie dann in Leipzig der halbe Theil des Raths aus Kaufleuten bestehet.

(20) Witt hat durch handgreifliche Exempel dargethan, wie viel die Menge der Menschen zu Vermehrung der Commercien beytrage. S. politische Gründe I. Th. Cap. VI. p. 23. sq.

(21) Es nehmen auch verschiedene Nationen ihre Schiffe von den Holländern: als, die Russen, die Spanier. Auch die Franzosen haben sie vor dem von ihnen genommen, biß sie unter Ludwigen XIV. der Academies de la Marine aufgerichtet hat, klüger geworden, und selbst gelernet haben Schiffe zu bauen.

ket, daß eben diese Compagnien noch die einzige Hindernisse in dem Holländischen Commercio wären. (22) Ich glaube es auch, und bin mit ihm gleicher Meynung. Denn wo geschlossene Gesellschafften seynd, da ist ein Zwang, und eine Ausschliessung anderer, wodurch die Freyheit der Handlung und der Handelsleute nothwendig gehemmet werden muß. Die Monopolia taugen überall nichts; weder in Handels-Plätzen, (denn da hindern sie die Freyheit der Handlung und die Menge der Kaufleute) noch in andern Städten; denn dadurch wird den Bürgern ihre Nahrung entzogen und dem Fürsten zugewendet; wiewohl zu desselben eigenem Schaden. Denn was sollen die übrigen Handwerksleute alsdann thun? Sie müssen entweder davon lauffen, oder in dem grösten Elend leben. Wenn sie nun solchergestalt nichts contribuiren können; so seynd sie ja dem Herrn unnütze Bürger.

IV.

Durch was für Mittel die Anzahl von Kauffleuten vermehret werden könne.

Will man haben, daß die Menge von Kaufleuten nicht abnehmen soll; so muß man sie nicht drucken und ihnen ihre Handelschafft nicht sauer oder beschwerlich machen. Denn sonsten wird das Negotium bald ins Stecken gerathen, und die Leute werden ausbleiben. Also tauget es nicht, wenn man starke Zölle auf die Waaren, sonderlich auf die, so aus dem Lande gehen, legen will. Z. E. In Parma hat man sonsten die besten Käse gemachet, welche überall hin verführet wurden. Da thaten die Parmesaner groß, weil sie meyneten, man könnte sonst nirgends solchen Käse bekommen als bey ihnen. Wie nun die Leute zu Lodi sahen, daß die Parmesaner darauf pochten und zu theuer damit hinaus wollten; so machten sie selbst eben solche Käse. Wie wir denn itzo den sogenannten Parmesan-Käs nicht mehr von Parma, sondern von den Leuten zu Lodi bekommen. Dergleichen Fehler hat man an gar vielen Orten begangen; aber auch dadurch den Commercien einen gewaltigen Stoß versetzet. (23)

Neue

(22) S. Politische Gründe I. Th. Cap. XVI. Witt saget gar wohl, im Anfang hätten Compagnien seyn müssen, um die Handlung aufzurichten, und mit zusammengesetzten Kräfften einen Stapel anzulegen. Nachdem aber das Werk in Gang gebracht worden; so sollte billig aller Handel dem Publico gehören, und jedermänniglich frey stehen, nach Ost- und West-Indien zu handeln.

(23) Hievon seynd bereits in dem vorigen Capitel §. XXIV. unterschiedliche Exempel angeführet worden; und, unter andern, wie der Magdeburgische Kornhandel durch Erhöhung der Impositen ins Stecken gerathen. Ist es denn nicht besser, daß 12. Wispel Korn aus dem Lande geführet werden, mit einem Impost von 1. Thaler von jedem Wispel, als daß nur ein Wispel mit einem Impost von 5. Thalern weggebracht wird? Welcher Kaufmann wird gerne wieder kommen, wenn

Neue Zölle können leicht aufgeleget werden; dazu brauchet man nicht viel Räthe. Allein ein grosser Herr soll deswegen seine Cameralisten nicht gleich hören, wenn sie sprechen, er sey es befugt, und die Leute könnten schon gezwungen werden. Man muß vorher reiflich überlegen, was es für Folgen bringe, und sich vielmehr angelegen seyn lassen, den Kaufleuten alle mögliche Erleichterung und Bequemlichkeit zu verschaffen; absonderlich, wo ein Stapel ist. (24) Ferner ist auch kein Zweifel, daß die Religions-Freyheit zu Ausbreitung und Vermehrung der Handelschafft viel beyträgt. Was ist daran gelegen, ob ich mit einem Catholiken, Wiedertäufer, Quaker, Türken oder Heyden handele? (25) Ob und wie sie in Himmel kommen, davor lasse ich sie sorgen. Alle Menschen werden doch nicht seelig: Wenig seynd auserwehlt. Kan ein Christlicher Kaufmann mit einem Türken in der Levante handeln; warum sollte es nicht auch in Amsterdam und andern Orten angehen? Cromwell hatte die Maxime: Es müsse eine Freyheit aller Religionen seyn. Nicht, als wäre er gesonnen gewesen, alle herbeyzuruffen; sondern er wollte sie nur nicht verfolgen, wenn sie kämen. Viele kluge Regenten haben dieses erkannt; und selbst der Kayser, nachdem er gesehen, wie Prag, welches ehemahls unter Carl IV. so sehr im Flor gewesen, durch den Hußiten-Krieg herunter gekommen. In Holland ist grosse Religions-Freyheit; und doch hat Johann von Witt (26) gemeynet, dieselbe wäre noch zu geringe. Wer einem grossen Herrn etwas beybringet, so auf Einschränkung der unterschiedlichen Meynungen in der Religion zielet, der thut den Commercien Schaden. Wir dulten ja an den meisten Orten die Juden: Warum wollen wir nicht andere dulten, die nur in einem und andern Artickel von uns abgehen. Die Holländische Republic ist dadurch groß

er gedruckt wird? Darum hat Schröder dafür gehalten, daß in den Oesterreichischen Landen die Commercien nicht in die Höhe gebracht werden könnten, so lange die vielen Mauthen und Zölle dauerten.

(24) Von der grossen Handels-Stadt Smyrna, wo ein Stapel von Asien ist, erzehlen *Tournefort* und *Wheler* in den Beschreibungen ihrer Reisen nach der Levante, daß man daselbst für die Kaufleute gewisse Zimmer, Gewölber, Wachen, besondere Consuls und andere dergleichen zur Bequemlichkeit der Handelschafft dienliche Anstalten habe. Derohalben stehet auch dieser Stapel zu Smyrna treflich wohl, und träget dem Türken viel ein.

(25) In der Handlung thut der Unterschied der Religionen gar nichts. Da seynd mir sechshundert Catholische Thaler eben so viel, und so lieb, als sechshundert Lutherische. Sonst aber hat die Obrigkeit freylich darauf zu sehen, damit nicht so viele unterschiedliche Secten Gelegenheit zu Unruhen in der Republic geben: davon aber in dem folgenden Hauptstück, von der Klugheit die Religion zu dirigiren, mehr wird gedacht werden.

(26) S. Politische Gründe und Maximen der Republic Holland I. Th. Cap. XIV.

groß geworden, daß sie Leute aufgenommen, die man der Religion wegen aus andern Ländern vertrieben hatte. Amsterdam war vor diesem ein schlechter Ort, wo nur wenige Fischer wohneten. Wie aber unter dem König in Spanien Philipp II. der Herzog von Alba die grossen Verfolgungen in den Niederlanden anfieng, so lief alles weg. Die Engelländer waren so alber, daß sie nur solche Handwerksleute aufnahmen, deren sie noch nicht genug hatten, als Seiden- und Tuch-Weber. Darum haben sich die andern Niederländer alle nach Holland gewendet. (27) Damahls war Holland freylich noch kein anmuthiges Land. Itzo aber, nachdem überall schöne Alleen gemachet, in den Städten die schönsten Häuser aufgebauet seynd, und alles sehr reinlich gehalten wird, ist gut daselbst zu leben; absonderlich auch, weil die Religions-Freyheit den Einwohnern verstattet worden. Die Kaufleute müssen durch allerhand Freyheiten und Privilegia angelocket und aufgemuntert werden. In Leipzig würde die Handelschafft noch weit besser floriren, wenn bessere Einrichtungen und Anordnungen wären, daß die Leipziger die Fremden zu Meß-Zeiten nicht so schnüren dürften. Es sollte ein regulirter billiger Tax von Gewölbern und Zimmern gemachet, auch besondere Schaffner oder Fouriers zur Bequemlichkeit der fremden Kaufleute bestellet werden. In vielen Provinzien ist das Unglück, daß der Adel die Commercien hindert. Denn die Edelleute wollen allein oben schwimmen, und verachten alle andere neben sich. Die Kaufleute riechen ihnen nach Pfeffer, Gewürz, Fischtrahn, u. s. w. Deswegen hat es in Engelland mit dem Commercien-Wesen lange nicht fortgewollt, ungeachtet nicht nur das Land, weil es mit Wasser umflossen, zur Handelschafft sehr bequem ist, sondern auch die Engelländer nebst verschiedenen Naturalien auch schöne Tücher und andere Manufacturen hatten. Darum wollte Heinrich VII. die Bauern sollten Matelots werden, die Schifferkunst lernen, und in einem neuen Leben wandeln. Er ließ viele von ihren Baracken anzünden, und die Leute, welche vorher Knechte der Edelleute waren, zum Seewesen angewöhnen. Er wollte, daß die Edelleute Kaufleute werden sollten, ob sie gleich anfangs murreten. Endlich fiengen sie doch an Handelschafft zu treiben, und thun es noch itzo durch ihre Factors und Complementarios. Von diesen Zeiten Heinrichs VII. an seynd die Commercien in Engelland

(27) Es ist auch in den Spanischen Niederlanden fast nichts geblieben als die Spitzen-Weberey. Ganz neuerlich aber hat der Kayser (Carl VI.) in den Niederlanden das Commercium recht wiederum aufzurichten getrachtet: welches freylich die Holländer nicht gerne gesehen, und deswegen Deductiones dagegen publiciret haben, die aber von keiner Wichtigkeit seynd. Denn wie es den Holländern frey gestanden zu handeln, so ist es abgeschmackt, wenn sie andern diese Freyheit nicht zugestehen wollen.

erst recht empor gekommen, wodurch die Nation zur See so mächtig geworden ist, daß sie die grösten Flotten und Orlog-Schiffe ausrüsten kan. Vorher war eben kein grosser Reichthum unter den Engelländern, was der Adel nicht hatte: Itzo seynd sie so reich, daß sie kaum wissen, wo sie mit ihrem Gelde hin sollen. Manche haben 50000. Thaler jährlicher Einkünffte: Wie groß ist erst das Capital? Man begreiffet also wohl, wie nöthig es sey, die Commercien auf alle nur ersinnliche Weise denen, die solche treiben, leicht zu machen. Die Kaufleute müssen geehret, und nicht, wie an manchen Orten geschiehet, von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden. (28) In Leipzig bestehet der halbe Rath aus der Kaufmannschafft. Das seynd zwar Stellen, die nicht viel eintragen; allein es ist den Leuten um die Ehre zu thun. Das gefället aber den Edelleuten nicht, die von nichts wissen wollen, als von todtschlagen, von Degen und Pistolen, von Rittern und Ahnen, von Heerschilden, von Federbüschen und dergleichen. Diese muß man reformiren und ihnen diese Dinge aus dem Kopf bringen. Endlich ist auch gut, wenn man allen und jeden, sowohl Fremden als Einheimischen, freyen Handel und Wandel verstattet. Bey den Holländern gehet dieses sonderlich an: denn da ist ein allgemeiner Stapel. Wo aber keine allgemeine Niederlage von allerley Waaren ist, da muß man zusehen, welcher Handel mehr eintrage. Zum Exempel: In der Handlung zwischen den Franzosen und Engelländern findet sich, wenn die Bilanz gezogen wird, daß jährlich jene bey dreyßig Millionen mehr gewinnen, als diese. (29) Darum suchen die

(28) Diejenigen handeln abgeschmackt, welche die Kaufleute verunehren. Einen Kaufmann halte ich höher, als vierzig biß funfzig Extra-Räthe, Bier-Räthe und dergleichen Leute, welche alle ex Publico ernehret werden; da hingegen ein Kaufmann sich selbst und so viele andere Leute daneben ernehret. Man siehet ja was in Engelland und Holland für eine Menge Menschen von der Kaufmannschafft ernehret werden. Davenant hat ausgerechnet, daß seit dem Bürgerlichen Kriege und Cromwells Tod nur die Stadt Londen mit mehr als dreymahl hundert tausend Menschen vermehret worden. Wenn man in ansehnlichen Handels-Städten die Kaufleute erhöhet und zu Ehren gelangen lässet, so geben sie deswegen die Handlung nicht auf. Wenn man sie aber verachtet, so suchen sie grösser zu werden und bleiben nicht Kaufleute. Wäre es nun nicht besser, wenn man sie, als Kaufleute, an diesen oder jenen Ehrenstellen Theil nehmen liesse? In Venedig, wo eine Aristocratie ist, seynd zwar die Kaufleute von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, werden aber doch sonst von dem gemeinen Volke distinguiret. In meinem Vaterlande, obgleich daselbst kein Kaufmann in den Rath kommet, habe ich einen gekennet, dem man, weil er ein verständiger Mann war, fast zu allen Deputationen gebrauchet hat, und ihm viel Ehre wiederfahren lassen. Und das ist allerdings zu loben. Ein Kaufmann ist auch gerne mit einer mittelmäßigen Dignität zufrieden.

(29) Das macht, der Franzos ist ein geschickter, künstlicher Fabricant, dabey reich

die Engelländer den Franzosen die Handelschafft blutsauer zu machen. Sie legen einen grossen Impost auf die Französischen Waaren, und was solche seynd, die man in Engelland nicht nothwendig brauchet, damit darf nicht mehr als einer handeln. Das Französische Schiff kan sonst im ganzen Reich nichts verkauffen oder abgeben, als demjenigen, der in Engelland das Monopolium mit den Französischen Waaren hat. Hier muß es stille liegen. Wenn nun dieser Monopola sich anstellet, als brauche er dermahlen nichts, so kan er manchesmahl die Französischen Waaren sehr wohlfeil bekommen. Denn das Schiff muß endlich doch abgeben, wenn es lange gewartet hat. Und wenn alsdann der Franzos Englische Waaren (30) einkaufft, so muß er selbige auf ein Englisches Schiff packen, und das Französische leer zurückgehen lassen. Es darf auch aus Engelland nichts weggeführet werden, ohne grossen Impost. Diese Einschränkung der Commercien hat also, wie gedacht, seine besondere Ursache, (31) und gehet endlich bey den Engelländern an, weil in Engelland die Niederlage nicht so allgemein und universel ist, als die in Holland. Denn der Holländer handelt mit allem, was man verlanget, mit Französischen, Englischen, Italiänischen, Indianischen, Africanischen Waaren: die verführet er in die ganze Welt. Die Holländer geben einem jeden Freyheit zu handeln, wenn er bestehen kan: die Engelländer hingegen nicht. Wenn man aber das Holländische und Englische Commer-

reich an Erfindungen. Er machet seine Waaren so, daß sie in die Augen fallen. Bald ändert er dieses, bald jenes; bald machet er eine grosse, bald eine kleine Blume, bald menget er diese, bald jene Farbe zusammen. Wenn die Franzosen erst ihre Waaren in Engelland alle frey verkauffen dürften; so würden sie den Engelländern noch mehr abgewinnen. Das wissen auch diese wohl und verbieten deswegen, wenn sie Krieg mit einander führen, allezeit die Commercien: Sonst würden sie mit ihrem eigenen Gelde von den Franzosen bekrieget werden. Der Engelländer ist ein eigner Mensch. Er hat selbst in seinem Lande schöne Manufacturen, bekommet aber doch bißweilen grosse Lust zu den Französischen Sachen. Wie die Königin Anna einsmahls von dem Könige in Frankreich einen schönen Stoff geschenkt bekommen und sich ein Kleid davon hatte machen lassen, so wollten hernach alle vornehme Dames in Engelland auch solchen Stoff haben. Es war ein Fehler von der Königin, daß sie sich ein Kleid davon machen liesse. Sie hätte klüger gethan, wenn sie den Stoff zwar mit Dank angenommen, aber nachgehends etwa einem Cammer-Mädgen geschenkt hätte. Denn der Franzosen Absicht war nur, die Engelländer dadurch anzulocken und begierig zu machen.

(30) Die Franzosen brauchen allerhand Englische Waaren; fürnehmlich Strümpfe, Tücher und andere wüllene Zeuge, welche die Engelländer besonders fein und gut fabriciren. Sie arbeiten ihre Wolle mit Baumöhl, wodurch sie gelind wird, und nicht so harsch bleibet wie bey uns: denn da wird Schweinfett dazu genommen.

(31) Nehmlich, wenn sich findet, daß in der Handlung die Ausländer mehr gewinnen, als die einheimische Nation; so kan man die Freyheit der Kaufleute einigermassen einschränken.

cien-Wesen gegeneinander hält: so ist freylich kein Zweiffel, daß man das erstere dem letztern vorziehen müsse, eben weil eine grössere Freyheit sich bey jenem findet.

V.

Was zu thun sey, daß es den Handelsleuten nicht an Geld gebreche.

Wo eine Handlung seyn und guten Fortgang haben soll, da müssen auch reiche Leute seyn. Nun kan zwar ein grosser Herr die Kaufleute nicht selbst reich machen, oder sie mit Schätzen überhäuffen: aber er kan ihnen doch Gelegenheit verschaffen, mehr und mehr etwas zu erwerben. Es müssen Capitalisten im Lande seyn; Nur keine allzu grosse und überwichtige Capitalisten. Denn diese ziehen das Geld von allen Unterthanen in ihre Kisten zusammen, wie in einen Schlund, treiben hernach ungerechten Wucher, werden grosse Hanßen, und drucken die geringern. Daß es also besser ist, wenn die Capitalien oder Baarschafften unter mehrere gleichsam ausgestreuet oder vertheilt seynd. Diese nehren sich besser, nehmen zwar am Vermögen zu, bleiben aber doch im Mittelstande. Es zeiget auch die Erfahrung, daß offt alte und ehedem grosse Capitalisten herunter kommen, und dagegen neue junge Leute empor steigen: wie man nur in Leipzig dergleichen Exempel genug findet. Nun ist aber sehr gut, wenn die reichen Leute ihre Gelder zur Beförderung der Commercien herzuschiessen und anzuwenden willig und geneigt seynd. (32) Denn ohne Geld können die Manufacturen und folglich auch die Commercien (von welchen die Manufacturen nebst der Niederlage der Grund seynd) nicht bestehen. Wenn der Adel seine Gelder aus Leipzig zöge, würde es um viele Kaufleute gethan seyn. (33) Man muß demnach trachten, die Leu-

(32) *Nic. Burgundus*, ein sehr schöner Scribent, erzehlet in seiner Historia Belgica, wie die Herzoge von Burgund, insonderheit Philippus Bonus, den Adel dahin vermocht hätten, daß sie theils sich selbst in die Handlung eingelassen, theils ihre Gelder dazu hergeschossen. Und der Baron Schröder hat allem Ansehen nach in seinen Schrifften und Bedenken keinen andern Entzweck gehabt, als daß der Kayser Leopold die Oesterreichische Noblesse anfrischen und dazu gleichfalls bewegen sollte, daß sie ihre Gelder an die Kaufleute, gegen leidliche Zinsen und hinlängliche Caution, austhun mögten. Denn die Oesterreicher haben die Maxime, daß sie ihr Geld entweder in Kasten lieber gar verschlossen behalten, oder grosses Interesse davon ziehen wollen. Derowegen meynete Schröder, diese den Commercien schädliche Gewohnheit müste abgestellet werden.

(33) Das haben sie vor einiger Zeit dem König Augusto vorgestellet, da man ihrem Credit zu nahe treten, und die Steuer-Schrine, worauf sie etwas gegeben hatten, nicht mehr respectiren wollte. Denn die meisten Handelsleute werden durch den Credit erhalten, machen auch allen ihren Profit dadurch. Wenn denn nun, sagten sie, ihr Credit geschwächet würde; so würden die Edelleute, sonderlich die aus Meissen und Schlesien, ihre Gelder, die sich auf viele Millionen belauffen, wieder zuruck fordern: damit müsten die Kaufleute zu Grund gehen.

Leute zu bewegen, daß sie zum Behuf der Handelschafft ihre Gelder gerne vorstrecken; und zwar gegen geringe und sehr leidliche Zinsen, weil sonst die Handelsleute ruiniret werden. (34) Derohalben wird in Sachsen, wo eine Handlung ist, die vsuraria prauitas sehr hart bestraffet. Es ist auch ganz recht. Ja, man sollte nicht einmahl einen Recompens zulassen: denn es geschiehet doch nur in fraudem legis, und ist in der That nichts anders als ein unerlaubter und den Commercien schädlicher Wucher. Daher auch die Holländer solchen nicht leiden, sondern scharf straffen. Man muß bey der Kaufmannschafft hauptsächlich darauf sehen, daß der Credit erhalten werde, und deswegen wider die Betrüger und Banqueroutiers scharfe Gesetze geben. (35) Dahin gehöret auch die Einführung eines genauen und ordentlichen Wechsel-Rechts, weil unsere gemeinen Rechte, nach welchen man die Handschrifften, wegen der Ausflucht nicht bezahlten Geldes, erst nach Verlauf zweyer Jahre will gelten lassen, sehr alber seynd. Man redet und schreibet immer von Abkürzung der Processe. Wenn man aber damit behörig zu Werke gehen wollte, so dürfte man nur nach dem Wechsel-Recht und nach dem Exempel wohl bestellter Handels-Gerichte, dergleichen in einigen ansehnlichen Städten angetroffen werden, den Proceß einrichten. Allein die Leute, die dergleichen Consilia stellen, seynd offt selbst viel schuldig, und fürchten sich also, sie dürfften, wenn besagte Art zu verfahren eingeführet würde, selbst darunter leiden. Billig sollten alle Handschrifften in Schuld-Forderungen gelten wie Wechselbriefe, damit alles kurz und schleunig abgethan werden könnte. (36) Durch das langweilige Verfahren wird der Credit geschwä-

(34) Wer Capitalien ausleyhen kan, der nehme lieber wenig pro Cent mit Sicherheit und Credit, als viel, dabey er nicht gesichert ist. Wenn übermäßiger Zins versprochen worden, folgen gemeiniglich nur Betrügereyen darauf. In Leipzig hatte jemand bey einem Kaufmann eine grosse Summe stehen für 3. von hundert. Die forderte der Gläubiger wieder, weil ihm ein anderer 8. vom hundert geben wollte. Der Kaufmann ließ ihm das Geld sogleich vor die Thüre führen, dabey aber sagen, ein Schelm gäbe 8. pro Cent. Es traf auch ein; denn der neue Schuldner spielte bald darauf banqueroute, und damit gieng das Geld verlohren.

(35) Also hat unser König (Friedrich Wilhelm) unlängst wider die Juden ein Edict ausgehen lassen, daß, wenn einer Banqueroute machen, und durchgehen würde, solches seine zurückgelassene Familie ewig entgelten, gefangen gesetzet, und zu Bezahlung der Schuld angehalten werden solle; weil man so viele Exempel gehabt, daß Juden viel gewaget, Capitalien aufgenommen, hernach die Flucht ergriffen, und sich nach der Türkey, nach Portugall und andern weit entlegenen Ländern gewendet hatten. Die vorgedachte strenge Verordnung aber machet doch einige Impression bey diesem Volke.

(36) In Leipzig ist das Handels-Gericht schneller noch als in Hamburg, wo die Leute noch mehr gehöret werden, und alles etwas langweilig zugehet, auch in Assecurations-Sachen: Welches doch nicht seyn soll-

schwächet und also Handel und Wandel gehindert. (37) Wer wird Geld herleyhen, wenn er hernach erst lange Proceß darum führen muß. Wenn ich noch so viel zu fordern hätte, wollte ich lieber den halben Theil meinem Gegen-Part schenken als darüber lange proceßiren und das Geld den Advocaten und Richtern geben. In Holland ist eine gute Policey und schnelle Justiz: die vielen Umschweiffe, rechtliche Ausflüchte und Widerreden seynd abgeschnitten: Man kan da nicht exceptionem diuisionis et excussionis vorwenden. (38) Und das hilfft viel zur Erleichterung des Handlungs-Wesens. Denn wo der Kaufmann erst Proceß führen und auf alle Cautelen des Cepolla Acht geben soll, da ist es schlecht bestellet. Endlich wenn man zum Behuf der Handelschafft grosse Geld-Summen in das Land ziehen will; so muß man eine Banco (39) darinnen aufrichten; aber auf eine andere Art, als wie solche insgemein seynd. Die Banco zu Venedig ist zwar berühmt; aber doch, wie fast alle, übel eingerichtet. Auch in der Hamburger Banco wird Zinß von den Geldern gegeben, und also nicht viel gewonnen. An Orten, wo kein Stapel ist, da ist auch keine Banco etwas nutz. Die Nürnbergische Wechselbank ist zwar sonst ziemlich gut eingerichtet; aber was hilfft sie den Nürnbergern? Wenn schon bißweilen einige Wechsel bezahlet werden; so haben doch viele Kaufleute nichts damit zu thun, und viele lassen ihr Geld in der Bank müßig stehen. In Nürnberg ist keine Niederlage oder Stapel: Was soll man also mit der Banco thun? Sonsten aber ist wohl wahr, daß freye Republiken oder Reichsstädte sich am besten dazu schicken; da hingegen unter einem Monarchen keine Banco Bestand haben wird. König Augustus in Polen wollte vor einiger Zeit in Leipzig eine Banco anlegen: die Leute musten auch Geld schiessen, damit ein Anfang gemachet würde. Dieses habe ich bey vielen Raths-Händeln der Hamburger, davon die Acten hieher an uns geschickt worden, wahrgenommen, und dahero im Namen der Facultät allemahl zu Beschleunigung der Justiz gesprochen.

(37) S. Joh. von Witt politische Gründe, Lib. I. cap. XXV. wo umständlich gezeiget wird, was in dem Justiz-Wesen zum Besten der Kaufmannschafft müsse verbessert werden.

(38) In Harlem gilt nicht einmahl bey Erbschafften das Beneficium Inuentarii. Z E. Dein Vater ist mir und andern Schiffleuten schuldig; du willst die Erbschafft antreten cum beneficio inuentarii; so wird dir dieses nicht gestattet, weil indessen allerhand Collusionen vorgehen können; sondern die Gläubiger können sagen: Der Erbe soll entweder gleich bezahlen, oder wir verkauffen alles, was sich in der Verlassenschafft findet, und machen uns bezahlt.

(39) Wenn an einem Ort eine Banco, oder auch eine Lotterie errichtet wird, so ist es ein Zeichen, daß kein Geld da sey, sondern die Leute erst gewinnen wollen. Wer bey Anstellung einer Lotterie sich einbildet, es sey Geld im Ueberfluß da, der hat noch keinen Begriff davon. Wenn die Armen-Casse kein Geld hat, stellet sie eine Lotterie an.

würde: Sie nahmen sich aber sehr in Acht, und legete ein Kaufmann nicht über tausend Thaler ein. Denn sie sagten: Es ist eine Banco vor den König. Wenn derselbe Geld brauchet, nimmt er heraus so viel er will; wer giebt es aber wieder? Und wenn er Geld fordert, müssen wir ihm ja ohnedem geben. Solchergestalt fiel das Werk endlich von selbst übern Hauffen. Keine Banco ist in besserer Verfassung als die zu Amsterdam, welche darinnen bestehet, daß das Geld sicher ist, und man mit Zetteln oder mit Papier bezahlen kan, ohne Weitläufftigkeit. Darum stehet mehr Geld in der Bank zu Amsterdam, als in ganz Deutschland und den Niederlanden insgesamt. Die Holländer sagen: das Geld, so einmahl in der Bank ist, kommet nicht leichtlich wieder heraus. Zinsen geben sie nicht. Genug aber, daß es ein Behältniß ist, wohin reiche Leute ihre Baarschafft in Sicherheit bringen können. In Amsterdam ist auch ein grosses Negoce. Wenn also einer will Geld ausleyhen, aufnehmen, auszahlen, verwechseln; so kan solches alles durch blosse Banco-Zettel mit der grösten Bequemlichkeit geschehen. Man darf weiter nichts geben als etwas weniges an Zu- und Abschreib-Gebühren. Es seynd auch bey der Banco gewisse von der Obrigkeit verpflichtete Personen bestellet, und also kan kein Betrug vorgehen. Indessen aber kan einer gleichwohl mit seinem Gelde wuchern, wenn er will: denn er kan es ja andern Kaufleuten vorstrecken oder auszahlen lassen; wiewohl man in Holland überhaupt wenig Zinsen bekommet, und kaum 3. pro Cent. Der Credit thut daselbst das meiste; und dadurch seynd viele Leute Tonnen Goldes reich geworden. Eine solche Banco ziehet Geld ins Land: wie dann das meiste Geld aus Spanien, Frankreich, Deutschland, aus den Niederlanden, u. s. w. in Amsterdam lieget, weil es da am sichersten ist. (40)

VI.

Wo ein Handels-Platz ist, da müssen auch vielerley Waaren in Ueberfluß vorhanden seyn, und zwar sowohl inländische als ausländische; aber nicht eben die köstlichsten und fürtreflichsten, wie einige meynen, welche die Sache nicht recht verstehen, und überlegt haben. Was gewinnet nicht mancher Kaufmann mit den Schnellkäulgen, Schussern oder Marmeln, wie man sie an einigen Orten nennet? Die Berchtoldsgadner, welche sie aus einem gewissen Steine machen, nehmen davor viel tausend

Zu den Commercien wird eine Menge von allerley Waaren erfordert.

(40) Im Jahr 1672. haben die Holländer sich in den grösten Credit gesetzt, da sie, der eingebrochenen Französischen Kriegs-Gefahr ungeachtet, so geschwind und fertig mit Bezahlung aller aufgekündigten Capitalien gewesen. S. oben im vorhergehenden Capitel den X. §.

send Thaler ein. Es werden ganze Kärren mit Schussern weit und breit verführet. Das ist ja keine köstliche Waare, und träget gleichwohl viel Geld ein. (41) Was haben denn die Nürnberger für köstliche Sachen? Es seynd ja meistens nur Lappalien, Spiel- und Puppenwerk. Nichts destoweniger haben sie einen starken Vertrieb, zumahl weil sie wohlfeil seynd. Auch die gemeinsten Sachen können in der Handlung gute Dienste thun. (42) Die Schweden und andere Nordländer handeln mit Holz, Theer, Eisen, und sonderlich mit einem gewissen schwarzgestreiften und durchäderten Stein, welcher schön und nett aussiehet, und hauptsächlich zur Verrundung und Auszierung der Camine von den Holländern, welche solchen von den Schweden bekommen, auch sonsten weit und breit verführen, gebraucht wird. Offt scheinen diese oder jene Waaren verächtlich und geringschätzig, (43) die nichts destoweniger denen, die damit handeln, viel eintragen. Die schlechten und gemeinen Sachen gehen am stärksten fort, und seynd dem Bürger und dem Bauer angenehm. Fast jedermann gehet der Wohlfeile nach, wenn gleich die Waare eben nicht die beste ist. Weil die meisten nicht viel Geld haben; so kauffen sie am liebsten, was am wenigsten kostet, und bekümmern sich nicht sonderlich darum, ob die Sache lange halten werde oder nicht, sondern denken: Kommt Zeit, kommt Rath. Die schönsten, besten und kostbarsten Waaren hingegen seynd nicht jedermanns Kauff, und den allerwenigsten anständig, eben weil sie kostbar seynd. Doch ist unstrittig, daß man bey den Manufacturen sehr darauf zu sehen habe, daß die Waaren, so viel möglich, gut, dauerhafft und auch schön verfertiget werden, damit sie in die

(41) S. Fürstl. Macht-Kunst, Cap. V. §. 18 p. 108. wo der Verfasser auch gar wohl angemerket hat, daß kein Handwerk zu verachten, so gering es auch scheine.

(42) Wenn man betrachtet, was Holland zuerst in die Höhe gebracht, so wird man finden, daß es nichts anders gewesen, als der Fischfang, wovon sich so viele tausend Leute genehret haben. Man könnte den Holländern keinen grössern Tort thun, als wenn man ihnen den Herings-Fang nähme, welcher ihnen über acht Millionen Thaler einträgt. Wenn die Teutschen, Franzosen, Spanier, sageten, sie wollten keine Heringe mehr von den Holländern nehmen; so würden diese grossen Schaden haben. Aus Deutschland allein kommet jährlich eine Million vor Heringe nach Holland. In andern Ländern, wo alles catholisch ist, wird noch mehr verthan, weil die Leute an den Fast-Tägen kein Fleisch essen dürfen, und die Heringe wohlfeil haben können. Vor diesem konnten die Holländer an den Heringen nicht viel gewinnen, weil sie alle musten frisch gegessen werden. Seit dem aber die Holländer selbige einzuböckeln gelernet haben, ist der Profit sehr groß, weil sie allenthalben hingeführet werden können.

(43) Also war noch vor wenig Jahren die gelbe Erde oder Farbe so gemein, daß man sie im Ueberfluß umsonst haben konnte. Nunmehro aber, nachdem hier in Halle die Häuser damit angestrichen worden, hat man zu Eißleben und an andern Orten, da sie gefunden wird, gleich eine Wache hingestellet.

die Augen fallen, die Käuffer anlocken, und folglich starken Abgang haben: Denn gute oder schöne Waare, und kostbare oder theure Waare ist zweyerley. Es ist also kein Zweifel, daß an denen Orten, wo man eine Handlung haben will, ein grosser Vorrath und Ueberfluß an viel und mancherley Waaren seyn müsse. Darum ist Holland ein unvergleichliches Commercien-Land. Wenn hunderttausend Kaufleute da wären, würden sie alle Waaren genug finden. (44) Sie haben grosse und mit allerhand Kaufmanns-Gütern reichlich angefüllte Magazine. Denn man darf sich nicht einbilden, daß die Waaren gerade in dem Lande, wo sie seynd, verkauffet werden müssen. (45) Nein! Man verführet sie wiederum in andere Länder. Im übrigen erhellet hieraus, daß, wenn man in einem Lande noch keinen hinlänglichen Vorrath von Waaren hat, die Lust und Begierde eine Handlung anzufangen, noch zu frühzeitig sey. Gleichwohl gehet es an einigen Orten so. Man will die Dächer neu decken lassen, und lässet die Schindeln herunter reissen, da doch noch keine Ziegeln vorhanden seynd. Weil nun aber die zur Handlung und Gewerbe erforderliche Menge von Sachen theils aus Naturalien oder rohen Materialien, theils auch aus Manufacturen oder künstlichen Waaren bestehet; so wird nunmehro von beyden zu handeln seyn.

VII.

Was bey den rohen Waaren oder Materialien, die

Was die rohen Waaren oder diejenigen Sachen anbetrifft, welche die Natur hervor bringet; so ist manches Land damit vor andern fürtreflich versehen. Da kommet es nur darauf an, daß man trachtet, das

(44) Hier muß man das oben belobte Buch, du Commerce des Hollandois, lesen; imgleichen des Marpergers Kaufmanns-Magazin. Lau hat in seinem Vorschlag von Einrichtung der Intraden auch ein Capitel von dieser Materie, darinnen aber nichts bessers vorgetragen, als was man im Marperger findet. Nebst diesen hat Valentini in seiner Schaubühne, oder Natur und Materialien-Kammer, von vielen Waaren trefliche Nachricht gegeben. Des *Savary* Dictionaire de Commerce ist fürnehmlich hiebey zu gebrauchen, als worinnen man Nachricht von allen Manufacturen, und alle dahin gehörige terminos technicos erklärt finden kan. Dergleichen Sachen muß man sich bekannt machen, weil man alsdann erst verstehen kan, worüber offt grosse Herren streiten, und warum sie diesen oder jenen Handel suchen an sich zu bringen.

(45) Es ist hier abermahl zu erinnern, daß man das Vorurtheil ablegen müsse, als ob die rechte Handlung in der Kramerey bestehe, da doch diese letztere ganz und gar kein nützliches oder rathsames Gewerbe ist. Verführen muß man die Waaren ausser Lande. Der ist kein Narr, der einem eine Sache anbietet; aber der ist nicht klug, der etwas unnöthiges kauffet. Jener will dieses sein Geld haben, weil es ihm weit nützlicher ist. Dieser giebt es weg, und behält davor Mist, oder wohl gar nichts, wie z. E. bey überflüßigen Eß-Waaren und Getränke, davon man nur eine kurze und kaum einen Augenblick währende Lust geniesset.

das Land hervorbringet, zu beobachten.

Land zu cultiviren, und dessen Gaben oder Naturalien zu vermehren, zu verbessern, denselben fleißig nachzuforschen, und ihren rechten Gebrauch und Nutzen zu untersuchen und zu bestimmen. Hierunter seynd zu rechnen die Bergwerke und Mineralien, durch welche die Commercien einen sehr grossen Zuwachs gewinnen. Darum bestellet man eigne Berg-Räthe, die auf die Vermehrung der Minern bedacht seynd. (46) Ferner gehöret hieher die Viehzucht, welche einem Lande sehr viel einträget. Das wissen die Frießländer, die Schweden, die Hollsteiner, gar wohl. Man hat an dem Zoll ausgerechnet, daß acht tausend Ochsen alle Jahre aus Schonen nach Stralsund und an die Orte übergebracht worden. Was machen nicht die Holländer, die Irrländer, die Engelländer mit ihrem Butter und Käse vor Geld? Was trägt nicht auch der Ackerbau ein? (47) Dieser aber wird durch die Viehzucht gebessert. Stercus est solatium agri. Darum träget des Kutschers Acker allezeit mehr, als des Canzlers Acker. Denn der erste kan und muß auch besser verstehen, wo er den Acker tränken und sättigen solle: Er weiß das rechte Fleckgen, wo es dem Acker hungert und durstet. Das weiß der Canzler nicht. Nebst den Feldfrüchten muß man auch die geringen Kräuter bey den Commercien nicht aus der Acht lassen. Der Czaar gewinnet Millionen mit dem bekannten Rhabarbaro. Woraus bestehet denn unser Thee, den wir bekommen, anders als aus schlechten Blättern? Der Indigo, womit man färbet, ist eben eine pulverisirte blaue Blume aus America. Die Karmesin-Körner (48) kommen von einer Pflanze, womit die Polen viel Tausend gewinnen, und werden diese Körner in alle Lande, wo man tüchtige Färbereyen hat, verführet. Die Jesuiten zu Krauppen in Böhmen haben gezeiget, daß das Kraut, Amaranthus maximus Indicus genannt, welches nunmehro daselbst auch gezeuget und gepflanzet wird, eben

(46) Alle und jede Mineralien, so gering sie auch scheinen, müssen in Betrachtung gezogen werden. Allaun-Bergwerke waren sonst nur zu Tolfa in Italien. Nach der Zeit hat man auch in Meissen, Böhmen, Schweden und andern Ländern dergleichen gefunden.

(47) Die gröste Revenuë im Magdeburgischen kommet ja von dem Korn. In den Ländern, wo Metallen seynd, wächset kein Getraid: Darum wird Meissen, der Harz, Hamburg, u. s. w. mit Korn aus dem Magdeburgischen versehen, und vor diesem besser als itzo, da der Handel ziemlich darnieder lieget. Liefland war ja eine Brod-Kammer für Schweden: Itzo aber, wenn der Czaar zuschliesset, haben die Schweden nur noch die Zuflucht zu uns.

(48) Diese wurden erfunden, nachdem man einmahl die Hüner an die Orte, wo die Pflanze wächset, hatte gehen und die Körner ausfressen lassen. Denn da sahe man hernach an ihrem Mist eine schöne rothe Karmesin-Farbe. Alsdann suchete man erst fleißiger nach, und sammlete die Körner, so daß nunmehro sothane Pflanze sehr multipliciret und zur Färberey angewendet wird.

eben so schön färbe als die Cochenille aus America. (49) Sonsten hatten wir in Deutschland den Safflor, zur gelben, und zur blauen Farbe den Waid, welchen wir schändlich haben zu Grunde gehen lassen, nachdem der Indigo aufgebracht worden, da doch der Waid viel schöner färbet als Indigo. Das machete aber, daß der Indigo wohlfeiler zu haben war. (50) Den Sachsen träget ihre blaue Farbe, die doch eine blosse Glasfarbe ist, jährlich mehr als viermal hundert tausend Thaler ein. Was haben die Engelländer mit ihrer Tobacspfeiffen-Erde für Profit gemachet? Ehedessen liessen sie gar keine solche Erde (die sie in ihrer Sprache Tabacco-pipe-clay nennen) ausführen, damit andere Völker bey sich nicht nachsuchen mögten, ob nicht auch dergleichen Erde in ihren Ländern vorhanden wäre. (51) Die Engelländer haben auch eine so genannte Füll-Erde (Fullers-earth, oder Fulling clay) womit sie in der Walke ihre Tücher so schön rein machen können. (52) Dergleichen Füll- oder Walk-Erde ist in ganz Deutschland nicht anzutreffen. In Meissen hat man zwar neulich dergleichen gefunden haben wollen; sie ist aber bald wieder verschwunden. Das Holz ist auch nicht zu verachten, und ist bekannt, daß viele Nationen grossen Profit damit treiben. (53) Salz und Steine seynd gleichfalls geschickt zur Handlung, und tragen erstaunlich viel ein. Von den Bergwerken ist oben schon erinnert worden, daß man alle Mineralien und alle Metalle werth zu halten habe, und nicht Gold und Silber allein. Was ziehen nur die Meißner, die Böhmen, die Engelländer, aus ihrem Zinn für Nutzen? Die kriechenden Thiere, die Fische, Krebse, und was im Wasser leber, seynd auch

(49) S. Schröders Fürstl. Schatz und Rent Kammer, Cap. XCI. §. 1.

(50) Vor diesem wurde ein grosses Gewerbe mit diesem Waid getrieben. Man hatte eine gewisse Art, ihn zuzurichten, auf Ballen zu machen, u. s. w. Viel hundert Leute haben sich damit genehret, und viele Oerter, wo nehmlich der Waid gewachsen ist, oder, wo er zubereitet worden, haben noch den Nahmen davon. Die Deutschen Stände hätten billig darüber halten, den Indigo verbieten, und den Leuten zeigen sollen, daß sie beym Waid, wenn er gleich höher kommet, am Ende doch mehr gewinnen würden. S. auch Schröder l. c.

(51) Tobacs-Pfeiffen seynd was schlechtes: Wenn wir aber feine, feste, dazu taugliche Erde hätten; so könnten wir viel gewinnen, und hätten der Holländischen und andern Pfeiffen nicht vonnöthen. Wer kümmert sich darum, ob sie so gar schön seynd, als die Englischen?

(52) Die Leute, welche die Flecken aus den Kleidern machen, haben auch einen gewissen Thon oder Erde, die der Englischen Füll-Erde gleich kommet; diese benetzen sie mit einem gewissen Liquido, und bringen damit alle Flecken heraus.

(53) Von den Fichten-Kiefern- oder Fähren-Holz wird der beste Theer gemachet: Darum ist der Gothländische und Finnländische Theer der berühmteste. [* Wenn übrigens in dem Theer-Wasser diejenige heilsame Krafft stecket, welche ganz neuerlich einige Engelländer darinnen gefunden haben wollen, und, wie weltkundig ist, über die massen anpreissen: so dürfte der Theer-Handel noch weit nützlicher und beliebter werden.]

nicht zu verachten. Die Holländer profitiren ja viele Millionen von ihrem Heringsfang und andern Fischen. Gutes Bier träget auch vieles zur Handlung bey. Was gewinnen nicht die Braunschweiger, die Halberstädter, die Zerbster, mit ihrem Biere? Sonsten halte ich zwar nicht gar viel auf das Brau- und Bier-Wesen; in dem Fall nehmlich, wenn das Bier nicht auswerts verführet werden kan. (54) Aber wo das Bier an andere Orte hingebracht werden kan, ist es ein anders. Die Braunschweiger Muhme wird so gar nach Ost-Indien geführet. Denn dieses Bier hält sich, auch wenn es unter die Linie kommet, da sonsten alles Getränke verdirbet, auch so gar das Wasser trübe wird und Würmer darinnen wachsen. Das Zerbster Bier ist auch vor andern berühmt; denn je weiter es geführet wird, je besser wird es. Man führet es so gar nach Italien. Daher findet man in Livorno, auch in Rom, ordentliche Bierhäuser, worinnen sonderlich die Deutschen, die des Bierlandes gewohnt seynd, ihren Durst zu stillen sich einfinden, und eine Pfeiffe Tobac dabey rauchen. Von dem grossen Nutzen der Vieh- und Pferd-Zucht ist bereits oben überhaupt gedacht worden. In diesen und vielen andern dergleichen einem Lande vortheilhafften Dingen kommet es nur darauf an, daß der Landesherr vigilire, und alles genau beobachte: denn auf solche Weise kan hier und da vieles gebessert werden. Der gemeine und unverständige Pöbel, der Bürger und Bauer darf sich nicht darein mischen, oder aus Eigensinn gute Anstalten hindern. (55) In Portugall hat König Petrus, des itzigen Vater, es dahin gebracht, wiewohl mit grosser Mühe, daß man, an statt der vielen Maulesel, mehr Pferde, die er anfangs aus Africa herüber bringen ließ, gebrauchte. (56)

Wie

(54) Hier zu Lande träget das Bierbrauen wenig ein: Denn es ist nur ein Umsatz mit dem Gelde, da einer dem andern sein Bier austrinket. Kein Dreyer kommet davor ins Land; sondern es gehet vielmehr vor Hopfen, Gersten und dergl. viel Geld aus dem Lande. Dieses hat schon Schröder in der Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer, Cap. CVI. angemerket. S. auch Gundlings Antwort Schreiben auf etliche Frag-Stücke eines gelehrten Edelmanns, pag. 10-20.

(55) Denn dergleichen Leute wollen immer bey ihrer alten Weise und Gewohnheit bleiben, sie mag was taugen oder nicht. Die Schweden wissen noch nicht recht mit Bestellung der Aecker und mit dem pflügen umzugehen. Sie pflügen nicht tief genug und schicken etwa nur Mägde hinaus zum Pflug. S. Memoires de Mr. de *Robinson*, contenant l'Etat present de la Suede.

(56) Er ließ gebieten, daß man die Maulesel nicht mehr beschlagen sollte: da konnte man sie nicht mehr so brauchen. Die Portugiesen wollten zwar lange nicht drau; der König sagete aber: Wenn Maulesel in meinem Lande können gezogen werden; so können auch Pferde gezogen werden. Die Geistlichen bedienten sich sonderlich der Maulesel am liebsten. Denn diese Thiere gehen sanfft. Es lässet auch sittsamer und demüthiger für die Kirchen-Reuter. Sie können auch ihren geistlichen Betrachtungen auf einem Maulesel besser nachhängen, und die Postille besser behalten.

Wie der König Heinrich VIII. in Engelland die Kaufmannschafft gleichsam mit Gewalt eingeführet, ist schon oben erwähnt worden. Ein grosser Herr muß in dergleichen Sachen allein verordnen und freye Hand haben, ohne sich an die gewohnte Wirthschaffts-Regeln und alte Gebräuche der Leute zu kehren. Denn warum soll man das alte behalten, wenn das neue grössern Nutzen schaffen kan? Wie König Heinrich IV. in Frankreich die Maulbeerbäume einzuführen gedachte, wollte es zuerst damit auch nicht fort. Allein der Duc de Sully war ein kluger Rathgeber bey diesem Monarchen, und sagete: Gehet es in Italien an, so muß es auch in der Provence und im Languedoc angehen, weil diese Provinzien der Italiänischen Landes-Beschaffenheit gleich seynd. Es hat auch vollkommen geglücket, so daß nunmehro daselbst alles voll Seiden und Maulbeerbäume ist: denn die Maulbeerbäume seynd ja die Weide und Nahrung der Seidenwürmer. (57) Hätte man damahls den Leuten ihren Willen gelassen, so wäre nichts daraus geworden. In unsern Landen hat man auch dergleichen Versuche gemachet, aber überall Zweifel und Hartnäckigkeit verspühret. Mit Pflanzung des Tobacs ist es beynahe eben also. Wenn wir es recht anfiengen, könnten wir es vielleicht so hoch bringen, als in Virginien. Es wird ohnehin viel Knaster verkauffet, der Indien nie gesehen hat. Um Nürnberg findet man trefliche Tobacs-Blätter, die zum Knaster sich schicken.

VIII.

Von der Handlung mit ausländischen Waaren.

Wenn das Land unfruchtbar ist, und wenig zur Handelschafft dienliche Sachen hervorbringet; so muß man sehen, ob man von andern Nationen Waaren haben und einen Stapel anrichten könne. Holland kan hievon das beste Beyspiel geben. Es ist ein morastiges, häßliches, holes Land; wie es denn auch davon den Nahmen hat. Das beste ist darinnen der schöne Wieswachs: Darum haben die Holländer mehrentheils trefliche Viehzucht, und ihre Ochsen und Kühe haben recht majestätische Körper. Der Holländer ist auch im übrigen ein treflicher Haußwirth. Daher hat man nach Dännemark Holländer verschrieben, die auf den Dänischen Inseln grüne Waaren pflanzen müssen. Indessen aber ist Holland doch kein Brod-Land. Wenn sonsten nichts wäre, würde es schlecht aussehen, und bey weitem nicht in dem Stand seyn, worinnen es sich itzo befindet. Das meiste ist, daß die Holländer die Hand-

(57) Hievon ist oben im VI. Cap. von der Klugheit zu wirthschafften, und an andern Orten mehr gedacht worden. In Italien war vor dem der Seidenhandel allein, und seynd dadurch viele Familien sehr reich geworden, wie z. E. in Florenz die Strozzi, die wohl bey dreyßig Millionen im Vermögen hatten.

Handlung und verschiedene Monopolia an sich gebracht. Sie haben nehmlich in Indien viele Eylande, anbey auch durch besondere mit den Indianischen Königen aufgerichtete Verträge den Vortheil erhalten daß die Specereyen sonst niemand, als ihnen, verkauffet werden können. (58) Zum Exempel: In den Königreichen Cochin und Calecut darf der Pfeffer den Holländern allein, und sonst keiner andern Nation, verkauft werden; ausser wenn jene keinen Pfeffer mehr wollen: dann kan man auch andern davon abgeben. (59) Auf dieser Art in Indien per monopolia zu handeln beruhet die ganze Stärke der Holländischen Commercien. (60) Ihre eigene Eylande thun nichts sonderliches. Denn ob sie schon den Muscaten- Nelken- und Zimmet-Handel treiben; so haben es doch hierinnen die Engelländer auch nachgethan. Ehedem hatten die Engelländer auch das Monopolium mit Moscau, und deshalben einen Tractat mit den Russen geschlossen, daß diese sonst mit niemand als mit ihnen handeln, und hinwiederum von ihnen alles, was sie brauchten, bekommen sollten. Hernach aber haben es die Engelländer versehen, und aus Einfalt oder Gutheit die Holländer einnisten lassen; wodurch dann ihre Handlung mit Moscau zu Grunde gegangen ist, weil die Holländer die Waaren wohlfeiler geben konnten. (61) Engelland hat zwar nach der Zeit Mühe angewendet, das Monopolium mit Moscau wieder zu erlangen. Derowegen hat man den Czaaren, als er zu Zeiten König Williams in Engelland gewesen, wohl bewirthet und ihn dahin zu bewegen gesu-

(58) Daß dergleichen Verträge und monopolia nicht wider das Völker-Recht seyen, behauptet *Grotius* de J. B. & P. lib. II. cap. II. §. XXIV. conf. *Hertius* in not. ad. Pufendorf. de jure nat. & gent. lib. V. cap. V. §. 7. lit. c. d.

(59) Vorzeiten handelten die Venetianer allein mit Gewürz und Specereyen, welche sie über das rothe Meer brachten. Und der Stapel von fremden Waaren war bey ihnen, ehe die Spaniolen und Portugiesen den neuen Weg nach Ost- und West-Indien gefunden. Derjenige Staat aber, welcher die Gewürz und Specereyen hat, ist reich und mächtig zur See.

(60) Sie sinnen auch ohne Unterlaß auf neue Monopolia in Ost-Indien, und wollten gerne, wo sie nur hinkommen, den Meister spielen. Weil sie es aber offt zu bunt machen, und nicht selten eben dergleichen Grausamkeiten ausüben wie die Spanier; so stehen sie eben nicht zum besten. Daher kan es wohl einmahl kommen, daß etwa eine andere Nation sich besser einschmeichelt und die Holländer herunter sticht. Die Japaneser und Chineser lassen biß diese Stunde keinen Holländer in ihr Land, weil sie gesehen, daß wo dieselben hingekommen, sie gesuchet haben die Einwohner unter das Joch zu bringen.

(61) Der Holländer lebet sparsam, bedienet sich der Gemächlichkeit nicht, die er genieſſen könnte, und ist mit Zugemüsse, Hülsen, Bohnen und andern schlechten Speisen zu frieden. Die Engelländer hingegen führen eine andere Lebensart, wenden viel auf Kleider und schöne Wäsche, und essen und trinken gern was gutes. Daher ist kein Wunder, daß sie alles theurer geben als die Holländer.

gesuchet. Nun ist zwar auch bey dieser Gelegenheit in Ansehung der Commercien ein und anderes geordnet worden: Aber das Monopolium konnten die Engelländer doch nicht erhalten. Denn der Czaar sahe gar wohl ein, daß es nicht gut für ein Land, wenn ein anderer das Monopolium hat; sondern daß es besser und nützlicher für die Einwohner sey, wenn sie ihre Waaren selbst verführen und sich andere herbey hohlen. Die Engelländer haben auch sonst nach der Levante mit den Türken allein gehandelt: (62) Wie aber die Holländer etliche Schlachten gewonnen hatten, so wurden sie auch da von den Engelländern recommandiret, und bekamen dadurch die schönste Gelegenheit, grösser zu werden.

IX.

Daß gute Manufacturen die Stütze der Commercien und eine der besten Quellen des Reichthums seyen.

Nicht alle Nationen haben Gelegenheit, aus fremden und weit entfernten Landen allerhand Materialien zu hohlen, um selbige hernach mit Profit andern wiederum zu verkauffen. Wo also dieses nicht seyn kan, da muß man um so mehr auf gute Fabriken und Manufacturen denken. Denn diese seynd in der That die gröste Stütze der Commercien und das vornehmste, wodurch ein Staat reich werden kan. Wenn ein Herr zehn neue Provinzien erwerben könnte, so ist es nicht so viel, als wenn er tüchtige Manufacturen überkommet. Was hilft dem Türken sein grosses Land, da er keine sonderliche Manufacturen hat? (63) In dem innersten des Reichs ist alles verwildert, wüst und leer, ob es gleich von aussen, oder auf der Rinde, ganz hübsch aussiehet. Was hilft ein Land, wenn nicht viel darinnen ist? Hingegen träget manchesmahl ein klein Ländgen entsetzliche Summen. Die Ursache, warum man fürnehmlich auf Manufacturen denken solle, ist nicht schwer zu begreiffen. Wenn z. E. bey uns kein Tuch

(62) Es haben auch die Engelländer willens gehabt, die Spanier aus den Landen in der neuen Welt, wo sie ihr Geld her bekommen, zu delogiren; aber vergebens. Die Königin Elisabeth hat Virginien weg bekommen; auch vorgehabt, alles, was den Spaniern in America gehöret, wegzunehmen. So bald aber König Philipp II. solches gemerket, hat er alle Plätze auf das beste befestigen lassen. Damit seynd die Engelländer blind gekommen. Cromwell hat nachgehends von neuem angesetzet, aber nichts ausgerichtet. Ich habe eine Piece drucken lassen (welche auch nachgehends in die Europäische Fama mit eingerucket worden) worinnen ich gewiesen, warum die Spanier in America unüberwindlich seyn. S. Antwortschreiben auf etliche Fragstücke eines gelehrten Edelmanns, p. 1 - 10.

(63) Darum regieret offt ein grosser Geld-Mangel bey den Türken, wenn sie etwa einmahl unglücklich gewesen sind. Der Türkische Kayser ist eben so gar reich und übermächtig nicht. Das Reich vergehet gewiß dereinst, und wäre schon längst untergangen, wenn die Christen unter einander einig, und nicht so neidisch wären.

Tuch gemachet wird, was muß nicht für Geld aus dem Lande gehen? Darum lachet man eben die Spanier aus. Wenn sie eine noch so reiche Ladung mit Silber überkommen; so geben sie es doch wieder weg an andere Nationen, und behalten von ihnen Mist dagegen, als: Spitzen, Hüte, Tücher, Galanterien, ꝛc. (64) Das macht, weil es ihnen an Manufacturen fehlet, und sie fast nichts selber fabriciren. (65) Wenn man in Madrit fraget, was für Künstler und Fabricanten da seyn; so seynd es Franzosen oder Wallonen, d. i. Niederländer, welche die meisten Sachen machen. Denn die Spanier arbeiten nicht gerne auf dem Felde, auch nicht gerne mit der Hand, sondern hängen lieber tiefsinnigen Betrachtungen nach. Ihre Faulheit verursachet, daß sie fast alle brauchbare Waaren aus fremder Hand kauffen müssen, und folglich von allem ihren Gold und Silber wenig oder nichts übrig behalten. (66) Sie haben den besten Cantabrischen Stahl; aber sie schicken ihn in fremde und entlegene Oerter, wo erst die Spanischen Klingen daraus geschmiedet werden. Sie haben die feineste Wolle, nicht allein in Spanien, sondern auch in America: aber sie verarbeiten sie nicht; etwas sehr weniges ausgenommen. In Spanien haben sie nicht mehr als zwo Wollen-Manufacturen, und in America eine einzige zu Peru: Die Tücher aber, welche sie machen, seynd schlecht. Kurz, sie müssen fast alles von andern nehmen. (67) Man siehet hieraus, daß dasjenige Land glücklich ist, worinnen die Manufactu-

(64) *Don Diego Saavedra Fajardo*, ein Staats-kluger Spanier, welcher auch einer von den Spanischen Gesanden bey dem Frieden zu Münster gewesen, hat selbst über diese Thorheit und Nachläßigkeit seiner Landsleute eigne Betrachtungen angestellet, und ihnen selbige nachdrücklich verwiesen in Idea Principis Christiano-Politici symbolis expressa, Symb. LXVIII.

(65) S. Lettres du Cardinal Mazarin Tom. I. p. 217. und Gundlings Otia P. I. p. 43.

(66) Darum sagt man, daß Holland und Engelland gerne sähen, wenn keine Manufacturen in Spanien angelegt werden, und die Spanier bey ihrem alten Vorurtheil bleiben, damit nehmlich die Holl- und Engelländer immer ihren Profit ziehen können. Wie man denn angemerket, daß diesen beeden Nationen grosser Tort geschehen würde, wenn die Spanier, nach dem Exempel Frankreichs, selbst Manufacturen anlegeten. König Philipp von Anjou hatte es auch willens, brachte es aber mal à propos an, und machte dadurch die Engelländer und Holländer nur desto eifriger, das Succeßions Recht des Kaysers zu betreiben, weil sie von den Oesterreichern ohnehin versichert waren, daß selbige nicht leicht etwas ändern würden. In denen in Engelland ans Licht getretenen Remarques sur la Succession du Duc d'Anjou hat man ausgerechnet, daß Holl- und Engelland jährlich über vierzehn Millionen von Spanien profitire; absonderlich von der Zeit an, da die Spanier die Italiänischen Manufacturen verlassen haben.

(67) Man hat deswegen die Spanier mit den Eseln verglichen, welche andern Nationen das Geld zu brächten, und für sich nichts als die Excrementa behielten. S. Gundlings Otia P. I. p. 43.

facturen floriren: Denn dadurch wird nicht allein das Geld im Lande behalten; sondern es wird auch noch mehr Geld herbey gebracht. Darum ist es eben nicht gut, daß die Franzosen, die Engelländer, die Holländer, mit ihren Waaren uns Deutsche dergestalt eingenommen und bethöret haben, daß wir meynen, es wäre nichts schön, als was von ihnen kommet. Den Holländern tragen die Manufacturen mehr ein, als alle ihre Specereyen und Aromata; und ist fast keine Manufactur zu nennen, die sie nicht hätten. Ob sie schon nicht so geschickt seynd im Erfinden, als die Franzosen; so machen sie doch alles gleich nach, und viel besser: denn sie seynd arbeitsam, und unverdrossen. In Holland leben viele Leute von der Zubereitung des Alauns, von der Zurichtung der Farben, des Wachses, u. s. w. Sie kauffen Garn von uns albern Deutschen und machen schöne Leinwand daraus. Sie würken auch Spitzen; wiewohl sie es damit, wegen der grossen Auflagen, nicht so hoch haben treiben können, als die in den Oesterreichischen Niederlanden. Ihr Leinwandhandel aber träget ihnen viel ein, und würde noch mehr eintragen, wenn nicht Colbert ebenfalls einen solchen Handel in Frankreich angeleget hätte. Indessen aber seynd die Leineweber den Holländern viel nützlicher als viel unnütze Gelehrte. Ein grosser Herr thut also sehr wohl, wenn er seine Leute aufmuntert, die Fabriken und artefacta zu erheben. Man wird auch in Europa keine Nation finden, die Polen allein ausgenommen, welche nicht hierauf gedacht hätte. Die Schweden und Dänen haben daran gearbeitet; aber es nur nicht recht angefangen. Der Kayser hat auch in Oesterreich das Manufactur-Wesen besser in die Höhe bringen wollen: Allein der Adel und die Pfaffen seynd ihm zuwider gewesen. (68) Man könnte durch unterschiedliche Exempel zeigen, daß manche Länder durch den Verfall der Manufacturen ins Abnehmen gerathen. Italien, das doch die schönsten Manufacturen hat, ist herunter. Weil die Italiäner mit grossen Impposten beschweret sind, und also die Sachen nicht wohlfeil geben können; so finden sie keinen solchen Abgang, als die Waaren der Holländer, Franzosen und Engelländer. Die Venetianer haben noch starken Vertrieb ihrer Waaren in der Türkey: Und obgleich die Franzosen dem Sultan offt grosse Geschenke mit ihren Stoffen gemacht haben, in der Absicht, den Handel an sich zu ziehen, so bleibet derselbe doch bey den Venetianern. Diese erhalten sich auch noch dadurch, daß sie keine fremde Waaren nach Venedig lassen. Die ganze Stärke der Französischen Handlung bestehet in den vielen Manufacturen, welche sonderlich

(68) In Bayern ist auch dergleichen im Werk gewesen, wie Becher in seinem politischen Discursen von den Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republicken gewiesen und dazu gute Vorschläge gethan hat.

derlich unter dem König Heinrich IV. (69) recht in Gang gebracht worden, und nachgehends seynd viele andere hinzugekommen, sonderlich zu Colberts Zeiten: denn der hat alles erhöhet. Die sinnreichen und artigen Erfindungen der Franzosen thun viel dabey. Bey andern Völkern ist der Wechsel und die Veränderung ein Fehler; bey jenen aber nicht: denn sie wissen dadurch alle Nationen anzulocken. Daher gemeiniglich diejenigen, welche aus Frankreich zurückgekommen, von der Bequemlichkeit und Niedlichkeit der Französischen Waaren also bezaubert seynd, daß sie noch immer sich davon bald diese bald jene verschreiben lassen. Mancher denkt, es sey kein Schuh commoder, als der in Paris gemachet worden, und einige lassen alle ihre Federmesser aus Frankreich bringen. Die Franzosen haben in ihrem Lande wenig Metallen, (70) und sonderlich keine Gold- und Silber-Gruben, auch, ausser den Türkissen, (71) keine Edelsteine. An Getraid und Holz haben sie gleichfalls keinen solchen Ueberfluß, daß sie andern Nationen mittheilen könnten. Die Manufacturen thun bey ihnen das meiste. Frankreich hat zwar auch schöne Naturalien, die es ausgiebt, als, viel Wein, trefliche Früchte, Salz, und dergleichen: Allein ihre künstliche Waaren und Manufacturen überwiegen doch alles. In Engelland war vor diesem gar kein sonderlicher Reichthum. Die Engelländer hatten, ausser ihrem Zinn, fast nichts, das sie ausführen und an andere Nationen verhandeln konnten. Die schöne Wolle haben sie erst hernach bekommen. Sie haben zwar auch Viehzucht und Getraid; aber es gehet davon wenig aus dem Lande, weil sie fast alles selbst brauchen. Nachdem sie aber schöne Wollen- und Seiden-Fabriken nebst andern Manufacturen angefangen, seynd sie dadurch sehr reich geworden. Die Englischen Tücher (72) und Seiden-Zeu-

(69) Hievon ist schon zum öfftern gedacht worden. Wer ausführlichere Nachricht verlanget, kan solche bey verschiedenen Französischen Scribenten finden, worunter die vornehmsten seynd: *Perefixe* in seiner Histoire de Henry le Grand ad a. 1601. *Sully* in seinen Memoires Tom. II. ch. 25. imgleichen Le Politique desintereſſé p. 225. sq.

(70) Etwas Eisen und Bley haben sie wohl aber Zinn, Kupfer, und andere Metallen, müssen sie kauffen. Indessen wissen, sie aus dem Kupfer schönen Grünspan heraus zu bringen, welchen sie hernach wieder theuer verkauffen.

(71) In der Provinz Languedoc werden sonderlich viel Türkisse gefunden. Ehedem wurden selbige in Ringe gefaßt und stark getragen; absonderlich von den Gelehrten: denn man will diesen Steinen eine besondere dem Gifft und der Unkeuschheit widerstehende Krafft zuschreiben.

(72) Die meisten Englischen Tücher gehen nach der Levante, oder in der Türkey. Die Türken ändern ihre Kleider-Moden nicht, und können also viele Jahre an einem Kleid haben. Die guten Tücher seynd auch dauerhafft und fest, daß man sie, wenn sie ein paar Jahre getragen worden, wieder in die Presse legen und fast wie neue

Zeuge machen das meiste und tragen der Nation erstaunliche Summen ein. Der Tuch-Handel ist was grosses. Wenn wir Deutschen die gemeinen und schlechten Tücher nur recht fabriciren könnten, so würde der Profit damit nicht gering seyn. Allein, da bey uns der kleinen Herren zu viel seynd, so hindert und verderbet einer den andern. Indessen aber haben wir Deutsche itzo einen grossen Vertrieb nach Moscau mit Flanell und Frieß. Denn es seynd auch diejenigen Manufacturen nicht zu verachten, welche schlecht und grob seynd. Nur aus den hiesigen Landen werden viel tausend Stück Frieß nach Norden geführet; denn daselbst tragen ihn die Leute gern wegen des kalten Climatis.

X.

Wie man zu Beförderung der Manufacturen tüchtige Handwerksleute und Künstler bekommen und erhalten könne.

Wer demnach Fabriken und Manufacturen recommandiret, der recommandiret was gutes. Nur kommet es hernach darauf an, daß rechte Anstalten dazu gemachet werden; sonderlich mit den Fabricanten. Schlechte Handwerksleute, Pfuscher und Stümper seynd einem Lande mehr zur Last, als zum Vortheil: Gute Handwerksleute hingegen, sie mögen von einem Handwerk seyn, von welchem sie wollen, seynd einer Stadt nützlicher als der gelehrteste Doctor, und als der tiefsinnigste Mathematicus und Metaphysicus. (73) Wenn nun aber gute Handwerksleute und geschickte Fabricanten sollen ins Land gebracht werden; so muß man ihnen den Zutritt leicht machen, und schaffen, daß ein jeder seine Handthierung bequemlich und ungehindert treiben könne. (74) Darum halten alle, die von Commercien geschrieben haben, nichts auf die

zurichten kan: wie man dann dieses in Berlin nachgemachet hat. Die Dänen und Schweden, sonderlich aber die Polacken, tragen auch lieber Englische als andere Tücher. Zu Elbingen ist eine eigene Niederlage von Englischen Tüchern. Bey uns in Deutschland hingegen, wie auch in Moscau und andern Orten, gehen die Holländischen stärker ab.

(73) Was für Geld ziehet nicht ein Schuster, ein Schneider, nach Paris? Viele grosse und reiche Herren in Deutschland lassen ihre Kleider aus Paris bringen, weil sie nirgends besser gemachet werden. Die Frauzosen, welche fremde Nationen so bethören, seynd ganz klug, die Deutschen aber, so es annehmen, seynd närrisch.

(74) Die Kaufleute seynd zwar gemeiniglich wider die Manufacturen, welche im Lande sollen angeleget werden: denn sie lassen lieber fremde herein kommen, und halten lieber Correspondenz auswerts, weil sie dabey mehr gewinnen können. Deswegen muß ein grosser Herr bey Anlegung der Manufacturen die Kaufleute nicht fragen, auch selbige keinem Kaufmann übertragen. Ein reicher Kerl übernimmt offt eine Manufactur, bringet sie auch in Gang und gewinnet damit: wenn er aber stirbt, so hat das Werk ein Ende und geräth ins Stecken, indem die Erben entweder nicht gleichen Fleiß und Geschicklichkeit besitzen, oder auch offt nicht im Stande seynd, die Manufactur fortzusetzen. So ist es in Oesterreich, in Bayern, und an vielen andern Orten gegangen.

Zünffte, Gilden und Handwerks-Innungen, sondern wollen sie aufgehoben und abgeschaffet wissen. Ich bin auch damit zufrieden; aber mit Unterschied. Gilden seynd an sich nichts böses: denn sie halten eine Ordnung in sich. Ordnung aber ist ein Zeichen der Weißheit. Sie seynd deswegen von den Alten errichtet worden, daß niemand sollte in eine Zunft gelassen werden, der nicht sein Handwerk vollkommen verstünde. Darum kan man nicht alle Gilden schlechterdings verwerfen. So viel ist wahr, daß die alten Gilden und Innungen nichts taugen: (75) Aber deswegen brauchet man doch neue Ordnungen, damit die Saalbadereyen und alte Gebräuche, oder vielmehr Mißbräuche, abgethan und verbannet werden. Daß die neu aufgenommene Meister eine kleine Erkänntlichkeit dem Handwerk geben müssen, thut nichts: Denn das findet man fast bey allen Collegiis in der ganzen Welt. Was aber auf das Meisterstück gehet, sollte man billig nicht unter ihnen leiden. Denn da haben sie viele unnöthige Kosten untereinander aufgebracht. Man muß es den Leuten nicht so sauer machen, wenn sie Meister werden wollen: Denn sonst kan niemand leicht aufkommen, und folglich wird in den Handwerkern wenig gebessert. (76) Es muß also diese alte Verfassung zwar abgeschaffet, doch aber eine andere Ordnung gemachet werden. Es ist nicht genug, wenn man spricht: Das Werk lobet den Meister: Ein Stümper hat keinen Abgang: Man kan den Meister in der Stadt wohl finden, u. s. w. Denn wenn nun die Sachen an andere Orte verführet und selbigen ein Ruf zuwege gebracht werden soll, daß man sagen könne, wie von Caudebec, einer kleinen Stadt in der Normandie: Hier werden trefliche Hüte gemachet: So muß, wenn dieser Ruf erhalten werden soll, nothwendig eine Ordnung seyn. Es müssen, zum Exempel, die fabricirten Tücher, Zeuge, ꝛc. die Schau leiden und mit einem Siegel bezeichnet werden. Wo jedermann ohne Unterschied arbeiten und verkauffen darf, und folglich auch liederliche Waaren ausgeführet werden, da kommen die Manufacturen auf einmahl herunter, (77) und da heist es

(75) Es ist damit fast eben so, als wie mit den alten Facultäten und dem Pennal-Wesen auf den Deutschen Academien. Da muste, z. E. einer der Magister wurde, in verba Aristotelis schwören, damit ja die alte Lehre und Autorität beybehalten würde.

(76) Nach Nürnberg kam einmahl ein künstlicher Handschuhmacher, ein Franzos von Geburt; aber die Beutler litten ihn nicht. Er muste fort; ungeachtet der Beutler ihre Waare altväterisch war und nicht mehr abgehen wollte. Vor Zeiten truge eine jede Manns-Person einen Beutel, wie das Frauenzimmer seine Tasche, daher ist das Handwerk entstanden, welche itzo aber ganz abgekommen.

(77) Tüchtige Leute, deren Arbeit und Waaren die Probe und Besichtigung ausgehalten, sollten ausgesuchet, und vor andern begnadiget werden. Insgemein aber lässet man die Leute ohne Unterschied zu, und

es bald: Sie machen es da itzo nicht mehr so gut als sonsten. Die Franzosen haben zwar keine solche Innungen und Gilden wie wir; sie seynd aber doch in Bezeichnung und Sortirung ihrer Manufacturen aufmerksam und sorgfältig genug. Also wird, z. E. aus den Schönfärbereyen kein gefärbtes Stück für ächt weggelassen, das nicht vorher die Probe ausgehalten, die Schaue gelitten und bezeichnet worden ist. Auf solche Weise können die Waaren nicht verfälscht, und die Manufacturen nicht so leicht verschrien werden. Denn sobald man einen Betrug merket, so gehen die Waaren nicht ab, und die Kaufleute trauen nicht mehr. Es ist damit eben als wie mit gewissen Münzsorten, welche niemand gerne nehmen will, wenn man weiß, daß Beyschläge dabey gemachet worden: Ein jeder drehet ein Stück wohl viermahl in der Hand um, ehe er es nimmet; denn er denkt, wer weiß, ob es auch ächt ist? Man siehet also, wie nöthig es sey, daß die Sachen gezeichnet und gesiegelt, die Betrüger aber nachdrücklich gestraft werden. Und so pflegt man es auch in Frankreich, in Engelland und überall zu halten, weil sonst, wegen der vielfältigen Betrügereyen, die besten Manufacturen bald in Verfall kommen würden. Daher seynd in soferne die Handwerks-Ordnungen nützlich, ja unentbehrlich. Die alten Gilden aber, welche nur eine Hinderniß der Handwerker seynd, müssen abgeschaffet werden. Denn wie sich die Lebens-Art der Menschen und die Moden in der Welt ändern, so müssen auch bey den Handwerkern immer neue Veränderungen sich äussern. Darum seynd die eigensinnigen Beutler in Nürnberg itzo armseelige Leute: Ihre Waare gehet nicht ab, weil sie längst aus der Mode gekommen ist, und man nunmehro weit bessere hat. Wer wollte nun in dergleichen Fällen bey der alten Gilde bleiben? Wenn man also die Manufacturen befördern und in guten Stand setzen will; so muß man sich an die närrischen Gilden nicht kehren, sondern so viel tüchtige Handwerksleute und Künstler verschreiben, als man brauchet. Dergleichen Leute müssen durch allerhand Freyheiten und Begnadigungen herbey gelocket, hernach, damit sie gerne bleiben, wohl gehalten und nach ihrer Art auch geehret werden. (78) Darum floriren eben die Manufacturen in den

De-

und giebt ihnen Privilegia, wenn sie nur Geld für die Aufnahme erlegen, sie mögen etwas können oder nicht. Eben als wenn in des Fürsten Macht stünde, daß der oder jener ein guter Meister sey. Edelleute kan ein grosser Herr machen durch ein blosses Fiat, aber keinen Strumpfwirker, keinen Zeugmacher, keinen Gerber.

(78) Das kan auch leichtlich auf eine solche Art geschehen, daß es dem Staat wenig oder nichts kostet, und doch dergleichen Leuten, die nichts grosses verlangen, angenehm ist. In Nürnberg seynd etliche Handwerker, welche die Freyheit haben: alle Jahre einen öffentlichen Umzug zu halten. Da haben sie Mäntel um, und De-

gen

Democratien und Aristocratien gemeiniglich besser als unter einer monarchischen Regierung, wo man die Leute mehrentheils gar zu hart hält, und die gemeinen Bürger und Handwerksleute nicht ehret, da doch gute Fabricanten dem Fürsten und dem Staat sehr nützlich seynd. In einem Strumpfwirker (79) stecken wohl funfzehn Advocaten. Unser König pflegt auch mehr auf jene als auf diese zu halten: denn sie tragen mehr ein als die Gelehrten. Wenn nun aber die Handwerker sehen, daß sie ganz ohne Ehre leben müssen, und verächtlich gehalten werden; so gehen sie entweder aus dem Lande, oder werden sonst verdrießlich, so daß hernach keiner seinen Sohn gerne ein Handwerk lernen lässet: Welches denn keine geringe Ursach an dem Verfall der Manufacturen ist. (80) Man sollte vielmehr dergleichen nützliche Leute bißweilen durch Belohnungen aufmuntern. König Heinrich IV. in Frankreich ließ zu Anfang seine Künstler certiren, und wer die Manufacturen am besten lieferte, dem gab er ein Geschenk. Ludwig XIV. machete es eben so, als er die schönen Italiänischen Tapeten von Künstlern nachmachen ließ. Bey den

gen darunter, halten auch einen Tanz dabey, wozu sie die vornehmsten in der Stadt einladen. Darauf bilden sie sich viel ein, und denken, es sey nirgends besser als in Nürnberg zu leben. Man könnte auch wohl die besten, reichsten und klügsten unter den Handwerkern mit in den Rath nehmen, blos um der Ehre willen, wenn sie auch gleich nur Jaherren wären. Daß man aber die Handwerkskleute in Deutschland nicht achtet, kommet daher, weil vor Zeiten die Deutschen nicht viel Handwerker hatten, und also das nothwendigste von den Knechten muste verrichtet werden, wie bey den Römern. In der Beschreibung des Closters St. Gallen lieset man, daß daselbst ein kluger Abt gewesen, welcher seinen Knechten oder Mancipiis hat Handwerke lernen lassen. Vor Knechten aber hat man keinen Respect. Wie nun die Edelleute gesehen, daß dieselbe in den Städten angefangen durch Handwerker zu floriren; so haben sie Classen oder Zünfte gestifftet, und ihnen gewisse Gesetze gegeben, daß kein Bösewicht oder berüchtigter Mensch unter ihnen gelitten würde. Dadurch wollten sie solche Leute reputirlich und ehrbar machen; sie blieben aber gleichwohl geringe Leute, und waren zinsbar und schockbar. S. auch Lehmanns Speyrische Chronic lib. IV. Cap. XIV.

(79) Seit dem die Strumpfwirker aufgekommen, gelten die Strumpfstricker nichts mehr, deren sonst in Nürnberg und andern Orten viel waren. Nur in Hamburg tragen sie noch etwas ein. Sie stricken auch die schönsten Strümpfe, und bereiten die Wolle fein zu, mit Baumöl, nicht mit Fett, wie bey uns. Von dem Fett aber springen die Haare, da sie hingegen von dem Oel gelinde werden. Das siehet man nur an den Perüquen, denen es allezeit besser ist, wenn sie mit Jesmin Oel accommodirt werden, als mit Pomade.

(80) Das hat der Verfasser der Fürstlichen Machtkunst (Cap. V. §. 9.) ebenfalls angemerket. Es ist ein grosser Fehler bey uns, daß man die Handwerksleute so gering achtet und sie unter das Pack zehlet. Deswegen gehen auch so viele in andere Länder: wie man denn findet, daß in Engelland, in Frankreich, offt die grösten Künstler Deutsche seynd, oder doch solche, die von Deutschen herkommen. Die Holländer seynd gescheid, daß sie dergleichen Leute in Ehren halten, wie solches *Martinus Schoockius*, imgleichen der Baron Schröder schon bemerket haben.

den Künsten und Handwerkern ist auch dieses zu beobachten, daß man diejenigen, so etwa in dem Lande allein, und in einem andern nicht gefunden werden, behalten möge. In Sachsen waren sonst allein Leute, die verzinntes Blech zu machen wusten, und in Frankreich so gar konnte es kein Mensch nachmachen; sondern die Franzosen musten das verzinnte Blech aus Deutschland hohlen. Eben so hatten vor Zeiten die Nürnberger allein die Rothschmidt-Drechsler, und diese musten einen Eid schwören, daß sie im Lande bleiben und nicht anderswohin sich begeben und setzen wollten. Als aber einige von diesem Handwerke ihre Gesellen übel tractireten, so ist es endlich geschehen, daß einige dieser Pursche davon geloffen, sich, mit Beyseitsetzung ihres Eides, an andern Orten häußlich niedergelassen, und mithin dieses Handwerk weiter bekannt gemachet haben. Vor diesem waren auch die Meßing- und Kupfer-Manufacturen allein in Nürnberg, biß sie mit der Zeit auch in Schweden und in die Mark gekommen seynd. Wenn man gute Manufacturiers haben will, muß man die Leute an solche Orte, wo sie was lernen können, reisen lassen, wie K. Heinrich IV. in Frankreich sehr klüglich gethan hat. Denn wenn man sich Mühe geben will, so kan man überall alles machen. (81) Man muß sich nach guten Meistern umsehen, und nichts spahren. Also hat man in Berlin die Tuchmacher, die Sortirer der Wolle, die Färber, aus Holland kommen lassen, auch einen recht gescheiden Aufseher darüber gesetzt. Das ist auch unumgänglich nöthig. Es gehöret aber ein Mann dazu, der ehrlich, und dabey freundlich und leutseelig ist, nicht hochmüthig, kein Hof-Cavalier. Es muß ein Mann seyn, der sich in die Sitten der Handwerksleute und in ihre gemeine Art zu schicken weiß, der mit ihnen reden kan, der Gedult hat, nicht stolz ist, die Leute nicht anfähret, u. s. w. Wenn man nun tüchtige Fabricanten überkommen hat, so muß man nicht thun, als wenn man sie im Lande zu bleiben zwingen wollte: denn die Leute wollen ihre Freyheit haben. Daher muß man sie vielmehr durch Zureden zu gewinnen suchen, daß sie bleiben. Hiernächst muß man auch aller sich ereignenden Gelegenheiten wahrnehmen. (82) Wie die Reformirten

(81) In Leipzig ist ein Mann, der heißt Böttticher, dessen Vater hier ein Hallorum war; derselbe hat eine Fabrik angeleget, in welcher nichts als Sammet und Brocat gemachet wird, und so schön, daß man ihn von Französischen, Englischen und Italiänischen Sammt und Brocat nicht unterscheiden kan. Es gehet auch diese Waare so stark ab, daß die Leute nicht genug machen können. Denn Seiden kan man überall haben.

(82) Zu Manufacturen gehören viel Leute: daher gehet es freylich anfangs damit nicht so von statten als nach Verlauff einiger Zeit. Wenn sie auch in den Gang ge-

ten aus Frankreich vertrieben wurden, giengen die besten Manufacturiers nach der Schweitz, nach Holland und Engelland. In Deutschland bekamen wir zwar die schlechtesten; indessen aber seynd sie uns doch nützlich. Ich kenne hier in Halle einen Faiseur de bas, der in einem Jahre für 6000. Thaler Strümpfe weggeschaffet hat. Wenn man aus Berlin die Franzosen wegthäte, sollte man eine grosse Sterilität sehen. Das machet, sie seynd emsig und machen gute Arbeit. Sie haben zu einer ansehnlichen Handlung nach Polen, Moscau, ꝛc. den Grund geleget, und wissen ihre Waaren weit und breit zu vertreiben. Auch die Franzosen draussen im Bayreuthischen und Anspachischen, sonderlich die in Erlang und Schwobach, verhandeln ihre Waaren nach Bayern, Böhmen, Tyrol, Wien, ꝛc. Ein Franzos ruhet nicht, biß er siehet, wo er seine Sachen unterbringen kan. Man hätte demnach bey vorerwähnter Gelegenheit überall vigiliren sollen. Die Sachsen waren damahlen blind und krank; da sie doch genug Städte, Lande, Materialien und andere Gelegenheit zu Manufacturen haben. Das machet, sie wollten keine Reformirte leiden, und itzo haben sie doch Catholische bekommen. Die Landstände und die Geistlichen schrien, hüpften, und stritten mit Händen und Füssen wider den Calvinistischen Gifft; und itzo mögten sie die Leute gerne wieder haben, kriegen aber meistens Betrüger. In Dänemark und im Mecklenburgischen hat man auch aus unzeitigem Eifer für die Orthodoxie die Französischen Flüchtlinge abgewiesen. Solche Gelegenheiten kommen nicht alle Tage; darum muß man sie ergreiffen, weil es noch Zeit ist. (83) Wenn man geschickte Künstler und Handwerksleute hat, und sie in dem Lande behalten will, so muß man sie nicht allein ehren, wovon schon oben gedacht worden; sondern auch ihnen Materialien schaffen und selbige nicht hoch belegen. (84) Was würden uns, zum Exempel, die künstlichsten Roth-

schmie-

gekommen seynd; so muß ein Register gehalten werden, damit man sehen könne, was noch mangele, und wie dieselben zu verbessern seyen. Wie dieses einzurichten sey, hat Lau weitläufftig gewiesen.

(83) In Schweden waren vor diesem die Leute so dumm, daß sie kein Eisen schmieden, ja, nicht einmahl einen Schuh machen konnten. Aber wie der Herzog von Alba durch sein grausames und hartes Verfahren die Leute aus den Niederlanden verjagte; so kamen die Eisenschmiede nach Schweden, wo man sich diese bequeme Gelegenheit bediente. Vorher wurde das Schwedische Eisen, wie es aus der Erde kommet, über die See geschicket, nach Danzig, wo es erst geschmiedet, und daher Danziger Eisen genennet wurde.

(84) Am besten ist es, wenn man die zu den Manufacturen nöthige Wgaren im Lande selbst hat. Wo aber das nicht seyn kan, da muß man freylich bedacht seyn, dieselben wo anders herzuhohlen. Es ist nicht genug zu sagen: Es sollen allerhand gute Tücher im Lande gemachet werden: sondern man muß zuvörderst sehen, wo man die Wolle dazu bekommen könne. Die Holländer haben keine Wolle und machen

doch

schmiede helffen, wenn man auf den Meßing und das Kupfer sehr starken Impost legete? Wie kan denn auf solche Weise einer etwas tüchtiges arbeiten, oder seine Waare wohlfeil geben? So ist es auch mit der Holzarbeit, womit die Nürnberger nicht ein geringes zu profitiren gewust haben, weil sie, da sie gleichsam mitten im Walde wohnen, das Holz wohlfeil hatten. Ausser sothane Erleichterung der Handwerksleute in Anschaffung der Materialien, (85) muß man ihnen auch die Lebensmittel nicht theuer machen, und also die Denrées nicht belegen, weil sonst die Manufacturen schlecht bestehen können. Darum ist die Accise mit Handel und Wandel fast incompatibel. Soll der Handwerksmann seine Waare wohlfeil geben, so muß er wohlfeil zehren. Die Accise ist in so ferne eines theils gut für den Monarchen, weil er einen sichtbaren und schleunigen Gewinst davon hat; oder auch, wo die Leute schon reich und bey gutem Vermögen seynd: Insgemein aber ist die Accise mehr schädlich als nützlich. Ja, sprichst du: Was helfen dergleichen Lehren? Es bleibet doch wie es ist, und wird deswegen nichts geändert, noch die Accise abgeschaffet werden. Antwort: Das ist nicht unsere Sache. Wir seynd weiter nichts als politische Prediger, und ruffen beständig: Wer Ohren hat zu hören, der höre!

XI.

Wenn nun aber die Manufacturen in einem Lande in den Gang gebracht worden, so daß viele Waaren verfertiget werden; so ist die Frage, Wie der Abgang und Verkauff der Ma-

doch die schönsten Tücher. Wollte man sie daran hindern, so müsten andere Völker ihnen keine Wolle zukommen lassen. Die Engelländer und Franzosen geben ihnen auch keine mehr, wohl aber andere Nationen; sonderlich die Spanier. Auch wir Deutschen verkauffen viel Wolle an die Holländer, welche solche mit der Spanischen untermischen und schöne Tücher daraus fabriciren. Das könnten wir ja eben so wohl thun, wenn wir uns nur wollten recht befleissen. Die Sperrung der Wolle in den Brandenburgischen Landen thut auch würklich den Holländern viel Schaden, weil sonst viel Pommerische Wolle nach Holland geführt wurde.

(85) Hier in Halle haben wir itzo eine Seidenstrumpfwirkerey angeleget, wodurch die seidene Strümpfe spottwohlfeil, und von den Kaufleuten in Leipzig reissend abgenommen werden. Daß sie aber wohlfeil seynd, kommet daher, weil der Franzos, der sie fabriciret, für seine Seide keinen Accis geben darf, auch von andern Auflagen befreyet ist. Darinnen bestehet eben der Holländer ihr Vortheil, daß sie die Materialien zu den Manufacturen wohlfeil haben können. Die Nürnbergischen Waaren haben sich bißher durch ihre Wohlfeile beliebt gemacht: wiewohl sie von einigen Auswertigen ziemlich abgestochen werden. Die Schmalkalder machen itzo einen ganzen Köcher mit Messern und Gabeln für 16. Groschen. Indessen aber distinguiren sich doch allezeit die exquisiten Fabriken von allen andern. Also bekommet man die besten Scheermesser und Lanzetten aus Frankreich. Die Italiäner excelliren auch in Messern. Die Englischen Manufacturen werden eben deswegen itzo so stark gesuchet, weil alles ausbündig schön gearbeitet ist.

nufacturen zu befördern.

ge, wie man den Fabricanten und Handwerksleuten Abgang verschaffen solle? Hier machen sich einige wiederum unrichtige Begriffe, und meynen, die Handelschafft und der Vertrieb der Waaren sey an das Land gebunden. Nun ist wohl wahr, daß in dem eignen Lande, zumahl wenn es etwas weitläufftig und volkreich ist, viel verbraucht wird: aber das ist noch nicht hinlänglich, indem dadurch kein Geld ins Land kommet. In Paris, in Londen, und andern grossen Städten, werden freylich von den Einwohnern erstaunlich viel Sachen erkaufft und consumiret: aber das heißt noch keine Kaufmannschafft. Denn wenn nichts weiter wäre, so würde kein frisches Geld ins Land kommen, und also der Gewinst nicht groß seyn. Und wie viel Geld wird in solchen Städten an Gold und Silber auf den Kleidern abgetragen? (86) Derowegen muß man die meisten Waaren auswerts zu vertreiben suchen. Weil aber auch der Vertrieb innerhalb Landes nicht zu verachten; so ist gut, wenn man sich angelegen seyn lässet, das Land volkreich zu machen, und viele Fremde dahin zu ziehen. Darum kan in Spanien die Handlung nicht in die Höhe kommen, weil der eheloſe Stand (87) und das Pfaffen-Wesen zu stark da eingerissen ist, auch viele Leute durch Colonien weggeschicket werden. In solche Staaten, wo den Leuten der An- und Auszug nicht schwer gemachet wird, wo wohlfeil zu leben, wo die Regierung gelind und nicht despotisch ist, wo keine Soldaten (88) seynd, bege-

(86) Tobias Oelhafen von Schölnbach hat dieses in einer von seinen Orationibus de re monetaria unvergleichlich gezeiget, und seinen Nürnbergern den Schaden, den sie hievon hätten, recht demonstriret. Die Silber-Manufacturen waren gleichwohl sonst in Nürnberg allein. Gewiß ist, daß sie viel Geld verzehren: Denn von zween Thalern krieget man etwa für einen halben Thaler wieder heraus.

(87) Wenn man will, daß ein Land an Einwohnern nicht ab- sondern zunehmen soll, so muß man vor allen Dingen den Cälibat, oder das eheloſe Leben abschaffen, oder demselben möglichst steuren und wehren, durch Einführung des Hagenstolzen-Rechtes, und andere dergl. Mittel.

(88) Denn an denen Orten, wo allzu starke Militz gehalten wird, fürchten sich viele Leute lange zu bleiben. Soldaten und Kaufleute vertragen sich nicht wohl zusammen. Darum sondert man in Handels-Städten die Soldaten ab, und leget sie auf die Mauer, oder in Casernen und Barracken. Wenn ein Ort in die Höhe kommen soll, so muß alles so eingerichtet seyn, daß die Leute gerne da wohnen. Dazu wird eine gute Policey erfordert, welche in mancherley feinen Ordnungen und Anstalten bestehet: Z. E. daß Gassen und und Strassen bequem und reinlich gehalten werden, daß Maaß, Ellen und Gewicht ohne Betrug bleibe, daß aller Zwang quoad libertatem oeconomicam ceßire: Ferner, daß die Einwohner mit guten Eß-Waaren und Getränke hinlänglich versehen werden, und daß z. E. das Brod, das Fleisch, das Bier, in ordentlichen und billigen Tax bleibet, damit kein Betrug dabey vorgehet. Zu dem Ende müssen eigne Aufseher und Visitatores bestellet seyn, um, so viel möglich, allen Unterschleiff, Betrug und Mißbräuchen vorzubauen. Hieher gehöret auch, daß man öffentliche und all-

ge-

begeben sich viele Menschen. Manche rathen, um viel Fremde ins Land zu locken, und folglich desto mehr Waaren verkauffen zu können, daß der Regent grossen Staat, Pracht und Herrlichkeit führen, und daß Opern, Comödien und andere Schauspiele gehalten werden sollen. Nun ist zwar wahr, daß dadurch viele Leute von andern Orten her, mithin auch viel Geld ins Land gezogen werden: aber man erhält gleichwohl bey diesen Anstalten seinen Zweck nicht. Denn eben wegen dieses grossen Staats, den man führen soll, gehet hinwiederum viel Geld aus dem Lande. Zu geschweigen, daß die Comödien, Opern und andere dergleichen Lustbarkeiten, Gelegenheit geben, daß die Leute dem Müßiggange nachhängen und in die dem gemeinen Wesen höchstschädliche Ueppigkeit verfallen. Das meiste Geld gehet auf prächtige Kleider, auf Fressen und Sauffen. Von andern Waaren gehet wenig oder nichts ab. Die Fremden, welche blos aus Neugier und der Belustigung halben sich einfinden, kauffen doch so gar viel nicht, als man meynet. Es seynd auch meistens junge unerfahrne Leute, die das Geld weder zu ihrem noch anderer Menschen Nutzen auszugeben wissen, sondern, wie die liederlichen Studenten, prassen und schwelgen. Alte Leute und viele andere Personen, die sich auf eine nützlichere und angenehmere Art zu beschäfftigen wissen, lassen sich ohnehin den äusserlichen Glanz nicht so leicht blenden, daß sie sich an dergleichen Orten häuffig einfinden sollten. Wenn Salomon mit der Königin von Saba einen Einzug hielte, würde ich deswegen nicht hinreisen. Man wird auch finden, daß man an denen Orten, wo es noch so prächtig zugegangen ist, von den Fremden, die deshalben daselbst sich eingefunden haben, wenig Profit gehabt, was nicht etwa in der Accise von Fressen und Sauffen eingekommen ist. Viele Tonnen Goldes hingegen seynd davor nach Frankreich geschleppet worden. Also ist es in der That ein Pseudo-Consilium, wenn man auf erstgedachte Weise von der Menge der Fremden Vortheil zu ziehen meynet. Andere Mittel aber ein Land volkreich zu machen, muß man hören. Denn wo viele

gemeine Sicherheit verschaffe, Diebstähle, Feuersbrünste, und andere Gefährlichkeiten möglichst verhüte, auf alle Fremde, Vaganten, Müßiggänger, ein wachsames Auge habe, ꝛc. In Nürnberg hat man in dergleichen Dingen eigne Erfindungen. In Venedig ist ebenfalls gute Veranstaltung. In Danzig, sagt man im Sprichwort, ist gut wohnen, eben weil da gute Policey gehalten wird. Ja, ein Fürst profitiret selbst dabey. Denn wenn er z. E. nur auf das Bier, welches ausgeschenkt wird, Achtung geben lässet, daß kein Wasser darunter gegossen wir, so ist die Consumtion gröſſer: da hingegen wenn nur unter hundert Eymer Bier etwa dreyßig Eymer Wasser gegossen werden, eben so viel auch der Accise oder dem Umgeld nothwendig abgehet. Die Brauereyen sollen billig besser besorgt, visitiret und das Bier von der Herrschafft lieber abgenommen, und hernach den Leuten wieder geliefert werden, als daß man sie damit nach ihrem Gefallen schalten und walten lässet.

Ausländer hingelocket werden, da kauffen viele: wo aber viele kauffen, da ist Handel und Wandel.

XII.

Was wegen Ausführung der Waaren in andere Länder zu beobachten sey.

Die Ausführung der fabricirten Waaren ist das allerfürnehmste, wenn die Manufacturen und Commercien blühen sollen. Dieses nun klüglich zu bewerkstelligen, muß man sich erkundigen, was für Waaren und Manufacturen eine jede Nation brauche, und was sie nicht brauche. (89) Die Holländer wissen dieses vollkommen wohl: doch haben es auch die Franzosen ziemlich gelernet. Es gehöret vor allen Dingen ein gutes Verständniß mit andern Nationen, sonderlich mit den Benachbarten dazu, damit die Handlung und Ausfuhr immer offen bleibe. Deswegen giebt man offt die besten Worte. Denn kluge Regenten, die sich das Etablissement der Manufacturen bey ihren Unterthanen angelegen seyn lassen, leiden nicht allemahl, daß man fremde Waaren ins Land bringe. Darum giebt es solche Bewegungen, wenn in diesem oder jenem Reiche die Einfuhr ausländischer Waaren gesperret wird; wie wir davon das Exempel zwischen Spanien und Engelland haben. Die Hamburger würden übel dran seyn, wenn ihnen Dänemark das Commercium niederlegte. Jede Nation will mit der Ausfuhr ihrer Waaren an die Benachbarte profitiren, und das Geld dagegen ins Land ziehen. Darinnen bestehet der Holländer ihre ganze Politique. Wer sich von diesen Dingen eine Wissenschafft zulegen will, muß sich fürnehmlich zwey Bücher recommandiret seyn lassen: Nehmlich des *Savary* Parfait Negociant, und dann das so betitelte Negoce d'Amsterdam. (90) Man findet darinnen gute Nachricht

(89) Zum Exempel, zu Florenz und in Genua wird der beste Satin gemachet, welcher den Holländischen und Französischen übertrifft. Also würde es ungereimt seyn, wenn man Satin dahin führen, und ihn den Florentinern oder Genuesern anbieten wollte, da sie solchen selbst besser haben, und man ihn vielmehr von ihnen nehmen muß. Eben so darf man kein zubereitetes Leder den Holländern zuführen, weil sie selbst die besten Gerbereyen haben. Hingegen die rohen Ochsen-Häute werden stark dahin gebracht, welche sie gerben, und hernach ihr Leder überall hin, auch so gar nach Deutschland wieder zurückbringen und verkauffen. Nach Schlesien schicket sich kein rohes Garn, weil die Schlesier ohnehin zum Ueberfluß damit versehen seynd; aber wohl nach Holland, denn da wird die schönste Leinwand daraus gewebet, welche hernach, wegen der schönen Bleiche, noch höher gehalten wird.

(90) Das seynd zwey Haupt-Bücher, die ein fleißiger Student bey müßigen Stunden billig lesen soll, um daraus das Commercien-Wesen zu lernen. Davon hat er den Vortheil, daß, wenn er dereinst in dergleichen Sachen gebraucht wird, er alsdann nicht unerfahren ist, wie die meisten seynd, weil sie auf Schulen nichts davon hören. So ist es ehemahlen unserm Herrn von Meinders gegangen, wie schon oben

richt von Manufacturen, vom Wechsel-Cours, von Münzen, u. s. w. Ja man lernet daraus die Handelschafft durch die ganze Welt kennen. Wenn man nun hernach in fremde Länder reiset, und die Nationen selbst betrachtet, findet man immer mehr Exempel, und siehet, was die Leute brauchen. Die Franzosen fuhren sonst stark nach der Küste von Africa. Da aber die Holländer dahin kamen, und eine grosse Handlung daselbst an sich zogen, so waren die Franzosen herunter gestochen. So gieng es auch in Smyrna. Da kamen aber die Franzosen und brachten schon gemachte Kleider, Hemder, Mützen ꝛc. von allerhand Gattung und Façon nach Africa. Und damit erhalten sie auch noch ihre Handlung nach der Levante, und sonderlich nach Smyrna. Denn die Türken kauffen gern schon gemachte neue Kleider, und diese können sie von den Franzosen haben, wie sie wollen. Tücher aus Languedoc, gesappte Tücher, wie man sie nennet, werden auch noch dahin gebracht. Wenn die Waaren vertrieben werden sollen, so muß man die Fremden dazu anzulocken wissen. Darum machet der Witz und das Ingenium (91) der Franzosen, daß

oben in dem Capitel von der Klugheit zu wirthschafften erinnert worden. Die Collegia politica sehen auf Universitäten insgemein gar steril aus, und höret man von dergleichen Sachen kein Wort darinnen. Aus obgedachten beyden Büchern habe ich sehr viel profitiret, und ist sonderlich das Negoce d'Amsterdam ein unvergleichliches Werk. [* Weil dieses Buch hier so sehr gepriesen wird, und gleichwohl selbiges bey uns in Deutschland eben nicht jedermänniglich bekannt ist, so wollen wir dessen eigentlichen Titel, (der nicht einmahl in dem Catalogo Bibliothecæ Gundlingianæ zu finden) hier anfügen: Le Negoce d'Amsterdam, contenant tout ce que doivent savoir les Marchands & Banquiers, tant ceux qui sont établis à Amsterdam, que ceux des Pays Etrangers: par *Jean Pierre Ricard* 1722. in 4to.]

(91) Hierinnen übertreffen die Franzosen alle andere Völker. Denn ich kan nicht verhalten, ich habe eine grosse Hochachtung für die Französische Nation, und ziehe sie allen andern vor. Der Franzos hat zwar seine Fehler; aber auch vor allen Nationen seine unvergleichliche Eigenschafften. Er ist sinnreich, emsig, munter; er weiß bald ausfündig zu machen, was anderen gefället, und was ihnen fehlet: Er weiß seinen Sachen ein Geschicke und gute Gestalt zu geben, auch immer eine Veränderung zu machen: Und was mir sonderlich auch an ihren Schrifften wohl gefallen hat, ist, daß sie alle Umschweiffe und Weitläufftigkeiten meiden, und gleich zu der Sache gehen. Wenn ich einen Deutschen sehe, so will ich bald aus seinem Bezeugen und aus der Physiognomie urtheilen, was er für ein Mensch sey. Hingegen bey den Franzosen habe ich es offt anders gefunden. Da siehet offt ein Kerl sehr wunderlich aus, und hat doch ein trefliches Ingenium. Mit einem Wort, die Franzosen übertreffen alle andere Nationen in ganz Europa. In Manufacturen ist es offenbahr: Und was die gelehrten Wissenschafften betrifft, ex tota historia literaria leicht erweißlich. Unter ihnen kan man ja monstra eruditionis in omni scibili aufweisen; in Theologicis, Juridicis, Medicis, Chirurgicis, Philosophicis, Philologicis, Historicis, ja in allen Theilen der schönen Wissenschafften. Sie haben allezeit zwanzig Haupt-Gelehrte, biß wir deren drey zeigen können. Auch die Holländer seynd selten recht gelehrt; denn von einigen, die zur Ausnahme gehören, als vom Erasmo, Grotio, Hein-

daß ihre Manufacturen noch immer den Preiß behalten. In Holland, Engelland, Deutschland, werden die Stoffe offt viel schöner als in Frankreich, gemachet: aber der Franzos erfindet. Dazu ist der Holl- und Engelländer nicht so geschickt. Der Franzos hat allerhand Moden. Der Holländer machet sie zwar nach: aber kaum ist er damit fertig, so hat jener schon wieder etwas neues: damit wird das andere schon alt. Durch diesen Fund haben die Franzosen die Italiänischen Stoffe herunter gestochen. Was Frankreich noch erhält, das thun meistens die Manufacturen: denn sonst würde es ein armes Reich seyn. Darum war es ein Staatsfehler, daß Ludwig XIV. so viele tausend Menschen ausjagte. Die Franzosen, die wir bey dieser Gelegenheit bekommen haben, seynd uns zwar sehr nützlich: Indessen aber werden sie doch nach und nach ganz Deutsch. Die in Holland seynd, werden Holländisch, und die in Engelland, Englisch. Das Clima ändert sie: Sie englisiren, hollandisiren, deutschisiren sich. Darum haben die Franzosen in ihrem Lande doch noch einen merklichen Vorzug in den Manufacturen, ohne welche sich, wie gedacht, Frankreich nicht erhalten könnte. Wenn Colbert die Oberhand behalten hätte, und wenn Ludwig XIV. sich von dem Louvois nicht hätte verführen lassen, sollte es ein florissantes Reich geworden seyn; denn Colbert war auf dem rechten Weg mit den Commercien. Aber da fieng Louis einen Lerm an, und trieb die Hugonotten aus. Inzwischen haben wir Deutsche dadurch gute Manufacturen erhalten. Ehedessen haben wir ja alle Strümpfe und Hüte, wenn es was rechtes seyn sollte, aus Engelland oder aus Frankreich kommen lassen: Itzo machen wir sie selbst nach, und zwar ziemlich gut.

XIII.

Nutzen einer Banco oder eines Leyh- und Pfandhaußes zum Behuf des Manufacturiers.

Wenn man die Manufacturen im Gang erhalten will, so muß man Sorge tragen, daß die Fabricanten und Handwerksleute nicht verarmen oder durch Wucher ausgezogen und ruiniret werden. Daß sie zu grossem Reichthum gelangen, ist nicht nöthig: aber man muß sie doch, zumahl da sie mehrentheils eine grosse Familie haben, vor der Armuth zu verwahren suchen. Das kan unter andern geschehen durch Anlegung einer wohl eingerichteten Wechselbank, oder eines öffentlichen Leyh- und Pfand-

Heinsio, &c. ist die Rede nicht. Die Engelländer seynd nichts gegen den Franzosen, und legen sich meistens auf eine wunderliche Gelehrsamkeit. Heutiges Tags conservirt sich eruditio Gallorum, sonderlich bey den Ordens-Leuten. Es weise mir doch jemand solche Leute unter uns, als wie in Frankreich der Mabillon, der Ruinart und viele andere seynd. Die weltlichen negligiren seit einiger Zeit die lateinische Sprache, und schreiben fast alle ihre Bücher Französisch.

Pfandhauses nach dem Exempel des Nürnbergischen und Augspurgischen, oder auf eine andere diesen nahe kommende Art. Wir wollen setzen, bey einem Manufacturier wären etwa drey Stück Tuch bestellet worden. Dazu gehöret schon ein ziemlich grosser Verlag. Gesetzt nun ferner, der Mann, der die bestellte Quantität Tuches liefern soll, ist mit baarem Geld nicht versehen, hat aber Meubles und andere Sachen von Werth im Vermögen: So kan er wohl von andern Leuten Geld darauf geliehen bekommen, muß aber grossen Zins davon geben. (92) Derohalben sollte man ein Ley-Haus aufrichten, wo diejenigen, welche Geld brauchen, ihre Sachen sicher versetzen könnten. Da werden die Pfänder gleich geschätzet; man giebt von dem Geld, so man auf Pfänder geliehen bekommet, eine kleine Ein- und Ausschreib-Gebühr denen Leuten, die dazu verordnet seynd und davon ihren Unterhalt haben; sonst aber keinen Groschen Interesse und Zins. Da bekommet man auch auf das, was versetzt wird, mehr geliehen als anderstwo. Lässet nun einer seine Sachen über die gesetzte Zeit da stehen; so wird er erinnert, ob er selbige einlösen oder verkauffen wolle. Will er die Sachen länger stehen lassen; so wird der Versatz oder das Anlehen renoviret, und etwas weniges pro renouatione erleget: Will er aber die versetzte Sache verkauffen; so bekommet er den Ueberschuß des Preises heraus, und hat indessen das ihm vorgestreckte Geld genutzet. Eben so, wenn, z. E. jemand ein Stück Tuch fertig hat, und nicht gleich einen Käuffer dazu findet; so kan er es in das Leyh-Hauß bringen, und ein Stück Geld darauf gelehnt bekommen. Das ist ja besser, als wenn das Tuch müßig lieget. Eine also eingerichtete Banco befördert die Handlung ungemein. Daher hat Schröder, welcher es den Nürnbergern und Augspurgern abgelernet, deshalben Vorschläge gethan. (93) Es sollte billig überall dergleichen angeordnet werden, und das Publicum sollte ein Capital dazu herschiessen. Man muß hier bey Beförderung solcher Anstalten nicht auf die reichen, sondern auf die armen Handwerksleute sehen. (94). Die Manufacturiers müssen, so viel möglich, in den Stand alle anschaffen, und es nicht aus der Hand legen. Es war sonsten etwas rar; ich habe aber selbst dazu geholfen, daß es wieder neu aufgeleget worden.

(92) Die Juden, oder andere Rentierer placken die Leute sehr mit ungerechtem Wucher. Diesen Rentierern und Wucherern, dergleichen man hier und aller Orten findet, sollte man genau auf der Haube seyn, und sie wacker plagen, wie es in Holland auch bey aller Gelegenheit geschiehet.

(93) S. Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer, Cap. LXXX. Dieses unvergleichliche Buch sollten fleißige Studenten sich

(94) Gar zu reich muß man sie auch nicht machen, wie bereits oben erinnert worden: Denn sonst mögen sie nimmer arbeiten. Der Bauer, wenn er reich wird, will Bürger, und der Bürger will Junker und Herr werden. Das kommet aus dem all-

Stand gesetzt werden, daß sie nicht nur ihre nothdürftige Nahrung, sondern auch ihr gemächliches Auskommen, nebst einem Nothpfenning, haben. Eine Gurgel-Lust kan und soll man diesen Leuten bißweilen gestatten: denn sie müssen ja auch eine Ergetzlichkeit haben, und gemächlich leben. Dazu aber träget eine solche Wechselbank, wie wir sie vorher einiger massen beschrieben haben, allerdings viel bey.

XIV.

Von unterschiedlichen nöthigen Anstalten zur Beförderung des Commercien und Manufactur Wesens.

Da bey dem Manufactur- und Commercien Wesen alles auf bequeme Ab- und Zufuhre der Waaren ankommet; so siehet man leicht, wie nöthig es sey, dazu die behörigen Anstalten zu machen. Dazu gehören Fuhrleute, wohl regulirte Posten, Land-Kutscher, Boten, und alles was zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Reisenden dienet. Da darf die Fracht nicht erhöht werden. Auch müssen die Briefe, ohne welche keine Handlung bestehen kan, nicht so viel kosten. (95) Man muß fürnehmlich für die Sicherheit der Posten sorgen: Denn wer will etwas wegschicken und der Post anvertrauen, wenn es nicht sicher ist? Aller Betrug und Unterschleif der Postbedienten müssen auf das schärfste ohne Gnade und Barmherzigkeit bestrafft werden. Hieher gehören auch gute Ordnungen für die Kutscher und Boten. (96) Nebst diesen müssen in grossen Handels-Plätzen zum Dienst und Beförderung der Kaufmannschafft eigne Personen vorhanden seyn: als, Träger, Auf und Ablader, Handlanger, Waagmeister, Ballenbinder, Güter-Bestäter oder Besteller, u dergl. (97) Wo eine Handlung zur See ist, da wird nicht allein eben dieses, sondern auch fürnehmlich ein guter Hafen erfordert. Darum bau-

allzugrossen Ueberfluß, welcher solchen Leuten nicht gesund ist. Am besten ists, wenn sie im mittlern Stande erhalten werden. Darum heists der Mittelmann. Seynd sie hingegen ganz arm, so können sie nicht fortkommen.

(95) Hier zu Lande ist das Post- und Kutschen Wesen eben nicht zum besten eingerichtet: In den Oesterreichischen aber ist es gar schlimm, und kostet da ein Brief entsetzlich viel. Das hat man unlängst dem Kayser, der immer auf bessere Einrichtung der Commercien bedacht ist, vorgestellet.

(96) Die Nürnberger haben ihre reitende Boten nach Wien, Breßlau, Leipzig, Hamburg, Augspurg, Ulm, Prag, St. Gallen, Straßburg, u. s. w. Denn sie haben ihre Factorey-Handlung nach allen ausländischen grossen Handels Städten; wozu sich die Boten besser schicken, als die abwechselnden Posten. Wiewohl sich der Fürst von Taxis offt dawider gesetzt hat.

(97) In Venedig, in Amsterdam, auch in Nürnberg seynd die Anstalten mit den Ballen Bindern, Bestätern ꝛc. gut, und für ein leidliches Geld, ohne Betrug. In Leipzig ist es nicht sonderlich: aber in Nürnberg machen die Bestäter den Kaufleuten ihre Waaren und die Fracht Briefe ordentlich und richtig zusammen, so daß jene sich darauf verlassen, und folglich an ihren andern Verrichtungen nichts versäumen noch sich Mühe geben dürfen.

baueten die Genueser ohne Verzug einen neuen Hafen, da der alte verschlemmet war: Und die Danziger wären einmahl beynahe um ihr Commercium gekommen, weil ihr Hafen so unsicher war. Wenn in Elbingen rechte Anstalten gemachet würden, so wäre der Danziger Handlung dahin: dann da ist der Hafen besser. Ferner gehört zu einer solchen Handlung eine Menge von Schiffen. (98) Darum gehet, wie Grotius saget, die actio exercitoria in Holland nicht in solidum, sondern nur pro rata, weil sonsten weniger Leute Schiffe halten würden. Denn die Holländer verführen ihre Waaren selbst. Der Czaar wird es auch dahin bringen, daß er alles mit eigenen Schiffen verführen kan. Endlich muß man auch geschickte Leute haben, die das Schiff- und See-Wesen genau, und aus dem Grunde verstehen. Warum hat Portugall so ein schlechtes Commercium? Weil es den Portugiesen an guten Piloten fehlet. Sie haben La Marine verlernet. In die offenbare See gehen sie zwar: Allein da ist es keine grosse Kunst zu schiffen, und weniger Gefahr dabey. Hingegen trauen sie nicht, ohne einen Holländischen oder Englischen Piloten in den Canal bey Frankreich an der Küste zu schiffen, weil man da leicht anschlagen oder auf einer Sandbank sitzen bleiben kan. An guten erfahrnen Schiffern und Bootsleuten ist ungemein viel gelegen. In dem Seewesen haben die Holländer, wie bekannt, sich besonders hervor gethan, und darum blühen ihre Commercien.

XV.

Von der Nothwendigkeit des Geldes im Handel und Wandel.

Kauff und Verkauff ist die Seele der Commercien. Wo nun gekaufft und verkaufft werden soll, da muß man baares gemünztes Geld haben. (99) Darum wird das Geld genennet pretium eminens, quia nummus omnia dimetitur, das ist, weil man das Geld zu einem allgemeinen Maasse und Zeichen des Werthes anderer Sachen gebrauchet, und also demselben einen allgemeinen Werth zuschreibet. Das troquiren oder ver-

(98) Daher ist ein so grosser Reichthum in Holland und Engelland, daß sie so viel tausend Schiffe haben. In Holland seynd auch viele gemeine Schiffer so reich, daß sie ihren Töchtern bey deren Verheyrathung mehr mitgeben, als mancher vornehme Mann in Deutschland.

(99) Daß man ohne Geld nicht seyn könne, hat unter andern *Cockburn* in einem in Englischer Sprache geschriebenen Tractat vom Münz-Wesen gezeiget. Und Joh. Ray, welcher aus dem erstgedachten einen Auszug gemachet, rechnet, in seinem Buch von der in den Werken der Schöpfung sich offenbahrenden Weißheit GOttes, die Erfindung des Geldes mit unter die geheimen Wege der göttlichen Vorsehung, und sagt, es wären Träume und leere Gedanken, wenn man meynete, daß wir des Geldes entrathen könnten. S. auch *Conringii* dissert. de re numaria in republica quauis recte constituenda. [* In tomo IV. operum, p. 731. seqq.]

vertauschen der Waaren ist bey den Commercien nicht hinlänglich. In der ersten Welt zu den allerältesten Zeiten, da die Menschen noch einfältig waren, sich in schlechten Hütten oder Zelten aufhielten, oder in kleinen Gesellschafften lebeten, konnten sie endlich diejenige Sachen, welche sie nöthig hatten, gegen andere eintauschen. Aber nachdem grosse Städte, Reiche und Staaten, mithin auch so viel und mancherley Künste, Profeßionen und Handwerker entstanden, so hat man allerdings auf ein pretium eminens denken müssen. Es gehet nicht allemahl an, daß ich vor meine Waaren, vor meine künstliche Erfindungen, andere Waaren nehmen kan. (100) Ein Bauer kan endlich wohl vor das seinige bekommen, was er haben will; denn ein jeder braucht Korn, Vieh, Eyer, Butter, Käse, ꝛc. Aber wir können nicht alle als Bauern leben und uns vom Ackerbau nehren. Die Gelehrten müsten Hungers sterben, wenn kein Geld wäre. Wenn einer gleich alle Weißheit und Wissenschafften innen hätte, und er käme zum Becker, verlangte Brod, und wollte demselben ein Collegium davor lesen; so würde der Becker ihm nichts geben. Da nun also so viele Menschen in der Welt seynd; so siehet man, daß das Geld zu ihrem Unterhalt und zum Handel und Wandel unentbehrlich sey, und noch unentbehrlicher zu den Commercien mit auswärtigen.

XVI.

Ob und in wie ferne papirne Zettel an statt des Geldes

Da das Geld oder die Münzen zu den Commercien so unentbehrlich seynd, so folget ganz natürlich, daß derjenige Staat vor andern glücklich sey, worinnen das Münzwesen in guter Verfassung stehet. (101) Ein

(100) Der alte Römische Jurist, *Julius Paulus*, hat die Sache sehr wohl gefaßt, wenn er *L. 1. pr. ff. de contrab. emt.* also spricht: Origo emendi vendendique a permutationibus cœpit. Olim enim non ita erat numus; neque aliud merx, aliud pretium vocabatur; sed vnusquisque, secundum necessitatem temporum ac rerum, vtilibus inutilia permutabat. Quando plerumque euenit, vt quod alteri supereſt, alteri desit. Sed quia non semper nec facile concurrebat, vt cum tu haberes quod ego desiderarem, inuicem haberem, quod tu accipere velles, electa materia est, cuius publica & perpetua aestimatio difficultatibus permutationum aequalitate quantitatis subueniret. Eaque materia, forma publica percussa, vsum dominiumque non tam ex substantia praebet, quam ex quantitate.

(101) Das Münzwesen scheinet, dem ersten Ansehen nach, nicht viel auf sich zu haben, und es ist gleichwohl so schwer und weitläufftig, daß es ein eignes Studium erfordert. Hier kan man nur die ersten Gründe setzen: Die besondern Conclusiones aber müssen aus der Uebung und Erfahrung suppliret werden. Man hat heut zu Tage trefliche Bücher von dieser Materie; denn das Münzwesen ist sehr ausraffiniret worden. Eine Menge auserlesener Anmerkungen über diese Materie insgemein findet man in einem kleinen Tractät-

Ein grosser Herr kan zwar in seinem Lande Geld oder Münzen machen und bereiten lassen, aus was für einer Materie er will, und z. E. verordnen, daß papierne auf eine gewisse Art gezeichnete Zettel dafür gelten sollen, wie man dieses in Engelland und Frankreich schon gesehen hat: Allein hier in der Politic kommet es nicht auf den Eigensinn und auf den Wurm an, der dem Regenten in dem Kopfe stecket; sondern was klug, nützlich und ersprießlich sey oder nicht. Daß die Unterthanen die Zettel statt baaren Geldes nehmen müssen, ist wohl richtig: Aber davon ist die Frage nicht. Sie brauchen ja auch von andern Nationen Waaren; wie wollen sie da zurecht kommen? Im Lande gehet es wohl an; aber die Handlung mit auswärtigen lieget danieder. Was fraget der Holländer, der Italiäner, der Deutsche nach deinem Papier? Nichts desto weniger hat der berüchtigte Schottländer, Johann Law, (welcher Gedanken oder Betrachtungen über das Geldwesen ans Licht gestellet) (102) eine neue Erfindung mit dem papiernen Geld oder Zetteln aufgebracht, und gemeynet, es thue den Unterthanen keinen Schaden, der Landesherr aber profitire dabey. In soferne hat er auch recht, daß dergleichen Billets im Lande circuliren können: Nur ist Gefahr dabey, daß sie leicht nachgemachet werden, wie es auch in Frankreich, aller dabey gebrauchten Fürsichtigkeit ungeachtet, geschehen ist. An und für sich hat es nichts zu bedeuten, ob die Leute Kupfer, oder Eisen, oder Papier haben, und damit handeln in dem Lande, wo sie wohnen: Es ziehet aber sehr schlimme Folgen nach sich, wie die Franzosen mit ihrem Schaden wohl erfahren haben. Nach und nach wurde das Papier zu häuffig, und das Gold und Silber wurde den Leuten aus den Händen gespielet. Laws Absicht war, ganz Frankreich mit papiernen Münzen anzufüllen, alles Geld hingegen in die Schatz-Kammer des Staats zu ziehen. Deswegen muste ein jeglicher alles Gold und Silber, bey schwerer Strafe, in die Münze bringen, jedoch, wie man vorgab, nur zu dem Ende, daß daraus Geld gemünzet werden sollte. Hernach, weil man nicht alle sogleich mit gemünztem Gelde fördern konnte, gab man den Leuten Billets und versprach ihnen, mit der Zeit baar Geld davor wiederum auszuzahlen. Endlich kam die Erfindung zum Vorschein mit dem Lande Louïsiane und Missisippi in America; da versprach man grosse Reichthümer, und setzte tausend Mährlein und Fabeln hinzu. Es wurde eine Occidentalische Com-

des gebraucht werden können.

etätgen, welches der berühmte Locke von Verminderung des Interesse vom Gelde, und Erhöhung des Werths der Münze, in Englischer Sprache im Jahr 1692. hat ausgehen lassen.

(102) Considerations sur le Commerce & sur l'Argent. par M. *Law*, Controlleur General des Finances. traduit de l'Anglois. à la Haye 1720. 12mo.

pagnie aufgerichtet, deren Credit hauptsächlich auf die aus besagtem Lande gehoffte Reichthümer gegründet war. Man theilte anfänglich grosse Gewinste aus; wie denn auch die erstern mit ihren Actien (103) viel profitiret haben. Der König selbst verpachtete der Compagnie alle seine Einkünffte, um die Einheimischen und Fremden anzulocken, und jedermann wollte gewinnen und durch diese Actien reich werden. Viele Leute gaben all ihr Haab und Gut weg, verkaufften und verpfändeten Häuser, Aecker und Wiesen. Die Buchführer zu Paris schlugen ihre Läden los, um Actien zu kauffen und auf einmahl grossen Gewinst zu haben. Der Law gedachte auf solche Art alles Gold und Geld im ganzen Reiche in den Königlichen Schatz zu ziehen, indem er meynte, dem Könige würde dadurch viel geholfen seyn, die Unterthanen aber könnten mit Zetteln auskommen. (104) Denn wenn das Publicum alles Geld hätte, so dependirete auch das ganze Commercium von demselben. Das Publicum müste alsdann alle zu den Manufacturen nöthige Materialien einkauffen, und von den Unterthanen verarbeiten lassen. Hätte jemand ein Gewerbe mit Ausländern oder eine Reise vor; so könnte ihm die Compagnie gegen Billets Geld auszahlen, ꝛc. So sahe das Systema aus, welches der Law ausgedacht, und damit den Herzog von Orleans, als damahligen Regenten von Frankreich, ganz und gar eingenommen hatte. Allein es hatte nicht lang Bestand. Denn da die Leute wahrnahmen, daß sie nicht allezeit auf die Zettel baare Zahlung bekämen, und also nicht Meister von ihrem eignen Gelde wären; so gieng endlich das ganze Werk auf ein Lami aus. Mißißippi war schon ein hübsches Land, aber zu einer so grossen Veränderung im ganzen Commerce nicht zureichend; vieler andern Bedenklichkeiten zu geschweigen. Zum Exempel, wenn ein despotischer König gekommen wäre, hätte er das Geld allen und jeden nach Belieben weggenommen. Wenn ein Krieg Frankreich betroffen hätte, wäre ja das baare Geld auf einmahl drauf gegangen; die Soldaten

(103) Actien heissen schrifftliche Versicherungen und Legitimation-Scheine, daß einer durch seine Einlage ein jus quaesitum und eine Action an die Compagnie habe.

(104) Das ist bald gesaget, in der Application aber mit vieler Gefahr und Schwürigkeit verknüpft, wie die Erfahrung gezeigt hat. Papierne Zettel können von Betrügern leicht nachgemachet, und damit viele tausend unschuldige Menschen angeführet werden, wie es auch in Frankreich geschehen. Und wer ist wohl, der würklich meynen sollte, er sey reich, wenn er nichts als Papier hat? Der Souverain suchet baares Geld, und lässet sich nicht mit Papier abweisen: wie kan man also dieses andern zumuthen? Law hatte sich eine despotische Regierung, wie in dem Reiche des grossen Moguls, in den Kopf gesetzet. Die Unterthanen sollten Sclaven und ausser Stand gesetzet werden, für sich etwas zu unternehmen, damit nur das Publicum allein durch sie negotiren könnte.

ten hätten sich nicht mit Papier bezahlen lassen, und bey den Unterthanen hätte man ja keinen Fond zu neuem Gelde ausmachen können, da sie nichts als Papier gehabt hätten. Bey dem damahligen Zustand in Frankreich haben sich die, so bey der Banco sassen, und des Regenten oder des Laws Creaturen waren, bereichert, die andern aber Schaden gelitten; wiewohl die Fremden noch meistens ihr Geld wieder bekommen haben. Ueberhaupt aber war es Betrug und Geldschneiderey. (105) Durch die Actien konnte zwar mancher für 50. Thaler 1000. gewinnen, wenn er seine Action oder sein Recht andern cedirte: Allein da machete man ein Verbrechen draus und nennete dergleichen Leute Agioteurs und Wucherer, welche auch bestrafft wurden. Was sie eingeleget hatten, gieng verlohren; der Gewinst ohnehin; ja alles, was sie noch ausser dem im Vermögen hatten. Die wieder zuruckgelieferte Zetteln seynd auch nicht allemahl verbrennet, sondern offt wiederum in andere Hände gebracht und abermahl cediret worden. Deswegen muste auf die letzte diesem Unheil abgeholfen und die alten Französischen Verordnungen und Gesetze wieder hergestellet werden. (106)

XVII.

(105) Unzehlig viel Menschen seynd durch diesen Actien Handel an den Bettel-Stab gekommen, und manche darüber in die äusserste Desperation gerathen. Der Law ist auch auf die letzte in Ungnade gefallen, und aus Frankreich entwischet. In Engelland hatte zwar die Süder Compagnie den Franzosen zum Trotz eben dergleichen Actien-Handel angefangen. Denn als der König in Engelland sahe, daß viele Engelländer nach Frankreich lieffen, und daselbst theils gewannen, theils verspielten; so gedachte er diesem dadurch vorzukommen. Es lief aber auch in Engelland nicht zum besten ab; wiewohl da nicht solche Betrügereyen vorgegangen seynd, wie in Frankreich.

(106) *Savary* hat in seinem Dictionnaire de Commerce (unter den Worten *Banque, Billet, Compagnie* &c.) diese Sache ziemlich gut verständlich gemachet. Und D. *Branchu* in Holland hat in seinen Observationibus, cap. XII. Tom II. einen politischen Discurs von dieser papiernen Munze einfliessen lassen, darinnen er alle von dem Law hieben gespielte Künste aufgedecket, dessen ganzes Systema geprüfet, und gewiesen hat, wie sehr sich Frankreich dadurch geschadet. Sonderlich hat mir wohl gefallen der Einwurf, den er machet, daß, gesetzt auch, der König in Frankreich hätte alles Geld seiner Unterthanen besessen, (wiewohl die Leute viel vergraben und verläugnet haben) man nicht Achtung gegeben hätte, wie viel Geld in Engelland, in Holland, in Spanien, nach Proportion des Reichthums in Frankreich, wäre. Denn wenn z. E. besagte Nationen mehr hätten, als die Franzosen, so könnten ja diese ihren Zweck in Ansehung der Macht, der Commercien, der Manufacturen, und aller andern Anschläge und Absichten, nimmermehr erhalten. Indessen erhellet hieraus, daß das Papier-Geld (numus chartaceus) nicht ganz zu verwerfen sey, sondern im Lande bißweilen gebrauchet werden könne; doch nur in copia proportionata, nach der Beschaffenheit eines jeden Landes. Hernach ist auch nöthig, daß dabey alles treulich, redlich, sonder Gefährde und Betrug zugehe. Es hat ein Deutscher (mit Nahmen Carl) der in Fürstl. Brandenburgischen Diensten gestanden, zu Paris in Französischer Sprache einen Tractat de la Richesse

XVII.

Warum Gold und Silber vor allen andern Materien und Metallen sich am besten zum Geld schicken.

Das Geld oder das Pretium eminens, so im Handel und Wandel durchgängig brauchbar seyn soll, muß aus einer Materie bestehen, die nicht allein dauerhafft, sondern auch allen angenehm ist. Beydes gehöret zusammen. Eisen ist dauerhafft genug, aber eben nicht durchgehends angenehm. Eben so ist es auch mit andern Metallen, wenn man Gold und Silber ausnimmet. Ehe noch die rechte Art zu Münzen erfunden war, bedienete man sich zwar schon des Silbers; es war aber nicht so zubereitet, daß es fest und dauerhafft genug gewesen wäre. Man konnte es zusammen drucken und packen, wie das in Blättgen geschlagene Silber. Es wurde in der Hand gewogen. Daß die Geld-Straffen noch bey uns in Deutschland nach so oder so viel Mark löthigen Silbers oder Goldes gerechnet werden, kommet von dieser alten Gewohnheit her. Dieses Silber war viel dünner als die nachgehends aufgekommene Blech- und Hohl-Münzen, deren man noch viele hin und wieder findet. (107) Zu guten dauerhafften Münzen ist übrigens auch nichts bequemer und besser als Gold und Silber, welche beyde Metalle die edelsten und angenehmsten seynd, fürnehmlich ihrer Seltenheit wegen. (108) Wie viel bekommt man wohl Gold für ein Ey? Darum hat man gesagt, wenn die Menschen Gold machen könnten, so würde die ganze Welt verändert werden. Alsdann wäre das Gold und Silber nicht mehr rar, mithin bekämen wir ein anderes pretium eminens: Wiewohl ich meines Orts an der Möglichkeit der Kunst, die Metalle in Gold oder Silber zu verwandeln, zweifele. In den Ländern, wo das Silber nicht rar ist, hat man es auch nicht groß geachtet, und kein pretium eminens darinnen gesetzet. (109) In Indien hat

chesse des Princes in 3. Theilen in 8. 1723. ediret, worinnen er auch von dem Actien-Handel ein Raisonnement mit einfliessen lassen. [* S. auch La Vie de Philippe d'Orleans &c. par Mr. L. M. D. M. in 2. Theilen in 8. welche im Jahr 1736. zu Londen oder Paris ans Licht getreten, und worinnen besonders im andern Bande, die ganze Comödie oder vielmehr Tragödie von dem Französischen Actien-Handel freymüthig und lebhafft beschrieben ist.]

(107) Ich habe vor einiger Zeit etliche solcher alten Hohl-Münzen von Magdeburg bekommen, aber keinen Trost darinnen gefunden. Deswegen habe ich sie einem geschenket, der einen Trost darinnen suchet, mir aber vorbehalten, daß, wenn er was gelehrtes daraus herleiten würde, er mir solches mittheilen sollte. Es ist ihm aber noch nichts besonders dabey eingefallen; wie denn auch, ausser einem alten Kopf und Bischoffs-Stabe, nichts darauf zu sehen ist.

(108) Hiebey seynd in dem ein und dreyßigsten Stück der Gundlingian. meine Anmerkungen von Silber, Gold und Geld, die ich mit besonderm Fleiß gemachet habe, nachzulesen.

(109) Also seynd, z. E. einige Gegenden in America, wo die Cacao-Körner, (welche das fürnehmste und beste Stück zur Chocolate seynd) von den Indianern statt der Scheide-Münze gebraucht werden, und

hat man die Dächer damit gedecket. Die Spanier haben eine erstaunliche Menge Gold und Silbers da angetroffen und eingesammlet, seynd aber auch offt unglücklich damit gewesen: denn die See hat dessen sehr viel und mehr verschlucket, als nach Europa gekommen ist. Gold ist noch bequemer als Silber, auch weit rarer. Die Japaneser hingegen geben Gold vor Silber, weil dieses bey ihnen seltner ist. (110) Im übrigen aber ist es richtig, daß keine Materie in der Welt ist, die sich besser zu Münzen schicket, als Silber und Gold. Die Schweden haben zwar grosse und schwere Kupfer-Münzen in ihrem Reiche eingeführet, aber lauter Schaden davon gehabt. (111) Zu geschweigen der grossen Unbequemlichkeit, die dabey ist. Denn wenn ich, z. E. etwas verkauffe, das etwa 6. Groschen gilt, so bekomme ich davor eine Kupfer-Münze oder ein Stück, das so groß ist als ein Octav-Band, und mir fast den Sack abreisset. Und was meynest du wohl, was es für eine Last und Beschwerlichkeit sey, tausend oder mehr Thaler an Kupfer zu bezahlen? Das Geld kan ich nicht auf dem Boden haben, sonst hätte es mir das Hauß eingedrücket; sondern im Keller. Wer soll es nun dir hinschaffen in dein Hauß? Wie viel muß ich nicht Wagen oder Karren haben zu tausend Thalern; und wer soll die Kosten tragen? Es kostet wohl zwanzig Thaler, wenn ich dir so viel in dein Hauß liefern soll. Wenn auch nun dergleichen Münzen im Lande gebraucht werden können, wozu dienen sie ausser Landes? Sie hindern nur in der Handelschafft; und ist ja viel besser, wenn man das Kupfer ungemünzt ausführet und Profit mit machet. Das haben auch endlich die Schweden eingesehen und daher die Ausfuhre des Kupfer-Geldes bey Leib- und Lebensstraffe verboten, an dessen statt

und giebt man 12. bis 14. solcher Kerne vor eine Spanische Reale. Einer von des berühmten und gelehrten *Jani Dousae* Söhnen, *Georgius*, welcher weite Reisen gethan, hat auf den Africanischen Küsten mit Verwunderung beobachtet, daß man da gewisse Arten Muscheln von allerhand Farben und Figuren statt des Geldes gebrauchte und damit handelte. v. *Hert. elem. prud. ciu.* P. I. Sect. V. §. XIX. p. 114.

(110) Man weiß kein Land in der Welt, wo so viel Gold ist, als in Japan. In America ist nicht so viel. Ungarn hat zwar auch Gold: aber die Leute müssen in den Felsen-Bergwerken unbeschreibliche Mühe anwenden, und sich wie die Aale durchzwingen, biß sie etwas bekommen. Die Holländer möchten gerne nach Japan handeln, auch nach den Philippinischen Eylanden, die nicht weit davon liegen: aber die Einwohner treiben selbst Handelschafft, wie die Chineser. Von Japan hat man, weil niemand dahin handeln darf, keine neue zuverläßige Reise-Beschreibungen oder umständliche Nachrichten. [* Die neueste und vollständigste Beschreibung, die man biß hieher von Japan hat, ist wohl diejenige, welche der Französische Jesuite P. *Charlevoix* zu Paris 1736. in 2. Quartanten oder 9. Duodez-Bänden ans Licht gestellet hat.]

(111) v. *Casp. Ziegler* de jurib. majestat. Lib. I. c. XLIX.

statt Cronen und anderes Silber-Geld geschlagen; (112) ja endlich, zumahl da die Kupfer-Bergwerke sehr abgenommen, den Gebrauch des Kupfer-Geldes gar abgeschaffet; ausser was Land-Münzen seynd: denn diese bleiben im Lande, circuliren nur unter den Einwohnern, kommen nicht in die Handlung mit auswärtigen, und thun niemand Schaden, wenn auch schon etwas davon an Fremde ausgezahlt wird, weil alsdann solche Scheide-Münzen wieder zurück gegeben werden. Wenn hingegen der Kupfer-Münzen gar zu viel werden, so verkriecht sich das Silber-Geld zu grossem Nachtheil und Beschwerlichkeit im Handel und Wandel. Mit einem Worte, die Einführung des Kupfer-Geldes, ausser im Nothfalle, ist paradox und unpolitisch. (113)

XVIII.

Sorgfalt kluger Regenten, daß viel gemünztes Geld im Lande sey.

Bey dem Münzwesen hat man vor allen Dingen darauf zu sehen, daß viel gemünztes Geld im Lande sey: Denn wo sich ein Geld-Mangel äussert, da siehet man bald, daß die Handelschafft danieder lieget, und Armuth regieret. Kluge Regenten machen deswegen solche Verordnungen und Anstalten, damit allezeit unter den Leuten viel Geld circuliren möge. Denn wenn gleich die Bürger in ihren Häusern einen ansehnlichen Vorrath an Silber-Geschirr haben, so thut das nichts zum gemeinen Besten; sondern es ist ein todtes Capital. Darum setzet man in einigen Landen eine gewisse Proportion, wie viel Silber eine privat-Person besitzen dürfe, weil damit viel Mißbrauch vorgehet. Das Silber soll vermünzet werden; sonst ist kein Negoce. Es ist eine Pest, die bey uns eine Zeit her einreisset, daß die Leute ihr Vermögen gröstentheils in Silber-Geschirr verwandeln, da sie doch in der That wenig damit gewinnen, sondern vielmehr allemahl Einbusse haben, wenn sie es wieder zu Geld machen wollen. Auch dem Fürsten selbst ist nichts damit geholfen, wenn er zu

(112) Weil Gold und Silber in Schweden rar war, so wurde solches auf Kleidern zu tragen verboten, obgleich sonst die Schwedische Nation zu dergleichen Kleider-Pracht incliniret. Deswegen hat man den vorigen König Carl XII. ohne Grund getadelt, daß er so schlecht daher gegangen. Er hatte Ursach dazu, und that sehr wohl daran: Denn jedermann richtet sich ja nach den Fürsten, und was demselben gefället, das müssen die Unterthanen sich auch gefallen lassen; und das stehet auch fein.

(113) Die alten Römer hatten zwar auch Erz- oder Kupfer-Geld, aber zu der Zeit, da Gold und Silber bey ihnen noch rar war. vid. *Perizonius* de aere graui. Welches Tractätgen zu Leyden 1713. in 12. herausgekommen ist. In Deutschland sahe man zu den Zeiten des dreyßigjährigen Kriegs fast nichts als Kupfer-Geld. So ist es auch bißweilen in andern Reichen gegangen, wenn die Noth groß gewesen. Allein in dergleichen ausserordentlichen Fällen müssen freylich allerhand Metalle und andere Materien, als Holz, Stein, Papier, Leder ꝛc. gut genug seyn, und die Stelle des Geldes vertreten.

zu viel und mehr maßiv-Silber hat, als was zum Staat und zur äusserlichen Figur an einem Hof nothwendig erfordert wird. Das übrige ist nur ein vergrabener Schatz. Deswegen ist in Engelland unter der Regierung König Carls II. vermittelst einer Parlaments-Acte kund gemacht worden, daß allen und jeden, Fremden und Einheimischen, welche Gold- und Silber-Geschmeide, oder auch fremdes Geld, in die Königliche Münze bringen würden, so viel gemünztes Geld, als der würkliche Werth des überbrachten Goldes und Silbers betragen würde, ohne Abzug einiger Unkosten oder Schlag-Schatzes, wiederum solle geliefert werden. (114) Durch dieses Mittel entstund in Engelland eine grosse Quantität Geldes, und ein Flor in dem Handlungs- und Manufactur-Wesen, es nahm auch dadurch die usuraria prauitas merklich ab; denn, wo viel Geld ist, da giebt man wenig pro Cent.

XIX.

Was wegen des Valors oder Gehalts der Münzen zu beobachten; imgleichen von derselben Erhöhung und Absetzung.

In Ansehen der Qualität oder des Gehalts muß man im münzen behutsam verfahren. Einige schlagen die Münzen besser als andere, einige auch schlechter. Die ersten thun nicht klüglich; denn solchem fein gemünzten Gelde wird zu sehr nachgetrachtet, und die Benachbarte suchen es geschwind weg zu fischen. (115) Man schenket also dabey weg, büsset nur ein, und lässet andern den Gewinst. Die Holländer schlagen zwar bessere Münzen als andere; aber sie können es auch thun: denn die Holländer kan man in ganz Europa nicht missen. Daher müssen ihnen wegen ihres Geldes alle andere Nationen Agio oder Aufwechsel geben. Darum pflegen itzo verschiedene grosse Herren in Deutschland (wie z. E. in Sachsen) in ihren Münzstätten ebenfalls fein Silber zu münzen, damit sie den Holländern nicht so viel Aufwechsel geben dürfen. Weil in Holland viele Gold- und Silber-Manufacturen seynd, das gute Geld aber, wo kein oder wenig Zusatz dabey ist, sich leichter einschmelzen lässet; so kan man mit feinem Silber in Holland am besten auskommen. Ausser dem aber ist das Geld, welches gar zu gut gemünzt ist, dem Einschmelzen gar zu sehr unterworffen. Darum siehet man so wenig mehr vom alten Französischen, Lüneburgischen, Sächsischen und anderm guten von feinem Silber gemünzten Gelde. Man kan zwar kein Silber ganz rein (116) ohne

(114) S. hievon Schröders Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer, Cap. XXXVIII.

(115) Mein seel. Vater hat mir erzehlet, daß die Nürnberger einmahl Sechs-Kreutzerer geschlagen hätten, die recht gut gewesen wären; in einem Vierteljahr aber hätte man fast keine mehr gesehen, sondern die Bayern hätten sie weggecapert, und Zehn-Kreutzerer daraus gemünzet. Mit dem Dänischen Geld ist es eben so gegangen.

(116) Hievon hat Wagenseil in einer curiösen Dissert. de re monetaria veterum

ohne allen Zusatz münzen; es differiren aber doch die Münzen in Ansehung des Zusatzes oder des Schrots, so daß einige mehr, andere weniger haben. Diejenigen, bey welchen ein stärkerer Zusatz ist, können nicht so leicht eingeschmolzen werden, weil das Scheiden viel Mühe machet. Im übrigen tragen die von feinem Silber gemünzte Stücke ordentlicher Weise in effectu weniger aus als die andern. Zum Exempel, ein alter Lüneburgischer Gulden hat 12. ggl. an dem innerlichen Werth, und nutzet sich viel eher ab: Ein jetziger Brandenburgischer oder Sächsischer Gulden hat nicht allein 12. ggl. an Silber wie jener, sondern auch noch einen Zusatz von Kupfer oder Erzt, und ist folglich nur etwas schwerer und härter. So ist es auch mit dem Golde, welches einen Zusatz von Silber hat. Gleichwie es nun, wie aus dem bißherigen erhellet, nicht rathsam ist, bessere Münzen schlagen zu lassen als andere: also taugt es wiederum nicht, wenn man das Geld schlechter oder von geringerm Gehalte münzet, als der Benachbarten ihres ist; weil es diese so dann nicht nehmen, oder destoweniger Waaren dafür geben. Hieben fällt die Frage vor, was von Steigerung und von Absetzung der Werths der Münzen zu halten sey? Heutiges Tages ist es etwas gewöhnliches und fast alltägliches, das Geld zu erhöhen und zu devaloiren, wiewohl man ehedem davon nichts gewust hat. Auch in Frankreich hatte man vor den Zeiten Ludwigs XIV. dergleichen nie gehöret. Es wurde aber eingeführet, damit man des Herrn Einkünffte vermehren und dessen Schulden abtragen könnte. (117) Allein

rum Romanorum mit mehrerm gehandelt. Es ist kein Silber in der Welt, welches ganz und gar keinen Zusatz hätte, entweder aus der Erden, oder was man durch Kunst dazu thut. Die Goldschmiede scheiden von dem Silber dasjenige, was von Natur dabey ist. Die Augspurger arbeiten es sechzehnlöthig, und hat man es nicht höher treiben können. Daher haben schon die Römer geglaubet, es sey kein vollkommen gereinigtes und geläutertes Silber, welches sie argentum pustulatum nenneten, in der Welt. [* Was hier von der Reinigung des Silbers gesagt wird, scheinet nicht „ganz richtig zu seyn, weil man versichert, daß „Gold und Silber zwar von allen und jeden „Zusatz gereiniget, und auf den höchsten Grad „der Feine gebracht werden könne; wie denn „auch im Münzwesen alles auf die ganz feine „Mark ausgerechnet werde: Weil aber, wenn „man es ganz fein machen wolle, gar zu viel „dabey verlohren gehe, und zu viele Unkosten „erfordere, so halte man dieses, woran nur et„liche wenige Gran fehlen, vor fein genug, um „es vor fein Silber zu verkauffen. ꝛc. S. das zu Göttingen 1739. mit Herrn Prof. Köhlers Vorrede unter dem Titel: gründliche Nachricht von dem Deutschen Münzwesen älterer und neuerer Zeiten ꝛc. herausgekommene Tractätgen, Cap. I. §. 5. p. 6. conf. *Ziegler* de jur. majest. Lib. I. cap. XLIX. §. XX. seq.]

(117) Die Venetianer, wenn sie den Soldaten den rückständigen Sold zahlen sollen, erhöhen und steigern die Münze, und betrügen sie also. S. Schröders Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer, Cap. XLVI. Es ist demnach auf die Erhöhung des Geldes, welche in der That auf einen Betrug hinaus lauffet, überhaupt nicht viel zu halten. [* Es ist diese Frage zu unsern Zeiten genauer untersucht und mit grossem Fleisse erörtert worden. Nemlich im Jahr 1740. trat zu Amsterdam ein aus 16. Bogen in 8. bestehendes Tractätgen ans Licht, betitelt: Essai politique sur le Commerce: in welchem der

sonst

Allein den privat-Leuten wird dadurch viel entzogen, von hundert wenigstens funfzehn, und offt noch mehr. Denn wenn ich z. E. hundert Species-Thaler in die Münz liefere, giebt man mir etwa achtzig wieder, und spricht, diese gelten itzo eben so viel als die vorigen hundert: In der That aber verliehre ich zwanzig Stücke an meinem Gelde. Also ist es, die Wahrheit zu sagen, eine unglückliche und elende Erfindung. Wenn der Herr, um sich zu helfen, seinen Unterthanen ja etwas entziehen muß, so kan er das thun ohne Argliſt und Gefährde, dergleichen doch bey dieſer Methode unlaugbar vorkommet. In Nothfällen wird niemand entstehen, dem Herrn etwas zu contribuiren, wenigstens nach und nach. Ist aber keine Noth vorhanden, so soll auch der Regent billig nichts fordern. Die öffentlichen Staats Schulden müssen freylich von den Unterthanen abgetilget werden. Aber wenn alles nur auf Wegnehmung und Erhöhung des Geldes angesehen ist; so merkt der Pöbel, daß ein gefährlicher Regentismus und Lawismus darunter stecke; kurz, daß sie von dem Herrn betrogen werden: dem der Herr behält ja etwas von dem Geld seiner Unterthanen, indem er es erhöhet, zuruck, und giebt ihnen also würklich weniger wieder. Dergleichen Mittel lässet sich auch nur ein- oder zweymahl practiciren: Wenn es zu offt geschiehet, wird das ganze Volk schwürig. Hernach wird auch durch Erhöhung oder Steigerung der Münzen die Handlung und Gewerbe alteriret. Fremde geben uns für die in unserm Lande erkauffte Waaren lauter solche erhöhete Münzen, und also in der That weniger als zuvor: (118) Denn das Quantum der Naturalien und Manufacturen wird nicht grösser, und das Geld hat gleichwohl einen grössern Valorem bekommen. Dem ungeachtet ist in Frankreich die Münz-Erhöhung etwas alltägliches; denn da ist das imperium absolutissimum. (119) Hingegen im Deutschen Reiche wür-

sonst scharfsinnige Verfasser, Mr. Melon, der Münz-Erhöhung das Wort geredet, und selbige in gewissen Fällen angerathen hatte. Dagegen aber schrieb ein anderer Franzos, Mr. *du Tot*, Reflexions politiques sur les Finances & le Commerce, gedruckt im Haag 1740, in zween Theilen in 8. In diesem mit grossem Verstande und politischer Einsicht geschriebenen Buche wird des vorigen Meynung umständlich geprüft, widerleget, und deutlich erwiesen, daß alle Veränderung des einmahl festgestellten und richtig bestimmten Werthes der Münzen den Commercien schädlich, überhaupt auch den Grund-Regeln einer gesunden Staats-Kunst zuwider sey. Uebrigens merken wir nur noch im Vorbeygehen an, daß die Erhöhung der Münze nicht erst unter König Ludwig XIV. entstanden, wie der seel. Herr Eundling in seinem obigen Discurs gemeynet, sondern schon ein alter Kunst-Griff in Frankreich sowohl als anderwärts gewesen zu seyn scheine; wie man dieses, wenn es nöthig wäre, aus verschiedenen Zeugnissen erweisen könnte.]

(118) S. insbesondere Schröders Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer, Cap. XXXIX. wo durch Gründe und Exempel gezeigt wird, daß die Steigerung des Geldes ein Land ärmer, nicht reicher, mache.

(119) In Frankreich gehet zwar die Münz Erhöhung noch eher an als in einem kleinen Lande; und die Franzosen brauchen nicht so viel von andern Nationen,

den dergleichen Künste schlecht von statten gehen: Denn die erhöheten Münz-Sorten würden gleich von den Benachbarten verboten werden, und die Unterthanen würden sich bald an höhern Orten melden, wenn der Landes-Fürst das Gold und Silber ihnen wegnehmen, und nach seinem Belieben in die Münze bringen wollte. Hat man sich doch vielfältig unterstanden, des Kayfers Geld selbst zu verschlagen, wenn es zu geringhaltig befunden worden.

XX.

Von dem Gebrauch und Mißbrauch des Münz-Regals.

Bey dem Gelde, so in einem Lande gemünzt wird, kommet alles auf fidem publicam, auf Treu und Glauben, und auf die Versicherung an, daß es damit richtig zugehe, und alle Münzen auf Anordnung und unter der Aufsicht des Regenten geschlagen werden. Wo der Münz-Städte viel seynd, da gehet auch, weil man nicht so genau auf alles Achtung geben kan, viel Betrug vor. Die Engelländer lassen keine Münze gelten, als die aus dem Towr kommet. Kayser Carl der Grosse hat keine Münze verstattet, ausser derjenigen, die in seinem Palatio geprägt wurde. Hernach aber ist das Münz-Recht den Geistlichen mitgetheilet worden, weil man von ihnen glaubete, sie würden von aller Gewinnsucht und Betrug frey seyn: daher seynd so viel Münzen aus Klöstern und Stifftern gekommen. Nebst diesen wurde sothanes Recht auch einigen ehrbaren, wackern Familien verstattet; daher heissen noch die Geschlechter in Speyer Münz-Meister. Heut zu Tage ist der Verfall mit dem Münzwesen in Deutschland nicht auszusprechen, ungeachtet es uns an guten und heilsamen Gesetzen nicht fehlet. (120) Das machet, es ist allzuvielen mitgetheilet worden, die nicht alle redlich damit umgehen. Ein jeder Fürst, eine jede Reichs-Stadt, viele Grafen münzen. Daher geschiehet es offt, daß das Münz-Regale an böse, gewinnsüchtige Leute, auch an Juden, verpachtet und eine Revenuë daraus gemacht wird. Dadurch thut aber ein Herr seinen

als andere von ihnen brauchen. Indessen aber haben doch auch die Französischen Commercien dadurch grossen Schaden gelitten. Denn da durch die Münz-Steigerung auch der Preiß der Waaren steiget, so nehmen ihnen die Fremden alsdenn gleich nicht mehr so viel ab, und lassen sie ihnen also über dem Halse. Die Geld-Erhöhung ist wie ein Impost: Die Impostен schaden dem Commercio: Und folglich können die Commercien unmöglich floriren, wenn das Geld erhöhet wird.

(120) Wer da wissen will, was in alten und mittlern Zeiten in Deutschland mit dem Münz-Regal merkwürdiges vorgegangen, der lese *Melch. Goldasti* Catholicon rei monetariae, worinnen auch viel politische Betrachtungen vorkommen. Denn das Münzwesen hat viel zu bedeuten, und giebt es gar wenig Leute, die man hierinnen brauchen kan. Die Juristen seynd insgemein dazu ungeschickt, weil sie weiter nichts verstehen, als was der Fürst zu thun befugt sey: Die politischen Gründe aber, und was rathsam und heilsam sey, begreiffen sie nicht.

seinen Unterthanen und dem Publico Schaden. Wenn der Fürst in der Absicht, Profit zu machen, münzet, so kan es ohne Betrügerey nicht abgehen; nicht zu gedenken, daß es wider die Reichs-Gesetze lauffet. Darum seynd in Deutschland in einem jeden Craiß gewisse Münz-Städte benennet, in welchen ein jeder Stand, der das Münz-Recht hat, münzen muß. Denn wenn sie münzen dürfen wo sie wollen, so weiß niemand was und wie sie münzen, und das Geld kommet doch unter die Leute. Deswegen seynd auch gewisse vom Craiß bestellte und verpflichtete Münz-Wardeine verordnet. Allein diese gute Ordnung wird in praxi freylich nicht in Acht genommen. Viele Stände haben ihre heimliche oder Hecken-Münzen daneben; (121) wannenhero die Münzen schlechter seynd, als sie seyn sollten. Darum hat man sich in Nieder-Deutschland endlich verabreden müssen, was man für Geld nehmen wolle. Von Rechtswegen sollte zwar in den Craissen durch den Münz-Wardein, imgleichen durch die Münz-Probations-Täge, allen Mißbräuchen abgeholfen, auch das Geld, wenn es die Probe nicht hielte, alsobald angeschlagen und verboten werden: Aber wer kan dieses allezeit so genau beobachten? Daher hat man sich hier bey uns vereiniget, daß die Gulden oder Sechzehn-Groschenstücke auf zwölf Groschen gemünzet, und vier Groschen dem Landesherrn vor den Schläge-Schatz, Abgang und Profit gelassen werden sollten. Das muste man thun wegen der Hecken-Münzen anderer Stände. Es geschahe sothane Vereinigung durch ein rechtes Bündniß und durch solenne Zusage, welcher man auch nunmehro billig trauen muß, weil man von so grossen Churfürsten der Redlichkeit versichert ist. Sonsten wurden einige Gulden auf vierzehn Groschen gemünzet, wie die Chur-Sächsischen Halskraussen-Gulden, und die Chur-Brandenburgischen so genannten Friedrich Wilhelms-Gulden mit der Nase denn die Nase ist so groß darauf, daß der Churfürst sagte: Die Narren werden mir endlich gar nichts als eine Nase drauf machen. Was die Beyschläge betrifft, welche von gottlosen Leuten den guten Münz-Sorten nachgemachet werden, (122) so kan solche ein Fürst nicht allezeit verhindern, wohl aber die Verbrecher bestraffen. (123)

XXI.

(121) Die Ernestiner hatten ehedem immer ihre Hecken-Münzen, und liessen sehr schlechtes Geld prägen. Zu meiner Zeit hatte man in Jena Eisenachische Sechzehn-Groschenstücke, die am Korn über vier Groschen nicht werth waren, wenn man sie auf die Capelle brachte. Gotha münzte noch besser.

(122) Also wurden einmahl in Basel Louïs d'or von einem gewissen Glase nachgemachet, die mit güldenem Blech oder Blättlein so künstlich überzogen waren, daß man sie von den ächten nicht unterscheiden, und sie nicht anderst probiren konnte, als wenn man sie recht stark auf den Tisch warfe.

(123) Was zur Einrichtung der Münzen erfordert werde, was für Personen dazu

XXI.

Von grossen und kleinen Geld-Sorten, insonderheit von der Land-Münze.

Wer das Münz-Recht behörig exerciren will, muß beydes auf grosse und kleine Münz-Sorten bedacht seyn. Die Land-Münzen, wie z. E. unsere Dreyer, Sechser, Vierlinge ꝛc. seynd an sich schlechter, als man bey Auszahlungen im Handel und Wandel zu nehmen schuldig ist: Und also scheinet es, daß man sie nicht sollte paßiren lassen. Allein wenn nur kein Mißbrauch damit vorgienge, so würde es nichts thun. Denn es muß ein Landes-Capital seyn, welches zu täglichem Gebrauch und Verkehr unter den Leuten circuliret; Weswegen es, da es in dem Lande bleibet, einerley ist, ob die zu diesem fond bestimmte Sorten von Kupfer, Bley, oder andern Metall seyn. Wenn demnach der Fürst, indem er Land-Münze schlagen lässet, dabey einigen Profit machet; so kan man ihm solchen wohl gönnen, und den Unterthanen geschiehet kein Schaden dadurch, sintemahl dergleichen Geld in dem Lande bleibet, und nicht in Banco kommet. Nur muß der Landesherr Behutsamkeit dabey gebrauchen, und genau überschlagen, wie groß dieses Capital seyn könne und solle. Denn wo mehr Land-Münze geschlagen wird, als der Circulus erfordert, da wird Handel und Wandel gehindert und ist nichts als Schaden. Auswärtige nehmen diese Land-Münzen nicht, oder, wenn sie solche auch nehmen, so geben sie sie uns wieder, und zahlen, was sie von uns kauffen, mit solchem Gelde, daß es alles in dem Lande wie in einen Dümpfel sich sammlet, und folglich, wenn dessen zu viel ist, uns zur Last wird, also daß man fast keinen guten Gulden mehr siehet, wodurch denn ein jeder Handwerksmann in seiner Nahrung und Gewerbe gehindert wird. Hernach muß man auch die Land-Münze durch lauter treue und redliche Leute machen lassen, keineswegs aber solches Geschäffte einem Juden überrtragen, wenn er gleich mehr bietet, als andere. Darum hat sowohl der vorige König, als auch der jetzige es nimmer zugeben wollen. Wenn einem Juden erlaubt wird, etwa vor 30000. Thaler Land-Münze zu machen, so münzet er wohl mehr als noch einmahl so viel; wie an einem gewissen Hofe geschehen, und dadurch das ganze Land mit liederlichen Sechsern überschwemmt worden ist. Sonst fin-

zu gehören, wie die Mißbräuche abzustellen, ꝛc. davon hat sehr gründlich, pragmatisch und politisch gehandelt Mr. *Boizard* in seinem Traite des Monnoyes de leurs circonstances & dependences. (à Paris 1658. 8vo. imgleichen 1714. 2. vol. 12mo.) Der Autor war selbst Conseiller des monnoyes, oder Münz-Rath bey dem Könige in Frankreich, welche Charge mehr zu bedeuten hat, und einem Lande nützlicher ist, als viele andere wunderliche Titel, die man heutiges Tages erdenket. Unter andern weiset auch Boizard, daß in Frankreich die Feuer-Straffe, womit in Deutschland die falschen Münzer belegt werden, nicht recipirt sey. Die Franzosen hacken einen falschen Münzer die Finger ab, und wenn er grossen Schaden verursachet, wird er zwar ums Leben gebracht, aber doch nicht verbrannt.

findet sich bey den Land-Münzen auch diese Beschwerlichkeit, daß dergleichen Geld, weil viel Kupfer dabey ist, (124) bald nachgemachet wird, und also viele Beyschläge sich mit einschleichen. Ausser dem aber seynd Land-Münzen, wenn sie recht eingerichtet werden, nicht zu verwerfen; wie sie denn auch zu allen Zeiten in allen Reichen im Gebrauch gewesen. Zum Handel und Wandel ist beydes grosses und kleines Geld nöthig und nützlich. Darum tauget es nichts, wenn in einem Lande von einer oder der andern Gattung entweder zu viel oder zu wenig ist. Lauter grosses oder ganzes Geld schicket sich nicht zu dem Manufactur-Wesen, weil man nicht wechseln kan. Wir Deutsche haben allerhand Sorten von Münzen, und ist also mit dem Geldwesen in diesem Stücke die Einrichtung unvergleichlich. In einigen andern Reichen hingegen, sonderlich in Engelland, ist es ein Fehler, daß der kleinen Sorten gar zu wenig seynd. Die Engelländer zwar spühren es eben so sehr nicht, weil sie reich seynd; inzwischen aber ist und bleibet es doch ein Gebrechen: denn es könnte ja einmahl kommen, daß das Geld im Reiche abnähme. Scheide-Münze ist zum täglichen Handel und Wandel überall bequem und unentbehrlich. Doch das ist auch nicht gut, wenn die Münzen gar zu klein seynd. Deswegen schläget der Czaar itzo mehr grosse Münzen, als sonst in Moscau angetroffen wurden. Vor diesem hatten die Russen fast lauter kleine Copeken, welche sehr unbequem waren. Wenn man einem ein Capital zahlen wollte, muste man erst lange zehlen, und einen ganzen Korb voll haben. (125) Indessen aber war gut Silber bey den Copeken, und deswegen taugten sie desto besser zum einschmelzen. Die Türken haben ihre kleinen Aspers, wobey eben diese Unbequemlichkeit obwaltet. In Pohlen, wo es überhaupt mit dem Münzwesen schlecht bestellet ist, äussert sich auch dieser Mangel; weswegen man so viel fremdes Geld hat einführen müssen. Groschen und Sechskreutzerer siehet man zwar genug in Pohlen; aber der Sigismund mit den rothen Backen gucket überall heraus.

XXII.

(124) Wenn ich für einen Gulden oder für 16. ggr. Land-Münze habe, so habe ich in der That weniger an Silber oder Korn, als an einem ganzen Gulden: Denn ein ganzer Gulden ist ordentlicher Weise auf 12. ggr. gemünzet, die Land-Münzen aber (so viel deren nehmlich auf einen Gulden gerechnet werden) nicht. Darum pfleget man bey den Geld-Sorten genau Achtung zu geben, ob darauf stehet Land Münz oder nicht.

(125) Darum zehlt man bey uns und in Berlin die Sechser nicht, wenn viel zu zahlen ist, sondern man wiegt sie. Was würde es sonst für Weitläufftigkeit im Zehlen machen?

XXII.

Mittel, das Münzwesen im gutem Stande zu erhalten; imgleichen von der Schönheit des Gepräges.

Wenn die Münzen von gewinnsüchtigen Leuten schelmischer Weise beschnitten werden; so wird deren Valor oder Korn vermindert, und dadurch fides publica und Handel und Wandel sehr zerrüttet und gehemmet, weil niemand solche Münzen mehr nehmen will. Das haben die Engelländer mit ihrem Schaden erfahren, als in dem vorigen Jahrhundert ihr Münzwesen in sehr schlechtem Zustande und das Geld dergestalt beschnitten war, daß es mehr als um den dritten Theil an seinem wahrhafften Werth Abgang gelitten: Weswegen sie sich auch genöthiget sahen, zu dem Ryswickischen Frieden zu schreiten. Die goldene Münzen, sonderlich aber die Ducaten, weil sie weicher seynd als Silber-Geld, können am leichtesten beschnitten werden; darum pfleget man auch die Ducaten zu wägen. Indessen aber seynd die Silber-Münzen davon auch nicht frey. Wenn man noch alte Burgundische Thaler siehet, so findet sich, daß sie, weil sie von feinem Silber, meistens beschnitten seynd. Deswegen werden heutiges Tages die meisten Münzen also gepräget, daß ein Reiff oder ausgezackter Rand rings herum gehet, (126) weil man solchergestalt so gleich sehen kan, ob eine Münze noch unversehrt oder beschnitten sey. Diejenigen, welche sich unterstehen das Geld zu beschneiden, (wie denn sonderlich die Juden deshalben sehr verdächtig seynd) verdienen ohne Ansehen der Person scharf gezüchtiget, auch wohl, nach Beschaffenheit der Umstände, mit der Todes-Straffe beleget zu werden, (127) als Turbatores commerciorum et fidei publicae. Denn bey den Münzen ist fides publica unumgänglich nöthig, daß niemand damit betrogen werde. Darum ist es gut, wenn nicht nur des Herrn Bild, nebst dem Valor; sondern auch der Nahme oder das Zeichen des Münzmeisters darauf stehet, damit man sich an denselben halten könne, wenn er Malversationen machet. Das ist aber noch nicht genug; sondern man muß auch Acht geben auf die fremde Münze, welche ins Land kommet. Deswegen hat man in wohl eingerichteten Städten Münz-Wardeins, welche die verdächtigen Sorten auf die Capelle setzen, probiren, und anzeigen, was nichts tauget. Auf solche Art kan man bald wissen, wer das böse Geld einführet, mithin solches sogleich verbieten, anschlagen, u. s. w. Daß man übrigens keine He-

(126) Diesen Reiff oder Rand um die Münzen nennen die Franzosen *le Grenetis*. S. von diesem Wort des *Savary* Dictionnaire de Commerce. Die alten Römer hatten auch ihre sogenannten Numos serratos, deren Rand fast wie die Zähne an einer Säge (in modum serrae) ausgezackt war.

(127) Ich habe in Nürnberg gesehen, daß einem Kerl der Kopf abgeschlagen worden, welcher Ducaten beschnitten, und, so lange er solches Handwerk getrieben, nicht mehr als zwey und dreyßig Ducaten profitiret hatte.

Hecken-Münzen verstatten, auch die Juden nicht münzen lassen solle, ist bereits oben erinnert worden. Mit einem Worte, es muß in dem Münzwesen gute Ordnung und genaue Aufsicht gehalten werden, damit kein Unterschleif vorgehen könne. Endlich wollen einige, daß man bey den Münzen auf die Schönheit des Gepräges grössere Sorgfalt, als insgemein geschiehet, wenden solle. Nun ist wohl wahr, daß eine Münze, die besonders schön geschlagen ist, etwas reizendes hat, und die Leute mehr anlocket. Deswegen seynd die alten Griechischen und Römischen Münzen so berühmt und beliebt. (128) Die Florentiner haben durch ihre schöne güldene und silberne Münzen, die sie ehedem schlagen lassen, (129) den Vortheil erhalten, daß sie die Handlung nach Tunis in Africa an sich gezogen. Denn die Tunetaner handelten sonst nur mit den Genuesern. Als aber der König von Tunis das schöne Geld der Florentiner gesehen hatte, gefiel ihm solches so wohl, daß er sagte: Lasset mir die Kerls öffter herkommen! Damit bekamen die Florentiner Gelegenheit, mit ihrer Handlung nach Africa die Pisaner und Genueser herunter zu stechen. Es ist demnach eine ausgemachte Sache, daß die schönen Geld-Sorten, welche wohl in die Augen fallen, jedermänniglich vor andern angenehm seynd. Also werden die schönen Thaler und Gulden, wie z. E. die Lüneburgischen Zwey-Drittelstücke fast von allen, sonderlich von dem Pöbel, höher gehalten als andere von schlechtern Gepräg, wenn sie gleich dem innerlichen Werth nach von gleicher Güte seynd. Die alten Blech-Münzen, darauf die Gesichter aussehen wie die Schuh-Leisten, mag man wegen ihrer Häßlichkeit kaum ansehen. Es ist dannenhero zwar ganz gut, wenn man bedacht ist, die Münzen auf eine saubere Art prägen zu lassen: daß man sie aber so gar schön und künstlich machen, und deswegen grosse Kosten darauf wenden sollte, ist nicht rathsam; man müste denn besondere Ursachen und Absichten dabey haben, wie die Florentiner, nach dem, was kurtz zuvor von ihnen erzehlet worden.

(128) Zumahlen, da auf denselben nicht nur besondere Begebenheiten (wie heut zu Tage auf unsern Gedächtniß-Münzen) sondern auch fast ihre ganze Mythologie auf das schönste und künstlichste abgebildet seynd. vid. *Spanhemii* opus de vsu & praestantia numismatum.

(129) Denn die Florentiner seynd eine sinnreiche Nation, und in allen die treflichsten Künstler, in der Mahlerey, Bildhauerey, Baukunst, Music, ꝛc. Von ihnen hat auch das Wort *Florenus* (Italiänisch *Fiorino*, Französisch *Florin*) die Benennung. [* Die ersten Floreni oder Gulden sollen zu Florenz ums Jahr 1251. geschlagen worden seyn. Andere wollen, *Florenus* habe den Nahmen a *Flore*, von der Blume oder Lilie, deren Figur auf den Münzen dieser Art zu sehen gewesen. S. *Savary* Diction. de Comm. unter dem Wort Florin.]

XXIII.

Auf was Art das Münzwesen zu verbessern und das böse Geld aus dem Lande zu schaffen sey.

Was ist aber endlich zu thun, wenn, ungeachtet aller von dem Regenten angewandten Sorgfalt, die Münze verderbt, oder viel fremdes, böses Geld im Lande ist? Ich antworte: In solchem Falle muß zwar der Landesherr auf eine Aenderung und Verbesserung ernstlich bedacht seyn; er kan aber nicht sagen: Das schlechte und geringhaltige Geld soll den Augenblick und von Stund an nicht mehr gelten. Denn wenn einer so geschwind zufahren wollte, so würde er die Unterthanen ruiniren. Es ist bald gesagt, diese oder jene Sorten sollen verschlagen seyn: Aber wo sollen nun die Unterthanen, die ja inzwischen kein anderes Geld haben, damit hinaus? Man muß also erst anderes Geld schaffen, und den Leuten Zeit lassen, damit sie des falschen los werden können. Man erkennet hieraus, daß, wenn der Regent ein Mißfallen an der Münze hat, er das Verbot nicht präcipitiren oder stracks damit herausfahren müsse. Diese und andere dergleichen Verbesserungen können nur nach und nach bewerkstelliget werden. Man muß alles vorher vorbereiten, und alsdenn die Gesetze ausgehen lassen. Zuerst kan man als eine neue Zeitung vorläuffig ausſprengen lassen, wie man damit umgehe, dieses oder jenes Geld zu verbieten. Nach einiger Zeit redet man wiederum zweifelhafft davon. Inzwischen gewinnen die Einwohner Zeit, den Verlust an den Münzen, welche verschlagen werden sollen, auf die auswärtigen zu bringen, und ihnen das Geld zuzuwälzen. Diese mögen hernach zusehen, wie sie es auch weiter schaffen. Den Leuten im Lande kan dieses nicht verdacht werden, indem ja ein jeder sich selbst der nächste ist. Hier und in Leipzig wirrde offt das Franz-Geld verboten; es konnte aber damit keinen Bestand haben. Denn die Kauff- und andere Leute sagten: Wir haben ja fast kein ander Geld. Folglich muste man die Französischen Sorten wieder nehmen. Man hätte den Leuten zuvor anderes Geld schaffen sollen, ehe man das Französische verboten hätte. Die Nürnberger verboten einsmahls die Anspachische Viergroschen-Stücke, welche Marggraf Johann Friedrich schlagen lassen; (die zwar so treflich nicht, doch auch eben nicht die schlechtesten seynd) der Marggraf war aber so gescheid, und verbot auch in seinem Lande dieses sein eigen Geld: denn sonst wäre es ja alles wieder nach Anspach gekommen; kein Fremder hätte es haben mögen, und die Anspacher hätten es gleichwohl annehmen müssen und folglich die Beschwerlichkeit und den Schaden davon allein gehabt. Du sprichst: Es ist aber eine Schande vor grosse Herren, wenn sie ihr eigen Geld verbieten. Ich antworte: Das thun sie gar offt. Wie offt haben die Oesterreicher ihr eignes Geld verboten, sonderlich unter dem Kayser Leopold?

Das

Das machen die Ministers, welche die Münze gar offt verderben, ohne daß der Herr dafür kan. Viele Minister und vornehme von Adel seynd durch das Münzen reich geworden. Wenn man sie alle ausklopfen sollte, wie wenige würden rein erfunden werden? Vornehme Leute seynd die grösten Diebe und stehlen am meisten. Uebrigens seynd in dem Deutschen Reiche die Craiß-Verordnungen in Münz-Sachen die allerbesten, so man nur wünschen kan, und vollkommen politisch eingerichtet; wenn nur darüber gehalten würde. Zum Beschluß ist noch zu gedenken, daß es sehr gut, nützlich und nothwendig sey, wenn unter den Thoren alle Fremde und Durchreisende visitiret und angehalten werden, daß sie auch das Geld, so sie bey sich haben, zeigen müssen, wie es nicht allein in Venedig, sondern auch fast in allen wohleingerichteten Reichs-Städten ist. (130) Wo dieses nicht in Acht genommen wird, da kan ja böses Geld nach der Schwere eingeführet werden. Wie will man es sonst hindern? Kipper und Wipper giebt es überall. Diesen muß man auf der Haube seyn, und wenn man sie ertappet, sie auf die Finger klopfen. Das kan aber nicht anderst als durch visitiren geschehen. Da siehet man, wer verdächtiges Geld einführet; man erfähret die Ursache und den Ursprung der verderbten Münze, und kommet also beyzeiten einem Unheil vor, wodurch sonst die Commercien höchlich ruiniret werden.

(130) Z. E. In Nürnberg, in Frankfurt, u. s. w. Die Frankfurter hielten einsmahls das Maynzische Mark-Schiff an, durchsuchten selbiges, und fanden darinnen viel falsches und unächtes Geld, weswegen sie nachgehends mit dem Churfürsten zu Maynz viel Verdrießlichkeit bekamen, wie davon in unsern Lectionen über das Deutsche Staats-Recht umständlicher ist gehandelt worden. Hingegen in vielen Fürstenthümern visitiret man kein Geld: Darum ist auch keine Policey. In Venedig und einigen andern Republiken muß man Policey lernen; sonderlich in grossen Reichs-Städten, wo Patricii seynd, die Studien und Erfahrung haben, auch gereiset seynd. In der Monarchie gehet es nicht so an; sondern da gehet alles zu geschwind, auf einmahl.

Das vierzehnte Capitel,

Von der Klugheit die Religion zum Besten des Staats zu dirigiren.

I.

Von dem Nutzen der Religion und der Schädlichkeit der Atheisterey in Ansehung des Staats.

Es ist eine schwere, delicate, auch in gewisser Masse gefährliche Sache, von der Religion zu reden und zu urtheilen. Je mehr mancher darüber nachdenket, je mehr Zweifel und Schwierigkeit findet er. Derowegen muß man hierinnen behutsam verfahren, damit man in der Mittel-Strasse bleibe. Es ist also gar viel daran gelegen, daß man in dieser Materie gesunde Lehr-Sätze fasse; theils weil in allen Republiken die Religions-Angelegenheiten viel zu schaffen machen; theils auch, weil die Religion selbst, und was davon abhanget, an sich eine Sache von gröster Wichtigkeit ist. Gewiß ist, daß, um die Wohlfahrt eines Staats zu gründen und zu befestigen, eine Religion nothwendig sey. Denn Leute, die keine Religion haben, glauben auch insgemein, daß nichts gerecht, nichts an und für sich ehrbar oder tugendhafft; ja daß Gerechtigkeit und Tugend die gröste Thorheit sey, wenn selbige von dem eigenen Nutzen und Vortheil abgesondert werden: Denn den eigenen Nutzen setzet sich derjenige zur Richtschnur in allem seinen Thun und Lassen, der von GOtt und göttlichen Dingen wenig oder nichts hält. Es giebt zwar ganze Völker, welche von keinem Gott wissen, und gar keine Religion haben, wie z. E. die Iroquois, die Leute in Canada, die Menschenfresser, u. a. m. Das hat man aus so vielen Nachrichten und Reise-Beschreibungen der Franzosen, der Spanier, der Portugiesen ꝛc. erfahren, was auch *Jaques Bernard* dawider einwendet. (1) Allein diese Exempel stos-

(1) Es ist nehmlich zwischen den *Bayle* und obgedachten *Bernard* ein Streit entstanden, ob eine aus lauter Atheisten bestehende Republic, und also ein Staat ohne Religion bestehen könnte? Bayle meynte, ja, und sagte, es wären ganze Völker, welche gar keinen Begriff noch Nahmen von GOtt hätten, oder wenigstens meynten, ihr Gott bekümmerte sich nicht um sie. Also glauben die Hottentotten zwar einen Gott, verstehen aber nichts anders darunter, als den Wind. Sie nennen ihn Humma, und meynen, wenn er böse sey, so gehe der Wind stark: Wenn er aber gut sey, so sey es still. Im übrigen leben sie wie das Vieh. Der Baron *La Hontan*, welcher lange Zeit in dem nördlichen America gewesen, und Voyages geschrieben, hat viele Nationen gesehen, die von GOtt gar nichts wissen, ist aber deswegen mit dem *Bernard* in eine Controvers gerathen, weil dieser sagte, wer denn wüste, ob alles, was *La Hontan* erzehlte, sich in Wahrheit so verhielte. Denn *Bernard* wollte behaupten: alle Menschen und

stossen den obigen Satz nicht um, indem ja niemand sagen kan, daß dergleichen wilde und keine Erkenntniß von GOtt habende Nationen sich in einem solchen Zustande befinden, daß man ihre Republic für vernünfftig, ordentlich und klüglich eingerichtet halten könnte. Lebet denn ein Volk glücklich, das in den Tag hinein und ohne Ueberlegung dahin lebet, wie das Vieh? Menschen, die vernünfftig denken und leben wollen, müssen den Schöpfer der Welt und dessen unendliche Weißheit und Macht erkennen und verehren. Hebet man die Religion auf, so wird niemahls die Tugend erkannt; sondern der scheinbare Eigennutz an derselben Stelle gesetzt werden. Zwar wir sehen, daß der Atheist nicht nach denen Grund-Sätzen lebet, die er angenommen hat, sondern nach seinen Leidenschafften, eben so wie andere Menschen, ob sie schon das fürtreflichste System der Theologie, der Religion und des Christenthums haben. Ja es ist zwischen einem theoretischen oder speculativischen Atheisten, und zwischen einem Christen, der ein ruchloses Leben führet, in der That kein Un-

und alle Nationen in der ganzen Welt hätten zu allen Zeiten eine Empfindung von GOtt und einen Gottesdienst gehabt: In dem Begriff aber von dem höchsten Wesen, und in der Art und Weise selbiges zu verehren, wären sie freylich, wie schon Cicero erkannt hat, sehr unterschieden. Dem erstgedachten *La Hontan* habe ich in Berlin gesehen, eben zu der Zeit, da er einen Bogen wider den Bernard in scharffen terminis drucken ließ. Es war ein scharffsinniger Mann. Ob ich nun zwar desselben Erzehlungen nicht in allen völliges Glauben beymessen will; denn in dergleichen Dingen und Reise-Beschreibungen kan man uns vorsagen und bereden, was man will: So haben wird doch von andern Völkern viele dergleichen von glaubwürdigen Scribenten erzehlte Exempel. S. Lockes Tract. vom menschlichen Verstand, Lib. I. cap. IV. §. 8 Daß also nicht zu zweifeln ist, daß es Völker gebe, welche nicht einmahl ein Wort in ihrer Sprache haben, wodurch das höchste Wesen angedeutet würde. Haben sie aber keine Benennung oder Wort von GOtt, so haben sie auch von demselben keinen Begriff und Concept: Denn wenn sie diesen hätten, so würden sie ihn auch durch ein Wort ausdrucken. Denn wenn wir Menschen von einer Sache einen Begriff haben oder überkommen, so haben wir auch, oder geben derselben einen Nahmen. [* Was hier in dem vorstehenden Gundlingischen Discurs von dem *La Hontan* gemeldet wird, als habe er in America Nationen angetroffen, welche gar keine Religion und keinen Begriff von GOtt gehabt, das halten wir für unrichtig und für ganz unerweißlich. Vielmehr bezeuget La Hontan gerad das Gegentheil, indem er in seinen Voyages, Tom. II. p. 123. (nach der neuen Amsterdamischen Auflage vom Jahr 1728.) schreibet: Tous les Sauvages soutiennent, qu' il faut qu' il y ait un Dieu &c. - - que l'homme n'a pas été fait par hasard, & qu' il est l' ouvrage d' un principe superieur en sagesse & en connoissance, qu' ils appellent le GRAND ESPRIT ou le maître de la vie, & qu'ils adorent de la maniere du monde la plus abstraite. Das aber hat *La Hontan* gethan, daß er in einigen Gesprächen oder Dialogues, welche er mit einem Wilden in Canada gehalten zu haben vorgiebt, diesem solche Reden in den Mund geleget, welche *Bernard* und andere für erdichtet und deswegen den La Hontan für einen Spötter der christlichen Religion gehalten haben. Mehr hievon anzuführen leidet unser Zweck nicht. Wir würden auch dieser ganzen Anmerkung überhoben gewesen seyn, wenn wir uns für berechtiget gehalten hätten, die vorstehende Gundlingische Erzehlung gänzlich zu supprimiren, oder selbige anderst als solche in dem Manuscript, das wir vor Augen haben, stehet, einzurichten und eigenmächtig umzuschmelzen.]

Unterscheid: denn beede haben ihre Begierde zur Richtschnur. Daher saget man, die practische Atheisterey sey so gefährlich als die theoretische, ja in gewisser Masse noch gefährlicher. Bayle hat diese Anmerkung, daß nehmlich ein theoretischer Atheist nicht gleich ein practischer Atheist, und gegentheils ein practischer Atheist, das ist ein ruchloser Mensch, der ein gottloses Leben führet, nicht gleich ein speculativischer Atheist sey, in seinen Pensées sur la Comete sehr getrieben, und deswegen gemeynet, ein Atheist an und vor sich schade der Republic nichts; ja es sey in der Aufführung (in practica vita) zwischen demselben und einem, der sich einen Christen nennet, kein Unterscheid. Allein ein Mensch, der eine Religion hat, dabey aber ein lasterhafftes böses Leben führet, ist doch leichter zu bekehren und wieder auf den rechten Weg zu bringen, weil er noch eine Empfindung von der Religion und eine Furcht vor der Gottheit hat. Bey einem Atheisten hingegen würdest du dergleichen Erweckungs-Mittel vergeblich anwenden: denn derselbe hat gar keine Religion, glaubt keinen GOtt, und fürchtet sich also nicht vor göttlichen Straffen. Es kan zwar kommen, daß ein Atheist, so lange ihn die Furcht vor menschlichen Straffen, oder sonst ein Affect zurück hält, äusserlich still, gerecht und ehrbar lebet: Aber wie, wenn er die Hoffnung hat, ungestrafft durchzukommen, oder eine Bosheit heimlich zu halten? Wie, wenn er stärker und mächtiger wird? Um dieser Ursache willen, thut ein Fürst nicht wohl, wenn er Atheisten in seinem Lande öffentlich dultet, (2) weil sonsten zu befürchten ist, daß das Uebel weiter um sich greiffe. Denn wenn viel Leute mit atheistischen Lehr-Sätzen eingenommen seynd, so entstehen leichtlich Conspirationen und Complots. Doch muß man blos der Atheisterey wegen keine Verfolgung anstellen, und keine Todes-Straffen setzen; sondern, wenn man weiß, daß dieser oder jener ein Atheist sey, selbigem entweder seinen Irrthum zu benehmen

(2) Ob er aber nicht bißweilen einen oder den andern dulten solle, das kommet auf die Umstände an. Was in Holland mit dem Spinoza sich begeben, ist bekannt. Wenn auch ein Regent alle dergleichen Leute tolerirete, wäre es nicht contra justitiam aut honestatem: Denn er thäte weiter nichts in seinem Lande, als was GOtt in der ganzen Welt thut. In abstracto, und gewisser Massen auch in concreto, ist die Atheisterey schädlich. Aber es folget nicht allezeit: Was schädlich ist, das muß man nicht toleriren, sondern aufs härteste verfolgen. Oder: die Atheisterey ist in abstracto abscheulich; Ergo ist es auch in praxi das allerabscheulichste Laster und die allergröste Gefahr dabey. Endlich ist das auch keine Folge: Diejenige Obrigkeit, welche Atheisten toleriret, ist selbst atheistisch, wie der närrische Schweitzer, Stuppen, der anfänglich ein Prediger gewesen, hernach in Französischen Kriegs-Diensten Brigadier geworden, und endlich 1692. in der Schlacht bey Steinkerken geblieben ist, gemeynt hat in seinem Buch de la Religion des Hollandois: wowider der Gröningische Theologus, *Braunius* geschrieben hat. S. *Bayle* Diction. in Art. Spinoza, rem. D.

nehmen suchen, oder ihn ziehen lassen. Gleichwie es aber wenig Leute giebt, die nicht wenigstens auf kurze Zeit Atheisten gewesen seyn, d. i. die nicht Zweifel und Scrupel in der Religion gefunden haben sollten: Also muß man einen sorgfältigen Unterscheid unter denen Leuten machen, welche man insgemein Atheisten nennet. Dieses hat Mr. *Benoit* in seiner Schrifft wider den Toland, als welcher ebenfalls die Atheisterey vertheidiget, wohl aus einander gesetzet. Bayle machet es zwar so plump nicht als Toland; doch hat er die Inconvenienz der Atheisterey nicht recht begriffen. Indessen aber ist auch wahr, daß man gemeiniglich mehr Lermen von der Atheisterey und derselben Schaden in der Republic machet, als es verdienet. Viele Leute kommen auch unschuldiger Weise in den Verdacht. Die Juden und Christen wurden ehedessen, wo sie hinkamen, von den Heyden für Atheisten gehalten, weil sie den Götzendienst verachteten. Heut zu Tage ist ein Geschrey über die Menge der Atheisten, und was sie für höchstgefährliche Leute seyen, daß es nicht auszusprechen ist: Und wenn man genauer nachfraget, finden sich keine, oder sehr wenige, die sichs ohnedem nicht merken lassen. Denn äusserlich lebt ein speculativischer Atheist selten anderst als die Rechtglaubigen. Der gröste Lermen in der Welt kommet gar nicht von der theoretischen Atheisterey her, sondern von der Superstition und von der practischen Gottlosigkeit. Die Bigots, die Abergläubigen, seynd viel schädlicher als die theoretischen Atheisten ordentlicher Weise würklich seynd: denn zufälliger Weise kan es freylich kommen, daß auch ein theoretischer Atheist Unruhen anfänget. Heutiges Tages werden viel Bücher wider die Atheisten geschrieben, sonderlich von Theologis: Ich glaube aber, daß diese Bemühung meist vergeblich; ja, in gewisser Masse auch nicht rathsam sey. (3) Wenn man alle die, so der

(3) *Bernard Nieuwentydt*, ein Holländischer Philosophus und Medicus, hat wider die Atheisten ein schönes Buch geschrieben, so er *Wereldbeschouwinge* genennet, und in der Französischen Uebersetzung betitelt ist: L'Existence de Dieu demontrée par les merveilles de la Nature. In dem diesem Werke vorgesetzten Präliminar-Discurs saget er nicht unbillig, das allzu viele Disputiren beförderte die Atheisterey mehr, als daß es dieselbe hinderu sollte. Und gewiß, wenn die Gelehrten so sehr darüber zanken, so bekommet mancher erst Scrupel, und die gemeinen Leute fangen erst zu zweifeln an, ob es auch mit der Gottheit so richtig sey? Eben also, wie etliche Juristen, als man vor diesem über das Principium, oder den ersten Grund-Satz des Rechts der Natur so gestritten, endlich gar gezweifelt haben, ob ein Recht der Natur sey. Darum meynet Nieuwentydt, unter allen Gründen, die zum Beweiß der Existenz GOttes dienen, seyen diejenigen, welche man aus der Betrachtung der Natur und aus der Erfahrung herleitet, die besten und für alle, auch die Ungelehrten, die begreiflichsten und kläresten. Man dürfe nur den Leuten die Werke der

der Atheisterey beschuldiget worden, durchgehet und herzehlet, so seynd, wie in der Gelehrten Historie gezeiget wird, kaum sechs darunter, denen man mit Recht den Atheisten-Titul giebt; die andern seynd fälschlich und ohne Grund in solchen Verdacht gezogen worden. Kurz, der theoretischen und systematischen Atheisten seynd sehr wenig, und diejenigen, welche es seynd, thun keinen sonderlichen Schaden: denn der tausendste versteht ihre Lehr-Sätze und vermeyntliche Beweise nicht, lieset auch ihre Bücher nicht, als welche fast durchgehends dunkel, abstract, metaphysisch, und von dem, was die Erfahrung lehret, entfernet seynd. Daher kan man auch die Thorheit dieser Leute durch physicalische Schlüsse am allerbesten widerlegen: Denn was bekümmere ich mich doch um alle subtile spitzfündige Schlüsse, wenn ich in der That solche Werke und Geschöpfe vor mir sehe, die allen menschlichen Witz und Begriff weit übersteigen?

II.

Besondere Betrachtungen über den Nutzen und die Nothwendigkeit der Religion, zur Sicherheit des Regiments.

Je genauer man die Natur und Beschaffenheit der bürgerlichen Gesellschafft und des politischen Regiments betrachtet, je deutlicher wird die Nothwendigkeit und der Nutzen der Religion zur Wohlfahrt und Sicherheit eines Staats erhellen. Es muß eine Menge Volks regieret und im Zaum gehalten werden. Die Unterthanen seynd insgemein gar keine fromme oder wiedergebohrne Menschen. Gesetzt nun, der Regent wünschete es zwar, und liesse deswegen ihnen predigen, sie vermahnen und erinnern, daß sie gerne und willig das thäten, was ihre Schuldigkeit erfordert, sähe aber, daß er solches nicht erhalten könnte; so müste er suchen, sie nur in der Furcht vor ihm zu erhalten, und zufrieden seyn, wenn äusserliche Ruhe und Friede in dem Staat nicht gestöhret würde. Nun kan er aber den Unterthanen keine Furcht, die sie zu Haltung der Gesetze antreibet, einjagen, wenn sie keine Furcht vor GOtt haben. Die Religion ist ja nichts anders als eine Lehre von GOtt, welche uns eine Furcht einpräget vor einem unsichtbaren, allmächtigen und allwissenden Wesen, welches uns gutes thun, aber auch straffen und züchtigen kan. Wer sich nun nicht fürchtet, der ist nicht gehorsam. Wer aber keinen GOtt glaubet, der fürchtet sich nicht. Wenn demnach die Unterthanen keine Religion haben; so halten sie keinen Eid, kein Versprechen, sondern thun, was ihnen beliebet, complotiren, fallen ab und gehorchen der Obrigkeit nicht. Ein Fürst, dessen Unterthanen keine Religion haben, wird nicht

der Natur, aus denen eine unbegreifliche Kunst und Allmacht des Schöpfers hervor leuchte, recht vor Augen legen; so würden sie keine Zweifel überkommen, und solchen auch keinen Zugang verstatten.

nicht lange bestehen. Derohalben pflegt ein jeder grosser Herr, sobald er auf den Thron steiget, auf die Religion zu dringen, die Unterthanen in die Pflicht zu nehmen, und sich huldigen zu lassen. Dem Fürsten ist also am meisten daran gelegen, daß die Unterthanen die Religion nicht verachten, damit sie in Furcht und Gehorsam erhalten werden. Gewissen, Religion, Scheu und Furcht vor GOtt muß die Menschen von manchen Bösen zurückhalten. (4) Ja wenn auch ein grosser Herr selbst ein Atheist wäre, so müste er gleichwohl, aus Staats-Klugheit, und um seiner eigenen Sicherheit willen, keineswegs ruchtbar werden lassen, daß er nichts von GOtt glaubete. Dahero siehet man auch, daß die grösten Tyrannen den Pöbel mit der Religion und deren Schein bethören. Uebrigens muß ein Regent sich nicht zu sehr merken lassen, daß er die Religion für die gröste Stütze und Grundfeste seiner Sicherheit halte; sonst fallen die Leute leicht auf die Gedanken, sein Eifer für die Religion sey nur ein Deckmantel seiner Herrschsucht. Denn es folget ja nicht: dieser oder jener Fürst ist mit einem grossen Religions-Eifer erfüllet; deswegen ist er ein würklich frommer, andächtiger, christlicher Herr. Cromwell war ein offenbarer Betrüger, Tyrann und gottloser Regent, gleichwohl hat keiner die Sprüche heil. Schrifft mehr im Munde geführet, den Sabbath besser gefeyret, und andere äusserliche Religions-Handlungen eifriger getrieben, als er. In der Schule und unter den Staatskundigen bleibet der Satz, daß die Religion einem Staat nothwendig und nützlich sey, gut und richtig: Nur soll man, wie gedacht, äusserlich nicht viel Wesens davon machen, damit das Volk nicht in den Wahn gerathe, die Religion werde blos als ein Kappezaum gebrauchet. (5) Die Frage, welche Bayle und andere aufgeworfen, ob eine Republic aus lauter Atheisten bestehen könne, ist abstract und unnützlich; ja an sich von geringer Erheblichkeit. Wenn wir betrachten, daß eine Republic eine höchst künstliche und durch Verträge zusammen gefügte und gleichsam geleimte Maschine sey, so finden wir auch bald, daß sie aus Menschen, die keine Religion haben, nicht wohl noch glücklich bestehen könne. Denn ein Atheist hält keine Verträge, als in so ferne es sein Nutzen erfordert, oder so lange ihn die Furcht von derselben Uebertretung zurücke hält. Wie kan also ein glücklicher und wohlbefestigter Staat ohne Religion erhalten werden? Nur muß man

(4) David hätte den Saul leicht heimlich und von hinten zu umbringen können, wenn ihn nicht die Furcht GOttes zurück gehalten hätte. Wie offt seynd Könige und Fürsten von gottlosen Buben massacriret worden? Es würde aber weit öffter geschehen, wenn es die Religion nicht noch verhinderte.

(5) Dieses hat schon *Mich. Piccartus* in commentario ad Polit. Aristotelis angemerket, da er von den Arcanis und Flagitiis Dominationis handelt.

auf der andern Seite den Satz von der Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der Religion nicht zu hoch treiben, und nicht allzusehr heraus streichen, wie viele thun, die da meynen, daß, wenn auch würklich kein GOtt, und also keine Religion wäre, dennoch unter den Menschen eine Religion eingeführet werden müste, blos zu Befestigung der Wohlfahrt und Sicherheit des Staats. Denn durch dergleichen unbedachtsame Urtheile machet man, wie schon erwähnet, die Religion, wenigstens bey dem Pöbel, nur verdächtig.

III.

Wie weit sich das Recht eines Fürsten in Religions-Sachen erstrecke.

Weil die Religion einen so grossen Einfluß in die Wohlfahrt des Staats hat, so entstehet die wichtige Frage: Ob und was für Recht und Macht ein Fürst in Religions-Sachen habe? Hiebey nun ist vor allen Dingen wohl wahrzunehmen, daß ein Fürst keineswegs befugt sey, Lehr-Sätze in der Religion, Dogmata oder Glaubens-Artickel abzufassen oder vorzuschreiben. Die Dogmata gehen denselben so wenig an, als mich oder einen andern. Gleichwie ich nun nach meinem Gutdünken keine Glaubens-Lehren einführen kan; also kan es der Fürst auch nicht. Wenn man von Glaubens-Lehren redet, redet man von Wahrheiten. Die Wahrheit muß gelehret und durch tüchtige Gründe erweislich gemachet, nicht aber Befehlsweise den Leuten aufgedrungen werden. Der Macht-Spruch: Sic volo, sic iubeo, stat pro ratione voluntas, findet hier keine Statt. Ich müste meine Vernunfft verbannen, wenn der Fürst mich zwingen könnte, dasjenige zu glauben oder für wahr zu halten, was mir doch nicht eingehet. Die Erkänntniß der Wahrheit leidet keinen Zwang. Ja, wenn ich gleich vormahls selbst gesaget hätte, dieses oder jenes sey wahr, ich sey davon überzeugt, und wolle es allezeit behaupten und dabey bleiben; ich erkennete es aber itzo besser: So könnte ich, ungeachtet aller gegebenen Versicherungen, doch von meiner vorigen Meynung abgehen. De veritate nemo potest paciſci. Dem Luther hat man vorgeworfen, er habe als Doctor Theologiae geschworen, die Catholische Religion zu vertheidigen, und nun gehe er doch davon ab. Darauf hat er ebenfalls geantwortet, daß man über Wahrheiten nicht paciſciren könnte. Der berühmte Engelländer **Thomas Hobbes** hat hier etwas über die Schnur gehauen, wenn er gemeynet, der Regent sey befugt, Lehr-Puncten zu machen. Wenn er nur den Leuten diesen einzigen Artickel liesse, daß Christus der Meßias sey; so könnte er das übrige alles determiniren. Das machet, Hobbes war ein allzustrenger und eifriger Verfechter der Monarchie, und schrieb dahero den Monarchen mehr Gewalt zu, als sich gebüh-

bühret. Wiewohl nun der Fürst nicht über das Gewissen seiner Unterthanen herrschen, oder ihnen in der Religion dieses oder jenes zu glauben aufbürden kan; so ist er doch berechtiget in denjenigen Dingen, welche nicht das wesentliche der Religion betreffen, sondern nur zu guter Ordnung und Einrichtung der Kirchen-Versammlungen gehören, zu disponiren. Denn was man Kirche nennet, ist nichts anderst als eine Gesellschafft, eine aus vielen sich zu einer Religion bekennenden Menschen bestehende Versammlung oder Gemeinde. (Persona moralis, s. mystica) Gleichwie nun alle Personae mysticae, alle Gemeinden, alle Collegia und Societäten unter dem Regenten stehen; also können auch die Kirchen sich der Aufsicht und Direction desselben nicht entziehen. Der Regent kan und muß auf alle Vniuersitates Acht geben, daß sie in ihren Schranken bleiben, und keine Unordnung oder Unruhe entstehen möge. Da nun die Religion ohnedem zu vielen Unruhen Gelegenheit geben kan, wenn sie von Personen, die gerne Aufruhr stifften, gelehret wird; so muß der Fürst zusehen, was und wie man lehret, was für Leute da seynd, ob sie tüchtig seynd, was sie für ein Leben führen, und dergleichen. Denn es ist ja höchst nöthig, daß diejenigen, welche Lehrer der Wahrheit seyn, und von dem höchsten Wesen, von der Weißheit, Güte und Gerechtigkeit GOttes solche Lehren vortragen wollen, die in der Menschen Thun und Lassen einen Einfluß haben, eine Geschicklichkeit besitzen müssen. Böse Lehrer, welche die Leute nur ärger machen, daß sie in allerhand Laster verfallen, darf ein Regent nicht toleriren. Weil es auch geschehen kan, daß die Lehrer, unter dem Prätext einer Kirchen-Disciplin, das Volk tyranniziren, und das Amt der Obrigkeit an sich ziehen; so hat ein Fürst auch hier wohl Ursache Acht zu geben. (6) Nun ist zwar kein Zweifel, daß die Christliche Religion floriret habe, ehe noch ein Christlicher Fürst gewesen: Ja es seynd fast drey Saecula verflossen, ehe ein Fürst die Christliche Religion bekennet hat. Also könnte man fragen, wo denn da des Regenten Macht oder Direction in Kirchen-Sachen gewesen sey? Es ist demnach folgendes zu merken: In den ersten Jahrhunderten waren alle Christliche Kirchen oder Versammlungen heimlich, und war es damit nicht anderst, als wenn Missionarii unter die Heyden geschicket werden, da sich keiner öffentlich darf merken lassen, daß er lehre: Sondern alles

(6) Der Lehrer Amt erstreckt sich nicht weiter, als auf die Lehr-Puncte, welche sie den Leuten erklären, und durch Vorstellung der Gründe beybringen müssen. Wenn der Fürst Lehr-Puncte machen sollte, so wollte ich lieber unter dem Pabst stehen. Der Türk mässet sich zwar dieser Gewalt an; das geschiehet aber aus Unverstand und Tummheit. Daher ist bey den Türken die ganze Religion in das Regiment eingeflochten, wie *Ricaut* in seiner Beschreibung des Ottomannischen Reichs gewiesen hat.

geschiehet unter der Hand. So lange nun die Christliche Religion wegen den grausamen Verfolgungen heimlich fortgepflanzet worden, haben diejenigen disponiret und die Versammlungen dirigiret, welche die Bekehrung verrichteten und das Volk lehreten. Darum hat auch Paulus haben wollen, die Christen sollten sich nicht von heydnischer Obrigkeit richten lassen, sondern lieber Unrecht leiden. Die vielfältigen Verfolgungen der Christen haben auch nicht aufgehöret, biß Kayser Constantin der Grosse ein Christ geworden. Nach der Zeit aber, und nachdem die Kirche sichtbar geworden, wie kan man da sagen, dieselbe könne sich dem Regenten entziehen, da man demselben ein Recht über alle Vniuersitates, Gemeinden und Gesellschafften zugestehet? Die Kirche machet mehrentheils eine grosse weitläufftige Gemeinde aus: Folglich hat der Fürst desto mehr Ursache Achtung zu geben; zumahl da sich das Volk leichtlich durch hitzige Geistlichen aufhetzen lässet. Wer dieses nicht weiß, hat keine Erfahrung, muß nicht viel gelesen haben, und in den Geschichten der ersten Saeculorum schlecht bewandert seyn. Uebrigens wird von den unruhigen Canzel-Männern unten noch etwas gedacht werden. Ich gebe dem Fürsten in Ansehn des innerlichen Wesens der Religion nichts; sondern nur das, was die äusserliche Verfassung und Anordnung betrifft. Denn gleichwie derselbe die Ober-Aufsicht über alle Ciuitates hat; also ist es auch hier mit der Kirche beschaffen. In die Lehr-Puncte oder Glaubens-Artickel muß er sich, wie gedacht, nicht mischen: Sonst änderte man nur die äusserliche Gestalt des Pabsts, und zöge demselben ein Königs-Kleid an. Kurz, man muß nicht zu weit gehen, sondern das Mittel zu treffen wissen. (7) Ich gebe auch dem Fürsten nichts, in Ansehung der sogenannten Mittel-Dinge, oder des äusserlichen Gottes-Dienstes. Denn die Religion ist entweder innerlich oder äusserlich. Die innerliche kan mir ohnehin kein Mensch nehmen; sondern die ist mir allein und meinem Gewissen bekannt, und ich kan solche auch unter den Heyden und Türken haben und behalten. Aber die äusserliche bestehet in willkührlichen Ceremonien und Gebräuchen: Und hat der P. *Simon* in seinen Lettres critiques aus dem *Maldonato* gar artig gewiesen, daß keine Religion ohne Ceremonien füglich seyn könne. Gebe ich nun dem Fürsten ein unumschränktes Recht über dieselben zu disponiren; so hebe ich in der That alle Religions-Freyheit auf, und stosse also den Grund-Satz übern Hauffen, daß die Religion frey seyn müsse. Es ist ungereimt, wenn einer saget: Er lasse mir die Freyheit in der innerlichen Religion, und schränke nur die Freyheit in

(7) Das habe ich in meinem Jure naturae & gentium in dem Capitel de juribus majestatis gethan, und das Lob vom Herrn Canzler Pfaffen in Tübingen erhalten, daß ich dem Fürsten nicht zu viel, auch nicht zu wenig beygeleget hätte.

in dem äusserlichen Gottes-Dienst ein. Dadurch nimmet er mir an und für sich alle Freyheit; denn die innerliche kan mir, wie bereits erwähnet, ohnehin kein Mensch nehmen. Man gestehet dem Fürsten in dem äusserlichen die Ober-Aufsicht und die Macht zu befehlen zu, damit alles ruhig zugehe. Zum Exempel, er muß wissen, wer in der Gemeinde lehret: Daher kan kein Fürst von dem Jure constituendi, approbandi Episcopos, Doctores, &c. ausgeschlossen werden. Wenn gleich an einem Ort die Freyheit noch so groß wäre; so hat doch der Regent Ursache auf die Lehrer zu sehen, ob es rechtschaffene Leute, oder unruhige, aufrührische Köpfe seyen. Man siehet also hieraus, daß das Recht des Fürsten in Kirchen-Sachen (Jus circa sacra) nichts besonderes, sondern eben ein solches Recht sey, dergleichen er über die übrigen Collegia hat.

IV.

Ob und in wie ferne ein Fürst die wahre Religion befördern solle.

Da, wie bekannt ist, unterschiedliche Religionen in der Welt seynd, ja auch offt in einem Lande oder Reiche die Einwohner in Ansehung ihres Glaubens-Bekänntnisses und der Art des Gottes-Dienstes nicht mit einander überein kommen, sondern sich dieserhalben in mancherley Secten oder Gemeinden theilen; so entstehet die Frage: Weil doch unter so vielerley Meynungen in dem Punct der Religion nur eine die wahre und beste seyn kan; ob nicht der Landes-Regent für sich suchen solle, die wahre Religion zu erkennen und zu ergreiffen, und hernach solche zu befördern, folglich auch andere Religionen zu unterdrucken? Auf diese Frage, welche unterschiedliche Puncte in sich hält, ist mit Unterscheid zu antworten. An und für sich in abstracto ist freylich gewiß, daß, wo die wahre Religion herrschet, dieselbe nichts als gutes würken kan. Denn die wahre Religion ist nichts anders, als eine Reihe solcher Lehren, welche uns nicht nur den wahren GOtt und dessen Eigenschafften bekannt machen; sondern uns auch antreiben, ihn kindlich zu fürchten, unser Thun und Lassen nach seinem Willen und Geboten einzurichten, den Nächsten zu lieben als uns selbst, damit wir uns, wenn wir alles dieses beobachten, nach diesem Leben das ewige zuwege bringen. Wer nun die wahre Religion hat, der hat eine unschätzbare Perle. Es wird demnach niemand leugnen, daß auch ein Fürst die wahre Religion zu suchen verbunden sey, wie überhaupt alle Menschen. Es ist auch kein Zweifel, daß ein Fürst befugt sey, die wahre Religion, die er erkannt hat, zu befördern und auszubreiten, das ist, selbige lehren und predigen zu lassen. Aber die Haupt-Frage kommet darauf an, ob derselbe solchergestalt alle andere Religionen ausrotten könne und solle? Auch hierauf kan man nicht schlechterdings antworten, son-

dern

dern mit Unterschied. Ich sage also vors erste: Wenn wir gewiß wüsten, welche die wahre Religion sey, wenn wir alle davon überzeugt wären, und lebeten in einer solchen Republic, wie die Jüdische gewesen; so gienge es vielleicht an, daß wir die andern Religionen ausrotten könnten. Wir finden, daß in der Jüdischen Republic nicht mehr als eine Religion gewesen: Es war aber auch der Staat, worinnen die Juden gelebet, eine Theocratie. GOtt war auf eine ausserordentliche Weise bey ihnen, und auf dessen Allmacht konnten sie sich verlassen. Bey ihnen war es also leicht, daß kein einziger Irrthum gelitten würde, da ihnen GOtt sichtbarlicher Weise gezeiget, daß sie die wahre Religion hätten. Die Zehen Gebote hatte ihnen GOtt mit Donnern und Blitzen gegeben, und also konnte kein Zweifel über die Wahrheit statt haben. Bey uns hingegen ist es nicht mehr so. Wenn gleich einer heutiges Tages der Wahrheit versichert ist; so wird doch noch immer disputiret. Wir haben z. E. in Deutschland drey Religionen. Die Reformirten sagen, sie hätten die wahre Religion: Das sagen aber auch die Catholicken von ihrem Glauben, und wir Lutheraner desgleichen von dem unsrigen. Höret man die Socinianer, so sagen dieselben auch also, und halten die andern alle für abergläubige: Von den Schwärmern nichts zu gedenken. Welches ist nun die wahre Religion? Insbesondere kan freylich mancher von der Wahrheit seines Glaubens überzeuget seyn; deswegen aber *ist nicht* ein jeder mit demselben gleicher Meynung. Spricht man: *Genug, wenn* der Fürst die wahre Religion erkennet; so dienet zur Antwort: Das ist gut für ihn. Deswegen aber folget nicht, daß er die übrigen, die er für falsch hält, ausrotten könne. Ein papistischer Fürst meynet auch, seine Religion sey die wahre: Ist er denn deshalben befugt, die andern zu verfolgen? Die Fürsten haben ja die Gewalt und Macht nicht, welche GOtt hat. Also müssen diejenigen, welche dergleichen Redens-Arten von Ausrottung der falschen Religion aus der Verfassung der alten Jüdischen Republic herhohlen (wie die Pfaffen zu Blois gethan, da sie den Hugenotten keinen Frieden halten wollten) hier keineswegs gehöret werden. Denn es ist itzo eine ganz andere Verfassung. Man siehet hieraus, daß man heutiges Tages, wenigstens politice, nicht ausmachen könne, welche die einzige wahre Religion sey, weil ein jeder Regent, ja ein jeglicher Mensch, sich einbildet, er habe Recht. Es haben auch die Menschen, in denen eine Empfindung und Erkänntniß der Religion ist, mehrentheils einige communes conceptus de Deo; in dem Begriffen aber von den attributis dieses GOttes, den sie verehren, dissentiren sie. Daher kommen auch die Christen nur in der Ordnung des Heils (in oeconomia salutis) nicht

alle

alle überein, ob sie schon alle sich auf diejenige Offenbahrung beruffen, welche in der Bibel und sonderlich im neuen Testamente enthalten ist. Darum seynd einige auf den Wahn gefallen, die beste Religion in einem Staat wäre die natürliche, (8) weilen aus der Christlichen die meisten Streitigkeiten entstanden, und also die Menschen dadurch nur in Ungewißheit und Zweifel verwickelt worden wären. Allein das wollte ich nicht sagen. Ein jeder kan ja die Bibel lesen, und soll sie auch lesen. Wer sie aber recht lesen und verstehen will, der muß vor allen Dingen gesetzten und unpartheyischen Gemüths seyn, die dazu erforderlichen Hülfsmittel haben, (9) auf alles auch fleißig Achtung geben und seine Vernunfft gebrauchen. Denn Vernunfft und Schrifft seynd die zwo Quellen und Lichter der menschlichen Erkänntniß, welche einander nicht zuwider seyn können, sintemahl beyde von GOtt herrühren. Aber wer brauchet seine Vernunfft, und auch die Schrifft, so wie er sie brauchen soll? Wer hat die erforderlichen Hülfsmittel? Wer ist gesetzten Gemüths? Und daher entstehen eben so viel tausend Irrthümer. Wie kanst du nun die irrenden zur Wahrheit bringen? Nicht anderst, als durch Lehren. Die Hindernisse, nehmlich die Unwissenheit und die Vorurtheile, müssen gehoben und auf die Seite geschaffet werden, damit der Strahl der Wahrheit durchdringen könne. Das kan aber nicht plötzlich oder auf einmahl geschehen; gleichwie auch die Irrthümer nicht auf einmahl gewachsen seynd.

V.

Von der Unvernunfft des Religions-Zwangs.

Hieraus folget ganz natürlich, daß ein grosser Herr niemand zu Annehmung dieser oder jener Religion zwingen solle. Die Religion muß allerdings frey seyn, und wer hier einen Zwang gebrauchet, der handelt wider das Natur- und Völker-Recht. (10) Die Religion muß man durch

(8) Hieher gehöret fürnehmlich der Verfasser der Historie der Sevaramben. Von welchem Buche Christian Thomasius in seinen Monats-Gesprächen vom Jahr 1689. P. I. p. 956. seqq. einen Auszug dargeleget hat.

(9) Zu diesen Hülfsmitteln seynd zu rechnen, Historie, Geographie, Chronologie, Antiquitäten, Philologie und Sprachen ꝛc. Wer diese nicht hat, der liesest die Bibel nur obenhin, ohne Verstand, und mißbrauchet sie nur. Die schöne Vorrede, welche *Beausobre* und *Lenfant* ihrer Französischen Edition des neuen Testamentes voran gesetzet haben, thun einem jeden hierinnen gute Dienste; er mag im übrigen studiren was er will: denn wir sollen doch alle die Bibel lesen. Ohne Historie verstehet keiner die Apostelgeschichte, geschweige denn die andern Bücher.

(10) Dieses hat *Gerhard. Noodt* in einer besondern schönen Rede (die dem ersten Bande seiner Werke angehänget ist) de Religione jure gentium libera, gründlich erwiesen. [* Mr. *Barbeyrac* hat diese Oration nebst einigen andern ins Französische übersetzet.]

durch Lehren, Beweiß-Gründe und Raisonnements fassen. Wer durch Zwang dahin gebracht wird, das Glaubens-Bekänntniß eines andern zu wiederhohlen und nachzubeten, der urtheilet und raisonniret nicht, sondern schreyet und krähet nur. Er wird ein Heuchler, d. i. er hält das doch nicht für wahr, was er mit dem Munde bekennet; denn das Herz ist ferne davon. Meine Religion ist meine Meynung: Bestehet sie nun in eines andern Meynung, so ist sie nicht mehr meine Religion. Ein solcher Mensch, der zu einer neuen Religion gezwungen wird, soll die seinige nicht behalten: Die andere will er nicht; folglich bleibet ihm gar keine. Es ist auch die Religion nicht allein eine Lehre von GOtt und seinem Willen; sondern auch mit der Ausübung im Leben vergesellschafftet. Soll ich nun etwas in Ausübung bringen; so muß ich es als wahr erkennen. Was ich aber nicht als wahr erkannt habe, um dessen Ausübung bekümmere ich mich nicht. Bin ich nun zu einer gewissen Religion gezwungen worden, wie kan ich eine Sache für wahr halten, welche ich ausser dem mit freyen Willen nimmermehr würde angenommen haben? Ich verabscheue solche vielmehr, als daß ich sie billigen sollte. Woher kommet es aber, daß man die Leute zwingen, und ihnen nicht erlauben will, daß sie frey vor sich diese oder eine andere Religion erwählen? Antwort: Das machet der Geitz, der Stolz und die Herrschsucht. Die Fürsten wollen haben, nicht nur daß ihnen die Unterthanen gehorsam seyn, sondern auch daß sie eben das glauben, was sie selbst glauben, und also mit ihnen einerley Religion hegen und bekennen sollen. Man ahmet dem Fürsten in allen andern Stücken nach; und also will er, daß man ihm auch darinnen nachahmen soll. Es verdrießt ihn, daß seine Unterthanen nicht eben den Glauben annehmen wollen, den er angenommen hat. Da kommen die Schmeichler, die hochmüthigen und arglistigen Pfaffen, und stellen ihm vor: Die Unterthanen, die eine andere Religion hätten, verlacheten diejenige, die er, der Fürst, glaube, und hielten ihn also für einen Thoren, für einen abergläubischen, u. s. w. Das ist die Ursache, warum die wenigste Toleranz unter einer monarchischen Regierung angetroffen wird. Wo hingegen ihrer viele zu befehlen haben, wie in der Democratie oder Aristocratie, da ist man so wild und so scharf nicht: Denn da haben bißweilen die, so bey dem Regiment concurriren, selbst nicht einerley Meynung in der Religion. Es wäre zu wünschen, daß alle grosse Herren diese Sache ohne Affecten und Vorurtheile recht überlegeten; so würden sie bald finden, daß, wenn sie die Unterthanen zu ihrer Religion zwingen wollen, sie nicht nur die Gränzen ihrer Gewalt überschreiten, sondern auch damit nichts ausrichten. Ja, wenn sie auch in abstracto gewiß versichert wären,

ren, daß ihre Religion allein die wahre sey; so könnten sie doch zu deren Beförderung und Ausbreitung keine Zwangmittel gebrauchen. (11) Es ist auch in Betrachtung des Staats oder der Republic nicht vonnöthen, daß nur eine Religion darinnen erhalten werde. Denn es ist doch fast keine Religion, die nicht den Satz hätte: Der Obrigkeit muß man gehorchen. Die Mittel aber, die wahre Religion zu befördern, seynd geistlich und bestehen theils in der Lehre, theils im sittlichen Leben. Ja durch einen unsträflichen exemplarischen Lebens-Wandel werden die Leute noch mehr als durch die Lehren angereitzet, und vorbereitet, daß diese desto besser in die Gemüther eindringen. Das blosse Bellen hilft nichts. Was nützet es, daß man z. E. bey uns saget: Die Lehren der Catholiken taugen nichts und stürzen die Menschen in die Verdammniß? Man zeige vielmehr gebesserte und heilige Sitten, und alsdann lasse man die Lehre erschallen. Dadurch werden mehr Menschen zum Nachdenken gebracht und veranlasset, daß sie ihre Irrthümer erkennen. (12) Kommet aber dem ungeachtet keiner auf bessere Gedanken; bekümmert euch darum nicht: Lasset alles wachsen biß zur Ernde. Zwang hilft niemand, weder dem der gezwungen wird, noch auch dem Fürsten, welcher Zwang gebrauchet. Denn darüber entstehen nur lauter Unruhen und Empörungen, wie man ehedem, unter andern, in den Niederlanden, gesehen

(11) Denn wenn die Religion die Menschen zum ewigen Leben leiten soll, so muß sie ein jeder freywillig erwählen. Wer sie gezwungen annimmt, der wählet nicht; ja er glaubt auch nicht im Ernst was er vorgiebt, sondern heuchelt und thut nur so. Es ist damit eben als wenn wir jemand ein Compliment machen, denken aber dabey etwas anders. Durch Zwang und Eigennutz können viele Leute dahin gebracht werden, daß sie sich stellen, als glaubten sie solche Dinge, welche kein Mensch, der seine gesunde Vernunfft und Sinne hat, jemahls für wahr halten kan. Gieb mir Geld, gieb mir Dragoner; so will ich theils durch Belohnungen, theils durch Zwang Anhänger bekommen, die öffentlich sagen und behaupten sollen, man könne durch ein Brett sehen, das vier Finger dicke ist.

(12) Auf einmahl kan man die irrenden nicht überzeugen. Mit manchen hat man etliche Jahre zu disputiren biß man ihn zurecht bringet: daher wenn sich die Leute nicht gleich geben, muß man nicht sagen, man wolle Feuer vom Himmel fallen lassen. Wir sind von Jugend auf mit vielen Vorurtheilen eingenommen, welche erst müssen aus dem Wege geräumet werden. Was braucht es nicht für Mühe, einem das aus dem Sinne zu bringen, was er von seiner Kinder-Muhme gehöret hat. Noch viel schwerer gehet es zu, wenn einer eine andere Religion annehmen soll, da ihm seine vorige Religion beständig also vorgetragen und eingeschärffet worden, daß er ein Kind der Verdammniß würde, wenn er solche nicht glaubete. Darum seynd ehrgeitzige, zornige, hitzige Leute gar nicht tüchtig, andere zu bessern und zu bekehren; sondern es müssen solche seyn, die eine grosse Gedult haben. Zu dem kommet ja, wie unsere Theologi auch nicht läugnen, die Bekehrung auf GOtt an, und ein Mensch hat mehr Gnade als der andere.

hat. Mit einem Wort: Die Religion darf weder durch offenbahre Gewalt und Waffen, noch auch heimlich durch List und Betrug befördert und ausgebreitet werden. Denn das letztere ist eben so schlimm als das erstere. (13) Was ist also zu thun? Ich antworte: Man lasse einen jedweden glauben was er will. Kein billiger und vernünfftiger Mittel, keine bessere Staats-Maxime ist in der ganzen Welt anzutreffen, als die Toleranz, als welche nicht nur ganz unschädlich, sondern auch zu Beförderung der Commercien unvergleichlich ist. Was hilft es dich oder andere, wenn auch gleich in deinem Lande nur eine einzige Religion ist? Es bleibt deswegen doch wahr, daß wenige auserwählt seyn; und das gilt bey einer jeden Religion. Eine jede hat ihre Irrthümer und Abwege. Ob einer sich zum Lutherischen oder zum Catholischen Glauben bekennet, das machet ihn noch nicht seelig. Ein jeglicher muß sich selbst ein gewisses Systema machen und seines Glaubens leben. Daß aber der Regent Lehrer verordnen könne, daß durch sie die Wahrheit den Leuten mehr bekannt werde, ist gar kein Zweifel, und oben schon erwähnt worden.

VI.

Von den falschen Mitteln die Religion zu befördern und auszubreiten.

So vernünfftig, ja so politisch die Toleranz oder Dultung unterschiedlicher Religionen vor alle Republiken ist; so will sie doch vielen Leuten nicht in den Kopf. Daher ist kein Wunder, daß man in manchen politischen Lehr-Büchern, wenn von der Staats-Klugheit in Religions- oder Kirchen-Sachen die Rede ist, mancherley Jesuitische Kunstgriffe, Machiavellistische Maximen, Richelieuische und Mazarinische Staats-Streiche findet. (14) Denn so bald man von der Regel, d. i. von der Toleranz, abgehet, geräth man nothwendig auf dergleichen Abwege. Zum Exempel, man spricht: Ein Fürst müsse bedacht seyn, so viel möglich, nur eine, und zwar die wahre Religion in seinem Lande zu haben. Hierauf schliesset man weiter: Wenn dieses nicht möglich sey, und der Fürst gewis-

(13) Der Jenaische Theologus *Jo. Musaeus* hat schon in seiner Schrifft wider den Veit Erbermann, den Jesuiten diese Art, die Religion durch Tücke und Ränke zu erweitern, nachdrücklich verhoben, und gewiesen, worinnen das ganze Jesuitische Systema bestünde. Nehmlich sie wollten zwar uns Protestanten nicht gleich ausrotten, aber doch die Nahrung entziehen, unsere Gerechtsame schmälern, uns verächtlich halten, von den Ehren-Stellen ausschliessen, und sonst auf allerhand Art zu beeinträchtigen suchen. Wie sie auch solches zu unsern Zeiten, so viel sie nur gekonnt, zu practiciren nicht unterlassen haben.

(14) Also hat z. E. *Buddeus* in seiner Politic Cap. V. Sect. IX. §. 8. 9. kein Bedenken getragen, dergleichen Regeln zu billigen und an die Hand zu geben. Es ist aber zu glauben, daß, wenn er die Sache bey reiffern Jahren recht überleget hätte, er diese Lehr-Sätze ganz anderst würde eingerichtet haben.

gewisser Umstände wegen sich genöthiget sehe, auch eine andere Religion im Lande zu toleriren; so solle er doch seiner Religion, als der wahren, in allen Stücken mehr favorisiren, und selbige zu erweitern und Proselyten zu machen suchen; die Glaubens-Genossen immer mehr befördern, mithin denen von der gegenseitigen Religion alles schwer und sauer machen, wenn sie stark angewachsen; das Diuide spielen; die etwa unter denselben entstandene Mißhelligkeiten unvermerkt unterhalten, oder die eine Parthey durch allerhand Liebkosungen auf seine Seite bringen, und dergleichen. Allein das seynd gar keine Sätze einer gesunden Staats-Lehre: Denn so redet ein Jesuit, ein Machiavelli, ein Richelieu, ein Mazarin, eben auch. (15) Es seynd aber und bleiben böse, unerlaubte Künste. Ein anderst ist es, wenn die von der andern Religion einen Tumult oder Krieg erhoben hätten und die herrschende Religion zu untredrucken sucheten. Denn da ist nichts daran gelegen, ob man List oder Gewalt gegen sie brauchet. Hier aber supponiret man einen solchen Zustand, wenn Ruhe und Friede im Lande und unter den Einwohnern von unterschiedlichen Religionen ist. Da soll man weder Gewalt noch List anwenden; denn beydes lauft dem Entzweck und der Natur und Eigenschafft der Religion zuwider. Der Regent soll allen seinen gehorsamen Unterthanen, ohne Unterscheid der Religion, gleiche Huld und Liebe geniessen lassen, und einen wie den andern begegnen. Denn in Ansehung der Pflichten und Schuldigkeiten der Anlagen, u. s. w. kommen alle Unterthanen miteinander überein. Genug, wenn sie alles thun was der Fürst von ihnen verlanget: Wie will derselbe aber fordern, daß alle mit ihm eines Glaubens seyn sollen? Die Menschen haben sich ja nicht um deswillen in die bürgerliche Gesellschafft begeben, daß sie einerley Religion bekennen, und von den Mitteln zur Seeligkeit einerley Meynung und Gedanken führen mögten: Sondern ihr gemeiner Entzweck ist, daß sie alle unter einem Regiment oder einer Obrigkeit ein geruhiges und stilles Leben führen und von derselben beschützet werden, hingegen auch dasjenige, was ihnen befohlen wird, ausrichten und ihrer Obrigkeit gehorchen wollen. Ob nun schon keine Republic ohne Religion seyn kan: so folget

(15) Mazarin und Richelieu sageten: Man könne zwar die Reformirten nicht ganz ausschliessen, sondern man müsse sie auch befördern; aber nur zu schlechten Diensten: Man müsse sie immer mehr und mehr herunter zu setzen und arm zu machen suchen, damit sie sich endlich aus Noth gezwungen sähen zu den Catholicken, die man ausser allem Zweiffel besser versorgen müsse, über zu gehen. Es ist ein Buch in Französischer Sprache gedruckt worden unter dem Titul, Le Politique trés Chrêtien, darinnen der Verfasser den Richelieu unter diesem Nahmen vorstellet, und dabey eben diese böse Künste zeiget, mit welchen damahls die Reformirte in Frankreich verfolget worden.

doch daraus ganz und gar nicht, daß in einem jeden Staat nur eine einzige Religion seyn müsse. (16) Haben doch vorzeiten die Römer einem jeden die Freyheit in priuatis Sacris gelassen, seine besondere Deos, Lares, Penates zu haben, und also eine durchgängige Gleichförmigkeit in der Religion gar nicht verlanget. Es hilft auch nichts, wenn man spricht, es werde vorausgesetzt, daß ein Regent die wahre Religion habe, die er befördern und rein erhalten wolle. Da müsse er vigiliren, und alle neue Ketzereyen gleich beym ersten Hervorkeimen ersticken; und das heisset bey ihnen haereses in ipsa herba supprimere. Man siehet bald, wie zweydeutig, ja wie gefährlich diese Maxime sey. Wir halten die Catholicken und die Reformirten für Ketzer; und die Catholicken uns, und so fortan. Die Socinianer beschuldigen uns einer Idololatrie. Ein Quaker sagete, wir hätten einen Hirn-Glauben, und wenn er könnte, so liesse er uns allen die Köpfe herunterschmeissen, wie die Bärenheuter zu Münster ehemahls gethan haben. Zudem fragt sich: Was ist Ketzerey? Wie, wenn Kayser Carl V. da Luther mit seiner Lehre gekommen, nach vorgedachter Staats-Maxime gehandelt und kurzum gesaget hätte: Noua haeresis supprimatur in herba? Viele Papisten tadeln auch eben deswegen diesen Kayser, daß er es nicht so gemachet, wie König Franz I. in Frankreich, der alle Reformirten unterdrucket hat. Allein das ist eben der würkliche Geist der Verfolgung. Wer durch diesen nicht gereitzt wird, der spricht vielmehr in dergleichen Fällen: Lasset es wachsen biß zur Ernde-Zeit, es mag Waizen oder Unkraut seyn. Wenn unser HErr GOtt eine einzige Religion haben wollte, könnte er hundert Mittel finden, solches zu bewerkstelligen. Wir sehen aber nicht, daß er solches brauchet: Wir sehen nicht, daß Christus also gelehret. Aus der Vernunfft sehen wir auch keinen Grund: Dahero ist es ein abstracter Wunsch, daß nur eine Religion seyn mögte, ist auch niemahls zu erwarten. Mit dem alten Testamente komme mir nur nicht aufgezogen: Sonst will ich eben so viel wider dich vorbringen, als die Spaniolen wider diejenige, welche sie bekehren wollen. Philipp II. wollte ja alle Ketzer in Europa ausrotten, und hatte schon Ketten und Bande verfertigen lassen, in welchen er die Königin Elisabeth dem Pabst zu überliefern meynete. Ich wünsche nicht, daß der Ketzereyen oder Irrthümer in der Religion, deren schon so viele tausend in der Welt seynd, immer mehr werden mögten, sage auch nicht, daß ein Herr alle Secten herbeyruffen solle: Sondern die Sache kommet darauf an, wie ein Fürst sich dabey verhalten, und ob er dem Geist

der

(16) Den Ungrund dieser Folge hat bereits *Noodt* in der oben angezogenen Oratione de religione jure gentium ab imperio libera gewiesen.

der Verfolgung Raum geben solle? Dieses leugne ich: Und diejenigen, welche verfolget werden, wehren sich, haben auch einen grossen Grund vor sich, indem sie sagen, daß es in der Religion auf die Freyheit zu denken, und nicht auf den Gehorsam ankomme. In Holland seynd mancherley Secten. Wenn es nun heisset: Gehorchet der hohen Obrigkeit; zahlet die Schatzungen, die sie euch aufleget: So stimmen alle darinnen überein, daß solches geschehen müsse. Aber in Glaubens-Sachen wollen sie eine Freyheit haben, und für diese Freyheit fechten sie: sie seynd dessen auch befugt. (17) Alle vernünfftige Leute geben zu, daß die Religion nicht könne erzwungen werden; und also kan man auch wegen der so genannten Ketzereyen keinen Geist der Verfolgung annehmen. Es heisset ja: Forschet in der Schrifft; d. i. leset selbige mit Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Nachdenken. Wie leicht kan es kommen, daß bald dieser bald jener auf Abwege geräth; zumahl bey Sachen, die nicht recht klar seynd, und unterschiedliche Auslegungen leiden. Da kommet es auf Muthmassungen an. Eine Muthmassung ist wahrscheinlicher als die andere. Strenge Beweise oder Demonstrationen kan man in Theologischen Sachen nicht allezeit fordern. Was daran abgehet, das muß der Glaube ersetzen. Der Glaube aber muß frey seyn und leidet keinen Zwang. Wo der Regent Acht giebt, daß die Lehrer ihre Lehren deutlich und mit Sanftmuth vortragen, mit gutem Exempel andern vorgehen, und ihre Zuhörer ein ehrbares Leben führen; da kan es geschehen, daß, wo einmahl die wahre Religion im Lande ist, selbige auch bleibet, und immer mehr Fortgang gewinnet. Die wahre Apostolische Religion haben wir von Anfang gehabt, und die Widersacher haben ihr nicht viel Schaden gethan. Nachdem aber die Geistlichen angefangen haben zu zanken, dabey auch liederlich zu leben; so seynd unzehliche Secten entstanden.

VII.

Bey so vielen unterschiedenen Meynungen in Glaubens- und Religions-Sachen ist kein anderes und besseres Mittel übrig, als die Toleranz. (18) Und gewiß, wenn ein grosser Herr die Toleranz gelten liesse, und

Daß nichts billiger und vernünfftiger sey als die Toleranz.

(17) S. nebst der schon oben angeführten Oratione *Nodtii* de religione ab imperio jure gent. libera, insonderheit *Sam. Werenfelsii* Dissert. de libertate conscientiarum, worinnen mit grosser Bescheidenheit alle Zweiffel beantwortet werden. conf. *Gundlingii* Oratio de Friderieianae libertate, welche in Leipzig in Kappii Collectione Orationum nachgedrucket worden.

(18) Hier muß man vor andern lesen, was der berühmte Engelländer Johann Lo-

und dabey bliebe; so würde er Unterthanen von allerley Religionen glücklich und ruhig regieren können. Wir haben davon die Exempel an Holland und Engelland, wo vielerley Religionen gedultet werden. Ja, sagen einige, das gehet bey uns, und in allen und jeden Reichen, nicht an. Ich mögte aber wohl den Grund oder die Ursache wissen, warum es nicht in allen Ländern thunlich seyn sollte. Wenn nur ein Fürst die Streitigkeiten unter den Gelehrten und unter den Geistlichen ernstlich untersagete, und das Zanken, das Poltern abstellete; so könnte alles ruhig und friedlich zugehen. In Sanfftmuth und Gelassenheit kan die wahre Religion immerfort gelehret und geprediget werden; nur nicht mit Schreyen und Schelten. Aber das ist eben schlimm, daß der Geist der Toleranz die allerwenigsten regieret. Die meisten treibet der Geist der Verfolgung; und der Eifer des HErrn (denn dafür halten sie ihren unbändigen Affect) frisset sie. Wenn Gesetze gemacht würden, daß die, so wider die Toleranz handelten, an Leib und Leben gestrafft werden, oder aller Ehre verlustig seyn sollten; so würde alles Gezänk bald aufhören. Den Priestern muß ein Gebiß ins Maul geleget werden: Denn diese seynd es, welche den grösten Lermen machen. Man bedenke nur, was D. Mayer zu Hamburg für Händel mit dem *Horbio* angefangen, da doch dieser weiter nichts gethan hatte, als daß er die Spenerischen Lehren vorgetragen. Nichts desto weniger entstund ein Feuer, eine Verfolgung, ein Tumult, welcher lediglich von dem Mayer durch *seinen Wind der* Eloquenz erreget und aufgehetzet worden. Solcher *Unfug* kan vermittelst der Toleranz am besten vermieden werden. Dahin gieng auch schon die Absicht des Olden Barnevelds bey dem in den Niederlanden entstandenen Streit der Arminianer und Reformirten über den Artickel von der göttlichen Gnade und Prädestination, welchen ohnehin die wenigsten verstehen, und bey dem sich so viel Gründe für die eine, als für die andere Partey finden. Durch das Disputiren über dergleichen Puncte werden die Leute nur verwirret, und keiner wird gebessert. Man kan auch hier keiner Religion vor der andern das Wort reden. Denn wenn die Lutheraner dürfen, schmälen sie abscheulich wider die Reformirten, und diese sparen es gegentheils auch nicht gegen uns in ihren Predigten. Aber der Churfürst Friedrich Wilhelm wuste allen diesen Unruhen und Bewegungen in seinen Landen bald ein Ende zu machen, indem er die Stürmer und Zänker absetzete. So sollten es alle Regenten machen. Ja, sagen die hitzigen Prie-

Locke von der Toleranz mit grossem Verstande geschrieben hat, woraus man in dieser höchstwichtigen, und sonst sehr schweren Materie erst gescheid werden wird. Man findet die hieher gehörigen Abhandlungen im I. Theil der ins Französische übersetzten kleinern Werke dieses Philosophi. (Oeuvres diverses de Mr. Locke)

Priester, man wehret dadurch dem Geist des HErrn. Antwort: Ein anders ist lehren und unterrichten, ein anders ist schmälen, streiten, zanken, die Irrthümer spöttisch durchziehen, die Leute, die einer andern Meynung zugethan seynd, verdammen, sie heruntermachen, allerhand verhaßte Vergleichungen anstellen, ꝛc. wie ich, zum Exempel, einmahl gehöret, daß man bey den Reformirten die Lutheraner mit dem unbekehrten Schächer verglichen hat. Durch die Toleranz können alle Unruhen gestillet werden; sonderlich, wenn man der Geistlichkeit auf der Haube ist, und sie in Schranken hält; einen unruhigen Sacheverer fortschaffet, nach Jamaica transportiret, u. s. w. Denn dergleichen Bläser seynd an allem Schuld, und also auch fürnehmlich im Zaum zu halten. (19) Es ist auch nicht unbillig: Denn ein solcher Schreyer ist ein Störer der öffentlichen Ruhe und Einigkeit unter den Bürgern, ein Urheber der Zwietracht und Factionen. Wer am ersten anfänget zu schreyen, muß exemplarisch gestraffet werden; so wird man nicht viel mehr von Religions-Streitigkeiten hören. Das gemeine Vorurtheil, da man denket, es müsse nur eine Religion seyn, machet, daß man andere nicht dulten will. Es wäre zwar zu wünschen, daß nur eine einzige Religion wäre: Es wäre sehr schön und treflich in allen Republiken, auch für den Regenten unvergleichlich, wenn alle dessen Unterthanen sich zu einem Glauben bekenneten. Deswegen wird auch niemand einem Landes-Herrn rathen, daß er die, so einer andern Religion seynd, mit Fleiß einladen, sie zusammen beruffen und sie gleichsam in seine Lande und Provinzien einführen solle. (20) Aber ein anders ist es, wenn derselbe schon unterschiedene Religionen in seinen Staaten findet, oder wenn von ungefähr eine neue Religion entstehet. In dem ersten Falle ist es ohnehin in der Politic richtig, daß es in dem vorigen Stand zu lassen; wie auch deshalben gemeiniglich schon Gesetze und Verträge vorhanden seynd. In dem letzten Falle aber streiten die Aequanimität und die Furcht einer neuen Unruhe mit einander; sonderlich wenn es heißt, daß irrige Lehren aufkommen wollen. Allein die Sache

(19) Das hat unter andern *Swift* in seinen Pensées libres sur la Religion T. I. p. 198. sq. und T. II. p. 488. sehr wohl gewiesen. [* Der Verfasser dieser durch Just von Effen, einem Niederländischen Gelehrten, aus dem Englischen ins Französische übersetzten und im Haag 1723. in zween Octav-Bändgen gedruckten Pensées libres ist nicht *Swift*, wie der seel. Herr Gundling und einige andere Gelehrte in Deutschland ehedessen geglaubet; sondern *Bernard Mandeville*, ein gebohrner Holländer, welcher sich auch durch andere Schrifften in Englischer Sprache; sonderlich durch die beruffene *Fable of the Bees* hervorgethan.]

(20) Der Churfürst Carl Ludwig von der Pfalz wollte einmahl die Socinianer einnehmen; es ward ihm aber von dem berühmten Theologen Joh. Ludwig Fabricio nicht unbillig widerrathen.

che ist nicht so gefährlich, als sie anfangs scheinen mögte. Denn erstlich kan die Toleranz allen Unfug verhindern, wenn man nur dabey die Cautel beobachtet, daß den Controversien und Zänkereyen vor allen Dingen gesteuret werden müsse. Vor das zweyte ist die Frage, was es für Irrthümer seyen? Dann, ob es auch würklich Irrthümer seynd? Denn wer wird das ausmachen und sogleich entscheiden? Und endlich viertens, kan man ja doch nicht gleich die Leute der Irrthümer wegen ausjagen und verfolgen. Wie? wenn man es uns so gemachet hätte bey der Reformation, da mitten in dem Pabstthum eine neue Lehre das Haupt empor zu heben anfieng: Wie würden wir nach der Toleranz und nach der Aequanimität oder Gemüths-Billigkeit geruffen und geseufzet haben? (21) Der Luther, der Zwingl, und andere mehr hätten ja, als die Urheber einer neuen Secte, aufs härteste bestraffet werden müssen, wenn es nach den Maximen der Zeloten gegangen wäre. Daher siehet man, wie viel daran gelegen sey, daß die Aequanimität allen vorwalte: dieselbe fliesset aber aus der Toleranz. Wenn auch schon in dergleichen Fällen Unkraut mit aufgehet; so lasse man alles wachsen: Die Wahrheit triumphiret gleichwohl. Indessen ist es genug, wenn die äusserliche Ruhe des Staats erhalten wird. Ja, spricht man, die Ruhe kan nicht erhalten werden: Es seynd irrige Lehren. Allein wer saget uns für gewiß, daß dieses wahr, jenes falsch sey? Beruffet man sich gleich auf die Theologen; so weiß man ja, daß in allen Religionen der eine das für wahr hält, was der andere für falsch ausgiebet: Zu geschweigen, daß es auf solche Art bey den Geistlichen stehen würde, die Wahrheit in Religions-Sachen zu bestimmen und ohne Wiederrede zu entscheiden. Ja, wenn man sich auch auf die Schrifft selbst beruffen wollte; so würde doch damit alle Schwierigkeit noch nicht gehoben seyn: indem ja bekannt ist, daß alle und jede in Glaubens-Sachen streitende Partheyen in der Christenheit die Schrifft vor sich anführen. Es ist und bleibet demnach ein schädlicher Irrthum, daß überall die dominirende Religion die andern alle für ketzerisch hält und supprimiren will; ja daß man sich einbildet, die von der Gegenparthey wüsten es selbst wohl, daß sie nicht recht hätten in ihren Meynungen. Denn wer will doch die Wahrheit oder den Irrthum aller Religionen ausfechten, oder andere davon überzeugen? An allem diesen Unheil ist nichts mehr schuld, als die üble unrichtige Auslegung des alten Testamentes; welches zwar in moralibus (denn die forensia und die cerimonialia fallen ohnedem weg) von allen Religionen in der Christenheit angenommen wird. Indessen aber, wenn man liefet, daß die Israelitischen Könige die, so eine andere Re-

(21) Eben dieses hat *Basnage* in der Vorrede zu seinen Annales des Provinces vnies in Ansehung Hollandes observiret.

Religion gehabt, die Heyden, vor sich her ausgerottet; so schliesset man gleich, folglich müsten wir es auch so machen; ohne zu bedenken, daß die Catholicken und andere das gegen uns eben auch retorquiren könnten. (22) Ja, wenn GOtt das klar, deutlich und ausdrücklich geboten hätte, daß man alle Ketzer ausrotten sollte, so liesse sichs noch eher appliciren. Aber so sehen wir im Gegentheil, was im alten Testamente stehet, das kan man nicht auf unsere Republiken ziehen: denn die Jüdische Republic war theocratisch, das ist, GOtt führte selbst das Regiment über das Israelitische Volk. Alle Abgötter waren also Rebellen gegen GOtt selbst: Die Propheten verkündigten unmittelbar den Willen und Befehl GOttes, daß man also von der Wahrheit derselben Religion genugsam überzeuget werden konnte. Hingegen heut zu Tage unter den Christlichen Potentaten variiren ja fast alle Religionen nur nach der Auslegung, und keine kan ein signum diuinae ἀυθεντίας zeigen. Ein jeder auch unter den Christen hält die seinige für die wahre. Ein jeder muß stark werden durch den Glauben: Der wahre Glaube aber kommet von GOtt und nicht von den Lehrern einer jeden Kirche. Wenn man auch die Bürger und Bauern bey uns Lutheranern selbst durch alle Artickel genau examiniren sollte, o wie viele Ketzereyen würden herauskommen! (e. g. in articulo de Trinitate, de mysterio incarnationis, de communicatione idiomarum &c.) Da nun die allermeisten selbst in unserer Kirche, wenn man es beym Licht besiehet, in ihrem eignen Glauben heterodox und irrig seynd; warum soll man erst unter den andern Religionen ein Ketzer-Feuer anblasen, und die Leute verfolgen, oder wenigstens unterdrücken? Der Einwurf, daß diese oder jene Religion Unruhen errege, hat wenig auf sich. Das kommet nur von den Prädicanten her, nach deren Sinn und Urtheil man von einer jeden Religion eben das sagen müste. Eigentlich aber würde nur diejenige Religion den Staat zerrütten, welche lehrete, daß man der hohen Obrigkeit keinen Gehorsam schuldig wäre. Wiewohl auch dieser Irrthum nicht eigentlich zur Religion gehörete; sondern vielmehr als ein allen vernünfftigen Menschen anstößiger und verhaßter, wie auch der Lehre einer gesunden Moral-Philosophie schnurstraks zuwider lauffender Satz billig zu verwerfen wäre. Aus diesem Grunde und nach dieser Betrachtung haben die privat- oder Winkel-Versammlungen (Conuenticula) hin und wieder viel Redens gemachet: daher die Frage entstehet, was davon zu halten sey? Ich ant-

(22) Sie bedienen sich auch würklich dieser Maxime gegen uns, und sagen deswegen, daß, wenn sie gleich uns etwas versprochen hätten, sie doch selbiges zu erfüllen nicht schuldig seyen, weil man Ketzern Treu und Glauben nicht halten dürfe, auch ein pactum contra veritatem ungültig sey. Das letzte lässet sich behaupten; nur fraget sichs: wer ist ein Ketzer?

worte: Wenn hinlängliche Muthmassungen vorhanden, daß daraus ein Unruhe in dem Staat entstehen könne; so können selbige allerdings verboten werden. Ich weiß zwar wohl, daß die Absicht derselben öfters unschuldig und keine Gefahr dabey zu befürchten sey: Es ist aber genug, wenn der Fürst spricht, er habe seine Ursachen, warum er dergleichen Zusammenkünffte nicht leiden könne. Dadurch werden die Gewissen nicht eingeschränket; sondern die öffentliche Religions-Uebung bleibet ungehindert. Nur sollen die Leute keine neue Art derselben ohne Vorwissen und wider den Willen des Fürsten erwählen. Ein jeder kan ja ausser der allgemeinen Versammlung in sein Kämmerlein gehen, und vor sich seine Andacht haben, ohne daß er nöthig hat andere dazu zu nehmen. Wer also hierinnen wider das Verboth des Fürsten handelt, der wird gestraffet, nicht der Religion halber, sondern als ein ungehorsamer halsstarriger Unterthan. Denn man kan es dem Regenten nicht verargen, wenn er bey dergleichen Fällen Verdacht schöpfet und aller Gefahr, die daraus erwachsen könnte, vorzubauen suchet. Ueber die hin und wieder bekannten Spenerischen Collegia pietatis ist vielfältig gestritten, und offt dawider geprediget worden, selbst an denen Orten, wo sie der Landes-Herr gelitten hat. Wer übrigens den Punct, die privat-Zusammenkünffte oder Conventicula betreffend, nach den Grund-Sätzen einer gesunden Staats-Lehre genauer erörtern wollte, der müste ordentlich verfahren, die Sache nach verschiedenen Umständen betrachten und insbesondere einen Unterscheid machen unter den Fragen: 1. Ob der Fürst zu verdenken sey, wenn er die Conuenticula nicht leidet? 2. Ob dieselben nicht können nützlich gebrauchet und gemißbrauchet werden? 3. Ob man indistincte dergleichen zulassen oder verbieten solle? Und endlich 4. Ob man sagen könne, daß die Obrigkeit, welche die Conuenticula abstellet, dem Geist GOttes zuwider handele?

VIII.

Weitere Betrachtung über die Toleranz nebst Beantwortung einiger Zweifel.

Wer alle die bißherigen und andere dergleichen Anmerkungen mit ruhigem und unpartheyischen Gemüthe überleget, der wird mehr und mehr finden, daß die Toleranz gar nicht unvernünfftig, sondern in alle Wege billig, nützlich und heilsam sey. Der Landes-Herr darf deswegen seine Religion, wenn es auch die wahre ist, dabey nicht versäumen oder zurücke setzen. (23) Er lässet selbige fleißig lehren. Wer Ohren hat zu hö-

(23) Wenn er selbige nur nicht durch falsche und unbillige Mittel, wie schon im VI. §. erinnert worden, auszubreiten suchet. *Albertus à Felden*, der Professor der Theologie zu Kiel, und sonst ein gelehrter Mann war, hat in seiner Politica sacra

hören, der höre. Uebrigens aber bekümmert er sich nicht um die Gedanken seiner Unterthanen. und was sie in Religions-Sachen glauben und bekennen. Was ist dem Regenten daran gelegen, ob du das in, cum et sub, oder das significat, oder transsubstantiationem glaubest? Er fordert z. E. zehn Thaler Steuer. Die giebst du ihm, und andere Unterthanen geben sie auch. Was ist denn nun für ein Unterscheid unter den zehn Thalern, die einer giebt in, cum et sub, oder mit dem significat, oder cum transsubstantiatione? Der Fürst spricht: Marchiret! Sie marchiren. Ist denn ein Unterscheid unter dem marchiren eines mit dem in, cum et sub, eines Significatisten und eines Transsubstantiationisten? Es ist eine Stelle ledig, die der Fürst besetzen will. Soll er sie einem Lutheraner geben, oder einem Reformirten, oder einem Catholicken? Antwort: Demjenigen, wer am tüchtigsten dazu ist, es mag seyn welcher es will. Es soll ein Richter gesetzet werden. Liegt denn was daran, ob ein Lutheraner, oder ein Reformirter, oder ein Catholischer den Dieb hängen lässet? Mit einem Rath des Fürsten ist es eben so, und kommet alles nur darauf an, ob einer Geschicklichkeit hat, und die Sache, wozu er gebraucht werden soll, verstehet. Ein grosser Herr soll allen mit gleicher Huld zugethan seyn, und blos wegen des Unterschieds in der Religion keinen dem andern vorziehen. (24) Auf solche Weise höret aller Neid, Mißgunst

cra eben auch in diesem Stücke nicht gründlich philosophiret. Er saget, ein Fürst müsse auch als ein Christ betrachtet werden: als ein Christlicher Fürst nun könne und müsse er alle seine Autorität und Vermögen anwenden, um die wahre Religion zu befördern. Das lautet dem ersten Ansehen nach treflich; und doch findet man, wenn man es genau betrachtet, daß z. E. die Catholicken wider uns aus eben dieser Maxime agiren und alle ihre Religions-Verfolgungen rechtfertigen können: und so auch die übrigen. Das machet, daß man die zwo Personen, den Fürsten, und den Christen, unter einander wirft. Der Fürst hat eine Macht, welche weltlich ist, und auf Gesetzgeben, Straffen und Vollziehung ankommet. Der Christ hat auch eine Macht; allein diese ist geistlich, und bestehet im lehren, ermahnen, bitten, flehen, nicht aber im Zwang, nicht in Gewalt der Waffen. S. mit mehrern im XXXIX. Stück der *Gundlingian.* die Dissert. Draco betitelt, §. XV-XXI. p. 345-360.

(24) Auch in denen Ländern, wo sonsten unterschiedliche Religionen geduldet werden, siehet man gemeiniglich hierinnen gar zu sehr auf die herrschende Religion, also daß die Regenten keine andere als ihre Glaubens-Genossen in Dienste nehmen wollen. Z. E. bey bey den Holländern wird niemand zu öffentlichen Ehren-Aemtern befördert, der nicht der Reformirten Religion zugethan ist. Es hat aber schon der Johann von Witt in seinen politischen Gründen (P. I. cap. XIV.) seinen Landsleuten diesen allzustrengen Religions-Eifer vorübel gehabt. Es kommet ja bey einer Ehren Stelle auf die Kunst zu regieren und Rath zu geben an; diese Geschicklichkeit aber hat keine Connexion mit der Religion, und kan einer der beste Rath oder Minister seyn, ob er schon einen andern Glauben hat als sein Herr. So viel ist wahr, für

und Eifersucht, alle Feindschafft, auf. Denn von dieser Unaleichheit, da nehmlich der Fürst seine Glaubens-Genossen überall vorziehet, entstehet nichts als Haß und Zänkerey. Das ist aber das Unglück, daß die Toleranz so vielen Leuten nicht anstehet. Die Geistlichen in allen dreyen Religionen wollen gerne allein herrschen: Sie wollen allein die Pfründen haben, und ihre Kinder auch also vor andern versorgt wissen: Das *Privilegium religionis* soll gelten. Daraus entstehen hernach lauter falsche und gefährliche Maximen. Es schadet dem Regenten und dem Staat nichts, wenn keine von den tolerirten Religionen enger eingeschränkt wird als die andere; sondern alle gleiche Rechte und Freyheiten zu geniessen haben. Aber diejenigen kan ein Herr freylich nicht dulten, welche lehren, man müsse die Obrigkeit abschaffen. Todt machen darf er sie deswegen nicht; sondern nur befehlen, daß sie aus seinen Gränzen weichen. Eben so ist es mit einem eifrigen Republicaner, welcher keine Monarchie leiden kan, und spricht, sie sey wider GOttes Ordnung. Kommet ein solcher in eine Monarchie, so muß er sich gefallen lassen, wenn man zu ihm saget: Gehe nach Athen, gehe nach Holland. Wenn demnach die Toleranz als etwas gutes angepriesen wird, so ist die Rede nicht von einer solchen, welche gar keine Gränzen und Schranken hätte. Es könnte ein Narr kommen und sagen, nach seiner Religion könnte man die fürnehmsten umbringen. Das ist ein Störer der öffentlichen Ruhe, welchen man nicht leiden muß. Was man sonst wider die Toleranz vorbringet, ist von schlechter Erheblichkeit. Man spricht: Wer die Toleranz einführet, giebt Gelegenheit zu Zänkereyen. Allein dieser Einwurf ist oben schon beantwortet worden. Nehmlich, wenn der Regent bey dem Grund-Satz bleibet, daß er saget: Wer der Religion wegen zanket und dem andern beschwerlich ist, soll als ein Störer der Ruhe des Staats gehalten und mit der Todes-Straffe beleget werden: So wird aller Zank bald ein Ende haben. Gesetzt, daß an einem Orte zwanzig Religionen wären, welche alle toleriret werden sollten. Nun fangen z. E. die Catholicken, oder die von irgend einer andern Religion Unruhen an; so werden sie als Friedens-Störer nachdrücklich bestraffet. Man muß Exempel statuiren, so wird der Lermen bald aufhören. Hauptsächlich muß man, wie

den Catholicken hat man sich mehr in Acht zu nehmen, weil sie bey allen Gelegenheiten die Unterthanen abzuleiten und an einen andern Ober-Herrn, d. i. an den Pabst zu weisen suchen. Darum hütet man sich billig vor den Jesuiten und jesuitisch gesinneten. Also kan man zwar in einem Staat eine gewisse Religion zum Grunde setzen; nur muß man nicht denken, daß die Tüchtigkeit der Staats-Bedienten, ohne die Uebereinstimmung in der Religion, nicht erhalten werden könne. In den Kriegs Diensten siehet man ja auch nicht auf die Glaubens-Formul.

wie bereits oben erinnert, auf die Clerisey und Priesterschafft Achtung geben. Ich bin kein Priester-Feind, bin selbst eines Priesters Sohn, habe auch schon geprediget; kan aber gleichwohl nicht in Abrede seyn, daß die Priester müssen im Zaum gehalten werden. Man wendet ferner ein: Bey der Toleranz entstünden viel Frey-Geister und Atheisten in der Republic. Allein das ist eine vergebliche Furcht, fulgur ex pelui. In der Welt ist viel Unglücks entstanden, nicht durch Atheisten, sondern durch Bigots; durch den Pabst, und andere, so die Toleranz nicht wollen gelten lassen. Es ist freylich böse und gottlos, wenn einer ein Atheist ist: Aber wie viel seynd solcher Leute? Es kan einer allerhand wunderliche Meynungen haben; deswegen ist er nicht gleich ein Atheist. Man muß die allergewissesten und kläresten Beweiß-Gründe haben, wenn einer soll für einen Atheisten gehalten werden: denn zu präsumiren ist es nicht. Practische Atheisten seynd genug in der Welt; dawider fechten wir nicht. Dergleichen Leute aber seynd nur in der Wollust und in Lastern ersoffen, wissen selbst nicht, was sie sagen, seynd Idioten, tumme Ochsen, die man für nichts halten kan. Die subtilen und theoretischen Atheisten hingegen, deren es ohnehin sehr wenige giebt, verbergen sich, und indem sie sich verbergen, seynd sie stille und machen folglich keine Unruhe in der Republic. (25) Man gebe also nur sonst Achtung, daß keine Gottlosigkeit und liederliches Wesen in dem Staat einreisse, und lehre das Volk, wie sichs gebühret: Das ist am besten. Darinnen bestehet die Gottlosigkeit, wenn man seinen Nächsten nicht liebet, als sich selbst, wenn Ehebruch, Dieberey, Aufruhr und Ungehorsam gegen die Obrigkeit im Schwang gehen. Wenn ein Regent dergleichen Bosheiten abstellet, so ist sein Staat glücklich: Die Unterthanen aber alle auch innerlich fromm zu machen, stehet nicht in seiner Gewalt, ob er es gleich wünschet. Dazu hat er eben die Prediger. Die Leute gehorchen freylich den Befehlen der Obrigkeit besser, wenn sie auch innerlich fromm seynd, daß sie nicht aus Furcht der Straffe, sondern aus Liebe gegen GOtt, aus Liebe zur Tugend, das Böse unterlassen. Daß aber die Lehrer sagen, man müsse die innerliche Frömmigkeit auch mit Gewalt zu befördern suchen, heist nichts. Denn wenn man das durch Gewalt ausrichten könnte, so hätte man der Prediger nicht vonnöthen. Diese aber sollen eben durch heilsame Lehren und überzeugende Gründe die Leute zu einem bessern Lebens-Wandel zu bringen trachten.

IX.

(25) Hieher gehöret was bereits zu Anfang dieses Capitels im I. §. von der Atheisterey und derselben Einfluß in den Staat gemeldet worden. Daß übrigens die Anzahl der würklichen Atheisten in allen Ländern und unter allen Religionen viel geringer sey, als man insgemein glaubet, hat unter andern der Verfasser der Pensées libres sur la Religion, chap. I. gezeiget.

IX.

Daß der Geist der Toleranz bey den Geistlichen am wenigsten anzutreffen.

Ob nun schon keine wohl eingerichtete Republic ohne geistliche Lehrer und Prediger seyn kan; so bleibet doch der schon mehrmahlen eingeschärfte Satz richtig, daß selbige im Zaum gehalten werden müssen. Ueberhaupt und insgemein kan man zwar von ihnen nicht sagen, daß sie Friedens-Störer seyen. Indessen aber ist es gar bald geschehen, und nur um einen kleinen Sprung zu thun, daß sie das weltliche Schwerd statt des geistlichen ergreiffen; und alsdenn tyranniſiren sie gewaltig, nicht allein die Unterthanen, sondern auch zuletzt unter sich selbst. An allen Religions-Streitigkeiten ist niemand mehr schuld als die Geistlichen, weil sie die Gabe der Toleranz nicht haben. Die Juden, von denen sie doch wissen, daß sie von Christo nichts halten, (26) dulten sie noch am liebsten, weil diese ihnen keinen Abbruch thun. So bald ein Fürst käme und sagete, er wollte einen Theil der Kirchen-Güter den Juden geben; so würde eine Revolte entstehen. Auſſer dem aber können unsere Geistliche die Juden schon vertragen. Kommet hingegen eine andere Secte ins Land, so beissen sie einander aus, gleichwie die Reformirten in Hessen und in der Pfalz die Lutheraner ausgebissen haben. Das ist eben die Klage, warum es mit der so offt gewünschten Vereinigung nicht von statten gehet. Es betrifft das Mein und Dein, und keiner will dem andern etwas einräumen. Sie fürchten sich, die von der andern Parthey möchten bey dem Landes-Herrn eher Gehör finden. Unter den Juden aber disputiret man nicht viel; und da denken wir, die Irrthümer und der Aberglaube dieses Volks seye ohnehin offenbar, und längst widerleget. Im übrigen seynd auch die wenigsten unserer Kirchen-Lehrer geschickt, die Controversien unpartheyisch zu untersuchen, und friedlich beyzulegen. Wenn man sich hundert Geistliche vorstellet, die noch so sanfftmüthig seynd; so verändern sie sich doch meistens, und halten die Probe nicht. In meinem Vaterlande hatte eine von unsern Gemeinden einen bescheidenen moderaten Prediger. Nachdem aber die Reformirten eine halbe Stunde von Nürnberg eine Kirche bekommen hatten, und die Leute sagten, der Reformirte Prediger wäre ein wackerer Mann, weil so viele Bürger aus Nürnberg ihn gerne gehöret; so trat jener Prediger, ein sonst überaus bescheidener Mann auf, und predigte dawider, so daß ein grosser Streit entstund.

(26) Ich habe einmahl mit Verwunderung gehöret, wie ich im Consistorio gesessen, daß, als ein bekehrter Jud kam und anzeigte, wie die Juden viele ärgerliche Gebeter hätten, einige Eiferer alsbald gemeynet, man sollte ihnen solche wegnehmen. Ich hingegen stellete vor: Es hiesse das nichts; wir wüsten ja ohnedem wohl, daß die Juden von unserm Meßia nichts hielten.

stund. So ist es auch dem Augustino ergangen, welcher ebenfalls sehr modest gewesen, biß er in das Donatistische Gezänke verwickelt worden: Und da er sonst in seinen Büchern von der Toleranz unvergleichlich wohl geschrieben hatte, so wurde er doch in dem Handel mit dem Donato feurig. Es bleibet also dabey, man muß den Geistlichen auf die Finger sehen; sonst kommen wir dem Pabstthum sehr nahe, wenigstens nach dem verjüngten Maaß-Stabe. Auf den Canzeln lasse man moralia predigen, und Controversien anderswo tractiren. (27) Lässet man Controversien zu, so entstehen Verbitterungen, Verfolgungen und Kriege. Frankreich und Deutschland ist durch nichts mehr verheeret worden, als durch die Religions-Kriege. Wir sind zufrieden gewesen, daß wir endlich die Toleranz wegen der drey Religionen in Deutschland erhalten haben. Es wäre aber gut, wenn wir eine grössere Toleranz zuliessen. Als der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Willhelm Socinianer einnahm, meynete der D. Fecht zu Rostock, der Reichs-Fiscal werde wider den Churfürsten dieserwegen agiren: Es ist aber nicht geschehen. Wir können inzwischen alle hieraus lernen, daß, gleichwie es uns nicht gefallen würde, wenn man uns ausjagete, also auch wir solches andern nicht thun sollen. Es kan ja bald diese, bald eine andere Secte kommen. Erst waren die Lutheraner in Deutschland; hernach kamen die Reformirten, welche von den Lutheranern angefeindet wurden, so gar, daß als der Churfürst von der Pfalz die Reformirte Religion angenommen hatte, sie von dem Kayser Maximilian II. verlangeten, daß er demselben die Chur nehmen sollte; der Kayser aber gab denen Reichs-Fürsten, welche auf die Entsetzung drangen, einen Verweiß. Es ist eine höchst wichtige Sache, daß man sich einen richtigen Begriff mache von dem Rechte der Klugheit eines Fürsten in Kirchen-Sachen, damit die Geistlichkeit keinen Schaden thue, sondern in den Schranken der Apostolischen Lehre bleibe. Daher ist es gut, daß die Geistlichen von denjenigen Handlungen, wobey sich Macht und Befehl äussert, abgesondert werden. Deswegen wird disputiret, ob die-

(27) Grotius, als er Schwedischer Ambassadeur war, hatte zween Legations-Prediger, einen Reformirten und einen Lutherischen. Wenn nun der Lutherische predigte, so refutirte er den Reformirten: Und wenn dieser predigte, so refutirte er den Lutherischen. Grotius sagte, sie sollten das Maul halten, und davor Moralia predigen. Da fuhr der Lutherische in Eifer heraus, und fragete: Ob er wollte dem heiligen Geist den Mund stopfen? Dieses ist dem Grotio erbärmlich vorgekommen, daß die wunderlichen Leute sich eingebildet, als wenn der heilige Geist durch sie redete. [* Die ganze Erzehlung findet man in den Memoires de Hollande par *Louïs Aubery, Seignenr du Maurier*, p. 458. sq.]

dieselben in den Consistoriis zu dulten seyen? Warum sollten nicht die Juristen von Consistorial-Sachen eben so gut urtheilen können? In Hamburg sitzet auch kein Geistlicher im Consistorio. Aber es ist ein Funke aus dem Päbstischen Recht, daß man sich einbildet, die Geistlichen hätten eigene Rechte; eben als ob die Juristen in Kirchen-Sachen nicht eben so wohl sprechen könnten als in Layen-Sachen. Wo die Pfaffen das Regiment führen, da siehet es allemahl übel aus: denn sie können sich des Geists der Verfolgung nicht erwehren. (28)

X.

Von der Vereinigung der Religionen; ob und auf was Art selbige möglich sey.

Man hat zum öfftern eine Vereinigung der drey Religions-Verwandten in Deutschland, oder wenigstens der Lutherischen und der Reformirten, nicht nur gewünschet, sondern auch versuchet. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß eine solche Vereinigung in abstracto sehr schön und fürtreflich vorgestellet werden kan: ob sie aber in concreto zu hoffen, oder nach dem itzigen Umständen und denen bißher gethanen Vorschlägen möglich sey, daran ist allerdings zu zweifeln. Ich wollte eher, ich weiß nicht was zu Stande bringen, als unsere drey Religionen in Deutschland bey dermahliger Verfassung zu vereinigen. Denn so bald ein Schreyer anfängt zu lermen und die Trommel zu rühren; so trommeln die andern alle nach. Vor weniger Zeit war auf dem Reichs-Tag zu Regenspurg ein ganz guter Vorschlag auf dem Tapet; itzo aber ists wiederum aus. Denn der N-m-st-r fieng an zu trommeln, die andern folgeten nach, und nun trommeln sie alle gegen einander. Durch Schrifften und Unterredungen (Colloquia) der Geistlichen geschiehet in Ewigkeit keine Vereinigung. Es hält gar schwer, die Meynungen zu verlassen, die man von seinen Lehrmeistern eingesogen und mit grosser Mühe in den Kopf gebracht hat. Fragst du: Ob denn ganz und gar keine Vereinigung der Religionen möglich wäre? So antworte ich: Wenn selbige auf eine andere Art angefangen würde, so könnte sie möglich werden. Geld muß dabey das beste thun. Ich getrauete mir das ganze Herzogthum Magdeburg entweder ganz Reformirt oder ganz Lutherisch zu machen: Aber ich müste ein paar [illegible]edte Emissarios, und, vor allen Dingen einen Sack mit Gelde ha-

(28) Zu dem König Jacob II. in Engelland, als er den Geistlichen so viel schenkete, sagete einsmahls der Spanische Gesandte: Sein Herr billigte nicht, daß er so viel weggäbe. König Jacob antwortete: Was thut denn euer König? Richtet er sich nicht nach seinem Beicht-Vater? Der Gesandte, welcher dieses nicht läugnen konnte, versetzte: Deswegen gieng es eben so wunderlich und verwirrt in Spanien zu. Den Beicht-Vater sollte ein grosser Herr gebrauchen in Dingen, so die ewige Seeligkeit beträffen; aber nicht in Staats-Sachen.

haben. Das Project der Vereinigung müste von den Politicis vorher gemacht worden seyn; nicht von den Geistlichen. Damit wollte ich zu einem Priester nach dem andern gehen, zuerst mit einem Ceremoniel präambuliren, welchergestalt das ganze Reich und der König die Vereinigung für nöthig und sehr nützlich hielte: Man würde es sehr gerne sehen, wenn ein so heilsames Werk Ingreß finden sollte: Der König würde es ihnen und ihren Kindern in Gnaden entgelten lassen ꝛc. Hernach wollte ich sagen, der König hätte auch ihre schlechte Besoldungen angesehen, und bereits Anstalten gemachet sie zu verbessern. Ich wollte ihnen auch würklich Geld geben; diesem 300, jenem 500, wieder einem andern 1000. nach Proportion, (29) und ihnen alsdann das Project vorlegen, mit der freundlichen Erinnerung, es zu lesen, reiflich zu überlegen, GOtt dabey anzuruffen, und dann ihre Gedanken darüber zu eröffnen. Was gilts, sie würden hernach sprechen: Ja, sie hätten es gelesen und überleget; sie fänden in ihren Gewissen einen Trieb dem Frieden und der vorgeschlagenen Vereinigung zu folgen? Sie seynd Menschen und tragen ihren Schatz in irdischen Gefässen, wie alle andere. In der Welt ist alles eigennützig. Ja, sprichst du, wer weiß ob es doch angienge? Antwort: Ich habe das Exempel von dem Könige in Engelland Jacob I. vor meinen Augen. Derselbe hat bey den Schotten, einen wilden, unruhigen, wunderlichen, halsstarrigen Nation die Liturgie der Englischen Kirche auf erstgemeldte Art mit Gelde glücklich eingeführet. Unsere Deutschen lassen noch weit eher und leichter sich behandeln. Darum haben gescheide Leute, welche die Welt kennen, längst angemerket, daß man mit Macht und Geld alle Religionen in der Welt vereinigen könne. Du wirst zwar sagen: Eine solche Vereinigung der Religionen komme gar zu niederträchtig und eigennützig heraus. Ich antworte aber kurz und gut: So tolerire sie eben ohne Vereinigung, wenn dir mein Vorschlag nicht anstehet. Auf eine andere Art ist keine Vereinigung zu hoffen oder moraliter möglich Die Vereinigung geschiehet nicht durch einen unmittelbaren göttlichen Trieb. Wer sich dieses beredet, der stecket in der Enthusiasterey. (30) Das Disputiren der Geistlichen ist ein ehrgeitziges Gezänke, und durch die Colloquia wird nichts fruchtbarliches ausgerichtet. Ich sage also noch einmahl: Gefället dir meine Art der Vereinigung nicht, so ergreiffe die Toleranz. Kein heilsamer Mittel, und keine bessere politische Maxime ist in

(29) Zu dem N.*** in H.** wollte ich gehen, und ihm eine ansehnliche Ober-Hof-Prediger-Stelle mit 1500. Thlr. Besoldung versprechen, vorher ihm ein Gnaden-Kreutz im Nahmen des Königs überreichen, ꝛc. Ich glaube, er sollte sich auch geben.

(30) Unter der Enthusiasterey verstehe ich alles dasjenige, was wider die menschliche Natur streitet.

der Welt zu finden. Bey der Toleranz werde ich bleiben biß an mein Ende.

XI.

Welche Secten von der Tolleranz mit Recht können ausgeschlossen werden.

So sehr ich auch für die allgemeine Toleranz aller Religionen bin, so gestehe ich doch gerne ein, daß diejenige Gemeinden oder Secten billig davon ausgeschlossen werden, welche ihrer wahren Beschaffenheit, Einrichtung und Verfassung nach, dem Regenten gefährlich und der Ruhe des Staats nachtheilig seynd. Es könnte dahero ein Landes-Herr mit Recht nicht getadelt werden, welcher z. E. weder die Catholicken, noch auch die Fanaticos und Quacker, dulten wollte. Die Römisch-Catholische Religion beunruhiget zwar an sich, und in Ansehung ihrer Lehr-Puncten, den Staat nicht: Allein ihre Geistlichkeit und Clerisey will niemand unterworfen seyn, als der Herrschafft des Pabsts; der Pabst aber hetzet sie offt auf, und erreget Tumult. Hievon hat man nicht nur neue Beyspiele; sondern auch alte, lange zuvor ehe noch von den Protestanten etwas gehöret worden. Aus eben der Ursache haben die Japaneser die Christen ausgerottet: Denn es waren lauter Catholicken daselbst. Der Pabst saget, daß die Geistlichen ihm mehr gehorchen müssen, als dem Landes-Herrn. Die Pfaffen haben den Geist der Conjuration und des Aufruhrs, und solchergestalt hangen eines Fürsten Unterthanen alle vom Pabst ab. (31) Die Quacker und andere dergleichen Schwärmer muß ein Landes-Herr auch nicht toleriren, wenn er sie nicht wohl im Zaum halten kan. Denn dieselben haben keine Hochachtung noch Ehrfurcht für Könige, Fürsten und Herren. In Engelland ziehen sie vor dem Könige nicht einmahl den Hut ab. Das hat den König William, wie er nach Engelland kam, greulich verdrossen, weil er es von den Quackern in Holland nicht gewohnet gewesen, als welche nicht so schlimm seynd, wie die in Engelland. Die Quacker sagen, sie wären in der Vollkommenheit, und hätten keiner Obrigkeit, keiner Gesetze vonnöthen. Nun hat zwar Buddeus (32) gemeynet, dieselben könnten nichts destoweniger gar wohl tole-

(31) Das hat Pufendorff in der Einleitung zu der Historie, im letzten Capitel vom Pabst, gar wohl gewiesen. [* S. auch von Tolerirung der Papisten *Thomasii* Cautel. circa præcognita jurispr. eccles. Cap. XVII. §. 55. not. x. ingleichen Pensées libres sur la Religion &c. Tom. II. p. 331. wo es heisset: „Quand je parle de tolérer les différentes „Sectes, je n'aient vuë que celles qui reconnoissent le Souverain comme la premiere „Puissance sur la Terre, tant par raport à „l'Etat, que par raport à l'Egliſe, & qui ne „dépendent pas d'un maître étranger, qui „puisse les engager dans les complots funestes „au repos public. Ce n'est uniquement que „pour cette raison, que les Papistes, & ceux „qui refusent de prêter le serment de fidélité, „doivent être absolument exclus de la Tolérance générale; mais c'est là l'affaire du „Gouvernement, & le Clergé n'y doit influer „en aucune maniere.]

(32) In dissertatione de concordia religionis Christianae statusque ciuilis, wel-

toleriret werden: Gestünden wir doch selbst, daß, wenn wir vollkommen wären, wir auch keine Regenten brauchten. Allein wir reden Bedingungsweise, und halten uns nicht für vollkommen. Ja, spricht Buddeus, man könne doch nicht sagen, daß sie gleich Lermen macheten oder Unruhe in dem Staat erregeten. Allein wie bald kan ein Quacker beweget werden, daß er anfänget zu rasen, zu wüten und zu toben? Wer kan ihnen alsdenn so leicht Einhalt thun? Wer das nicht glauben will, der lese nur die Münsterische Historie. (33) Die Wiedertäuffer, Quacker und dergleichen schwärmende Enthusiasten haben Ausschweiffungen gemachet, dergleichen man sich kaum einbilden kan. Deswegen aber will ich den Herrn Buddeum, weil er den Quackern das Wort geredet, keiner Ketzerey beschuldigen, wie die Wittenberger gethan haben. Er hat recht in abstracto; aber in concreto nicht; das ist, er hat die Sache nicht politisch betrachtet. So lange die Quacker ruhig seynd und sich stille halten, so seynd sie anzusehen als blödsinnige Leute, als mente capti; und thun also keinen Schaden: Gerathen sie aber einmahl in furorem, so ist nicht zu helfen. In Engelland giebt es insonderheit viel Quacker. Wenn nun ein Aeolus dazu kommet, wie der Cromwel gewesen, so fangen sie an zu stürmen, und reissen dem Könige den Kopf herunter. Der Englische Groß-Canzler Eduard Hyde, Graf von Clarendon hat in seiner Historie von der Rebellion und den innerlichen Kriegen in Engelland sehr wohl gewiesen, was sie für saubere Gesellen seyen. Dergleichen Leute seynd meistentheils Melancholico-Sanguinei. Wie sie denn auch offt in venere allerhand Ausschweiffungen begehen: denn wenn sie keine Anfälle von der Traurigkeit haben, so hängen sie der Wollust nach. Ins Zuchthauß sollte man solche Enthusiasten thun und sie raspeln und wacker arbeiten lassen, damit ihnen die Melancholie vergehe und sie keine Gesichter mehr sehen. In Engelland lässet man auch den Leuten zu rechter Zeit zur Ader, ehe die Hunds-Tage eintreten, damit sie nicht so leicht einen raptum bekommen. (34)

welche Abhandlung nach der Hand vermehrter in Octav herausgekommen ist. *Buddeus* hatte die Schrifften etlicher Quacker gelesen, welche ziemlich plausibel und blendend geschrieben seynd. Man kan auch davon in *Baieri* Collegio Anti-Fanatico einige Nachricht finden.

(33) In Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie kan man verschiedenes finden, so hieher gehöret. Vor andern hat *Perizonius* in historia Saeculi XVI. gründliche Nachricht davon geaeben.

(34) In keinem Lande ist das fanatische Wesen so sehr verhaßt, als in Frankreich. Im vorigen Jahrhundert lebte daselbst ein starker Fanaticus oder Visiönnaire, mit Nahmen Jean Des-Marests. Er wurde aber auch von den Franzosen abscheulich herunter gemachet. *Bayle* hat in einem eignen Artickel in seinem Dictionnaire diesen Mann weitläufftig beschrieben.

Das funfzehnte Capitel,

Von der Klugheit in Bündnissen und Gesandschafften.

I.

Verbindung dieses und der folgenden Hauptstücke mit den vorhergehenden.

Bißher ist von der Staats-Klugheit, so bey den von den Schul-Lehrern so genannten Regalibus disquiparantiae, das ist, denjenigen Majestäts-Rechten oder Regalien, da der Regent mit seinen Unterthanen zu thun hat, zu beobachten ist, gehandelt worden: Nun müssen wir auch betrachten, wie die übrigen Regalien, welche aequiparantiae heissen, weil da der Regent mit seines gleichen, das ist, mit andern Potenzien, Fürsten oder Staaten zu thun hat, gleichergestalt klüglich zu exerciren seyen. Zu den Regalien von der letztern Classe gehören, das Recht Bündnisse oder Allianzen zu machen, Gesandte abzuordnen, das Recht Krieg zu führen, Frieden zu schliessen, u. dergl. (1)

II.

Von dem Nutzen und Entzweck der Bündnisse.

Was nun die Bündnisse oder Allianzen betrifft, so ist bekannt, daß selbige überhaupt nichts anders seyen, als Verträge oder *Pacta*, welche Könige, Fürsten oder Republiken, zur Sicherheit und Nutzen ihrer Länder und Staaten, miteinander aufrichten. Ein Staat, oder ein grosser Herr, der sein Volk repräsentiret, kan angesehen werden, wie ein sehr grosses und erhabenes Gebäude, das nicht nur auf gutem Grunde stehen, sondern auch zu grösserer Sicherheit und Dauerhafftigkeit mancherley Stützen haben muß. (2) Das seynd andere Personen, welche jenem beystehen. Deswegen schliessen die Fürsten Off- und Defensiv-Allianzen. Jene, die nehmlich auf eine Offension oder Beleidigung anderer angesehen seynd, sollen selten, und nicht anderst als in der äussersten Noth, eingegangen werden. Hingegen die Defension und Beschützung ist dem Recht der Natur vollkommen gemäs, ja aller Orten und zu allen Zeiten noth-

(1) Diese Eintheilung der Regalien ist auch schon oben im VIII. Cap. §. I. erkläret worden.

(2) [* Les Estats ressemblent aux bastimens haut eslevez, lesquels, bien qu'ils soient bastis de bonnes estofes & de fortes murailles, toutesfois pour subsister longuement, ils ont besoin d'estre apuyez & estayez par dehors, avec jambages, pilliers & arcboutans; pource qu'estans menacez aussi bien par dehors que par le dedans, il se faut remparer contre toutes sortes d'efforts. So schreibet der scharfsinnige Verfasser des *Conseiller d'Etat* chap. XLIX. p. m. 288. Welche Stelle wir um deswillen hieher gesetzt, weil sie den oben ausgedruckten Gundlingischen Gedanken gar fein erläutert.]

nothwendig. Denn unter grossen Herren ist eine unaufhörliche Aemulation, wenn sie auch äusserlich ruhig scheinen. Der Zuwachs des einen erwecket bey dem andern einen Verdacht. Daher pfleget man zu sagen, daß keine Sicherheit unter den Benachbarten sey. Weil nun aber durch die Allianzen die Sicherheit gesuchet und intendiret wird; so muß man wohl zusehen, daß sothane Bündnisse klüglich eingerichtet werden und uns nicht zum Schaden gereichen. (3) Der Bündnisse können auch diejenigen nicht allezeit entrathen, welche sonst an Macht andern überlegen seynd. Doch haben die mächtigern den Vortheil, daß sie meistentheils die Wahl haben, sich zu alliiren mit wem sie wollen; welches hingegen bey den schwächern nicht allezeit angehet. Inzwischen erhellet hieraus die Nothwendigkeit der Allianzen. Es giebt zwar hin und wieder abstractive Tropfen, Schul-Füchse, die da sagen: Was ist es nöthig, solenne Bündnisse aufzurichten? Es kan ja unter privat-Personen, die es gut miteinander meynen, ohne Solennitäten, und ohne daß etwas zu Papier gebracht werden darf, eine Freundschafft erwachsen und befestiget werden: Und eine solche Freundschafft würde ja auch unter grossen Herren besser seyn als ein Bündniß. Allein Leute die also urtheilen, seynd abgeschmackte Perfectionisten, und mithin Stultisten. Es ist thöricht, sich einzubilden, als seyen diejenigen, welche regieren, alle wiedergebohren. Ja, wenn auch eine Republic in der grösten Vollkommenheit stünde; so hat sie doch böse Nachbarn, die sie verschlingen können. Ist doch die Jüdische Republic von mächtigern verschlungen worden. Man muß also auf Bündnisse bedacht seyn, nicht allein um sich zu beschützen; sondern auch um sich in den Stand zu setzen, daß man bedürffenden Falls selbst Krieg führen, und offensiue gehen könne. Ganz ohne Krieg kan man nicht seyn. Es war eine Einfalt von dem König Jacob I. in Engelland, daß er keinen Krieg führen wollte; und dadurch hat er verursachet, daß das Königreich Engelland in einen solchen verderblichen Zustand gerathen. Keiner muß denken, es sey etwas paradoxes, Krieg zu führen. Offt ist es gut, daß man auswärts Krieg hat: Sonst würden sich innerliche Unruhen hervorthun. Die Menschen seynd einmahl närrisch und leben nicht mehr im Stande der Vollkommenheit. Alle werden von den Leidenschafften beherrschet. Man siehet hieraus ferner, daß bey allen und jeden Bündnissen, die man eingehet, sie mögen auch Nahmen haben, wie sie wollen; als, Off- und Defensiv-Allianzen, Subsidien- und Commercien-Tractate, Friedens-Schlüsse, und dergl. man keine andere Absicht habe, als seinen Nutzen. So lange demnach sothane Absicht erreichet werden kan, so

(3) Hieher gehöret *Jo. Franc. Buddei* dissert. de ratione status circa fœdera.

so lange hält man sich auch verbunden, in der Allianz zu bleiben: Höret aber der Nutze auf, so höret auch das ganze Bündniß auf; wenn gleich in den Artickeln desselben nichts davon stünde, daß es des Nutzens wegen geschlossen worden. Ja, wenn gleich einer ein Bündniß gemachet hätte, mit grossen Versicherungen, daß es ewig dauren sollte, und es *ist nach* der Hand nicht mehr nützlich; so kan er davon abgehen. (4) Wer anderst denket, ist ein einfältiger Mensch, und hat keine Erfahrung. Es schliesset ja niemand ein Bündniß zu seinem eignen Untergang und Verderben; sondern zu seiner Erhaltung. Darum machete der König von Dänemark Christian IV. zu Lübeck im Jahr 1629. einen besondern Frieden mit dem Kayser Ferdinand II. Frankreich und andere beklagten sich zwar darüber und sagten, der König handelte wider das mit ihnen geschlossene Bündniß: Dieser aber antwortete klüglich, er könnte sich anderst nicht helffen. Als der König in Frankreich Heinrich IV. A. 1598. zu Vervins mit Spanien Friede machete, und die Königin Elisabeth ihm vorwarf, daß er sie, als seine Alliirte, verlassen wollte, ließ er die *Englischen* Gesandten reden und schmählen so lange sie wollten, und wendete blos zur Entschuldigung vor, daß es die Nothdurft und die Wohlfahrt seines Reichs nicht anderst erforderte. (5) Aber das ist nicht recht, daß man von der Allianz abgehet, wenn keine würkliche Noth oder Gefahr vorhanden ist, sondern dergleichen nur erdichtet wird. Die Holländer haben es uns etlichemahl so gemachet; wiewohl wir ihnen *Gelegenheit* dazu gegeben.

III.

(4) Diesen Satz habe ich in der zu Halle 1719. gehaltenen Dissert. de transactionum stabilitate & instabilitate behauptet. Die Stadt Bern hat ein ewiges Bündniß in Commercien-Sachen mit andern Cantonen geschlossen, hätte aber grossen Schaden gelitten, wofern das Bündniß hätte bestehen sollen. Es wurde deshalben bey unserer Facultät angefraget: Ob man davon abzugehen befugt wäre? Wir haben gesprochen, daß solches allerdings geschehen könnte. Und dieser Casus hat Gelegenheit zu der vorangezogenen Dissertation gegeben; denn der damahlige Respondens war ein Schweizer. Alle Bündnisse werden nach dem Nutzen abgemessen. Dahero ist eben Treu und Glaube in den Allianzen so unbeständig und wandelbar, wenn selbige auch noch so fest geschlossen, ja beschworen wären. Denn der andere weiß so gut als ich, daß der Nutze allein dabey intendiret werde, und also, wenn sich dieser geändert, auch das Bündniß selbst nothwendig alteriret werde, ob es gleich nach der Absicht der Bunds-Verwandten hat dauerhafft seyn sollen. [* Von dem Unbestand der Bündnisse hat *Franc. Bacon. a Verulamio* in seinem artigen Büchlein de Sapientia veterum, cap. V. p. m. 12. kurz und gründlich geurtheilet.]

(5) Ille indignantes audiuit; (schreibet *Camdenus*) nec alia quam vrgentis necessitatis excusatione promissa exuit, pacem serio prosecutus, quam breui, publico Galliae bono, confecit. Vnde tritis in Principes ingratos sententiolis apud vulgus per Angliam vapulauit. [* conf. *Gundlingian.* Part. XLI. p. 62. 63. und *Pelzhoffer* in arcan. stat. lib. V. cap. IX. §. 6.]

III.

Ob es rathsam sey, mit vielen ein Bündniß zu schliessen.

Ein jeder, der ein Bündniß eingehet, hat ein gewisses Interesse, einen Vortheil oder Nutzen, den er zu befördern suchet; denn man darf sich hier nichts vollkommenes einbilden. Es fraget sich also, ob man mit vielen sich in eine Allianz einlassen solle? Es scheinet zwar quaestio Domitiana zu seyn; sintemahl wir ja die Exempel von Triple- und Quadruple-Allianzen vor uns haben. Das zu Kayser Maximilians I. Zeiten zu Camerich geschlossene Bündniß, wobey viele interessiret waren, als der Kayser, Spanien, Frankreich, der Pabst, der Herzog von Mayland, ꝛc. ist auch bekannt genug. Aber die Frage ist, ob es rathsam und nützlich, sich mit vielen in ein Bündniß einzulassen? Hierauf muß man ordentlicher Weise mit Nein antworten. Denn wo viele Bunds-Verwandten, da seynd auch gar zu vielerley besondere Absichten; und folglich entstehen gar leicht allerhand Zwistigkeiten und Irrungen. Darüber zerfället das Bündniß, und einer lässet den andern im Stich. Da ist dann der letzte Betrug ärger als der erste. Das vorerwähnte Bündniß zu Cambray, (6) welches hauptsächlich wider die Venetianer gerichtet war, und ihnen den Garaus drohete, kan davon das beste Beyspiel abgeben. Der Kayser Maximilian war sehr erbittert auf die Venetianer: Der König in Spanien, Ferdinandus Catholicus, war ihnen viel schuldig, und suchete also seinen Vortheil: Die Franzosen, welche Mayland hatten, wollten ihre Eroberungen biß an Terra Ferma ausbreiten: Der Pabst war den Venetianern nicht gut, weil sie ihm an seinen Absichten, die Italiäner ganz unter das Joch zu bringen, hinderlich gewesen. Kurz, so viel Alliirte, so viel besondere Absichten waren. Der König in Frankreich Ludwig XII. schickete eine Armee nach Italien und schlug die Venetianer glücklich, so daß sie ganz Terra Ferma verlohren. Das geschah in einer gar kurzen Zeit, ehe noch Maximilian aus Deutschland nach Italien kommen konnte. Die Franzosen droheten schon biß nach Venedig selbst durch die so genannten Lagune oder Meer-Lachen durchzudringen. Da fieng der Pabst an grosse Augen zu machen und auf die Franzosen eifersüchtig zu wer-

(6) Von dieser beruffenen Ligue hat Mr. *Du Bois*, ein Vetter des Cardinals und ersten Ministers in Frankreich, ein fürtreffliches Buch geschrieben, dessen völliger Titel ist: Histoire de la Ligue faite à Cambray entre Jules II. Pape, Maximilien I. Empereur, Louïs XII. Roi de France, Ferdinand V. Roi d'Arragon, & tous les Princes d'Italie contre la Republique de Venise. II. Tomes. à Paris 1709. 12. Die Bedingnissen dieses Bündnisses kan man auch in *Petri Justiniani*, Patritii Veneti, Historia Veneta, Lib. XI. p. 216. seqq. lesen; welches ein rechtes Staats-Buch ist. Nur schreibet dieser Justiniani nicht so gut Latein, wie einige andere Venetianische Geschicht-Schreiber.

werden. Maximilian sahe die so schleunige Progressen derselben auch nicht gerne, und ließ sie fragen: Ob sie denn die Reichs-Lande, welche sie den Venetianern abgenommen, ihm nicht abtreten wollten? Sie sageten zwar Ja: Aber der Kayser merkete doch wohl, daß es den Franzosen kein rechter Ernst, und er also für ihnen in Italien nicht sicher wäre. Ferdinandus Catholicus, dessen Absicht ohnehin nicht war, Venedig ganz herunter zu bringen, sondern nur die versetzten Oerter von Otranto, Brindisi, ꝛc. ohne Geld wieder zu kriegen, besorgete, die Franzosen mögten bey dem glücklichen Fortgang ihrer Waffen von neuem Lust zu dem Königreich Neapel bekommen: Damit gieng er samt dem Pabst von dem Bündnisse ab, und beede verglichen sich mit den Venetianern, und machinirten wider Frankreich. Der Kayser Maximilian konnte allein nichts ausrichten, weil er kein Geld hatte. Vana erat sine viribus ira. Und also gieng endlich das ganze Bündniß übern Hauffen, und die Venetianer erhielten wieder was sie verlohren hatten. Vorher hatten die Venetianer, als es mit ihnen noch sehr gefährlich aussahe, den Ant. Justiniani, einen Nobili di Venetia an den Kayser geschicket, welcher *auf gar* demüthige Art um Friede bitten müssen. Sie erboten sich so gar die Hoheit des Deutschen Reichs zu agnosciren und einen jährlichen Canonem von 50000. Ducaten zu erlegen. Wie aber gedachter Justiniani, ein scharfsinniger kluger Mann, sahe, daß der Kayser unerbittlich wäre, (7) so sagte er ihm ins Gesicht: Die Republic müste es zwar *geschehen lassen*, daß sie mit allem ihren Flehen und Anerbieten *nichts erhalten könnte*; ihr Trost aber wäre, daß die Bunds-Verwandten bald uneinig werden würden, und also das Bündniß nicht lange bestehen könnte. Wenn man auch alle Allianzen, wobey viele interessirt gewesen, durchgehet, so findet man, daß sie ein gleiches Schicksal gehabt haben. (8) Wir dürffen uns nur unsere eigne Bündnisse mit Spanien, Holland, Engelland, ꝛc. vor Augen stellen. Wir sind ja allezeit dabey zu kurz gekommen und hinter das Licht geführet worden; wie z. E. im Ryswickischen, im Baadenischen Frieden. (9) Deswegen lassen sich fürsichti-

(7) Die Verbitterung des Kaysers wider Venedig war allzu groß. Es hielte auch der Französische Gesandte, Louis Hélian auf dem Reichs-Tag zu Augspurg 1510. wider die Venetianer eine hefftige und fürchterliche Rede, welche *Amelot de la Houssaie* den andern Theil seiner Histoire du Gouvernement de Venise hat beydrucken lassen.

(8) Denn sobald nur einer von der Allianz abgehet, so denket der andere, er sey auch nicht mehr gehalten. Grosse Herren machen es hierinnen, wie die Handelsleute in einer Mascopey: So bald einer aus der Gesellschafft tritt, so suchet auch der andere sich zu entziehen. conf. *Christoph. Forstner.* not. polit. in Tacit. P. I. p. 67. sqq.

(9) Wie die Präliminar-Tractaten (A. 1709.) zum Vorschein kamen, gedachten wir

sichtige Regenten nicht leicht in ein Bündniß mit vielen ein. Churfürst Friederich Wilhelm zu Brandenburg, welcher ein so kluger Fürst war, als je einer, und welcher bewundert werden wird, so lange die Welt stehet, und so lange seine Thaten im Andenken bleiben, wuste dieses gar wohl in Acht zu nehmen. Ob ihn gleich die Engelländer und Holländer zur Triple-Allianz wider Frankreich sehr angelegentlich einluden; so weigerte er sich doch beständig, darein zu treten, ungeachtet er wohl sahe, daß Frankreich dem Deutschen Reich wenig Vortheil bringen würde; ja er widerrieth die Allianz öffentlich. Hugo Grotius hat in einem politischen Bedenken, (10) welches er den Holländern gestellet, gar wohl erinnert, daß man sich hüten sollte, mit vielen sich in Bündnisse einzulassen, wo es nicht die höchste Noth erforderte: Wenigstens sollte man zum voraus denken, daß man nicht gut davon kommen würde; oder sich allemahl vorbehalten, daß man abgehen könnte, wenn man wollte; indem es allezeit gefährlich wäre, wenn man sich zu sehr attachirete. Es ist auch dieses in der That ein kluges Consilium, dessen Richtigkeit durch die Geschichte aller Zeiten sich bewähret findet. Der Schmalkaldische Bund, imgleichen die Italiänische Allianz wider den Kayser Carl V.; die Union der Evangelischen Fürsten zu Heilbronn, die Catholische Liga, ꝛc. seynd lauter Exempel von dieser politischen Maxime. (11) Denn allemahl ist es geschehen, daß einer um den andern den Kopf aus der Schlinge gezogen und die letztern im Stiche gelassen hat. Hingegen wird man kaum ein Exempel beybringen können, daß ein unter vielen errichtetes Bünd-

wir Deutsche Frankreich aufzuzehren, das Arelat wieder zu bekommen, und vielleicht auch den Lehns-Nexum von Dauphiné und Provence. Der König in Frankreich aber fande Mittel, die Alliirten zu theilen. Die Engelländer traten ab; damit war auf einmahl alles verderbet, und wir bekamen also nichts.

(10) Dieses Bedenken ist in Grotii Opusculis posthumis, (welche zu Amsterdam 1652. in 12. ans Licht getreten,) befindlich.

(11) [* Wir können nicht umhin, bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß unter andern auch der grosse Rechts-Gelehrte, Andreas Alciatus von der Wahrheit der obigen von dem seel. Herrn Geh. Rath Gundling so sehr eingeschärften Maxime überzeugt gewesen, und daher in seinen Emblematibus embl. X. p. m. 84. die mit vielen geschlossene Bündnisse gar sinnreich unter dem Bilde einer Laute (eines musicalischen Instrumentes, das wegen der vielen Saiten bekanntlich leicht sich verstimmet) vorgestellet, und solches mit schönen an den Herzog von Mayland, Maximilian Sportia gerichteten Versen erläutert hat, welche hier einen Platz verdienen. Sie lauten, wie folget:

Hanc citharam, a lembi quae forma halicutica fertur,
Vendicat & propriam Musa Latina sibi.
Accipe Dux: placeat nostrum hoc tibi tempore munus,
Quo noua cum sociis fœdera inire paras.
Difficile est, nisi docto homini, tot tendere chordas:
Vnaque si fuerit non bene tenta fides,
Ruptaue (quod facile est) perit omnis gratia conchae,
Illeque praecellens cantus ineptus erit.
Sic Itali coeunt proceres in foedera: concors
Nil est quod timeas, si tibi constet amor.
At si aliquis desciscat (vti plerumque videmus)
In nihilum illa omnis soluitur harmonia.]

niß Bestand gehabt und die gewünschte Wirkung gethan hätte. Nun ist aber in moralisch- und politischen Händeln, wo es auf die Wahrscheinlichkeit ankommet, das einer Demonstration gleich, wenn man zeigen kan, daß sich die Sache in den meisten Fällen also verhalte; gesetzt auch, daß man ein oder zwey Exempel dagegen anführen könnte.

IV.

Von den Bündnissen mit benachbarten und mit entfernten.

Es wird ferner die Frage aufgeworfen: Welches besser sey, entweder mit benachbarten oder aber mit entferntern Potenzien sich in Bündnisse einzulassen? Einige rathen lieber zu den letztern als zu den erstern; aus der Ursache, weil den Benachbarten am wenigsten zu trauen sey, als welche meistens darauf umgiengen, diejenigen, so ihnen am nächsten gelegen, zu verschlucken. Es ist auch in der That diese Furcht nicht ungegründet. Grosse Herren seynd zwar offt für ihre Person ehrlich, und gerecht: Wenn man sie aber betrachtet als Regenten, Könige und Fürsten, als solche, die den Staat oder die Republic vorstellen; so findet man, daß sie lediglich auf ihren Nutzen und Vortheil, und nicht auf ihre Verträge und Zusagen sehen. (12) Wer auch unter ihnen nicht also beschaffen ist, der wird ausgelachet. Johannes, König in Frankreich, aus dem Valesischen Hause, war von den Engelländern in der Schlacht bey Poitiers im Jahr 1356. gefangen und nach Engelland geführet worden. Er hätte entwischen können, wollte aber nicht; sondern meynte, es sey besser Land und Reich verlieren, als sein Versprechen verletzen. Deswegen saget man wohl, Johannes ist für sich ein redlicher, frommer Mann gewesen; hat aber, als ein König, nicht klug oder politisch gehandelt. Unter den Völkern ist es einmahl so eingeführet, daß man einander nicht trauet. Als vor dem Ryswikischen Frieden der Herzog von Savoyen mit dem Könige in Frankreich Tractaten pflog, fragte der Französische Gesandte: Was der König, sein Herr, für Versicherung dabey haben könnte, wenn er das, was der Herzog verlangete, wieder herausgeben sollte? Denn Frankreich war vorher schon so offt von demselben hinter das Licht geführet worden, daß ihm nicht mehr zu trauen war. Hierauf versetzte der Herzog: Versichert den König, daß ich ihm mein Wort gebe: Aber nicht

(12) Ihre Entschuldigung ist, was im *Tacito* (Ann. XIV. cap. XXXXIIII.) stehet: Habet aliquid ex iniquo omne magnum exemplum, quod contra singulos, vtilitate publica rependitur. Und was Julius Cäsar zu sagen gewohnt war:

Nam si violandum est jus, regnandi gratia
Violandum est: aliis rebus pietatem colas.

[* vid. *Cic.* de offic. Lib. III. cap. XXI. & *Sueton.* in Julio, cap. XXX.]

nicht als Herzog, oder als ein Souverain; denn in dieser Qualität würde ich der Vergrösserung meiner Macht und dem Ruhm und Nutzen meiner Staaten, nach Gelegenheit der Conjuncturen, alles aufopfern müssen. Versichert also den König, daß ich ihm mein Wort gebe, nicht in besagter Qualität; denn das hiesse nichts versprechen: Sondern als ein Cavalier und als ein ehrlicher Mann. (13) Hieraus ist leicht zu begreiffen, warum einige gesagt haben, daß es bedenklich sey, mit den Benachbarten Bündnisse einzugehen. Indessen aber kan man doch keine Regel daraus machen. Die Noth sowohl als der Nutze verbindet uns offt dazu. Nur muß man dabey, ungeachtet aller Freundschaffts-Versicherungen und Bündnisse, auf seiner Hut und in Waffen stehen, die Thore nicht offen, und sich nicht einschläfern lassen: Sonst verlieret man und wird übern Tölpel geworfen. So ist es dem König Johanni von Navarra, aus dem Hause Albret mit dem schlauen Könige in Spanien, Ferdinando Catholico ergangen. (14) Und in neuern Zeiten dem Könige in Dänemark, theils mit Moscau, (15) theils mit Schweden. (16) Man kan also schon Bündnisse mit Benachbarten machen, wenn man nur, wie bereits gedacht, die behörige Fürsichtigkeit dabey brauchet, und nicht zu sicher ist. Denn grosse Herren, als grosse Herren, halten am wenigsten Treu und Glauben. Sie leben nach ihren natürlichen Begierden. Ein jeder will, wie der Löw in der Fabel, gerne alles allein haben. Wiedergebohrne grosse Herren findest du nicht, wenn du auch noch so lange suchest. Vor ihre Person mögen sie es wohl seyn,

(13) S. Memoires de Mr. *Phelippeaux*; imgleichen *Bayle* Dictionn. im Artickel Agesilaus, rem. H. Kayser Maximilian I. pflegte zu sagen, grosse Herren hielten zwar ihr Wort auch, wie andere ehrliche Leute; aber cum glossa.

(14) König Johannes in Navarra war ein einfältiger Herr. Wenn er auf der Gasse gieng, pfiff er mit dem Maule. König Ferdinand ließ ihn ansprechen und sagte, er wollte nur einige Truppen durch das Königreich Navarra nach Engelland führen. Das glaubte jener, und ließ sie durch, damit überrumpelten sie Pampelona, machten sich Meister vom ganzen Königreich Navarra, und jagten Johannem den Pfeifer nach Frankreich, welcher auch in Bearn, wo er sich aufhielt, gestorben ist. [* In dieser Erzehlung scheinen verschiedene Umstände unrichtig zu seyn; z. E. 1) daß König Ferdinand vorgegeben, als wolle er seine Truppen nach Engelland führen: 2) daß K. Johann den Spaniern den Durchzug bewilliget, u. s. w. Indessen haben wir die Erzehlung hergesetzet, wie wir sie in dem MS. gefunden, weil wir nicht bey allen Stellen uns in historische Untersuchungen einlassen oder dieselbe rectificiren können. Welches die Leser ein vor allemahl auch bey andern dergleichen historischen Exempeln und Erzehlungen zu merken ersuchet werden.]

(15) Der König in Dänemark war nicht wenig in Aengsten, als die Flotte des Czaaren so nahe stunde, ob sie wohl beede alliirte waren. Das beste war, daß Dänemark in guter Verfassung stunde.

(16) Carl Gustav gieng nach dem Rothschildischen Frieden nach Copenhagen, unter dem Vorwand, den König zu besuchen: In der That aber spionirte er nur den Ort aus, und belagerte hernach Copenhagen.

oder es vielleicht werden, wenn sie aufs Tod-Bett kommen; (17) als Regenten aber, nehmlich in Absicht auf die Republic oder auf ihre Staaten, leben sie ganz natürlich. Ein jeder suchet dasjenige, was ihm nützlich seyn kan, und richtet darnach alle seine Anschläge. Daher erfordern es bißweilen die Umstände, daß man auch mit denjenigen Bündnisse machen muß, denen man sonst von Herzen feind ist; wenn man gleich geschworen hat, daß man mit ihnen nichts mehr zu thun haben wolle. So gieng es dem Churfürsten Friedrich Wilhelm, welcher mit den Holländern, die er so offt geschimpfet hatte, (18) endlich doch ein Bündniß schlosse. Grosser Herren Feindschafft und Freundschafft drehet sich nach ihrem Interesse, nachdem der Wind gehet. Ein grosser Herr ist wie Melchisedech, der Priester von Ewigkeit, und hat weder Vater noch Mutter, noch Befreundte, noch Bunds-Verwandte. Sein Interesse regieret ihn: Das ist die Braut, welche er liebet. Es ist ein Roisonnement aus dem Schul-Sacke, wenn einer z. E. also schliessen wollte: Frankreich und Spanien stehen nicht gut mit einander; ergo wird dieses oder jenes nicht geschehen. Das verändert sich offt in wenig Wochen. Ich habe das einsmahls von einem Minister gehört; der sagte: Feindschafft thut in grossen Affaires oder Welt- und Staats-Händeln nichts: Es ändert sich bißweilen in einem Augenblick, so daß Freundschafft daraus wird, wenn es das Interesse erfordert. (19) Man siehet hieraus, daß man keine General-Regel setzen

könne.

(17) Wenn ein grosser Herr gleich noch so andächtig ist in seinem Cabinet; wenn seine Hof-Capelle noch so wohl eingerichtet ist: wenn man noch so hübsch darinnen singet und prediget; ja, wenn der Herr auch gar Gebet-Bücher oder geistliche Betrachtungen schreibet: So gehet doch im übrigen bey seiner Regierung das Interesse vor.

(18) Er war ein sehr hitziger Herr; aber auch bald wieder gut. Es hieß bey ihm, wie Ouidius Trist. lib. III. El. V. v. 31. 32. von dem K. Augusto saget:

Quo quis enim maior, magis est placabilis irae;
Et faciles motus mens generosa capit.

Die Holländer hatten ihn offt betrogen, und sonderlich bey dem Frieden zu Niemägen schlecht bedacht. Deswegen war er sehr erbittert wider sie, so gar, daß er auch einige harte Worte gegen den Holländischen Gesandten ausgestossen. Dieser aber sagte: Er sähe wohl, daß der Churfürst böse sey; er hoffe aber, es werde sich bald verändern. Es währete auch nicht lange, so wurden sie wiederum Freunde. Denn Frankreich fieng von neuem an, gefährliche Händel zu erregen, und mithin sahe sich der Churfürst genöthiget, aufs neue mit Holland zu schliessen.

(19) Es entstehet bißweilen eine gemeine Gefahr, welche machet, daß diejenigen, welche vorher einander als Feinde tractiret, sich wieder vereinigen und Freunde werden. Die Venetianer und der Pabst *Julius II.* waren grosse Feinde: als aber der Krieg kaum zwey Jahre gewähret hatte, wurden sie wieder Freunde, und traten zusammen in ein Bündniß gegen andere. Der Kayser Maximilian, ob er gleich sonsten zugestanden, daß man nicht beständig Feind-

schafft

könne. Denn bißweilen kommet man mit benachbarten, bißweilen mit entfernten Bunds-Verwandten, zu seinem Zwecke, nachdem die Umstände beschaffen seynd. Weit entfernte können uns freylich ordentlicher Weise nicht viel helfen. (20) Was würde es seyn, wenn wir z. E. mit dem Könige von Fetz und Marocco ein Bündniß macheten? Ohnlängst schickete derselbe dem Könige von Engelland eine Löwen-Haut zum Geschenke, von einem Löwen, den er selbst mit eigener Hand erleget hätte: der König von Engelland schickete jenem dagegen eine Hirsch-Haut mit eben den Ceremonien. Quid inde? Nichts destoweniger kan Fetz und Marocco in gewissen Fällen den Engelländern und andern Europäischen Staaten nützlich seyn. Wie denn auch Engelland vor diesen sich um dessen Freundschaft beworben und Bündnisse mit demselben wider die Spaniolen gemachet hat. Die Unterthanen im Königreiche Fetz und Marocco seynd zwar keine grosse Soldaten: sie können aber doch den Spaniern eine Diversion machen, Ceuta belagern, und sonsten behülflich seyn. Wie wir wider den Duc de Anjou Krieg geführet, so fehlete es uns an Pferden. Von Engelland konnte man die Pferde nicht hinüber bringen, weil

schafft halten könne, hat doch darinnen es versehen, daß er mit den Venetianern keinen Frieden machen wollte; auch so gar zu der Zeit, da kein Krieg mehr war, und kein Theil dem andern, weil sie beede zu schwach und abgemattet waren, viel thun konnte. Er pflegte zu sagen, er hätte ein rothes Buch, worein er alles Unrecht und alle Beschimpfungen geschrieben, so ihm die Franzosen und Venetianer angethan. Den Franzosen hat er es endlich vergessen: gegen die Venetianer aber, weil sie klein waren, wurde er übermüthig und wollte von keinem Frieden wissen. Sie haben ihm gleichwohl auf verschiedene Weise grossen Tort gethan. Daher auch Carl V. so bald er auf den Thron kam, mit den Venetianern Friede machete.

(20) In Pufendorfs Commentar. de rebus a Carolo Gustauo gestis lib. III. §. 63. sqq. lesen wir, daß Carl Gustav mit dem Ragoczy wider Polen eine Allianz geschlossen, welche aber nicht viel gefruchtet hat; denn sie waren zu weit von einander entfernet, und keiner konnte dem andern zu Hülfe kommen. Bayern hat sich öffters mit Frankreich in Allianzen wider das Hauß Oesterreich eingelassen, aber auch, weil es zu weit entlegen ist, und nicht recht secundirt werden kan, schlechten Vortheil davon gehabt, wie schon der Ritter Temple, ein pragmatischer und gelehrter Mann, in seinen Betrachtungen über das Interesse verschiedener Europäischer Staaten, angemerket hat. L'Electeur de Baviere, schreibet er, a passé pour être entierement dans les interêts de la France, depuis la Paix de Munster; mais je ne vois pas les raisons & les motifs qu'il pourroit avoir pour cela; puis qu'il est fort éloigné de la France, & que son pays ne sçauroit avoir que peu de commerce hors des limites de l'Empire. v. Oeuvres mêlées de Mr. le Chevalier *Temple*, I. Part. p. 11. [* Von den Bündnissen mit Benachbarten und mit Abgelegenen siehe *Pelzhoffer.* in arcan. stat. Lib. V. cap. V. §. 9. *Forstner.* in not. polit. ael. Tacit. Ann. XII. p. 202. Hieher gehöret auch das Sprichwort der Deutschen: **Besser Nachbar an der Wand, als ein Bruder über Land.** Die Italiäner sagen: Acqua lontana non spegne fuoco vicino. d. i. **Wasser in der Ferne löschet kein Feuer in der Nähe.**]

weil sie den Sturm und den langen Weg über die See nicht ausstehen können; da lieferte dann der König von Marocco zwölf tausend Pferde nach Spanien. Wer sollte gedacht haben, daß die Römer und Franken würden zusammen in eine Allianz treten? Und gleichwohl ist es geschehen, als der Attila, der Hunnen König, eingefallen war, welchen sie endlich bey Chalons aus dem Felde schlugen. Es können sich allerhand Fälle und Gelegenheiten ereignen, da man bald mit benachbarten, bald mit andern sich zu verbinden sich gemüßiget siehet. (21) Wenn man auch hier von Benachbarten und von Entlegenen redet, so darf man die Worte nicht physice oder grammatice, sondern politice nehmen. Man siehet bey der Nachbarschafft im politischen Verstande nicht auf das Angränzen der Länder, sondern auf den Nutzen: eben wie bey den seruitutibus praediorum. Also ist auch derjenige mein Nachbar, der meinen Feind angreiffen oder ihm eine Diversion machen kan. So hat Schweden sich zuweilen mit dem Türken alliiret wider Moscau: denn da kommet der Türk von hinten, und thut einen Einfall in Moscau. Mancher, der wegen der weiten Entlegenheit seiner Staaten uns dermahlen unnützlich ist, kan uns mit der Zeit nützlich werden. (22) Frankreich hat zu unsern Zeiten eine Allianz mit Moscau gemachet, da sonst in hundert Jahren kein Französischer Gesandter nach Rußland gekommen war. Man hat aber in Frankreich wahrgenommen, daß es itzo nothwendig sey, um die Freundschafft des Czaaren, der nunmehro, da er so viele Schwedische Länder erobert, auch zur See mächtig ist, in Senatu gentium viel zu sprechen hat, sich zu bewerben; zumahl weil man ihn wider das Hauß Oesterreich in Ungarn brauchen kan. Darum siehet der Kayser den Anwachs der Rußischen Macht nicht gerne; sondern lieber, daß der Türk wider den Czaaren gewinnet. Denn der Czaar ist überall wachsam und will ganz Litthauen verschlucken, sich oben an die Wallachey und Moldau setzen, u. s. w. Wenn wir einmahl mit Moscau gefährliche Händel bekämen, würden wir,

(21) Es sehen auch ausserdem grosse Herren gerne, wenn aus fremden Ländern Gesandte geschicket werden, wenn gleich ihr Anbringen in blossen Freundschaffts-Versicherungen bestehet. Kayser Carl der Grosse hat aus den entlegensten Gegenden Gesandte bekommen. Ludwig XIV. in Frankreich hat lange einen Persischen Gesandten an seinem Hofe gehabt. Gleichwohl haben die Franzosen von den Persiern, auch was die Handlung betrifft, wenig Vortheil. Indessen aber gereichet es zum Ruhm eines Monarchen, als welcher dadurch sein Ansehen und seinen Credit so wohl bey seinen Unterthanen als auch bey auswärtigen vermehret.

(22) Auch bey Friedens-Unterhandlungen können uns andere, obschon weit entfernte Potentaten nützliche Dienste thun. Der Czaar würde wegen Persien nicht so guten Succeß gehabt haben, wenn er nicht den Französischen Abgesandten, Mr. de Bonac auf seiner Seite gehabt hätte.

wir, um demselben Diversions zu machen, vielleicht nach Constantinopel, nach Persien, nach China Gesandten schicken müssen. Man muß also bey der Frage, die Bündnisse mit nahe oder weit entlegenen Potenzien betreffend, sich keinen Schul-Gedanken in seines Herzens Schrein einpfropfen: sondern ein jeder Regent muß klüglich überlegen, was die Umstände erfordern, und welche Allianz ihm nützlich sey oder nicht. (23)

V.

Ob man mit Mächtigern sich in Bündnisse einlassen solle.

Leute, die keinen recht geübten politischen Verstand haben, stehen in den Gedanken, man sollte nur mit denen, die uns gleich, und an Macht nicht überlegen wären, sich in Bündnisse einlassen: Eben als wenn wir allemahl das Tempo in der Hand hätten, und thun könnten was wir wollten. Man muß vielmehr hierinnen sich nach den Umständen richten, und der Gelegenheit wahrnehmen. Die Schul-Füchse haben in dem Justino gelesen, wie Philipp, der König in Macedonien, mit den kleinen Griechischen Städten Bündnisse geschlossen, endlich aber dieselben nach und nach verschlungen und sich Meister von ganz Griechenland gemachet habe. Von diesen besondern Umständen schliessen sie auf alle Fälle. Wie man denn in den gemeinen politischen Büchern mehrentheils dieses Raisonnement findet. Wahr ist es, daß allezeit Gefahr dabey, wenn man mit einem Mächtigern zu thun hat. Die Republic Venedig hat auch die Maxime, daß sie nicht leicht mit einem sehr Mächtigen einen Bund machet.

(23) Also wenn man z. E. um einen gefährlichen und mächtigen Feind zu unterdrucken, sich mit andern, auch entferneten, verbindet, darf man nicht hoffen, daß die Bunds-Verwandten von der letztern Gattung grosse Thaten thun, oder mit Nachdruck den versprochenen Beystand leisten werden. Wer weit entlegen ist, hat auch kein so dringendes Interesse. Unter verschiedenen Kayfern (als: Friedrich III. Maximilian I. Carln V. ꝛc.) war zum öfftern ein allgemeines Bündniß der Christlichen Staaten wider den Türken im Werke. Es ist aber alles vergebens und eine leere Grille. Wer dem Türken nahe lieget, der hat freylich Nutzen dabey, und agiret mit Eifer; die andern hingegen sehen die Gefahr nicht, und seynd also schläfrig und nachläßig. Nicht zu gedenken, daß ein solches Bündniß an sich zu groß wäre, und auch dieser Ursache wegen sich bald wiederum trennen würde. Nichts desto weniger haben viele zu selbigen Zeiten ganze Bücher geschrieben von Unterdrückung und Ausrottung der Türken. Darunter gehöret insbesondere *Ubertus Folieta* de sacro foedere in Selimum, imgleichen de causis magnitudinis Imperii Turcici. Dieser *Foglieta* war ein Genueser, und schrieb unvergleichlich schön Latein. Seine meisten Schrifften hat Perizonius von neuem ediret in dem Thesauro historiarum & antiquit. Ital. ausser daß desselben Tractat de origine juris noch nicht gedruckt ist: denn Foglieta war auch ein Jurist dabey. Sonst findet man von der Universal-Allianz wider die Türken auch schon in den Briefen des *Aeneae Syluii* oder Pabsts Pii II. einen Vorschlag.

chet. (24) Man muß freylich allezeit gewärtig seyn, daß der Stärkere den Schwächern unterdrucket. (25) Aus einer solchen ungleichen Allianz wird leicht eine Societas Leonina, wie die ganze Historie voll von dergleichen Exempeln ist. (26) Hingegen haben wir fast kein Exempel, da der Schwächere, oder der Client, dem Mächtigern zu Haupten gewachsen wäre; ausser dem Pabst, welcher in der That unter dem Kayser, als seinem Schutz-Herrn, gestanden, und sich doch hernach über ihn in die Höhe geschwungen. Die Ursache, warum viele Statisten in Deutschland gemeynet, daß man nicht mit einem Mächtigern Bündnisse machen solle, ist auch, weil sie wahrgenommen, daß diejenigen Deutschen Fürsten, welche mit Frankreich dergleichen geschlossen, allezeit übel davon gekommen; theils daß Frankreich den Nutzen allein davon gezogen; theils daß jene von Land und Leuten gejaget worden. Der Churfürst Moriz hatte zwar auch zu Torgau eine Allianz mit dem Könige in Frankreich wider Carln V. gemachet; aber es giengen gar bald Mez, Tull, und Verdun verlohren. Deswegen trat auch Moriz wieder ab, und sagte: Es wäre die Absicht nicht gewesen, in Deutschland Länder wegzunehmen. Man giebet also gerne zu, daß es bedenklich sey, mit Gewaltigern ein Bündniß einzugehen: Deswegen aber kan man keine general-Regel daraus machen. Denn es kan offt nicht anderst seyn. Wenn wir einen gefährlichen Nachbarn auf dem Halse oder einen andern mächtigen Feind haben; so müssen wir ja Bunds-Verwandte suchen, welche auch mächtig seynd. Daher kan es den Deutschen nicht verdacht werden, daß sie wider den ihrer Freyheit so gefährlichen und übermächtigen Carl V. sich nach Frankreich gewendet haben.

(24) Cominäus hat selbst wegen einer Allianz in Venedig negociiret, als der König in Frankreich Carl VIII. Neapel wegzunehmen gesuchet. Die Venetianer aber haben sich nicht erklären wollen. Auf die letzt, da sie sahen, daß die Franzosen aus Italien heraus musten, vereinigten sie sich mit andern. Cominäus meynete, sie würden sich gar nicht bequemen; er hat sich aber betrogen. Denn obgleich die Venetianer nicht gerne Off- und Defensiv-Allianzen machen; so geben sie sich doch manchmahl.

(25) Cromwel ließ den Holländern ein ewiges Bündniß antragen, Krafft dessen Engelland und Holland vereiniget werden, und zusammen einen Staat, eine Republic ausmachen sollten: aber sie traueten nicht; denn Cromwel war ihnen zu mächtig. S. Greg. Leti im Leben des Cromwels, P. II. Lib. VI. p. 318. nach der Französischen zu Amsterdam 1694. herausgekommenen Uebersetzung. Daher hat auch Johann von Witt in seinen politischen Gründen P. II. cap. IX. p. 236. sqq. die Holländer gewarnet, daß sie, ausser zu ihrer Defension, nicht leicht mit den Engelländern in eine Allianz treten sollten.

(26) Dergleichen Exempel haben schon die Commentatores politici über den Justinum, Tacitum, und andere alte Geschicht-Schreiber angemerket. Denn das ist die wahre Methode, die alten Auctores Classicos mit Nutzen zu lesen, wenn man zugleich politische Betrachtungen darüber machen lernet. Die critischen Anmerkungen seynd das wenigste.

ben. Im dreyßigjährigen Kriege, als der Kayser gegen uns so mächtig wurde, sucheten wir ja wiederum Hülfe bey Frankreich, und dann auch bey Schweden. Weil man also nicht selten in solche Umstände gesetzt wird, daß man den Beystand eines Mächtigern brauchet; warum sollte man Bedenken tragen, sich mit demselben in Allianz einzulassen? Das bleibet inzwischen unstreitig, daß man einem solchen Bunds-Verwandten nicht zu viel trauen, sondern destomehr auf der Hut stehen müsse. Und in so ferne ist das Beyspiel, welches man von dem Macedonischen Philipp und den Griechischen kleinen Staaten aus dem Justino und andern Geschicht-Schreibern vorzustellen pfleget, ganz gut und lehrreich. Denn grosse Herren leben je und allezeit nach ihren Affecten. Frankreich ist zuerst den Holländern wider die Spanier wacker beygestanden; hernach aber hat es jene selbst zu verschlucken getrachtet. Die Gewaltigen auf Erden haben böses in ihren Herzen: Und wenn sie es gleich bißweilen zu Anfang gut meynen, so steigen ihnen doch hernachmahls, und zufälliger Weise, allerhand arge Gedanken auf. Darum muß der Schwächere, damit er nicht, unter dem Vorwand der Allianz, von dem Mächtigern verschlungen werde, allezeit desto wachsamer seyn, auch nicht immer bey demselben allein in dem Bündnisse bleiben; sondern zu rechter Zeit wieder abgehen. So machet es der Herzog von Savoyen. Der gehet bald an den Kayser über, bald an Frankreich, bald an Spanien. Die gemeinen Leute und andere, welche die Sachen nur so obenhin ansehen, schwatzen zwar immer wunderlich davon, und sagen: Savoyen sey wie ein Wetterhahn, unbeständig, und treulos; indem er bald diesem bald jenem anhange. Allein dergleichen Leute verstehen es nicht. Es muß so seyn, und ist eine Cautel und Maxime der Staats-Kunst, die der Herzog von Savoyen gebrauchet, um sich zu erhalten, da er sonsten längst verschlungen wäre. Kluge Leute haben wahrgenommen, daß obschon eine geraume Zeit her einige gute Herren in Savoyen regieret haben, sie sich doch nicht anderst bey dergleichen Fällen aufführen können. Sie sitzen zwischen zween mächtigen Nachbarn, Frankreich, und dem Kayser. Wenn sie mit Frankreich eine Allianz hatten, musten sie befürchten von den Spaniolen, die Meyland besassen, incommodiret zu werden; und wiederum durften sie den Spaniern doch auch nicht trauen, mit ihnen sich zu alliiren, weil dieselben mächtiger waren. Daher haben sie immer balanciret, und bald diese bald jene Parthey ergriffen. Es scheinet dieses eine Unbeständigkeit zu seyn; aber das Interesse hat es nicht anderst erfordert. (27) Es wäre ja eine Thor-

(27) Hieher gehöret das sehr politisch geschriebene Buch *gli Penetrativi* betitelt, welches man auch ins Französische übersetzet hat, worinnen das Interesse aller Ita-

heit, seinen und eines andern Untergang erwarten, um den Ruhm zu haben, daß man die Bündnisse halte. Wenn ich mit einem privat-Manne einen Vertrag gemachet habe; so muß er sein Versprechen halten, wenn er auch darüber zu Grunde gehen sollte. Thut er es nicht, so ist er treulos. Aber bey grossen Herren ist es nicht also, und ein jeder weiß, was sie für Absichten und was für einen Zweck sie haben. Erhalten sie selbigen nicht, so können sie abgehen, und dazu finden sie allezeit Gelegenheit. (28) Ja, sprichst du, wenn wir mit Mächtigern schliessen; so schreiben sie uns Gesetze vor. Ich antworte: Das geschiehet nicht allezeit. Zu geschweigen daß ein Mächtiger sich nicht leicht mit uns in ein Bündniß einlassen wird, wenn ihn nicht sein eignes Interesse dazu antreibet. Darum hat Elisabeth sich mit den Holländern in eine Allianz wider Spanien eingelassen, damit nicht Spanien, wenn es mit den Niederlanden fertig würde, hernach Engelland anfallen mögte. Darum hat sich Frankreich der Protestanten im deutschen Kriege angenommen, damit ihm der Kayser nicht zu mächtig würde. Der Mächtige suchet uns offt zu helfen, nicht aus Liebe und Freundschafft, sondern aus Interesse. Was bekümmert sich Frankreich um uns Deutsche, wenn es für sich keinen Vortheil dabey hat? Mir hat wohlgefallen, was Sinzendorff zu den Holländern gesagt hat: Ihr thut dem Kayser zu Liebe und zu Gefallen nicht das geringste, ob ihr schon gegen uns höflich und freundlich redet, wie wir auch gegen euch thun. Aus Interesse thut ihr alles, und entschliesset euch nicht eher, als biß ihr sehet, daß

Italiänischen Staaten vorstellig gemachet werden. [* Vermuthlich ist das hier angezeigte Buch eben dasselbe, welches zu Paris 1681. in zween Duodez-Bänden unter folgendem Titel herausgekommen: Dialogues politiques, ou la Politique des Princes & Republiques Italiennes. Traduits d'Italien en François. Von einem andern Buche, worinnen die Politique des Savoyischen Hofes auf der schlimmen Seite vorgestellet wird, nehmlich von den Memoires de Mr. D. F. L. touchant ce qui s' est passé en Italie entre Victor Amédée II, Duc de Savoie, & le Roi T. C., urtheilet Bayle also: On y décrit la Cour de Savoie, comme la plus perfide qui se puisse voir, & comme si pendant tout le cours de la guerre, elle avoit tâché de faire périr les Troupes auxiliaires des Alliez en Piémont. On y affirme, d'un ton bien haut, quantité de faits peu connus & surprenans. La question est, si l'Auteur a eu d'assez bons Mémoires. C'est un in 12. de dix feuilles. S. Les Lettres de *Bayle* T. II. p. 613. 614. Besagte Memoires seynd gedruckt à Aix la Chapelle 1697.]

(28) So hat es Churfürst Friedrich Wilhelm gemachet, wie man in den Memoires de *Terlon* lesen kan. Der König in Schweden Carl Gustav hat selbst gesaget, daß er sich auf alle Art und Weise in Acht genommen, dem Friedrich Wilhelm keine Gelegenheit zu geben, von der Allianz abzugehen; aber in einem einzigen Stücke habe er es doch versehen: da denn Friedrich Wilhelm solches in Acht genommen, und abgegangen. Der Churfürst hatte zuerst das Bündniß mit Carl Gustaven gemachet, daß er dessen Vasall seyn wollte. Dieser wollte allerhand Veränderungen in Commercien vornehmen; es wurde aber nichts daraus, als der Churfürst abgieng, und mit den Polen einen Frieden machete. S. *Pufendorff.* de reb. gest. Caroli Gustavi.

daß es euch nützlich sey. Darum machet nur keine Wohlthat daraus. Offt erfordert es das Interesse eines Mächtigern, daß er sich des Schwächern annehme und ihn nicht fallen lasse. Es werden nicht allemahl von dem, der gewaltiger ist, Gesetze vorgeschrieben. Also hat man z. E. nicht gehöret. daß sich Savoyen dergleichen habe müssen vorschreiben lassen. Wie lange übrigens eine solche Allianz dauren solle, das giebt der Bon Sens, und der Entzweck einer jeden Allianz. Das andere, was man von dieser Materie anzuführen pfleget, bestehet mehrentheils in unnützen Schul-Regeln, da man schliesset a particulari ad vniuersale. (29) Dergleichen Schlendrianisten kan man nicht ohne Verdruß lesen, weil sie von den Sachen urtheilen, wie der Blinde von der Farbe. Das machet, sie haben den Entzweck der Bündnisse nur obenhin angesehen, und solchen zuletzt gesetzet.

VI.

Von den Bündnissen mit schwächern, unglücklichen und bedrängten.

Ein Regent, welcher für sich nicht sehr mächtig ist, hat Ursache, zumahl, wenn seine Lande rings umher von stärkern Nachbarn umgeben seynd, sich nach Alliirten umzusehen. (30) Das muß er aber thun, weil es noch Zeit ist, und er sich noch in gutem oder erträglichem Stande befindet. Es ist allerdings ein Staats-Fehler, wenn ein Herr gar nicht auf Allianzen bedacht ist. Brauchet einer sie gleich itzo nicht; so können sich doch viel tausend Fälle ereignen, daß einer ins Gedräng kommt und unterdrucket wird: alsdann aber findet er schwerlich Allianzen. Denn wer will einem, der schon in den letzten Zügen lieget, helfen, oder ihm den Dorn ausziehen und sich einstossen? (31) Es war ein Fehler von Carl I.

(29) Die Schul-Leute kommen selten weiter als in ihre Schule, sitzen beständig über ihren Büchern, und seynd keiner andern Conversation, als mit den Todten, gewohnet, verstehen auch insgemein keine rechte Historie. Daher kommet es, daß sie über die meisten politischen Fragen elendiglich raisonniren. Sie haben kein pragmatisches Urtheil, keine Erfahrung; ja insgemein auch keinen aufgeklärten Verstand, welcher sonst alles ersetzet. Darum ist der hundertste nicht tüchtig ein Collegium politicum recht zu lesen. Denn dazu gehöret eine gründliche historische Wissenschafft, eine Belesenheit in den besten Staats-Schriften, ein aufgeweckter und pragmatischer Verstand. Die alten Systemata und Compendia politica lieset man mit grösstem Eckel, weil deren Verfasser die zu dieser Wissenschafft nöthige Hülfs-Mittel nicht gehabt haben.

(30) Ueber die Worte mächtig und schwach darf niemand streiten: denn ein jeder siehet, daß es vocabula relatiua seyn, die sich also nach den Umständen in facto richten. Der Herzog von Savoyen ist gegen Frankreich und den Kayser nicht stark, aber doch allezeit willkommen, er mag sich hinwenden, wo er will. Die Churfürsten seynd eben, in Ansehung anderer Europäischer Puissanzen, keine grosse Potentaten: Nichts destoweniger ist ihre Allianz mit andern nützlich, wenn es zu rechter Zeit geschiehet.

(31) In caducum parietem ne inclina, saget *Lipsius* Polit. lib. IV. cap. IX. §. 80.

in Engelland, daß er sich nicht durch Bündnisse verwahret. Daher hieß es bey ihm: Inopia amicorum me perdidit. (32) So hat man auch von dessen Sohne, Carl II. wahrgenommen, daß, ob er gleich in der ganzen Welt herumgezogen, sich doch niemand seiner rechtschaffen angenommen. In Frankreich sahe ihn fast niemand an, als der Spanische Staats-Minister Don Louïs de Haro: Mazarini hingegen wollte ihn nicht sprechen. Die Holländer baten ihn, er mögte von ihren Gränzen weichen: denn Cromwel wollte sie mit einer Flotte heimsuchen. Mazarini schrieb es auch nach Engelland, daß der Spanier mit dem unglücklichen Carl eine Unterredung gehalten hätte: da meynte Cromwel, es dürfte schon eine Allianz seyn geschlossen worden, und gieng deswegen auf die Spanier los. Der König Augustus in Polen, wie er lag, konnte nirgends, ausser mit Moscau, eine Allianz finden. Er erinnerte uns der Erb-Vereinigung; wir aber sageten: Vermöge derselben wären wir zu vierhundert Mann verbunden, die würden ihm wenig helfen. Gefangene Leute seynd arme Leute: also auch ruinirte Herren. Der Bedrängten nimmet sich niemand gerne an. (33) Wenigstens geschiehet es nicht öffentlich. Denn unter der Hand kan offt ein Mächtiger den Schwächern helfen. (34) So hat z. E.

(32) Clarendon in seiner Historie der Rebellion und bürgerlichen Kriege in Engelland hat schrecklich auf die Fürsten in Europa losgezogen, daß sie sich des unglücklichen Carl Stuards nicht angenommen. Allein Carl ist selbst daran schuld gewesen. Warum hat er nicht bey Zeiten Allianzen gemachet? Wer will sich für einen Herrn interessiren, wenn man dessen nahen Untergang vor Augen siehet?

(33) Hieher gehöret der König Carl VII. in Frankreich, den seine Feinde, die Engelländer, dergestalt in die Enge getrieben, daß ihm nichts übrig blieb als die einzige Stadt Bourges. Er flehete fast alle Europäische Potenzien um Hülfe an; aber vergebens. Der Prätendent wird zwar heutiges Tages von einigen favorisiret: Er ziehet Pensions aus Frankreich; ja der Cardinal von Polignac ist von ihm dem Pabst zum Cardinal präsentiret worden: aber es ist den wenigsten ums Herz. Man behält nur gerne einen Popanz auf der Seite, damit man bey Gelegenheit den König von Engelland schrecken, und lenken kan, wie man will. Ausser dem aber würde weder Holland noch Frankreich gerne sehen, daß der Prätendent würklicher König in Engelland würde.

(34) Zumahl wenn jener ein besonderes Interesse dabey hat. Wie der Herzog von Braganza in Portugall auf den Thron stieg, so hatte es ein schlechtes Ansehen. Alles war ruiniret und kein Geld vorhanden. Aber zufälliger Weise geschahe es, daß ihm geholfen wurde. Denn die Holländer und Franzosen sahen, daß sie durch Portugall Spanien schaden könnten; deswegen stunden sie demselben bey. Wenn man die Historie des Richelieu liefet, so findet man, daß, wenn der Karn einmahl in ein modericht Land geschoben worden, er sich in kein Bündniß einlassen wollen. *Le Vassor* in seiner Histoire de Louïs XIII. und Spanheim in den Memoires de la Princesse Louïse Juliane Electrice Palatine, erzehlen als einen Fehler von dem Churfürsten Friedrich V. daß er sich um keine Allianzen bekümmert. Wie er nun die Schlacht beym weissen Berge verlohren hatte, wollte ihm

z. E. die Königin Elisabeth, eine in der Kunst zu regieren unvergleichliche Frau, den Niederländern wider den König Philipp II. Beystand geleistet. Wenn hernach der Schwächere wieder zu Kräfften kommet; alsdann wird erst das Bündniß offenbar. Als in dem dreyßigjährigen Kriege König Christian von Dänemark die Schlacht bey Lutter verlohren hatte, und es hierauf am schlechtesten um die Deutschen stund; wendeten sie sich nach Frankreich und suchten Hülfe. Allein Richelieu zog sich zuruck, und declarirte, daß er nichts thun könnte, öffentlich: Heimlich aber gab er Geld her, und hetzete den König in Schweden wider den Kayser auf, damit dieser nicht zu mächtig, die Deutschen Stände aber erhalten würden. Hernach da der Streich gelunge, zog er die Maske ab, und machete mit Schweden und den Deutschen eine Allianz. Hieraus erhellet, daß man hier wiederum keine general-Regel geben, oder mit den Schul-Lehrern so schlechterdings sagen könne, daß man mit schwachen und unglücklichen Fürsten kein Bündniß eingehen solle: denn es kommet alles auf die Umstände an. Aber hernach braucht es freylich besonderer Klugheit, zu wissen, wie man sich in dergleichen Allianzen aufzuführen habe. Das muß einem jeglichen, nach unterschiedlicher Gestalt der Sachen, die gesunde Vernunfft und Ueberlegung zeigen, und kan hier nicht abgehandelt werden. Zu den Allianzen zwischen Mächtigen und Schwachen gehören auch die Foedera protectoria, Clientelaria, Defensionis oder Aduocatiae. Diese seynd auch bedenklich. Denn gemeiniglich verschlucket der Defensor, der Patronus oder Aduocatus den Clientem. (35) Wie viele Stiffter, Klöster und Pfründen in Deutschland seynd sub nomine aduocatiae von ihren Patronis oder Schirm- und Schutz-Herren verschlu-

ihm niemand helfen. Richelieu sagte, warum er nicht bey Zeiten gekommen wäre. Unter der Hand half er ihm freylich, und hetzte andere auf; in eine formelle Allianz aber wollte er sich nicht mit ihm einlassen. Daß aber bißweilen auch mit einem Schwächern ein Bündniß sehr nützlich seyn könne, das zeiget, unter andern, das Exempel mit dem Hunniade und mit dem Scanderbeg. Dieser war eben so stark nicht, sondern nur Herr von Albanien, einem kleinen Ländgen; und doch that er dem Hunniadi grossen Abbruch (unter Mahometh II. der Constantinopel eingenommen und Griechisch-Weissenburg belagert hat) hätte ihm auch noch viel Schaden zugefüget, wenn nicht Hunniades mit dem Scanderbeg ein Bündniß eingegangen. [* Bey diesen drey historischen Exempeln, 1) von dem König in Portugall aus dem Hause Braganza, 2) von dem Pfalzgrafen Friedrich, Könige in Böhmen, und 3) von Hunniade und Scanderbeg, lauffen unterschiedliche errores historici mit unter, die ein aufmerksamer Leser ohnehin bald entdecken wird. Hätte man sothane Unrichtigkeiten herausnehmen und die Exempel nach der Wahrheit der Geschichte einrichten wollen, so hätte man sie lieber gar weglassen müssen, weil sie alsdann auf diejenigen Sätze, zu deren Erläuterung sie in den Gundlingischen Discursen angeführet worden, nicht mehr quadrireten.]

(35) Das Exempel mit dem Pabst ist fast das einzige, so als eine Ausnahme allegiret werden kan. Denn der Pabst hat seinen Aduocatum, den Kayser, unter den Fuß gebracht, wie bereits in dem vorhergehenden §. V. erinnert worden.

schlucket worden? Also hat das Hauß Brandenburg die Bißthümer Brandenburg und Havelberg; das Hauß Sachsen die Stiffter Naumburg, Zeitz, Merseburg und Meissen ꝛc. verschlucket. Die Könige in Neapel, die vom Alphonso Sapiente herstammeten, seynd alle durch Bündnisse mit Mächtigern, z. E. mit dem K. Ferdinando Catholico in Spanien und mit dem K. Ludwig XII. in Frankreich verschlungen worden. Es ist demnach freylich besser und glücklicher, wenn man sich ohne anderer Hülfe und Schutz erhalten kan. (36) Wer aber für sich zu schwach ist, dessen Umstände erfordern es offt foedera inaequalia einzugehen. Der König in Dänemark kan sich nicht conserviren, wenn er nicht Allianzen mit Mächtigern schliesset. Er wäre längst zu Grunde gegangen, woferne ihm nicht die Holländer beygestanden wären. Es kan also offt nicht anderst seyn, als daß man ein Foedus clientelare und protectorium machen muß. Es ist auch unsern Deutschen Fürsten nicht verboten. (37) Nur muß man dabey Behutsamkeit zu gebrauchen, auch zu rechter Zeit sich wiederum frey zu machen wissen. (38) Besser ist es, man kauffe sich durch ein Stück Geld los, als daß ein dergleichen inaequale foedus perpetuum seyn sollte.

VII.

Ob man sich mit bösen, unglaubigen und treulosen Fürsten in Bündnisse einzulassen.

Wenn man Allianzen schliessen will, so muß man freylich vor allen Dingen sehen, mit wem man es zu thun habe, ob und in wieferne man trauen könne. Daher entsteht die Frage, ob man mit bösen, ungerechten, treulosen Fürsten; dann auch mit unglaubigen Bündnisse eingehen dürfe? Was das erste betrifft, so seynd die meisten Gelehrten Abstractionisten, welche sich einbilden, gleichwie es unter privat-Leuten heisse, Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se: Also habe solches auch bey den Für-

(36) S. Le Testament politique de *Colbert*, chap. III. p. 41. [* Conf. *Reinhardi* theatr. prud. ad Lipsii Polit. p. 1209.]

(37) Also hat sich der Erz-Bischof zu Trier, Philipp Christoph im Jahr 1632. in die Protection des Königs in Frankreich begeben. Der Kayser mißbilligte es zwar; es lässet sich aber doch defendiren. S. *Puteani* (*Pierre du Puy*) Traité touchant les Droits du Roy sur plusieurs Etats & Seigneuries possedées par plusieurs Princes voisins, fol. Paris 1655.

(38) Einige seynd zwar so absurd, daß sie meynen, ein foedus clientelare könne einseitig nicht abgebrochen werden, weil es gleichwohl ein Contractus bilateralis seye. Eben als wenn man die Bündnisse grosser Herren nach dem jure ciuili abmessen müste. Zu geschweigen, daß Societas ja auch ein Contractus bilateralis ist, davon man nichts destoweniger abgehen kan. Ueber dieses richten sich alle Bündnisse nach dem Nutzen dessen, der sie eingehet, und werden nach demselben wieder geändert. [* S. Gundlings Discours über *Coccei* Jus publ. Cap. XXVI. §. 16. p. 761. sq. imgleichen dessen Diss. de Transactionum stabilitate & instabilitate.]

Fürsten statt; folglich wären diejenigen Fürsten, welche mit gottlosen Fürsten Allianzen machten, ebenfalls gottlose. Es ist aber dieses ein abgeschmackter Schluß. Grosse Herren leben alle in dem Stande der Natur, und dieser ist kein Stand der Wiedergeburt. Alles gehet nach dem Nutzen und nach den Begierden. Also ist es ungereimt zu sagen: Fromme Fürsten müsten nur mit frommen Fürsten Bündnisse machen. Hier kommet es auf keine Frömmigkeit, auf keine vollkommene Freundschafft an. Wo seynd die Republiken, welche fromm seynd? Die Leute betrachten nicht die Beschaffenheit der heutigen Republiken. Ja, wenn kein Regent eine andere Neigung hätte, als zur Tugend und Redlichkeit; wenn ein jeder mit dem, was er hat, zufrieden wäre; so würde alle Unruhe verbannet seyn, und alle Kriege würden aufhören. Im tausendjährigen Reiche wird es so seyn: Ob aber das kommen wird, weiß ich nicht. Wenn wir aber Europam betrachten, wie es in der That ist, zeiget sich eine ganz andere Gestalt. Man siehet, wie die Leute geschoren werden, und wie die Europäer die Indianer veriren. Wenn wir aber nur bey dem Zustand der Europäer bleiben, so finden wir gute und böse unter einander. Wenn man sich nach Bündnissen umthut, so suchet man sich zu retten, damit unser Staats-Schiff nicht zu Grunde gehe. Es kommet darauf an, daß wir mächtig beschützet werden; das können auch böse thun. Man nimmet die bösen Buben und schläget andere damit todt. Gleichwie nun unter einer Armee nicht lauter wiedergebohrne seynd; also ist es auch bey einer Republic nicht zu hoffen. Hiebey kan auch dieses angemerket werden, daß wenn wir einem andern, dem eine Gefahr bevorstehet, zu Hülfe zu kommen, uns entschliessen, wir uns nicht allezeit darum zu bekümmern haben, ob derselbe eine gerechte Sache habe oder nicht. Jacob I. in Engelland hat kindisch raisonniret, daß er seinem Schwieger-Sohne dem Churfürsten Friederich V. nicht beystehen wollen, weil derselbe eine böse Sache und wider den Kayser sich aufgelehnet hätte. O du armer Tropf! Mancher denkt, er habe wohl geurtheilet: Aber es ist und bleibet albern. Es kam ja darauf nicht an, ob Friederich, der König in Böhmen, gefehlet hätte. Es ist auch noch eine Frage, ob er sich nicht mit Recht vertheidigen können, weil ihn gleichwohl die Böhmen gewehlet hatten. Gesetzt aber, es wäre wahr, daß, wie König Jacob geschlossen, Friederich eine böse Sache gehabt habe; so hätte ihm jener nichts desto weniger beystehen können und sollen, weil es auf ihn selbst würde losgegangen seyn, wenn man erst mit Friederichen gänzlich fertig geworden wäre. Es muß allerdings eine Balanz unter den Potenzien in Europa gehalten werden: Sonst bringet einer den andern un-

tern Fuß. Nichts desto weniger wurde zu unsern Zeiten in den Händeln, die der König in Pohlen mit den Schweden gehabt hat, beynahe auf gleichen Schlag geurtheilet. Die Schweden sagten, es könne mit Recht niemand demselben beystehen, weil er ihren König ohne Ursache angegriffen hätte. Wenn man auch das letztere zugeben wollte, wiewohl doch alles, was er gethan, kan vertheidiget werden; so folget deswegen nicht, daß man ihm nicht hätte beystehen sollen. Grosse Herren sehen hier nicht auf die gerechte Sache des andern, sondern auf das was nützlich ist. Wenn der Gegentheil eine noch so gerechte Sache hat, so lehret doch die Erfahrung, daß, wenn er das Feld behalten und glückliche Progressen gemachet hat, er hernach auch andere unter sich zu bringen suchet. Gesetzt auch, er wäre gut und friedfertig; ist man denn deswegen versichert, daß sein Nachfolger auch so seyn werde? Daher wird kein kluger die Aufführung des König Jacobs billigen, daß er seinen Schwieger-Sohn hat in der Noth stecken lassen. Die Staats-Raison erfordert, den Schwächern beyzustehen: Und das ist nicht Teufels-Werk, sondern ein nothwendiges Mittel sich zu erhalten. Was die Frage betrifft, ob man mit Unglaubigen, als mit Türken und Heyden, Bündnisse machen könne: So sagen einige, man solle es nur nicht leichtlich thun. Andere meynen, es sey eine Sache, die Christlichen Regenten ganz und gar nicht gezieme, und man solle sich, wenn auch die Noth noch so groß, auf den lieben GOtt verlassen. Allein das ist hier in der Politic keine Regel. Man siehet freylich, daß GOtt in allem regieret; aber nicht unmittelbarer Weise. Es ist eine Enthusiasterey, wenn man denket, GOtt werde eine Legion Engel kommen lassen, und uns dadurch beschützen. Es ist nicht mehr, wie vorzeiten bey dem Volke GOttes, da Simson mit einem Esels-Kinnbacken so viele Leute todtgeschlagen. Bey einem Bündnisse mit dem Türken kommet es nicht darauf an, ob ich die Türkische Religion billige, oder der Türke die meinige. Ich habe einen gefährlichen Feind, den ich todtmachen, oder abhalten, oder schwächen muß. Ob dieses durch Türken oder Christen geschehe, daran ist wohl nichts gelegen. Todt ist todt; eine Wunde ist eine Wunde. Weiter reichet meine Verbindung nicht, die ich mit den Unglaubigen habe. (39) Sprichst du:

Der

(39) Die Theologi, welche sonst bey diesem Punct anderer Meynung seynd, ändern offt selbst ihre Sprache, und wenden die Medaille um. Der Joh. Friedr. Meyer in Greifswalde meynte ehedessen auch, man dürfte mit den Türken keinen Bund machen. Wie aber der König in Schweden Carl XII. wider den Czaar mit dem Türken eine Allianz schlosse, so suchete er solche zu defendiren in einem besondern Tractat, davon ich im XV. Stück der Neuen Bibliothec pag. 448-457. einen Extract gemachet und ihm in etwas die Wahrheit gesaget habe. Darinnen bin ich mit ihm einig,

daß

Der Türke kan doch dadurch grossen Vortheil gewinnen: So dienet zur Antwort: Ich sehe hier nur darauf, daß mein Feind todt seyn soll. Interim aliquid fit. Man kan hernach schon vorbeugen, daß der Türke, als mein gewesener Bunds-Verwandter, keinen allzugrossen Vortheil habe. Ungelegenheit und Bedenklichkeiten seynd freylich dabey, daran ist kein Zweifel: Aber dergleichen findet man bey allen Bündnissen. Es ist bekannt, daß eben durch die Uneinigkeit der Christen die Türken solche Progressen gemachet haben: Aber dem ungeachtet will doch keiner gerne eines andern Sclave werden. Hätte sich denn der Schwede von dem Czaar und andern sollen verschlucken lassen? (40) Es ist also kein Zweifel, daß man auch mit Unglaubigen zu seiner Erhaltung und Vertheidigung eine Allianz schliessen könne: Indessen aber bin ich selbst der Meynung, daß man, politice von der Sache zu reden, solches nicht leicht thun solle. Wenn es möglich ist, so setze man ein solches Bündniß lieber bey Seite, oder lasse es wenigstens nicht kund werden. Die Franzosen haben sich zum öfftern hinter die Türken gestecket und Allianzen mit ihnen gemachet; wie sie denn auch verursachet, daß der Türke im Jahr 1683. vor Wien gekommen: Sie haben aber auch, zumahl wenn es ruchtbar geworden, allemahl weit mehr Schaden als Vortheil davon gehabt. (41) Daher wenn man gleich gewiß ist, daß es nicht schlechterdings unrecht sey, und also in so ferne nichts zu bedeuten habe, wenn man ein Bündniß mit Unglaubigen eingehet; so seynd doch nicht alle Leute dessen versichert, und folglich ist es allezeit besser, wenn man es vermeidet. Bey der letzten Allianz mit den Türken haben die Franzosen eine ungeheure Menge Louïs d'or in Constantinopel verschwendet. Denn der Mufti

daß ein solches Bündniß erlaubt sey: aber daß er durch Verdrehung einiger biblischer Sprüche es zu erzwingen suchet, billge ich nicht. Man hat dieselben hier gar nicht nöthig; sondern es ist genug, daß ich nicht schuldig bin, mich von andern unterdrucken zu lassen.

(40) Als Kayser Friederich II. mit den Saracenen eine Allianz wider seine Feinde geschlossen hatte, machte der Pabst ein grosses Lermen. Der Kayser aber sagete ebenfalls: Meine Feinde müssen gedämpft werden, und ist nichts daran gelegen, ob es durch Saracenen oder durch Christen geschiehet.

(41) Die Allianz, welche König Franz I. mit den Türken geschlossen, hat ihm lauter Schaden gebracht. Kayser Carl V. nahm das Tempo in Acht und sagte: Man sollte nur sehen, was Franciscus I. für ein Herr wäre, daß er den Erb-Feind der Christen ihm auf den Hals hetzete. Dadurch ward Franciscus in ganz Europa sehr verhaßt. Carl V. ließ auch den Eid drucken, welchen gedachter König dem Groß-Sultan soll geschworen haben, welcher freylich schrecklich lautet. Wenn es wahr ist, so muß Franciscus ein gottloser König gewesen seyn: wiewohl man meynet, der Kayser habe selbigen nur verfertigen lassen, um jenen desto verhaßter zu machen. Es ist der Mühe werth, daß man hievon lese was *Bayle* in seinem Dictionnaire unter dem Worte François I. (rem. H. I.) angemerket hat

und der Groß-Vezier seynd Fripons von Profeßion, und sehr eigennützig. Wer am meisten bietet, der gewinnet; wovon man artige Anmerkungen in dem Espion dans les Cours des Princes Chrêtiens lesen kan. Der König in Schweden Carl XII. meynete sich durch Hülfe des Türken zu erhohlen; er wuste aber den Zustand in der Türkey nicht recht. (42) Ja, wenn er Geld gegeben hätte, würde es ihm gelungen seyn: So aber gedachte er Geld zu haben. Er both zwar endlich auch Geld, aber der Czaar überboth ihn immer besser. Kurz zu sagen: Ich halte nichts auf die Bündnisse mit den Türken. Nicht als wenn sie unerlaubt wären; sondern weil die Muselmänner fast alles auf Betrügereyen antragen und wie die bösen Spieler verfahren. Sie halten keine Zusage noch Treue, wenn es auf Staats-Händel ankommet. Die Religion lässet dir der Sultan wohl. Darum saget man bißweilen, daß er sein Versprechen besser halte, als mancher Christlicher Potentat. Allein da hat er kein Interesse dabey. Sonst aber ist ihm nicht zu trauen. Wenn man die Türkische Historie lieset, siehet man durchgehends die Betrügereyen der Muselmänner: Darum bin ich allezeit ihr abgesagter Feind gewesen. Wenn man also nach den Regeln der Klugheit verfahren will, so muß man allezeit wohl zusehen, wie derjenige, mit dem man sich in ein Bündniß einzulassen gedenket, gesittet sey, (43) damit man nicht so leicht hinter das Licht geführet werden könne. Denn es giebt unter grossen Herren eben so wohl Betrüger (44) als unter privat-Personen, ob man schon bey jenen es nicht so deutlich ausdrucket; sondern man pfleget es, nach der Hof-Sprache, mit mildern Worten zu geben. Nichts destoweniger hat man dem König in Frankreich Ludwig XIV. alle seine Laster, falsche Unternehmungen, Ränke und Betrügereyen in öffentlichen Schrifften dergestalt vorgeworfen, als man es bey privat-Leuten thun kan. In dem Könige Ludwig XI. war keine ehrliche Ader, nicht nur gegen Auswärtige, sondern auch gegen seine Unterthanen, ja gar gegen seine Gemahlin, Kinder, Bruder. Er war im höch-

(42) Hievon kan man Nachricht finden in den Memoires pour servier à l'Histoire de Charles XII. Roi de Suede &c. par *W. Theyls*, welche zu Leyden 1722. in med. 8. herausgekommen. [* Dieser W. Theils ist des Holländischen Gesandten bey der Ottomannischen Pforte, Grafen von Collier erster Dollmetscher, und fast bey allem was er beschrieben, gegenwärtig gewesen. S. Leipziger Zeitungen von gelehrten Sachen 1721. p. 104.]

(43) Die Nothfälle werden ausgenommen: denn da muß man etwas wagen und offt aus dem Steigreif einen Entschluß fassen, weil alsdann keine Regeln der Klugheit und kein langes Berathschlagen nützlich oder möglich ist.

(44) Deswegen saget *Thomasius* in seiner zu Halle 1709. gehaltenen Dissert. de existimatione, fama & infamia extra rempubl. nicht unbillig: Datur etiam infamia juris gentium, non quidem per modum legis & sententiae irrogata, sed quod talis princeps caret existimatione, auctoritate, fama.

höchsten Grad falsch und mißtrauisch, (45) so daß er zuletzt aus Argwohn, man mögte ihm Gifft beybringen, fast Hungers gestorben ist. Deswegen hat kein Mensch mit ihm tractiren wollen. Der Pabst zu Rom gehöret fürnehmlich auch unter die schlauen und betrügerischen Regenten. Es gelinget ihm auch desto eher, weil er einen göttlichen Schein vor sich hat. Deswegen schicket man gemeiniglich Cardinäle, Bischöffe, Prälaten, nach Rom, die die Ränke und Maximen dieses Hofs kennen, und dabey Gedult haben. (46) Vom K. Ferdinando Catholico ist auch bekannt, wie wenig er von Treu und Glauben Staat gemachet, und wie er die Venetianer, den König Ludwig XII. in Frankreich, (47) den König Johann von Navarra, ja alle die mit ihm zu thun gehabt, angeführet und beluchset hat. Es ist demnach am besten, wenn man mit dergleichen treulosen und betrügerischen Herren nichts zu thun hat. Weil man es aber gleichwohl nicht allemahl vermeiden kan, sondern bißweilen mit ihnen tractiren muß; so ist die beste Cautel, wenn man es dahin bringen kan, daß der andere sein Versprechen zuerst erfüllet, damit man ohne sonderlichen Schaden davon kommet. Thut er es aber nicht, so suche man je eher je besser von der Allianz abzugehen. Wir Deutsche sind in den Tractaten mit Ludwig XIV. immer so ehrlich und treuherzig gewesen, und haben alles zuerst restituiret: Er hingegen auf seiner Seite hat hernachmahls alles verzögert und nichts wieder geben wollen. (48)

(45) Das kam von dieses Herrn, welchen Cominäus treflich beschrieben hat, melancholischen furchtsamen Temperament her: denn furchtsame Leute seynd mißtrautsch, hämisch, schlau und voller Ränke. Was sie öffentlich und mit Gewalt nicht zuwege bringen können, weil es ihnen an tapfern und standhafftem Muth fehlet, das suchen sie mit List und Betrug durchzutreiben.

(46) Der Cardinal *d' Ossat* hat in seinen Lettres die Päbstlichen Staats-Streiche und geheimen Kunst Griffe bey Negociationen sehr wohl vorstellig gemachet; denn er war Französischer Gesandter bey dem Pabst Clemente VIII.

(47) Es ist artig, was *Wicquefort* in seinem Werke de l'Ambassadeur Liv. I. Sect. IX. p. 100. vom Ferdinando Catholico aus einem Spanischen Scribenten erzehlet. Ferdinand, schreibet er, avoit envoyé son Secretaire *Pierre Quintana* à Louïs XI. Roy de France, pour lui faire quelque ouverture d'alliance; mais Louïs lui dit, que Ferdinand, qui l'avoit trompé deux fois, ne le tromperoit pas la troisiéme, & le renvoia. *Quintaua*, en faisant rapport du mauvais succés de sa negociation, eut de la peine à dire le veritable sujet du refus de Louïs, & à marquer le reproche qu'on lui avoit fait de l'infidelité de Ferdinand: mais se voyant pressé par le Roy, il dit enfin, que Louïs lui avoit declaré, que Ferdinand l'ayant trompé deux foit, il n'avoit garde de traitter avec lui, de peur de l'estre une troisiéme. *Ferdinand* aprés avoir resvé un peu sur le rapport de *Quintana*, lui demanda: Combien de fois est-ce que Louïs dit que je l'ay trompé? deux fois? Par dieu il en a menty, l'yvrogne; car je l'ay trompé plus de dix fois.

(48) Amelot hat in seiner Dedication

VIII.

Daß man auf die Regierungs-Form und Verfassung eines jeden Staat, mit dem man Bündnisse machen will, sehen müsse.

Ein Bündniß ist in der That nichts anders, als ein mit gewissen Solennitäten eingegangener Vertrag, oder Vergleich. Dazu wird die Einwilligung derjenigen, die mit einander contrahiren, erfordert. Also muß derjenige, mit dem ich schliessen will, nicht allein seinen Willen klar und deutlich zu erkennen geben; sondern auch das Recht haben, sich auf eine gültige Weise verbindlich zu machen. Bey einem Bündnisse mit einem Monarchen setzet es dieserwegen keine Schwierigkeit. Der König in Frankreich mag seyn zu Paris, oder zu Versailles, oder wo er will, so kan man allezeit mit ihm tractiren. Hingegen giebt es unterschiedliche Staaten, und solche Regierungs-Formen, bey welchen man offt kaum wissen kan, wo die Souverainetät oder die höchste Gewalt sitze. Daher ist in dergleichen Fällen nöthig, einen solchen Staat erst recht zu kennen. Dazu gehören aber Leute, welche sich in der Welt wohl umgesehen und sich eine Erfahrung zuwege gebracht haben. Wenn grosse Herren auf die Gedanken fallen, niemand mehr in fremde Länder reisen zu lassen; so begehen sie einen gewaltigen Fehler, und finden hernach keine tüchtige Männer, welche dieses oder jenes Land kennen, um daselbst zu negociiren. Ich habe wahrgenommen, daß Kaufleute deswegen in Consideration gekommen seyn, weil sie schöne Reisen gethan hatten. Der König in Frankreich hat zu der Gesandschafft nach Persien keinen bessern Mann finden können, als den Chardin, einen Kaufmann, der auch seine Persianische Reisen beschrieben, und darinnen nicht nur von Commercien- und Staats-Händeln, sondern auch von Alterthümern trefliche Nachricht gegeben hat. (49) Wie der Czaar mit dem Chinesischen Kayser negociiren wollen, hat er den Isbrand, aus Holland gebürtig, dazu gebrauchet. Dieser hat auch eine Beschreibung von seiner Reise herausgegeben, in welcher man merkwürdige Sachen von China und Moscau findet. (50) Wie kan der negociiren, welcher den Zustand derselben Republic, wo er gebraucht wer-

an den König Ludwig XIV. welche vor des Gracians Homme de Cour stehet, geschrieben: die Nachkommen Ludwigs XIV. würden mit Recht von ihm sagen, was Philipp der andere vom Ferdinando Catholico, als er dessen Bildniß angesehen, gesaget habe: das ist der König, dem wir alles zu danken haben. Nun halten aber die Franzosen den Ferdinandum Catholicum für einen Betrüger. Daß es also eine greuliche sottise von dem Amelot ist, daß er durch sothane Vergleichung seinen König Ludwig XIV. loben wollen.

(49) Voyages de Mr. *Chardin* en Perse & autres lieux de l'Orient. X. tomes, à Amst. 1711. in groß Duodez, welche Edition die beste ist.

(50) Relation du Voyage de Mr. *Evert Isbrand*, Envoyé de S. M. Czarienne à l'Empereur de la Chine. Par le Sr. *Adam Brand*, avec une Lettre de Mr. *** sur l'Etat present de la Moscovie, à Amst. 1699. 8.

werden soll, nicht weiß? Wo demnach Mangel an Leuten ist, welche an dem Orte selbst gewesen, da muß man solche nehmen, die aus den Anmerkungen und Nachrichten anderer sich eine gute Kenntniß erworben haben; denn überall kan einer nicht hinreisen. Man saget, mit den Venetianern sey übel zu tractiren, weil ihre Verfässung etwas besonders hat. Wenn Frankreich einen Gesandten nach Venedig abordnet, so werden allemahl etliche Personen mitgeschicket, welche ihn von dem Venetianischen Staat unterrichten müssen, und diese werden hernach befördert. In der Schweitz ist es auch schwer Unterhandlung zu pflegen. Dazu hat König William in Engelland den D. Joh. Ludwig Fabricium, einen Heidelbergischen Theologum gebrauchet, weil derselbe ein gebohrner Schweitzer gewesen, auch ehedem schon im Nahmen des Churfürsten von der Pfalz in der Schweitz negociiret hatte. Man muß bey einem jeden Staat wissen, wem darinnen das Recht Bündnisse zu schliessen zukomme, bey wem zuvörderst müsse um die Einwilligung angesuchet werden. So ist es auch in unsern Deutschen Reiche schwer, weil da alle Reichs-Stände einwilligen müssen, wenn ein Bündniß gültig seyn soll. In Summa, wenn man in dergleichen Unterhandlungen glücklich fortkommen will; so muß man wissen, was eine jede Republic für Maximen führet. Darum ist eben die neue Historie höchst nothwendig. (51) Die alte Welt müssen wir zwar auch kennen; aber doch mehr auf die neue sehen, und wissen, was da und dort für Maximen gelten, und worinnen das Interesse eines jedweden Staats bestehe. (52) Zum Exempel: Wer heutiges Tages mit den Schweitzern eine Offensiv-Allianz zu schliessen suchet, wird es nicht treffen. Vor diesem, da sich ihre Republic angefangen, konnten sie eher dazu gebracht werden:

(51) Gilbert Burnet in seinen Memoires pour servir à l'histoire de la Grande Bretagne, welche erst nach seinem Tode ans Licht gestellet worden, sagt von dem Jean de Witt, daß derselbe ein Mann von durchdringendem Urtheil gewesen sey, der auch die Mathematic gut verstanden, und die Algebre in Commercien-Sachen fürtreflich anzuwenden gewust habe: Im übrigen aber habe er sich meist nur in der alten Griechischen und Römischen Historie (welche die Holländer am fleißigsten studiren) umgesehen gehabt. Daher saget Burnet: Witt habe sich sehr betrogen, daß er nicht auf das Genie der Fürsten und ihrer Minister Acht gegeben, und der neuesten Geschichte, nebst der Beschaffenheit der Europäischen Höfe nicht genugsam kundig gewesen. Witt meynete, es käme alles auf den Grund-Satz an, daß man sehe, was diesem oder jenem Staat nützlich und vortheilhafft wäre; denn davon würde kein Regent, keine Republic abweichen. Allein es geschiehet auch vieles aus Antrieb gewisser Affecten und anderer besondern Bewegungs-Gründe.

(52) Hier ist des Herzogs von Rohan Traité de l'Interest des Princes zu recommandiren. Die darinnen enthaltenen Maximen seynd fürtreflich. Und obgleich eins und anders sich verändert, so ist doch noch das meiste zu gebrauchen. Daher saget auch *le Vassor:* Er habe nicht leicht ein politisches Buch von dergleichen Inhalt gesehen, das so lange gedauret, als dieses.

den: Nach der Zeit aber haben sie beständig die Maxime gehabt: Pacem te poſcimus omnes. Sie ergreiffen nicht eher die Waffen, als biß sie selbst angegriffen werden. Daher hat man den König William geradelt, daß er mit den Schweitzern eine Offensiv-Allianz wider Frankreich treffen wollen. Es ist aber auch seine Mühe vergeblich gewesen, ob er gleich alles angewendet und durch unterschiedliche Minister, geistliche und weltliche, sie dahin zu vermögen gesuchet hat. Derjenige wird bey den Schweitzern eher zu seinem Zwecke gelangen, welcher sie zu disponiren trachtet, daß sie in Ruhe bleiben. Sie halten sich immer neutral. Im Reiche saget man auch im Sprichwort: Ich bin neutral wie die Schweitzer. In gewisser Masse haben sie gute Ursache dazu. In Schweden, wo ehedem leichtlich Tractaten zu Stande gebracht werden konnten, ist nunmehro, nach der veränderten Staats-Verfassung, ebenfalls nichts zu thun, wenn man nicht die neue Regierungs-Form genau beobachtet, und sich um die Beystimmung der Reichs-Räthe bewirbet. Die Einrichtung und Verfassung des Regiments ist in allen Ländern fleißig in Betrachtung zu ziehen; sonst kommet man nicht zu recht, oder kan sich wenigstens auf keine Zusagen und Versicherungen verlassen. So ist es dem Kayser Friederich und dessen Sohne dem Maximilian ergangen. Die Ungarische Crone war ihnen versprochen: wie es aber zum Treffen kam, so sagten die Ungarn: Es hätten sich nicht alle Stände unterschrieben. Damit gieng Maximilian neben der Ungarischen Crone vorbey. Wer mit den Holländern einen Tractat schliessen will, muß wissen, ob die Gesandten von allen Provinzien dazu eine Special-Instruction würklich haben: denn ohne solche ist nichts gültig oder kräfftig. (53) Der Cardinal Bentivoglio saget in seinen Memoires: Er habe in Frankreich, Spanien und Italien negociiret; aber es sey ihm nirgends so sauer worden, als in den Niederlanden, weil er das Volk nicht gekennet, und die Historie dieses Staats noch nicht gewust. Es ist ihm endlich doch gelungen, weil er alle

(53) Darum hat der Ritter Temple in seinen Remarques sur l'Estat des Provinces vnies des Païs-bas (chap. II p. 177) als etwas besonders aufgezeichnet, daß er, als Gesandter vom König Carl II. in Engelland, im Jahr 1668. das Glück gehabt, mit den General-Staaten innerhalb fünf Tagen drey Tractate zu schliessen, selbige aufs Papier setzen, ins reine bringen, auch allerseits unterzeichnen zu lassen; ungeachtet die Deputirten von den Provinzien dazu nicht instruirt gewesen, ja in Gefahr gestanden wären, ihren Kopf zu verliehren, woferne die Provinzien die geschlossenen Allianz-Tractaten nicht ratihabiret hätten; wie sie gleichwohl, weil sie den Nutzen und die Nothwendigkeit derselben erkennet, ohne Anstand gethan haben. Das hat Temple nicht unbillig für ein Chef d'oeuvre seiner Negociationen gehalten, und die Holländer deswegen sehr gelobet.

le zu politischen Handlungen erforderliche Eigenschafften besessen hat. (54) Wenn ein grosser Herr mit dem Pabst in wichtigen Angelegenheiten etwas auszumachen hat, so gehöret insonderheit ein Minister dazu, der von der Beschaffenheit und den Maximen des Römischen Hofs genau unterrichtet ist. Der Cardinal Perron in Frankreich war einer von den allerklügsten und geschicktesten Männern seiner Zeit. Da nun derselbe als Ambassadeur nach Rom gehen und seinen König Heinrich IV. mit dem Pabst aussöhnen sollte, ließ man ihn nicht allein ziehen; sondern man gab ihm den d' Ossat als einen Aßistenten mit, weil dieser den Römischen Hof sehr wohl kannte, und alle Subtilitäten ausstudiret hatte. Endlich ist noch zu merken, daß zuweilen sich Fälle ereignen, da es zweifelhafft ist, ob man mit demjenigen, der sonst in einem Reiche die höchste Gewalt hat, ob es gleich ungewiß ist, mit was Recht er solche besitze, sicher tractiren könne. Z. E. Nachdem Cromwel in Engelland Protector geworden war, und die ganze Verfassung des Königreichs sich geändert hatte; so suchten zwar viele mit Engelland eine Allianz zu machen; man wuste aber nicht recht, an wen man sich dießfalls wenden sollte. Das Parlament masse te sich vieler Dinge an, und Cromwel noch mehr. Daher wurde disputiret, ob man mit Cromweln Bündnisse schliessen könnte. Moscau hat zum wenigsten daran gezweifelt: Spanien hingegen hat sich nichts an der Allianz hindern lassen; gleich wie auch noch mehr Potenzien mit ihm sich alliirt haben. Zu unsern Zeiten liesse sich auch disputiren, ob man mit dem Miriweyß in Persien tractiren könnte? So viel ist indessen richtig, daß man unter den Europäischen Völkern bloß darauf siehet, wer in der Possesion ist, d. i. wer in diesem oder jenem Reich für den Fürsten und Regenten gehalten wird; nicht aber, wem das Recht zu regieren zukommet. Denn das ist offt gar schwer und weitläufftig zu determiniren: Und welches Volk hat über das Recht eines andern Volks zu urtheilen, oder solches auszumachen? Wer wollte, z. E. was Schweden betrifft, sich einen Zweifel gemachet haben, ob er mit der Ulrica Eleonora, mit ihrem Gemahl, oder mit dem Hollstein-Gottorpischen Prätendenten tractiren sollte? ohngeachtet das Succesions-Recht streitig war.

IX.

(54) Der Cardinal Bentivoglio hat sich als Päbstlicher Nuncius in Brüssel bey dem Erz Herzog Albrecht einige Jahre aufgehalten. Seine Relationi di Fiandra e di Francia seynd unvergleichlich geschrieben. Seine sämtliche Werke hat man 1645. zu Paris in Folio zusammen gedrucket; bey welchen aber die A. 1713. in zween Theilen in 8. Französisch herausgekommene Memoires nicht seynd.

IX.

Von der Art und Weise Bündnisse zu schliessen; insbesondere von Bevollmächtigung der Gesandten, Ausfertigung und Ratification der Tractaten.

Bey der Art und Weise Tractaten und Bündnisse zu schliessen ist gar vieles zu beobachten. Es geschiehet solches meist durch Gesandte oder abgeordnete und dazu bevollmächtigte Minister. Diese müssen vors erste ein Creditiv-Schreiben aufzuweisen haben: Denn daraus erkennet man, daß sie würkliche Gesandte seyn, daß der Principal wolle, man solle diesen Mann, den er abgeschicket, für einen Gesandten annehmen, halten, glauben. Daraus aber weiß man noch nicht, ob und was für eine Plenipotenz, Vollmacht oder Mandatum derselbe habe; denn ein Creditiv-Schreiben ist noch keine Vollmacht. Diese letztere gehöret zum tractiren selbst und muß vor allen Dingen produciret werden. Ohne Vollmacht wird nichts tüchtiges gehandelt und zur Würklichkeit gebracht. Bey einer solchen Plenipotenz hat man Achtung zu geben, daß nichts zweydeutiges oder verfängliches darinnen stehe; daß der Principal, mit welchen der Bevollmächtigte handeln soll, behörig respectiret sey, u. s. w. Darum disputiret man gemeiniglich erst lang über die Plenipotenzien, und wünschet auch nicht unbillig, daß man unter den Gesandten ein gewisses Formular oder eine gewisse Notul hätte, wornach man die Plenipotenzien einrichten und beurtheilen könnte; wie ehemahls zu Utrecht dergleichen Notul gedrucket worden; damit alles disputiren darüber aufhörete. Denn sonst verfliessen einige Jahre, bevor nur die Plenipotenzen zu Stande kommen, und ehe noch an das tractiren selbst gedacht wird; wie aus den Handlungen des Niemägischen, des Ryswickischen, und anderer Friedens-Schlüsse, zu ersehen ist. Wiewohl man pfleget bißweilen mit Fleiß einen Fehler in die Plenipotenz zu setzen, damit man die Haupt-Sache verzögern und inzwischen bey dem Gefecht über die Vollmacht etwas abwarten könne; wie es unter andern die Spanier bey den Friedens-Handlungen zu Münster gemachet haben. Auf die Vollmachten der Gesandten, mit welchen man Unterhandlungen pfleget, muß man sehr aufmerksam seyn. Denn wenn die Gesandten selbige überschritten und mehr versprochen haben, als sie sollten, so wird hernach der Tractat nicht gehalten. Man muß also in dergleichen Fällen klug seyn, und wissen, was zum Negociiren gehöret. Als einmahl die Portugiesischen Gesandten mit dem Könige von Fez und Marocco einen Tractat geschlossen und darinnen die Abtretung unterschiedlicher Festungen versprochen hatten, nachgehends aber der König in Portugall solches Versprechen nicht erfüllete: So ward der König von Fez und Marocco böse, und sagete: Die Christen wären Betrüger. Allein die Portugiesen versetzten: Die Gesandten hätten wohl gar Lissabon versprechen mögen; deswegen aber wä-

wäre man nicht schuldig solches zu halten. Wie die Schweitzer wider Frankreich, unter der Regierung Ludwigs XII. einen so wichtigen Sieg erhalten hatten, daß Frankreich in grosser Gefahr stund: So gab der Herzog von Tremouille vor, er habe Befehl zu tractiren, und versprach ihnen grosse Summen und andere Vortheile; daher sich auch die Schweitzer zurück zogen. Da sie aber hernach auf die Erfüllung der Tractaten drangen, sagte der König: Er habe dazu keine Vollmacht gegeben; sie sollten sich an den Herzog von Tremouille halten. Seit der Zeit seynd die Schweitzer schlauer geworden. Wenn es aber mit den Vollmachten der Gesandten seine Richtigkeit hat, und man sich hierauf über die Artickel des entworffenen Tractats verglichen hat: So muß man zuvörderst trachten, selbigen ohne Verzug zur Unterschrifft zu bringen. Alles Zaudern in dergleichen Fällen ist gefährlich; sonderlich wenn man in dem Bündniß gute Bedingungen erhalten hat. Da ist nichts besser, als daß alles so bald, als nur immer möglich, zu glücklichem Ende und zur Vollkommenheit gebracht werde. Vollkommen aber heist dasjenige, woran nichts mehr fehlet. Diese Cautel ist um so mehr nöthig, wenn man Muthmassung hat, daß der andere Theil annoch Eingelenke und Chicanes dazwischen machen mögte. Im übrigen kommet hiebey vieles auf die Geschicklichkeit und Vorsicht eines Ministers an, weil man Exempel hat, daß auch bereits unterschriebene Tractaten wiederum seynd zerrissen worden. (55) Denn die Gesandten seynd wie die schlauen Advocaten, und studiren darauf, wie sie einander hinter das Licht führen mögen. Manchmahl ist auch dem Herrn daran gelegen, daß ein Bündniß nicht alsobald zur Vollziehung gebracht werde: Denn bißweilen ändern sich gewisse Umstände, oder es reuet einem, u. s. f. Es ist aber auch die Unterschrifft eines Tractats noch nicht hinlänglich; sondern er muß auch ratificirt seyn. Nach der Vernunfft ist es zwar nicht nothwendig; aber der Sicherheit wegen geschiehet es. Die Plenipotenzien werden ausgewechselt, damit man nicht excipiren könne, man habe seinen Gesandten keine Vollmacht dazu gegeben. Grosse Herren aber wollen alles auch ratificiret haben, und es auf dem Papier sehen. Es ist einmahl unter ihnen so eingeführet;

(55) Auf dem Friedens Congreß zu Münster war der Friede mit Spanien und Frankreich ganz richtig. Der Französische Minister Comte d' Avaux und der Spanische Abgesandte hatten schon unterschrieben. Wie aber Servien, der auch als Französischer Gesandter da war, und die Geheimnisse seines Hofs am besten wuste, unterzeichnen sollte, riß er das Friedens Instrument in Stücken: damit war es null und nichtig. Als der König in Frankreich, Carl VIII. mit Ferdinando Catholico einen Frieden geschlossen; hatte der Französische Gesandte ihn unterschrieben; der Spanische Ambassadeur aber, Mendoza, riß ihn wieder entzwey.

ret; weswegen man sich billig darnach richten und bequemen muß, (56) wenn man anderst sich nicht in Gefahr setzen will, daß der andere daher einen Vorwand nimmt, den Tractat als ungültig umzustossen. Als zu Anfang des XVIten Seculi die Sache der Spanier in dem Königreich Neapel so schlecht stunde; so muste Philipp von Oesterreich, Kayser Carls des V. Vater, im Nahmen des Königs Ferdinandi Catholici mit dem Könige Ludwig XII. in Frankreich tractirten und Neapel abtreten. Indessen aber war der Spanische General Gonsalvo im Neapolitanischen wider die Franzosen glücklich, und schlug den Herzog von Nemours zweymahl aus dem Felde. Da sagte der König in Spanien: Es wäre kein Friede geschlossen, weil der Tractat noch nicht ratificiret worden. Deswegen wartet man offt mit grossen Aengsten auf die Ratification, als wie wir Deutsche bey dem Westphälischen Friedens-Schluß gethan haben, da die Schwedische Ratification etwas lange aussen bliebe. Was den Inhalt des Tractats selbsten betrifft, muß man in allen dessen Artikeln sich aller nur möglichen Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks befleissen. Die Türken halten dafür, daß sie an keine Verträge und Bündnisse gebunden, welche nicht in ihrer Sprache errichtet und aufgezeichnet. (57) Die Franzosen haben ebenfalls beschlossen, in keiner fremden Sprache ein Bündniß zu machen. Wer dieses thun kan, der thut wohl: Denn man ist seiner Sprache besser kundig als einer fremden, als bey welcher mehr Zweydeutigkeiten zu befürchten seynd. Der Münsterische Friede hat so viel dunkle und verschiedenen Auslegungen unterworfene Stellen, daß man kaum mit allen Hülfs-Mitteln in dem Stand ist, denselben rechtschaffen zu erklären. Jetzo hat man die Manier, daß man die Artikel und Tractaten im Original übergiebet, und hernach übersetzen lässet. Es kommet darinnen viel auf den eigentlichen Wort- und Buchstäblichen Verstand an. Deswegen muß ein Abgesandter Latein und andere Sprachen verstehen: denn die meisten Schlüsse und Tractaten werden in der Lateinischen Sprache abgefasset. Offt ist ein Gesandter im übrigen sehr geschickt,

(56) Es gehöret solches zu den Gebräuchen der Völker; nicht zu dem Völker-Rechte. Willst du aber den Gebräuchen der Völker gleichfalls den Nahmen des Völker Rechts beylegen; so magst du es meinthalben wohl thun, weil man über Worte nicht streiten muß. Wenn du nur nicht meynest, daß selbige das eigentliche Völker-Recht ausmachen. Was sonsten ratione formae & modi pangendi fœdera zu observiren, sowohl nach den Regeln der Gerechtigkeit, als auch der Klugheit, das hat Grotius in seinem Werke von dem Rechte des Kriegs und Friedens gründlich und gelehrt gezeiget. Von der Ratification der Tractaten insbesondere kan auch nachgesehen werden *Wicquefort* dans son Ambassadeur, Livre II. Sect. XV. p. 179. seqq.

(57) Das hat schon *Pufendorff* de Jure Nat. & Gent. Lib. III. cap. VI. §. 16. angemerket.

schickt, verstehet aber zu wenig Latein, und ziehet dadurch manches mahl seinem Herrn ein Präjudiz zu. Der Graf von Wittgenstein und einer von Löben sollten im Nahmen des Churfürsten Friedr. Wilh. von Brandenburg mit den Schweden die Gränz-Scheidung in Pommern reguliren; aber mit denen in den Tractat gesetzten zwey Wörtern *cis* & *trans* Oderam, die sie nicht recht verstunden, verlohr der Churfürst einen Strich von etlich- und dreyßig Meil Wegs. Deswegen hat man nach der Zeit bey uns Doctores und Professores zu Ministris gebrauchet. Um eben dieser Ursache willen pfleget man auch sonst den Gesandten Aßistenz-Räthe, die von Studiis Profeßion machen, mitzugeben; jedoch cum charactere. Der Piccolomini tractirete als Kayserlicher Gevollmächtigter mit dem König in Schweden in dem Deutschen Krieg, und der Volmar, welcher ehemahls Professor zu Freyburg gewesen, war als ein Gelehrter demselben zugegeben. Auf dem Friedens-Congreß zu Niemägen machte der Graf von Schwerin als Chur-Brandenburgischer Gesandter Figur, und der von Blaspiel, sein Aßistent, hatte die Studia. So wurde auch bey anderer Gelegenheit dem Grafen von Dohna, als Königl. Preußischen und Chur-Brandenburgischen Ambaßadeur, der Henniges als ein Gelehrter zugegeben. Die Schweden, welche alles in der lateinischen Sprache tractiren, haben den gewesenen Professorem Eloquentiae & Poeseos zu Dörpt, Olaum Hermelin, zu den wichtigsten Negociationen gebrauchet. Er begleitete den König Carl XII. in seinen Feldzügen und blieb in der Schlacht bey Pultawa. Der Oxenstirn hatte den Güldenstolpe oder Gyllenstolpe (der Professor zu Abo gewesen, und, vor seiner Erhebung in den Adel-Stand, unter dem Nahmen Wexionii unter den Gelehrten bekannt ist) bey sich. Matthius Milonius, Professor Eloquentiae zu Upsal, wurde Schwedischer Staats-Secretarius, auch, nachdem er geadelt worden, und den Nahmen Biörnklau bekommen, Abgesandter am Kayserlichen und am Französischen Hofe, und endlich in Schweden Canzlar- und Reichs-Rath. Dieses alles geschahe unter andern auch um deßwillen, weil man sahe, wie nothwendig es wäre, zu einem Aufsatz in einer andern Sprache erfahrne Leute zu gebrauchen, damit nichts zweydeutiges sich einschleiche, und dem andern Theil keine Gelegenheit zu Ausflüchten oder Verdrehungen gegeben werde. Man kan bey dergleichen Fällen nicht sorgfältig und behutsam genug seyn. Denn die Negocianten seynd wie die Advocaten; sie flicken immer ein Häkgen mit in den Tractat. Als die Spanische Infantin Maria Theresia an den König in Frankreich Ludwig XIV. vermählet wurde, und der Cardinal Mazarini mit dem Don Louis de Haro Tractaten pflog; so schrieb der Canzlar Tellier an den Mazarini: Die Anna

von Oesterreich Ludwigs XIV. Mutter hätte gemeynet, er gäbe sich zu viel Mühe, und es wären doch so viele Renunciationen vorhanden, daß es dem Ludwig nicht viel helfen würde, wenn er gleich die Spanische Prinzeßin heyrathen würde. Der Cardinal aber schrieb dem Tellier zuruck: Er mögte der Königin sagen: Sie sollte ihn nur machen lassen; er wollte schon den Don Louis de Haro hinter das Licht führen, und ein Wörtgen mit einflicken, daß die Renunciation nicht viel helfen würde. Was zu Zeiten Kayser Carls V. zwischen dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Granvella mit dem Wort ewig, an statt, einig, vorgegangen, ist auch bekannt, und im Hortleder von den Ursachen des Deutschen Kriegs mit mehrern zu lesen. Daher dient auch dieses zu einer Cautel, daß man zu Abschreib- oder Mundirung der Exemplarien eines geschlossenen Tractats gute Copisten und Leute brauche, die eine schöne deutliche Hand schreiben; imgleichen, daß wenn man gewahr wird, daß in einem Exemplar hie oder da etwas ausgekratzet oder radiret worden, man solches alsobald umschreiben lasse: Wie denn auch solches bey dem Westphälischen Frieden ist in Acht genommen worden.

X.

Von Bestätigung der Tractaten durch Garanties, Pfandschafften, Eidschwüre und dergl.

Die grossen Herren scheinen zwar als privat-Personen alles dasjenige, was sie versprochen haben, treulich zu halten. Ein Edelmann, ein Fürst, muß sich auch in seinen privat-Handlungen in Acht nehmen, daß er nicht erfunden werde als einer, der sein Wort nicht halte. Weil man aber weiß, daß grosse Herren, als grosse Herren, alles aus Interesse thun; so hat man beständig einen Verdacht, daß sie von dem, was sie in vorbemeldter Qualität verheissen, abgehen mögten. Darum fordert man allerhand Versicherungen zu mehrerer Bestätigung und Befestigung der geschlossenen Bündnisse; als Pfandschafften, Geissel, Garants, und dergl. Man wird auch finden, daß bey den meisten neuern Friedens-Schlüssen Garants erwehlet worden, d. i. solche Personen, welche den Frieden gewähren, und denjenigen, so abweichen wollen oder demselben zuwider handeln, zwingen sollen, dabey zu bleiben. Also seynd bey dem Niemägischen, wie auch bey dem Olivischen Frieden, Garants angenommen worden. Wahr ists, daß sie zum öfftern ihre Schuldigkeit nicht in Acht nehmen: Indessen aber würken sie doch bißweilen; weswegen man sie nicht gerne fahren lässet. Wir haben gesehen, daß die Garants des Olivischen Friedens sich wegen der Thornischen Händel gereget, ob sie gleich sonst mit Pohlen nichts zu thun haben. Es ist aber in dem Frieden zu Oliva unter andern auch versehen, daß die Protestanten ihre Religions-Uebung in Pohlen,

len, wie sie selbige dazumahlen gehabt, beständig behalten sollten. Da nun solches nicht geschehen, so regeten sich nicht alleine diejenige, so den Frieden gemachet, sondern auch andere, die die Garantie übernommen hatten; insbesondere die Engelländer und Holländer. Diese wurden alle in diesen Handel verwickelt, und erinnert, ihre Kräffte dahin anzuwenden, damit das Bündniß aufrecht erhalten würde. Manchesmahl hingegen bekümmern sich freylich die Garants wenig darum. Also war der König in Engelland Carl II. Garant bey dem Frieden zu Niemägen; und gleichwohl ließ er geschehen, daß Luxemburg von Frankreich weggenommen wurde, welches die Spanier sehr verdrossen hat. Ob es gleich an sich etwas überflüßiges ist, Garants zu nehmen, so heist es doch offt: Superflua non nocent. (58) Man läsſet sich auch Geissel geben, Bürgen stellen, Unterpfänder einliefern, ꝛc. Also trauete z. E. die Königin Elisabeth dem Könige in Frankreich nicht, und ließ sich deswegen Bürgen stellen: Dazu nahm sie einige Kaufleute zu Paris an, welche in Engelland zu thun hatten, und keine Französische Unterthanen waren. So hat sich der Churfürst Friederich Wilhelm, wegen einer von den Pohlen versprochenen Summe Geldes, die Stadt Elbingen Pfands-weise versichern lassen; wiewohl hernach die Einräumung nicht erfolget, sondern die Sache auf die lange Bank geschoben wurde. Erst A. 1698. wurde besagte Stadt Brandenburgischer Seits erobert; doch auch im Jahr 1700. den Pohlen wieder abgetreten, und dagegen aus dem Schatze der Republic die Rußische Crone, (welche K. Uladislaus getragen, als er von den Russen zu ihrem Groß-Fürsten erwehlet worden) nebst andern Kleinodien, als ein Unterpfand biß zu völligem Abtrag der Summe angenommen. Zu noch grösserer Versicherung läsſet man die Fürsten die mit ihnen geschlossene Tractaten mit vielen Ceremonien beschwören. Man zündet Lichter an, leget das Evangelien-Buch vor, läsſet sie die Finger aufheben, die solennen Worte laut hersagen, und dergl. Es thut zwar dieses an und für sich zur Verbindlichkeit des eingegangenen Bündnisses nichts: Aber grosse Herren lassen sich bißweilen durch dergleichen äusserliche Dinge eben sowohl schrecken, als gemeine Leute, und seynd, eben so wenig als diese, frey von Vorurtheilen und Aberglauben. Darum muß man sie dabey fassen und so vinculiren, wie sie öffters glauben, daß es gültiger und stärker sey. (59) In Summa, man unterläsſet nichts,

(58) Hiebey ist zu recommandiren *Vlr. Obrechti* dissertatio: Sponsor pacis betitelt, worinnen man alles findet, was von der Garantie kan gesagt werden.

(59) Ein weiser Mann weiß wohl, daß der Eidschwur keine neue Verbindlichkeit würke; daß eben der GOtt, der gesagt hat, du sollt meinen Nahmen nicht mißbrauchen, auch

nichts, was nur immer zu stärkerer und solennerer Bestätigung dienen kan. Denn wer recht sicher gehen will, der muß auch dasjenige, was sonst nicht viel auf sich zu haben scheinet, nicht aus der Acht lassen. Deswegen pfleget man dergleichen Dinge in den Präliminarien auszumachen, damit nach der Zeit keine weitern Difficultäten entstehen können. Es ist wohl wahr, daß manchesmahl alles dieses nichts hilfft; sondern die Tractaten dem ungeachtet nicht gehalten werden. Louïs XIV. hatte auch bey dem Ryswickischen Frieden alles dieses gethan, und denselben aufs feyerlichste beschworen: Hernach aber brach er ihn gleichwohl nach seinem Gefallen, weil ihm seine Leute weiß gemachet, daß er nicht daran gebunden wäre. Indessen aber thut man alles, was man kan, (60) ob es schon nicht allemahl fruchtet. Gleichwie unter privat-Personen, wenn gleich alle Cautelen beobachtet worden, dennoch viele Processe entstehen: Also geschiehet dieses noch vielmehr unter grossen Herren.

XI.

Von der rechten Zeit Bündnisse einzugehen.

Wer klüglich handeln und zu seinem Zwecke gelangen will, der muß in allen wichtigen Unternehmungen die rechte Zeit und Gelegenheit in Acht nehmen. Fronte capillata est, postica occasio calua. Es ist nicht zu jeder Zeit gut zu säen oder zu ernden: Also ist es auch nicht zu jeder Zeit gut Bündnisse zu schliessen. Bißweilen erhält man gar nicht, oder doch sehr schwerlich, was man vorher leichtlich hätte erhalten können. Man muß sich nach Bündnissen umthun, ehe die Gefahr kommet. Wenn diejenigen, deren Allianz du suchest, mercken, daß du es höchstnothwendig braucheſt; so machen sie es, wie die gewinnsüchtigen Gläubiger mit den armen Schuldnern, wenn diese in der Noth stecken und Geld bedürfen. Da spannt man den Bogen hoch, und schreibet allerhand harte Bedingun-

auch gesagt habe, du sollt dein Versprechen halten, Treu und Glauben nicht brechen, ꝛc. daß in einem Juramẽt GOtt nichts versprochen werde; daß man aber übrigens denjenigen billig für schlimmer halte, der den Vertrag, und zugleich auch seinen Eid bricht, GOtt aus den Augen setzet, und also die Furcht vor ihn verlohren hat, als denjenigen, der nur schlechterdings sein Wort nicht hält. Aber wie viel Fürsten wissen doch die Natur der Verträge und Eidschwüre accurat? Sie seynd eben wie die gemeinen Leute. Man lässet sie in dem glücklichen Irrthum, daß durch den Eid GOtt etwas insbesondere versprechen, und dadurch eine neue Verbindlichkeit gewürket werde.

(60) Deswegen wird auch offt den Tractaten die Clausul angehänget, daß denen, welche selbige geschlossen und beschworen haben, keine Dispensation oder Absolution zu statten kommen solle. Denn der Türke hat seinen Mufti, und die Catholiken haben den Pabst, welche sich der Gewalt anmassen, die Leute von ihrem Eid los und ledig zu zehlen. Die vorgedachte Clausul findet man bey der Kayserl. Wahl-Capitulation, bey dem Westphälischen Friedens-Instrument, u. a. m.

gungen vor. Als die von den Spaniern bedrängte Holländer die Königin Elisabeth um Hülfe anfleheten; sagte sie, ja, sie wollte ihnen helfen: vorher aber ließ sie Briel, Rammacken und Vlißingen sich zur Versicherung wegen der vorgestreckten Mittel einräumen. (61) Wer das Tempo nicht beobachtet, ist nicht klug, nicht politisch. Man findet auch, bey überhand genommener Gefahr, nicht allemahl Leute, mit denen man ein Bündniß eingehen könnte, wie man gerne wollte. Es will alsdann niemand gerne sich darein mischen. (62) An einem klugen Fürsten werden drey Dinge gelobet; nehmlich, Gewalt, gute Minister, und gute Alliirte. Das Hauß Brandenburg hat sich treflich in die Höhe geschwungen, und ist groß geworden, nicht sowohl durch Macht, als vielmehr durch Bündnisse. Auf viele Truppen darf sich keiner verlassen, oder sich deswegen für unüberwindlich halten. Die Zeiten ändern sich. Die Schweden waren sonst auch eine unüberwindliche Nation. Aber Gustav Adolph half sich am meisten durch Allianzen. Das hat der letzte König in Schweden, Carl XII. verabsäumet. (63) Ich halte denjenigen Prinzen für weit klüger, der wenig Truppen, und dafür gute Alliirte hat. Unser Friederich Wilhelm war auch in diesem Stücke ein recht weiser Fürst. (64) Wer hingegen solches gering achtet, der ist unklug und übel berathen. Sebastian in Portugall war ein solcher wilder und unbedachtsamer Herr, der von Alliirten nichts hören wollte; darum sagte der kluge Philipp in Spanien: Es würde nicht glücklich mit ihm ablauffen. (65) Man siehet also,

(61) Diese drey See-Plätze, woran den Holländern viel gelegen ist, hat nach der Zeit der Oldenbarneveld (den sie doch hernach den Kopf abgeschlagen) von dem König Jacob I. wieder herausgebracht.

(62) Davon ist bereits oben im VI. Absatz weitläufftig gehandelt worden.

(63) Derselbe verließ sich auf seine Macht, hatte keinen Bunds-Verwandten, und im übrigen mehr Bravoure, als Verstand und politisches Nachdenken. Buddeus (der von Anclam in Pommern bürtig, und also ein Schwedisches Lands-Kind war) sagete einsmahls zu mir: Seinem Könige fehlete nichts, als Politique. Ich antwortete: Da fehlet ihm das meiste. Die Bravoure gehöret zur Execution. Carl war ein unpolitischer Herr, der nicht zu leben wuste. Wie derselbe zu Alt-Ranstädt war, und ihm die benachbarten Fürsten ein Compliment machten, stund er da, wie ein gemeiner Soldat, sahe aufwärts, war nicht freundlich, und lief bald wieder davon. Alle Fürsten seynd mißvergnügt von ihm weggegangen. Er hat durch sein unpolitisches Wesen das Königreich Schweden dergestalt ruiniret, daß es sich so bald nicht wiederum erhohlen wird.

(64) Er wuste sich durch Allianzen fürtreflich zu helfen, wie man aus *Pufendorfii* Commentariis de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni sehen kan. Das ist ein recht politisches Buch, und sollte es ein jeder haben. Es ist zwar ein wenig groß und weitläufftig, und Pufendorff hätte es wohl kürzer zusammen ziehen können: doch kan man es etwa in einem Viertel Jahr durchlesen.

(65) König Sebastian gieng hinüber nach Africa und wollte es erobern, dachte aber

so, wie nützlich es sey, sich bey Zeiten durch tüchtige Allianzen zu prospici ren. Ja, wenn man auch in grosser Noth ist, so muß man solche nich blicken lassen, oder doch geringer zu machen suchen, als sie in der That ist Dieses haben sonderlich die Minister, welche für ihre Herren negociiren sollen, wohl zu merken. Die Schul-Füchse meynen, wenn einer vorstelle te, daß er in einem erbarmungswürdigen Zustande sich befände; so würde ein anderer desto eher zum Mitleiden bewogen werden. Das ist einfältig. Die Bettler machen es so, indem sie ihre strumpfe Hand zeigen, damit die Leute ihnen aus Erbarmung etwas reichen mögten. Aber ein grosser Herr, ein Minister, muß nicht so beschaffen seyn; sondern allezeit, wenn auch die Noth am grösten ist, sich großmüthig und standhafft zeigen. Je gefährlicher und elendiglicher du den Zustand deines Fürsten vorbildest, je weniger wirst du von andern erhalten. (66) Es lehnet sich keiner gerne an eine Wand, welche einfallen will. Das rechte Tempo ist, wie bey allen Sachen, also auch bey Bündnissen, das beste. Wenn ein Mächtiger aus dem Gleichgewichte tritt, alsdenn kan man leichtlich mit andern in Allianz kommen und viel erhalten. Das geschiehet auch, wenn wir einem andern in gewissen Stücken nützen können. Die Portugiesischen Gesandten durften vor diesem in Paris, wenn sie zur Audienz gelassen wurden, nur mit zwey Pferden fahren. Aber da der König von Portugall wegen des Herzogs von Anjou gebraucht werden konnte, hat er vieles herausgebracht Die Holländer haben von Frankreich einen treflichen Commercien-Tractat erhalten, wie der König in Frankreich in die Spanische Niederlande einfallen wollte. Denn Jean de Witt stellete sich,

aber ausser seiner Armee an nichts, an keine Allianz, an keine Provision, noch an andere Dinge, die zu Ausführung einer so weit aussehenden Unternehmung gehöreten. Darum lief auch der Zug so unglücklich ab.

(66) Der Verfasser des schon einigemahl angezogenen Conseiller d'Etat (welches Buch, ungeachtet es etwas alt, fürtreflich zu gebrauchen ist, sonderlich vor die, so sich zum Negociiren geschickt machen wollen) hat dieses sehr wohl erinnert. Er saget davon (im LVI. Cap. p. m. 362.) also: Ceux qui demandent secours font aucune fois leurs affaires si foibles, pensans émouvoir à compassion; que tant s'en faut, qu'ils emeuvent ceux qu'ils prient de les secourir, qu'ils leur font peur de s'embarquer avec des miserables. Il faut en tels subjets y marcher prudemment, & peser les mots: & la mine en cecy vaut mieux aucune fois que le jeu. Und im vorhergehenden LV. Cap. p. 349. heisset es gleichergestalt: Si le Prince traictant avec ses voisins a besoin de demander, ou desire quelque chose d'eux, il faut qu'il advise à garder sa dignité; & partant ne se trop haster: pource que nous hastans nous, nous montrons estre resolus de quelque chose; & eux voyans l'instance, que nous ferons, penseront nostre necessité plus grande, qu'elle n'est: ce qui les rendra plus tenans, & fera croire, que nous leur serons davantage obligez, s'ils nous l'accordent, encores qu'ils en tirassent pareil advantage que nous.

sich, als wenn er auf Französischer Seite wäre: hernach aber wurde doch nichts daraus, indem Witt sahe, daß, wenn der König die Spanischen Niederlande verschlungen, derselbe unfehlbar auf die Holländer losgehen würde.

XII.

Was von ewigen Bündnissen zu halten.

Die Bündnisse haben den gegenwärtigen Nutzen zum Zweck. Es kan seyn, daß zuweilen der Nutze lange und auch auf das künfftige fortdauret: deswegen aber darf man nicht denken, daß es rathsam sey, Bündnisse auf ewig zu schliessen. Es kan unvermuthet eine Gelegenheit kommen, da das Bündniß nicht mehr nutzet. Die Schweitzer haben einen ewigen Bund unter sich aufgerichtet: aber das betrifft die Verfassung und Form der Republic, wovon in den Grund-Lehren des Natur- und Völker-Rechts mit mehrerm gehandelt wird. Solche Bündnisse, dergleichen man auch bey den vereinigten Niederlanden findet, müssen beständig bleiben, so daß die Bund- oder Eid-Genossen, die zusammen einen Staat oder eine Republic ausmachen, einerley Absicht hegen und einerley Freunde und Feinde haben. Aber die Allianzen mit Auswärtigen muß man nicht ewig machen: sonst wird man hernach, wenn man abgehet, für Eid- und Bundbrüchig ausgeschrien. Die Schweitzer seynd hierinnen klug. Ludwig XII. verachtete dieselben, und hieß sie Berg-Bauren. Sie hiengen sich aber an den Pabst, verjagten die Franzosen aus dem Mayländischen, thaten einen sehr gefährlichen Einfall in Frankreich, und würden biß vor Paris gerucket seyn, wenn sie nicht der Herzog von Tremouille durch scheinbare Versprechungen besänfftiget und weggebracht hätte. (67) Nach der Zeit sahen die Franzosen, daß es ihnen nützlich wäre, mit den Schweitzern in gutem Vernehmen zu stehen. Und obgleich Franciscus I. sie im Jahr 1515. in dem blutigen Treffen bey Marignano, wo 10000. Schweitzer auf dem Platz geblieben, geschlagen hatte; so hat er doch hernach den Fehler zu verbessern gesuchet, und ein Bündniß mit ihnen gemachet. Die Schweitzer aber schlossen es nur auf etliche Jahre, und wenn die Jahre um waren, so erneuerten sie dasselbe. Ludwig XIV. hätte gerne ein ewiges Bündniß mit ihnen aufgerichtet; aber sie haben nicht gewollt. Sie seynd gescheid, und sagen: Es könne ja eine Zeit kommen, da ihnen das Bündniß nicht mehr zuträglich sey. Man weiß nicht, was für Veränderungen vorgehen können. Ludwig XIV. hat den Schweitzern sehr geschmeichelt, und sie bald mit Geld, bald auf andere Art zu gewinnen gesuchet: Es hat aber alles nichts geholfen; sondern sie haben sich für das

(67) Hievon besiehe oben den IX. Absatz.

gute Vertrauen bedanket, und es bey dem vorigen gelassen. Die Franzosen sollten wohl eine Million darum geben, wenn sie es zu einem ewigen Bündniß mit den Schweitzern bringen könnten. Nun ist zwar oben schon erinnert worden, daß man auch an eine auf ewig eingegangene Allianz nicht gebunden sey, wenn das Interesse, als der Endzweck aller Bündnisse und Verträge, sich merklich geändert hat: Indessen lauffet der Schwächere alsdenn allezeit Gefahr, und bekommet Krieg. Wenn die Bündnisse einmahl aufgerichtet seynd, so darf nicht leicht darinnen etwas geändert werden. So bald dieses geschiehet, so beschweret sich der andere Theil darüber und schreyet über Neuerungen, wenn ihm gleich kein Schaden dadurch geschiehet. (68)

XIII.

Von unterschiedlichen Arten der Bündnisse.

Die Bündnisse und Tractaten seynd von verschiedener Art, und eine jede hat ihre besondere Eigenschafften. Also werden einige in Absicht auf den Krieg, andere in Absicht auf die Handelschafft, eingegangen. Zu jenen gehören die sogenannten Off- und Defensiv-Allianzen. Dabey ist nun nicht genug, daß man die Artickel überhaupt abfassen und zur Vollziehung bringen lässet; sondern es müssen auch alle Kleinigkeiten klar und deutlich ausgedrucket, und, so viel möglich, alle Fälle genau determiniret werden. Zum Exempel: Wenn es in dem Bündnisse heisset, daß einer dem andern so oder so viel Truppen überlassen solle; so muß alles pünctlich ausgemachet werden in Ansehung der Officiers, der Artillerie, des Proviants, der Leg-Städte, wo das Geld auszuzahlen ist, u. s. w. Wo nicht alles deutlich und accurat ausgedrucket ist, da giebet es hernach nur Scrupel und Streitigkeiten, welche lange Zeit währen. Es ist nicht ohne Nutzen, wenn man dergleichen Formeln von Bündnissen fleißig lieset, und sich selbige bekannt machet. (69) Offt ist an Off- und Defensiv-Allianzen nicht

(68) Wie der König Friederich III. in Dänemark mit den Pohlen ein Bündniß wider die Schweden geschlossen; so wollten die Pohlen etwas darinnen ändern, welches aber der König in Dänemark nicht zulassen wollte; biß der Churfürst in Brandenburg, Friederich Wilhelm, ins Mittel trat, und die Garantie übernahm, daß die alte Allianz beständig bleiben sollte. vid. *Pufendorff* in reb. gest. Frider. Wilh.

(69) Die Franzosen haben sonderlich viel hübsche Sammlungen von Tractaten und Bündnissen ans Licht gestellet. Dahin gehöret fürnehmlich das bekannte Recueil de Traités, in etlichen Folianten, worinnen man die Bündnisse in den Original-Sprachen, nebst den Uebersetzungen findet. Amelot, der über den Tacitum geschrieben, hat alle Tractaten, welche Frankreich mit andern Potentaten geschlossen, biß auf Ludwigen XIV. in sechs Quart-Bänden herausgegeben; Es stehet aber alles auch in dem vorbemeldten Receuil de Traités. [* Die neuern beträchtlichen Sammlungen von gleicher Art, sonderlich des Mr. *Du Mont* Corps Diplomatique, nebst dessen

nicht so viel gelegen, als an Commercien-Tractaten. In diesen müssen ebenfalls so wohl generalia als specialia accurat ausgedrucket werden. Der Graf von Estrades hat als Königl. Französischer Gesandter mit den Holländern im Jahr 1664. einen Tariff-Tractat geschlossen, in welchem man die Sorgfalt beydes der Franzosen und der Holländer nicht genug bewundern kan. Doch scheinet es, daß die Holländer dabey einen Vortheil gehabt, sintemahlen sie die Bestättigung und Erneuerung dieses Tractats im Utrechtischen Frieden bey Frankreich gesuchet haben. (70) Klügliche und glückliche Commercien-Tractate zu schliessen, erfordert eine gründliche Wissenschafft im Handlungs-Wesen; daher lassen sich hier davon keine Regeln geben. Es muß einer die Welt kennen, und wissen, was die Völker zu thun vermögen, und was sie thun wollen. Dabey muß man auch die hin und wieder publicirten Commercien-Tractate selbst lesen und zu Rath ziehen; sonderlich der Holländer ihre: Denn der Holländer ist der beste Kauf- und Handelsmann. Die Republic Holland hat am besten floriret, da Jean de Witt am Ruder gesessen. Damahls hat man gesehen, daß sie an Ansehen und Reichthum mehr und mehr zugenommen. Itzo kommen die Holländer ziemlichermassen herunter, weil sie wenig rechte Leute mehr haben. Die beeden Witte, die das meiste zum Aufnehmen des Staats gethan hatten, wurden gleichwohl am ärgsten verfolget.

XIV.

Von den Gesandten überhaupt, deren Nothwendigkeit, Unterschied ꝛc.

Bey Schliessung der Bündnisse können grosse Herren nicht allezeit in Person erscheinen. Sie selbst verstehen auch die Sachen so genau nicht, als ihre Staats-Bediente und Gens de robe. Wenn sie auch bißweilen selbst etwas negociiret oder abgehandelt, so haben sie doch allezeit ihre Minister und Räthe bey sich haben müssen. Ja, ehedem haben sie fast ihre ganze Collegia mitgenommen oder verschicket. Grosse Herren seynd insgemein nicht arbeitsam, und nicht gedultig genug. Es ist eine Kunst, wohl zu negociiren; sonderlich in Rom, in Venedig, in Spanien. Darum hat der Cardinal Mazarini bey der Friedens-Handlung zwischen Frank-

sen Fortsetzung oder Supplement; die von **Thomas Rymer** in Engelland edirte Acta publica, welches kostbare Werk vor einigen Jahren im Haag nachgedrucket worden; des Mr. *Rousset* Recueil d' Actes & Negociations &c. und dergleichen mehr, seynd auch bekannt genug. Hieher gehöret auch: **Ruhe des itztlebenden Europa, dargestellet in Sammlung der neuesten Europäischen Friedens-Schlüsse unter der Regierung Kayser Carl VI.** Diese brauchbare Sammlung (wovon der eigentliche Verfasser in den Leipzigischen Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen aufs Jahr 1727. p. 502. angezeigt ist) bestehet in zween starken Quart-Bänden und ist zu Coburg im Jahre 1726 und 1727. ans Licht getreten.]

(70) S. **Actes, Memoires & autres Pieces authentiques concernant la Paix d' Utrecht: worinnen man nebst andern Allianzen auch Commercien-Tractaten findet.**

Frankreich und Spanien im Jahr 1659. keinen andern nach St. Jean de Luz schicken, sondern selbst dahin gehen wollen, weil er seinen eigenen Franzosen hierinnen nicht trauete, und meynete, er könnte sich auf niemand besser verlassen, als auf sich selbst. Denn die Spanier überlegen alles auf das genaueste und seynd in ihren Entschliessungen sehr langsam; mithin gehöret eine besondere Gedult und Aufführung dazu, wenn man mit einer so listigen Nation negociiren und dabey nicht hinter das Licht geführet werden will. Die Franzosen haben durch ihre Ungedult fast allezeit in dergleichen Fällen den Kürzern gezogen. So würde es auch den grossen Herren ergehen: denn sie seynd zu hitzig, ungedultig, und wollen allenthalben mit dem Kopfe durch. Man siehet also, daß dergleichen Staats-Geschäffte und Negociationen am besten durch Abgeordnete, oder durch Gesandten tractiret werden, als durch welche auch ein grosser Herr die Absichten, Maximen und das Interesse anderer Fürsten erfähret, woran ja allerdings einem jeden viel gelegen ist. Gesandte seynd demnach nothwendige und unentbehrliche Personen, und ein Herr, welcher in Ansehung derselben Geld und Kosten scheuet, verstehet seinen eignen Nutzen nicht wohl. Ein anders ist es, wenn man der Sache gar zu viel thut, oder zur Unzeit Gesandten schicket. König Jacob I. in Engelland konnte sich niemahls entschliessen Krieg zu führen; sondern wollte alles durch Gesandten ausmachen. Welches ein grosser Fehler war. Daher sagete Kayser Ferdinand II. als er hörete, daß Jacobus böse auf ihn wäre: Er fragete nicht viel darnach, weil er wüste, daß der König von Engelland schon Gesandten schicken, und die Fuchtel nicht ausziehen würde. Daß übrigens die Gesandten verschiedentlich eingetheilet, und die vom ersten Range Ambassadeurs, (71) die andern Envoyés, u. s. w. genennet werden, wird als eine bekannte Sache hier voraus gesetzet. (72)

XV.

(71) Das Wort *Ambassadeur* kommet her von dem Wort, Ambacht, Amt, und daher, Ambachter oder Amtmann. Denn grosse Herren verschickten vor Alters ihre Amts- und Hauptleute in Ambassaden. Auch noch in neuern Zeiten findet man vom Churfürsten von Sachsen, daß der Amtleute geschicket. vid. *Seckendorff.* hist. Lutheran. Denn die Aemter wurden vor diesen mit Edelleuten besetzet. Daß der Kayser auch in Ambassaden seine hohen Reichs-Beamte verschicket, ist aus der ganzen alten Historie bekannt. Daher hat man dieselben *Ambachtores*, und hernach corrupte *Embaxadores*, *Ambasciatori*, *Ambassadeurs* genennet. Es ist ursprünglich ein Deutsches und kein Spanisches oder anderes fremdes Wort. vid. *Hertius* de superioritate territ. imgleichen in elem. prud. ciu. P. I. Sect. IX. §. VII. p. 176. sq.

(72) Die Residenten, wenn sie accrediret, seynd nichts anders als Envoyés ordinaires: Sie werden auch so tituliret. Ein Envoyé ordinaire will extraordinaire heissen. Das Wort extraordinaire, wenn man es scholastice betrachtet, bedeutet in der That nicht mehr als ordi-

nai-

XV.

Was bey dem Ceremoniel der Gesandten zu beobachten.

Wenn ein grosser Herr einen Gesandten an eines andern Hof schicket, so will er, daß derselbe alda also soll auf- und angenommen, und also empfangen und gehalten werden, wie es gewöhnlich und bey den Völkern herkömmlich ist. Gleichwie ein Kaufmann offt viel erhält, weil er in Credit ist, ob er gleich in der That nicht so reich, als man ihn dafür hält: Also kommet bey grossen Herren auch viel auf die Meynung an, daß ihn die Leute für mächtig halten, wenn er es gleich nicht ist. Daher kan man es grossen Herren nicht verargen, wenn sie in Ansehung des ihren Gesandten gebührenden Tractaments nichts nachlassen. Cromwel war sonst ein Grobian, dem noch immer etwas von seiner niedrigen Herkunfft anhieng: Doch kan man von ihm sagen, daß er in diesem Stücke ponctuel gewesen, und sehr darauf Achtung gegeben, ob seine Ambassadeurs recht gehalten und angesehen würden. Wenn man selbigen die gewöhnlichen Ehren-Bezeigungen nicht zugestehen wollen, hätte er lieber Krieg angefangen, als darinnen etwas nachgegeben. Wer philosophisch von der Sache redet, der spricht zwar: Es lieget nichts daran, der andere mag meine Gesandte empfangen, wie er will, mit oder ohne Gepräng: Allein, wenn die gewöhnlichen Ceremonien unterlassen werden, so hat man alsdenn keine grosse Meynung von dem Herrn. Hergegen wenn dessen Gesandter von vornehmen Standes-Personen eingehohlet, dabey die Trommel gerühret und ein Wirbel geschlagen wird, wenn alles prächtig und herrlich zugehet; (73) da bekommet das Volk den Concept, daß ein solcher Gesandter einem grossen Herrn angehören müsse. Grosse Herren wollen geehret seyn, und nehmen es also für eine Verachtung auf, wenn man ihnen das gehörige Ceremoniel nicht will angedeyhen lassen: Deswegen dringen sie darauf, und ruffen ihre Gesandten, wenn sie nicht alles geneissen sollen, zurück. Dergleichen gewöhnliche Ehren-Bezeigungen kan man fordern, gleichwie man selbige auch andern hinwiederum zu geben nicht unterlassen muß. Uebrigens ist man zwar nicht schuldig, einen auswär-

naire: Indessen aber wird es nach der Meynung der Leute für mehr gehalten; und wenn man einen Envoyé nicht also tituliret, so wird er bös. Ein Agent ist eigentlich kein Minister oder Staats-Bedienter, sondern er bestellet nur Briefe, schicket Mehl, Austern, und was der Herr sonsten brauchet. [* Andere merken gleichwohl zwischen einem Envoyé und einem Residenten mehr als einen Unterschied an. S. Gottfr. Stieven Europäisches Hof-Ceremoniel im III. Th. und dessen IX. Cap. p. 319 sqq.]

(73) Der Churfürst Friedrich Wilhelm der Grosse hat sich hierinnen auf Friedens-Schlüssen und bey andern Gelegenheiten viel zuwege gebracht. Seine Gesandten haben am ersten vor dem Kayser den Hut aufgesetzt, und andere dergleichen Vortheile erhalten, wie Pufendorff in seiner Historie von diesem Churfürsten angemerket hat.

wärtigen Gesandten anzunehmen; und wer es nicht thun will, kan nicht dazu gezwungen werden: Man weigert sich aber nicht leichtlich. Die Pohlen werden allenthalben getadelt, daß sie keinen Residenten haben leiden wollen: (74) Denn es ist doch einmahl so eingeführet, daß Ministri publici in auswärtigen Reichen und Staaten unterhalten werden. Die Ambassadeurs ordinaires, extraordinaires, Envoyés &c. seynd alle Ministri publici, und in dieser Absicht ist kein Unterschied zwischen einem Ambassadeur und einem Envoyé; wohl aber in Ansehen des Ceremoniels. Denn ein Ambassadeur ist zugegen cum charactere repraesentatitio, und wird beynahe gehalten, wie der Principal selbst. Er bedecket sich bey der Audienz; Er fähret in den innern Schloß-Hof; (dans la basse Cour) Er muß mit so vielen Pferden abgehohlet werden, als seinem Principal, wenn derselbe gegenwärtig wäre, geschehen würde: Man empfänget ihn unten an der Treppe, und oben wieder; und was dergleichen Ceremonien mehr seynd. Die Ambassadeurs bekommen auch den Titul Excellenz. Vor diesem wurde ihnen dieser Titul nicht gegeben. Nachdem sie aber gesehen, daß er dem Herzog Ludwig von Mantua und Nevers, aus dem Hause Gonzaga, beygeleget worden, als derselbe im Jahr 1595. von dem König Heinrich IV. von Frankreich nach Rom gesendet war; so haben sie gemeynet, sie wären auch nicht geringer, und haben also sothanen Titul aufgesuchet, und auch erhalten; so daß es nunmehro fast iuris gentium *ist*, (wenn man ius gentium pro moribus gentium nimmet) daß die Gesandten Excellenz tituliret werden. Es stehet aber heutiges Tages einem jeden, der sich in Senatu gentium distinguiren kan, frey, einen Ambassadeur zu schicken. Wenn hingegen ein Graf oder eine einzele Stadt einen Ambassadeur, d. i. einen Legatum primi ordinis cum charactere repraesentatitio senden wollte; so würde es freylich ungereimt heraus kommen. Hat es doch so gar bey den Venetianern hart gehalten, ehe sie es dahin gebracht haben, daß man ihre Ambassadeurs admittiret und dafür erkannt hat. In Ansehung der Schweitzer setzet es noch Schwürigkeiten. Wenn demnach ein Gesandter angenommen wird, so muß es nach den einmahl eingeführten Gebräuchen geschehen: Diese aber erfordern Ceremonien. Die Ceremonien zeigen an, was für Achtung oder Ehrerbietigkeit man gegen den Principal habe. Deswegen muß der Gesandte nicht so närrisch seyn und denken, es geschehe alles um seinetwillen. Die Gesandten seynd bißweilen gar zu pünctlich und zu scrupulös. Darum ist

es

(74) An der Ottomannischen Pforte siehet man auch nicht gerne ausländische Gesandte und Residenten. Im Friedens-Schluß zwischen den Türken und dem Czaaren am Pruth-Fluß, A. 1711. hat der letztere versprechen müssen, keinen Gesandten nach Constantinopel, ohne vorgängige Erlaubniß, zu schicken.

es gut, wenn man einen Introducteur des Ambassadeurs oder einen Ceremonien-Meister hat, damit man alles mit den Gesandten ausmachen und reguliren kan. Wenn die Franzosen einen Gesandten schicken, so hat man viel zu thun, biß man wegen des Ceremoniels fertig wird. Man vergleichet sich, mit wie viel Carossen der Ambassadeur solle abgeholet werden, was für Bedienten dabey seyn sollen, u. dergl. Denn wenn die Bedienten geringer seynd, als es sonst gewöhnlich ist, so verdreust es den Herrn. So verdroß es den Herzog Bernhard von Weimar, daß der Herzog von Parma durch vornehme Herren zur Audienz geholet, und ihm hingegen Officiers, die nicht so vornehm waren, geschicket worden. Deswegen pfleget man alle dergleichen Umstände vorher auszumachen. Sprichst du: Es seynd doch dieses lauter eitele Dinge: So antworte ich: Wenn du alles das wegthun willst, was eitel ist, so darfst du nicht einmahl einen Hut aufsetzen, sondern nur in der Schlaf-Mütze gehen. Wenn alle Menschen so dächten, so würde gar bald alle Manierlichkeit und aller äusserliche Wohlstand wegfallen. (75) Grosse Herren gehen nicht miteinander um, wie Seiffensieder; sondern sie wollen geehret und mit Distinction tractiret seyn. Hieraus kan man sehen, warum die Gesandten eine solenne Audienz haben wollen, und warum es für eine Verachtung aufgenommen werde, wenn ihnen ein grosser Herr z. E. im Jagd-Hause, oder wenn er zu Pferde steigen will, Audienz geben wollte. Es mischet sich freylich bey dergleichen Dingen etwas vom Ehrgeitz mit ein: Wer kan aber allen Ehrgeitz aus der Welt verjagen? Zu geschweigen, daß auch ein Ehrgeitziger in seinen Urtheilen und Schlüssen nicht allemahl ganz unrecht hat. Daher hat ein grosser Herr eben nicht nöthig, in Ansehung des gewöhnlichen Ceremoniels nachzugeben, wenn gleich der andere saget: Er wolle es bey den Gesandten, die er schicken werde, auch nicht so genau nehmen. Ein Fürst kan an seinem Hof die Ceremonien abschaffen, oder so gering machen als er will: Aber in Ansehung auswärtiger Gesandten muß er nicht eigensinnig seyn. (76) An den meisten Höfen

(75) Diejenigen, welche das Gepränge und die Solennitäten bey Gesandschafften verwerfen, seynd Enthusiasten. Die Ceremonien seynd nöthig: auch bey Völkern, die sonsten Barbaren seynd; deswegen wird auch der Türke von andern Souverains Bruder genennet. Man unterlässet auch die Ceremonien nicht bey solchen Fürsten, welche schwach scheinen: denn einer, vor dem man sich itzo nicht fürchten darf, kan zu einer andern Zeit mächtig und furchtbar werden. Die Ceremonien zeigen das Gemüth oder das Gesinnen desjenigen an, der den andern ehret. Da man nun den privat-Personen immer vorprediget, sich ehrbar und manierlich aufzuführen: warum soll man unter Völkern nicht leiden, daß sie Ceremonien, façon und Höflichkeit unter einander gebrauchen?

(76) Bist du gleich ohne Complimenten, und liebst die Ceremonien nicht: So seynd doch

fen hat man ein regulirtes Ceremoniel, wie z. E. der Englische, Spanische, Französische Gesandte recipiret worden, und dabey pfleget man sorgfältig auf beyden Seiten zu verharren. Wir haben letzthin gehöret, wie der Herzog von Bourbon haben wollen, der Abt Livry, als Französischer Gesandter in Portugall, sollte prätendiren, daß der Portugiesische Staats-Secretarius zu ihm zuerst fahren sollte. Dieses ist sonst niemahls gewesen. Und die Portugiesen thun wohl, wenn sie bey dem alten bleiben; zumahl da itzo nicht klar ist, daß Portugall einiger Hülfe von Frankreich bedürfe. Ich habe Memoires von Dänemark gelesen, und gefunden, daß die Dänen bey den Englischen Gesandten wegen des Ceremoniels etwas ändern wollen; welches aber der von der Königin Anna nach Dänemark geschickte Gesandte, Vernon, nicht zugegeben, weil er gesehen, daß es seiner Königin zum Präjudiz gereichete. Er hat sich aber doch endlich unter gewissen Bedingungen accommodiret. Weil nun das Ceremoniel mit den Gesandten offt viel Difficultäten machet; so siehet man nicht gerne, daß es gedruckt wird. (77) Die Ceremonien werden gröſſer, wenn man andere brauchet. (78) Daher mag ein Ceremoniel geordnet und reguliret seyn, wie es will, so ist es immer noch allerhand Veränderungen unterworfen. Pileo parantur amici, heisset es unter privat-Personen: Also auch unter grossen Herren, wenn einer des andern Hülfe nöthig hat, so suchet er sich dadurch zu insinuiren, daß er demselben mehr Ehre erweiset, als sonst gewöhnlich ist. Ausser dem aber wird keiner so leicht ein gröſseres Ceremoniel erhalten. Die Herzoge von Braunschweig

doch andere nicht stracks eben so gesinnet. Es ist demnach wunderlich, wenn ein grosser Herr hierinnen etwas versiehet, und hernach sich entschuldigen muß, oder wie ein Kind spricht: GOtt wisse, daß er es nicht böse gemeynet habe.

(77) Unter unserm vorigen König Friederich I. ließ einer einsmahls das Ceremoniel drucken, welches man bey Hofe den Gesandten zu erweisen pfleget. Man inquirirete aber sehr scharf wider den ungenannten Verfasser, und alle Exemplarien, die noch aufzutreiben waren, wurden sogleich confisciret. [* Daher wird dieses so betitelte Ceremoniale Brandenburgicum, welches nur 7. Bogen stark und, wenn dem Titul zu trauen, zu Dortmund (Tremoniae) im Jahr 1699. in 8. gedruckt ist, unter die seltenen Bücher gezehlet.]

(78) Daß bißweilen ein Gesandter mit gröſserer Distinction, als der andere tractiret wird, kan einem grossen Herrn nicht verdacht werden. Denn ein jeder schliesset billig also: An wem mir am meisten gelegen ist, den tractire ich freylich auch mit gröſserer Distinction. Wenn er mir nun einen accreditirten Minister schicket, so erweise ich ihm besondere Ehre. Und so geschichet es auch nicht selten. Einem andern bin ich dergleichen Tractament nicht schuldig. Mein Freund! heißt es, ich thue dir nicht unrecht. Es ist res meae facultatis. Genug, daß man einen Gesandten nicht geringer hält, als andere zu thun pflegen. Doch, um alle Verdrießlichkeit und Jalousie zu vermeiden, welche daraus entstehen kan, wenn es durchgehends kundbar wird, daß man diesen oder jenen distinguire, lässet man, wie schon erwehnet, das Ceremoniel nicht gerne durch öffentlichen Druck bekannt werden.

schweig hatten bey den Friedens-Handlungen zu Niemägen einen Brief an den König in Frankreich geschrieben und von ihm verlanget, daß ihre Gesandten eben so tractiret werden mögten, wie die Churfürstlichen. Der König schrieb zuruck an den Croissy: Der Brief der Herzoge von Braunschweig wäre hübsch gemachet; Sie hätten auch nicht unrecht: Aber er brauchete sie nicht, und würde ihnen auch kein grösseres Ceremoniel zugestehen. (79) Hieraus erhellet, daß man von dem Ceremoniel der Gesandten, eben weil es veränderlich ist, keine allgemeine und allzeit gültige Regeln geben könne. Alles was man sagen kan, ist dieses: Wer fremde Gesandten aufnimmet, der gebe ihnen das gewöhnliche Ceremoniel. Will einer ihnen mehr geben, so stehet es bey ihm, und kan bißweilen nicht schaden; zumahl wenn er des andern bedarf.

XVI.

Was für Rechte und Freyheiten die Gesandte zu geniessen haben.

Die Gesandten können gutes und böses würken: daher muß man klüglich und vorsichtig mit ihnen umzugehen wissen. Ein Gesandter, welchem man einmahl den Zutritt verstattet, muß währenden seines Aufenthalts alle Sicherheit zu geniessen haben. Er mag ein Lutheraner, ein Reformirter, ein Catholicke, ein Türke, oder einer andern Religion seyn; so so kan man ihm die Uebung seiner Religion nicht versagen. Dem Französischen Envoyé ordinaire in Schweden wollte man einsmahls seinen Gottes-Dienst nicht gestatten; Er sagete aber billig: Ihr habt mich einmahl an- und aufgenommen, und könnet es mir also nicht wehren. Es haben auch die Schweden sich endlich dazu bequemet. Das Hauß oder die Wohnung eines Gesandten muß frey und sicher seyn; desgleichen auch seine Paquets. Sein Cabinet kan nicht durchsuchet werden: sonst wird es für eine Verletzung des Völker-Rechts aufgenommen. Man kan auch nur sagen, daß es eine Verletzung des stillschweigenden Vertrags (pacti taciti) sey: Denn indem man einen Gesandten aufnimmt, so nimmt man ihn auf gewöhnliche Weise, d. i. mit aller Freundlichkeit und Sicherheit auf. Daher muß auch die Kutsche, und, in Venedig die Gundel (Gondola) eines Gesandten frey seyn, (80) und was dergleichen demselben

(79) Der Brief stehet in den Actes & Memoires des Negociations de la Paix de Nimegue. S. auch Lettres, Memoires & Negociations de Mr. le Comte d'Estrades, à la Paix de Nimegue, Tom. II. ad a. 1679. Denn der Marquis de Croissy, Colberts Bruder, und der Comte d'Estrades waren als Französische Abgesandte zu Niemägen.

(80) Die Venetianer haben sich im Jahr 1708 hierinnen vergangen, da sie des Englischen Abgesandten, Grafen von Manchester Gundel visitiret. Nun thaten sie es zwar nicht ohne Ursache, weil es herauskam, daß die Bedienten des Grafen mit einem Kaufmanne colludiret und einige Ballen Tuch und dergleichen Waaren, die

ben zukommende Gerechtsame und hergebrachte Befugnisse mehr seynd. Ob nun gleich dieses alles geschiehet, so trauet man doch den Gesandten nicht; und sie trauen auch nicht. Daher bedienen sie sich in ihren Briefen und Berichten an ihre Principalen mehrentheils der Ziffern und solcher Zeichen oder Characteren, daraus niemand etwas nehmen kan, der nicht den Schlüssel dazu hat. Denn mit Briefen, welche mit den ordentlichen Buchstaben und deutlichen Worten geschrieben seynd, ist heutiges Tages nicht mehr zu trauen, weil dieselben künstlich können auf- und zugemachet werden: Ja, wenn es wichtige Depeches seynd, so kan der Minister solche nicht mit der ordentlichen Post abschicken, sondern durch Staffetten oder Couriers; und zwar lässet er da nicht einen Postillion aufsitzen, sondern einen von seinen Leuten. Es ist gar eine grosse Kunst, einen rechten Gesandten abzugeben. Alle Gesandten seynd freylich verdächtig, und deswegen muß man ein wachsames Auge auf sie haben. Die Venetianer lassen keinen Nobile besonders mit einem Gesandten oder ausländischen Minister sprechen oder correspondiren: Und wenn Visiten abgestattet werden, so seynd mehrentheils Deputirte vom Rath dabey. Es ist auch, die Wahrheit zu sagen, diese Fürsichtigkeit der Venetianer gar nicht ungereimt: denn die Gesandten machen Intriguen, und suchen die Leute durch Bestechungen, Schmeicheleyen, Verheissungen, zu gewinnen, und die Geheimnisse des Staats herauszulocken. Ein grosser Herr muß deswegen nicht unwillig oder verdrießlich werden; indem er ja weiß, daß es alle Gesandten so machen. Das aber kan er wohl thun, daß er seine Leute und Staats-Bediente einschränket, damit sie mit den Gesandten keinen vertraulichen Umgang pflegen, wie in Venedig geschiehet, wo es, um vorbemeldter Ursache wegen, schwer zu negociiren ist. Daher findet man, daß daselbst die Gesandten offt durch Bettelleute, oder durch die Geistlichen, manches in Erfahrung bringen. Die Freyheit, Sicherheit und Unver-

die bey den Venetianern contreband seynd, in desselben Gondola in die Stadt zu bringen gesuchet: Es schickete sich aber die Visitation nicht. Daher beschwerete sich die Königin Anna gar sehr darüber, und schrieb: Man hätte es ihr nur berichten sollen. Dabey aber bekam der Graf von Manchester einen derben Verweiß, daß er eine ihm so unanständige Handlung zu treiben und Gewinst zu suchen sich unterstanden, und dadurch seinen hohen Character beschimpft hätte. Doch musten die Venetianer die Waaren wieder geben. [* Die Königin Elisabeth hat in einem fast gleichen Falle weniger Empfindlichkeit bezeiget. Denn als ihr Abgesandter in Spanien, Thomas Chaloner im Jahr 1561. über die Spanischen Zoll-Bedienten, welche seine Kuffer und Kisten eröfnet und durchsuchet hatten, auf das hefftigste sich bey seiner Königin beschwerete und verlangete, von einem Hofe, wo die Gesandten mit solcher Unhöflichkeit tractiret würden, zurück beruffen zu werden; schrieb ihm die Königin wieder: Es komme einem Gesandten zu, alles dasjenige zu dißimuliren, wodurch nicht directe die Ehre und Würde seines Principalen verletzet würde. S. *Cambden.* Part. I. Annal. ad A. 1561. *Pelzhoff.* arcan. stat. Lib. IV. cap. II. §. 10.]

Unverletzlichkeit eines Gesandten, welche schon aus der Reception desselben fliesset, bringet auch die Freyheit zu sprechen mit sich. Daraus folget, daß man alles, was ein ausländischer accreditirter Minister redet und vorträget, erdulten müsse; wenn es nur keine Ingurien seynd. Daher wird der König von Schweden Gustav Adolph mit Recht getadelt, (81) daß, da der Französische Abgesandte, Mr. de S. Estienne bey ihm für den Churfürsten von Bayern auf das inständigste sollicitirete, er denselben nicht hat reden lassen, sondern ihn hefftig angefahren, und ihm gar mit Aufhebung des Stockes gedrohet. Das hat sich freylich nicht geschicket. Hätte Gustav Adolph damahls nicht die Schlacht bey Leipzig gewonnen, und wäre er nicht, als Ueberwinder, zur selbigen Zeit den Franzosen unentbehrlich gewesen; diese würden es gewiß gerochen haben. Richelieu hat sich wenigstens in seinen Briefen an den König in Schweden sehr darüber beschweret. Ein Gesandter muß reden dürffen: (82) denn er redet nicht für sich, sondern im Nahmen seines Herrn. Darum war es von dem Pfalzgrafen Carl Ludwig gar nichts hübsches, und kan nicht recht gesprochen werden, daß, da der Bayrische Gesandte auf dem Reichs-Tag, der Baron Oexel, im Nahmen seines Principals im Churfürstl. Collegio Possession (83) nahm, und in seinem Aufsatz unter andern die Worte herlase: Wegen verwürkter Chur des Pfalzgrafen, er, der Carl Ludwig, das Dintenfaß ergriffen, und solches dem Baron Oexel ins Gesicht geschmissen, daß ihm die Brühe herunter geloffen; wiewohl sich dieser nicht daran gekehret, sondern immer fort gelesen hat.

XVII.

Wie aber? wenn ein Gesandter ein Verbrechen begangen hat: Kan ihn derjenige Fürst, bey welchem er seine Gesandschafft verrichtet, nach den Regeln der Klugheit, zur Straffe ziehen? Ich antworte, daß dieses, auch nur nach den Regeln der Gerechtigkeit, noch sehr zweifelhafft sey. Wenn ein Gesandter feindlich agiret, und eine Verrätherey oder

Ob man ausländische Gesandten wegen begangener Verbrechen zur Straffe ziehen könne.

(81) S. L'Histoire du Regne de Louis XIII. par *Mich. le Vassor*, gegen das Ende des XIII. Buchs, Tom. VII. P. I. pag. 165. sqq. [* Wiewohl der oben erzehlte Umstand von Aufhebung des Stocks ꝛc. bey diesem erst angezogenen Geschicht-Schreiber nicht zu lesen ist.]

(82) Der Türke ist bißweilen sehr grob; und weiß man noch das Exempel, da er einem Französischen Gesandten durch einen Janitscharen eine Maulschelle geben lassen. S *Ricaut* dans la Description de l'Empire Ottoman, p. 34. conf. *Gundling.* jur. nat. & gent. cap. XXXVI. §. 187. p. 490.

(83) [* Das, was oben erzehlet wird, ist nicht zu der Zeit, als Bayern von der Chur Possession genommen; sondern lange hernach, bey Gelegenheit der zwischen Chur-Bayern und Chur-Pfalz wegen des Vicariats entstandenen Streitigkeit auf dem Churfürsten-Tage zu Frankfurt am Mayn im Jahr 1658. vorgegangen S. *Pfeffinger.* ad Vitriar. Lib. I. Tit. IX. §. 5.]

Conspiration stifftet, wie der Graf von Gyllenborg als Schwedischer Gesandter an dem Groß-Britannischen Hofe vor einigen Jahren gethan: so wäre es was anders. Es hat auch schon Cromwel also geschlossen, und gesaget: Wenn der Principal selbst gegenwärtig wäre und etwas feindliches unternähme; so würde ich seiner nicht schonen: und also noch vielweniger eines Gesandten. Obgleich dieses alles wahr, so ist doch besser, wenn die Hostilitäten nicht groß seynd, daß man den Gesandten nach Hause schickt, und die Straffe dessen Herrn überlasse. König Heinrich IV. in Frankreich hat es recht gemachet. Wie der Carl Emanuel, Herzog von Savoyen in Frankreich war, und nichts als Cabalen machete: So riethen einige dem Könige, selbigen in Arrest zu nehmen. Der König fragete den Herzog von Bethüne, was er davon hielte? Dieser antwortete: Man hätte zwar Ursache den Herzog gefänglich anzuhalten: weil aber derselbe als ein Gast gekommen wäre, auch sonst aus dessen Gefangennehmung allerhand Ungelegenheit entstehen könnte; so wäre es besser, wenn man es unterliesse, damit man nicht sagen könnte, daß die Rechte der Gast-Freyheit verletzet worden. Daher gab man jenem nur zu verstehen, wie der König nicht Lust hätte, seines Zuspruchs länger zu geniessen: Worauf denn auch der Herzog sich über Halß und Kopf fort machete. Es thun also diejenigen Regenten am besten, welche bey dergleichen Fällen den gelindesten Weg erwehlen; wie es auch Cromwel bißweilen gemachet hat. Der Französische Gesandte in Londen hatte *vieles wider ihn* machiniret; Mazarini aber laugnete, daß der Gesandte *Ordre* dazu gehabt. Da schickte Cromwel den Gesandten nach Frankreich, daß er daselbst sollte zur Straffe gezogen werden. Er muste auch in die Bastille gehen, obwohl nur zum Schein: Denn in der That hatte er Ordre gehabt. Bey noch geringern Verbrechen eines Gesandten ist es vollends absurd, wenn man ihn strafen will. Ich nehme ihn als einen Unterthanen eines andern an: Daher muß ich auch dem andern überlassen, ihn zu straffen. Ja wenn ich auch aus den Regeln der Gerechtigkeit beweisen könnte, daß ich selbst ihn zu straffen befugt wäre, so ist es doch wider die Regeln der Klugheit. Die andern Gesandten werden schwürig oder laufen weg. Wie vor einigen Jahren der Moscowitische Gesandte von Londen abreisen wollte, und der Pöbel demselben, wegen nicht bezahlter Schulden in die Pferde fiel: So regeten sich viele Gesandte, und sagten, *sie müsten* wider dergleichen Unfug gesichert seyn. Damit wurde beliebet, daß kein Mensch, der von einem Gesandten Geld zu fordern hätte, künftig Hülfe haben sollte; sondern ein jedweder sich entweder gleich bezahlen lassen, oder, wenn er borgte, zusehen mögte, wie er das Seinige mit guter Ma-

nier

nier herausbrächte und wieder bekäme. Niemand aber sollte sich hinführo gelüsten lassen, einen Gesandten anzuhalten. Hieraus kan man leichtlich bey allen dergleichen Fällen urtheilen, wie weit die Unverletzlichkeit eines Gesandten sich erstrecke.

XVIII.

Ob man den Gesandten alsbald Audienz geben solle.

Wenn man fremde Gesandte einmahl recipiret hat, so muß man sie auch zur Audienz lassen; weil es sonst grossen Verdruß setzet, und eben so viel ist, als wenn sie gleich anfangs wären verschlagen und abgewiesen worden. Indessen aber ist auch dabey grosse Behutsamkeit nöthig. Denn fast alle Gesandten seynd nichts anders als Emissarii, Ausspäher und Kundschaffter, ja Verführer und Verräther. (84) Das ist ihre gröste Kunst; es gehöret zu ihren Negociationen; und ist derjenige Herr einfältig, der sie anderst ansiehet. Sie werden ja recht dazu instruiret, daß sie andere hinter das Licht führen sollen. Man kan aber ihren Anschlägen und Unternehmungen schon entgegen gehen; z. E. wenn ein grosser Herr seinen Staats-Bedienten untersaget, daß sie ohne Erlaubniß mit den fremden Gesandten nicht conferiren und keine Gemeinschafft mit ihnen haben sollen: Oder wenn man Gegen-List gebrauchet. Denn die Gesandten kommen zu keinem Herrn, als wie die Engel zum Abraham; sondern sie gehen mit Cabalen, Tücken und gefährlichen Anschlägen schwanger, und seynd meistentheils als heimliche Feinde anzusehen. Deswegen pfleget man auf alle ihre Unternehmungen ein wachsames Auge zu haben, sie zuvor durch Abgeordnete zu beschicken, und ihnen allerhand Schwierigkeiten zu machen, ehe man sie zur Audienz, oder zum solennen Einzug lässet. Zum Exempel: Man critisiret über die Plenipotenz; man machet das Ceremoniel streitig; oder man bringet mancherley Entschuldigungen vor, und bedienet sich verschiedener Griffe; alles zu keinem andern Ende, als damit man Zeit gewinnen, und sich auf den Vortrag des Gesandten genugsam vorbereiten könne. Denn offt kommet ein fremder Gesandter an, und man weiß noch nicht, warum? Da übereilet er uns, ehe wir es uns versehen, daß man nicht gleich antworten kan. Derohalben ist es nicht übel gethan, daß man die Audienz mit guter Manier zu hindern suchet, biß man allerhand erfahren und durch schlaue Minister ausgekundschafftet hat. Also pflegete König Jacob I. in Engelland allemahl

(84) A parler franchement, que sont les Ambassadeurs & les Agents des Princes, qu'autant d'Espions secrets, qui sous ombre d'entretenir la bonne intelligence entre leurs Maîtres, les informent de tout ce qu'ils peuvent decouvrir dans les Cours où ils sont envoyés? S. *L'Espion dans les Cours des Princes Chretiens* Tom. I. Lettre XXXVII. p. 109.

mahl die Gesandten erst einige Zeit aufhalten zu lassen. Sein Minister, der Graf Philipp von Pembroke, muste dieselben, ehe sie zur Audienz gelangeten, von Fuß auf examiniren, und sonderlich auf die Physiognomie, worauf der König gar viel hielte, genau Achtung geben. Ob nun schon das letztere, was die Physiognomie anlanget, nicht viel zu bedeuten hat: So ist doch die Maxime, die Gesandten nicht gleich vorzulassen, an sich nicht zu verachten. Also hielte gleichfalls der Kayser Ferdinand II. des erstgedachten König Jacobs Gesandten, den Simon Digby, mit der Audienz von einer Zeit zur andern auf. Denn als der Gesandte zu Regenspurg Audienz haben wollte, bestimmete ihn der Kayser nach Frankfurt. Wie er dahin kam, sagten die Frankfurter, es wäre der Wahl-Tag, und würde niemand eingelassen. Damit muste Digby wiederum abziehen, ohne Audienz zu bekommen. Eben dieser einfältige König hatte seinen Prinzen Carl nebst dem Herzog von Buckingham nach Spanien geschicket, um eine Spanische Prinzeßin für gedachtem seinen Prinzen zur Gemahlin zu erhalten. Weil aber die Spaniolen dazu keine grosse Lust hatten: So machete der Herzog von Olivarez ein Hauffen Eingelenke, bloß damit er Zeit zu reifferer Ueberlegung gewinnen mögte. Bald hieß es, die Prinzeßin hätte wegen der Religion Gewissens-Scrupel; bald sollte erst der Pabst seine Einwilligung dazu geben, ꝛc. und endlich wurde declariret, daß die ganze Anwerbung nicht statt hätte.

XIX.

Was in Ansehung der Personen, welche in Gesandschafften verschickt werden sollen, fürnehmlich zu beobachten sey.

Bey denen Personen, welche man zu Gesandschafften brauchen soll, ist vielerley zu bemerken. Ueberhaupt kan man sagen, daß man solche wehlen solle, welche die dazu erforderliche Qualitäten und Geschicklichkeit besitzen. Die Geschicklichkeit aber kommet fürnehmlich auf gute Gaben sowohl des Verstandes als auch des Willens an. Manche haben Verstand und Wissenschafft genug, dabey aber ein eigennütziges Gemüth. Richelieu hat deswegen selten einige von den Grossen des Französischen Hofes verschicket. Die Erkänntniß muß nicht allein theoretisch und gründlich, sondern dabey auch pragmatisch seyn. (85) Gesandte müssen eine Routine und langwierige Erfahrung haben. Deswegen werden insgemein diejenige die besten Gesandten, die vorhero Gesandschaffts-Secre-

(85) Insbesondere muß ein Gesandter die Nation und das Land, wohin er geschicket wird, wohl kennen, und dessen Regierungs-Form innen haben. Darum schickete König William den Stanian als Ambassadeur in die Schweitz und hernach den Churpfälzischen Hof-Prediger Fabricium, theils weil derselbe von Geburt ein Schweitzer war, theils auch weil die Schweitzer sich sonderlich durch Priester am besten gewinnen und lenken lassen. Diese dringen bey ihnen eher durch als die Staats-Leute.

Secretarii oder Aßistenten der Gesandten gewesen seynd. Man verschicket übrigens allerhand Leute von geistlichen und weltlichen Stande; Cardinäle, Mönche, Pfaffen, Hof- und Staatsleute, Soldaten, Gelehrte, ꝛc. aber alles nach unterschiedenen Umständen. Nach Rom schicket sich kein Soldat, kein Hofmann, kein Staatsmann so gut als ein Cardinal, (86) oder ein Abt, oder ein Mönch. Diese kennen den Römischen Hof am besten, und wissen die Manieren des Pabsts und dessen Ränke, Vorstellungen, Streiche und Ausflüchte: Denn es ist eine grosse Kunst zu Rom zu negociiren. Manchmahl trauet sich auch ein Cardinal nicht allein; sondern nimmet einen andern Aßistenten noch dazu. So hat der Cardinal Du-Perron den d' Ossat zu sich genommen, welcher letztere auch mehr ausgewürket, als der erstere. (87) Die Spanier haben offt Capuciner und Bettel-Mönche geschicket, von denen man sich am allerwenigsten etwas wichtiges vermuthete. Insbesondere hat Ferdinandus Catholicus sie wohl

(86) Die Cardinäle, wenn sie an catholische Höfe geschicket werden, haben keinen grossen Rang-Streit, weil ihnen alle andere gerne weichen, und Ehre erweisen. Sie seynd auch meistens in Staats-Sachen geübet, als worauf sie sich mehr legen, als auf gelehrte Dinge; sonderlich in Rom, da sie dem Interesse des Pabsts velificiren. Frankreich ist mit Cardinälen sehr glücklich gewesen. Wenn man die Cardinäle Richelieu, Mazarini, de Retz, du Bois, item den Cardinal d' Angoulesme &c. ansiehet; so seynd es freylich grosse Leute gewesen. Hingegen hat es dem Hauß Oesterreich mit Cardinälen nicht recht gelingen wollen, und zwar, wie ich glaube, aus keiner andern Ursache, als weil selbige nicht gleiche Capacité gehabt. Doch muß man den berühmten Bischoff von Gurck, Mattheum Langium, der auch ein Cardinal gewesen, und unter dem Kayser Maximilian in Staats-Angelegenheiten und verschiedenen Gesandschafften grosse Geschicklichkeit erwiesen hat, hievon billig ausnehmen. [* Dieser Cardinal, welcher auch von dem Jahre 1519. biß 1540. Erz-Bischof zu Salzburg gewesen, wird von einigen für einen natürlichen Sohn des Kaysers Maximilian ausgegeben, den er mit einer schönen Augspurgerin aus dem Langischen Geschlechte solle erzeugt haben. Er war ein Kriegerischer Geistlicher, und sein Küraß und Commando-Stab wird in der Schatz- und Kunst-Kammer zu Ambras gezeiget. S. Joh. Georg Keyßlers neueste Reise Vol. I. p. 33.]

(87) Man hat beyder Gesandschaffts-Briefe und Negociationen in öffentlichen Druck bekannt gemachet. [* Doch werden die Lettres du Cardinal *d' Ossat* in weit grösserm Werthe gehalten als die Ambassades & Negotiations du Cardinal *Du-Perron*. S. das Verzeichniß der vornehmsten Geschicht-Schreiber, welches der Anweisung zur Erlernung der Historie des Abts Langlet du Fresnoy angehänget ist. Der mehrentheils gründlich urtheilende *Amelot de la Houssaye* hat zwischen vorgedachten zween Cardinälen folgende merkwürdige Vergleichung gemachet. Monsieur Du-Perron avoit plus de feu, & plus de brillant: Monsieur d' Ossat plus de flegme & plus de solidité. Le premier avoit une plus grande memoire; l'autre un plus grand jugement: L'un valoit mieux pour la Chaire, l'autre pour le Cabinet: l'un avoit plus de talent pour converser avec les Gens de Lettres; l'autre pour traiter et négocier avec les Princes. Il n'y a qu'à lire leurs dépeches, pour en bien juger. Le stile de l'un est plus fleuri; mais le stile de l'autre est plus nerveux. Souvent Mr. Du-Perron parle en fanfaron, &, comme disoit Josef-Scaliger, en bavard; mais Mr. d' Ossat toûjours en Ministre. S. die Anmerkung des Amelots zu dem LIV. Briefe der Lettres du Cardin. d' Ossat, Tom. I. p. 236. nach der Pariser Edition vom Jahr 1698. in 4.]

wohl zu gebrauchen gewust, und unter andern nach Venedig mehrmahlen dergleichen Mönche an die Nobili gesendet, damit man nicht merken sollte, daß er allda negociiren liesse. Das hat nach der Zeit Richelieu offt nachgemachet. (88) Bey einem Herrn, der Soldaten liebt, können Generale oder andere Officiers das meiste ausrichten. Dieses gilt auch in den Fällen, da in Kriegs-Sachen etwas zu negociiren ist: denn da gehören Leute dazu, die das Handwerk verstehen. Nur muß man keinen Soldaten allein verschicken; (89) sondern ihm noch jemand mit geben. Denn wenn jener gleich die Materialien seiner Gesandschafft verstehet, auch wohl die äusserliche Figur machen kan: So versiehet er doch leichtlich etwas an der Solidität und an den Formalien, auf welche man unter grossen Herren eben auch zu reflectiren pfleget. Carl Gustav wurde von der Königin Christina auf den Executions-Tag nach Nürnberg geschicket; aber mit Aßistenten. Von Kayserlicher Seite war daselbst der Piccolomini, der aber gleichfalls mit andern Personen umgeben war. Bey Königen und Fürsten, die vom Krieg kein grosses Wesen machen, können Hofleute (90) mehr ausrichten. Man siehet hieraus, daß die Tüchtigkeit oder Geschicklichkeit, die von einem Gesandten erfordert

(88) Wenn Mönche in Staats-Angelegenheiten verschicket werden, so kan man des Ceremoniels überhoben seyn, welches bey andern accreditirten Ministern in allen Kleinigkeiten, beym Empfangen, Niedersetzen, Begleiten, Complimenten, Aufwarten, Einhohlen ꝛc. sehr weitläuftig und beschwerlich ist. Es kan auch durch Mönche alles viel geheimer tractiret werden. Denn wenn sie an einen Ort kommen, so merket man es kaum, oder denket, sie hätten was anders da zu thun. Die Catholischen haben hierinnen einen grossen Vortheil vor uns, inmassen sie vieles thun können, ohne ein Aufsehen zu machen. Protestantische Herren haben fast nie Geistliche gesendet, wenn man das obenangeführte Exempel ausnimmet, da König William den Fabricium zu Gesandschafften gebrauchet.

(89) Es wäre denn, daß er gute studia dabey hätte. Ein solcher Mann war der Tallard, welcher Ursache ist an den für Frankreich so vortheilhafften Frieden zu Utrecht, nach dem er mit dem Bullingbroke und dem Herzog von Ormond Unterhandlung gepflogen hatte. Denn es fehlete ihm weder an Geschicklichkeit noch an Wissenschafft. Er besaß auch keine gemeine Fertigkeit in der Lateinischen Sprache. Wie er bey Speyerbach die Deutschen angriff und aus dem Felde schlug, sagte er: Talem confusionem omni meae vitae tempore non vidi. Der Bouflers und der Portland waren zwar auch Soldaten, aber Galants-Hommes dabey, und macheten dahero, als sie mit einander tractirten, ihre Verrichtung und Ambassade sehr wohl aus. Der Herzog von Marlborough war ja ein weltberühmter General, aber auch ein in Gesandschafften habiler Mann, ob er schon von keiner hohen Extraction war. Er hatte in seiner Jugend einige Zeit den Studien gewidmet, und war Doctor geworden.

(90) Denn dieselben machen die beste Parade, seynd der Hof Manieren und der Conversation am besten gewohnt, seynd galant, und wissen mit den Dames umzugehen, durch welche man offt viel bey einer Negociation ausrichten kan.

dert wird, variiret, und einer sich zu dieser, der andere zu jener Ambassade schicket. Die äusserliche Gestalt und eine gute Leibes-Beschaffenheit thut auch viel bey Gesandschafften. Ein gebrechlicher ungestalteter Mensch von einer verdrießlichen und mürrischen Mine erwecket bey allen Leuten Haß und Verachtung. Wenigstens soll ein Gesandter in Ansehung des Körpers keinen merklichen Fehler haben: Denn die Menschen sehen sehr auf das was in die Augen fället. Die Leibes-Gebrechen und andere äusserliche Mängel verdunkeln und verunehren den Glanz und Pracht, die ein Gesandter führen muß, und machen fast bey jedermann einen übeln Eindruck: (91) Da hingegen eine gute Mine, ein ansehnlicher, wohlgestalter, gesunder Körper viel beyträget anderer Menschen Gewogenheit zu erwerben. Es ist auch verdrießlich, wenn der Gesandte die halbe Schwindsucht schon an den Hals hat; (wie der Molesworth, der von Engelland nach Dännemark geschicket, aber wegen seiner übeln Leibes-Constitution und finstern Mine gleich bey jedermann verhaßt wurde) oder wenn er mit dem Zipperlein behafftet ist, (92) oder sonst fast alle Monate einmahl unpäßlich wird. Dadurch werden die Negociationen gehindert, indem der Gesandte solchergestalt nicht nach Hofe kommen, noch sich bey den Conferenzen mit andern Ministern einfinden kan. Deswegen haben die Alten ganze Collegia verschicket, damit, wenn allenfalls einer oder der andere verhindert würde, gleichwohl der dritte im Stande wäre, sein Amt zu verrichten. Ein Gesandter muß auch die Hof-Manieren verstehen, und eine schickliche Reverenz zu machen wissen. (93) Wenn

(91) Ein Gesandter, der da hinket, oder einen grossen Buckel hat, oder schielet, oder sonst ungestalt ist und aussiehet wie ein Affe, kan unmöglich seinem Herrn, welchen er vorstellen soll, Ehre machen, wenn er gleich im übrigen noch so viel Geschicklichkeit hätte. Man kan ja einen solchen schon in andern Geschäfften brauchen. Wer dieses nicht beobachtet, der darf sich nicht wundern, wenn die Negociation nicht wohl von statten gehet. Wir wissen, daß grosse Herren auf die Physiognomie sehen. Der König in Frankreich sagete einsmahls von einem ausländischen Gesandten: Le visage ne me plait pas.

(92) Der Ritter Temple hat sich schrecklich darüber bekümmert, nachdem er von dem Podagra starke Anfälle bekommen hatte; wovon man in seinen Oeuvres mellées P. I. p. 216. einen artigen Brief findet.

(93) Daran fehlet es insgemein den Gelehrten und Gens de robe (hominibus togatis) ob sie gleich sonst gemeiniglich solider seynd. Dieses hat Mr. de *Callieres* selbst gestanden, in seinem Tractätgen de la Maniere de negocier avec les Souverains, welches für junge Leute gar hübsch und nützlich zu lesen ist, zumahl da der Verfasser selbst offt in Gesandschafften gebraucht worden. So solid aber ist es nicht, wie *Kulpisii* tr. de Legationibus Statuum Imperii. Das ist das beste, was man in dieser Materie hat. Wenn ein Franzos dieses Buch gemachet hätte; so würden wir Deutsche es noch höher schätzen: Denn wir achten gemeiniglich unsere eigene Sachen nicht. Kulpis war zuerst Professor zu Giessen, dann zu Straßburg, hernach

einer es auch nur in dergleichen Kleinigkeiten versiehet, und ein pudet einleget, so ist alle grace weg. Es muß einer die Welt gesehen haben, und unter vornehmen Leuten gewesen seyn. Durch solche Qualitäten kan einer steigen, wenn er gleich von schlechter Extraction ist. Der Friederich de Jena war eines Bauren Sohn (94) aus Zerbst, aber ein galanter geschickter Mann, der alles zu beobachten wuste; daher ist er auch gestiegen. Sonsten aber sendet man, sonderlich an grosse Höfe und mächtige Herren, gerne Leute von vornehmer Geburt, und giebet ihnen einen gelehrten und geschickten Mann mit zum Aßistenten. (95) Grosse Herren bilden sich gemeiniglich ein, man erweise ihnen nicht die gebührende Hochachtung, wenn nicht Personen von Extraction an sie geschicket werden. Wie der König in Frankreich Ludwig XI. seinen Leib-Barbier an die Mariam von Burgund, Herzogs Carl des Kühnen Tochter gesendet hatte, lachete diese Prinzeßin über eine solche Gesandschafft: Was habe ich, sprach sie, mit einem Arzte zu schaffen, da ich mich wohl auf befinde? (96) Ich habe selbst, da ich einmahl in Berlin war, wahrgenommen, daß, als von Schweden ein neuer Edelmann an den Berlinischen Hof war geschicket worden, derselbe schlechte Approbation gefunden habe; und

Geheimder Rath und Präsident zu Stuttgard, wie auch Gesandter zu Ryswick. Dessen erstbelobten Tractat de legationibus halte ich für zwanzigmahl solider, als des Callieres seinen. Doch kan man auch diesen mit Nutzen gebrauchen.

(94) [* Das scheinet falsch zu seyn. Denn man findet in Beckmanns Anhältischer Historie Tom. VII. sichere Nachricht und hinlänglichen Beweis, daß der beeden berühmten Gebrüdere, Friederichs und Gottfrieds von Jena Vater und Groß-Vater Ober-Burgermeister zu Zerbst gewesen.]

(95) So machen es die Franzosen. Also wurde dem Duc d'Angoulême, welcher als Ambassadeur vom Ludwig XIII. nach Deutschland gieng, der Du Prac beygegeben. Bey dem Frieden hatte der Duc de Longueville den Servien und den Comte d'Avaux zu seinen Aßistenten. Die ersten macheten Figur und Staat: Die andern waren solide und instruirten die ersten. Von dem Berlinischen Hofe war der Graf Dohna Premier-Ambassadeur zu Wien. Derselbe war ein trefflicher Mann im Krieg und bey Hofe, hatte aber keine studia. Daher gab man ihm andere geschickte Leute zu; als, den Viereck, den Plarre, den Henniges, den Mardenfeld ꝛc. Erstgedachter Graf Dohna war sonst Hofmeister bey unserm König Friederich Wilhelm, als damahligem Cron-Prinzen.

(96) S. *Bayle* Diction. unter dem Artickel *Louïs XI.* in der Anmerkung (I). Ein grosser Herr mag seinen Barbier, seinen Cammer-Diener, sonst noch so werth halten; so ist es doch nicht den Regeln des Wohlstandes oder der Klugheit gemäß, dergleichen Leute als Ambassadeurs zu gebrauchen. Ein Mensch von niedrigem Stande reimet sich nicht zu dem Charactere repraesentatitio. Ein anders ist es, wenn eine Person von geringer Herkunfft sich schon in andern den Staat nützlichen Diensten mit Ruhm distinguiret hat. Zu dem Türken kan man senden, wen man will: Denn da gilt kein Adel. Der Czaar fraget auch nichts darnach, und hat selbst einen Envoyé in Wien, der von keiner sonderlichen Extraction ist.

und wollten einige an dessen Reverenzen bemerket haben, daß der Bürger noch überall hervor guckete. (97) Es erfordern auch die Regeln der Klugheit, daß man solche Personen als Gesandten verschicke, die an dem Hofe, wo sie negociiren sollen, angenehm und wohl gelitten seynd. Wie die Spanier höreten, daß die Königin Christina in Schweden zur Catholischen Religion zu treten Lust bekommen hätte, schicketen sie den Pimentel, einen gelehrten und dabey überaus galanten Mann an den Schwedischen Hof, weil man wuste, daß die Königin von der Gelehrsamkeit und Galanterie eine grosse Liebhaberin war. Bißweilen schreiben grosse Herren, was sie für eine Person am liebsten sähen. Also hat der König in Frankreich Ludwig XIV. verlanget, man sollte den Baron Spanheim wieder an ihn schicken. Denn Spanheim war zwar von keiner grossen Extraction; aber ein überaus geschickter ansehnlicher Mann. Ein melancholisches Gesicht, eine Person von wiedersinnischer wunderlicher Gemüths-Beschaffenheit wird nirgends gerne gesehen. So war der oben schon erwehnte Molesworth, welcher auch dem Könige in Dänemark gar nicht anstunde. Die Dänen haben ihn greulich abgemahlet. Wie er denn auch mit seiner Negociation nicht glücklich gewesen ist, und daher, um seinen Unmuth auszulassen, den Staat von Dänemark geschrieben hat. Der König in Frankreich Franciscus I. schickete an den Herzog von Meyland Franciscum Sforzia einen vertrauten Menschen, mit Nahmen Meraviglia, oder Merveille, welcher aus Meyland gebürtig, jedoch in Frankreich erzogen, und lange Zeit als Ecuyer am Französischen Hofe gewesen war. Dieser Merveille hatte geheime Instruction vom König in Frankreich, und war also würklich dessen Gesandter, ob er es gleich äusserlich nicht sollte merken lassen. Als aber der Kayser Carl V. davon Wind

habe.

(97) Bißweilen aber findet man auch unter den Gelehrten, oder unter Leuten von bürgerlicher Herkunfft einen Mann, der alle erforderliche Qualitäten beysammen hat, der galant ist, die Hof-Manieren verstehet, und doch dabey solid ist, und wohl zu reden weiß. Denn ein Gesandter muß fertig und wohl reden können, nicht scheu oder furchtsam seyn, sondern frey und herzhafft; doch ohne Verletzung der grossen Herren schuldigen Ehrerbietung. Es ist überhaupt eine nöthige Eigenschafft eines Ministers, daß er mit allerley Personen, vornehmen und geringen Standes, wohl reden könne. Ich kenne einen gewissen Minister, den ich deswegen offt bewundert habe. Derselbe weiß auf die anständigste Art von der Welt mit jedermänniglich zu sprechen, und hat, nach eines jeden Stand und Wesen, besondere Redens Arten, Worte und Ausdrückungen, die ihm ganz geläufig seynd. Es muß demnach ein jeder, der in seiner Gesandschafft reußiren soll, sonderlich der Premier-Ambassadeur, diese Gabe der Wohlredenheit besitzen. An dem Herrn von Jena an unserm Hofe fand sich beedes, gründliche Gelehrsamkeit und manierliche Aufführung. Bey dem Lisola imgleichen. Das waren Leute, die trefflich studiret hatten, und doch auch galant waren.

bekommen hatte, ließ er den Herzog von Meyland gewaltig bedrohen: Dahero denn dieser der guten Gelegenheit, die sich ereignete, sich bediente und dem Merveille, welcher einen Meyländischen Edelmann hatte umbringen lassen, nach einem kurzen Proceß, in dem Castell zu Meyland bey Nacht-Zeit um eine Spanne kürzer machen ließ. Der König in Frankreich beschwerete sich zwar darüber aufs äusserste fast bey allen Potentaten in der Christenheit; konnte aber am Ende doch nichts ausrichten. (98) Es bleibet also bey der Regel, daß man keinen schicken solle, der dem andern verdrießlich ist. Die Protection des Herrn über seinen Gesandten hilft nichts. Darum muß ein grosser Herr in dergleichen Fällen nicht eigensinnig seyn. Was hätte er denn davon, wenn er sagete: Dieser oder jener von meinen Gesandten soll einmahl vor allemahl da bleiben; ich versichere ihn meines Schutzes? Es ist ja sein eigner Schade, indem er solchergestalt mit der angefangenen Negociation nicht zu seinem Zwecke kommet. Ein Gesandter, der an dem Hof, wohin er geschicket wird, nicht wohl angesehen (99) oder schon ehemahls in Ungnade *gefallen ist*, stehet in einem gefährlichen Posten. Man thut ihm allen Verdruß an: Er kan nicht reußiren, und soll auch nicht reußiren: Er wird gleichsam bewachet, und kan sich nicht das geringste Vertrauen zuwege bringen. Auf diejenigen Ambassadeurs hingegen, welche an denen Höfen, wo sie sich aufhalten, angenehm und beliebt seynd, giebet man so *genau nicht* Acht, und folglich können dieselbe weit mehr ausrichten. *So bald man demnach* merket, daß dieser oder jener nicht angenehm sey; *so ist es am besten*, ihn nach Hause zu rufen und einen andern zu senden. Daraus muß ein grosser Herr keinen Schimpf machen, sondern lieber nachgeben. Es geschiehet ja solches um seines eigenen Nutzens willen. Was lieget einem Fürsten daran, ob sein Minister hier oder an einem andern Orte negotiire? Sehr klug war es demnach von dem Kayser Leopold, daß er seinen Abgesandten, den Baron Lisola, gleich zurück beruffete und einen andern nach Pohlen schickete, so bald er Nachricht hatte, daß Lisola, (der sonderlich der Königin in Pohlen, Johann Casimirs Gemahlin, zuwider gewesen seyn soll) daselbst nicht mehr wohl gelitten wäre; ob er gleich übrigens ein sehr geschick

(98) S. *Wicquefort* de l'Ambassadeur, Liv. I. Sect. XI. p. 131. [* conf. *Montagne* Essais, Liv. I. ch. IX. p. 26. sq.]

(99) Von der Königin Elisabeth weiß man, daß sie einsmahls einem Französischen Gesandten die Audienz abgeschlagen, weil derselbe ehedessen von ihrer Schönheit ein nachtheiliges Urtheil gefället hätte.

[* Dieser Französische Gesandte, von welche die Königin nichts wissen wollte, hies Buzan val. Es hatte aber derselbe nicht sowohl vo ihrer Gestalt nachtheilig gesprochen, als viel mehr über ihre unangenehme Aussprache, wen sie Französisch redete, gespöttelt. S. des A bery *Du Maurier* Memoires de Hollande, p. 2 und aus demselben *Bayle* Diction. unter d Art. Elisabeth die Anmerkung E.]

geschickter, gelehrter und scharffsinniger Mann war. Der Kayser konnte ihn schon anderwerts wohl brauchen. (100)

XX.

Zu einem tüchtigen Gesandten werden viele besondere Gaben und Eigenschafften erfordert. (101) Vor allen Dingen gehöret eine hinlängs- [Von den Gaben und Eb-

(100) Bayle hat in seinem historisch-critischen Wörter-Buche einen eignen Artickel von diesem *Lisola*, welcher sich auch durch verschiedene Schrifften berühmt gemachet hat. Man muß sich aber nicht betrügen lassen: Denn man hat seinen Nahmen auf viele Tractätgen gesetzet, die nicht von ihm herkommen. Diejenigen seynd ächt, auf denen sein Nahme nicht stehet. Das so betitelte Bouclier d'Etat & de Justice gehöret ihm zu. Ob er schon darinnen scharf wider Frankreich geschrieben, so ist er doch wegen seiner Geschicklichkeit vom Ludwig XIV. selbst hoch gehalten worden. Er sollte im Nahmen des Kayserś mit nach Niemägen zu den Friedens-Handlungen gehen, starb aber noch vorhero. Die Franzosen waren deswegen froh: Denn sie hielten ihn für den geschicktesten und scharffsinnigsten Miniister Leopoldi.

(101) Einige, welche überhaupt das Temperament oder Naturel eines Gesandten determiniren wollen, haben gemeynet, diejenigen Leute schickten sich am besten zu Ambassaden, welche Sanguineo-Cholerici wären. Allein wer hieraus eine general-Regel machen wollte, würde kindisch urtheilen. An einen prächtigen, galanten, wollüstigen Hof schicket sich freylich keine melancholische, trübsinnige, verdrießliche Seele, wie der Molesworth war, welcher auch in seiner Gesandschafft an dem Dänischen Hof nicht glücklich gewesen. Da gehören vielmehr Leute dazu, die viel Munterkeit und Witz haben, dergleichen bey den Sanguineis mehrentheils anzutreffen ist. Es ist eine trefliche Qualität eines Gesandten, wenn er zu rechter Zeit ein Bon Mot sagen kan, und sich mit einer sinnreichen schicklichen Antwort aus dem Stegreif zu helfen weiß. So war es von dem Jacob Melvil, den die Schottländische Maria an die Königin Elisabeth in Engelland geschicket, eine grosse Presence d' Esprit, daß, da ihm die Elisabeth fragete, welche für schöner gehalten würde, sie, oder die Maria, (denn es ist bekannt, daß diese beyde Königinnen mit einander um den Vorzug der Schönheit gestritten) er zur Antwort gegeben: Sie, die Elisabeth, wäre die schönste Königin in Engelland, und seine Königin, die Maria, die schönste in Schottland. S. Les Memoires de *Jaques Melvil*, p. 155. In dem Tractat vom Gesandten, den der berühmte Spanier, *Jo. Anton. de Zunniga & Vera* Gesprächweise geschrieben, finden sich viel solche Exempel von Bons Mots und geschwinden Antworten der Gesandten. Indessen aber kan man doch nicht sagen, daß Leute von erstgedachten Temperament allenthalben reußiren. Zum Exempel, nach Venedig, nach Rom, oder sonsten an einen gravitätischen Hof, wo alles düster und ernsthafft aussiehet, kan man dergleichen Personen nicht wohl schicken. Da gehören vielmehr alte ernsthaffte Leute dazu, die unermüdet seynd und fast übermenschliche Gedult haben. Ein Sanguineo-Cholericus beachet bißweilen viele Fehler und machet allerhand Excesse im Trunk, in der Liebe, u. s. w. Dahero ist nicht selten ein Melancholicus oder Cholerico-Melancholicus weit besser zu brauchen. Zu einem Gesandten nach der Türkey muß man einen Mann von besonderer Herzhafftigkeit und Unerschrockenheit erkiesen: Denn der Türk ist offt ohne Ursache grob und brutal, wie ein rechter Barbar.

genschafften eines Gesandten.

längliche Erfahrung und ein pragmatischer Verstand dazu. Wenn einer schon der allergelehrteste Mann wäre, so schicket er sich deswegen doch nicht gleich zu einem Gesandten. Wer eine Ambassade mit Succeß verrichten soll, der muß kein Fremdling in Staats-Geschäfften seyn, sondern darinnen eine hinlängliche Fertigkeit erlanget haben. Es ist schon im vorhergehenden gedacht, daß der Cardinal Du-Perron als Ambassadeur nach Rom geschicket, ihm aber der d' Ossat an die Seite gesetzet worden, welcher ihn in den wichtigsten Stücken unterrichten müssen. Darum pfleget man auch sonst bißweilen den Gesandten einen geschickten Secretarium mitzugeben. Der Schwedische Secretar bey dem Oxenstirn, Mich. Wexionius, oder Guldenstolpe, war geschickter als Oxenstirn selbst. Es ist auch nicht ein jeder fähig, einen Secretar bey einem Gesandten abzugeben. Wer sich dazu will gebrauchen lassen, muß ein aufgeweckter, verständiger und gewickelter Mensch seyn, daß man ihn manchmahl auch allein an einen Ort verschicken kan. Wenn ein grosser Herr Nutzen von einer Ambassade haben will, so muß er tüchtige Personen (102) dazu erwehlen. Das Geld thut, gleichwie bey andern Dingen, also auch zu glücklichem Erfolg der Negociationen und Gesandschafften sehr viel. Deswegen muß ein grosser Herr bey dergleichen Gelegenheiten nicht zu sparsam seyn. (103) Gut ist es auch, wenn die Ambassadeurs für sich ansehn-

(102) Einen tüchtigen Gesandten zu wehlen, erfordert viel Klugheit und Ueberlegung. Man muß sich insbesondere auch nach dem Genie des Herrn und der Minister desjenigen Hofes, wohin der Gesandte gehen soll, richten, und erwägen, ob sie lieber eine freye und muntere, oder aber eine stille und ernsthaffte Aufführung bey einem Gesandten sehen, damit man nicht leicht einen schicke, der unangenehm sey. Sobald man dieses merket, so ists am besten, weg mit ihm. An unsern Hof kam vor einiger Zeit von einem andern König ein Ambassadeur, der ehedessen hier in Halle studiret und bey mir Collegia gehöret hatte. Er wuste aber die Art und Weise, wie man sich bey einer Negociation und Gesandschafft zu verhalten hatte, noch nicht. Wie man nun bey Hofe merkte, daß jener in dergleichen Dingen noch keine genugsame Erfahrung hätte, so wurde um Abfendung eines andern gebeten; welches denn auch erfolgte. Denn in solchen Fällen bestehet kein kluger Fürst *auf seinem Kopf, wie* bereits oben ist *erinnert worden.*

(103) Es *ereignen* sich freylich auch unterschiedliche Gelegenheiten und Verrichtungen, bey welchen man nicht nöthig hat grosse Kosten aufzuwenden, oder auch Personen von ausnehmender Geschicklichkeit abzusenden. Zum Exempel bey der Gratulation zur Geburt eines Prinzen, zu einer Vermählung, und bey vielen andern dergleichen Fällen brauchet man weiter nichts, als etwa einen Hof-Cavalier von gutem Ansehen, der sich ein Air geben kan, der ein schickliches Compliment zu machen, artig zu reden, und sich zierlich und nach der Mode zu kleiden weiß. Zu einer wichtigen Negociation hingegen, sonderlich am Kayserlichen Hofe, da man offt lange vigiliren und warten muß, werden nicht nur grosse Kosten, sondern auch solche Gesandten erfordert, die sowohl eine Figur machen können, als auch eine besondere Geschicklichkeit, Klugheit und Rechts-Wissenschaft

bes-

sehnliche Mittel haben, und solche gerne zur Ehre ihres Herrn anwenden. Denn ein Ambassadeur, der keinen Staat machet, ist verächtlich. Er muß sich können sehen lassen, und offene Tafel halten. (104) Bey einigen Nationen, und sonderlich bey den Deutschen, thut offt ein gut Glaß Wein und eine gute Mahlzeit mehr als sonst etwas. Wie kan aber der Ambassadeur einen Staat führen, wenn er kein Geld hat? Wer sparen will, muß zu Hause bleiben. Spanheim hat in Engelland mehr denn dreyßig tausend Thaler verthan, und der König hat ihn wegen der Schulden noch immer müssen auslösen. Die Franzosen wehlen zu ihren Ambassadeurs mehrentheils solche Personen, welche grosse Mittel haben, als wie bey dem Friedens-Schluß zu Münster der Herzog von Longueville war, welcher eine grosse Figur machete. Der Servien hingegen hatte wenig. Man hat auch wohl Achtung zu geben, daß, wenn vorher etwa ein Gesandter an einem Ort gewesen, der prächtig gelebet und viel Geld verzehret, hernach nicht einer geschicket werde, der arm oder karg ist. Wenn man die Sache in abstracto betrachtet, so kan freylich auch ein Minister negociiren, der keine Figur macht. Also hat Ferdinandus Catholicus, der ein geitziger Herr war, vieles durch schlechte Pfaffen ausgerichtet. Aber das gehet nicht allezeit und nicht allenthalben an. Der Kayser hat, was die Gesandschafften betrifft, ein grosses zum voraus. Er giebet zwar seinen Ambassadeurs gewisse Besoldungen, welche aber nicht so groß seynd, daß sie davon leben können. Das machet, er hat vornehme Leute, die für sich jährlich hundert und zwanzig tausend, hundert und funfzig tausend Thaler einzunehmen haben, und von ihren Mitteln sich erhalten können. (105) Solchen vornehmen Leuten werden geschick-

besitzen. Zu Wien, wie auch zu Regenspurg, haben wir, Chur-Brandenburgischer Seits, allezeit trefliche Leute zu Gesandten gehabt, z. E. den von Kleist, aus den Pomerischen Geschlechte der hiesigen Kleiste, den von Mahrenholz, den von Jena u. a. m. Darum sind wir auch bißher noch in allem, was wir begehret, glücklich gewesen, ausser in dem priuilegio de non appellando in den neu acquirirten Landen.

(104) Er muß die Leute anlocken, daß sie gerne zu ihm kommen, und anfangen etwas zu erzehlen, ehe man sie noch ausfraget. Es finden sich bald arme Schlucker, die gerne alles referiren, nur daß sie die Gnade des Gesandten erlangen.

(105) Dieselben besitzen aber freylich nicht alle eine solche Geschicklichkeit, als wie der Harrach, der Stahrenberg ꝛc. Von dem erstern hat man die Negociationen und Briefe durch den Druck bekannt gemacht, welche sehr instructiv und klug geschrieben seynd. Sein Secretarius, der *de la Torre* hat solche herausgegeben. Wenn man einen recht habilen Minister findet, muß man bey dessen Gesandschafft nichts spahren. Eine mit behöriger Klugheit geführte Negociation bringet alles wiederum ein. Sonst ist es freylich nicht ohne, daß Leute von hoher Extraction und grossen Mitteln selten viel Wissenschafft besitzen. Sie bilden sich gemeiniglich ein, sie hätten nicht nöthig viel zu lernen; es sey genug, daß sie zu leben hätten.

schickte Aßistenten zugegeben, mithin reußiren sie eben auch. Bißweilen thut die Wissenschafft das meiste. Zum Exempel: Wenn in Regenspurg auf dem Reichs-Tag ein Herr keinen rechten Gesandten hat; so kan derselbe auf einmahl so viel versehen, als die ganze Ambassade ausmachet. Wenn ein Ambassadeur extraordinaire an einen Hof geschicket wird; so darf man nicht gleich denken, daß etwas ausserordentliches ausgerichtet werden solle: Sondern ein solcher wird mit Fleiß zu einer Expedition ernennet, die nicht lange dauren soll. Da machet dann der Gesandte mehr Figur und giebet seinem Herrn Glanz und Ansehen. Wie der König William von Groß-Britannien auf dem Frieden zu Ryswick zuwege gebracht, daß ihn der König in Frankreich für einen König erkennet; so wurde der Portland als Ambassadeur extraordinaire von Engelland nach Frankreich gesendet, und der Tallard von Frankreich nach Engelland: Und haben diese beyde recht miteinander um den Vorzug gestritten, wer unter ihnen den grössesten Staat machen könnte. Als der König in Frankreich Holland an sich zu bringen suchete, so schickete er den Comte d'Estrades nach Engelland, welcher eine ausserordentlich lange Zeit allda geblieben ist, und sehr viel Geld verthan hat, um den König in Frankreich ansehnlich zu machen. Ein armer Gesandter ist in Engelland verachtet. Wenn also die Gesandten sich nicht für sich ihrer Würde gemäs erhalten können, so muß der Herr ihnen helfen. Ein Gesandter an einem ausländischen Hofe hat mit raffinirten Leuten zu thun. Deswegen muß er ein kluger, vorsichtiger und wachsamer Mann seyn, der nicht zu alt, aber auch nicht zu jung ist. Gar zu junge Minister werden leichtlich stolz, und können sich in das, was ihnen begegnet, nicht finden. Daß auch eine gesunde, dauerhaffte Leibes-Constitution zu den glücklichen und in gewisser masse nothwendigen Eigenschafften eines tüchtigen Gesandten gehöre, ist schon im vorhergehenden angemerket worden. Ferner muß ein Gesandter genugsame Wissenschafft besitzen, und zuvörderst das Land und den Hof kennen. In seinem ersten Bericht beschreibet er den Hof, an welchem er zu thun hat. Daher ist eben gut, solche Leute zu nehmen, welche schon einmahl in demselben Lande gewesen, oder ihnen wenigstens einen Aßistenten zuzugeben, der den Hof kennet. Die Kenntniß der Sprache ist auch nöthig: Denn in Europa redet man nicht gerne durch einen Dollmetscher; ausser bey den Türken. Insbesondere kan keiner der Französischen und Italiänischen Sprache entbehren. Es bestehet zwar keine Gelehrsamkeit in den Sprachen: Sie seynd aber doch ein sehr gutes Mittel, um leichter fortzukommen. Von der Juristerey muß ein Gesandter auch so viel verstehen, daß er Tractaten aufsetzen, und

Acht

Acht geben könne, daß keine Chicanes oder verfängliche Clausuln mit unterlauffen. Der Lateinischen Sprache muß er gleichfalls kundig seyn. Wenn gleich ein Minister nicht schreibet, wie Cicero; so ist es doch gut, wenn er einen mittelmäßigen Stilum hat. Von Rechtswegen sollte dieses ein jeder in der Schule gelernet haben, oder, wenn es nicht geschehen, solches noch nachhohlen. Mancher denket, die Lateinische Sprache sey vornehmen Leuten nicht nöthig; welches ein grosses Vorurtheil ist. Es wäre gut, wenn alle Fürsten Latein könnten: denn es kommet ja fast in einem jeden Memorial etwas Lateinisches vor. Wenn der Fürst schreibet Fiat, so ist es ja auch Latein. Nach der güldenen Bulle sollten alle Churfürsten Latein verstehen. Gründliche Studia schaden keinem Menschen; sondern seynd vielmehr eine fürtrefliche Beyhülfe auch in Staats-Geschäfften. Kulpis hat wegen seiner Gelehrsamkeit auf dem Frieden zu Ryswick brilliret. Der oben erwehnte Baron Lisola ist ebenfalls wegen seiner fürtreflichen Wissenschafft in gröster Hochachtung gestanden. (106) Nebst denen bißher berührten Qualitäten muß ein Gesandter alles, was in seine Negociation einschläget, genau bemerken und getreulich aufzeichnen. Er muß nicht leichtgläubig, auch kein Prahler oder Aufschneider seyn; sonst machet er lauter solche Expreßiones und Relationes, die närrisch herauskommen. Denn da bildet er sich offt ohne genugsamen Grund ein, die Sache würde so und so gehen, und setzet dadurch dem Minister zu Hause falsche Begriffe in den Kopf, welcher dann hernach eitel Fehl-Tritte machet. Ein Gesandter muß bißweilen etwas dißimuliren und verschweigen; zumahl wenn es nicht viel präjudiciret. (107) Wo aber die Ehre seines Herrn angegriffen wird, da muß er nicht stille schweigen. Kayser Carl V. hielte einsmahls in Rom, in Gegenwart des Pabsts, vieler Cardinäle, und der Französischen Gesandten, eine Rede, worinnen er greuliche Injurien wider den König in Frankreich, Franciscum

(106) Der Ritter Temple beschreibet auch den Lisola als einen starken Raisonneur. Er saget: Wenn derselbe zu ihm gekommen, so habe er ihm den Kopf so voll raisonniret, daß er, Temple, gegen ihm würde zu kurz gekommen seyn, wenn er sich mit ihm eingelassen, und nicht beständig abgebauet hätte, unter dem Vorwand, daß er keine Ordre dazu habe.

(107) Ein Gesandter hat sich wohl in Acht zu nehmen, daß er in seinen Bericht-Schreiben, die er nach Hause schicket, keine Chimären für Wahrheiten ausgebe, wie es der Englische Gesandte Molesworth, der Verläumder, von dem Dänischen Hofe gemachet, und damit viel Verdrießlichkeiten erreget hat. Denn ein Gesandter kan viel Unglück anrichten. Insbesondere pflegen diejenigen Gesandten, welche für ihre Person disgustiret worden, die grossen Herren an einander zu hetzen. Der Schwedische Obrist Wangelin hat zwischen der Crone Schweden und dem Churfürsten Friedrich Wilhelm zu Brandenburg alles Unheil gestifftet. Weswegen auch der Churfürst denselben zu Ratenau hat gefangen nehmen lassen.

ciscum I. mit hatte einfliessen lassen. Die Französischen Gesandten musten Gecken gewesen seyn, und es nicht verstanden haben: Denn sie liessen erst des andern Tags Kayser Carln befragen, was er geredet hätte? Dieser aber antwortete: Was er gesagt, das habe er gesagt, und wisse er es itzo selbst nicht mehr. Da hatten es die Gesandten versehen. Denn wenn sie gescheid gewesen wären, so hätten sie freylich Ursache gehabt, sich gleich zu regen, und nicht erst post festum. Uebrigens muß ein kluger Gesandter nur dasjenige nach Hause schreiben, wovon er gründliche Proben hat, und dabey melden, das habe er von diesem oder jenem gehöret. So hat der Herr von Spanheim seine Berichte gemachet. Er muß auch nicht plauderhafft seyn und nicht von solchen Dingen reden, die er bey sich behalten soll. (108) Expisciren muß er, wo und was er kan, mit Leuten Umgang pflegen, Bekanntschafften machen, fleißig bey Hofe sich einfinden, dabey aber nicht gar zu importun oder überlästig seyn, wie der Villars gethan hat, da er Französischer Abgesandter in Wien war. War der Kayser auf der Jagd, oder es war Gala bey Hofe, so war er *allezeit* mit dabey, ungeachtet man ihn nicht allenthalben gerne sahe. Deswegen ist er auch in seiner Negociation nicht glücklich gewesen. Er war ohnedem ein Soldat, und ließ dabey viel Hochmuth blicken. Wer bescheiden ist, sich in den Sinn der Hofleute schicken, und sonderlich mit dem Frauenzimmer manierlich umzugehen weiß, der kan am meisten *ausrichten*.

XXI.

Was wegen der Bedienten eines Gesandten zu beobachten.

Derjenige, so als Ambassadeur gebrauchet wird, muß nicht allein für sich gute Qualitäten haben; sondern er muß auch zu seinen Bedienten Leute aussuchen, welche bescheiden, treu und verschwiegen seynd. Denn wenn gleich der Ambassadeur für seine Person ansehnlich und beliebt ist; so können doch offt die Bedienten verursachen, daß die Ambassade ohne Würkung ist. Der Graf von Rechtern war ein geschickter Mann, hatte aber bey dem Friedens-Congreß zu Utrecht seine Bedienten nicht gut gewehlet: Denn die fiengen Händel an, und kamen mit den Bedienten des Französischen Gesandten, Mr. Menager, in ein Handgemenge. Daher nu-

(108) Der Wahl-Spruch eines Gesandten soll seyn: Taire & Faire. So bald einer schwatzet, so ist die Seele seiner Negociation weg. Die Instruction, die Absichten, die Correspondenz, die Anschläge müssen alle geheim gehalten werden. Insonderheit auch die Chiffres, deren sich der Gesandte bißweilen in seinen Berichten bedienet; so, daß kein Bedienter, auch nicht einmahl der Secretarius, etwas davon wisse oder zu sehen bekomme. Denn man sucht die Bedienten eines Gesandten gerne zu bestechen, um die Geheimnisse von ihnen zu erfahren. Daher ist klar, daß ein plauderhaffter Mensch sich zu Gesandschafften nicht schicket. **Le secret est l'ame des affaires.**

muste jener von seiner Ambassade weg, sich bey dem Französischen Hofe submittiren; und die General-Staaten gaben ihm noch einen derben Verweiß. Der Cardinal Mazarini, wie er den Frieden zu St. Jean de Luz schliessen wollte, hatte sich lauter Bedienten ausgesuchet, von welchen er vermuthen konnte, daß sie sich mit den Spaniern gut vertragen würden. Er wuste, daß die Franzosen gemeiniglich die Spanische Tracht auslacheten und über die Spanische Complimente spotteten: Deswegen nahm er lauter bescheidene und ernsthaffte Leute mit sich, und drohete, denjenigen hängen zu lassen, welcher sich unterstehen würde, im geringsten über die Spanier zu spotten. (109) Mazarini hatte auch befohlen, daß, weil die Spanier grosse Complimenten zu machen gewohnt wären, seine Bedienten es eben so machen sollten. Er suchete unter andern eine Heyrath zwischen dem König Ludwig XIV. und der Spanischen Infantin Maria Theresia zu stifften, und muste deswegen alle Behutsamkeit brauchen. Der Handel ist auch gut von statten gegangen, und nicht der geringste Streit wegen der Bedienten entstanden. Wenn es ein Minister dahin bringen kan, daß seine Bedienten sich der andern Nation gleich stellen, so wird er gut reußiren. Er muß also auch hierinnen sorgfältig seyn; (110) sonderlich wenn er mit einem zu thun hat, den er fangen will, wie des Mazarini Absicht war. Comináus hat angemerket, daß, wie Ludwig XI. und Heinrich von Castilien an den Gränzen zwischen Spanien und Frankreich eine Conferenz gehalten, die Franzosen und Spanier einander wegen des Unterschieds in der Kleidung und andern Manieren nur ausgelachet hätten, und daß mithin durch sothane Zusammenkunfft gar nichts gutes gestifftet worden wäre. (111)

XXII.

Bey den Negociationen der Gesandten kommet viel darauf an, daß sie sich nach der Beschaffenheit des Hofes richten, an welchem sie sich be- Von der klugen Aufführung eines Ge-

(109) Hievon kan man Nachricht finden in den Memoires de Mr. de *Lyonne*, imgleichen in der Histoire du Traité de la Paix concluë sur la Frontiere d'Espagne & de France entre les deux Courronnes en l'an. 1659.

(110) Mit noch grösserer Circumspection müssen Secretarii, Pages und andere dergleichen Leute zum Dienst eines Gesandten angenommen und ausgesuchet werden. Deswegen ist es allezeit besser, wenn die Wahl aller dieser Personen dem Gesandten selbst überlassen, und nicht vom Hof aus determiniret wird. Denn der Gesandte muß mit ihnen auskommen, und die, so ihm anstehen, am besten kennen: Und dem Herrn ist ja alles daran gelegen, daß er durch seinen Ambassadeur in der Negociation reußire.

(111) S. Memoires de *Philippe de Comines*, Liv. II. ch. VIII. p. 103. sqq. nach der im Haag A. 1682. in groß 12. gedruckten Edition.

Gesandten bey seiner Negociation.

finden. In Frankreich kan man die meisten Sachen geschwinde expediren; an einigen Höfen hingegen, wo alles langsam und bedächtlich abgehandelt wird, muß man Gedult haben und der Zeit erwarten können. Vor allen Dingen muß der Gesandte mit demjenigen sprechen, welcher die Staats-Sachen zu dirigiren hat, (112) als wie in Frankreich und Spanien die Staats-Secretarii solche verwalten. Die andern Minister muß ein Gesandter auch sprechen, aber mehrentheils nur Ehrenhalben. Dem Staats-Secretario überliefert er seine Vollmacht, die er zeigen darf, imgleichen sein Creditiv, in welchem versichert wird, daß man ihm trauen dürfe. (113) Wenn er etwas erhalten hat, so muß er die Ausfertigung betreiben, damit selbige je eher je besser in forma probante geschehe und er solche nach Hause schicken könne. Denn, wenn die Expedition lange aufgehalten wird, so kan vieles dazwischen kommen. Bißweilen aber ist

(112) Ein kluger Gesandter muß bey seiner Negociation mehr auf das Ministerium sehen, als auf den Herrn selbst. Viele, welche alles mit dem Fürsten selbst haben ausmachen, und die Minister vorbey gehen wollen, seynd blind gekommen. Denn es gehet doch alles durch die Hände des ersten Ministers, welcher offtmahls das wieder übern Hauffen wirfet, was der Fürst schon versprochen hat.

(113) Ausser dem Creditiv-Schreiben und der Plenipotenz hat ein Gesandter auch noch eine geheime Instruction, bey welcher er strictissime bleiben, und ordentlicher Weise davon nicht abweichen kan, auch nicht einmahl per aequipollens. Sonst aber seynd die geheimen Instructionen und die Plenipotenzen einander gar nicht entgegen, wie einige aus Irrthum dafür halten. Denn die Plenipotenz will nur so viel sagen: Alles, was der Gesandte schliessen und handeln werde, das solle und wolle der Principal genehm halten, und habe ihm deswegen freye Gewalt gegeben ꝛc. In der geheimen Instruction nun wird dasjenige determiniret, was der Gesandte eigentlich im Nahmen seines Principals handeln solle, wie weit er bey diesem oder jenem Punct zu gehen habe, u. dergl. Ein solcher mit einer heimlichen Instruction versehener Ambassadeur ist deshalben kein Betrüger, wie ein gewisser Gesandter sich fälschlich beredet hat, als habe ihm Pufendorff dadurch, daß er von dessen heimlicher Instruction Meldung gethan, in dergleichen Verdacht bringen wollen. Wenn auch gleich was anders in der Plenipotenz, und wieder etwas anders in der geheimen Instruction gestanden wäre, so wird deswegen der Gesandte keiner Betrügerey beschuldiget. Daher hat sich gedachter Minister sehr prostituiret, daß er Pufendorffs Erzehlung übel ausgeleget, und hat sich dadurch blos gegeben, daß er nur ein Catechismus-Raisonneur sey, ja nicht einmahl den Catechismum recht verstehe. Den Gesandten ist erlaubt, anderst zu reden, anderst zu denken, ein anders mit dem Munde zu bekennen, ein anders in dem Herzen verschlossen zu halten. Gesandte repräsentiren ja ihre Herren. Grosse Herren aber seynd unter einander keine Freunde, als nur zum Schein, sondern Feinde; sonderlich wenn sie Nachbarn seynd. Keiner darf den andern trauen. Wem ich nicht trauen darf, gegen den kan ich simuliren und dissimuliren. Wer mein Feind ist, den kan ich hintergehen, und ihn mit einer Unwahrheit abspeisen. Unter guten Freunden soll keine Unwahrheit sich äussern. Das seynd aber grosse Herren nicht. Was sie gegen einander thun, ist alles nur äusserlich: Innerlich sehen sie ganz anderst aus.

ist es gut, daß der Gesandte nicht so geschwind ist; deswegen kan hier keine allgemeine Regel gegeben werden. In Rom muß man mehrentheils Cunctatores zu Gesandten haben. Man hat wahrgenommen, daß es Frankreich mit seinen Negociationen in Rom selten gelungen, wenn weltliche Personen dahin gesendet worden, weil sie zu hitzig und zu ungedultig gewesen. Deswegen schickete auch einsmahls der Richelieu einen Kerl dahin, welcher ihm drey biß vier Jahre lang in dem Vorgemach aufgewartet und Reverenz gemachet hatte. Von diesem glaubete er, daß er ausserordentlich grosse Gedult haben müsse, und wuste ihm hernach wohl zu gebrauchen. Die Franzosen haben auch bißweilen ihre Fehler verbessert, und Cardinäle nach Rom gesendet: Denn diese haben studiret und seynd nicht müde geworden, das Tempo abzuwarten. Wenn aber die Franzosen den Pabst quälen wollen, so schicken sie Layen; denn die Geistlichen haben offt kein Herz. Bißweilen hat ein Gesandter mit einem Herrn zu thun, den man noch nicht kennet; da muß er denn desto grössere Behutsamkeit brauchen. So wird von dem Charnacé erzehlet, daß, da derselbe als Französischer Ambassadeur zu dem Könige Gustav Adolph nach Schweden gegangen, er geraume Zeit habe verstreichen lassen, ehe er Audienz gesuchet, um den Hof vorhero recht kennen zu lernen: Denn damahls war Schweden noch nicht sonderlich bekannt. In Venedig brauchet man auch Zauderer, und ist daselbst sehr beschwerlich zu negociiren. Wenn der König in Frankreich einen hat prüfen wollen, ob er Fähigkeit habe, so hat er denselben nach Venedig geschicket. Die Venetianer gehen überaus behutsam und überlegen alles auf das genaueste. Ein Gesandter, der in seiner Negociation glücklich fortzukommen gedenket, muß sich fleißig bey Hofe einfinden. Dem Grotio haben einige Schuld gegeben, als ob er, da er in Paris als Königlich-Schwedischer Gesandter gewesen, sich allzu sehr ins Studiren vertieffet, über das Alte und Neue Testament Auslegungen geschrieben, und darüber seine Ambassade versäumet habe. (114) Es ist ihm aber unrecht geschehen; immassen aus seinen Briefen zu ersehen ist, daß er alles wohl in Acht genommen, und den Hof nicht geflohen habe. Wo kein Hof ist, wie z. E. in der Schweitz, da muß ein Gesandter sich sonst bey allen Land-Tägen und andern öffentlichen Zusammenkünfften einfinden. Wer in Pohlen ist, der muß auf dem Reichs-Tag seyn, oder wenigstens seinen Secretar da haben. Es muß ihm auch sonst nicht an Spionen fehlen, damit er alles erfahren könne, was ihm zu wis-

(114) Sonderlich hat *Louis Aubery du Maurier* in seinen Memoires de Hollande, p. 433 sqq. vieles zum Nachtheil Grotii geschrieben: Wogegen ihn aber *le Clerc* in einem und andern vertheidiget. v. Bibliotheque universelle & historique, Tom. I. p. 154. sqq.

wissen dienlich ist. In einigen Ländern ist schwer zu negociiren, als w
itzo in Schweden. In Engelland gehet es ebenfalls, wegen des Ob
und Unter-Hauses, sehr langsam zu: Doch wenn der König Autori
und Vertrauen bey der Nation hat, wie itzo der König Georg,
gehet es schon leichter mit der Negociation. Ein Gesandter m
auch die Favoriten und Mignons an den Höfen besuchen: Denn e
Mignon kan bißweilen auch etwas thun. Von Rechtswegen sollt
freylich dergleichen Leute sich in keine Staats-Händel mischen, w
sie derselben Zusammenhang nicht im Kopfe haben; wie es denn auch a
die letzte mehrentheils nicht gut ablauffet: Indessen aber thun sie es gleic
wohl. Deswegen muß man es mit ihnen halten, ihnen mit aller Hö
lichkeit begegnen, sie ehren, bewirthen, beschenken, und dergleichen; (115
Auch die Dames können zuweilen viel ausrichten. (116) Wie die Ma
dame de Maintenon bey Ludwig XIV. in so grossen Gnaden stund, so konn
te in Frankreich keiner etwas erhalten, als der bey ihr wohl angesehen war
Der König Sigmund August in Pohlen hat nichts gethan, was nicht
seine Maitresse approbiret. Wer in Engelland nicht mit den Damen um-
gehen kan, der ist verlohren. Der vorige König in Engelland Georg ist
ein wackerer ernsthaffter Herr gewesen; doch hielte er alle Woche Zusam-
menkünffte, wo vornehme Frauen dabey waren, mit welchen er sprach. Am
Türkischen Hofe ist es nicht nöthig, mit Frauenzimmer umzugehen, und
da bekommet man auch keine Maitressen vom Sultan zu sehen. Bißwei-
len kan auch ein Cammer-Diener, oder sonst ein geringer Mensch, viel aus-
rich-

(115) Durch die Mignons, Favoriten oder Günstlinge kan man vieles erfahren, was im Cabinete des Herrn vorgehet. Hier müssen die Memoires de *Terlon* gelesen werden, woraus man siehet, wie derselbe diese Maxime zu gebrauchen gewust habe. Also können die Mignons offt sehr gute Dienste thun, ob man gleich mit ihnen ordentlicher Weise nicht conferiret, weil die Staats-Geschäffte nicht durch ihre Hände gehen. Der Comte de Lauzun, sonst ein schlechter Cavalier, war bey dem König Ludwig XIV. in grossen Gnaden; deswegen aber wurden mit demselben keine Cabinets-Conferenzen gehalten. Ja, was man mit ihm in Staats-Sachen angefangen hat, ist übel abgelauffen.

(116) Die Dames machen offt die gröften Intriguen. Hier muß man lesen die Memoires pour servir à l'histoire d'Anne d' Autriche, Epouse de Louïs XIII. Man hat auch, sonderlich in den Französischen Geschichten, angemerket, daß ehe die Dames nach Hof gekommen, die schlauen Ränke uud Betrügereyen auch noch nicht so allgemein gewesen wären. S. *Bayle* Diction. unter den Art. François I. die Anmerkungen N. und Z. Darum muß ein kluger Gesandter auch auf das schöne Geschlecht bey Hofe seine Aufmerksamkeit richten, galant und poli seyn, sich bißweilen wohl gar verliebt stellen, Correspondenz halten, die Maitressen des Herrn, oder andere Damen, die etwas zu bedeuten haben, beschenken, ihnen schmeicheln, mit ihnen auf eine anständige Art sprechen, spielen, und mit einem Worte, alles thun, was einem klugen Hofmann wohl anstehet, damit er sich beliebt machen und etwas erfahren möge.

richten; denn grosse Herren haben offt wunderliche Neigungen. Ein Gesandter muß auch das Spiel verstehen, und, wenn er dadurch, daß er einem andern etwas gewinnen lässet, seines Herrn Interesse befördern kan, diese Gelegenheit nicht versäumen. Es kommt viel darauf an, daß ein Gesandter dem Herrn selbst, bey welchem er zu negociiren hat, klüglich zu begegnen und mit demselben auf eine polite Art zu conversiren wisse. Der oben bereits erwehnte Charnacé war nach Schweden gesendet worden, um den König Gustav Adolph zu bewegen, mit einer Armee nach Deutschland zu gehen; weil Richelieu Deutschland von dem Kayser Ferdinand nicht wollte unterdrucken lassen. Es gehörete grosse Kunst dazu, den Gustav Adolph dahin zu bringen; denn er hatte anfangs gar keine Lust dazu. Allein Charnacé wuste ihn zu gewinnen. Er that alles, was er merkte, daß ihm wohlgefiel. Er kleidete sich, wie der König. Sang der König, so sang er mit. War der König traurig, so war er auch traurig. Spielete der König, so that er es auch. Der König hat auch von ihm gesaget: Er hätte noch niemand gesehen, der sich so habe verändern und sich in die Zeit und Gelegenheit schicken können, als der Charnacé. Dieser brachte auch die Allianz glücklich zuwege. Gustav Adolph machete noch bey der Unterschrifft des Tractats Schwierigkeiten, und wollte sich dem Könige in Frankreich nicht nachschreiben. Da sagte Charnacé: Es könnte so gemachet werden, daß in dem Exemplar, so dem König in Frankreich gegeben würde, der Name des Königs in Frankreich oben an stünde; in demjenigen hingegen, welches Gustav Adolph behalten würde, sollte er oben an stehen. Damit war der König in Schweden zufrieden. Diejenigen, so um den König waren, wuste er auch durch Geschenke und sonst zu gewinnen, daß er solchergestalt in allem glücklich reußirete. Er machte, daß dem König Gustaph Adolph sogleich hundert tausend Reichs-Thaler in Lübeck ausgezahlet wurden, und wie die Sachen gut ablieffen, so wurde die Pension vermehret. Das heisset sich accommodiren. Ein kluger Gesandter muß anmuthig reden und sich hierinnen nach der Nation richten können. Ist er in der Schweitz, so muß er thun, als ob er die Schweitzer für die allerartigsten Leute hielte. (117) Mazarini lobte bey der

(117) Ein kluger Gesandter hält mit seinem Urtheil von der Nation, und von dem Herrn selbst, zurück. Wenigstens sollten dergleichen Anmerkungen der Gesandten nicht gedruckt werden. Der Französische Gesandte Carlile in Moscau und andere haben in ihren Memoires hierinnen angestossen, und ganze Nationen dadurch in Harnisch gebracht. Amelot de la Houssaye hat dadurch den Haß der Venetianer auf sich geladen. Er war der Französischen Manieren gewohnt; daher stunden ihm die Sitten der Venetianischen Nobili nicht an. Sein ganzer Staat von Venedig, wel-

der Pyrenäischen Friedens-Handlung die Spanier sehr, und sagete: Es wäre nur eine närrische Hypothesis in den Schulen, nach welcher man vorgäbe, daß eine Antipathie zwischen den Franzosen und Spaniern wäre. Die Spanier wären tapfere Leute, die alle Hochachtung verdieneten, und müste man es für ein blosses Unglück halten, daß beede Nationen fast beständig im Krieg miteinander verwickelt gewesen. Allzusehr muß freylich ein Gesandter nicht schmeicheln, damit es der andere nicht merket. Ja, sprichst du, es stehet doch überhaupt nicht fein, wenn man so heuchelt. Antwort: Rede doch nicht so närrisch. Du hast ja Narren vor dir, welche du, um deinen Zweck zu erhalten, must zu gewinnen suchen. Hättest du mit lauter weisen Leuten zu thun; so könntest du gleich zugehen. Weil aber die meisten Menschen an Thorheiten und Eitelkeiten einen Gefallen haben, so ist es Klugheit, sich auch darnach zu richten wissen. Also kan einer ein rechtschaffener Mann, und dabey von der Eitelkeit des Spielens überzeugt seyn, gleichwohl aber bey mancher Gelegenheit, wo er weiß seines Herrn Interesse damit zu befördern, ein Spiel mit machen. Endlich muß sich ein Gesandter in Acht nehmen, daß er keinen Fehler im Ceremoniel begehe, sondern bey demjenigen bleiben, was einmahl hergebracht ist, sowohl in Ansehung des Herrn, zu dem er geschicket wird, als auch in Ansehung des Gesandten, weil er widrigenfalls schwerlich zu seinem Zwecke gelangen wird. Deswegen hat der Staats-Secretarius in Portugall dem Abt Livry, als Französischen Gesandten, *nicht nachgeben* wollen; zumahlen da dieser nicht einmahl sein *Creditiv überreichet* hatte. Es ist auch wider alle Gewohnheit, daß der Gesandte verlanget, der Staats-Secretarius solle ihm die erste Visite geben. Denn ordentlicher Weise lässet der zuletzt angekommene seine Ankunfft notificiren; alsdann machet man ihm ein Compliment. Das hat aber der Livry nicht gethan. (118) Uebrigens ist von den Gesandten und derselben Ceremoniel weitläufftiger in den Staaten von Europa gehandelt worden.

welcher in viele Sprachen übersetzet worden, ist eine beständige Satyre und Entdeckung der Venetianischen Staats-Mängel. Der Rath zu Venedig beschwerete sich auch sehr über den Amelot; weswegen ihn Ludwig XIV. in die Bastille setzen ließ.

(118) Alle specialia in dieser Materie lassen sich am besten lernen, wenn man selbst kluge Negociationen liefet. Zum Exempel: *Caroli Paschalii* Legationem Rhaeticam, oder Gesandschafft nach der Schweitz; die Briefe, Negociationen und Staats-Memoires des Cardinals *Perron*, des Cardinals *d'Ossat*, des *Bassompierre*, *Jeannin*, *Chanut*, *Terlon*, *Temple*, *d'Estrades*, *Croissy* &c.

Das sechzehnte Capitel, von der Kriegs-Klugheit.

I.

Vom Kriege überhaupt.

Man muß nicht denken, als wenn civil-Bediente, gelehrte und andere verständige Leute, welche niemahls im Krieg gewesen, von Kriegs-Sachen gar nicht sprechen und urtheilen könnten: sondern man darf nur erwägen, was Cicero, der Consul in Rom gewesen zu einer solchen Zeit, da selbige Republic am stärksten floriret, gesaget hat: Parua sunt foris arma, nisi est consilium domi. Gleichwie die Staats-Minister zu Hause alles zu instruiren und zu veranstalten haben: also müssen auch grosse Generale einen über sich haben, dessen Direction und Anordnungen sie nicht widerstreben dürfen. Wie wollte man die Soldaten im Zaum halten, wenn sie allein zu sprechen hätten? Es würde gehen als wie ehedem in Engelland, da die Soldaten über das Parlament seyn wollten. Daher hat der Monk, welcher doch selbst ein Kriegsmann gewesen, gesaget, daß es nicht gut wäre, wenn den Soldaten so viel eingeräumet würde. Die Holländer lassen unter den General-Staaten keinen General noch Admiral sitzen: In dem Staats-Rath aber seynd welche, die die Execution veranstalten. (1) Denn von der Execution kan man die Soldaten nicht ausschliessen. (2) Wenn man nun aber in der Staats-Lehre von der Kriegs-Klugheit handeln will; so kan es am füglichsten also geschehen, daß man betrachtet, was kluge Regenten zu beobachten haben, 1) vor dem Kriege, 2) in dem Kriege, und 3) nach dem Kriege. Diese Eintheilung ist die natürlichste, und hat sich der-

(1) S. *Basnage* Annales des Provinces unies.

(2) Ein kluger Regent muß allerdings die Soldaten ehren, belohnen, Invaliden-Häuser anlegen, u. s. w. Denn sonst wird er schwerlich Soldaten bekommen, die was taugen, ihm getreu seynd, und Leib und Leben wagen. Wer einem Herrn den Rath giebt, die Soldaten gering zu schätzen, ist absurd. Wenn man aber fraget, ob die civil- oder militar-Bediente vorgehen sollten: So antworte ich, daß jene oben an stehen müssen. Denn die Soldaten haben die Waffen in der Hand: Wer wird sie also im Zaum halten, wenn nicht civil-Bediente und Staats-Minister da, und mit behöriger Autorität versehen seynd? Am besten ist es, wenn beyde untermischet und einander subalterniret seynd. Civil-Bediente werden den Staat nicht umkehren. Alle die, welche den Umsturz einer Republic bewürket haben, seynd Soldaten gewesen. Julius Cäsar war ein Kriegsmann, Cromwel desgleichen. Kurz, von allen Revolutionen, wovon man in den Geschichten lieset, seynd die Soldaten Urheber gewesen. Ein Doctor hat sich nie zum Könige aufgeworfen.

derselben schon *Lipsius*, als welcher diese Sache fürtreflich verstund, in seiner Politic bedienet. Ueberhaupt kan man wohl sagen, daß es allzeit besser sey, wenn man des Kriegs entübriget seyn kan. Denn der Krieg mag beschaffen seyn wie er will, so ist und bleibet er ein Uebel: Und derjenige ist einfältig, der einen Krieg anfänget, wenn er ohne denselben das Seinige erhalten kan. (3) Zwischen benachbarten Völkern und Staaten können freylich leicht solche Irrungen entstehen, daß man zu den Waffen greiffen muß; indessen aber ist der Friede allemahl vorzuziehen. Wenn diejenigen, die uns beleidiget oder Schaden zugefüget haben, dessen völlige Ersetzung zu thun bereit seynd, so ist es wider die Vernunft und wider das Recht der Natur Krieg anzufangen, und so viel Menschen zur Schlacht-Bank zu führen. Der Krieg ist nur ein Nothfall, und das äusserste Mittel, welches man alsdenn erst ergreiffen soll, wenn man sich nicht anderst helfen kan. (4) Allein viele grosse Herren seynd so geartet, daß sie

(3) Die Schweitzer haben dieses dem kühnen Herzog Carl von Burgund vorgeworffen. Denn derselbe brach mit den Schweitzern wegen einer gar-geringen Ursache. Es hatten nehmlich einige Schweitzer einen denen Burgundischen Unterthanen gehörigen Wagen, welcher mit nichts als mit Schaf-Fellen beladen gewesen, geplündert. Die Schweitzer erboten sich den Schaden zu ersetzen, auch die jungen Bürschlein, die es gethan hatten, dem Carolo Audaci auszuliefern. Er aber wollte, dem ungeachtet, durchaus Krieg haben. Das war allerdings etwas abgeschmacktes. [* Diese Erzehlung befindet sich wiederum in facto unrichtig, wie aus Cominaeo und andern Geschicht-Schreibern erweißlich ist. Es war auch der mit Schaf-Fellen beladene Karren nicht den Burgundischen Unterthanen, sondern einem Schweitzerischen Kaufmann zuständig, welchen Jacob von Savoyen, Graf von Romont, weggenommen hatte; worüber hernach die Schweitzer seine, des Grafen Güter, anfielen ꝛc.]

(4) Wir academischen Lehrer sind zwar Kinder des Friedens: Die Musen hören nicht gerne vom Krieg: Bey Gelehrten in der Schule weiß man nichts vom Geräusche der Waffen: Inter leges silent arma: Indessen aber sind wir nicht so einfältig, daß wir meynen sollten, als dürfe und müsse man keinen Krieg führen. Grosse Herren können nicht allezeit in Frieden leben. Sie werden ausgelachet, wenn sie gar nichts vom Krieg hören wollen. König Jacob I. in Engelland verdienet keine Entschuldigung, daß er ein Gelübde gethan, nie Krieg zu führen. Das war sehr ungereimt von ihm gehandelt, und daher rühret alles Unglück, das ihn und seine Kinder betroffen hat, wie der Lord Clarendon (welcher selbst sehr genau mit dem Stuartischen Hause verschwägert war, indem seine Tochter des Königs Jacobs II. Gemahlin, und also die Maria Königs Wilhelms III. Gemahlin, und die Königin Anna seine Enkelinnen waren) in seiner Historie von den innerlichen Kriegen in Engelland gar wohl urtheilet. Denn dadurch geschahe es, daß fast jedermann sich an ihm riebe, weil man wuste, daß er sich nicht wehren, sondern beständig Friede halten würde. Er hätte wenigstens seine so starke Abneigung vom Kriege nicht zu erkennen geben sollen. Man kan nicht länger Frieden halten, als der Nachbar will. Wer wird sich von einem jedweden unters Joch bringen lassen? Freylich ist es eine grosse bedenkliche Sache Krieg zu führen. Bellum est alea. Es ist vernünftiger dasjenige zu behalten, was man hat, als mit Gefahr

nach

sie nicht alles behörig überlegen, und nicht betrachten, was für Unglück ihnen und ihren Unterthanen daraus erwachsen könne: sondern lassen sich gar zu leichtlich von denjenigen, welche gerne eine Armee commandiren wollen, aufhetzen. Gesetzt auch, ein grosser Herr hat sattsame Ursachen Krieg zu führen; so muß er doch solches zuweilen, nach den Regeln der Klugheit, unterlassen: Ja er ist in gewissen Fällen schuldig solches zu thun. Ein Regent ist schuldig, für die Wohlfahrt seiner Unterthanen Sorge zu tragen. Dahero wenn er gleich rechtmäßige Ursachen hat Krieg anzufangen, so muß er doch zusehen, ob er auch im Stande sey, solchen auszuführen, oder, ob nicht seinen Unterthanen dadurch grosser Schade zugefüget werden könne. Z. E. wenn er siehet, daß sein Land keine Festungen hat, folglich den Streiffereyen offen stehet, so daß, wenn eine Schlacht verlohren gienge, der Feind das ganze Land einnehmen oder verheeren kan: so ist es besser, wenn er den Krieg unterlässet. Dahero wird unten gedacht werden von dem Nutzen und Nothwendigkeit der Festungen in einem Lande. (5) Kein Volk ist hierinnen so abgeschmackt, als die Pohlen, welche keine Festungen leiden, als wider die Türken. Gegen die Moscowiter haben sie zwar Smolensko, gegen andere aber gar keine Festungen gehabt. Sie meynen, der Mangel an befestigten Plätzen diene zur Beschützung ihrer Freyheit, weil solchergestalt der Feind sich in ihrem Lande nicht aufhalten könne, wenn er keine Festungen finde. Allein wie nun? Wenn der Feind sich im Lande fortificirete: wer wollte ihn hernach wiederum herausjagen? Hätten die Schweden das gethan, so würden sie nicht leicht wieder herauszutreiben gewesen seyn. Solchemnach

nach mehrerm zu schnappen. Friede ist besser. Der Krieg bringet unzehliges Unglück und Ungemach mit sich, Gefangenschafft, Armuth, Ruin der Unterthanen, Hunger, Theurung ꝛc. Und also soll man selbigen, so viel möglich, vermeiden. Ja, wer ohne Ursach Krieg anfänget, oder fortsetzet, der ist eben so ungerecht als ein Räuber, ja noch viel schlimmer, sintemahlen er blos um seines Ehrgeitzes willen ein ganzes Volk in Gefahr stürzet. Darum haben viele den Krieg lächerlich gemachet, und als das allerungereimteste Beginnen der Menschen vorzustellen gesuchet; worunter auch der Verfasser der Vayages & Avantures de Jaques Massé gehöret. Vor einen ohne Ursache erregten Krieg erschricket die ganze vernünfftige Welt: Denn es trifft die Unschuldigen mehr als die Schuldigen. Alle Annehmlichkeit, Sicherheit und Gerechtigkeit wird dadurch aufgehoben oder gehemmet. Bey dem allen aber kan man nicht alle Kriege vermeiden. Wenn der Nachbar durchaus nicht ruhen will, sondern Lermen anfängt, so muß man wohl zu den Waffen greiffen.

(5) Es seynd freylich nicht alle Lande so vortreflich situiret, wie Savoyen, welches mit lauter Haupt-Festungen eingeschlossen werden kan: Indessen aber kan man die Gränz Plätze, als die Schlüssel von einem jeden Lande, wohl besetzt halten; wie denn die Franzosen hauptsächlich darauf sehen. S. Testament politique du Cardinal de *Richelieu*, P. II. ch. IX. Sect. III. p. 68. sqq.

ist das ein Fehler auf Seiten der Feinde und kommet nicht von der Klugheit der Pohlen. Man kan überall Festungen anlegen, wo sonst keine gewesen, wie z. E. der Czaar mit Petersburg, bekanntermassen, gethan hat.

II.

Was für Zurüstung zum Kriege erfordert werde.

Zum Kriege gehören nicht nur Soldaten, sondern auch ein hinlänglicher Vorrath an Geld, Proviant und tauglichen Waffen. Ohne Geld kan man in der Welt nicht fortkommen. Es ist nicht mehr, wie vor diesem, da man ohne Geld Krieg führen konnte. Also sagete Clodovàus, wie er nach Frankreich kam: Gold und Silber habe ich nicht. Aber damahls waren alle Leute Soldaten, welche die Maxime hatten, daß sie ihre Pferde an des Nachbars Zaun zu binden trachteten. Sie giengen aus einem rauhen Lande in ein geschlachtes und wohl angebauetes Land: Da braucheten sie nur eine Schlacht zu gewinnen, so hatten sie hernach alles. Als Mahometh II. einen Einfall in Ungarn that, sagete er zu seinen Leuten, sie sollten nur tapfer fechten, ob sie gleich kein Geld hätten: denn sie würden hernach in ein Land kommen, wo Geld genug wäre. Heutiges Tages aber ist es nicht mehr so. (6) Wir haben um Sold dienende Mannschafft. (Militem mercenarium) Wir haben auch andere Kriegs-Geräthe. Unsere Kriege dauren länger, und können ohne Geld nicht geführet werden. Kein Prinz wird etwas ausmachen, der nicht einen guten Schatz hat, (7) Des Carl Gustavs glückliche Progres-

(6) Vor Zeiten hatte man einheimische Soldaten: denn es waren noch wenig Manufacturen. Die Truppen bestunden aus lauter gemeinen Handwerksleuten. Der Landes-Herr gab ihnen blos die Kost, Montur und Waffen auf eine gewisse Zeit. Die Kriegs-Heere waren noch nicht so zahlreich. Daher kostete auch eine Armee so viel nicht. So ist es fast noch in Pohlen und in der Türkey, wo die Land-Militz und die Lehens-Reuterey üblich ist. Heutiges Tages aber will bey uns kein Mensch mehr, der sich sonst ernehren kan, dienen, sondern ein jeder erschrickt vor dem Krieg. Hievon hat *Louïs Chantereau le Febvre*, ein hochgelehrter Französischer Jurist, einen eignen Discurs in seinem Traité des Fiefs & de leur origine, welcher übersetzt zu werden verdiente. Wir wollen Sicherheit haben, und doch nicht selbst in den Krieg gehen. Daher wird eben ein so grosses Geld erfordert; Und weil das in Deutschland so schwer zu bekommen ist; so lauft es mit unserer Reichs-Armee insgemein so schlecht ab. Unsere Fürsten erschöpfen ihre Unterthanen zu sehr, verthun das Geld liederlich, seynd uneins, und contribuiren nichts zum gemeinen Besten. Denen Nationen, die reich seynd, fehlet es fast niemahls an Soldaten: Denn ums Geld kan man aller Orten Truppen haben. Deswegen fehlt es den Holländern niemahls an Volk, ob sie gleich ordentlicher Weise in Friedens-Zeiten wenig haben.

(7) Der berühmte Feld-Herr und Marschall von Frankreich, Johann Jacob Trivultius, als er einsmahls gefragt wurde, was das nothwendigste wäre, wenn man Krieg führen wollte, gab zur Antwort: Pecunia, Pecunia & iterum Pecunia S. *Reinhard* theatr. prud. eleg. p. 513.

gressen, die er in Pohlen gemachet, seynd ohne Würkung geblieben, weil kein Geld da gewesen. Es hat auch Pufendorff in seinen Anecdotes de Suede König Carls XI. Geschwindigkeit sehr getadelt und gesaget, daß derselbe fast alles auf einen Hazard ankommen lassen und nichts mit kluger Ueberlegung angefangen hätte. Der Kayser Maximilian I. war ein unruhiger, hitziger Herr, der gleich losschlug, wenn er auf einen böse war: Zuletzt aber lief es auf ein Lami hinaus. Das kam daher, weil er kein Geld hatte. Darum macheten die Englischen Gesandten ihrem König Heinrich VIII. diese Beschreibung vom Kayser Maximilian, daß sie sageten: Er wäre zwar ein unvergleichlicher Vogel, der schön sänge; nur daß er keine Federn hätte, und also nicht fliegen könnte. Man darf sich nicht wundern, daß heutiges Tages so viel Geld vonnöthen ist, wenn man nur bedenket, was für Kosten erfordert werden, das Land zu fortificiren, und zahlreiche Armeen anzuwerben und zu unterhalten? Wer aber die gröste Armee von wohl exercirter Mannschafft hat, der gewinnet auch das meiste. Darum haben die Franzosen immer wider uns gewonnen: Denn sie waren meistens um zwanzig biß dreysig tausend Mann stärker, und hatten lauter regulirte Truppen. Ehedem, da die Kriegs-Kunst noch nicht so hoch gestiegen war, konnte man wohl mit etlichen hundert wohl exercirter Mannschafft gegen einen ganzen Hauffen unexercirter gewinnen: Aber heut zu Tage machet es die Menge aus. Diejenigen also, die kein Geld haben, thun wohl, daß sie sich in gar keinen Krieg einlassen. Darum scheuen sich die Holländer itzo so sehr davor: Denn sie stecken voller Schulden, die sich wohl auf etliche hundert Millionen belauffen, und können sich so leicht nicht in andere Verfassung setzen. In ihrem Finanz-Wesen machen sie hundert Schnitzer, wie ihnen Law deutlich gezeiget hat, und meynen doch immer, sie macheten es allein am gescheidesten; weswegen sie sich auch nicht weisen lassen. Wenn sie ja Krieg führen müssen, so borgen sie eben wieder aufs neue, und erhalten sich so lange es gehen will; biß endlich einmahl einer kommet, und die ganze Republic umkehret. Es ist aber noch nicht genug, Geld und eine schöne Armee zu haben: Sondern es muß auch Sorge getragen werden, daß an Munition und Proviant kein Mangel erscheine. Denn wo dieser einreisset, da müssen die grösten Armeen zu Grunde gehen. Der Czaar stund mit einer schönen Armee am Pruth-Fluß wider den Türken, litte aber grossen Mangel an Proviant und Fütterung. Er würde auch sehr übel davon gekommen seyn, wenn der Groß-Vezier kein Schelm gewesen wäre, und sich nicht hätte durch Geschenke bewegen lassen,

sen, die Schlacht zu verhindern und Friede zu machen. (8) Der Bannier, welcher im dreyßigjährigen Kriege die Schwedische Armee in Deutschland commandiret hat, wird sonst als ein grosser General beschrieben: Aber er war kein Mann, der Magazine halten konnte. Seine Tafel war offt mit den niedlichsten Speisen besetzet, und kein Brod dabey. Von dem Kayserlichen General Gallas hat man auch gesaget, daß er ein Armee-Verderber gewesen, weil er vor die nöthigen Lebens-Mittel bey seinem Kriegs-Volke, vor Proviant und Fourage nicht genugsam gesorget. Daher geschahe es, daß die Pferde crepirten, und die Reuter die Sättel auf den Kopf nehmen und zu Fusse gehen musten. So haben sie ihn bey Staßfurt fortgeschicket. Sonst war er ein wackerer General. Man hat zum öfftern disputiret und die Frage aufgeworffen, warum die Creutz-Züge nach dem gelobten Lande so übel abgelauffen? Der heilige Bernhard sagete damahls: Man müsse solches den verborgenen Gerichten GOttes zuschreiben, und sey nur zu bejammern, daß so viele Menschen dabey um das Leben gekommen. Allein, wenn wir von dem Enthusiasmo Bernhardi abstrahiren, und die Sache politice betrachten; so können wir die Ursache bald finden. Viele tausend Menschen zogen in ein fremdes weit entlegenes Land, welches sie erst erobern und den Feinden abnehmen wollten. Wenn sie nun hinein kamen, so fanden sie nichts vor sich zu leben, und konnten also in die Länge nicht bestehen. Es war demnach, auch nur nach menschlichem Verstande davon zu urtheilen, leicht vorher zu sehen, daß das Ding nicht gut ablauffen würde. Ja, es ist zu bewundern, daß die Christen noch bißweilen eine Schlacht gewonnen. Viele haben in das Graß gebissen, ehe sie noch einmahl an den Ort gekommen, wo sie ihre Tapferkeit sollten sehen lassen. (9) Man siehet hieraus, daß ohne Proviant und Lebens-Mittel im Krieg nichts auszurichten sey. (10) Dazu gehören nicht nur gute Magazine, (11) sondern auch Mühlen und Back-Oefen, damit man bey einem bevorste-

hen-

(8) Der Czaar und seine Gemahlin gaben dem Groß-Vezier alles, was sie nur an Kostbarkeiten bey sich hatten, um einen vortheilhafften Frieden zu erhalten. S. Les Memoires politiques, amusans & satiriques. (par Mr. de *Brazey*)

(9) v. *Maimbourg* in seiner Histoire des Croisades.

(10) Prinz Moritz von Oranien pflegte zu sagen: Der Krieg wäre ein Ungeheuer, an welchem der Bauch das gröste. Que la guetre étoit un monstre, qui commonçoit à se former par le ventre à cause du soin qu'il faut avoir avant toutes choses de faire subsister les troupes. S. Les Apophthegmes de Anciens par le St. *d' Ablancourt.* [* conf. *Reinhard.* Theatr. prud. eleg. p. 1515.]

(11) *Jonas Arnelius*, ein Schwede, hat von Anlegung der Magazine (de re annonaria) eine besondere und sehr gelehrte Dissertation (zu Upsal 1671.) geschrieben. In dem so betitulten Detail de la France kan man auch verschiedenes finden, so hieher gehöret.

henden Feldzuge Mehl und Brod im Ueberfluß habe. Der Monluc, welcher dem Kayser Carl V. als derselbe die Provence wegnehmen wollen, Widerstand gethan, hat die Mühlen auf funfzehn Meilen weit ruiniret, so daß die Kayserliche Armee sich zuruck ziehen muste. Carl V. selbst hat damahls noch das meiste dadurch ausgerichtet, daß ihm die Magazins der Franzosen durch die Madame d' Estampes, die Maitresse des Königs Francisci I. verrathen wurden. Deswegen seynd alle kluge Feld-Herren bemühet, durch gute Proviant-Meister und Lieferanten alles herbeyzuschaffen, was zur Subsistenz einer Armee gehöret, damit ein genugsamer Vorrath an Heu, (12) Stroh, Haber, und dergl. vorhanden sey. Wenn die Lebens-Mittel nicht gut und richtig geliefert werden, so reissen Krankheiten unter den Soldaten ein. Die Türken, welche überhaupt sehr auf die Gesundheit sehen, seynd hierinnen überaus sorgfältig, und wird man bey ihnen allezeit einen grossen Ueberfluß an Fütterung und Proviant finden. (13) Bey den Deutschen hergegen, so lange man von ihnen weiß, ist mehrentheils Mangel gewesen. Dem kühnen Herzog Carl von Burgund ist einsmahls vom Deutschen Reiche der Krieg angekündiget worden, in welchem der Churfürst von der Pfalz commandiret, welcher dann in seinen Schreiben sich beklaget, daß er weder Victualien, noch Wagen, noch Geld hätte; wovon *Dattius* unterschiedliche fragmenta hat drucken lassen. So ist es öffters in unserm Deutschen Reiche. Wie der Marggraf von Baaden die Deutsche Armee commandirete, so theilete er sich, und zog mit einem Theile nach Augspurg zu: Indessen kamen die Franzosen und schlugen den andern Theil aufs Haupt. Da sageten einige, der Marggraf hätte sich bestechen lassen: Allein dieser entschuldigte sich, und sagte: Er habe zu wenig Proviant gehabt, und deswegen sich theilen müssen. Der Churfürst von Hannover und nachmahls König in Engelland nahm auch einmahl das Commando von der Reichs-Armee über sich: Und weil kein Geld da war, so gab er die Operations-Casse an: Aber die Grossen gaben nichts hinein; daher legete er sein Commando bald wieder nieder. Die Waffen, die Munition, kurz alle zu Schlachten und Belägerungen nöthige Werkzeuge und Kriegs-Geräthschafft kosten auch heutiges Tages viel mehr. Vor Zeiten hatte man zwar auch unterschiedliche grosse und schwere Instrumente und Maschinen, wie z. E. die Mauerbrecher, und dergl. (wovon man bey den Scriptoribus rei militaris, als bey dem Vege-

(12) Dazu gehören Leute, welche das Heu zu spinnen wissen, damit es bequemer könne fortgebracht und aufbehalten werden: welche Invention von den Franzosen herkommet.

(13) Der Türke hält auch gute Ordnung im Lager. Wenn er im Schlachten eben so ordentlich wäre, so würde keiner über ihn seyn.

Vegetio, Lipsio, Naudaeo, Salmasio, Machiavello, u. a. m. Nachricht finden kan) Aber so viel brauchete man doch nicht, als wie heut zu Tage. Eine Pique, eine Partisane, ein Degen, eine Hacke, waren die Waffen der Kriegs-Leute. Was kostet nicht heutiges Tages die Artillerie, das grobe und kleine Geschütz, Pulver, Kugeln, u. s. w.? Wo es aber an dergleichen Kriegs-Provision fehlet, da siehet es schlecht aus. Daher ist nicht zu verwundern, daß mit unsern Reichs-Armeen so wenig auszurichten gewesen, obgleich die Truppen ganz gut aussahen. (14) Bey den letzten Französischen Kriegen, da der Styrum draussen im Reich commandirete, war einmahl die Reichs-Armee drey Tage und drey Nächte ohne Pulver gestanden, weil es geregnet hatte. Endlich ließ der Prinz Ludwig von Baaden die Nürnberger um etliche Centner Pulver ansprechen. Weil aber diese meyneten, sie würden nichts wieder bekommen; so verpfändete er seine Ehre, daß er dafür stehen wollte: Darauf wurde die Armee von neuem mit etwas Pulver versehen. Es sollte billig im Reiche allezeit eine Artillerie in Bereitschafft seyn; oder wenigstens in jedem Craiß, nach den Craiß-Ordnungen. Aber die Craiß-Verfassung steher nur auf dem Papiere. Etwas sehr gutes ist es, wo man ein rechtes Zeug-Haus oder Arsenal hat, als wie in Engelland der Towr ist; woraus in der Geschwindigkeit einige hundert tausend Mann bewaffnet werden können. Das Arsenal in Venedig ist auch treflich. In Deutschland ist das Nürnbergische Zeug-Hauß so berühmt, daß es von allen aufmerksamen Fremden und vornehmen Reisenden besuchet wird. In Berlin *ist auch ein* treflicher Vorrath von Artillerie. Das Dreßdenische Arsenal war sonsten so berühmt, daß es unter die mirabilia Europae gerechnet wurde. Itzo aber seynd die besten Stücke daraus nach Pohlen gewandert und in den dasigen Kriegen darauf gegangen. So viel aber auch Vorrath zu einem Krieg zu Lande erfordert wird, so viel und noch mehr brauchet eine See-Macht. (15) Die Engelländer haben zu Chattam an dem Flusse Medway eine

(14) Darum konnten sie auch fast keine wichtige Belagerung vornehmen. Es fehlte gemeiniglich die Artillerie, ausser was die Reichs-Städte hergeben musten. Sonst bringet niemand etwas mit. Selten thut ein Fürst etwas von Reichswegen. Es seynd auch ohnedem unsere Stände, wenn man etliche wenige ausnimmet, vor sich schlecht versehen. Gotha und Würtenberg halten zwar viel Truppen; aber von anderer Leute Geld. Das kan ich auch.

(15) Eine See-Potenz ist weit formidabler und ansehnlicher als eine Land-Macht. Durch Schiffs Flotten breitet sich der Ruhm eines Herrn durch alle Meere aus. Hievon findet man einige Anmerkungen in denen Briefen des *Sorbiere* an den Mazarin, bey Gelegenheit des Vorhabens, welches Cromwel gehabt, eine universal-See-Macht aufzurichten. Wir Deutschen, wie auch die Schweden, haben Gelegenheit zum See-Wesen. Nur ist der Fehler, daß die Edelleute keine solche Lust haben, zu Wasser zu dienen, als zu Lande.

eine unvergleichliche See-Armatur, wo sie in kurzer Zeit eine Flotte von hundert Kriegs-Schiffen ausrüsten, auch, wenn diese geschlagen würde, bald wieder eine andere von gleicher Anzahl zu Stande bringen können. Dänemark hat einen fürtreflichen Hafen. Der König kan von den Zimmern aus seinem Pallast in das Arsenal kommen, auch die Flotte vor seinen Augen liegen sehen. Diesen Vortheil hat Engelland und Frankreich nicht. Die Schweden aber hätten es eben so haben können, wenn sie nicht so wunderlich gewesen wären, und ihre Flotte von Stockholm nach Carlscrona gebracht hätten, weil die Scheeren zu paßiren waren, welches gleichwohl nichts schweres ist. Im übrigen gehören zu den Waffen und Kriegs-Rüstungen auch allerhand inuenta bellica, worauf man fürnehmlich zu sehen, und solche, wenn sie einen Nutzen haben können, nachzumachen hat. Also war vor Alters das Brückenschlagen etwas unerhörtes. (16) Itzo bedienet man sich der ledernen und kupfernen Pontons, und der Wasser-Schilde, (17) wiewohl es eben keine ganz neue Erfindungen seynd, und noch vieles daran gebessert werden könnte. Dergleichen Erfindungen und Gegen-Erfindungen in Kriegs-Sachen ändern sich fast von zehen zu zehen Jahren.

III.

Ob Infanterie oder Cavallerie vorzuziehen?

Im Kriege muß man beydes Reuterey und Fuß-Volk haben. Welches von beyden aber besser sey, ist eine ungereimte Frage, welche sich schlechterdings nicht entscheiden lässet. Nach gewissen Umständen ist bald dieses, bald jenes besser. In einigen Ländern, wie in Italien, auch in Holland, seynd Fuß-Völker besser: Denn da kan man wegen der vielen Flüsse, Canäle und Abschnitte mit den Pferden nicht wohl fortkommen. Hingegen im offenen Felde, wie hier in Sachsen, wo keine Defilés oder enge Päße seynd, seynd die Reuter besser. Wenn man schlagen soll, kommet das meiste auf die Cavallerie an. Es ziehen zwar die meisten politischen Scribenten die Infanterie der Cavallerie vor, weil sie gefunden, daß die alten Römer mehr auf das Fuß-Volk als auf die Reuterey gehalten. (18) Die Reuter gebrauchten sie nur zum Streiffen, recognosciren,

(16) Die Brücke, welche Julius Cäsar über den Rhein geschlagen (vid. *Caes.* de bello Gall. Lib. IV.) wurde für ein Wunder-Werk gehalten, wie man aus den Anmerkungen der Gelehrten über besagte Stelle Caesaris siehet. conf. *Lipsius* Poliorcetic. s. de machinis, tormentis, telis, Lib. II. Dial. V. wo er zeiget, wie man vor diesem über die Flüsse gesetzet habe.

(17) Dahin gehören die sogenannten Vtres, worauf ehedem die Normänner gefahren, und heutiges Tages noch die Grönländer. Daß Wagenseil eine neue Art bequemer Wasser-Schilde hat wollen erfunden haben, ist bekannt.

(18) Es ist auch gewiß, daß ein Feld-Herr,

und dergl. Die Fußgänger aber waren ihnen bequemer, und hielten sich am besten. Sie schlossen sich fest zusammen und füaten ihre Schilde so genau an und über einander, daß sie wie eine Brücke formireten, auf welche die andern Soldaten lieffen, und solchergestalt über einander recht tapfer fochten. (19) Weil nun die Staats-Lehrer dergleichen Umstände in den alten Römischen Scribenten gelesen; so haben sie es ihnen nachgeschrieben und ohne Grund gemeynet, die Infanterie wäre überhaupt und allezeit besser als Reuterey; da doch solches bey den Römern seine besondere Ursachen hatte. Wir aber reden hier in genere, und sagen also, daß die Cavallerie offt am besten zu gebrauchen sey. Es ist unstreitig, daß man bey Schlachten mit der Reuterey besser durchkommen, in die Schlacht-Ordnung der Feinde eher ein Loch machen und alles in Furcht und Verwirrung setzen könne. (20) Die Franzosen haben mit ihren Gendarmes allezeit das meiste ausgerichtet; wie sie denn von undenklichen Zeiten her keine so gute Fußgänger als Reuter gewesen seynd. (21) Durch ihre Reuterey haben sie die meisten Schlachten gewonnen. Wir haben ihnen erst mit Nachdruck begegnen können, nachdem *wir gute* Cavallerie bekommen und sie ihre Gendarmie in Italien fast eingebüsset hatten. Vorher haben sie uns ganzer funfzig Jahre lang mit ihren Chevaux legers zu thun gemachet und wacker zusammengeklopfet. Ein Bataillon carré ist zwar eine gar schöne Erfindung; sonderlich da man heut

Herr, der nichts als Reuter hat, keine grosse Thaten thun kan. Was will er denn mit den Reutern erobern? Schlachten kan man wohl halten: Aber wie will einer erhalten, was er erobert hat? Es ist also in dieser Absicht das Fuß-Volk besser. Das kan sich fortificiren, verschanzen, eingraben, ꝛc. Kurz, man brauchet offt viel Fuß-Volk, und wenig Reuter; bißweilen aber auch viel Reuter, und wenig Fuß-Volk.

(19) S. *Lipsii* Poliorcet. Lib. I. Dial. V.

(20) Die Deutschen haben zuerst nichts wider die Normänner ausrichten können. Der Kayser Arnulphus aber exercirete seine Leute so, daß sie absteigen und zu Fusse fechten lerneten, die Pferde aber indessen zusammen liefen. Hernach musten die Soldaten wiederum auffsitzen und dem Feinde nachjagen: wodurch er dann die Normänner besieget hat. In Schlachten behält fast allezeit die Reuterey die Oberhand. Die Franken hielten vor alters viel auf das Fuß-Volk: aber *Pipinus* und Carolus M. zogen hernach die Cavallerie vor, gaben den Leuten Lehn-Güter, und exercireten sie. Nachgehends haben ihre Nachfolger viel Schaden gelitten, daß sie dieselbe nicht in gutem Stande erhalten. Es ist bekannt, wie Henricus Auceps die Cavallerie wieder exerciret, und solchergestalt die Hunnen, welche vorher den Deutschen viel Schlachten abgewonnen, aus dem Felde geschlagen habe.

(21) Sie haben lauter Leute zu Pferde gesetzet, die von Extraction, und von Jugend auf exerciret waren. Bey uns hingegen nimmet man Bauern-Kerls zur Cavallerie: biß aber diese zu Pferde sitzen und und den Degen recht führen lernen, gehet lange Zeit dahin. Die Kayserliche Reuterey hat sich noch mehrentheils wacker gehalten: daher man auch an andern Orten daran gedacht, solche in bessern Stand zu setzen.

heut zu Tage dabey die Art mit dem geschwinden Laden und Schiessen hat. Dahero hat solche den meisten überaus sehr gefallen. Zum defendiren ist auch ein Bataillon carré gar gut. Allein, wenn die geringste Unordnung entstehet, kan doch die Cavallerie auch das Bataillon carré bald über den Hauffen werfen, und durchdringen. (22) Die Infanterie kan in die Länge nicht widerstehen. Zwanzig Menschen, und wohl noch mehr, fürchten sich vor einem Pferde. Wo es zur Schlacht kommet, und wo man sich ausbreiten kan, da thut die Reuterey ungemein gute Dienste. Darum gewinnen die Türken nicht leicht mehr eine Bataille wider uns. (23) Ihre Infanterie ist unvergleichlich; aber ihre Spahi oder Reuter wissen nicht ordentlich zu fechten, noch sich aneinander zu schliessen. Sie fliegen an wie die Bienen, und ficht bald hie bald da einer. Wenn nun die Christen sich fest schliessen, so dringen sie bald in die Türkischen Glieder und bringen sie in Unordnung, da es denn schlecht mit ihnen aussiehet. Die Infanterie der Moscowiter ist herrlich; ihre Cavallerie aber tauget gar nicht viel. So lange es mit derselben nicht besser stehet, werden sie eben keine grosse Thaten thun. Die Schweden, die Franzosen, und überhaupt alle siegreiche Völker, haben in der Reuterey excelliret und darauf sich meistens verlassen. (24) Aber in Belägerungen ist freylich die Infanterie besser, und die Cavallerie nicht zu brauchen. Wenn man eine tüchtige Cavallerie haben will, muß man grosse und starke Pferde aussuchen, und keine kleine Katzen nehmen; die kleinen zittern sonst vor den grossen. Ein grosses Pferd vertheidiget und wehret sich selbst; sonderlich wenn es Feuer hat. Solche Pferde, welche jung, muthig, rasch, und dabey groß seynd, (wie dasjenige war, welches

(22) Auf der Insul Rügen formireten die Schweden auch ein Bataillon carré, wurden aber nichts destoweniger übern Hauffen geworfen. Da lerneten unsere Officiers, daß ein solches Bataillon nicht unüberwindlich sey. Man suchet zwar auch auf eine andere Art die Infanterie zu beschützen, daß die Cavallerie nicht eindringen kan, z. E. durch das Setzen Spanischer Reuter: aber es hilft auch dieses nicht viel. Die Schweden huben die Spanischen Reuter auf und schmissen sie überhin. Die Franzosen haben die Piquenirer wieder aufbringen wollen, da die vördern Glieder mit Piquen wider die Cavallerie bedecket wird. Es thut aber auch dieses nicht lange gut: denn die Reuterey dringet doch durch.

(23) Nehmlich von der Zeit an, da die Deutschen die geschlossenen Truppen haben. Die Türken werden auch nicht viel ausrichten, biß sie eine bessere Reuterey oder einen militem mercenarium zu Pferde haben. Die Janitscharen seynd milites mercenarii, sie dienen aber zu Fuß. Die Türkischen Pferde seynd auch wild, und gehen leichtlich durch. Ein einziges wildes Pferd aber kan eine gewaltige Unordnung unter der Reuterey machen.

(24) Der Pere *Daniel*, ein Französischer Jesuite, hat einen ganzen Tractat geschrieben, woraus man in dieser Materie viel profitiren kan, unter dem Titel: Histoire de la Milice Françoise, in zween Quart-Bänden.

der Herzog Bernhard von Weimar im Deutschen Kriege geritten hat hauen gewaltig ein, und reissen alles danieder, wenn es zu einem Tref fen kommet. Sie können auch wegen ihrer Stärke die Kürasse tragen schicken sich besser zum fouragiren, und kan man ihnen etwas aufladen Deswegen trachtet unser König nach grossen Pferden. Die kleinen tau gen nicht im Kriege: Denn sie fallen offt auf dem Marche oder im lettig ten Erdreich und in Sümpfen biß an den Sattel, und können sich nich helfen. Man kan auch auf ihnen, weil sie zu schwach seynd, die Fourage nicht so gut fortbringen. Doch sagen die Schweden, ihre Pferde wären zwar klein, aber ramaßirt, sehr dauerhafft, muthig, und dahero in Feld Schlachten treflich zu gebrauchen. (25) Welches ich dahin gestellet seyn lasse. So seynd auch die Pohlnischen Pferde in Podolien, in der Ukrai ne, berühmt, und werden theuer bezahlet. (26) Es ist auch nicht ohne, daß in einem solchen Sand-Lande, wie Pohlen ist, ingleichen wo man einen geschwinden Marche zu thun hat, die kleinen Pferde sich gar wohl, und noch besser als die grossen, schicken. Nur müssen die Pferde *jung* und wohl abgerichtet seyn. Die Holländer haben ehemahls *einen gros*sen Fehler gemachet, daß, als es gegen die Winter-Quartiere gieng, sie ihre Pferde verkauffen und hernach im Frühling wieder frische kauffen las sen. Dadurch verlohren sie die geübten und dreßirten Pferde und bekamen davor neue, unberittene und rohe. Ein Pferd, das *im Krieg* gebraucht werden soll, muß ja Schuß-frey seyn, und *Trommeln und Pau*cken hören können: Sonst gehet es offt mit seinem *Reuter* durch und zum Feind über. Darum taugen die neuen Pferde, welche des Getümmels und Schiessens noch nicht gewohnt seynd, nichts.

IV.

Von der militia mercenaria.

Was die Soldaten betrifft, so entstehet die Frage, ob es besser sey, solche anzuwerben, die um Sold oder Lohn dienen; oder aber die Bürger und Einwohner eines Landes selbst in den Waffen zu üben und gegen den Feind zu führen? Das ist, welches von beyden nützlicher sey,

mili-

(25) S. Memoires de Mr. de *Robinson* contenant l'Etat present de la Suede.

(26) Die Pohlen seynd wohl hundert und funfzig tausend Mann stark zu Pferde, wenn alle diejenigen aufgeboten werden, welche Güter haben. Wider die Türken haben sie auch zum öfftern gewonnen: Sie seynd aber schlecht exerciret, und können also wider uns nichts ausrichten. Wenn sie auch mit den Russen zu thun haben, so kriegen sie Schläge. Der Pohle fürchtet sich entsetzlich, wenn man schiesset. Mit einem Worte, die Polacken seynd vor sich nicht tüchtig wider eine geschlossene Armee zu fechten. Sie haben keine Infanterie und kein Geld. Pferde haben sie genug: auch in einigen Gegenden, sonderlich nach Preussen zu, und in der Ukranie, gros und starke: die übrigen aber taugen nich zum Streit.

militia mercenaria, oder militia ciuica? Wenn man in abstracto davon redet, so kan man sagen, daß die um Sold dienende Kriegs-Leute keinen solchen Eifer und Muth zu fechten haben, als die Bürger selbst, als welche ihr Vaterland, ihr Hauß und Hof zu vertheidigen suchen, und also für ihre Kinder, Eltern, Anverwandte, Haab und Gut, bey entstandener Gefahr, streiten. Wenn man auch liefet, wie vorzeiten die Griechen und Römer ihre eigene Bürger ins Feld gestellet haben; so wird man bald geblendet, sonderlich, wenn die Sache mit einem Wind der Beredsamkeit vorgetragen wird, daß man meynet, als ob diese und dergleichen Gründe von der grösten Wichtigkeit wären, und auch noch heut zu Tage gelten müsten; welches doch nicht ist. Die Verfassung der Römer mit der Militia ciuica hatte besondere Ursachen. Sie hatten wenig Geld, ehe und bevor sie die Asiaten und andere Völker bezwungen und unter das Joch gebracht, als wodurch erst grosse Schätze und Reichthümer nach Rom gekommen seynd. Vorher gieng es ihnen, wie den Franken unter dem Clodouaeo, welche auch weder Gold noch Silber hatten. Also konnten sie keinen militem mercenarium halten. Rom war zwar eine allgemeine Frey-Stätte für allerley Volk, auch mit einer Menge Menschen angefüllet: aber es waren doch keine Manufacturen und wenig Handel und Wandel daselbst, daß man es also keine recht florissante Stadt nennen konnte. Ein jeder Bürger trachtete nur Beute zu machen. Darum frassen die Römer ein Volk um das andere, brachen bald hie, bald dort ein, und macheten Eroberungen. Ein jeder Bürger ein Soldat, hieß es bey ihnen. Da brauchete man keinen militem mercenarium. Die Knechte oder Leibeigene waren nur Handwerks- und Handels-Leute, die übrigen legeten sich auf die freyen Künste, sonderlich auf die Beredsamkeit, oder giengen in den Krieg. Ihr ganzer Staat war kriegerisch. Das ist bey uns heut zu Tage alles anderst; daher schicket sich auch das, was man aus den Griechischen und Römischen Alterthümern beybringet, auf unsere Umstände gar nicht. (27)

In

(27) Wir haben Bauern, Handwerksleute, Kaufleute, Gelehrte, die von Wissenschafften Profeßion machen. Wie kan man diese in den Krieg gehen lassen, und wer wird inzwischen den Feld-Bau, die Handwerke, die Manufacturen, und dergleichen treiben? Die besten Leuten gehen ja darauf, oder werden verdorben, mithin auch die Landes Einkünfte geschwächet. So seynd auch vor diesem die Bauern nicht in den Krieg gekommen; ausser wenn die gröste Noth vorhanden war, da freylich alle zuschlugen. Die Edelleute giengen sonst allein in Krieg: denn was sollen sie auf ihren Land-Gütern machen? Sollen sie immer Rebhüner fangen? Mit den Handwerks-Leuten hat es eine andere Bewandniß. Gesetzt, es ist einer ein Kannengiesser, der gute Nahrung und viel Kinder hat: wenn er nun ein Soldat werden soll, so ist Heulen

und

In Deutschland finden wir in den mitlern Zeiten zwar auch eine Lehens-Reuterey: denn alles lief zusammen, wenn die Ungarn, Wenden, Normänner einen Einfall thaten. Diese Lehens-Reuter hatten Güter oder Grund-Stücke an statt des Soldes oder Lohns. Nachhero aber fande man, daß milites mercenarii nothwendig wären; und zwar haben wir solche seit den Zeiten, da die Kayser aus dem Hohenstauffischen Hause regieret, gehabt. Doch waren sie noch in geringer Anzahl und in allem etwa sechshundert biß tausend besoldete Reuter, die von den Solidis, oder dem Solde, so sie bekamen, Solidarii, das ist, Soldaten hiessen, und besser als andere gehalten wurden. In dem Hußiten-Kriege aber kam erst die militia mercenaria bey uns recht auf. Denn als Ziska mit seinen Leuten kam, welche wacker exerciret waren, und unsere Bürger und Bauern zerschlugen und in die Flucht jagten: So sahe man, daß man nothwendig milites mercenarios haben müste. Kurz, die Hußitischen Unruhen, die Italiänischen und Schweitzerischen Kriege, haben in den letztern Jahrhunderten unsere ganze Manier zu kriegen verändert. Denn da konnte man mit der Lehens-Militz nicht mehr auskommen, sondern muste Leute anwerben und in Sold nehmen, die dauerhafft und exercirt blieben.

V.

Von der Land-Militz

Die um Lohn oder Sold dienende Soldaten werden entweder aus dem Lande (28) genommen, oder auswärts angeworben. Jene machen die

und Zähnklappen. Könnet ihr ihm und andern dergleichen Leuten dieses für übel halten? Ich glaube Nein. Die Leute haben sich einmahl fest gesetzet, das Bürger-Recht gewonnen, sich Handwerks-Zeug angeschaffet, und gehen folglich nicht gerne weg. Da auch ohnedem bey uns die Kriege lange dauren; so ist es ganz gut, daß wir militiam mercenariam haben. Solchergestalt brauchet man nicht, das Land von nützlichen Einwohnern zu entblössen. Müßiggänger hingegen finden sich überall, und lassen sich viele anlocken, wenn die Officiers, welche werben sollen, freundlich und beredt seynd. Es ist also ganz gewiß etwas abgeschmacktes und eine blosse Abstraction, wenn man von den Athenienſern und Römern auf unsere Zeiten den Schluß machen will: zumahlen da wir fürnehmlich haben wollen, daß die Commercien und Manufacturen floriren. Ein anders ist es, wo es die Noth erfordert, als wenn z. E. eine Stadt belagert wird: denn da schlägt jedermann mit zu. Wir wissen, daß die Bürger in Wien sich wacker gewehret. Da der Königsmark vor Prag kam, so haben sich die Studenten daselbst auch tapfer gehalten. Es kan itzo nicht einmahl dasjenige mehr appliciret werden, was man vor diesem in Deutschland gehabt hat. Die Lehns-Reuterey ist itzo nicht mehr recht zu gebrauchen. Die Edelleute können indessen doch im Kriege noch ihr Glück machen. Was übrigens bey der Vergleichung zwischen der militia mercenaria und ciuica auf beeden Seiten für Gründe vorwalten, das kan man beym Conring in seinen Anmerkungen über des Machiavelli Buch von der Regierungs-Kunst eines Fürsten im XII. Cap. lesen.

(28) Das seynd die milites subsidiarii, der Land-Ausschuß. In Frankreich nennet man solche den Arriere-ban, da nehmlich

die Land-Miliz, und diese die beständige oder regulirte Miliz aus. Man sollte freylich denken, daß es besser sey, wenn sie aus dem Lande genommen werden, weil sie alsdenn auch für ihr Vaterland fechten. Aber man brauchet nicht allezeit Soldaten zu Beschützung des Vater-Landes; sondern auch offt in auswärtigen Kriegen. Da man nun heutiges Tages hauptsächlich darauf bedacht ist, die Commercien in guten Stand zu setzen, und das Land volkreich zu machen: So ist es eine grosse Frage, ob es klüglich gehandelt sey, wenn man im Lande wirbet? Die Bürger und Bauern wollen nicht gerne in den Krieg gehen. Was ist also zu thun? Zwinget man sie, so ist zu befürchten, daß sie wieder weglauffen, und dann auch andere anstecken, daß sie ebenfalls aus Furcht ausreissen. Kauffet man sie, so kostet eine Armee erschrecklich viel. Werben kan man wohl im Lande; sonderlich, wenn viel Leute darinnen seynd, die sonst zu nichts taugen; denn die finden doch, wenn sie Soldaten werden, eine Disciplin, wodurch sie im Zaum gehalten werden: nur muß man sie nicht zwingen. Es findet zwar mancher nach der Hand ein Belieben am Kriege, ungeachtet ihm solcher zuerst nicht hat gefallen wollen: Allein das trifft bey den wenigsten ein, und gemeiniglich nimmt ein Ausreisser noch viele andere mit. Zugeschweigen, daß durch solche Werbungen der Kern junger Mannschafft aus dem Lande weggenommen wird. Es darf auch kein grosser Herr denken, daß seine Leute ihm am ehrlichsten dienen. Und endlich, wenn er geschlagen ist, wo will er wieder andere hernehmen? Man siehet, wie sehr der Czaar sein so grosses Land schon erschöpfet habe. Am besten gefället mir, daß man Leute annimmet, wo man sie kriegen kan, ohne Unterschied der Nation. So machet es der Kayser, wie auch einige andere Potentaten. Die Leute kommen auch wohl, wenn sie gut gehalten werden. (29) Die Holländer pflegen in ihrem Lande nicht über 30000. Mann zu werben, obgleich die Niederlande über die massen volkreich seynd. Die Engelländer haben unter ihren Soldaten nie mehr Landes-Kinder, als etwa 25000. die übrigen seynd Ausländer. Unter dem Cromwel waren über 60000. nicht in den Waffen. Noch viel weniger also gehen sie aus dem Lande, um andern zu dienen. Der König in Frankreich entvölkert sein Land auch nicht. Er hat 60000. Schweitzer in seinen Diensten, auch viele Irrländer, und ist froh, wenn er Leute von

und von regulirten Truppen.

lich ein Königliches Geboth ausgehet, daß die Leute sich zur Armee versammlen sollen.

(29) Köstlich und pancratice kan man einen Soldaten freylich nicht halten; aber doch sonst ehren, belohnen und befördern; sonderlich die Officiers. Denn die gemeinen Musquetirer können ordentlicher Weise ausser ihrem Sold nichts fordern. Sie seynd gebohrne Knechte, werden auch wie Knechte gehalten, und sterben als Knechte.

von andern Nationen kriegen kan. Es wird auch kein kluger Regent gerne sein Land von der besten Mannschafft entblössen, sonderlich wo man auf den Feld-Bau, auf Manufacturen und Commercien siehet. Einige Regimenter können wohl von Landes-Kindern errichtet werden. So hat Frankreich einige Regimenter von Picardons und Normans: Denn es seynd mehr Leute in diesen Französischen Provinzen als in Deutschland: aber es floriren auch daselbst die Manufacturen nicht. Der Czaar hat auch viele Deutsche in seinen Diensten. Die Deutsche haben je und allezeit im Kriege ihr Glück gesuchet und seynd dem Kalb-Fell nachgelauffen, auch allezeit tapfer und herzhafft gewesen. (30) Man kan also mit fremden in Sold genommenen Leuten eben so viel ausrichten, und eine ordentliche oder regulirte Miliz ist besser, als eine andere Land-Miliz. Eine Land-Miliz recht einzurichten, kostet sehr viel, und der Soldat verbauert und verbürgert hernach doch, wenn er nicht beständig unter den Augen des Officiers ist: Die Leute seynd auch nicht an einem Ort beysammen, sondern zerstreuet. Bey uns hat der General Wartensleben die Land-Miliz wieder aufbringen wollen: man hat aber doch die Ungemächlichkeiten davon bald eingesehen. Die Leute können nicht täglich exerciret werden, und vergessen also die Exercitia bald wieder. Man kan so genau nicht auf sie Achtung geben, u. s. w. Zur Sicherheit und Vertheidigung des Landes ist eine solche Land-Miliz sehr gut und geschwind beysammen: aber selbige ausser Landes gegen den Feind zu führen, *ist nicht rathsam.* In Schweden hatte zwar König Carl XI. die Land-Miliz in sehr guter Ordnung; es hatte aber solche nicht lange bestand, zumahl als die Schweden auswärts Krieg bekamen. (31) Es hat es auch kein einziger Potentat

(30) Es darf sich aber niemand hier die wahre Tapferkeit, oder diejenige moralische Tugend, welche Aristoteles und andere beschreiben, einbilden. Herzhafftigkeit heißt bey den Deutschen ein aufgebrachtes, unbesonnenes und halb desperates Wesen. Ein Glas Brandwein thut viel dazu.

(31) Das hat Esaias Pufendorff in seinen Anecdotes de Suede schon angemerket und vorausgesehen. Diese Anecdotes de Suede, welche sonderlich auf die Zeiten Carls XI. gehen, kamen zuerst zu Ulm heraus, wurden aber hernach in Holland, so viel die Französische Schreib-Art betrifft, ausgebessert und poltret. Es ist ein fürtreffliches politisches Buch von der ganzen damahligen Staats-Verfassung in Schweden. Der Engelländer *Robinson* (welcher Bischoff zu Bristol, hernach zu London geworden und mit bey dem Friedens Schluß zu Utrecht gewesen) hat einen Staat von Schweden ans Licht gestellet, und darinnen die Schwedische Land-Miliz sorgfältig beschrieben. Es konnten gleich funfzig biß sechzig tausend Mann zusammen gebracht werden. Carl XI. hatte es so eingerichtet, daß einem jeden Soldaten ein gewisses Stück Geld, Acker, Wiesen und Hauß gegeben war, davon er leben konnte. Die Leute wurden zu gewissen Zeiten exerciret. Die Montur, welche sie anziehen musten, wenn sie marchiren sollten,

ward

tentat der Crone Schweden mit der Land-Miliz nachgemachet. Wenn dergleichen Truppen einmahl geschlagen werden, so ist allezeit die Frage, wo bekommet man andere her? Und, wenn man auch andere bekommet, wo lernen dieselben die Kriegs-Exercitien so geschwinde, daß man sie brauchen kan? Ich halte demnach weit mehr auf regulirte Truppen, welche beständig unter den Augen ihrer Officiers stehen, und in täglicher Uebung erhalten werden, daß sie nicht verbauern. Durch fleißiges Exerciren kan man es so hoch bringen, als wenn die Soldaten würklich im Felde stünden. Es wäre zwar zu wünschen, daß man keine regulirte und beständige Truppen brauchete: Denn es ist kein grösseres Unglück für Europa, als daß die Potentaten itzo gleich fertig seyn hundert- und mehr tausend Mann gegeneinander aufzuführen; welches seit den Zeiten Carls V. erst Mode geworden. Es kosten auch solche Armeen ein grausames Geld; daher kein Wunder ist, wenn täglich neue Erfindungen von Anlagen und Impositen zum Vorschein kommen. Indessen ist es einmahl so, und folglich kan man der regulirten Miliz nicht entbehren, und sich mit der Land-Macht allein nicht behelfen.

VI.

Von den Eigenschafften guter Soldaten.

Nicht alle Leute ohne Unterschied geben gute Soldaten ab. Daher muß man sie klüglich zu wehlen wissen, so viel es die Umstände erlauben. Es kommet dabey vieles auf die Nation, das Alter, die Leibes- und Gemüths-Beschaffenheit, und endlich auch auf die Lebens-Art und Profeßion derjenigen an, die im Krieg dienen sollen. Unter den Ländern und Nationen findet sich hierinnen ein merklicher Unterscheid, so daß immer ein Volk mehr das andere weniger zum Krieg tüchtig ist. Die Italiäner waren vor Zeiten in diesem Stücke sehr berühmt. Der Kayser Carl V. hielte auch noch viel auf dieselben. Das ist aber heut zu Tage nicht mehr, weil die Italiäner durch wollüstige und üppige Lebens-Art zu sehr verdorben und weichlich geworden seynd. In sehr fruchtbaren Ländern, und wo die Leute zärtlich und weichlich erzogen werden, trifft man wenig gute Soldaten an. Denn da werden die Leute verzagt, oder können zum wenigsten die Müheseeligkeiten des Krieges nicht ausstehen: Im Kriege aber brauchet man Leute, die zuweilen Hunger und Durst, Frost und Hitze ertragen können. Der Herzog von Marlborough hat auf einem Marche über 1500. kranke Engelländer gehabt: Denn ein Engelländer liebet sehr seine Gemächlichkeit und will gutes Essen und Trinken haben. Aus un-

ward in den Kirchen-Gewölbern aufbehalten. Weiter bekamen diese Soldaten nichts. Die Officiers aber, welche auf dieselbe Achtung geben musten, bekamen ihren Sold. ꝛc.

unfruchtbaren, harten, rauhen Ländern kommen die besten Kriegs-Leute. Fortior miles e confragoso venit, saget Seneca gar recht. Darum seynd die Märker, die Brandenburger, die Hessen, (32) allezeit für gute Soldaten gehalten worden; imgleichen die Schweden, sonderlich die Thal-Kerls (Dalecarli) die zwischen Berg und Thale wohnen. (33) Diejenigen Nationen hingegen, welche aus fruchtbaren und wollüstigen Orten kommen, schicken sich nicht zum Soldaten-Leben. Die Persianer seynd elende Leute im Krieg: Denn ihr Land ist zu gut. Darum taugen auch bey uns in Deutschland die Oesterreicher, welche man die Leute mit der Flasche nennet, nicht viel; imgleichen die Bayern. Doch haben auch diese offt Wunder gethan, wenn sie lange gedienet hatten und brav exerciret waren. Die Boiica militia & natio waren schon zu den Zeiten Henrici Aucupis sehr berühmt, und allezeit bey den Franken voran. Die Schwaben gegen den Schwarzwald zu seynd brave Soldaten; die Westphälinger imgleichen. Daß die Böhmen herzhafft und dauerhafft seyn, hat man sonderlich in den Hußiten-Kriegen erfahren. Also siehet man den Unterschied der Nationen selbst in Deutschland (34) so wohl als in andern Ländern. In Spanien seynd die Gallicier, die Catalonier, die Biscayer, die besten und tapfersten Soldaten: Hingegen die so in Extremadura wohnen, seynd feige. Von den Africanern, Mohren, Asiaten, ist bekannt, daß sie gröstentheils schlechte Krieger seynd. Diejenigen Truppen, welche aus Albanien, Romanien, Epirus, Macedonien kommen, seynd die besten unter der Türkischen Armee. Die Schweden, die Lappländer, die Finnen, haben in den vorigen Kriegen Wunder gethan. Das Schlagen ist ihnen wie den Bauern das Treschen. Es ist demnach eine ausgemachte Wahrheit, daß aus rauhen, bergichten Gegenden und aus den Holz-Ländern die besten Soldaten kommen. (35) Die Norweger seynd die besten Matelots

(32) Hessen ist ein rauhes Holz-Land. Hassia nescit ebur, lignum pro thure reponit,
hat der berühmte Poete *Eobanus Hessus* an Philippum Melanchthonem geschrieben.

(33) *Campegius Vitringa* hat in seinen Observationibus sacris die Frage aufgeworfen: was wohl die Ursach sey, daß die Parther vorzeiten ein so kriegerisches Volk gewesen? Er antwortet: weil dieselben aus bergichten Landen hergekommen wären. Wie er denn ein gleiches von verschiedenen andern Völkern anmerket, welche nach Ausbreitung des menschlichen Geschlechts Unruhen angefangen, und sich aufs Rauben und Plündern geleget haben.

(34) Sonst hat man schon vorlängst die Deutschen Truppen, sonderlich die Cavallerie, vor andern gesuchet. Manfred in Italien hat bereits zu den Zeiten Kaysers Friedrichs I. viel Geld für Deutsche Regimenter gegeben. Denn ehedem wurde zu einem Soldaten weit mehr Stärke und Dauerhafftigkeit erfordert, weil alles mit dem Degen in der Faust gieng, da man hingegen itzo mehr schiesset.

(35) In rauhen Ländern, wo wenig wächset, begnügen sich die Leute mit geringer Kost, oder legen sich aufs Rauben, welches auch zum Soldaten-Wesen gehöret.

lots bey den Holländern, denn sie seynd des Wassers und der schlechten Speisen gewohnt. Alles dieses zeiget, daß alle Nationen, welche im Krieg grosse Thaten thun sollen, dauerhafft, abgehärtet, und also von aller Ueppigkeit und Weichlichkeit ferne seyn müssen. Wenn demnach ein grosser Herr ein tapferes Volk haben will, so darf er die Ueppigkeit nicht einreissen lassen. An vielen Orten, zumahl wo ein fruchtbar Land, und ein Ueberfluß an Lebens-Mitteln ist, werden die Einwohner durch weichliche Auferziehung verzärtelt, und durch die vielen Wein- und Bier-Häuser verderbet und verwöhnet, daß sie hernach, wenn sie in andere Gegenden geführet werden, nicht aushalten können, und daher desto ehender krank werden und sterben. (36) Das hat man unter andern an den Pommern gesehen. Wenn die nach Italien gekommen, haben sie alle Tage drey biß viermahl fressen wollen, den Wein wie das Bier in sich hinein geschüttet, und also wenig getauget, wenn sie nicht schon einige Zeit mitgelauffen waren. Und so viel von dem Unterschied der Länder und Nationen in Ansehung der Tüchtigkeit zum Soldaten-Stande. Das zweyte, worauf man Achtung zu geben hat, ist das Alter. Man siehet leichtlich, daß Leute, welche schon sechzig bis siebenzig Jahr alt seynd, im Kriege schlechte Dienste thun können. Man findet zwar ein oder das andere Exempel in contrarium: (37) es ist aber von dem, was selten geschiehet, hier die Rede nicht. Sexagenarios de ponte, sageten die Römer. Ein anders ist es mit einem Officier: Denn ein solcher mag so alt seyn, als er will, so kan er noch gute Dienste thun, wenn er sich nur in der Sänffte kan tragen lassen, wie man an dem Exempel des Torstensohns, des Lynars und anderer sehen kan. Wenn also gleich ein General das Podagra und Glieder-Schmerzen hat, so kan er doch noch etwas ausrichten; denn er commandiret mit dem Kopfe, und nicht mit den Füssen; auch nicht eben mit dem Degen. Er hat seine Leute an der Seite, denen er sagen kan, was geschehen soll. Wenn der Angriff geschiehet, ist es eben nicht nöthig, daß der commandirende Officier mit in den Hauffen reite und einen Sarras in der Hand habe. Der tapfere Prinz Eugenius führte bey der Schlacht am Schellenberge

(36) Deswegen finden wir auch hier zu Land wenig gute Soldaten. Ich habe einen Officier gesprochen, welcher Leute von hier mit nach Italien genommen hatte. Er sagte aber: Es wären viele Studenten-Diener mit darunter gewesen, davon viele unterwegs gestorben; die übrigen, die er mit dahin gebracht, wären meistens davon gelauffen und hätten andere dazu verführet.

(37) Also hat man in Frankreich ein Exempel gehabt von einem Manne, der weit über hundert Jahre alt geworden, und noch von freyer Hand zu Pferde steigen konnte. Er war schon hundert Jahr alt, als er noch mit einem andern einen Zweykampf gehalten. Man erregte einigen von seinen Kindern quaestionem status, weil der Vater bey so hohem Alter war. S. *Antonii Matthaei* tr. de probationibus, cap. I. §. 58. p. 38.

ein kleines Brat-Spiesgen in der Faust. Ein alter Officier ist allezeit einem jungen vorzuziehen, und ein alter Fuchs ist besser und schlauer als ein junger. Zu gemeinen Soldaten hingegen seynd junge Leute besser: Denn die haben mehr Herz als jene, haben noch nichts erfahren, sehen die Gefahr nicht voraus, und gehen also muthig darauf los. (38) Audentes Fortuna iuuat. Alte erfahrne Leute wissen von mancherley ausgestandener Gefahr zu reden, und seynd folglich furchtsamer als junge. Mit junger frischer Mannschafft kan man die desperatesten Thaten thun. Leute, welche vom sechzehnten, siebzehnten Jahr an in Kriegs-Dienste genommen werden, und dabey bleiben, werden die besten Soldaten. Darum sagete Gustav Adolph, als er gefragt wurde, warum er meistens Leute noch ohne Bart hätte: Diese rauffen den alten die Bärte aus, und haben mehr Herz als jene. Der Muth bey den Menschen wächset biß ins vierzigste Jahr. Wenn es gegen funfzig gehet, so nehmen Muth und Kühnheit ab, der Körper wird schwächer, kein Kleid will recht mehr passen, und alles gehet bergab. Was die Leibes-Beschaffenheit und Statur der Soldaten betrifft, so ist es nicht erst seit gestern oder ehegestern, daß man sich nach grossen und wohlgewachsenen Leuten umgesehen; sondern man findet, daß man schon bey den Römern militarem staturam erfordert und die Soldaten gemessen hat, wie sie bey uns gemessen werden. (39) Auf grosse Leute hat man allezeit mehr gehalten, als auf kleine. Denn diese machen nicht nur eine schlechte Figur, sondern sehen auch nicht fürchterlich aus, worauf jedoch im Kriege viel ankommet. Julius Cäsar erzehlet, wie seine Römer vor den Deutschen gezittert, da sie so grosse erschreckliche Körper vor sich gesehen hätten. (40) Es ist auch wahr, daß ein grosser starker Kerl unter der Infanterie besser ist, als ein kleiner: Denn er hält besser Stand und lauffet nicht so leicht davon, hat grosse Knochen, ist stärker, kan mehr tragen. Die Franzosen haben deswegen gerne die Schweitzer zu ihrer Infanterie genommen. Denn wenn man die

(38) Sie begreiffen auch die Kriegs-Uebungen leichter und lassen sich ehender dreßiren. Doch taugen sie nicht gleich im Anfang zum Angriff, oder wenn es zu einer Schlacht kommet: daher lässet man sie lieber eine Zeitlang in Garnison liegen, um sie zum Kriegs-Wesen anzugewöhnen. Wenigstens muß man sie bey Feld-Zügen unterstecken, damit sie von den alten, erfahrnen und versuchten Soldaten lernen. So hat es der König in Schweden, Gustav Adolph gemachet.

(39) *Desiderius Heraldus* hat in seinen gelehrten Aduersariis eine besondere Observation de militari statura. [* conf. *Jac. Cuiacii* Obseruat. lib. XXI. cap. V. und fürnehmlich Herrn *Christiani Gottl. Schwarzii* dissertatio de aetate & statura militari veterum, welche zu Altorff im Jahr 1731. herausgekommen. So hat auch ehemahlen der berühmte Hällische Canzler, Johann Peter von Ludewig eine besondere Abhandlung de Militia ostensionali zu schreiben vorgehabt.]

(40) v. *C. Jul. Caes.* de Bello Gall. Lib. I. cap. XXXIX.

die Leute aus Bretagne, Normandie, Piccardie und Champagne ausnimmet, so seynd die Franzosen meistens kleine Leute. Die Schweitzer hingegen seynd groß und schwer; der Wind kan sie nicht so wegblasen; sie bleiben stehen, wie eine Mauer, und lassen sich eher todtschlagen, als sie einen Schritt zuruck weichen. Deswegen aber dürfen die Soldaten eben keine Riesen seyn. Wenn sie die mittelmäßige Grösse und gewöhnliche Statur haben, ist es am besten. (41) Ein untersetzter Kerl hat offt die gröste Stärke und Herzhafftigkeit. In einem grossen Körper kan der Umlauf des Geblüts, von welchem doch alle physicalische Bewegungen dependiren, unmöglich so geschwind seyn, als in einem kleinen. Darum seynd grosse Leute schwer, unbeholfen und in allem langsamer. Ein anders ist stark seyn, ein anders tapfer seyn. (42) In einem grossen ungeheuren Leibe findet man insgemein einen grossen Magen und ein kleines Herz, mithin auch wenig Muth. Zu geschweigen, daß bey der heutigen Art zu kriegen mehr Geschwindigkeit als Stärke erfordert wird, indem ja fast alles aufs Schiessen ankommet. Wer da in einem Augenblick wiederum Feuer geben, und damit eine Zeitlang fortfahren kan, wird ohne Zweiffel des andern Meister. Auf den Marches können auch die grossen nicht so aushalten, wie andere; sondern gehen sich bald Wölfe, oder werden matt und krank: denn ein grosser Körper hat viel Feuchtigkeiten.

Zur

(41) In des *Hardouin de Perefixe* Lebens-Beschreibung vom König Heinrich IV. habe ich mit Fleiß angemerket, was er p. 138. erzehlet von des erstgedachten Königs Feind, dem Herzog von Maine. Dieser, saget er, sey zwar ein ganz feiner Mann gewesen; aber erschrecklich groß, dick und schwer: deswegen hätte er länger schlaffen müssen, als andere, hätte mehr gegessen, und zu allen seinen Handlungen und Unternehmungen längere Zeit gebrauchet: da hingegen der König Heinrich viel besser ausgehalten hätte und viel geschwinder, wachsamer, arbeitsamer und geschickter gewesen wäre. Dieses sey auch die Ursache, daß er wider den Duc de Maine gewonnen.

(42) Die Römer waren mehrentheils klein, aber wohl geübt und gute Springer. Sie sprangen den Deutschen auf Schild und Pferd. In Venedig üben sich die Leute noch in Springen. Von den Römern haben wir die Kriegs-Kunst gelernet: Indessen aber würde sich Cäsar verwundern, wenn er wieder kommen, und die itzigen Kriegs-Anstalten sehen sollte. *Nicodemus Frischlinus* hat eine artige Comödie hievon verfertiget. Weil nun im Kriege Muth und Geschwindigkeit das meiste thut; so folget, daß kleine Leute so gut, und noch besser seyen, als grosse. Deswegen saget *Lipsius* in seiner Politic Lib. V. cap. XII. Placeat mihi media militaris statura. Und *Erasmus* in adagiis (pag. m. 30. sub adagio: *Caliga Maximini*) saget auch, in grossen Leuten wohne nicht stets die gröste Herzhafftigkeit. Quin etiam nunc, spricht er, homines insignitae proceritatis vulgo male audiunt, tanquam socordes atque inertes. In kleinen Leibern seynd die Geister und die Wärme genauer beysammen, da sie sich in grossen Körpern weiter in die Glieder ausbreiten. Die Spaniolen seynd klein, aber herzhaffte Kerls, und also gute Soldaten, wenn sie recht commandiret werden: Nur raisonniren sie zu viel.

Zur Leib-Wacht eines Herrn können grosse Leute am besten gebraucht werden, weil sie eine schöne Parade machen, wenn sie en haye gestellet werden. Daß man aber im Kriege grosse Thaten mit ihnen thun werde, ist nicht zu glauben. Auf solche ansehnliche Riesen lässet man nicht gerne Feuer geben. Sie kosten weit mehr als andere, seynd auch schwer zu bekommen; zumahlen wenn deren etwa bey einigen Regimentern viele abgegangen seynd. Hat man sich nun einmahl daran gewöhnet, daß man nur lauter grosse haben will: So zwinget man die Leute zum Soldaten-Leben. Das erwecket denn Haß, Mißvergnügen, üble Nachreden, und bestehet in die Länge doch nicht. Das meiste kommet bey den Soldaten darauf an, daß sie nicht furchtsam, sondern muthig und kühn zum Streit seyn. (43) Recht tugendhaffte, tapfere Leute, dergleichen Socrates und Xenophon uns abgemahlet haben, oder die mit einer solchen Gelassenheit fechten und mitten im Feuer seynd, wie Prinz Eugenius, darf sich freylich ein grosser Herr bey seinen Truppen nicht einbilden. Die Geburt und Auferziehung der gemeinen Soldaten lässet dieses nicht zu, und machet, daß man keine wahre Tapferkeit vermuthen kan. Man ist zufrieden, wenn sie vor dem Feind nicht erschrecken; sondern hitzig darauf loßgehen und wacker zuschlagen, wohin sie commandiret werden. Man machet ihnen auch gemeiniglich Courage mit einem Glaß Cordialgen. Nur muß man Achtung geben, daß sie nicht ganz berauscht werden: denn sonst entstehet eine grosse Unordnung, und die Leute hören alsdenn kein Commando mehr. Die Franzosen haben dieses bey der Schlacht bey Ramelies und bey der bey Malplacket schändlich versehen, und dadurch verursachet, daß alles in Verwirrung gerieth. Wenn man aber den Soldaten etwa ein Gläsgen Brandwein mehr als gewöhnlich reichen lässet, daß sie einen Hunds-Soff bekommen, so wächst ihnen der Muth. Der Officier hingegen muß sich keinen Rausch trinken; sondern seine Leute anhetzen, daß sie hitzig, kühne und bißig werden. Endlich hat man auch bey Errichtung einer tüchtigen Miliz und Anwerbung der Sol-

(43) Es kommet demnach bey der Tapferkeit der Soldaten zwar vieles auf das Temperament eines jeden an: doch tragen auch bißweilen andere Umstände dazu bey. Also, obgleich Leute von melancholischem Temperament ordentlicher Weise furchtsam seynd, so fechten sie doch unvergleichlich, wenn sie einmahl aufgebracht und desperat werden. Nun ist aber nichts daran gelegen, ob der Feind durch desperate oder durch wahrhafftig tapfere Leute überwunden wird. Deswegen stellen bißweilen kluge Generale ihre Soldaten an solche Orte, wo sie allenthalben eingeschlossen seynd, so daß sie sich nothwendig selbst einen Weg durch die Feinde machen müssen. So hat einsmahls der Prinz Moritz von Oranien wider die Spanier seine Leute dergestalt postiret, daß sie auf einer Seite die Feinde, auf der andern aber die See und Moräste um sich hatten, und also aus Desperation sich durchschlagen musten.

Soldaten auf die Lebens-Art zu sehen, das ist, was dieselben vorher für Arbeit und Handthierung getrieben haben. Denn die unterschiedlichen Profeßionen machen entweder starke und dauerhaffte, oder schwache und feige Leute. Daher seynd in dieser Absicht die Bauern insgemein viel besser als die Handwerks-Leute; ausser was harte Handwerker seynd, als wie die Schmidte, Wagner, Schlosser, Maurer, Zimmerleute, u. dergl. denn diese können ausdauren, heben, tragen, graben, ohne so leicht abgemattet zu werden, und seynd also so gut zu gebrauchen, als die Bauern. Die sitzenden Handwerker hingegen, (Sellularii) als Schneider, Leineweber, Strumpfwürker, und dergl. wie auch die Kaufleute und Künstler, werden schlechte Soldaten abgeben. Solche Leute seynd der warmen Stube und anderer Gemächlichkeiten gewohnt, und taugen also im Krieg nichts; es wäre denn, daß sie schon lange dabey gewesen. Die Schlacht bey Hünningen wider die Franzosen gieng unserer Seits verlohren, weil unsere Reuterey und Infanterie grösstentheils aus rohen, ungeübten, schwachen und zaghafften Leuten bestund, welche geschwind die Flucht nahmen. Ein Soldat muß ausdauren können. Darum konnte unsere Lehens-Reuterey und unser Adel, nachdem derselbe einmahl in die Ueppigkeit verfallen war, nicht mehr wider die Bauern bestehen. Darum konnten die Oesterreicher nichts wider die Schweitzer (44) ausrichten. In den Geschichten des Dänischen und Schwedischen Kriegs unter K. Carl XI. habe ich wahrgenommen, daß die Dänen sich zwar sehr tapfer und herzhafft gehalten haben, aber doch endlich müde geworden, die Schweden hingegen dauerhafft geblieben seynd. Das machet, die Dänen halten sich zärtlicher als jene, und lieben ein gutes Bette; wie sie denn treflich schöne Federn haben. Man siehet aus diesem allen, daß zu einem guten Soldaten mehr erfordert werde, als man insgemein glaubet. Es ist also ein sehr grosser Vortheil, wenn man eine auserlesene ansehnliche Miliz hat. Die Franzosen haben mit ihrer Gendarmerie allezeit sehr viel ausgerichtet: Denn es bestehet selbige aus lauter Leuten von guter Geburt, die ein point d'honneur haben, und sich selbst commandiren können. Die Gendarmes seynd in Frankreich unter dem König Francisco I. aufgekommen, unter Ludwigen XIII. und XIV. aber sehr verbessert worden. Die Franzosen haben damit, wie auch mit ihren Chevaux-legers viel Schlachten gewonnen. Deswegen verdoppeln sie auch die Officiers bey allen Regimentern. Wie man denn findet, daß diese Truppen durch ihre Geschwindigkeit,

(44) Von der Dauerhafftigkeit der Schweitzer lieset man vieles in Job. Strumpfs und Mich. Settlers Schweitzer-Chronicken. So hat auch Mr. *Du Bois* in der Histoire de la Ligue de Cambray dieses von den Schweitzern angemerket.

digkeit, Ordnung und Geschicklichkeit fast allemahl unsere Cavallerie übern Hauffen geworffen haben. Es kostet aber auch ein solches Regiment ungleich mehr, als ein anderes. In Schweden brauchet man deswegen die Gendarmes nur zur Garde.

VII.

Von der Kriegs-Disciplin.

Die auserlesensten Truppen taugen nicht viel, oder werden bald verderbt, wenn sie nicht in gurer Disciplin gehalten werden. Es bestehet aber die Kriegs-Disciplin im Exerciren, Ordnung, Straffen und Exempeln. Wer die Exercitia oder Kriegs-Uebungen verachtet, ist unverständig. Die Carolingischen Soldaten (45) trugen mehrentheils, weil sie wohl geübt waren, den Sieg davon. Es ist sehr zu loben, wenn ein Fürst offt Musterung hält. Wer des Jahres etwa nur einmahl seine Soldaten exerciren will, betrüget sich gewaltig. Tilly schmiß die Sachsen, die nicht exerciret waren, auf einmahl übern Hauffen. Daher muß man neu geworbene Leute immer unterstossen, und mit den alten mischen: Sonst fürchten sie sich, und kommet ihnen alles ungewohnt vor. Carl V. zitterte im Anfang daß ihm die Sporen klapperten, wurde es aber bald gewohnet. Mit neugeworbenen und Bürgern richtet man nichts aus, weil sie kein Commando annehmen oder verstehen. Die Sächsische Reuterey in der Schlacht bey Leipzig zwischen dem Könige Gustav Adolph und dem Tilly kan hierinnen zu einem Exempel dienen. Man thut nicht wohl, wenn man die Soldaten beurlaubet. Der König in Frankreich Ludwig XIV. zog offt dreyßig biß vierzig tausend Mann zusammen und ließ sie exerciren. Auf die Marches kommet auch viel an. (46) Die Soldaten müssen gewöh-

(45) Unter Pipino und Carolo M. seynd die Franken, weil sie vor andern in den Waffen geübt waren, in die Höhe gekommen; nachgehends aber mit dem Verfall der Exercitien auch wiederum in Abnahme gerathen. Arnulphus und Henricus Auceps suchten die Kriegs-Uebungen wieder hervor; wovon man eine schöne Stelle in Rheginone finden kan. Henricus Auceps hat zwar die Turniere nicht erfunden, welche mit vielen Kosten und Pracht seynd gehalten worden; sondern Graf Gottfried von Anjou, welcher des Kayserß Heinrich V. Witwe, die Mathilden, geheyrathet, ist Urheber davon: Indessen aber hat er doch seine Reuterey mit Küraſſen und andern tüchtigen Waffen versehen, und sie wacker geübet, daß sie sich schicklich schwenken, öffnen und schlieſſen lerneten. Welches nach ihm Otto der Grosse fortgesetzet hat.

(46) Wenn man die Truppen gleich nicht im Krieg brauchet, muß man sie doch nicht weichlich werden und in fauler Ruhe, sondern sie lieber von einem Orte zum andern marschiren lassen, oder ihnen sonsten etwas zu thun machen. Sonst verbauert und verbürgert der Soldat, ergiebt sich dem Müßiggang, saufft, huret, ꝛc. Das hat Frankreich alles in Acht genommen. Carl Gustav, wie er eine Zeitlang Ruhe, und doch seine Armee noch hatte, fieng deswegen mit Pohlen einen Krieg an: Welches er aber

wöhnet werden, daß sie etwas ausstehen können. Doch seynd nicht alle Nationen von gleicher Dauerhafftigkeit und nicht alle können rohes Fleisch fressen, oder auch im Winter unter freyem Himmel liegen, wie die Moscowiter. Bey den Römern war es anfangs nicht gebräuchlich, die Soldaten in Quartiere und Gezelte zu legen, wie Vegetius anmerket. Cäsar aber sagete, es wäre nichts ungereimtes, den Soldaten einige Bequemlichkeit zu verstatten. Er kleidete auch seine Soldaten besser als andere, weil er sahe, daß dieses nichts zur Sache thäte, wenn nur das point d' honneur beybehalten würde. Die Kriegs-Uebungen seynd also höchst nothwendig. Wo diese beobachtet werden, da ist eine Ordnung. Ordnung aber ist Weißheit und Verstand. Wo Thorheit und Unverstand ist, da ist Unordnung. Eben dadurch, daß heutiges Tages Ordnung je länger je besser gehalten wird, lauffen wir den Barbarn den Rang ab. Wo keine Kriegs-Disciplin ist, da lauffet ein jeder hin, wo er will. (47) Wo keine

aber nicht hätte thun, sondern die Soldaten lieber zu andern Arbeiten, z. E. zum Bauen, Schanzen aufwerfen, und dergl. gebrauchen sollen.

(47) Also war der König in Schweden, Carl Gustav sehr ungehalten über die Pohlen, die er unter seiner Armee gehabt, daß sie, wenn sich unter dem Marschiren im Felde ein Haase blicken lassen, gleich heraus gelauffen und den Haasen verfolget: Wie *Pufendorff* de rebus gest. Car. Gust. erzehlet. Zehen tausend Mann gegen hundert tausend gewinnen unfehlbar, wenn jene wohl exerciret seynd, und diese nicht. Die Menge allein machet es nicht aus. Einer hindert den andern, und eine ungeübte obschon zahlreiche Armee ist ein unbeholfener unnützer Hauffe. Aber viele und regulirte, d. i. wohl exercirte Truppen, richten viel aus. Die Exercitien machen die Leute dauerhafft und stark. Das siehet man auf dem Fecht-Boden. Wenn man eine Zeitlang gefochten hat, wird der Arm stark, dick, feste: Alle Nerven werden angespannt und dauerhafft, daß man hernach ganze Stunden lang aushalten kan. Zuerst thut es einem zwar wehe; aber das hat nichts zu bedeuten. Denn man gewohnet das Exercitium bald, und achtet es alsdenn nicht mehr. Dergleichen Exercitia machen geschwinde, hurtige und gewandte Leute. Man muß aber bey dem Exerciren auf alle nur mögliche Vortheile denken. Darum hat man seit einiger Zeit den Soldaten eiserne Lad-Stecken statt der hölzernen, welche sonst in der Geschwindigkeit offt entzwey brachen, gegeben. Geschwindigkeit thut das meiste, wie im Fechten, also auch im Schiessen. Es gehöret Kunst dazu, die militarischen Exercitia recht einzurichten: Denn alles muß auf einen Punct, auf einen Wink gehen, und alle müssen sich auf gleiche Art und zu gleicher Zeit bewegen. Nur muß man es nicht gar zu schwer machen. Das allzu künstliche Exerciren siehet zwar schön aus, ist aber nicht nützlich. Wenn es zum Treffen kommet, so machen es die Leute nicht, oder sie werden confus. Es ist eben wie in der Fecht Kunst. Da hat man einige gewöhnliche Stösse, die man allezeit gebrauchen kan. Die andern künstlichen seynd gut zum exerciren auf dem Boden: Wenn es aber zur Action kommet, kan man sie nicht anbringen, als etwa zufälliger Weise. Unsere Officiers sagen selbst, die gar zu künstlichen Exercitia verwirreten und ermüdeten nur die Leute, hätten aber keinen Nutzen. Die Sachsen haben im exerciren der Soldaten vieles von uns angenommen: Was aber zu schwer ist,

das

keine Ordnung gehalten wird, da fallen die Soldaten geschwind auf die Beute. Dieser Unfug aber ist Ursache gewesen, daß viele Schlachten verlohren gegangen. Der Herzog Bernhard von Weimar erhielte bey Rheinfelden den Sieg wider die Kayserlichen, da dieselben zu bald Beute machen wollten. Der grosse Nutzen und Vortheil der Kriegs-Exercitien kan nicht genug beschrieben werden. Carl der Kühne, Herzog von Burgund, hat wider die Schweitzer keine Schlacht gewinnen können, weil seine Leute nicht behörig exerciret waren. Daß hingegen die Schweitzer, die doch fast keine Reuterey gehabt, so viele Siege erhalten, ist theils ihren Waffen, theils ihrer Ordnung zuzuschreiben, wie Mr. *Du Bois* in seiner Histoire de la Ligue de Cambray gezeiget hat. Ziska hat seine Völker auf das beste exerciret, und eben dadurch den Deutschen den Rang abgelaufen: Welches alle die vom Hußiten-Kriege geschrieben, auch *Balbinus*, bezeugen. Seine Leute musten sich zusammen schliessen, und hinten ließ er Wagen herum setzen, daß sie sich nicht so leichtlich zurück ziehen konnten. Es ist auch gut, daß man die Armeen in gewisse Hauffen eintheilet, als in Regimenter, Bataillons, Escadrons, Compagnies ꝛc. und daß man überall Fahnen und Zeichen hat, damit ein jeder gleich sehen könne, wo er hin ge-

das lassen sie bleiben. Zur Zierrath kan man es einigen, sonderlich der Garde, wohl lernen lassen: Denn es machet Parade. Wer mit einem unexercirten Heer im Felde erscheinet, der ist fast allezeit unglücklich. Darum seynd vor diesem die Moscowiter und die Türken mehrentheils übel angekommen. Nunmehro aber seynd die Janitscharen ungemein wohl exerciret, wie sie denn auch in der letzten Schlacht sich trefflich gehalten haben. Bey der Reuterey ist das exercitium schwerer, als bey der Infanterie. Bey dieser ist das vornehmste, daß sich die Leute recht schliessen, damit keiner durch kan. Bey den Reutern kommet viel darauf an, daß sie den Degen recht fassen, und damit den Hieb schicklich führen lernen. Der Heßische General-Major, Baron von Spiegel, hat mir offt erzehlet, wie er erst seinen Reutern das Hauen recht gelernet, und sie darinnen immer exereiret hätte, wie sie wacker nach dem Kopf und Gesicht den Hieb führen sollten: Denn er wäre vor diesem ein Hieb-Fechter gewesen. Das hätten auch seine Soldaten wohl begriffen, und hernach die Franzosen jämmerlich zerhauen. Wenn die Soldaten nach dem Gesicht hauen, so entstehet die gröste Unordnung unter den Feinden: Die andern Wunden hält man für leichte Fleisch-Wunden. Das ist ein Fehler bey den Türken, daß sie weder sich fest schliessen, noch auch schicklich den Hieb führen können. Sie werfen die Hand und den Arm vor. Das ist nichts. Ueber den Kopf muß der Säbel geführet, und der Daume fest aufgesetzet werden, daß man nicht flach hauet. Daß es übrigens ein grosser Vortheil sey, wenn die Soldaten in einer Schlacht Stiche und Hiebe nach den Köpfen und Gesichtern der Feinde zu führen wissen, haben schon die Römer erkannt. Miles faciem feri! rief Cäsar den seinigen in der Pharsalischen Schlacht zu. vid. *Flor.* rer. Roman. Lib. IV. Cap. II. [* So hatte auch Germanicus, da er die von dem Arminio commandirte Deutsche an der Weser angegriffen und geschlagen, seine Soldaten ermahnet, die Streiche zu verdoppeln, und nach den Gesichtern der Feinde zu hauen: Densarent ictus, ora mucronibus quaererent. v. *Tacit.* Annal. II. c. XIV.]

gehöre. (48) Carl I. König in Engelland und dessen Vetter Pfalzgraf Rupert waren schon wackere Herren, hielten aber keine rechte Ordnung bey ihrem Kriegs-Heer, und verfolgeten die Feinde zu weit: Daher, bloß wegen ihrer Unordnung, Cromwel ihnen zwo Schlachten abgewonnen hat. War das nicht eine Unordnung, da Prinz Rupert den Feinden eine halbe Stunde weit nachsetzete und die übrige Armee im Stiche ließ. (49) Es ist nicht allezeit gut die Feinde zu verfolgen; sondern man muß auch sein Volk so exerciren, daß es eine geschickte Retirade machen kan. Der König in Schweden Carl XII. lachete uns zwar aus, daß wir unsere Soldaten auch in diesem Punct exercireten. Er wurde es aber hernach bey Pultava wohl innen, da die Schweden gefangen wurden, weil sie sich nicht schicklich zurückzuziehen gelernet hatten. Man kan ja nicht allezeit victorisiren: Es kan leichtlich ein Zufall sich ereignen, daß eine Armee übermannet wird; sonderlich heutiges Tages. Wenn nun einer nicht darauf bedacht ist, wie sich die Leute in guter Ordnung zurück ziehen können, so verliehret er auf einmahl die ganze Armee. Demnach ist auch diese Art der Kriegs-Uebung allerdings hoch zu achten. Wie wir die erste Schlacht bey Höchstädt verlohren, weil der General Styrum nicht gedacht, daß die Feinde schon so nahe wären; So war das die gröste Klugheit von ihm, daß er sich noch mit guter Manier zurück zog. Es wurden auch nicht viele der unserigen gefangen: Nur hatten wir die Schande, daß wir lauffen musten. Nebst den Exercitien gehöret zur Kriegs-Disciplin und Ordnung, daß die Soldaten in guter Zucht und Mäßigkeit erhalten werden, damit sie sich nicht den Wollüsten, der Völlerey oder Hurerey ergeben. Das Exempel vom Hannibal und seiner Armee in Capua ist bekannt. Zu unsern Zeiten seynd die Schweden durch das wollüstige und üppige Wesen in Sachsen verdorben worden; daher auch viele auf dem Marche nach der Ukraine drauf gegangen seynd. Die Halte, die der König in Schweden hier in Sachsen machete, war ein gewaltiger Stoß zu seinem Unglück, und eine Haupt-Ursache der Schwedischen Niederlage bey Pultava. Die Spanier hat man billig ausgelachet, daß, da sie wieder die Portugiesen zu Felde

(48) Die Römer haben vor Zeiten Zahlen in ihren Fahnen gehabt, wie Obrecht de vexillo Imperii gewiesen.

(49) Cromwel that hierauf auf die Königl. Infanterie, da die Cavallerie schon weit voraus im Nachhauen war, einen muthigen Angriff, und schlug sie, wie man in Clarendons Historie der innerlichen Kriege in Engelland, (welches ein fürtreffliches Buch, und wohl verdient hat, daß es aus dem Englischen ins Französische übersetzet worden) wie auch im Leben Cromwels, lesen kan. Also hat die Hitze und Uebereilung des oben erwehnten Prinz Ruperts alles verdorben, und den König Carl um seinen Kopf gebracht. Man siehet hieraus, daß auch nach der Schlacht, ja nach erhaltenem Sieg, gute Ordnung bey einer Armee gehalten werden müsse.

gezogen, sie in ihrem Lager Comödien spielen lassen, getanzet, und lustig gewesen. (50) Die beste Ergetzlichkeit eines Soldaten ist eine Pfeiffe Tobac und ein Glaß Brandewein. Die Franzosen aber excediren, daß sie den Leuten zu viel Brandewein geben: Deswegen ist auch ein greuliches Lermen in ihren Lagern. Wenn die Soldaten nichts thun als Fressen und Sauffen, so werden sie enerviret. (51) Von den Römern hat man angemerket, daß sie ihre Herrschafft erweitert und vermehret haben, so lange die Kriegs-Disciplin genau beobachtet worden. Es hat auch bey ihnen anfänglich keine Frauens-Person ins Lager kommen dürfen. (52) Man spricht zwar, Cäsar habe nicht viel darnach gefraget, wenn seine Soldaten frey gelebet: Man muß aber wissen, daß derselbe ihnen deswegen so viele Freyheit gelassen, damit viele sich zu ihm schlagen mögten. Wie er denn auch das Peculium castrense eingeführet hat. Also kan man sich auf dessen Exempel in diesem Punct nicht beruffen: Zu geschweigen, daß er bey andern Gelegenheiten, zumahl wenn der Feind in der Nähe war, genaue Disciplin zu halten, und seinen Soldaten scharf genug zu seyn pflegte. (53) Einem Kriegs-Heer, das in guter Ordnung ist, gelinget es allezeit wohl. Des König Heinrichs IV. in Frankreich Armee war in gutem Stande, als er den Duc de Mayenne aus dem Felde geschlagen; so daß Heinrich, wenn er ungesäumt fort gegangen wäre, den Thron so gleich hätte besteigen können. Er lief aber nach Peronne zu seiner Maitresse, und muste sich hernach noch etliche Jahre herum schmeissen. Zucht und Ehrbarkeit bey der Miliz ist allezeit gut: (54) Aber dahin wird es freylich ein Herr nicht

(50) Diese Nachläßigkeit und Sicherheit der Spanier hat sich der Französische General Schomberg, welchen man den Portugiesen zu Hülfe geschicket hatte, wohl zu Nutze gemachet. Er stellete sich, als wenn er abziehen wollte, wendete sich aber jählings und schlug die Spanier aufs Haupt. Durch zwo Schlachten, welche dieser Schomberg gewonnen, wurden die Portugiesen in ihrer Freyheit befestiget, wie *Cajetanus Passarellus* in seinem herrlichen Buche de bello Lusitanico eiusque Regni separatione a Regno Castellano angemerket hat. Die Spanier waren ehedem formidables, so lange strenge Kriegs-Disciplin unter ihnen gehalten wurde: Wie denn auch Kayserl Carl V. auf seine Spanische Regimenter am meisten gehalten hat. Nachgehends aber seynd sie weichlich und wollüstig geworden.

(51) Deswegen muß man auf die Aufführung der Officiers genau Achtung geben, und insonderheit keine Huren im Lager dulten. Der König in Frankreich, Carl VIII. hat ganz Neapel darüber verlohren, daß seine Leute weichlich wurden, und so stark hureten, daß die Africanische und Neapolitanische Krankheit unter ihnen einrisse, die, da sie solche nach Frankreich gebracht, den Nahmen der Franzosen bekommen hat.

(52) vid. *Christoph. Forstner.* in not. polit. ad Tacit. Ann. III. c. XXXIII. pag. 474.

(53) vid. *Sueton.* in Jul. Caes. c. LXV. LXVI. LXVII.

(54) Die Nachläßigkeit und der Verfall der Kriegs-Zucht ziehet nothwendig Zaghafftigkeit und ein feiges Wesen nach sich.

Das

nicht bringen, daß kein böser Mensch sollte darunter seyn. Es ist genug, wenn die Soldaten nur äusserlich ordentlich leben, und nicht ungeheissen streiffen oder marodiren. Das marodiren hat viel Unheil verursachet. In den Geschichten des Herzogs Giselbert in Lothringen lieset man, daß ein Bauer, dem er die Pferde genommen hatte, verrathen habe, wo Giselbert hingegangen wäre, worauf des Kayfers Ottonis I. Officiers demselben nachgeeilet und ihn in den Rhein gesprenget haben. Churfürst Johann Friederich in Sachsen hat die Schlacht dadurch verlohren, daß seine Soldaten einem Bauern die Pferde genommen hatten, welcher dann den Kayserlichen den Weg gewiesen, wo sie über die Elbe kommen könnten, da diese sonst die Fuhrt nimmermehr würden gefunden haben. Die Sachsen waren in Sicherheit, dachten nicht, daß die Kayserlichen sie würden ertappen können, und wurden also geschlagen. Man muß demnach dergleichen Unordnungen vorzukommen suchen: Denn die Land-Leute werden verdrießlich und mißvergnügt, wenn man ihnen das ihrige nimmt. Auch in des Feindes Land kan der commandirende General die Leute leichtlich gewinnen, wenn er erkläret, daß er die Unterthanen beschützen und nicht gestatten wolle, daß ihnen etwas genommen werde. Deswegen seynd zur Erhaltung der Kriegs-Disciplin strenge und scharfe Straffen nöthig. (55) Man siehet nicht darauf, ob zwischen der gestohlnen Sache und dem Tode des Soldaten eine Proportion sey. Ich weiß, daß ein Kerl aufgehänget worden, welcher den Leuten, so auf der Strasse feil haben, nur eine Bretzel genommen hatte. Viele meyneten, das wäre zu grausam: Aber der Officier sagte, der Kerl würde nicht gehenkt wegen der Bretzel; sondern weil er gestohlen und sein Gebot übertreten hätte. Die Schweden haben, wegen der unter ihrer Miliz gehaltenen guten Ordnung, allenthalben grosse Liebe gehabt. Nachdem Gustav Adolph Stettin bekommen hatte, ließ er auf dem Wall Gezelte schlagen, damit die Bürger nicht beschweret würden; welches den Leuten sehr wohl gefallen hat: Es würde auch sonst dem König in Schweden nicht so wohl gelungen seyn. Die Franzosen und Bayern hingegen haben übel gehauset, wo sie hingekommen seynd; das ist ihnen aber auch sehr nachtheilig gewesen.

Das kan auch einem jeden Volke begegnen, wenn es gleich sonst noch so tapfer gewesen. Durch Nachsicht und Gelindigkeit kan gar bald ein grosser Verfall einreissen, nicht anderst als wie sich die Ueppigkeit in einer Stadt einschleichet.

(55) Ein Kriegs-Heer bestehet meist aus rohen, unwissenden, übel erzogenen Leuten, welche also nicht anderst als durch harte Straffen geschrecket und im Zaum gehalten werden können. S. *Ger. Sichtermann* de poenis militaribus Romanorum, worinnen gewiesen wird, daß die mehristen militar-Straffen, die wir heut zu Tage haben, schon bey den Römern üblich gewesen. Es ist ein gelehrtes und sehr politisches Buch und zu Amsterdam 1708. in 8. herausgekommen.

sen. Nürnberg ist eben keine so gar feste Stadt: indessen aber haben doch die Bürger durch ihren Aufstand den Bayern grossen Schaden gethan, und einmahl ein Corpo Bayrischer Völker aus dem Felde geschlagen. Das machete die Desperation. Denn sie sageten: Wenn wir uns den Bayern übergeben, so behalten wir ohnedem nichts; also wollen wir uns lieber biß auf das äusserste wehren. So hätten die Bayern auch Tyrol leichtlich wegbekommen können: weil sie aber so übel mit den Leuten umgiengen, so wurden die Bauern desperat und wehreten sich tapfer. Was die Montur oder Kleidung der Soldaten betrifft, so seynd viele der Meynung, daß die, so in Gold und Silber glänzeten, ihre Schuldigkeit schlecht in Acht nehmen würden. Des Persischen Königs Darii Soldaten waren schön geputzet, weswegen Alexander der Grosse die Seinigen anfrischete: Sie sollten nur tapfer fechten, so würden sie viele Reichthümer überkommen. (56) Des Herzogs von Burgund, (57) Carls des Kühnen, Soldaten haben auch fürtreflich ausgesehen, die Schweitzer hingegen schlecht, und diese erhielten gleichwohl den Sieg. Ich lasse es also gelten, daß ein Feld-Herr eine Schlacht gewinnen könne, obgleich seine Soldaten eine schlechte Figur machen. Die übelgeputzten rostigen Schweden haben doch allezeit Wunder gethan. Aber wenn die Truppen sonst keinen Fehler haben, als daß sie wohl gekleidet seynd; so wird das nicht viel schaden. Der Comte de Bussi Rabutin lobet den König in Frankreich, daß er seine Soldaten so wohl gekleidet; und sonderlich die Cavallerie: Es seynd aber auch unter derselben lauter Leute von Extraction. Die Engelländer und Franzosen haben Federn auf den Hütten; ja die Engelländer ziehen, wenn sie in Feld seynd, seidene Strümpfe an, und fechten deswegen doch gut. Nur seynd die Engelländer im Essen gar zu verwöhnt, und thun dahero zwar in ihrem Lande Wunder; aber in andern nicht, wenn sie nicht das Englische Ochsen-Fleisch im Leibe haben. Wie der Marlborough nach der Mosel gieng, um den Villars anzugreiffen, welcher sich stark verschanzet hatte, muste er mit seinen Truppen etliche Tage marschiren; da wurden fünf biß sechs tausend Mann krank. Denn die Engelländer hatten nicht zu essen, wie sie es gewohnt waren. Man konnte ihnen das Brod nicht recht backen, noch ihnen zu rechter

Zeit

(56) vid. *Curt.* de reb. Alexandri M. Lib. III. cap. X.

(57) Dieser Herzog trieb unmäßigen Pracht. Er glänzete von lauter Diamanten und Edelsteinen, verlohr aber in der Schlacht bey Granson, nebst andern unsäglichen Reichthümern und Kostbarkeiten, seinen grösten Diamant, der itzo in Spanien ist. Sein Silber-Geschirr verkauffte die Schweitzer wie Zinn. Von gedachtem Diamant des Herzogs von Burgund hat *Lambecius* in Comment. de Bibliotheca Caes. Vindobon. ein ganzes Capitel.

Zeit anrichten. Man wird auch nicht finden, daß die Engelländer in Deutschen Kriegen, wenn ihrer gleich etliche tausend gewesen, etwas sonderliches ausgerichtet hätten. Sie wissen es auch selbst wohl, und pflegen daher, wenn sie auswärts zu thun haben, lieber Truppen von unterschiedlichen Deutschen Fürsten in ihren Sold zu nehmen und zu gebrauchen. Endlich kommet zu Aufrechterhaltung der Kriegs-Disciplin sehr viel auf das Beyspiel der Befehlshaber und Officiers an. (58) Es ist lächerlich, wenn der General saget, die Soldaten sollen mäßig, keusch, ordentlich leben, und er selbst huret, spielet, frißt, säufft. Turenne aß offt ein Stück Brod und gab einem andern gemeinen Soldaten etwas davon, wie Flechier in der diesem Marschall gehaltenen Gedächtniß-Rede angemerket hat. Tilly aß auch offt mit seinen Soldaten, und hielt eine schlechte Tafel, wie er denn auch sich selbst rühmte, daß er sich nie vollgetrunken und kein Weibs-Bild berühret habe. Der vorerwehnte Turenne hat sich einsmahls in eine Herzogin von Longueville verliebt gehabt, nachhero aber zum öfftern gesaget, man sollte ihn an seine ehemahligen Liebes-Händel nur bey Nacht, nicht aber bey Tage erinnern, weil man sonst sehen würde, daß er roth darüber würde. Blaise Montluc in seinen Commentaires, oder Memoires saget: Er sey allezeit, wenn es an ein Treffen gehen sollen, nüchtern gewesen, und habe nichts als ein bißgen Brod zu sich genommen. Wenn er aber Zeit und Ruhe gehabt, habe er offene Tafel gehalten, und gerne gesehen, daß andere mit ihm in Fröhlichkeit gegessen und getrunken hätten. Er sagt auch, daß ein General, der Geld habe, wohl thue, wenn er eine gute Tafel halte: denn einestheils könne er dadurch sich bey Vornehmen beliebt machen, anderntheils würden auch manche arme Officiers froh, wenn sie bißweilen bey ihm speisen könnten. (59) Nur muß man nicht fressen und sauffen, wie die Deutschen bey

(58) Wollüstige und üppige Officiers thun der ganzen Armee Schaden. Sie seynd nicht munter, nicht wachtsam, nicht dauerhafft. Viel Essen und Trinken machet schläfrig, schwächet die Kräfften und verderbet die Glieder. Es ist ein grosses Vorurtheil, wenn man meynet, daß ein Mensch, der viel isset und trinket, Kräffte bekomme. Der Magen verdauet ja nur nach einer gewissen Proportion; das überflüßige verursachet, daß die Nerven und Musculn geschwächet werden.

(59) Das bringet dem General grosse Liebe zuwegen, und machet, daß die Leute Leib und Leben bey ihm lassen. Daher thaten auch die Soldaten Wunder-Dinge unter oben gedachtem *Montluc*, wie er selbst umständlich erzehlet. Er war bey Carl IX. und Heinrich III. in Diensten, ein rechtschaffener tapferer Mann, der sich als ein gemeiner Edelmann von unten auf biß zu der Würde eines Marschalls von Frankreich geschwungen hat. Seine Commentaires oder Memoires werden etwas rar, sollten aber von allen Officiers gelesen werden. Es wäre gut, wenn sie wieder aufgele-

bey Speyerbach gethan haben, da sie von dem Tallard überfallen und totaliter geschlagen wurden.

VIII.

Von den Generalen überhaupt, und ob einem allein das Commando anzuvertrauen?

Im Kriege kommet fast mehr an auf den General, als auf die gemeine Miliz. Man saget: Terribilior Ceruorum exercitus est, Leone duce, quam Leonum agmen, duce Ceruo. (60) Nur entstehet die Frage, ob es rathsamer seye, einem einzigen, oder mehrern das Commando aufzutragen? Es ist nicht zu läugnen, daß man bißweilen hohe Ursache habe, dasselbe nicht einem allein zu überlassen. Wir haben ein Exempel an der übermäßigen Gewalt, welche dem Wallenstein in seiner Bestallung gegeben worden, und dabey wahrgenommen, daß dieselbe beynahe zu grossem Nachtheil des Kayfers ausgeschlagen wäre. Es scheinet demnach besser zu seyn, das Commando unter mehrere zu theilen. Daher auch die Holländer keinen allein commandiren lassen; sondern es seynd allemahl Deputirte von den General-Staaten bey der Armee, welche Acht geben, daß sich der commandirende General nicht übereile. (61) Es ist kein Zweifel, daß der Eigensinn eines einzigen alles verderben könne. Nichts destoweniger bleibet die oben aufgeworffene Frage problematisch, und gehöret unter diejenigen, welche man nicht absolute entscheiden kan. (62) Kurz zu sagen: In gewisser Absicht ist es gut, wenn die höchste Gewalt oder das Commando über eine Armee nicht einem allein übertragen wird; in gewisser Absicht hinwiederum ist es nicht gut. Wir wissen, daß, wenn etliche miteinander commandiren, selbige mehrentheils uneinig werden. Wie Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen bey Landshut commandireten, so zanketen die beeden Herren miteinander, und wollte immer einer die Sache besser verstehen als der andere; (63) und endlich gieng Johann Friedrich gar fort nach Sachsen.

geleget und nach der heutigen Art eingerichtet würden. Ich habe nicht leicht einen gesehen, der seine Fehler so freymüthig heraus saget, als dieser *Montluc*.

(60) vid. *Reinhard* theatr. prud. eleg. pag. 1627.

(61) Die Venetianer machen es eben auch so. Keinem Nobile geben sie jemahls das Commando, damit keiner Anlaß nehmen möge, die Republic umzukehren. Sie nehmen meist einen ausländischen General, setzen ihm aber einen aus ihrem Mittel an die Seite. Ein einziges Exempel hat man, daß ein Nobile di Venetia commandiret hat, nehmlich der Morosini in Morea, weil da eben keine Gefahr für den Staat zu befürchten war.

(62) Es giebt in der Politic viele solche Fragen und Sätze, die man in vtramque partem behaupten kan, wie fürnehmlich *Magnus Hesenthaler* in Athleta politico gewiesen hat; welches Buch (so zu Frankf. 1665. in 12. heraus gekommen) sehr zu recommandiren ist.

(63) S. *Seckendorff.* histor. Lutheran. Lib. II. §. 27. der solches insonderheit aus den

sen. Carl V. zog ihm nach und schlug die Protestanten aufs Haupt, welche sich auch nicht wieder würden erhohlet haben, wenn Moritz nicht gewesen wäre. Wie der Prinz Louïs von Baden und der Marlbourugh miteinander commandireten, so wurde vorher ausgemachet, daß sie wechselsweise, dieser heute, der andere morgen, das Commando en Chef führen sollten. Denn ein allezeit gemeinschafftliches Commando ist offt sehr schädlich. Im dreyßigjährigen Kriege haben Horn und Bernhard auf diese Art die Schlacht bey Nördlingen verlohren. Horn wurde gefangen, und Bernhard entwischete mit dreyzehntausend Mann. In dieser Absicht also ist es nicht gut, das Commando mehrern anzuvertrauen: Und wenn man einen rechtschaffenen General hat, der ein braver Soldat ist; so ist es besser, daß man ihm allein das Ober-Commando lässet. Was man von dem Wallenstein saget, das ist freylich wahr. Er war ein Bösewicht, der den Kayser vom Thron stürzen und König in Böhmen werden wollte: deswegen ließ er sich eben eine so ausserordentlich grosse Gewalt geben. Warum hat aber der Kayser ihm solche zugestanden? Es kan ja ein General en Chef commandiren, und doch einen Subalternen der höchsten Gewalt haben. Hieraus ist leichtlich zu begreiffen, warum viele Staats-Lehrer behaupten, daß man im Kriege und bey der Armee nur einen zum obersten Befehlshaber machen solle. Den Holländern aber ist gar nicht zu verdenken, daß sie einige mitschicken, welche auf das Thun und Lassen des Generals Acht geben. Insonderheit ist dieses nöthig bey einem Herrn, der immerzu schlagen will, als wie der König William war. Denn das ist nichts, wenn der General allemahl erst nach Hause schreiben und sich erkundigen muß, ob er den Feinden eine Schlacht liefern solle? (64) Die eigentliche Zeit oder den Tag, wenn ein Treffen zu halten, nebst andern dergleichen Neben-Umständen, kan und soll man dem General nicht vorschreiben: denn das kommet auf die Gelegenheit an. Es ist wunderlich, wenn man den General so sehr einschränket. Montecuculi hat deswegen nicht viel ausrichten können, weil er immer auf Instruction warten muste. Dem Turenne hingegen und dem Prinzen von Condé ist es besser gelungen: denn sie hatten freyere Hände, und

den geschriebenen Nachrichten oder dem Journal seines Vorelter-Vaters mütterlicher Seite, des Obrist Sebastian Schertels oder Schertlins, welcher damahls bey der Schmalkaldischen Bunds-Armee in Diensten gewesen, erzehlet.

(64) Man findet noch einen Brief von dem elenden Louïs XLII. darinnen er dem Cardinal de la Valette, als er das Commando über die Französischen Truppen in Italien führete, und anfragte, ob er die Feinde angreiffen sollte, die wunderliche Antwort gegeben: Mon Cousin! Wenn Ihr denket, daß Ihr schlagen könnet, so schlaget.

fasseten also offt aus dem Stegreif ihre Entschliessungen: Nur war der letzte etwas allzu hitzig, und der erste ein grosser Réveur, aber eben deswegen sehr geschickt eine ganze Armee zu commandiren, und wichtige Sachen mit Verstand und Ueberlegung auszuführen. (65)

IX.

Ob ein Fürst selbst mit zu Felde gehen solle?

Es fraget sich ferner, ob der Fürst oder Landes-Regent in eigner Person mit zu Felde ziehen solle? Bey Entscheidung dieser Frage kommet es ebenfalls auf unterschiedliche Umstände an. Ich stehe in den Gedanken, daß ein Fürst nicht weit von der Armee seyn solle. Wenn er sich aber an die Spitze derselben stellet, (66) sich zu sehr in Gefahr begiebt, so daß er auf dem Platze bleibet; so ist alles verderbet. Wir haben die Exempel an dem Gustav Adolph und an dem letzten Könige in Schweden, Carl XII. Ist hingegen der Regent zu weit entfernet: So versäumen die Officiers zuweilen etwas. Denn die Menschen werden leichtlich nachläßig, und ist nicht bey allen ein grosses Feuer und ein anhaltender Eifer. So lange Ferdinand III. bey seiner Armee nicht nahe war, gieng es wunderlich zu; durch seine Annäherung aber ist alles wiederum in gute Ordnung gekommen. Bey dem Entsatz vor Wien war der Kayser Leopold nicht weit davon, aber doch nicht selbst dabey. So hat es der König in Frankreich Ludwig XIV. auch gemachet, welcher nur zweymahl zu Felde gezogen, sonst aber doch der Armee gemeiniglich nahe gewesen ist. Bey Mastricht ist er einsmahl selbst in die Approches gegangen: Es hat mir aber ein gewisser Legations-Prediger erzehlet, daß selbige so wohl verwahret gewesen, daß der König habe sicher seyn können und nichts befürchten dürfen. Es giebt aber Nationen, welche nicht gerne fechten, wofern ihr König nicht dabey ist. Das hat man an den Schweden gesehen. Die Pohlen seynd auch so gesinnet. Sie haben wohl ihren Cron-Feldherrn, sehen aber doch ihren König

(65) Der Marschall von Gaßion hingegen war zwar ein fürtreflicher Parthey-Gänger, der an Herzhafftigkeit wenig seines gleichen gehabt, dabey aber wegen seiner Verwegenheit und Unbesonnenheit nicht so geschickt gewesen ist, einen rechtschaffenen Capitain einer grossen Armee abzugeben. So hat *St. Evremont* ihn samt dem Turenne und einigen andern Französischen Generalen characterisiret, wovon man bey dem *P. Daniel* in der Vorrede zu seiner Historie von Frankreich einen Auszug finden kan.

(66) Wenn der Fürst selbst zugegen ist, so seynd zwar die Soldaten frischer, beherzter und begierig, demselben mit Leib und Leben zu dienen, weil sie von der Ehr und Ruhm-Begierde angefeuret werden. Allein der Herr setzet gleichwohl Leib und Leben in Gefahr, da doch an ihm gar viel gelegen, es mag ein Erb- oder ein Wahl-Reich seyn. Wenn der Regent umkommet, so fället hernach alles auf einmahl in den Brunnen, was man zuvor gehoffet hatte. Wie der König in Ungarn Ludovicus in der Schlacht bey Mohatz blieb, entstund eine ganze Revolution in Ungarn, die man noch nicht verwunden hat.

König lieber: Daher wollen sie allezeit einen haben, der schon Thaten gethan hat. Der Sobiesky ist fürnehmlich deswegen König geworden, weil er zwo Schlachten gewonnen hatte. Die Ungarn ziehen gleichfalls nicht gern zu Felde, wenn nicht der König dabey ist. Vor diesem konnte ein König eher mit in den Krieg gehen, weil manchmahl kaum funfzig biß sechzig Personen in einer Schlacht blieben: Heut zu Tage aber, da man das Pulver hat, kan es gar zu leicht geschehen, daß ein König niedergeschossen wird. Wie König Gustav Adolph vor Ingolstadt war, und so nahe bey der Stadt ritte, warneten ihn einige. Er antwortete unerschrocken: Habt ihr wohl je gehöret, daß ein König todt geschossen worden? Aber ehe er sichs versahe, kam eine Stück-Kugel und nahm ihm sein Pferd unter dem Leibe weg: (67) Damit gieng er fort. Im Nothfalle lasse ich es gelten, daß sich ein grosser Herr selbst an die Spitze seiner Armee stellet: Denn Noth hat kein Gebot. Wie Copenhagen belagert wurde, hat König Friederich III. selbst commandiret; ja sein Sohn Christian V. hat auch mit helffen müssen, weil die ganze Königliche Familie wäre in Gefahr gewesen, wenn der Sturm nicht abgeschlagen worden. (68) Ist die Nation so närrisch, daß sie allezeit ihren König bey sich haben will; so muß er sich freylich dazu entschliessen. Sonst aber ist es besser, daß er es nicht thue. Zwar wenn sein kühnes Unternehmen gut ablauffet, so lobet ihn jedermann. Wie der König in Frankreich Franciscus I. bey Marignano die Schlacht wider die Schweitzer gewonnen hatte, so war ein grosses Frohlocken unter den Franzosen. Hergegen, wird ein König todt geschlagen oder gefangen, so sagen alle: Es wäre besser, wenn er zu Hause geblieben wäre. Denn warum will ein grosser Herr sich unnöthiger Weise in Gefahr begeben, und bey der Armee wie ein gemeiner Soldat seyn? Ich halte nicht dafür, daß derjenige, welcher allenthalben seyn will, einen grossen Verstand habe; wie denn auch einige vom Könige Gustav Adolphen urtheilen, daß er zwar ein guter Soldat, sein Verstand aber so gar groß nicht gewesen sey.

(67) Er hätte bey nahe selbst sein Leben eingebüsset, wenn der Schuß unglücklich gerathen wäre. Denn der Constabel in Ingolstadt, als er den König auf einem weissen Pferd vor der Stadt nahe vorbey reiten gesehen, fragte den jungen Tilly, welcher darinnen commandirete, ob er den Herrn, der auf dem weissen Pferd ritte, oder das Pferd todt schiessen sollte; worauf Tilly geantwortet, er sollte nur das Pferd treffen; welches denn auch geschehen.

(68) Also war es auch billig, daß die beeden Könige in Engelland, Carl I. und Carl II. selbst mit zu Felde zogen, weil die ganze Crone auf den Ausschlag ihrer Waffen ankam. Ausser dergleichen Nothfällen hält man nicht viel von grossen Herren, die sich zu sehr wagen. Hat man es doch dem Turenne verdacht, daß er, als er recognoseiren wollte, auf einen Apfel-Baum stieg; Worüber er feliciter erschossen ward.

X.

Von den Qualitäten eines Feld-Herrn.

Zu einem rechtschaffenen General, dem das Commando über ein ganzes Kriegs-Heer anvertrauet werden soll, gehöret freylich noch mehr als Muth und Tapferkeit. Wenn man aber betrachtet, welchergestalt die Staats-Lehrer insgemein einen Feld-Herrn schildern und beschreiben, (69) wie er seyn soll: So muß man denken, daß ein solcher nur auf dem Papier stehe, und also mit des Zeuxis Gemählde einer vollkommenen Schönheit zu vergleichen sey. Denn dieser Mahler nahm von einem Frauenzimmer die Augen, von der andern die Nase, von der dritten den Mund, u. s. w. und mahlete solchergestalt eine Schönheit, dergleichen in der Welt nicht anzutreffen gewesen. Eben also wird man alle die Eigenschafften, welche die Staats-Lehrer erfordern, bey einem Feld-Herrn allein nicht finden. Vor allen Dingen muß einer, der eine Armee commandiren soll, die Kriegs-Kunst wohl verstehen. Diese aber wird nicht bloß und allein aus Büchern, (70) sondern fürnehmlich aus der Erfahrung und

(69) Davon hat sonderlich *Lipsius* Politic. lib. V. cap. XV. gar schön gehandelt, und das meiste aus *Ciceronis* Oratione pro Lege Manilia genommen, in welcher Cicero dem Römischen Volke angerathen, das Commando zu Führung des grossen und gefährlichen Kriegs wider den König Mithridatem vor andern dem Pompeio anzuvertrauen, indem derselbe alle Eigenschafften eines rechtschaffenen Feld-Herrn besässe. Diese Rede verdienet gelesen zu werden. Denn Cicero war kein Schul-Fuchs; sondern ein pragmatischer kluger Mann. Wer ihn gering achtet, verstehet ihn nicht. Ja, ich glaube, daß Cicero unter allen Scribenten aus dem Alterthum am meisten bewundert zu werden verdiene. Er war gewiß ein grosser Geist, der allezeit richtig und mit grosser Behutsamkeit urtheilet und schliesset. Seinen grösten Staats-Fehler hat er gemachet in dem Handel, der ihn den Hals gekostet. Denn damahls hätte er sich accommodiren sollen, indem der Römische Staat sich allbereits verändert, und eine neue Gestalt bekommen hatte. Im übrigen kan man aus seinen Briefen die Folge und den Zusammenhang aller damahligen Revolutionen ersehen. Diejenigen, so den Ciceronem verachten, haben ihn gemeiniglich am wenigsten gelesen. Es ist ein verderbliches Vorurtheil, daß man seine Bücher als Schul-Bücher unter die Bank stecket. Er war nichts weniger als ein Pedant. Aber die wenigsten Leute lesen ihn recht.

(70) Hieher gehöret unter andern: Le parfait Capitaine, welches Buch, davon der Duc de *Rohan* der Verfasser, treflich wohl geschrieben ist: Und wer solches fleißig liefet, wird nicht übel fahren, ob er gleich kein General daraus werden wird. Die Discours politiques & militaires du Sr. de *la Noüe* lieset man ebenfalls mit grossem Nutzen, wie auch die schon oben belobten Commentaires de *Blaise de Montluc*. Prinz Moritz von Oranien gestund, daß er seinen Anschlag auf Breda dem *Lipsio* zu danken hätte. Aus Büchern kan man schon etwas lernen: Aber es gehöret eine lange Uebung und Erfahrung dazu. Ein rechtschaffener Feld-Herr muß etwas wissen, und studiret haben; denn er soll consilii plenus seyn. Darum lesen dergleichen Herren gerne den Julium Caesarem, den Curtium und dergleichen Auctores, oder sie haben gelehrte Leute bey sich, die sonderlich sich in der Historie fleißig umgesehen haben. Daher hat in Holland zu den Zeiten der Prinzen von Oranien das studium poli-

und Uebung erlernet. Am besten ist es, wenn einer von unten auf gedienet hat, wie der in der Massacre de St. Barthelemy umgekommene Admiral Coligny, welcher sich recht mit Fleiß abgehärtet und versuchet hatte, allerhand Ungemach, als Wachen, Hungern, und dergleichen, auszustehen: Wie man denn in desselben gedruckter Lebens-Beschreibung höchst merkwürdige Sachen findet. Kein grosser Feld-Herr ist gleich auf einen Sprung befördert worden, wenn man einige wenige ausnimmet: als etwa den Spinola und den Wallenstein. Wallenstein war nie geringer als Obrister, und dann wurde er gleich Generalißimus. Spinola war zuerst ein Kaufmann von Genua: Als er hernach sich in den Krieg begab, bekam er auch sogleich die Stelle eines Obristen, und wurde bald darauf Generalißimus. (71) Dergleichen Exempel findet man wenige in der Historie. (72) Verstand und Erfahrung kommet selten vor den Jahren. Und also muß ordentlicher Weise ein Feld-Herr ein gesetztes Alter erreichet haben. Ein junger General ist wie ein junger Medicus, der noch zu hitzig verfähret und immer ohne reiffe Ueberlegung etwas waget. Zur Execution kan man solche Personen noch am besten brauchen. Da ist ein Prince de Condé, ein Marechal de Gassion gut. Richelieu saget: Ein junger General wäre besser, als ein alter: Die alten wären Tändler und zauderten zu lange; daher müste man, wo etwas auszuführen wäre, junge nehmen. Doch das ist nicht von solchen zu verstehen, die noch gar zu jung seynd. Richelieu hatte die Exempel des Prinzen von Condé, und des Prinzen Moritz von Oranien vor sich. Daher wirft er die Frage auf, welches besser sey, ein junger, muthiger und feuriger General, oder ein fürsichtiger, alter und verschmitzter? Und decidiret zuletzt für den jungen. (73) Denn ein alter General machet zwar nicht leicht einen politicum so floriret, wie man an den Exempeln *Lipsii, Zenecotii, Boxhornii* und anderer siehet. Itzo fallen die Holländischen Gelehrten fast alle lediglich auf die Critic.

(71) Spinola ist einer der grösten Capitains gewesen, den die Spanier je gehabt haben. Er war nicht viel geringer als der Alexander von Parma. Prinz Moritz und Prinz Friederich Heinrich von Nassau haben ihn auch für einen grossen General gehalten.

(72) Cromwel gehöret auch hieher. Es ist aber dabey auch zu merken, daß dergleichen Personen studirte, oder doch sonst sehr gescheide und geübte Leute gewesen. Denn der Spinola war vorher im Negociiren gebrauchet worden. Wallenstein und Cromwel hatten Studia und Wissenschafft. Die Fürsten können im Kriege bald steigen; denn sie haben die beste Gelegenheit und Mittel in allen unterrichtet zu werden, und die nöthige Wissenschafft zu erlangen. Es folget nicht allezeit: Dieser oder jener hat lange gedienet; deswegen ist er ein geschickter Capitain. Eugenius war ein junger Herr, da er seine erste Schlacht gewonnen. Es seynd und bleiben aber dennoch seltene Exempel.

(73) S. *Richelieu* in seinem Testament politique P. II. ch. IX. Sect. IV. p. 97. wo es unter andern heisset; Pour être excel-

einen Fehler; und wenn er glücklich ist, so gehet es alles ganz gut. Wenn er aber unglücklich ist, so tauget er nicht viel: Denn er erhohlet sich nicht leicht wieder, wird furchtsam und trauet nicht mehr. Hingegen ein junger, hitziger General hilft sich alsbald wieder, und weiß in der Geschwindigkeit einen neuen Anschlag zu fassen, wie ein Herzog Bernhard. Einige rechnen auch unter die nothwendigen Eigenschafften eines Generals Frömmigkeit und Ehrlichkeit. Allein das seynd Tugenden, die billig alle Menschen haben sollten, und welche also ohnehin vorausgesetzet werden: Denn ein Böswicht ist bey jedermann verhaßt. Deswegen aber kan doch auch ein böser Mensch eine Armee commandiren, Schlachten gewinnen, Städte erobern, und dergl. Denn es kommet in solchen Fällen nur auf eine natürliche Geschicklichkeit, Verstand, Tapferkeit und Erfahrung an. Wenn man die grösten Capitains in Ansehen der Gottesfurcht und Ehrlichkeit durchgehen sollte, würden die wenigsten die Feuer-Probe aushalten. Der Wallenstein, der Ernst von Mannsfeld, und andere, haben wenig Tugend und Frömmigkeit gehabt, und doch grosse Thaten gethan. Der Thüngen war ein grosser Capitain, fluchete aber gräßlich; wie ihn denn der Kayser Leopold deswegen öffters erinnerte: Dem ungeachtet aber schlug er die Franzosen unvergleichlich. Bey dem Commando kommet es, wie bereits gedacht, auf weltliche Künste an. Ein grosser Herr kan nicht alle Generals-Personen nach der Frömmigkeit wehlen. Die frommen überwinden auch nicht allezeit; ja, wir sehen, daß die Frommen in der Welt mehr unterliegen, als obsiegen. Non semper bona causa triumphat. Du sprichst: GOtt giebt doch keinen Seegen dazu. Antwort: Wir finden aber, daß Böse durch Böse gezüchtiget werden, und daß GOtt offt böse Leute zu einem guten Entzweck gebrauche. Im übrigen ist es freylich gut, wenn ein Feld-Herr ein ordentliches und ehrbares Leben führet, wie der Tilly und der Spinola gethan, und dadurch einen ewigen Nachruhm erworben haben. Indessen aber wird zu einem General, als General, eben keine Frömmigkeit erfordert; sondern Erfahrung und Wissenschafft im Kriegs-Wesen, und also eine menschliche Kunst, deren auch die gottlosesten Menschen fähig seynd. Ein gottloser Schuster kan doch wohl einen guten Schuh machen. Und so ist es bey einer jedweden Profeßion. Es kan aber auch ein Geistlicher ein Soldat seyn; ja gar ein Kriegs-Heer commandiren: Und also siehet man, daß auch die Frömmigkeit hierinnen keine Hinderniſſe machet. In der Historie der beeden Kayser Hen-

cellent, il faut être jeune d'Années, mais non de service & d'expérience. Et bien que les Vieux soient d'ordinaire les plus Sages, ils ne sont pas les meilleurs pour entreprendre, parce qu'ils se trouvent souvent destituez du feu de la Jeunesse qui est requis en telles occasions.

Henrici Sancti und Friderici I. findet man viele Exempel von solchen Geistlichen, als den Philipp von Heinsberg, den Reinold von Cölln, u. s. w. In den neuern Zeiten den Bernhard von Galen, Bischoff zu Münster, und andere Geistliche, die sich alle treflich gehalten haben. Deswegen aber folget wiederum nicht, daß fromme Leute am besten commandiren. Denn die Frömmigkeit ist zwar an sich eine köstliche Eigenschafft, die aber in diesem Stücke das Wesen der Sache nicht berühret. Und so ist es auch mit einigen andern Qualitäten beschaffen, welche die Staats-Lehrer beschreiben. Es ist eine gute Eigenschafft eines Feld-Herrn, wenn er stark, dauerhafft, abgehärtet, wachsam und unermüdet ist. Das fehlete dem Herzog von Mayenne, welcher einen grossen lästigen Körper hatte, lange schlaffen und viel essen muste. (74) Cominäus erzehlet von Carl dem Kühnen, er habe niemahls gehöret, daß derselbe träge erfunden worden, sondern er sey am spätesten zu Bette gegangen und am ersten wieder auf gewesen. Prinz Moritz von Oranien hat auch einen ganzen Tag und eine ganze Nacht zu Pferde sitzend aushalten können, und doch den andern Tag sich nicht einmahl ins Bette geleget. Bey dem allen aber ist es nicht allezeit nöthig, daß ein General vor seine Person von so starken und dauerhafften Temperament sey. Torstensohn hat zwo Schlachten gewonnen, und sich dabey in der Sänffte herumtragen lassen, weil er das Podagra hatte. Zizka war blind, und konnte gleichwohl alles commandiren, weil er den Procopium bey sich hatte, welcher ihm sagete, in welcher Gegend er sich befände. Denn das Commando kommet auf den Kopf an, auf fleißige Ueberlegung und Fürsichtigkeit. Ein kluger Feld-Herr hat vieles zu bedenken, und muß nicht allein sehen, wo der Feind stehe, sondern auch ob seine Armee subsistiren könne, welcher Ort zu einem Treffen geschickt sey, wo sich die Armee recht ausbreiten könne, und dergleichen. Es kommet auch viel darauf an, seine Leute also zu postiren, damit der Feind die Sonne oder den Staub im Gesichte habe: denn dadurch ist manchen der Rang abgelauffen worden. Die Mäßigkeit oder Nüchternheit ist ebenfalls eine grosse Tugend für einen Heerführer. (75) Viele Schlachten seynd durch die Trunkenheit verlohren worden, und könnte man ein ganzes Buch schreiben: De cladibus per ebrietatem acceptis. K. Heinrich V. hat bey Ingolstadt die Sachsen geschlagen, welche

(74) Das ist bereits oben bey dem VI. §. aus des *Perefixe* Histoire du Roi Henry le Grand angemerket worden.

(75) Man findet aber gleichwohl auch einige wackere Generals, welche brav gesoffen, und nichts destoweniger Schlachten gewonnen haben. Z. E. der Bannier, der Wallenstein, der Steinbock u. a. m. Gewiß ist, daß ein guter Trunk zuweilen einem General gar nicht schaden könne.

che alle voll waren. Tilly war ein recht mäsiger General, welcher niemahls einen Rausch gehabt und kein Frauenzimmer berührt hat. Daher hat Gustav Adolph von ihm gesaget: Er lebete wie ein Pfaff. Die Treue ist eine von den nöthigsten Eigenschafften eines Generals, worauf ein grosser Herr fürnehmlich sehen muß. Daher war es von dem Kayser Ferdinand II. übel gethan, daß er den Wallenstein wieder annahm und ihm eine so grosse Gewalt gab, da er ihn doch vorher abgesetzet hatte. Im übrigen muß ein General bißweilen ein Zauderer, bißweilen aber auch geschwind seyn. Der Montecuculi war ein Cunctator, und hat dadurch manchmahl mehr gewonnen, als wenn er geschlagen hätte. Der Prinz Ludwig von Baaden ebenfalls. Es ist nicht gut, allezeit Schlachten zu liefern. Der oben gedachte Torstensohn zog sich offt lange herum, ehe er sich in ein Treffen einließ. Er war einer von den besten Generalen, bescheiden, mäsig, fürsichtig; kurz, in allen Stücken geschickt, eine Armee zu commandiren: welches Zeugniß ihm auch Gustav Adolph beygeleget. Er wollte anfangs nicht gerne auf den Deutschen Boden, weil er mit dem Podagra behafftet war; er muste aber heraus. Carl Gustav hat unter ihm die Kriegs-Kunst gelernet. Es fehlete ihm nichts als Gesundheit und Leibes-Kräffte. Der Wrangel war zwar auch ein guter Soldat; aber ein Partheygänger. Der Bannier war geschickt genug eine Armee zu commandiren; nicht aber, Magazine zu halten. Es ist nicht genug eine Schlacht gewinnen; sondern der Obsiegende muß auch Acht geben, damit selbige eine Wirkung habe. Die Armee muß subsistiren können. Lebens-Mittel, Fütterung, Artillerie muß vorhanden seyn. Wo dieses nicht ist, da hilfft auch die Schlacht nichts. So ist es bey den meisten Actionen des Banniers gegangen, und gehet auch bey andern so. Ein General muß schlau seyn, von dem künfftigen Erfolg oder Ausschlag der Sachen gegründete Muthmassungen schöpfen können, und, so zu sagen, errathen, was der Feind vor hat. Richelieu hat die Frage aufgeworffen, ob es besser wäre, daß ein General, der en Chef commandiret, mehr Finesse oder mehr Bravoure hätte? Einige haben gemeynet, die Finesse sey vor allen nöthig, haben auch Gründe beygebracht; und Exempel von des Hannibals und anderer berührten Feld-Herren Actionen angeführet. Richelieu aber hielt dafür, ein mittelmäßiger Verstand nebst grosser Bravoure sey besser als das gröste Raffinement. Ich bin gleichfalls dieser Meynung, welche man mit einem in die Augen fallenden Exempel erläutern kan. Es ist bekannt, daß der Herzog Bernhard von Weimar, ein abgetheilter Herr, grosse Thaten gethan hat. Und diesen hat Richelieu im Kopfe gehabt. Er meynete also, der Herzog von Rohan wäre zwar ein

guter

guter General gewesen, der ein grosses Raffinement gehabt und auch schöne Bücher geschrieben hätte: Indessen aber könnte man im Kriege nicht alles so genau abmessen, sondern es käme vieles auf einen Hazard an, daß also ein Mann, der viel Zweifel zu machen gewohnt wäre, nicht viel Thaten thun würde. Und das ist auch nach gewissen Umständen wahr. So lange es glücklich gehet, ist ein solcher behutsamer General gut: Aber ich lobe mir einen Bernhard. Wie die Schlacht bey Rheinfelden verlohren war und alle lauffen musten; so schiene es alles aus zu seyn. Bey diesen Umständen würde sich ein tiefsinniger und zaudernder Montecuculi (76) nimmermehr erhohlet haben. Aber Herzog Bernhard sagete: Meine meisten Truppen seynd salviret. Die Feinde werden nicht denken, daß wir zurück kommen. Wir sind ohnehin ruiniret. Lasset uns also noch einen Streich wagen. Was gilts, wir treffen den Feind in Unordnung an? Alle gaben diesem Anschlag Beyfall, und kehrten also wieder um, so geschwind als es geschehen konnte, da sich die Kayserlichen dessen am wenigsten versahen, griffen sie an, schlugen die Kayserliche Armee, und bekamen alle Generals, die nicht einmahl zu Pferde waren, gefangen. Dieser Streich hat die Franzosen in guten Stand gebracht, daß sie einen offnen Weg bekamen, in Deutschland einzubrechen. Bernhard hatte eine grosse Bravoure, aber einen mittelmäßigen Verstand. Ein anderer würde dergleichen schwerlich gewaget haben. Demnach schlosse Richelieu, ob er gleich ein Pfaffe gewesen, mit gutem Grund, daß zwar das Raffinement im grossen Glücke gut, im Unglück aber ein mittelmäßiger Verstand und ausserordentliche Bravoure vorzuziehen sey. Endlich kommet bey aller Geschicklichkeit und Fähigkeit, die ein General besitzet, auch viel auf dem Glauben

(76) Der Montecuculi hat alles zu genau und zu lang abgecirkelt; weswegen man aus dessen Namen per anagramma herausgebracht hat: Centum oculi. Aber eben deswegen hat er auch keine grosse Thaten gethan. Seine gröste Kunst bestund darinnen, daß er wuste dem Feind auszupariren, und sich mit Vortheil zurück zu ziehen. Ob er nun wohl damit nichts verlohren, so hat er gegentheils auch nichts gewonnen. Im Krieg kommet bißweilen viel auf einen Hazard und eine geschwinde Entschliessung an. Man kan nicht alles gewiß haben, noch mit dem Verstande ausmessen. Offt kommet ein kleiner unversehener Umstand und machet alle gefaßte Anschläge zunichte. Der Marggraf von Baaden hielt mit dem Tilly bey Wießloch eine Schlacht, und alles war fürtreflich abgecirkelt: Aber das einzige Accidens, da eine Bombe in den Pulver-Wagen fiel, brachte die ganze Armee in Unordnung. Den Prinzen Eugenium hat man bezüchtigen wollen, daß er bißweilen zu viel gewaget, und unter andern seine erste Schlacht bey Zenta mehrentheils par hazard gewonnen hätte. Allein, welcher General kan wohl grosse Thaten thun, ohne hazard? Indessen aber haben die von der Stahrenbergischen Familie, und andere, immer gesuchet, den Credit dieses tapfern Prinzen am Kayserlichen Hofe zu schwächen: Wie er denn Anfangs wider viele Feinde und Neider zu kämpfen hatte.

ben an, den die Leute von ihm haben. Das hat Kayser Carl der V. seinem Sohn Philipp in der Instruction sehr recommandiret. Wie Cromwel gestorben war, machete man seinen Sohn Richard zum Protector, und stellete ihn der Armee vor. Derselbe war auch in der That ein geschickter Mann, der Verstand genug hatte, auch mit seinem Vater sehr offt im Krieg gewesen war: Aber die Engelländer hatten keinen Glauben an ihn. Sie hielten mehr auf einen Monck, auf den Herzog von Albemarle, u. a. So gieng es auch in Frankreich dem Villeroy, welcher mit dem König Ludwig XIV. aufgewachsen und ein galanter Hofmann war, der sich auch im Krieg nicht hatte feig finden lassen: Aber die Leute hatten kein Vertrauen zu ihm. Er war zu galant, und machete gleich alle neue Moden nach. Der Catinat muste nach Italien, um den Villeroy abzulösen. Dann gieng es erst wieder gut. Die Meynung der Leute thut sehr viel bey einem General. Das hat auch Cicero, da er den Pompeium erhebet, angemerket. (77) Der Marechal de Luxembourg, der weltberühmte General, hatte ein schlechtes äusserliches Ansehen, hatte sich aber durch seinen Verstand und Tapferkeit einen grossen Nahmen erworben; so gar, daß einige gemeynet, er könnte hexen und hätte das Kriegs-Glück gepachtet. Allein seine Hexerey bestunde in seinem schlauen Witz, mit welchem er, sonderlich in den Kriegen mit dem König William von Engelland, die Anschläge der Feinde zu ergründen und selbigen zuvor zu kommen wuste. Als der König in Spanien, Philipp II. Portugall unter sich zu bringen beschlossen, lebte der Herzog von Alba im privat-Stande; denn er war schon sehr alt: Und doch war viel daran gelegen, daß Portugall in der Geschwindigkeit angefallen würde. Man berathschlagete, wem man das Commando über die Armee geben sollte? Da kam denn fürnehmlich Alba in Vorschlag, ungeachtet er fast, so zu sagen, aus der Mode gekommen war: Allein der Ruhm, den er sich in den Niederlanden erworben hatte, schwebete noch in frischen Andenken. So bald er zu Pferde stieg, bekamen die Soldaten Muth, und in sechs oder acht Wochen hatte er ganz Portugall erobert: Denn alles erzitterte, da man hörete, daß der Herzog von Alba im Anzug wäre. (78) Da hieß es recht:

Plus

(77) *Cicero* saget davon in oben belobter Oratione pro Lege Manilia, c. XV. also: Quoniam auctoritas multum in bellis quoque administrandis atque imperio militari valet: certe nemini dubium est, quin ea in re idem ille imperator (Pompeius) plurimum possit. Vehementer autem pertinere ad bella administranda, quid hostes, quid socii de imperatoribus vestris existiment, quis ignorat; cum sciamus homines in tantis rebus, vt aut contemnant, aut metuant, aut oderint, aut ament, opinione non minus famae, quam aliqua certa ratione commoueri?

(78) Also, wenn man ehedessen von dem Pappenheim, von dem Albrecht von Oesterreich, und, zu unsern Zeiten, vom Eugenio gehöret, ist man schon erschrocken.

Plus nominis horror,
Quam tuus enſis aget. (79)

Man ſiehet hieraus, daß ein General, der was wichtiges auszuführen gedenket, ſchon in gutem Anſehen ſtehen und einigen Ruhm in der Welt erlanget haben müſſe. In Frankreich iſt es gewöhnlich, daß, wenn einer vier Städte eingenommen, oder zwo Schlachten gewonnen hat, derſelbe zur Würde eines Marechal de France erhoben wird, und wird ſolches noch biß auf dieſe Stunde ſo gehalten. Der König in Frankreich ſaget: Es könne keiner Marſchal ſeyn, welcher nicht Thaten gethan und einen Ruf bey den Feinden habe. Daher iſt kein Ingenieur jemahls Marechal de France geworden, weil deſſen Thaten nicht geſehen werden; ausgenommen der Vauban, von dem der Pere Daniel ſaget, daß er ſothane Würde wohl zwanzig mahl verdient habe. Die Franzoſen haben unter Ludwigen XIV. bey hundert Städte und Feſtungen weggenommen, und zwar viele in einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß man ſich es kaum vorſtellen kan. Dazu aber hatte Vauban viel beygetragen.

XI.

Wie viel auf das Glück eines Generals ankomme?

Viele politiſche Scribenten, ſonderlich *Lipſius*, ſagen, zu einem vollkommenen Feld-Herrn gehöre nebſt denen bißher angezeigten Eigenſchaften, auch noch, daß ihm in ſeinen Unternehmungen das Glück zur Seite ſtehe. Sie haben ſolches bey dem *Cicerone* geleſen, welcher in ſeiner oben angezogenen Rede pro Lege Manilia auch deswegen den Pompeium vor andern erhebet, weil derſelbe in allen ſeinen ehemahligen Feld-Zügen glücklich geweſen. Allein das, was man insgemein Glück nennet, iſt in der That nichts anders, als eine Weißheit, oder die Klugheit und Fähigkeit alles wohl zu überlegen, und zu rechter Zeit auszuführen. Es iſt ein gemeiner Irrthum, den man ſich in den Kopf geſetzet hat, und der auch unter den Gelehrten herrſchet, daß das Glück etwas würkliches oder poſitives ſey, da es doch, wie geſagt, meiſtens nur eine Würkung der menſchlichen Weißheit und Klugheit iſt. Deswegen bitten geſcheide Leute nicht um Glück, ſondern um Weißheit. Wer das Tempo und die Gelegenheit zu beobachten und zu ergreiffen weiß, der iſt glücklich im Krieg und Frieden, nach dem bekannten Verſe:

Fronte capillata eſt, poſtica occaſio calua.

Indeſſen aber kan es kommen, daß bißweilen einer, der ſonſt alle Qualitäten hat, (als wie z. E. der Prinz Philipp von Sulzbach ein guter General geweſen) das Tempo verſäumet, oder mit andern wackern Leuten

(79) *Claudian.* de Bello Gildon. verſu 384.

zu thun gehabt, die ihm den Cirkel verrucket, und er folglich geschlagen worden. Da heißt es denn gleich: Er sey ein unglücklicher Mann. Man kan aber den nicht alsbald unglücklich nennen, der etwa ein oder zweymahl die Gelegenheit verabsäumet hat; denn es folget nicht, daß solches allemahl geschehen werde. Ob nun gleich dieses alles wahr, und das sogenannte Glück an sich nichts, sondern eine blosse Grille und Hirngespinst ist: (80) So muß man doch nicht leicht einen General schicken, der nach der gewöhnlichen Redens-Art unglücklich gewesen ist, er mag daran Schuld seyn oder nicht. Nicht, als wenn ich glaubte, daß ihm das Glück zuwider sey; sondern weil in solchem Fall die Leute kein Herz haben zu fechten. Wie Cromwel bey der Schottischen Armee als Protector ausgeruffen wurde, so sageten alle: Es wäre besser, wenn der Monck es wäre; denn sie hätten von dem Cromwel keine Thaten gesehen. Wenn gleich einer alle Klugheit anwendet, und sich in guter Ordnung zurückgezogen hat; so haben die Soldaten doch kein Vertrauen zu ihm. Wären sie Philosophen, so dächten sie, wie leicht es geschehen könne, daß einer übermannet wird, und also zurück weichen muß, der deswegen doch noch Thaten thun kan. Aber der Soldat philosophiret nicht, sondern hat närrische Dinge im Kopfe, und denket, das meiste komme darauf an, daß sein General glücklich sey. Daher muß man sich hierinnen nach dem Wahn der Leute richten. Dem Marschall von Villeroy kan man das Lob eines gescheiden Generals nicht absprechen. Wie er aber in Italien war gefangen worden, und die Franzosen etliche Schlachten nacheinander verlohren hatten; so veränderte der König in Frankreich alle Officiers bey der Armee, damit die Soldaten wieder Herz bekämen zu fechten. Wir werden von Jugend auf so erzogen, daß wir uns das Glück als etwas würkliches einbilden; daher man es auch mahlet. (81) Mit der göttlichen Fürsehung, mit welchen Wort einige das, was man sonst Glück zu nennen pfleget, lieber ausdrücken wollen, wird gleichfalls viel Mißbrauch getrieben. Wir sehen, daß unser HErr GOtt die Fehler, welche die Menschen in der Welt aus Unverstand und Uebereilung begehen, mehrentheils geschehen lasse, und da keine Wunder thun oder eine besondere Hülfe zeigen wolle. Zum Exempel: Wir können die Ursachen finden und begreiffen, warum der Czaar zu solcher Grösse und Macht gelanget, und wissen alle die Fehler, welche der König in Schweden dabey begangen. Ueberhaupt kan man wohl sagen, daß alles auf die göttliche Providenz ankom-

(80) Das hat sonderlich der berühmte le *Clerc* in seinen Reflexions sur le bonheur & le malheur dans les Lotteries sehr wohl gezeiget. Dieses Buch ist das klügste von dieser Materie.

(81) conf. *Clericus* in arte crit. P. II. Sect. I. cap. IX.

komme: aber das ist causſa admodum remota, auch keine causſa neceſſitans; ſondern es kommet alles ex arbitrio humano. Nachdem nun ein Mensch ein arbitrium rationabile oder irrationabile hat, nachdem gehen auch ſeine Sachen wohl oder übel von ſtatten. Wollte einer ſagen, daß GOtt allenthalben auf eine beſondere Weiſe concurrirete, ſo müſten lauter Wunderwerke geſchehen: welche Meynung zuletzt auf den Enthuſiaſmum führet. Im alten Teſtamente ſehe ich wohl, daß bey Moſe, Gideon und andern, GOtt auſſerordentliche Hülfe und Wunder gethan habe: Aber was damahls geſchehen, das können wir nicht auf unſere heutige Welt-Händel appliciren. Das läugne ich nicht, daß nicht bißweilen ein Accidens ſich ereigne, welches machet, daß alles krebsgängig wird, was noch ſo klug concertiret und eingerichtet geweſen: denn der Menſch hat freylich keinen unendlichen Verſtand, um alles voraus zu ſehen. Indeſſen aber iſt es gut, wenn der Verſtand und die Einſicht eines Generals von ſo weitem Umfange iſt, daß er, wenigſtens in gewiſſer Maſſe, alle mögliche Zufälle ſich vorſtellen kan.

XII.

Von Feſtungen und Schanzen.

Zur Sicherheit und Beſchützung eines Landes gehören nicht nur wohl exercirte Soldaten, ſondern auch gute Feſtungen, obſchon über die Frage von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Feſtungen in der Politic ſehr diſputiret wird, indem einige viel Feſtungen, andere weniger, und wieder andere faſt gar keine haben wollen. Die Pohlen ſeynd keine unebene Nation; ja im XVI. Jahrhundert haben ſie es vielen andern, auch in den gelehrten Wiſſenſchafften, zuvorgethan. Aber darinnen verſehen ſie es doch, daß ſie auſſer Kaminieck und der H. Dreyfaltigkeit-Schanze keine Feſtungen haben oder anlegen wollen. Sie meynen, der Mangel der Feſtungen ſey eine Stütze ihrer Freyheit, indem ſolchergeſtalt kein Feind ſich in dem Lande feſtſetzen, und kein König ſie zu ſehr einſchränken und capiſtriren könne. Aber eben deswegen iſt auch das Land unſicher; faſt ein jeder thut ungeſcheut, was er nur will; niemand wohnet ruhig; die Städte ſeynd in ſchlechter Policey, und die Commercien in keiner Aufnahme. Die Engelländer haben zwar auch keine Feſtungen im Lande, auſſer gegen Schottland: Hingegen aber ſeynd ſie mit feſten See-Häfen und guten Flotten verſehen. Sie brauchen auch eben ſonſt keine Feſtungen: Denn ihr ganzes Land iſt ja eine Inſul. Aber das läſſet ſich nicht überall appliciren. Die meiſten Lande ſeynd offen, und deswegen müſſen die Gränzen mit feſten Plätzen beſetzet werden. Frankreich iſt nicht allein zur See-Seite durch gute See-Häfen verwahret, ſondern

dern hat auch zu Lande eine Reyhe treflicher Festungen an dem Rhein-Strom, wie auch gegen Spanien und gegen die Niederlande. (82) Mitten in einem Lande seynd freylich die Festungen nichts nütze, wohl aber an den Gränzen. In Ungarn hat man deswegen schon offt die, so mitten im Lande seynd, niederreissen und die Macht auf den Gränzen zusammen ziehen wollen: Denn die andern werden nur Raub-Nester oder Schlupf-Winkel aufrührischer Köpfe, wenn es zur Unruhe kommet. Wenn der Feind in ein Land kommet, das mit wohl angelegten Festungen versehen ist, so kan ihm die Eroberung sehr schwer gemachet werden. Die vorigen Kriege mit Spanien und Frankreich seynd meistens unnützlich abgelauffen, weil man wenig ansehnliche Festungen erobert hat, oder nur solche, die nichts geholfen. Der König Franciscus I. hingegen hat in kurzer Zeit ganz Savoyen und Piemont biß auf Turin weggenommen. Heut zu Tage ist der Herzog von Savoyen fast unüberwindlich, weil sein ganzes Land, so klein es ist, mit lauter Haupt-Festungen umgeben ist. Wenn er auch dieselben nicht hätte, so wären seine Lande, die sehr gefährlich und zwischen zween mächtigen Nachbarn, dem Könige in Frankreich und dem Kayser liegen, längst verheeret oder verschlungen worden. In einem Lande hingegen, das nicht zusammenhänget, sondern zerstückt ist, haben die vielen Festungen keinen Nutzen. (83) Sachsen ist zwar ein connectirtes Land, hat aber doch keine Festungen, so bequem es auch wegen der Flüsse dazu lieget. Wenn die Sachsen gute Festungen hätten; so könnten sie ihre Truppen dahin verlegen und alles bedecken. Weil sie aber weder von dem Kayser, noch von den Pohlen, noch von Brandenburg etwas zu befürchten haben: So denken sie auch nicht viel auf Fortificationen. In Ansehung der Befestigung selbst muß man die Zeiten wohl unterscheiden. Denn seitdem die Mathematic zum Schaden des menschlichen Geschlechts ist angewendet worden, hat sich das ganze Kriegs-

(82) Frankreich ist hierinnen glücklich, indem das Land wider alle feindliche Anfälle eingeschlossen und verwahret ist, so daß die Einwohner ruhig und sicher unter ihrem Feigenbaum wohnen können. Wir Deutsche hingegen können so glücklich nicht seyn, und haben daher zum öfftern den Feind auf unserm Grund und Boden, und seine Pferde an unsern Zaun binden sehen. In einem Lande, das fast überall offen ist, setzet es eine Revolution über die andere. Durch wohl angelegte Festungen kan man manches Unheil abwenden. Dieses hat schon Kayser Heinrich der Vogler gesehen und deswegen, wider die Einfälle der Hunnen, nach seiner Art, Festungen bauen und Schanzen aufwerffen lassen.

(83) Wie z. E. hier im Magdeburgischen und andern zerstreuten Landen des Königs in Preussen. Da ist es genug, wenn etwa in einem jeden Stücke ein fester Ort ist, daß, wenn ein Lerm entstehet, die Leute sich und ihre Sachen dahin flüchten können. Hingegen auf andern Gränzen, im Clevischen, im Preussen, gegen Pohlen zu, muß er Festungen haben; imgleichen, wo die Moscowiter Nachbarn seynd; sonderlich, wenn sie Curland behalten.

Kriegs-Wesen gewaltig verändert. Vor Alters wurden viele Orte für unüberwindlich gehalten, welche heut zu Tage die geringsten seynd. Denn die Kriegs-Kunst, die Fortification, das Ingenieur-Wesen steiget täglich höher. Das kleine Menin in Flandern hat im Jahr 1706. den Alliirten viel zu schaffen gemacht. Man wölbet und miniret itzo alles, machet einen Abschnitt hinter dem andern, so daß, wenn gleich die Contrescarpe über ist, man sich doch noch etliche Wochen wehren kan. (84) Ehedem hatte man nichts als Wälle, Thürne, Gräben, hohe Mauern, ꝛc. Die Städte wurden in die Rundung fortificiret, fast auf die Art, wie Jerusalem war, welches deswegen die Römer für so feste gehalten haben. Auch noch zu der Zeit, da man schon Canonen gehabt, hat man nach dieser Manier fortificiret, biß man endlich wahrgenommen, daß es besser wäre, Winkel zu machen. (85) Die Aussen-Werke seynd erst im Holländischen Kriege aufgekommen: Und da man deren Nutzen gesehen, hat man bißweilen eine Stadt auf eine halbe Meile Wegs hinaus befestiget. Ueber die Fortification ist sehr gestritten worden. (86) Vaubans Manier ist bißhero für die beste gehalten worden. Es ist zwar keine Festung unüberwindlich; doch ist es genug, wenn man sich darinnen etliche Wochen oder Monate wehren kan. Ueberhaupt ist zu merken, daß heut zu Tage keine Festung für stark paßiren könne, welche nicht 1.) einen bedeckten Weg hat, und 2.) mit detachirten Werken versehen ist, damit, wenn schon

(84) Hier muß man die Beschreibung lesen von der Belagerung der Festung Tournay, vor der die Alliirten wohl bey 12000. Mann sitzen lassen. Ostende hat sich zu Anfang des vorigen Seculi drey ganzer Jahre gewehret. Itzo hat es nicht viel mehr zu bedeuten, ist auch im Jahr 1706. in gar kurzer Zeit an die Alliirten übergegangen, weil der Ort nicht nach der neuen Manier befestiget ist. Zur Fortifications-Kunst haben die Spaniolen mit ihren Generals, dem Alba, dem Spinola, dem Alexander von Parma, viel beygetragen. Denn es suchte immer einer den andern an Kunst und Geschicklichkeit im Kriegs-Wesen zu übertreffen.

(85) Wer da sehen will, wie es von Zeiten zu Zeiten mit Befestigung der Städte gegangen, und wie die Fortification, sonderlich unter den Königin in Frankreich, nach und nach gestiegen, der kan davon Nachricht finden in des Pere *Daniel* Histoire de la Milice Françoise. Es ist ein unvergleichliches Werk, ob es wohl viele für schlecht angesehen haben: aber das seynd Tropfen. Hätten sie politische Studia, so würden sie gestehen müssen, daß es ein Buch sey, welches fürtreflich zu gebrauchen. Ein jeder, wenn er gleich nicht in den Krieg gehet, will doch von denen dahin gehörigen Sachen unterrichtet seyn, wenn es auch nur wäre, um die Zeitungen recht zu verstehen. Da kan er nun aus gedachtem Buche sehr vieles lernen.

(86) Leonhard Christoph Sturm hat mit dem Borgsdorff auch darüber Streit gehabt, und gewiesen, daß die sonderlich von Rimplern erfundene neue Manier, die Werke inwendig zu fortificiren, zwar gut, aber so kostbar sey, daß schwerlich jemahls eine Festung nach solcher Art werde gebauet werden.

schon ein Ravelin weggenommen ist, nicht gleich die ganze Festung übergehen müsse. Alle Werke müssen miniret werden, und wo der Feind hinkommen und die Minen wegnehmen will, da pfleget man grosse Pfähle einzurammeln, welche die Feinde erst entzwey schneiden müssen, wenn sie dazu wollen. Dieses verursachet, daß eine Belagerung offt lange währet und viel tausend Menschen wegfrisset, mehr als eine Schlacht. Auf erstgedachte Art ist Tournay fortificiret. Vor diesem hat man nicht einmahl einen bedeckten Weg gehabt: Itzo aber hat man viel Aussen-Werke und viele pieces detachées; zu geschweigen der Abschnitte, welche von Seiten der Belagerten gemachet werden, wovon weiter unten etwas zu sagen seyn wird. Endlich muß auch eine tüchtige Festung weder zu groß noch zu klein seyn. Denn eine allzugrosse braucht zu starke Besatzung, und eine kleine ist zu eng, und kan, wegen des grossen Feuers, welches man heutiges Tages machet, nicht wohl defendiret werden. Landau, welches Vauban angeleget, und daran sein Meisterstück gewiesen, ist das beste Muster von einer guten Festung, sowohl in Ansehen der Grösse, als auch der regelmäßigen Fortification wegen. Ehedem hat man gemeynet, auf einer blossen Ebene könne keine rechte Festung seyn; sondern entweder an dem Zusammenfliessen der Wasser, oder auf hohen Berge. Allein die Geometrie und Kriegs-Bau-Kunst hat heut zu Tage gelehret, daß man auch auf einen ganz ebenen Platz die stärkste Festung anlegen und aufbauen könne.

XIII.

Wenn man Krieg führen solle?

Bißher haben wir gesehen, in was für Verfassung sich ein Staat setzen müsse, damit er allemahl bereit sey, benöthigten Falls sich in einen Krieg einzulassen und die Waffen zu ergreiffen. Es ist aber dabey wohl zu merken, daß, wenn man gleich mit guter Miliz und allem andern Kriegs-Vorrath noch so wohl versehen ist, man deswegen doch nicht alsobald zuschlagen, sondern vorher reiflich überlegen müsse, ob der Krieg nützlich und verträglich sey. (87) Die Geschichte legen uns unterschiedliche Exem-

(87) Darum haben die klügsten Fürsten allezeit vorher ihren Rath darüber zusammen geruffen. Der König in Schweden Gustav Adolph deliberirte erst lange, ehe er auf Deutschen Boden gieng. Ob er gleich über die Pohlen und Moscowiter bereits victorisiret hatte, so konnte er sich doch zu dem Deutschen Kriege nicht flugs entschliessen, sondern gab dem Französischen Gesandten Charnacé, der ihn dazu zu bewegen gesuchet, immer nur generale Worte. Wie solches mit mehrern erzehlet Bogislaff Philipp von Chemnitz in den Geschichten des Schwedischen in Deutschland geführten Kriegs: welcher Geschicht-Schreiber in gewisser Masse besser ist, als Pufendorff, weil er das Protocoll des Schwedischen Canzlars Oxenstirns gebrauchet hat. Die Sch-

Exempel von grossen Herren vor Augen, welche in diesem Stücke zum Theil klüglich und behutsam, theils aber auch blindlings und unbesonnen gehandelt haben. Leute von geringem Verstande denken nicht, daß man hier aus den historischen Schrifften etwas lernen könne, da sie doch höchst nützlich seynd; sonderlich in den neuern Zeiten, da man sich befleisset, alle Umstände weitläufftig zu erzehlen. Ein politischer Mensch hat nichts nöthiger als die neue Historie. Es ist hier insbesondere zu recommandiren die vom *Rapin Thoyras* beschriebene Historie von Engelland, worinnen er in dem Leben des Königs Heinrich VIII. die Deliberationen mit beygebracht hat, so damahls gepflogen worden, als dem Könige in Frankreich Ludwigen XII. der Krieg angekündiget werden sollte. Bey dieser Gelegenheit stellet Rapin Thoyras eine Betrachtung an, ob Heinrich VIII. klug gethan, daß er sich in die Allianz wider Ludwigen XII. begeben, in welcher der Kayser, der Pabst, die Schweitzer, und die Spanier stunden. Er zeiget, daß der König in Engelland nichts ungereimters habe vornehmen können. Es ist wahr, Heinrich VIII. hatte alles, was zum Kriege gehörete; Geld, Schiffe, wackere Soldaten, Muth und Herzhafftigkeit: Er hat aber von diesem Kriege keinen Vortheil, sondern vielmehr lauter Schaden gehabt, indem er sein Geld verschwendet und seine Leute auf die Schlacht-Bank geliefert. Wer will aber wohl um eines leeren und eiteln Ruhms willen einen Krieg anfangen? Wer dieses thut, liefert nicht allein seine Leute auf die Schlacht-Bank, sondern stürzet auch viele andere Menschen ohne Ursache ins Verderben. Dergleichen Unternehmungen kan niemand billigen, der Vernunfft und Barmherzigkeit bey sich hat. Hergegen, wo es die Noth erfordert, oder ein offenbarer Nutzen vorhanden ist, welcher so beschaffen, daß, wenn ich still sitze, dem andern etwas grosses zuwächset, und ich zuletzt in Gefahr komme, zu Grunde zu gehen; da muß ich mich herum schlagen. Das ist ungereimt, wenn ein grosser Herr sich ernstlich vernehmen lässet, und betheuret, daß er einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Krieg habe. Dergleichen Unbesonnenheit hat König Jacob I. in Engelland begangen, der, wenn ihm andere auf der Nase herum getanzet hätten, doch keinen Krieg würde angefangen haben. Er hat aber nichts als Spott und Schande davon gehabt, und dadurch zu den nachmahligen Fatalitäten des Hauses Stuart gleichsam den Weg gebahnet. Der Krieg ist bißweilen ein nothwendiges Uebel: Nur muß man keinen anfangen, wo

Soldaten muß ein grosser Herr bey dergleichen Deliberationen nicht allein hören: denn selbige wollen allezeit Krieg haben. Darum saget man: die Holländer werden nicht ohne Krieg bleiben, so lange sie ihren Statthalter haben. Denn der ist Generalissimus zu Land und zur See. Ein Soldat gilt nichts, wenn kein Krieg ist. Darum rathen die Soldaten allezeit zum Krieg.

man nicht wahrscheinlicher Weise einen wichtigen Vortheil dabey siehet. Anderwerts ist auch das Exempel von dem kühnen Herzog Carl von Burgund angeführet worden, welcher ohne Ursache die Schweitzer bekrieget hat. Krieg muß nicht aus blosser Rachgier geführet werden; zumahl wenn der andere willig und bereit ist, den etwa zugefügten Schaden zu ersetzen. Man hat bißweilen hohe Ursache, den Frieden dem Kriege vorzuziehen, um so mehr, da der Krieg so viel Unheil nach sich ziehet. (88) Offt seynd in einem Staat viel gefährliche Conjuncturen, daß man also viel vertragen muß, um sich nicht vollends ins Verderben zu stürzen. Ein privat-Mann, der alles zu rächen suchet, und saget, er wolle lieber zu Grunde gehen, als dieses oder jenes eingehen, thut nicht wohl. Indessen aber ist Salus Graeciae nicht daran gelegen, wenn er sich aus Eigensinn ins Verderben bringet. Hergegen, wenn ein Fürst so redet, der ist entweder nicht klug, oder er redet es im Zorn. Ein kluger Herr giebt offt nach; doch ohne Niederträchtigkeit. Ein Fürst kan nicht reden, wie eine verwegene privat-Person: Denn in ihm stecken alle seine Unterthanen, und diese muß er bedenken. Da hilft keine Vermessenheit, keine Betheurung: Sondern es müssen bißweilen die Seegel eingezogen werden. Bey den Westphälischen Friedens-Handlungen sprach Churfürst Friedrich Wilhelm aus einem hohen Tone, und ließ sich vernehmen: Ehe er Pommern den Schweden liesse, ehe wollte er seinen Chur-Hut verliehren und alles daran wagen. (89) Aber kluge Leute haben schon angemerket, der Churfürst habe

(88) Wenn auch gleich das ganze Land darüber nicht zu Grunde gehet, so wird es doch ausgemergelt, wie das Exempel von Frankreich zu erkennen giebt. Ludwig XIV. wurde durch seinen unermeßlichen Ehrgeitz verleitet, und von dem Louvois immer mehr verhetzet, daß er fast unaufhörlich Kriege geführet. Itzo siehet man die Früchte davon. Denn ob zwar Frankreich nicht viel dabey verlohren hat am Lande; so ist es doch gewaltig erschöpfet und dergestalt entkräfftet worden, daß die Franzosen nicht wenige Zeit brauchen werden, biß sie sich erhohlen und wiederum in Stand setzen: Zumahlen da nachhero der Herzog Regent dazu gekommen ist. Wiewohl das Elend bereits vorher groß genug war. Auch schon zu der Zeit, da Ludwig XIV. noch Ueberwinder war, vor der Schlacht bey Höchstädt, hatten die Commercien gar sehr abgenommen, wie solches *Savary* in seinem Parfait Negociant selbst gestehet. Mit Spanien, mit Deutschland und andern Reichen ist es eben so. Daher wenn man gleich alles, was zum Krieg gehöret, ja auch rechtmäßige Ursache hat, die Waffen zu ergreiffen, so muß man dennoch vorhero sehen, wie es im Lande stehe. Ein grosser Herr muß mehr vertragen können, als eine privat-Person, weil er durch eine einzige unglückliche Schlacht gleich sehr viel verliehret.

(89) Der Churfürstliche Gesandte, Frey-Herr von Löben, contestirte ausdrücklich: „Ihro Churfürstl. Durchl. hätten sich hoch „verschworen, nicht nur Pommern, sondern auch die Mark und den Chur-Hut „daran zu wagen: Ja nicht zu achten, „wann darüber gleich das ganze Römische „Reich und Evangelische Wesen zu Grund „und Boden gehen müste.„ S. *Pfanner* in hist. Pac. Westphal. Lib. III. §. CXXI. pag. 408. sqq.

habe hierinnen geredet, wie ein erzürneter Soldat, und nicht wie ein Prinz, der über Land und Leute regieret. Wie denn auch derselbe auf die letzte nachgegeben und sich in Tractaten eingelassen hat. Wenn ein grosser Herr kein Land mehr hat, so ist er auch kein grosser Herr mehr. Wie König Carl VII. in Frankreich nichts mehr als Bourges hatte, so klopfete er auf seinen Degen und sagte: Wenn er auch nichts mehr hätte, wollte er sein Leib und Leben daran wagen. Aber nachgehends hat er sich doch zum Ziel geleget und nachgegeben. (90) Wie der König in Schweden Carl XII. bey Pultava geschlagen worden, war ich eben in Berlin. Da wurde davon gesprochen, daß der König in Schweden zu einem von unsern Ministern gesagt hätte: Er wollte lieber sich todt schlagen lassen, als weichen. Und doch ist er gewichen. Ein grosser Herr kan nicht allemahl auf seinem Kopfe bestehen. Wie der König in Pohlen bey Alt-Ranstädt den ihm so nachtheiligen Frieden mit den Schweden geschlossen hatte, so sagte auch ein gewisser Prinz: Er wollte sich lieber auf eine Pulver-Tonne setzen und in die Lufft sprengen lassen, als einen solchen Frieden eingehen. Allein ein kluger Herr muß offt in einen sauern Apfel beissen und sich in die Zeit schicken. Das Blat kan sich wenden, daß man mit der Zeit alles wieder in vorigen Stand setzen kan. Der Kayser selbst gab viel nach, wie die Schweden in Sachsen stunden und in Schlesien einzudringen droheten. Da hatte der Kayser die gröste Ursache von der Welt, auf die Schweden loszugehen. Aber er erdultete gar viel: Denn die Protestanten waren in Bewegung, und der Türk drohete auch. Der König in Spanien Philipp IV. vertrug auch viel, und wollte nicht mit dem Cromwel brechen, weil er nicht im Stande war. Der König in Frankreich Ludwig XIV. wenn er durch seine Intrigues die wider ihn errichtete Allianzen nicht brechen konnte, sagte gleich: Hier seynd die Friedens-Präliminarien, die ich eingehen will. Es ist auch in der That besser, nachzugeben, als seine Crone in Gefahr setzen. Hat einer Schaden gehabt, so muß er das Tempo abwarten, da er sich vielleicht wieder helfen kan. Du sprichst: So hat es der grosse Alexander nicht gemachet. Antwort: Was gehet uns der Alexander an? Derselbe war ein höchst ehrgeitziger Herr, welcher keine List gebrauchen, sondern alles mit offenbarer Gewalt angreiffen wollte. Das ist aber gar nicht nöthig. Man muß der Gelegenheit wahrnehmen, und, wenn man siehet, daß man zu schwach ist, dem andern lieber etwas nachgeben, daß er uns nicht ferner schaden möge. Wenn

(90) *Bayle* hat in seinem Dictionaire unter dem Artickel *Bourgogne* (Philippe Duc de) in der Anmerkung D. eine besondere Betrachtung über die Nothwendigkeit nachzugeben, darinnen sich grosse Herren zum öfftern befinden, angestellet.

einem solchen, der alles mit öffentlicher Gewalt angreiffet, alles glücklich gehet, so ist es ganz gut: Mißlinget es aber, so sagt die ganze Welt, er sey nicht klug gewesen. Dieses alles zeiget nur so viel an, daß man sich vorher wohl bedenken müsse, ehe man Krieg anfänget. Denn bey gewissen Umständen, wenn das Land keinen Schaden leidet, wenn unsere Nation ein hitziges, unruhiges Geblüt hat, und wir von dem andern beleidiget worden sind, da kan man allerdings zuschlagen. GOtt hat uns nicht verboten, wegen eines wichtigen Schadens und grossen Unrechts uns zu wehren: Sondern er will nur, daß wir ein kleines Unrecht dem andern vergeben sollen. (91) Durch einen zu rechter Zeit geführten Krieg wird im übrigen auch das Land von bösen Menschen gereiniget. Denn der gröste Theil der Einwohner bestehet aus Leuten, die die Tugend-Probe des Socrates und der Christlichen Sitten-Lehre gar nicht aushalten. Darum sagen die Engelländer: Unser Land wird durch die Colonien gereiniget, und das überflüßige Geblüt abgezapfet. In dieser Welt kommet es nicht dazu, daß gar kein Krieg geführet werden sollte. Die Vertheidigung ist einem jeden erlaubet, und kommet es nur darauf an, daß solche mit behöriger Klugheit und Ueberlegung unternommen werde. (92)

XIV.

Was in dem Kriege selbst hauptsächlich zu beobachten?

Nun müssen wir auch sehen, was in dem Krieg *selbst zu thun* sey. Der Krieg wird um des Friedens und künfftiger *Sicherheit willen* geführet, und also muß man trachten solchen, wenn er einmahl declariret und angefangen worden, so bald als möglich zu Ende zu bringen. Diese Maxime hat der Türk, der König in Frankreich, und überhaupt ein jeder kluger Regent. Hiezu dienet, daß man sich nicht mit kleinen Eroberungen aufhalte, sondern auf die Haupt-Städte losgehe und in das Herz des

(91) Es haben, unter andern, *Hammondus* und *Clericus* in ihren Anmerkungen über das neue Testament schön gewiesen, daß die Worte Christi, widerstehet *nicht* dem Unrecht, nicht so schlechthin und ohne Ausnahme zu verstehen seyen. Wenn Christus geboten hätte, daß man sich auch in die Gefangenschafft schleppen und umbringen lassen sollte, wäre kein Mensch ein Christ geworden. Denn es ist wider die Vernunfft. S. die Abhandlung, ob wegen der anwachsenden Macht der Nachbarn man den Degen entblössen könne? in den *Gundlingian.* P. V. p. 381. sqq.

(92) In des *Phil. Mornay* Memoires d'Etat ist ein schöner Discurs hievon zu finden, welcher dem Könige in Frankreich Carl IX. der die Massacre de St. Barthelemi angefangen, zugeschrieben ist. Darinnen hat Mornay gewiesen, warum der König den Krieg Spanien ankündigen, der Hugonotten aber verschonen müste. Dieser Discurs stehet gleich forn im ersten Bande und ist treflich zu lesen. Diese Memoires sind ein rechtes Staats-Buch, und habe ich selbiges nicht ohne Vergnügen und Nutzen gelesen. Philipp Mornäus war ein gelehrter Edelmann und der ansehnlichste unter den Reformirten.

des feindlichen Landes einzudringen suche. (93) Wie in dem dreyßigjährigen Kriege der König in Schweden Gustav Adolph den Tilly geschlagen hatte, so gieng er zwar nach Franken und an den Rhein-Strom, überrumpelte Würzburg, bekam Maynz und andere Orte weg: Aber der alte Oxenstirn meynete, das wären Kleinigkeiten. Deswegen sagete er, als er den König zum erstenmahle wieder gesehen: Allergnädigster Herr! ich dachte, ich würde Ew. Majestät in Wien sprechen. Das war ein schöner und verblümter Vorwurf, womit er dem Könige zu verstehen gab, daß er von Rechtswegen hätte sollen nach Böhmen gehen, Prag wegnehmen, und von dar nach Wien, um desto ehender einen guten Frieden zu erhalten. Er hatte den Churfürsten von Sachsen nach Böhmen geschicket, welcher zwar Prag eroberte, selbiges aber auch bald wieder verlohr. In dem Deutschen Kriege wider den Kayser Carl V. machete es Churfürst Moritz von Sachsen recht: denn er gieng gleich von Augspurg nach Tyrol und auf den Kayser los. Da war den Augenblick der Passauische Vertrag da. Auf solche Art kan ein Krieg bald zu Ende gebracht werden. Dem Sultan Mahometh, einem der klügsten Muselmänner, hatte man den Rath gegeben, Trapezunt zu belagern und hinten in Griechenland einzubrechen: denn es war noch sehr vieles in den Händen der Byzantinischen Kayser. Er aber sagete: Nein! lasset uns erst vor Constantinopel gehen. Wenn wir dieses erobert haben, so wird sich hernach das andere alles geben; welches auch geschehen. Es hat sich nachgehends niemand mehr gegen ihn gewehret, als der Scanderbeg in Albanien, und da dieser todt war, kriegte Mahometh auch Albanien. Wenn er sich bey Trapezunt aufgehalten hätte, würde er nichts sobald bekommen haben. Man thut also wohl, daß man, sobald als möglich, auf den Haupt-Ort losgehet, und sich nicht mit kleinen Städten aufhält: denn im letztern Falle vergehet nur die Zeit, die Armee wird ruiniret, und doch haben die Eroberungen, die man machet, keinen sonderlichen Einfluß in den Hauptzweck.

Wie

(93) Maxima rerum momenta bello aggredienda sunt, nec in minoribus commorandum, saget *Buddeus*, (in seiner Politic Cap. V. Sect. XI. §. XXIV) welcher solches aus dem *Lipsio* genommen hat. Wenn man aber von dem Lipsio höret, muß man denken, daß derselbe ein kluger Kerl gewesen. Der Prinz Moritz von Oranien war sein Discipel und hat mit ihm zu Leiden des Polyaeni Strategemata und anderes mehr gelesen. Wie denn dieser grosse Feld-Herr selbst gestanden, daß er Lipsio vieles zu danken und die Kriegs-List, durch welche er Breda weggenommen, von ihm gelernet habe. Der Erz-Herzog Albrecht hat Lipsium auch in vielen Sachen zu Rath gezogen. [* Es ist ungewiß, ob *Buddeus* die vorbemeldte Regel, maxima rerum momenta bello aggredienda esse, vom *Lipsio* entlehnet habe. Wenigstens haben wir selbige in *Lipsii* Politica nicht finden können. Es scheinet vielmehr obiges vom Buddeo aus *Boxhornii* Institut. politic. Lib. I. cap. XII. §. 20. p. m. 71. genommen zu seyn.]

Wie Philipp II. König in Spanien die Schlacht bey St. Quintin gewonnen hatte, und Carl V. der schon im Closter war, solches hörete, fragete er gleich: Ob sein Sohn nicht nach Paris gegangen wäre? Da er nun vernahm, daß derselbe mit der Belagerung vor St. Quintin sich aufhielte, wurde er darüber so voll Unmuths, daß er wieder aus dem Closter herausgehen, sich an die Spitze der Armee stellen, und vor Paris rücken wollte. In der That hatte auch Philipp bey dieser Gelegenheit einen grossen Fehler gemachet. Denn währender Zeit, da er St. Quintin belagerte, erhohlten sich die Franzosen wieder. Carl V. verstunde die Sache besser. Er war vor dem auch schon einmahl an der Marne gewesen, und wäre unfehlbar nach Paris gegangen, wenn es nicht die Engelländer verhindert hätten, welche nicht haben wollten, daß er so groß werden sollte. In den ältern Kriegen wider Frankreich haben es die Engelländer recht gemachet. Sie giengen auf Paris los, und wie sie dieses weg hatten, fiel ihnen alles zu, so gar, daß dem Könige in Frankreich Carln VII. nichts übrig blieb als Bourges. So machete es auch der König in Schweden Carl Gustav, als er Dänemark bekrieget. Er gieng gleich vor Copenhagen, und im Falle er dieses erobert hätte, würde er hernach das übrige leicht weggenommen haben. Hierwider haben viele sonst grosse Capitaines und Generals angestossen. Also ist es z. E. dem Gallas sehr verdacht worden, daß er sich bey allen nichts bedeutenden Orten und kleinen Plätzen aufgehalten hat, und nicht vielmehr auf die Haupt-Städte losgegangen ist. Endlich ist auch nicht zu rathen, daß man nur immer Partheyen gegen den Feind ausschicke: denn die machen keine Decisiv-Schlacht, und wird doch viel Volk dadurch verderbet.

XV.

Von Schlachten.

Es fraget sich aber, ob man es bald mit dem Feind auf eine Haupt-Schlacht solle ankommen lassen? Ich bin der Meynung, daß es bißweilen nothwendig und nützlich, bißweilen aber auch schädlich sey. Man darf sich nur des Römischen Generals Fabii Exempel vorstellen, von welchem der alte Poete Ennius saget: Vnus homo nobis cunctando restituit rem. Bey dem letztern Türken-Kriege wurde der Feldzug alsobald mit einer Bataille eröffnet. Es war aber auch damahls der Groß-Sultan nicht mit zufrieden: (94) Denn es kam auf diese Schlacht die Wohlfahrt des Türk-

(94) v. Memoires pour servir à l'histoire de Charles XII. Roi de Suede. Avec une relation de la derniere Guerre entre le Grand-Seigneur, l'Empereur & la Republique de Venise. Par W. *Theyls*. In diesem zu Leiden 1722. in 8. gedruckten Buche seynd ganz besonders Nachrichten von Schwedischen und Türkischen

Türkischen Reichs an. Der Groß-Vezier hätte solche abwenden sollen: Denn den Türken fehlete es nicht an Mund- und Kriegs-Provision, die hingegen bey uns fast allezeit fehlet. Folglich hätten die Türken die Kayserlichen sehr herumführen und abmatten können. Der Czaar hat hierinnen grosse Klugheit bewiesen. Denn als der König in Schweden Carl XII. in Moscau einfiel, hätte der Czaar es immer auf eine Schlacht können ankommen lassen: Er that es aber nicht; sondern gieng voraus, versengete und verbrennete alles, damit die Schweden keine Subsistenz fänden. Wie er endlich sahe, daß die Schweden abgemattet wären, so gieng er auf sie los. Hätte er gleich anfangs geschlagen, da jene noch munter waren, würde es vermuthlich übel abgelauffen seyn, und der König in Schweden vielleicht seine Absicht erreichet haben, den Czaar zu dethronisiren. Eine einzige zur Unzeit gelieferte Schlacht kan einen grossen Herrn um Crone und Zepter bringen. Von dem Churfürsten Friederich V. von der Pfalz, welchen die Böhmen zu ihrem Könige gemachet hatten, hat man gesaget, daß er es nicht hätte sogleich auf die Schlacht bey Prag ankommen lassen, sondern sich erst nach und nach verstärken sollen, weil die Kayserlichen ohnedem wenig Mund-Provision mehr hatten. Man kan offt den Feind sehr vexiren, wenn man immer ausweichet, und ihn von einem Ort zu dem andern führet. Piccolomini hat es in dem dreyßigjährigen Kriege recht gemachet. Er zog die Conföderirten hinaus bis an Saalfeld; da postirete er seine Leute. Weil aber da nichts zu essen war, so zogen sie sich zurück. Wie sie Proviant hatten, gieng er wiederum weiter. Bannier hat es auch immer so zu spielen gewust. Es ist offt nöthig und der Klugheit gemäs, einem Treffen auszuweichen; sonderlich wenn der Feind munter und muthig ist. Also ist es dem Tallard verdacht worden, daß er die Schlacht bey Höchstädt gewaget, da unsere Deutsche Truppen muthig waren, und die Engelländer dazu kamen, welche noch das Ochsenfleisch im Magen hatten. Turenne pflegte nicht leicht zu schlagen, wenn er nicht den Sieg fast schon in Händen hatte. Der Sieg aber ist desto gewisser zu vermuthen, je mehr man den Feind abgemattet und müde gemachet hat: Denn wer mit Hunger und Durst zu streiten hat, kan offt auch ohne Schwerdstreich überwunden werden. Also wuste der Herzog Bernhard von Weimar den Herzog von Feria, welcher aus Italien mit dreyßig tausend Mann Italiänischer und Spanischer Truppen gekommen war, aus

schen Sachen befindlich. Darinnen meldet auch Theyls, welcher als Dollmetscher bey dem Holländischen Gesandten in der Türkey gewesen, daß der Groß-Vezier, wenn er nicht ohnedem in der Schlacht geblieben wäre, unfehlbar würde stranguliret worden seyn; weil er keine Ordre gehabt, gleich im Anfang zu schlagen.

aus Tyrol nach Schwaben zu locken; und wie der Herzog von Feria meynete, es würde zur Schlacht kommen, gieng Bernhard nach Franken. Von dar zog er den Feria an den Rhein-Strom, wo dessen Armee keine Lebens-Mittel fand und also ganz ruiniret wurde. Ein kluges Zaudern und Ausweichen thut im Kriege oft mehr, als ein hitziger Angriff. Von den Römern ist bekannt, daß sie cunctando den Hannibal überwunden. Hannibal wäre Herr und Meister von Rom geworden, wenn der oben belobte Fabius nicht gewesen wäre, welcher bald da, bald dort hin marschirete, und den Hannibal müde machete. Dem gemeinen Volk und unverständigen Pöbel seynd freylich die Cunctatores Fabii nicht anständig. (95) Wie hat nicht der brave General Montecuculi sich überall müssen blamiren lassen, daß er so vorsichtig gegangen und sich so offt zuruck gezogen? Er ist und bleibet dem ungeachtet einer der treflichsten Feld-Herren. Er gieng nicht tieffer ins Wasser, als er den Grund sahe. Vor dem bey S. Gotthard im Jahr 1664. erhaltenen Sieg wollten die Franzosen immer schlagen, ehe es noch Zeit war, wenn Montecuculi nicht gewesen wäre, der sie noch zurück gehalten. Denn die Christen hätten damahls, wenn man nicht behutsam gegangen wäre, leichtlich verliehren können. (96) Mit einem Worte: Ein Feld-Herr, der alles gleich auf decisive Schlachten ankommen lässet, waget gar zu viel, und stellet damit die Wohlfahrt des Staats auf die Spitze: wie dann in diesem Stück der König William in Engelland getadelt wird. Es ereignen sich ohnehin bißweilen dringende Umstände, die die Schlacht unvermeidlich machen, (97) und wo es heißt:

(95) Der gemeine Mann, und viele andere Leute, die nichts vom Kriege verstehen, oder nicht alle Umstände betrachten, wollen immer gerne von Schlachten hören. Daher kommet es, daß bißweilen die besten Feld-Herren, wenn sie zaudern, für Verräther gehalten werden. Man weiß, daß selbst der tapfere Prinz Louis von Baaden in dergleichen Verdacht gekommen, obwohl mit Unrecht. Wider die Türken hat er offt geschlagen: aber wie er mit den Franzosen zu thun hatte, so machete er es wie der Montecuculi, und zog bald hier bald da hin: denn die Deutschen Truppen seynd nicht allezeit mit allem demjenigen, was zu einer Schlacht erfordert wird, hinlänglich versehen; sondern es fehlet gemeiniglich an Proviant oder an Artillerie. Andere wollten es besser machen, sahen aber bald, daß sie nicht fortkommen konten, und legten deswegen das übernommene Commando bald wieder nieder, wie der Margraf von Bayreuth und nach ihm der Churfürst von Hannover.

(96) S. L'Histoire des troubles de Hongrie; wie auch les Memoires de Montecuculi, p. 416.

(97) König Heinrich IV. in Frankreich hatte die mächtige Guisische Parthey wider sich, mit welcher er lange Krieg führen muste, ehe er den Thron besteigen konnte. Seine Feinde hätten ihm gerne eine Schlacht geliefert: Er aber wollte nicht, sondern zog immer an der Normandine herum; dann an der See; hernach gegen Bretagne zu. Kurz, er entwischte überall, und führte die Feinde bey der Nase herum; biß er endlich bey Coutras schlagen muste, weil

heißt: Vogel friß oder stirb! Wie in dem dreyßigjährigen Krieg die Sachsen wider den Kayser zu streiten hatten, und die Schwedische Armee unten bey Cüstrin und Berlin stunden, rufete der Churfürst von Sachsen den König in Schweden zu Hülfe, weil eine Schlacht unvermeidlich wäre. Es war auch allerdings so. Der Tilly brach mit Kayserlichen Truppen ein und verheerete alles. Das konnte der Churfürst in Sachsen, welches eben kein so grosses Land ist, in die Länge nicht aushalten; darum rufete er den König in Schweden zu Hülffe, der zwar zuerst nicht hören wollte, endlich aber doch ankam; da es denn zur Schlacht gediehen ist. Wie der Albrecht von Oesterreich wider den Prinzen Moritz von Nassau im Feld stunde, suchete Moritz immer die Schlacht zu vermeiden; endlich aber ließ er es doch bey Nieuport, wo er zwischen Meer, Morast und Feind eingeschlossen stunde, zu einem blutigen Treffen kommen, erhielte auch einen vollkommenen Sieg. Ein General muß sich freylich in Acht nehmen, daß er sich nicht in die Maus-Falle begebe, oder sich einschliessen lasse, wie der Steinbock. Wiewohl in dergleichen Fällen die Despesration, welche man dabey den Soldaten einredet, offt viel thut, und verursachet, daß sie mit äuserster Wuth sich mit dem Degen in der Faust einen Weg mitten durch die Feinde machen.

XVI.

Was dabey auf die Zeit ankomme?

Ein kluger General muß die rechte Zeit zu treffen wissen, wenn er schlagen soll oder nicht. Die Zeit ist zwar nichts würkliches und thut an und vor sich nichts, sondern es kommet nur darauf an, daß die Menschen, welche in der Zeit leben, die sich ereignenden mannichfaltige Umstände und Veränderungen beobachten und sich derselben zu ihrem Nutzen bedienen. Man misset die Zeit ab nach der Bewegung derjenigen Dinge, welche sich unaufhörlich zu bewegen scheinen, das ist, nach dem Lauff des Gestirns: Denn alle Abmessung der Zeit setzet ein perpetuum mobile voraus. Darnach reguliret man die gradus durationis et successiones momentorum. Werden diese multipliciret, so entstehen Stunden, Tage, Wochen, Monathe, u. s. w. Mit dieser Bestimmung und Ausrechnung der Zeit haben die Mathematici und Chronologi zu thun: Ein Politicus aber siehet auf die Zeit, in soferne solche mit gewissen Umständen vergesellschafftet ist. Daher kommet es, daß bißweilen ein Tempo zu Ausführung eines Vorhabens günstig und vortheilhafft, bißweilen aber auch widerwärtig und hinderlich ist. Das zeiget sich nun vornehmlich auch im Kriege. Die Truppen werden offt in einem Augenblick durch einen klei-

weil er nicht länger ausweichen konnte, und seine Truppen des marschirens müde waren.

Diese Schlacht hat Henricum auf den Französischen Thron gehoben.

kleinen Umstand angefrischet, oder erschrecket, es mag nun eine wahre oder nur eingebildete Ursache dahinter stecken. Z. E. Wenn der Tod des Königs Gustav Adolphs in der Schlacht bey Lützen alsbald bey der ganzen Armee wäre ruchtbar geworden, würden wir Deutsche nimmermehr obgesieget haben. Hieraus erhellet auch, daß kein General sich einen glücklichen Erfolg eines Treffens mit völliger Gewißheit versprechen könne, weil er ja die Umstände nicht in seiner Gewalt hat. Inzwischen aber sehen wir, daß bißweilen die grösten Feld-Herren mit thörichten Aberglauben, Vorurtheilen und pöbelhafften Irrthümern, wie die allergemeinsten Leute, behafftet seyen. (98) Es ist freylich lächerlich, wenn ein General, ehe er dem Feinde eine Schlacht liefert, erst an den Himmel gucket, und die Constellation betrachtet, wie Wallenstein solches vor einem jeden Treffen zu thun pflegte: (99) Denn er hielt viel auf die Astrologie, die ihm doch fast allezeit betrog. Wenn nun aber gleich ein General selbst von dergleichen abergläubischen Dingen und Ominibus nichts hält, so thut er doch nicht unrecht, wenn er sich hierinnen nach der einmahl eingerissenen Meynung und dem Wahn der Leute richtet, und sich derselben klüglich zu bedienen weiß. Zum Exempel: Die Türken schlagen gerne am Tage der Enthauptung St. Johannis, weil sie an diesem Tage einige Schlachten gewonnen haben. Nun ist es zwar keine Folge, daß sie allezeit an dem Tage gewinnen werden: Indessen aber muß man doch Achtung geben, daß man das Volk, welches nicht philosophisch zu urtheilen pfleget, nicht zu einer solchen Zeit brauche, die ihm fatal scheinet, und da hingegen der Feind ausserordentlich muthig ist. Deswegen suchen auch die Christen alle Schlachten mit den Türken auf vorgedachtem Tag zu vermeiden. Man siehet ja, daß die Herzhafftigkeit der Soldaten bißweilen durch einen geringen Zufall vermehret oder vermindert wird. Die Franzosen haben am Ludwigs-Tage, an welchem sie vor diesem einige Schlachten gewonnen, am meisten Lust zu fechten. Der Tag an sich thut nichts. Weil aber die Ludwige in Frankreich groß und berühmt gewesen, auch die ganze Nation von ihrem Louïs le Grand einen grossen Concept sich in den Kopf gesetzt hatte; so hat man an diesen Tag fleißig gedacht: Wobey auch die Officiers nicht vergassen, ihren Leuten wacker zuzureden, so daß ihnen die Courage in die Glieder lief, denn eine solche obschon durch Aber-

(98) Es giebt hin und wieder vornehme und gelehrte Leute, die doch noch abergläubisch seynd. Ich habe einen gelehrten und berühmten Prof. in L. gekannt, der die erste Unterredung mit seiner Braut in einem Garten hielte. Da sprung unversehens ein Haase auf, welches er anfangs vor kein gutes Anzeichen hielt. Hernach aber schrieb er in sein Journal: Auf dieses omen ist mir nichts unglückliches begegnet.

(99) S. des Bayle Nouvelles de la Republique des Lettres im Merz-Monat des Jahrs 1686. pag. 353.

Aberglauben erweckte Hitze und Begierde thut dabey sehr viel. Deswegen haben auch unsere Leute, wenn sie gegen die Franzosen im Feld gestanden, sich meistens am vorgemeldten Tage wohl vorgesehen, oder dem Treffen auszuweichen gesuchet. Im Gegentheil muß man auch wissen, was etwa der Feind für eine Zeit observiret, da er nicht fechten will. Daher griff Titus Vespasianus die Juden an ihrem Sabbath am heffigsten an, weil sie da nichts thun und sich nicht recht wehren. Wie denn auch Jerusalem am Sabbath ist eingenommen worden. (100) Die alten Deutschen wollten, wenn der Mond im Abnehmen war, nicht fechten, sondern gerne das neue Licht erwarten. Wie dieses Julius Caesar merkete, so machete er sich diesen Aberglauben zu Nutz, griff den Heerführer der Deutschen, den Ariovist oder Schwäbischen Ernst, im abnehmenden Monde an, und schlug ihn. (101) Es kommet also bey Lieferung einer Schlacht allerdings viel auf die Zeit an. (102)

XVII.

An dem Ort, wo man den Feind anzugreiffen und ihm eine Schlacht zu liefern gedenket, ist gleichfalls sehr vieles gelegen. Ein Feldherr muß das Land kennen, darinnen er commandiret. Deswegen ist es gut, daß man einen General da lässet, wo er seine besondere Wissenschafft und Erfahrung erworben hat. Wie der Spinola, welcher in den Niederlanden und am Rhein Wunderdinge ausgerichtet hatte, von dem Könige in Spanien nach Italien war geschicket worden, hat man keine sonderliche Thaten mehr von ihm gehöret. Der König in Frankreich Ludwig XIV. hat dem Catinat, da er schon im Begriff war, ins Closter zu gehen, das Commando über die Armee in Italien aufgetragen, weil keiner in diesem Lande

Von der Bequemlichkeit des Ortes zu einem Treffen.

(100) Hievon kan man bey dem Jüdischen Geschichtschreiber *Josepho* mehr Nachricht finden. Weil nun die Juden auch noch heutiges tages auf ihren Sabbath dergestalt halten, daß sie sich lieber todtschlagen als sich zwingen liessen, an einem Sabbath zu fechten; So seynd sie auch, wenn sie gleich noch so groß und stark seynd, von allen Werbungen frey und eximiret. Denn man kan sie solchergestalt im Kriege nicht brauchen.

(101) S. *Jul. Caes.* de bello Gall. Lib. I. cap. L. Daß die Deutschen überhaupt auf den Neu- und Vollmond viel gehalten, hat auch *Tacitus* angemerket de morib. Germ. cap. XI.

(102) Hieher gehöret auch, was Prinz Moritz gesagt hat: die Engelländer wären im Kriege am besten zu gebrauchen, wenn sie das Ochsenfleisch noch im Leibe hätten. Das Fleisch machet die Leute stark und herzhafft. Alle fleischfressende Thiere (animalia carnivora) seynd grimmiger und muthiger als die andern. Der Ritter Temple hat angemerket, daß die Holländer nach der Grösse ihrer Leiber eben keinen sonderlichen Muth noch Stärke hätten; und das daher, weil sie mehr Fische, Bohnen und andere Früchte essen als Fleisch. S. dessen Remarques sur l'Etat des Provinces unies &c. ch. IV.

so geschickt und so erfahren war, als derselbe. Wer das Land kennet, hat sehr viele Vortheile. Ziska und der Procofsky haben deswegen in Böhmen so viele Schlachten gewonnen. Und obgleich der erstere ganz blind geworden war, so kennete er doch das Land sehr genau, und commandirete selbst von seinem Wagen, wie und wo sich das Volk postiren sollte. (103) Der Römische Feldherr Quintilius Varus scheinet das Deutsche Land nicht genugsam gekennet zu haben: Daher lief es auch endlich so schlecht ab, und wäre vielleicht für die Römer besser gewesen, wenn ihn Augustus in Syrien gelassen hätte. Ein General muß ja vor allen Dingen den Ort, wo er commandiren soll, kennen, und wissen, ob sich die Cavallerie recht ausbreiten, und ob die Infanterie vortheilhafftig gestellet werden könne. Schulenburg hat die Schlacht bey Frauenstadt verlohren, weil der Ort für seine Armee sehr unbequem war. (104) Die Reuterey konnte sich nicht ausbreiten, und seine Mannschafft stunde wie eingesperrt, so daß keiner entfliehen konnte, da sie geschlagen wurden. Die Schlacht bey Turin lief eben deswegen für die Franzosen so höchst unglücklich ab, weil der Platz ihnen zu enge war. Wenn sie sich aus ihrem Retranchement heraus gezogen hätten, würden sie nicht so eingebüsset haben. Da sie aber darinnen blieben, und mit der grösten Furie angegriffen wurden, so gieng alles darunter und darüber. Mancher General verstehet sich zwar wohl aufs schlagen, aber nicht auf den Ort; da doch dieser offt mehr zum Siege hilfft als alle Tapferkeit. (105) Villars machete ein Meisterstück, als wir Deutschen einmahl über die Mosel setzen und in Frankreich einbrechen wollten. Wir boten ihm ein Treffen an; Er aber trauete nicht, sondern wuste auszuweichen, und sich wacker zu verschanzen. Damit musten wir uns wieder zurück ziehen; zumahl da wir nicht Proviant genug hatten: Bey welcher Gelegenheit sonderlich viel Engelländer drauf gegangen seynd.

Fast

(103) Ziska hat insgemein die Anhöhen eingenommen und besetzt: wenigstens immer darauf gesehen, daß er höher stünde, als der Feind. Man siehet auch leichtlich, daß man mehr Vortheil habe, wenn man hoch stehet. Denn da kan man nicht nur die Bewegungen, die der Feind machet, besser beobachten, sondern auch besser schiessen. Wenn die Leute den Berg hinauf sollen, machet es ihnen grosse Mühe. Sie werden müde, ehe es zum Handgemenge kommet. Daher ist es den unsrigen blutsauer geworden, da sie den Schellenberg attaquirten. Die Engelländer giengen gerade zu, wurden aber grösstentheils niedergeschossen. Hergegen Prinz Louïs führte die Deutschen also an, daß sie kriechen musten, da sie denn auch den Ort endlich einbekommen haben.

(104) Wenn der Schwedische General Steinbock überleget hätte, wie das Land um Tönningen herum beschaffen, und daß seine Truppen daselbst Mangel an Lebens-Mitteln leiden würden, würde er sich nicht haben einschliessen lassen. Torstenson, welchen Gallas auch im Hollsteinischen eingeschlossen hatte, war gescheid; indem er über den Morast Faschinen legen ließ, und also glücklich darüber weg kam.

(105) v. *Lipsii* Polit. Lib. V. cap. XVI. §. 67. sqq. ibique *Reinhard.* p. 1697. sq.

Fast auf gleiche Weise hat der Prinz Ludwig von Baden den Dauphin von Frankreich aufzuhalten gewust, und dadurch verhindert, daß derselbe Heilbronn nicht wegnehmen und nicht weiter fort rucken können. Der König in Schweden, Gustav Adolph, wie er dem Tilly, welcher sich bey Leipzig verschanzet hatte, ein Treffen lieferte, sagte: Es wird ihm sehr sauer werden; denn er waget sich zu sehr und zu bald aus seinem vortheilhafften Platze. Vielleicht hätte auch Tilly die Schlacht nicht verlohren, wenn er in seinem vortheilhafften Lager geblieben wäre. (106) Mancher General kan an einigen Orten gut commandiren, an andern hingegen nicht. In Italien hält es wegen der vielen Defileen, Wasser, Flüsse ꝛc. sehr schwer, sich recht zu postiren. (107) Der Oglio hat einen so schnellen Lauff, daß einem das Gesicht vergehet; daher ist auch dieser Strom nicht leicht zu paßiren. Der Serini muste, da er durchreiten wollte, darinnen ersauffen; denn es konnte ihm niemand zu Hülfe kommen. Uebrigens kommet auch bey einem Treffen viel darauf an, wenn ein Feld-Herr seine Leute also stellen kan, daß sie die Sonne, den Wind und Staub im Rucken, die Feinde hingegen solche im Gesichte haben. Der Carthaginensische General Hannibal, dessen Leben sehr merkwürdig ist, und deswegen verdienete, nach heutiger Art genau und ausführlich beschrieben zu werden, wuste dieses sorgfältig in Acht zu nehmen. (108) Denn da sahe er wohl die

(106) Diesen Fehler hat nachmahls der Wallenstein in der Action bey Nürnberg ersetzet, da er sich aus seinem stark verschanzten Lager nicht heraus bringen ließ. Er würde auch die Schlacht wider die Schweden in der Ebene bey Lützen (wo der König in Schweden geblieben) gewonnen haben, wenn nicht ein unversehener Zufall dazwischen gekommen wäre. Denn als die Kayserlichen den Sieg beynahe in Händen und dieserhalb die Hüthe schon in die Höhe geworffen hatten, wurde Wallenstein auf seinen Küraß geschossen. Die Kugel streiffte an den linken Daumen also, daß er den Zaum fallen ließ, und das Pferd fort lief. Da dachten seine Leute, er wollte die Flucht nehmen und giengen hinter drein; wodurch alles in Unordnung gerieth. Er wollte zwar wieder commandiren; konnte aber nichts mehr ausrichten, weil die Confusion schon zu gros war.

(107) In Holland ist es gleichfalls schwer zu commandiren, wegen der vielen Flüsse und Canäle. Deswegen wird Richelieu bewundert, der, um Rochelle zu erobern, einen Damm in die See machen lassen. So hat auch der Herzog Alexander von Parma eine Brücke über einen Arm von der See schlagen lassen, und auf solche Art Antwerpen erobert.

(108) Hier muß man, wie überhaupt zur Erlernung der Römischen Historie, vor allen Dingen den Liuium lesen. Wenn man dabey *Io. Ienſii*, Rectoris zu Dortrecht, Liuium contractum (welches Buch zu Dortrecht 1711. in 8. herausgekommen) zu Hülfe nimmt; so kan man in ein paar Tagen den ganzen Liuium, was die Hauptsachen seynd, sich bekannt machen: denn Ienſius, der ein gelehrter Mann und Perizonii Discipel gewesen ist, hat alle Beschreibungen und Umschweiffe, welche Livius gemachet, weggelassen. Man hat itzo schöne ſubſidia, um die Historie der ganzen Römischen Republic leicht zu erlernen. Hiezu dienet absonderlich gar schön

des

die Feinde, diese hingegen ihn nicht. Eben diesen Vortheil hat auch in neuern Zeiten Gustav Adolph gegen den Tilly zu erhalten gesuchet. Es pflegen auch dergleichen Vortheile mit unter die Kriegs-Listen oder Stratagemata gezehlet zu werden, wovon Onosander, Polyaenus, Frontinus, und andere, gehandelt haben. Endlich kommet auch vieles auf die Schlacht-ordnung an. Wie aber selbige am besten eingerichtet und angestellet werde, das lässet sich hier nicht zeigen; zumahl da es heutiges Tages in verschiedenen Stücken damit anderst, als vor Zeiten gehalten zu werden pfleget: Worüber man diejenigen, so davon geschrieben haben, zu Rathe ziehen kan. (109)

XVIII.

Wie vieles auf den Ruf ankomme?

In dem Kriege kommet auch gar viel auf den Ruf an. Fama bella constant, et saepe etiam quod falso creditum est, veri vicem obtinuit, heisset es beym *Curtio*. (Lib. VIII. c. VIII. n. 15.) Derjenige, welcher ein Schrecken unter seine Feinde bringen und ausstreuen kan, zumahl bey Eröffnung des Feldzugs, hat sich künfftighin einen guten Fortgang zu versprechen. Zwar ist dieses keine ganz gewisse, mathematische und unfehlbare Folge: Aber es trifft doch gemeiniglich ein. Denn man hat es hier nicht mit Philosophen zu thun; sondern mit einer Menge Volks, das nicht viel nachdenket, und nur auf den äusserlichen Schein zu sehen und darnach zu urtheilen gewohnt ist. Darum haben allezeit kluge Feld-Herren getrachtet, den Feinden ein Schrecken einzujagen. Olivier Cromwel, als er die Stadt Droghda oder Trodagh in Irrland mit stürmender Hand er-

des Abts *Vertot* Histoire des Revolutions arrivées dans le Gouvernement de la Republique Romaine. Aber auch die alten Römischen Auctores zu lesen, muß sich keiner schämen. Sonsten haben wir sie in Schulen gelesen als Knaben; itzo lesen wir sie als Männer. Dergleichen Antwort hat Grotius, da er den Terentium lase, einem gegeben, von dem er gefragt wurde, warum er noch ein solches Schulbuch lesen mögte? [* Von der Klugheit Hannibals in geschickter Erwehlung des Platzes S. *Flor.* hist. Rom. Lib. II. c. VI. n. 16. imgleichen *Ruperti* Obseruat. ad Flor. p. 349. sq.]

(109) Hieher gehören unter den Alten Griechen und Römern die sogenannten Scriptores Tactici; als *Aeneas*, *Sextus Iulius*, *Frontinus*, *Claudius Aelianus*, u. a. m. *Iulius Caesar* hat in seinen Commentariis ebenfalls hin und wieder gezeiget, wie er es gemachet habe. Unter den Neuern hat der Herzog von Roban vieles davon beygebracht, auch über den Iul. Caesarem unterschiedliche Anmerkungen und Betrachtungen gemachet. Aus den Memoires de *Montecuculi* kan einer gleichfalls viel lernen. Denn Montecuculi ist selbst ein kluger Feld-Herr und tapferer Soldat gewesen, der viele Wunden empfangen, welche aber doch alle glücklich geheilet wurden, so daß er über zwey und siebenzig Jahre alt geworden. Wer die neueste Manier wissen will, der muß den P. *Daniel* in seiner Histoire de la Milice Françoise lesen, worinnen derselbe gewiesen, wie die Franzosen so wohl heut zu Tage ihre Armeen in Schlacht-Ordnung stellen, als auch wie sie es vor diesem gemachet haben.

erobert hatte, ließ darinnen keinen Menschen leben, und sagte, da sich viele über sein grausames Verfahren entsetzten: Er hätte solches thun müssen, um den Irrländern ein Schrecken einzujagen: Sie wären ohnehin Rebellen und geschähe ihnen also nicht Unrecht. Nun lässet man zwar das letztere dahin gestellet seyn, und will es dermahlen hier nicht untersuchen: Das erstere aber, daß er seine Feinde Furcht und Schrecken machen wollen, ist an sich nicht zu tadeln. Er hat auch dadurch zuwege gebracht, daß alle Irrländer die Waffen niedergeleget, weil sie befürchtet, es dürffte ihnen nicht besser ergehen. In gleicher Absicht, damit nehmlich der Feind eine grössere Furcht bekomme, pfleget man sich fast allezeit stärker zu machen, als man in der That ist. Denn die Menge des Volks thut heutiges Tages gar viel, wie ich selbst von vielen Officiers gehöret habe. Vor diesem konnte man mit wenig Leuten gegen eine grosse Armee fechten; welches aber heut zu Tage nur noch angehet, wenn man es mit unexercirten Leuten zu thun hat. Der König in Schweden Carl XII. hat, da er die Moscowiter bey Narva geschlagen, eine kleine Armee gehabt: Aber die Moscowiter waren damahls schlecht exercirt. Hergegen wo exercirte Truppen beyderseits seynd, als wie bey den Franzosen und Deutschen, da kan man mit weniger Mannschafft nichts ausrichten. Die Franzosen haben deswegen uns etliche Schlachten abgewonnen, weil sie stärker gewesen. Wenn wir gemeynet, wir hätten gesieget, so seynd wieder neue Truppen hervor gekommen und auf uns los gegangen. Die Schweden, wie sie in Sachsen stunden, waren kaum funfzehn biß sechzehn tausend Mann stark; sie gaben sich aber immer für noch einmahl so stark aus. Wenn eine Stadt oder Festung belagert wird, so pflegen offt die Belagerten andere Leute mit auf den Wall zu nehmen, und noch so viel Piquen aufzustecken, damit der Feind sie für stark und zahlreich halten solle. Wie Kayser Conrad I. den Henricum Aucupem auf dem Schlosse Grona belagert hielt, und dieser schon so weit in die Enge getrieben war, daß er mit den Abgeordneten aus dem Lager capituliren wollte: So trat Graf Dietmar von Wettin in das Zimmer, und fragte Heinrichen, ob man nicht in der Stadt Quartier für 4000. Mann verschaffen könnte, welche er ihm zum Succurs brächte? Das war blos ein erdichtetes Werk. Conrad aber glaubte solches, hub die Belagerung auf, und Heinrich entwischete. (110) Hieraus siehet man zugleich, daß man dem Gerüchte, welches die Feinde ausprengen, nicht alsobald Glauben zustellen dürffe. Daher muß man, um dergleichen Fehler zu vermeiden, tüchtige Spionen haben.

Im

(110) v. *Wittichind Corbei.* Lib. I.

Im übrigen kan man alles anwenden, was nur irgend dienlich seyn mag, den Feind zu erschrecken. (111) Also hat Ziska, als er merkte, daß er sterben würde, den Seinigen befohlen, sie sollten nach seinem Tode seinem Körper die Haut abziehen, und sie über eine Trommel spannen, immassen die Feinde sich auch vor seinem Balg noch fürchten würden. (112) Es hatte auch Ziska gleich zu Anfang des Krieges übel haußgehalten, gesenget, gebrennet und alles verheeret. Daher ist ein gewaltiges Schrecken entstanden. Alle Scribenten vom Hußiten-Kriege haben auch dafür gehalten, des Ziska Nahmen habe mehr gethan als seine Thaten. Daher findet man, daß bißweilen seine Feinde davon gelauffen, ehe es einmahl zum Treffen gekommen. Man muß aber auch auf der andern Seite den Ruf, den die Feinde ausstreuen, zu verringern bedacht seyn, seinen Leuten einen Muth einsprechen, und ihnen zeigen, daß mehr Pralerey als Wahrheit dahinter stecke, und der Feind in der That so fürchterlich nicht sey. Wer nun aber seinen Nahmen und Ruf auszubreiten und groß zu machen suchet, mag sich dabey in Acht nehmen, daß er nicht sicher wird. Denn manchmahl trauet man sich zu viel und verachtet die Feinde. *Calamitatis initium est nimia securitas.* (113) Die Pohlen haben den König in Schweden Carl Gustav und den Churfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm gering geachtet, und seynd gar zu sicher gewesen, zu ihrem eignen Schaden. Sie hatten eine viel grössere Armee, und dabey auch die

(111) Deswegen erdenket man allerhand entweder in der That, oder auch nur dem Schein und äusserlichem Ansehn nach, fürchterliche und gräßliche Dinge. Denn man richtet sich nach dem Wahn und der Einbildung der Menschen. Die Phantasie würket auch bey den Soldaten gemeiniglich mehr, als die wahre Tapferkeit. Ein blinder Lerm und eingebildetes Schrecken thut eben so viel, und offt noch mehr als das, was würklich ist. Bißweilen entstehet auch zufälliger Weise eine Furcht unter den Soldaten, welche dem Gegentheil viel Vortheil bringet. Als die Franzosen im Jahr 1706 Barcellona belagerten, und den 12. May die grosse Sonnen-Finsterniß einfiel; so giengen sie aus Schrecken fort, zumahl da der Ruf entstanden, als wenn Völker in Barcellona angekommen wären.

(112) Ist doch Kayser Ferdinand I. so gar über des Ziska Grab erschrocken, als ihm solches zu Czaslau in Böhmen gewiesen worden.

(113) S. *Vellei. Paterc.* Lib. II. cap. CXVIII. Es ist auch Quinctilius Varus fürnehmlich deswegen, weil er zu sicher war, von dem Deutschen Hermann oder Arminio, überwunden worden. Mehrere Exempel hievon kan man finden in *Christoph. Adami Ruperti* Obseruat. histor. polit. ad Vellei. Paterc. lib. I. c. IX. p. 58. wie auch ad Flor. lib. III. cap. VII. p. 497. Alles, was man von diesem Ruperto bekommen kan, verdienet fleißig gelesen zu werden: Denn er war ein grundgelehrter Mann, in dessen Schrifften eine grosse Menge politischer Betrachtungen zu finden seynd, welche einem Anleitung geben können, dergleichen bey Lesung der alten Geschicht-Schreiber selbst zu machen. Wenn man die Grund-Lehren der Staats-Wissenschafft wohl gefasset hat, so liesest man die Historien auf ganz andere und weit gründlichere Art als zuvor.

die Tartarn auf ihrer Seite. Darüber wurden sie so stolz und übermüthig, daß sie sagten: Sie wollten den Churfürsten bald aus Pohlen jagen; und, wenn er ihnen gleich auf den Knien Abbitte thun wollte, so sollte er doch Preussen nicht wieder bekommen. Als es aber zum Treffen kam, wurden sie überwunden, und erlitten eine grosse Niederlage. Das erste Treffen bey Höchstädt (wie auch die Schlacht bey Speyerbach) ist durch Nachläßigkeit und allzu grosse Sicherheit der Deutschen verlohren gegangen. Man dachte, es wäre nicht möglich, daß Villars so nahe käme: denn er stunde wohl zehn Meilen weit davon. Aber er marschirte in der Stille, und war da, ehe man sichs versahe: Wiewohl dennoch einer den Styrum desfalls gewarnet hatte, weil auf der Erde ein motus tremulus war verspühret worden. Offt lässet der Feind mit allem Fleiß ausspreugen, er sey schwach; welches man also nicht flugs glauben muß. Caesar hat den Pompeium auf diese Art besieget. Denn er hatte einige ausgesandt, die dem Pompeio beybringen musten: Caesaris Armee wäre ganz schwürig, und die meisten würden, wenn die Schlacht angienge, zum Pompeio übergehen. Dadurch wurde dieser sicher, verlohr aber hernach, bekannter massen, die Schlacht in Campis Pharsalicis.

XIX.

Daß die Officiers den Soldaten mit gutem Exempel vorgehen müssen.

Zu Erhaltung des Siegs träget sehr viel bey, wenn der General und die übrigen commandirende Officiers den gemeinen Soldaten mit gutem Exempel vorgehen, und sowohl vor als in der Schlacht sich allezeit munter, muthig und unerschrocken erweisen. (114) Sie müssen keine Furcht oder Verwirrung blicken lassen; sondern vielmehr, wenn es auch gefährlich stehet, ihren Leuten ein Herz einzusprechen wissen. Wie die Pohlen so sehr geprahlet, weil ihre Armee über hundert tausend Mann stark war, Carl Gustav hingegen etwa funfzehn tausend Mann hatte, wozu der Churfürst Friedrich Wilhelm noch etliche tausend Mann gegeben: So sageten einige, Carl Gustav mögte nur je eher je besser auf Frieden denken. Dieser unerschrockene König aber versetzte: Er wäre bereit,

(114) Der Herr von Andelot, des Admirals Coligny Bruder und Colonel-General der Französischen Infanterie, ist ein so tapferer und unerschrockener Soldat gewesen, daß man ihn insgemein Le Chevalier sans peur genennet. So sollten von Rechtswegen alle Capitains seyn. Das aber ist eben nicht nöthig, daß sie sich an die Spitze stellen, und selbst fechten, ausgenommen, wo es der Mühe werth, und die höchste Gefahr ist. So macheten es Eugenius und Marleborough. Sie führten ihre Leute an, wenn sie nicht recht fort wollten, stiegen vom Pferd ab, animirten sie, giengen voraus, krochen den Berg hinan, u. dergl. Hernach aber, wenn sie sahen, daß die Soldaten muthig waren, zogen sie sich beede wieder zurück in die Mitte, und commandireten.

Frieden zu machen, wofern die Pohlen binnen zwo Stunden sich dazu entschliessen würden. Wenn aber dieses nicht geschähe; so würde er sich nicht fürchten, wenn auch alle seine Feinde, die noch in der Welt anzutreffen, bey der Pohlnischen Armee wären: Er hoffete sie gleichwohl zu überwinden. Die Pohlen wollten nichts von einem Frieden hören: daher gieng die Schlacht bey Warschau vor sich, welche drey Tage währete, und darinnen die Pohlen endlich den Kürzern zogen. Carl Gustav war ein Herr, der vor keiner Gefahr erschrack. Als im Jahr 1658. der Belt zugefroren war, wagte er es mit der ganzen Kriegs-Armatur über das Eiß nach Fünen zu gehen: Und obgleich ein ganzes Bataillon ins Wasser fiel und untergieng, so ließ er dennoch den Muth nicht sinken. (115) Wie Kayser Carl V. vor Algier war, entstunde ein erschrecklicher Sturm, daß viele Schiffe scheiterten, die Artillerie zu Grund gienge, die Pferde über Bord geschmissen werden musten, auch viele Menschen umkamen. Carl aber war bey aller dieser Gefahr immer standhafft und gutes Muths, und bemühete sich, sein Volk durch allerhand Vorstellungen aufzurichten, wiewohl solche dazumahl wenig gefruchtet. Sonsten aber ist es allemahl gut, wenn ein Feld-Herr nicht allein seinen Soldaten tapfer zusprechen, (116) sondern auch sich selbst fassen und in allen Fällen sich getrost und munter erzeigen kan. Denn das träget nicht wenig zu Erhaltung des Sieges bey. Auf diese Weise hat König Heinrich IV. die Schlacht bey Coutras, wie auch die bey Ivry gewonnen. Wenn hingegen ein General vor oder in dem Treffen bestürzt und traurig aussiehet, so setzet er seine Armee gleichfalls in Traurigkeit. Der Tilly, welcher bey so vielen Schlachten Muth und Munterkeit hatte blicken lassen, und dem es sonst einerley war, ob er ausser der Gefahr commandirete, oder mitten im Feuer herum ritte, schien, da er bey Leipzig wider den König in Schweden Gustav Adolphen fechten sollte, von seiner gewöhnlichen Standhafftigkeit verlassen und ganz ausser sich zu seyn. Daher man sagt, daß diese seine Verwirrung viel zu seiner Niederlage beygetragen habe.

XX.

(115) v. Les Memoires du Chevalier de *Terlon*.

(116) Dazu seynd bißweilen auch die Pfaffen nützlich zu gebrauchen. In der Schlacht auf dem Weissenberge vor Prag hatte der Fürst Christian von Anhalt schon die Kayserliche Reuterey über den Hauffen geworffen: Die Pfaffen aber haben verursachet, daß die Kayserlichen doch noch den Sieg davon trugen, indem sie mit einem Crucifix in der Hand durch die Glieder reiten, und die Leute aufmuntern musten, tapfer zu fechten, mit dem Vorgeben, wie sie eine Offenbahrung von der Maria hätten, daß sie gewiß obsiegen würden. Hievon kan man Nachricht finden in dem Leben Carteſii, welches Bailler beschrieben hat. Denn Carteſius ist damahls als Volontaire mit in der Schlacht gewesen.

XX.

Von der Kriegs-List, oder den Strategematibus.

Im Kriege kan man beydes Gewalt und List brauchen. Zwar diejenigen, die den Sinn Alexanders des Grossen haben, wollen keine List gelten lassen; sondern sagen, man müsse alles aperto Marte thun. (117) Allein wer gescheid ist, siehet den Entzweck des Krieges an. Derselbe bestehet darinnen, daß wir uns vertheidigen, den Feind todtschlagen und demselben Abbruch thun, wo wir nur können. Also ist es gar nicht vonnöthen, daß alles durch offenbare Gewalt geschehe. Ein privat-Mann wird freylich für einen Spitzbuben und Rauber angesehen, wenn er einen heimlich ums Leben bringet: Wie man denn findet, daß die Deutschen einen solchen mit dem Tode bestraffet; dahingegen derjenige, welcher seinen Feind in einem Zweykampf getödtet, mit dieser Straffe nicht beleget worden. Indessen aber ist es ungereimt, bey ganzen Völkern so zu urtheilen. Daher seynd auch die sogenannten Strategemata, oder die Kriegs-List, zu allen Zeiten beliebet worden, und im Gebrauch gewesen. (118) Nur hat man nicht gerne leiden wollen, sich des Gifftes wider die Feinde zu bedienen: Wiewohl auch dieses an sich nicht unrecht ist, (119) wie in der Lehre des Natur- und Völker-Rechts gezeiget wird. Was aber insbesondere für Strategemata gebrauchet werden sollen, kan man hier nicht sagen. Wer von dieser Materie genauern Unterricht verlanget, muß die Auctores zu Rathe ziehen, welche davon geschrieben haben.

(117) Die Pedanten haben in dem *Curtio* de reb. Alexandri M. lib. IV. cap. XIII. gelesen, daß Alexander seine Feinde nicht heimlich erschlichen, noch des Nachts überfallen, sondern sie öffentlich und bey Tage angreiffen wollen. Daraus haben sie alsobald eine general-Regel gemachet, ohne zu bedenken, daß Alexander als ein höchst ehrgeitziger Mensch geredet, der, um einen desto grössern Ruhm davon zu tragen, es für schimpflich hält, seine Feinde anderst, als durch offenbare Gewalt, zu überwinden.

(118) *Grotius* de jure belli & pac. lib. III. cap. I. §. VI. sqq. und überhaupt alle vernünfftige Lehrer des Natur und Völker-Rechts behaupten, daß die Strategemata erlaubt und der Gerechtigkeit gemäß seyen. Und daß die Klugheit solche erfordere, siehet ohnehin ein jeder. In der Bibel selbst findet man viele dergleichen Erfindungen. S. Theodor Reinkings Biblische Policey, welches Buch ich hoch halte, ungeachtet andere anderer Meynung seynd.

(119) Es ist ja einerley, ob ich meinen Feind mit Gifft oder durch eine andere List aus dem Weg räume. Genug, wenn er todt ist. Der Czaar hat nicht unrecht gethan, daß, als bey der Belagerung von Reval die Pest unter seine Armee gekommen, er viele todte Körper ins Wasser werffen lassen, daß die Pest auch in die Stadt gelangete, und dadurch die Uebergabe beschleuniget würde. Einem ehrliebenden Gemüthe ist es freylich kein Vergnügen, wenn es zu solchen Extremitäten schreiten muß. Inzwischen aber ist es im Kriege offt unvermeidlich. Wenn einer die Macht hätte, Feuer vom Himmel auf seine Feinde fallen zu lassen, so dürffte er solches thun. Ich bin auch der Meynung, daß man gar nichts zu schonen gehalten sey; auch nicht einmahl der Kirchen; weil sonst die Leute ihre beste Sachen dahin bringen.

ben. (120) Und wer die Historie lieset, der kan immer mehrere finden. Die Alten haben sich sonderlich sehr auf die Strategemata geleget, zumahlen weil sie in Belagerungen keine solche Gewalt zu brauchen wusten, wie wir heutiges Tages thun. Daher kommen auch fast keine Strategemata vor, die man nicht schon bey den Alten, wenigstens dem Haupt-Werk nach, findet. Nihil est factum, quod non factum sit prius. Inuentis facile possumus aliquid addere. Deswegen kan man in dergleichen Dingen die Historie nicht auf die Seite setzen. Die tapfersten Generale werden nicht viel ausrichten, wenn sie nicht dabey schlau seynd, und dann und wann eine Kriegs-List zu erfinden und anzubringen wissen. Prinz Moritz von Nassau war hierinnen unvergleichlich, und ein rechter Artifex strategematum; welches auch Famianus Strada, der ihm sonst nicht gut gewesen, gestehet. In den Hußiten-Kriegen hat der so fürchterliche Ziska immer einen listigen Streich nach dem andern gespielet. Wenn er hingegen sahe, daß der Fuchs-Pelz nicht mehr helfen wollte, alsdenn zog er die Löwen-Haut an, und fochte nebst seinen Leuten mit der *gröstẽ* Tapferkeit. Einmahl lockete er die Kayserlichen biß an einen Berg. Wie nun selbige abstiegen und hinaufklettern wollten, musten die Weiber, die bey seiner Armee waren, alle ihre Schleyer fallen lassen, daß sich jene darein verwickelten und hierauf von den Bauern todtgeschmissen wurden. Als er aus Mähren nach Oesterreich gieng, wurde er gewahr, daß die Land-Leute fast alle ihre Schweine auf eine Insul *salviret hatten*. Da er nun nicht hinüber kommen konnte, ließ er in einem *Dorff ein* Schwein auftreiben und dasselbe mit einem Ohr an einen Baum anhefften, daß es anfieng erbärmlich zu schreyen. Ehe man sich es versahe, schwammen die andern Schweine von der Insul alle herüber, und wurden also von dem Ziska glücklich erbeutet. (121)

XXI.

Von Belagerungen.

Was die Belägerungen der Städte und Festungen anlanget, so ist leicht zu erachten, daß diejenigen, so dergleichen unternehmen wollen, nicht allein mit genugsamer Mannschafft, sondern auch mit Munition, Zufuhr, grossem Geschütz und aller übrigen dazu gehörigen Kriegs-Geräth-

(120) Als da seynd, unter den Alten: *Onosander*, *Frontinus*, *Polyaenus*. Unter den Neuern: *Hauteville* in einem Tractat des stratagemes & ruses de la Guerre, und andere mehr.

(121) S. *Balbini* epitom. rer. Bohem. lib. IV. Ziska war ein sonderlicher Liebhaber von Schinken und geräucherten Würsten, welche er die Spinnenweben in den Feuermäuern zu nennen pflegte. Daher musten solche allezeit für ihn aufbehalten werden, da er sonst alle Beute seinen Soldaten überließ.

räthschafft versehen seyn müssen. (122) Sonst ist es besser, man lasse es bleiben: Sonderlich heutiges Tages, da so viel neue Instrumenten erfunden seynd, mit welchen man viel ausrichten kan. Darum muß ein General einen sehr fähigen Verstand haben, der auf tausenderley Sachen Achtung geben und sich alles vorstellen kan. Daß man heut zu Tage eine Festung in so kurzer Zeit einnehmen kan, haben wir insbesondere den Franzosen zu danken: Wiewohl diese es fürnehmlich von dem Prinzen von Oranien Friedrich Heinrich (welcher es angefangen) scheinen gelernet zu haben. Vor diesem konnten sich manche Städte sehr lang halten. Magdeburg und Metz versageten ja dem Kayser Carln V. den Tanz. Itzo gehet es mit den Belagerungen weit schneller. Doch, wenn die Kunst steiget, die Festungen einzunehmen, so steiget auch die Kunst, die Festungen zu vertheidigen. Im übrigen muß sowohl von den Belagerern, als auch den Belagerten gute Zucht und Ordnung gehalten, und Schärffe und Gelindigkeit klüglich gemischet werden. Die Belagerten müssen auch einen genugsamen Vorrath an Proviant, Artillerie und Instrumenten haben. Wo daran Mangel ist, kan sich auch keine Festung behörig vertheidigen. Darum, als die Franzosen Kehl berenneten, ließ der Villars dem Commendanten zuentbieten: Er sollte sich lieber ergeben; denn er würde sich doch nicht halten noch den Sturm abschlagen können, da es ihm an Instrumenten fehlete. Wenn aber auch die Belagerten mit allem Vorrath wohl versehen seynd, so müssen sie gleichwohl dabey auf alles ein wachsames Auge haben, daß die Munition wohl verwahret, das Pulver (123) nicht an einen gefährlichen Ort gebracht; ingleichen, daß ihnen von den Belägerern das Wasser nicht abgegraben werde. Man muß die Dächer abdecken lassen, damit von denen von den Belagerern in die Stadt geworffenen Bomben nicht so leicht ein Brand entstehe. Man muß, so viel möglich, verhindern, daß der Feind nicht leichtlich Batterien aufwerffen könne. Wenn man Fourage hat, so kan man sich hinter einen Zaun noch wehren, und Abschnitte machen. So haben sie es zu Ostende gemacht, als sie sich weiter nicht helfen konnten.

(122) Uns Deutschen glücket es selten mit Belagerungen, weil es uns gemeiniglich an rechter Artillerie fehlet, wenn nicht gute Alliirte dabey seynd. Den Türken gelinget es auch nicht zum besten: Denn sie haben keine Ingenieurs und Bombardiers, die den unsrigen gleich kämen. Eben dieses kan man auch von den Moscowitern in den vorigen Zeiten; wie auch von den Mohren sagen, welche die Kunst zu belägern nicht verstehen, und nicht wissen, wo man einen Platz am besten angreiffen solle.

(123) Der Pulver-Thurn muß fürnehmlich wohl verwahrt, und zwar rund, doch schmal gebauet seyn, damit er nicht so leicht von den Feinden getroffen werden könne. So war der Pulver-Thurn in Landau gebauet, aus welchem uns die Franzosen viel Schaden zugefüget haben.

ten. Die Türken thun eben dergleichen und machen immer einen Abschnitt hinter dem andern. Auf diese Weise hat sich vor dem Griechisch-Weissenburg lange gehalten; und seynd viel tausend Menschen drauf gegangen: Das letztere mahl aber ist es eher eingenommen worden. (124)

XXII.

Wie man sich des Sieges zu gebrauchen?

Wenn ein Theil im Kriege glücklich gewesen ist und viel Vortheil über seinen Feind erhalten hat, so darf er deswegen nicht meynen, daß er nun völlig ein gewonnen Spiel, und also nichts mehr zu befürchten habe. Vielmehr erfordert die Klugheit, daß man nach gewonnener Schlacht und nach erfochtenem Siege noch sorgfältiger sey als vorher. (125) Man muß sich fürnehmlich im Glücke zu mäsigen wissen, sich deswegen nicht erheben, noch darüber grosse Freude blicken lassen: denn sonst profitiret der Feind davon. Aber insgemein findet man diesen Fehler bey den Ueberwindern, daß sie zu übermüthig werden, und folglich zu weit schweifen wollen, wiewohl zu ihrem eignen Schaden. Stricti ensis ira facile reprimi non potest. Wie der Kayser Carl V. so mächtig und siegreich zu werden begunnte; wie Solymann vor ihm flohe; wie der Barbarossa, die Venetianer, der Pabst sich vor ihm schmiegen musten; so wurde er stolz, (126) daß fast nicht mehr mit ihm auszukommen war. (127) Darum wurden in ganz Europa Bündnisse wider ihn gemachet, welche er hätte vermeiden können. Vorher war er ganz gediegen, und wuste sich mild und bescheiden aufzuführen. Wie er zu Barcellona am Fieber krank lag, führete er die bescheidensten Reden. Wie nach der Schlacht bey Pavia der

(124) Von den Belagerungen überhaupt, und was dabey zu beobachten, seynd in des P. Daniels schon mehrmahls recommandirten Werke vom Französischen Kriegs-Wesen viel schöne Nachrichten zu finden. So kan man auch von dieser Materie viel particularia erlernen, wenn man die Historien oder Beschreibungen berühmter Belagerungen lieset. Z. E. *Grotium* de obsidione Grollae; *Heinsium* de obsidione Syluae Ducis; *Hugonem* de obsidione Bredana; item die Historie der Belagerung von Ostende, von Rochelle, u. a. m.

(125) Manche würden viele Länder gewonnen haben, wofern sie nur sich des Siegs recht zu bedienen gewust hätten. Wie man davon Exempel genug in den Geschichten aller Zeiten und Völker findet. S. *Vertots* Histoire des Revolutions de la Republ. Rom. T. II. p. 168.

(126) S. *Bayle* Diction. unter dem Artickel Charles-Quint in der Anmerkung (E).

(127) Denn da waren keine gelinde Worte mehr in seinen Rescripten wahrzunehmen, und die Deutschen Stände merketen gar bald, daß er wie ein Despot regieren wollte. Es hat aber dieses nichts geholffen, sondern vielmehr gemacht, daß andere, gedachter massen, sich desto fester wider ihn verbunden. Es ist ihm auch von selbiger Zeit an wenig mehr gelungen. Die Metz, der Mohr und die Magd haben ihm ja den Tanz versagt. Wie er denn auch zuletzt für Verdruß abgedanket hat.

der König in Frankreich Franciscus I. sein Gefangener geworden war, wachte jedermann auf. Carl aber war noch so klug, daß er über den Unfall gedachten Königes keine Freude blicken ließ; sondern mit angenommener Bescheidenheit that, als ob es ihm leid thäte, daß jenem dieses Unglück begegnet wäre. Derjenige ist gescheid, welcher fleißig überleget, rerum humanarum circulum esse. Cromwel hat es in diesem Stücke recht gemachet. Wie er zum Regiment gekommen war, wuste er seine Affecten meisterlich zu bändigen, so daß er nicht einmahl einen Glück-Wunsch annehmen wollte. Ein grosser Herr darf nicht denken, daß die Vortheile, so er erhalten, ihn allein zuzuschreiben seyen: Sondern es kommet vieles auf die göttliche Vorsehung und auf die Fehler seiner Feinde an. Insgemein aber schreiben sich die Ueberwinder alles allein zu, und bilden sich ein, es sey was sonderliches an ihnen, und GOtt habe sie zu grossen Dingen auserlesen. Nach den Regeln der Klugheit ist der Hochmuth allezeit schädlich, grossen Herren eben so wohl als den privat-Personen. GOtt widerstehet den Hoffärtigen; nicht zwar unmittelbarer, sondern mittelbarer Weise. Denn grosse Herren wollen gerne einander an Macht und Ansehen gleich seyn, und denken also beständig darauf, die andern, welche zu sehr aus dem Gleichgewichte treten wollen, zu entkräfften, und in ihren Schranken zu halten. Diejenigen, welche nach erhaltenem Sieg sich nicht vorgesehen haben, und allzu sicher gewesen seynd, seynd gar bald wieder von dem Feinde überfallen und geschlagen worden. Wie König Ladislaus in Ungarn bey Varna den Sieg über die Türken schon in Händen hatte, seine Leute aber zu bald auf die Beute fielen, erhohleten sich die Türken wieder, und schlugen die Ungarn, daß der König selbst ums Leben kam. Bey anderer Gelegenheit ist von dem Herzog Bernhard von Weimar gedacht worden, wie er nach der fatalen Schlacht bey Rheinfelden den Kayserlichen den Sieg unvermuthet wieder aus den Händen gerissen habe. Daher ist eben nicht vergebens erinnert worden, daß man nach einem erfochtenen Siege noch vorsichtiger und wachsamer zu seyn Ursache habe, als vor der Schlacht. Hieher gehöret das Exempel des König Heinrichs VIII. in Engelland, welcher nach der mit den Franzosen gehaltenen Schlacht, die man nennet la journée des Eperons, durch seine Nachläßigkeit alle Früchte des Sieges verlohren hat. Wer sich den Sieg klüglich zu Nutze zu machen gedenket, muß auch Gelindigkeit und Clemenz gegen die Ueberwundene blicken lassen. (128) Kein Volk verändert

(128) Hieher gehören *Ciceronis* Orationes pro M. Marcello, & pro Q. Ligario, welche statt eines Commentarii dienen können; ingleichen *Senecae* Bücher de

ändert gerne seinen Herrn. Wenn nun der neue Ueberwinder noch dazu hart und grausam verfähret, so ist kein Wunder, wenn der Feind sich desto stärker wider einen solchen setzt, ja hernach Gelegenheit suchet, das Joch wieder abzuschütteln und die Unterthanen aufzuhetzen, daß sie das äusserste wagen. Ein kluger Herr hingegen weiß die Ueberwundene durch Gelindigkeit und Huld zu gewinnen; wie es der König in Frankreich Ludwig XIV. mit den Straßburgern gemachet hat. Diese Kunst hat Dieterich oder Theodoricus, der Ost-Gothen König, gebrauchet, welcher die Heruler und Rügen aus Italien geschlagen. Denn diese, ob sie wohl Christen waren, tractireten die Römer hart: Dieterich hingegen begegnete ihnen mit grosser Gelindigkeit, ließ ihnen ihre Gesetze, zog ein Römisches Kleid an, und gewann dadurch die Römer. (129) So hat es auch Cäsar gemachet, als er Gallien eingenommen. Endlich kan man auch von dem Czaar sagen, daß er sich in diesem Falle weit vernünfftiger aufgeführet habe, als seine Vorfahren, welche, wo sie nur hinkamen, alles zu verheeren gewohnt waren, nicht anderst als die Tartarn, welche ein brutales, albernes, abgeschmacktes Volk, und, mit einem Worte, rechte Unmenschen seynd. Warum sollte man sich vor den Türkischen Progressen so sehr fürchten, wenn man nicht wüste, daß der Türk gegen die Ueberwundene barbarisch verfahre? Er lässet ihnen wohl die Religions Freyheit, verderbet aber das Land und sauget die Einwohner aus, damit sie nicht mehr schaden können. Grausame Ueberwinder zeigen an, daß sie nicht erhalten wollen, was sie erobert haben. Ihr Stolz und Uebermuth machet, daß ihnen jedermann feind wird. Aber das bedenken die wenigsten. Wie Ludwig XIV. so glücklich und siegreich war, wurde er über die massen stolz und aufgeblasen, verrieth aber damit seine Thorheit. (130) Ein kluger Sieger schreitet bald zum Frieden. (131) Denn das ist doch sein Entzweck bey allen seinen Unternehmungen, wo-

ferne

de Clementia. Der stilus Senecae ist zwar nicht periodisch, sondern Spanisch und abgekürzt: Aber seine Sprüche und Sentenzen seynd excellent. Wer die Redens-Arten und expressiones Ciceronis imitiret, und die sententias Senecae dazu nimmet, der reußiret im stilo.

(129) v. *Jo. Cochlaei* vita Theodorici Regis Ostrogothorum & Italiae, cum additamentis & adnotationibus *Jo. Peringskiöld*, Stockholm, 1699. in 4.

(130) Hier muß man lesen: La Conference du Comte de Windischgraetz avec le Roi de France. Welches Tractätgen ohne Zweiffel in der Absicht, den König in Frankreich verhaßt zu machen, publiciret worden. Es ist kaum glaublich, daß ein König dergleichen stolze und übermüthige Reden führen können. Allein das Glück und die Schmeicheley hatten ihn ganz trunken gemachet.

(131) In des Colberts politischen Testament findet sich ein Discurs, worinnen derselbe seinem Könige angerathen, den Krieg nicht länger fortzuführen, sondern Friedens-Vorschläge anzunehmen, ungeachtet er gesieget hätte.

ferne er nicht einen Conqueranten im Kopfe hat, der seinen Ruhm in immerwährenden Kriegen suchet, obwohl zu seinem eignen Nachtheil. Denn die grösten Conqueranten verdienen die wenigste Ehre. Sie werden von thörigten Vorurtheilen beherrschet. Daher bilden sie sich ein, es sey auch bey einem grossen Verlust Ehre genug, wenn man nur das Champs de Bataille behalte: welches aber in der That eine chimärische Ehre ist.

XXIII.

Wie die Ueberwundene sich zu verhalten?

Was ist aber zu thun, wenn man unglücklich gewesen ist und eine oder mehr Schlachten verlohren hat? Antwort: Da muß man nicht gleich den Muth sinken lassen, oder alles verlohren geben; sondern vielmehr bedacht seyn, sich aufs neue zu verstärken, und die Scharte auszuwetzen. Ja es ist in gewisser masse einem Genecal gut und heilsam, wenn er nicht allezeit glücklich ist, sondern bißweilen Schläge bekommet. Denn sonst wird er zu stolz, und nimmet gleichsam göttliche Ehre an, wie Gustav Adolph selbst bekennete, da ihn die Leute in Thüringen fast wie einen Gott verehreten. Wenn man dann und wann eine Schlappe davon träget, so wird man desto vorsichtiger und behutsamer. Eine Retirade ist auch eine grosse Kunst. Ein Baum fället nicht auf einen Streich. Wer alsobald auf und davon lauffet, wenn es unglücklich gehet, handelt nicht politisch. Der unglückliche König in Engelland Carl I. hätte sich nicht aus Londen wegbegeben, sondern darinnen bleiben sollen. Denn ob er gleich viele wider sich hatte, so waren doch auch viele für ihn. Von dem vorigen Churfürsten in Bayern, Maximilian Emanuel, hat man sonst sehr viel gehalten: Nach der Zeit aber hat sich die Hochachtung, die man für ihn hatte, sehr verringert, da er aus seinem Lande entwiche, ehe noch der Feind darinnen war. Wenn er darinnen geblieben wäre, hätte er dem Kayser noch viel zu schaffen machen können: Denn Bayern ist ein Land, worinnen man sich lange wehren kan, wegen der vielen Wälder und Flüsse. Wie der Churfürst von der Pfalz Friederich V. der Winter-König, beym weissen Berge die Schlacht verlohren hatte, lief er eiligst davon. Welches alle für einen Fehler ansehen, und sagen: Er hätte in Böhmen bleiben und sich nicht flugs fürchten sollen, gefangen genommen zu werden. Ganz anderst bezeigte sich der Graf Ernst von Mannsfeld, welcher, ob er gleich offt geschlagen worden, auch weder Land noch Leute gehabt, dennoch allezeit furchtbar war, und in höchster Geschwindigkeit eine neue Armee zusammen zu bringen wuste. Er war ein Herr von unerschrockenen und standhafftem Muthe. (132) Tu ne cede malis, sed contra audentior ito,

(132) Er war wie der Hannibal, von welchem *Livius* lib. XXI. cap. IV. schreibet:

war sein Symbolum. War er glücklich, so poußirte er den Sieg: War er unglücklich, so blieb er unerschrocken. Darum zog er mit seinen Truppen bald hie bald da herum: denn er konnte sich überall wieder verstärken. Daher wurde ihm endlich von dem Kayser das ganze Elsaß angeboten, wenn er sich zur Ruhe begeben wollte. Das Kennzeichen eines weisen Mannes und eines wahren Helden ist, daß er im Unglück nicht kleinmüthig und desperat, und im guten Glück nicht stolz und übermüthig werde; sondern in diesem gelassen, demüthig, gelinde, und in jenem herzhafft und muthig bleibe Das Gegentheil ist ein Kennzeichen eines Thoren. Darum saget Salomon wohl: Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding: das ist, der Mensch ist von Natur thörigt. Grossen Herren ist es die gröste Schande, wenn sie kleinmüthig werden, und im Unglück zittern und beben, wie feige Memmen. Von Ludwig XIV. ist zu loben, daß, als er vernommen, daß die Schlacht bey Höchstädt verlohren gegangen, er weiter nichts gesprochen, als: Mon Dieu! ist denn mein Unglück noch nicht vorbey? Er berathschlagete auch sogleich was nunmehro weiter anzufangen wäre. Philipp II. König in Spanien legete nicht einmahl die Feder nieder, als ihm die Zeitung überbracht wurde, daß seine unüberwindliche Flotte verunglücket wäre; sondern sagete nur: Ich habe sie nicht wider Wind und Wellen streiten heissen. GOtt Lob, daß ich noch weiß, woher eine andere Flotte zu nehmen. Wie dem Churfürsten von Sachsen, Johann Friederichen, das Todes-Urtheil angekündiget wurde, spielete er eben mit Herzog Ernsten von Braunschweig im Schach: nichts destoweniger war er so großmüthig und unerschrocken, daß er den Herzog ermahnete, im Spiele fortzufahren. Ein König oder Fürst muß also bey allen Fällen großmüthig seyn, und nicht vergessen, wer er ist. Wenn es einem widrig gehet, so hat er am meisten Herzhafftigkeit vonnöthen.

XXIV.

Wenn und wie Friede zu machen sey?

Ob nun gleich aus dem, was bißher gesagt worden, erhellet, daß die Ueberwundenen nicht allemahl Ursache haben zu verzweifeln, zu entfliehen und alles fahren zu lassen; so ist doch nicht weniger gewiß, daß, wenn ihnen das Glück gar nicht günstig seyn will, sie bey Zeiten und weil sie noch den Degen in der Hand haben, auf einen Frieden denken müssen. (133)

Denn

bet: Plurimum audaciae ad pericula capessenda, plurimum consilii inter ipsa pericula erat. Nullo labore aut corpus fatigari, aut animus vinci poterat.

(133) Der Krieg wird geführet mit menschlichen, nicht mit göttlichen Kräfften. Denn hier verwerffen wir die enthusiastischen Lehr-Sätze, als ob GOtt auf eine besondere Weise den Sieg gegeben, und den Feind gestraffet habe; oder als ob die Engel vor einen oder den andern Theil gestritten hätten, u. s. w. Der Krieg ist ein Hazard.

Von

Denn wenn man zu lange wartet und es auf das äusserste ankommen lässet, so muß man hernach einen Frieden annehmen, wie der Ueberwinder nur will. (134) Wie der König in Frankreich in seinen Kriegen merkete, daß die Sachen nicht nach seinem Wunsche lieffen, fassete er alsobald Friedens Gedanken, und zog sich auf diese Art glücklich aus vieler Gefahr. Hätten die Schweden nur bey rechter Zeit an den Frieden gedacht; so würde es bey ihnen nicht so elend aussehen. Sie haben ja ihre meisten eroberte Lande verlohren, die sie lange vorher besessen hatten. Daß aber ihr Reich eine so üble Gestalt gewonnen, das ist ihrem eigensinnigen Könige Carln XII. beyzumessen, der zwar ein tapferer, aber dabey kein Staats-kluger Herr war. Am klügsten ist, an den Frieden zu gedenken, wenn man selbst noch einige Vortheile hat, und nicht ganz entkräfftet ist. Darum sageten die Alten: Sub clypeo melius succedere pacis negotium. (135) Der Ueberwinder mag sich auch in Acht nehmen, daß er den Bogen nicht zu hoch spanne: Sonst krieget er am Ende gar nichts. Der Czaar hatte lange Zeit den Schweden favorable Vorschläge gethan. Wie sie aber von keinem Frieden hören wollten, so gab er ihnen hernach gar nichts. Die andern Potenzen hätten sie freylich nicht so sollen sinken lassen; wenigstens in Liefland nicht. Riga hätte billig den Schweden bleiben sollen, damit wir eine Vormauer hätten. Nun aber ist uns der Czaar in der Nähe, und die Nachbarn werden es wohl in Zukunfft gewahr werden, wen sie an ihm haben. Den Schweden hätte man Beystand leisten sollen, wie zwar König Georg in Engelland wegen Bremen und Verden, und also seines eignen Vortheils halber, gethan hat. Wenn der Ueberwinder den Bogen zu hoch spannet; so werden Bündnisse wider ihn gemachet. Ein jeder ziehet wider die anwachsende Macht den Degen aus der Scheide. (136) Ein grosser Herr ist wie ein Spieler. Wenn dieser glücklich ist, und zu rechter Zeit aufhöret und nach Hause gehet, be-

Von allen Schlachten kan man natürliche Ursachen angeben, warum sie entweder gewonnen, oder verlohren worden.

(134) König Christian IV. in Dänemark war klug, daß er in den Deutschen Unruhen von der Allianz abgieng; die andern mogten sagen, was sie wollten. Denn solchergestalt bekam er einen guten Frieden von dem Kayser. Er verlohr dabey nichts, sondern gewann viel mehr. Hätte er länger gewartet, so würde er viel eingebüsset haben: Denn es war bereits eine Descente nach Dänemark projectiret. So viel aber ist wahr, daß keiner allzu ängstlich um Frieden bitten solle.

(135) Diesen Spruch findet man in des Engelländischen Geschicht-Schreibers und Canonici zu Newbridge, Wilhelms (*Guilielmi Neubrigenſis*) Chronica rer. Anglic lib. II. cap. XII.

(136) S. Gundlings Otia im III. Th. Cap. V. vom Glück und Unglück grosser Conquerauten. Imgleichen die Abhandlung von der anwachsenden Macht der Nachbarn, im fünften Stück der *Gundlingiana*. p. 381. sqq.

hält er seinen Gewinn. Wenn er aber immer fortspielet, verliehret er endlich alles. So machete es der vorgedachte König in Schweden. Derselbe spielete so lange, biß er fast nichts mehr hatte. Unser Friedrich Wilhelm machete es in gewisser masse auch also. Die Schweden wollten ihm mit Hülffe der Franzosen Stettin geben, wenn er nur von dem wider sie gemachten Bündnisse abgehen würde. Otto von Schwerin (137) rieth es ihm auch sehr, und sagte: Thue das, so wirst du leben. Gladebeck hingegen war anderer Meynung, und lag dem Churfürsten immer in den Ohren, daß er solches nicht thun sollte. Er sagte: Ganz Pommern gehöre ja ohnehin dem Churfürsten: Warum man sich also mit Stettin wollte abfinden lassen? Allein was geschahe? Die Holländer machten bald hernach mit Frankreich einen besondern Frieden zu Niemägen. Die Franzosen fielen ins Clevische ein, und hauseten darinnen nach Belieben, so daß der Churfürst auf die letzte noch froh seyn muste, daß der Friedens-Schluß mit dem König in Frankreich zu S. Germain (138) den 29. Junii im Jahre 1679. zu Stande gebracht wurde; nach welchem er gleichwohl von seinen gemachten Eroberungen sehr wenig behielte. Darum konnte hernach der Churfürst den Gladebeck nimmer vor seinen Augen sehen. Es bleibet also dabey, daß man nicht zu lange verziehen müsse, sich mit dem Feinde zu vergleichen. Zu rechter Zeit zugeschlagen, zu rechter Zeit aufgehöret, ist am klügsten. Darum hat sich Colbert mit dem Louvois nicht vertragen können, weil dieser allezeit vom Frieden abgerathen, und den Krieg wider die Alliirten immer fortführen lassen. Das ist inzwischen wohl richtig, daß man so leicht keinen Frieden mit seinem Feinde machen müsse, wenn man ihn nicht vorher in soferne geschwächet hat, daß er uns nicht sonderlich mehr schaden könne. Denn ganz vernichten muß man ihn auch nicht. Wir wissen zwar, daß der von dem König in Schweden abgesetzte König Augustus in Pohlen gleich nach der Schlacht bey Pultava wieder auf den neuen König Stanislaum loßgegangen: Und also könnte man einwenden, da sehe man ein Exempel, da es geschadet habe, daß man dem Feinde nicht die Flügel vorher gänzlich beschnitten. Allein das war der Fehler nicht von Seiten der Schweden; sondern, daß Schweden sich nicht zu rechter Zeit mit

(137) Dieser Otto von Schwerin war ein sehr kluger, geschickter und gelehrter Mann, der die alten Scribenten meistens selbst gelesen hatte, und eine trefliche Bibliothec besaß, welche sein Sohn noch hat. Ich habe aus dieser Bibliothec einige Bücher, welche der Besitzer dem Herrn von Meinders geschenket hatte, aus der Auction der Meindersischen Bibliothec erstanden.

(138) Der Churfürst hatte, diesen Frieden zu negotiiren, den Herrn von Meinders abgeschicket, welcher bey seinem Aufenthalt in Frankreich monatlich nicht mehr als 400. Reichsthaler verzehret haben soll. Ein anderer wäre vielleicht mit 2000. Thl. nicht ausgekommen.

mit Moscau gesetzet. Man siehet hieraus, daß grosse Klugheit dazu gehöre, um zu wissen, wenn man eigentlich Frieden suchen oder annehmen solle. Offt thut einer Friedens-Vorschläge, damit er indessen Zeit gewinne, sich in bessere Positur zu setzen; oder um den Feind einzuschläfern. Daher geschiehet zum öfftern mitten unter den Tractaten ein Ueberfall: denn Tractaten seynd noch kein Frieden. Wie der König in Frankreich Ludwig XIV. fast am letzten Gesetze sang, so gab er Präliminarien ein, daß man kaum glauben konnte, daß es sein Ernst wäre. Nichts destoweniger zog er damit seine Feinde auf, und indem selbige, in Hoffnung einen vortheilhafften Frieden zu erhalten, sich nicht mehr rüsteten; so setzete er sich inzwischen wiederum in gute Positur und fieng hernach von neuem den Krieg an, wie man aus der Negociation zu Gertruydenberg sehen kan. Ob ich nun zwar nicht glaube, daß einer alle extrema erwarten solle: (139) So ist doch gut, daß man nicht gleich zum Frieden eilet; sondern es ist besser, wenn man die Feinde zu theilen suchet, und auf der andern Seite sich Freunde machet. Denn obschon grosse Herren keine wahren Freunde haben, so können sie doch einander leicht begreiflich machen, welchergestalt ihr eigner Nutze erfordere, daß dieser oder jener nicht gänzlich unterdrucket werde. Dieses haben die Schweden nach ihrem bey Nördlingen erlittenen Verlust beobachtet. Oxenstirn gieng nach Compiegne, besprach sich mit dem Könige in Frankreich und mit dem Richelieu, und stellete ihnen vor, was massen es nicht gut seyn würde, wenn die Schweden aus Deutschland müsten; indem solchergestalt nicht allein die Protestanten unterdrücket, sondern der Kayser und die Spanier auf Frankreich loßgehen würden. Dieses würkete so viel, daß Frankreich den Krieg erwehlete, und Schweden sich dadurch wiederum in guten Stand setzete. (140) Auf solche Weise siehet man, daß man nicht alsobald verzweifeln, sondern die Augen offen haben und sich nach Alliirten umsehen müsse. Ordentlicher Weise soll man zwar auf Bunds-Verwandte denken, ehe noch das Unglück da ist: Doch können auch im andern Falle kluge und beredte Leute, wie der Charnacé, der Oxen-

(139) Weil man sonst, wie schon oben gedacht, einen Frieden annehmen muß, wie der Ueberwinder nur will. Die Dänen musten Frieden machen, da Carl Gustav vor Coppenhagen kam: Sie bekamen aber auch einen elenden Frieden. Die Türken würden auch letztens einen erbärmlichen Frieden erhalten haben, wenn die Holländer und Engelländer nicht gewesen wären. Denn sie waren ganz schachmatt, hatten zwo Haupt-Schlachten verlohren, und waren schon willens gewesen, dem Kayser Nissa abzutreten.

(140) Es ist diese Negociation ein rechtes Meister-Stück von dem Oxenstirn gewesen. Pufendorff giebt hievon gute Nachricht, wiewohl man die Umstände von dieser Handlung bey dem *le Vassor* in seiner Histoire de Louïs XIII. fast noch schöner und kürzer lesen kan.

Oxenstirn und einige andere waren, bißweilen noch viel ersprießliches auswürken, wenn sie vermittelst einer nachdrücklichen Wohlredenheit das Unglück dergestalt vorzustellen und groß zu machen wissen, daß die andern sich bewegen lassen. Sonsten ist auch gut, wenn man eine wohlversehene Kriegs-Casse hat, damit, wenn die Armee unglücklich ist, sogleich neue Truppen angeschaffet werden können. Ums Geld kan ich alles haben; sonderlich in Europa. Die Dänen, die Schweden, die Deutschen lauffen alle nach Gelde. Und wenn die einheimischen Soldaten nicht zulangen, so muß man auswärtige nehmen. Ein grosser Herr kan, wenn er gleich unglücklich gewesen ist und Verlust gelitten hat, sich auf verschiedene Art wieder aufhelffen. Nur muß er dabey klug seyn, und die rechten Mittel ergreiffen. Der König in Schweden Carl XII. that nicht wohl, wie er bey Pultava geschlagen war, daß er nach der Türkey gieng. Der Türke konnte zwar dem Czaar schaden; aber der König in Schweden konnte da nichts ausrichten, weil es ihm an Macht fehlete. Wenn man siehet, daß einem die Niederlage ausserordentlichen Schaden gebracht habe, so muß man Frieden machen. Am allerklügsten aber ist es, daran zu gedenken, wenn man selbst noch einige Vortheile hat, wie bereits oben erinnert worden. So machen es die Türken. Wenn sie auch noch so grosse Vortheile erhalten haben, so reden sie von einem Frieden: Sie brechen aber auch bald wieder. Diesen Kunst-Griff hat der König in Frankreich den Türken abgelernet. Er fiel in die Niederlande ein, machte aber bald darauf Frieden. Hernach brach er wieder ein und wollte aufs neue Friede machen: Die Holländer aber wollten nicht, sondern hielten ihn fast zwölf Jahre lang auf. Der letzte Krieg wegen der Spanischen Monarchie hat noch länger gewähret. Den Alexandrum M. darf man sich hierinnen nicht zum Exempel vorstellen. Denn derselbe hat Freund und Feind angefallen, und beständig Krieg führen wollen. So haben es auch vorzeiten fast alle Deutsche Völker gemachet: Aber das war ebenfalls ein unsinniges Wesen, und so zu sagen, ein Enthusiasmus. In dem dreyßigjährigen Kriege hätten die Schweden schon geraume Zeit vor dem Westphälischen Friedens-Schluß gerne Friede gemachet: Aber der Kayser wollte nicht, weil er sahe, daß er einen ihm nachtheiligen Frieden bekommen würde. Es würde sich auch noch länger damit verzogen haben, wenn nicht der Torstensohn zwo Schlachten gewonnen, und der Königsmark Prag weggenommen hätte. Endlich ist zu merken, daß zu Schliessung eines Friedens tüchtige Minister und Abgesandte gehören, wovon bereits in dem vorigen Hauptstücke ist gehandelt worden. Nicht ein jeder ist zu

einem

einem solchen Geschäffte geschickt. Man muß keine Generals, sondern homines togatos dazu gebrauchen. (141) Denn wenn man vom Frieden redet, so muß man gelinde und behutsam gehen. Darum hat Mazarini den Frieden zu S. Jean de Luz in eigner Person geschlossen, weil er die Spanier mit guter Manier gewinnen wollte, und dachte, ein anderer mögte etwas versehen. Grosse Herren thun nicht wohl, wenn sie selbst mit einander tractiren wollen, weil dabey viel Gefahr zu befürchten. Sie seynd hitzig, ungedultig, des Befehlens gewohnt, und machen daher offt nur übel ärger, oder richten sonst nichts aus, weil sie einander nicht trauen. Wir wissen, daß der Kayser Carl V. und der König in Frankreich Franz I. zu Aigues mortes im Jahr 1538. eine Zusammenkunfft gehalten, und sich zwar ganz freundlich und höflich mit einander unterredet, deswegen aber doch keinen eigentlichen Frieden, noch sonsten etwas wichtiges zu Stande gebracht haben. (142) Ja Franciscus I. war immer in Furcht, Carl V. mögte ihn mit nach Spanien führen, und dieser befürchtete im Gegentheil, Franciscus mögte ihm in Frankreich behalten. Es bleibet also wohl richtig, daß der Friede am sichersten durch Gesandte geschlossen werden könne. Ob man aber auch wohl thue, wenn man Mittels-Personen oder so genannte Mediateurs dazu nimmet, ist eine andere Frage. Bißweilen seynd sie ein nothwendiges Uebel; zumahl wo der eine Theil schwach ist. Sonst aber kan man ihrer wohl entbehren. Denn wie sie Grotius und andere beschreiben, daß sie unpartheyisch seyn sollen, dergleichen findet man wohl auf dem Papier; aber sonst trifft man sie nicht an. Bey denen letzten Tractaten zwischen der Crone Engelland und Frankreich wollte man keine Mediateurs haben. Bey dem Frieden zu Ryswick hat man die Schweden gehabt; es hat aber auch der Baron Lilienroth viele Intriguen gemachet. Der Pyrenäische Friede zwischen Frankreich und Spanien ist zu St. Jean de

(141) Hierbey ist zu lesen das Tractätgen des Herrn *de Callieres* de la maniere de negocier avec les Souverains. Zum wenigsten müssen, wenn Friedens-Handlungen gepflogen werden, allezeit Jens de robe dabey seyn. So schickete der Kayser den Reichs-Hof-Rath Kirchner nebst andern auf den Frieden nach Utrecht. Es thut auch nichts zur Sache, wenn man einwendet, es koste sehr viel, dergleichen Ministers zu halten: Denn aller dieser Aufwand kommet hernach doppelt wieder ein aus den Früchten des Friedens.

(142) Diese Zusammenkunfft hat der Königlich Französische Historiographus, *Theod. Godefroy* in einem itzo sehr raren Buche besonders beschrieben. [* Von diesem *Theod. Godefroy* seynd bekannt: 1. Entrevuë de Charles IV. Empereur, de son fils Wenceslas, & de Charles V. Roy de France; dann auch 2. Entrevuë de Louïs XII. & de Ferdinand, Roy d'Arragon à Savone. Und seynd diese beeden Schrifften zusammen zu Paris 1613. in 4to gedruckt worden. Daß aber auch dieser Godefroy von der obgedachten Entrevuë zwischen Carln V. und Francisco I. ein besonderes Buch geschrieben haben solle, wie hier gemeldet wird, davon finden wir keine Spur.]

de Luz von dem Cardinal Mazarini ohne Vermittelung geschlossen und zu Stande gebracht worden, ungeachtet sich schon lange Zeit vorher der Pabst und andere zu Mediateurs angegeben hatten. (143)

XXV.

Von innerlichen oder Bürgerlichen Kriegen.

Nun ist noch übrig, daß wir auch von innerlichen Empörungen oder Bürgerlichen Kriegen (bellis ciuilibus) etwas gedenken. Offt heget ein Reich oder ein Staat in seinem Schoosse Feinde, Schlangen und Otterngezüchte. Wenn eine Republic von innen her einen Krieg bekommet, so ist sie ihrem Verfall, Tode und gänzlichem Untergange nahe. Denn durch innerliche Unruhen und Bewegungen wird die ganze Maschine des Staats, deren Festigkeit sich auf Verträge und Vereinigung der Bürger gründet, erschüttert und die Bande, welche dieses künstliche, moralische Gebäude zusammen halten, zerrissen. (144) Wer von innerlichen Kriegen und Empörungen richtig urtheilen will, muß zuvörderst betrachten, was dazu fürnehmlich Ursach und Gelegenheit giebt. (145) Man kan aber die Ursachen und Gelegenheiten zu innerlichen Unruhen und Rebellionen hauptsächlich auf drey Gründe oder Quellen reduciren. I. Auf das allzugrosse Ansehen und anwachsende Macht ehrgeitziger und unruhiger

(143) Hieher gehöret folgende Erzehlung aus des Grafen *Galeazzo Gualdo Priorato* Histoire du Traité de la Paix conclue à St. Jean de Luz, p. 124. 125. Sur le sujet de cette Paix ainsi conclue, sans l'intervention de ceux qui l'avoient moyennée de longue main, on s'est souvenu d'un mot que dit un jour le Pape Innocent, comme il estoit à une feneſtre de son Palais sur la Place Navone. Il y vit deux hommes de basse condition qui se battoient outrangeusement à coups de poing, il defendit qu'on les separast, ajoutant, *vous verrez que quand ils seront las, ils s'appaiseront eux-mesmes*, ce qui étant arrivé peu après, *ainsi feront*, reprit-il, *les François & les Espagnols, quand ils seront bien las de faire la guerre ensemble, ils feront la paix entre eux sans l'entremise de qui que ce soit.* S. auch *Bayle* Diction. unter dem Art. François I. in der Anmerkung F.

(144) Von dem Umsturz und Untergang der Reiche und Staaten (de morte ciuitatum) hat niemand besser geurtheilet, als *Thomas Campanella* in seiner Staatslehre, welche zwar nicht groß, aber wohl geschrieben ist. Grotius hat selbige unter seinen MSS. gehabt, und sehr viel darauf gehalten: Wie sie denn auch hernach unter des *Grotii* opusculis posthumis wieder aufgeleget worden. *Campanella* war ein nachdenklicher Mensch, ob er schon bißweilen auch ein Phantast ist. Plato ist ebenfalls in vielen Stücken phantastisch: Man findet aber doch auch im Gegentheil in vielen Materien herrliche Gedanken bey ihm. Daher man desselben Schrifften sehr wohl gebrauchen kan, wenn man einen Unterschied zu machen, und das untaugliche abzusondern weiß. Ich habe aus seinem Buche von den Gesetzen viel gelernet.

(145) vid. *Thom. Hobbes* in element. philosoph. de ciue, cap. XII. welches Capitel hiebey sonderlich verdient nachgelesen zu werden.

ger Bürger in einem Staat. II. Auf die Armuth und Mißvergnügen des Volks. III. Auf die Tyranney und den Unverstand der Regenten. (146) Wenn man nun also Rebellionen und innerliche Kriege in Ansehung der ersten Quelle verhüten will, so muß man Achtung geben, daß man keinen gar zu groß und mächtig mache, oder werden lasse. Wenn sich auch dieser oder jener um das gemeine Wesen besonders verdient gemachet hat, so müssen kluge Regenten solche Leute zwar vor andern ehren und gebührend belohnen, aber sie doch auch nicht gar zu hoch steigen lassen, sondern sie im Mittel zu erhalten suchen. Darum war es in den alten Aristocratischen und Democratischen Staaten in Griechenland gar nichts ungereimtes, daß, wenn einer vor andern groß und ansehnlich wurde, sie ihn per Ostracismum entferneten und ins Exilium schicketen, aus keiner andern Ursache, als weil sich die Republic fürchtete. (147) Auch in Monarchien ist es nichts neues, daß man solche Leute, die immer höher steigen wollen, unter dem Schein einer Ehre zu entfernen bedacht gewesen; und haben sonderlich die Spanier es bißweilen so gemachet. Aber den meisten grossen Herren fehlet die zu einer klugen Regierung erforderliche Vigilanz. Sie

(146) Denn Unverstand und Tyranney seynd genau mit einander verwandt. Einem Tyrannen mangelt allezeit die Weißheit. Er ist halb närrisch, indem er die menschliche Natur umwenden, und die Menschen wie die Thiere, oder wenigstens wie die verächtlichsten Leibeigenen tractiren will. Was man von der Tyranney des Caligulä liesel, das würde fast niemand glauben, wenn es Suetonius allein und nicht nebst ihm auch andere Geschicht-Schreiber selbiger Zeit aufgezeichnet hätten. Daher meynet *Bayle*, Caligula sey nicht blos boshafftig und grausam, sondern würklich im Kopf verruckt und wahnsinnig gewesen. S. Le Diction. histor. & crit. de *Bayle*, unter dem Artic. Caligula, die Anmerkungen B. und M.

(147) Es ist zwar an dem, daß auch offt die verdientesten Männer ausgejaget worden. Allein das thut nichts zur Haupt-Sache. Die Verdienste kommen auch nicht allemahl von der Tugend her, sondern mehrentheils von dem Ehrgeitze. Sub specie virtutis vitium saepe Bacchanalia celebrat. Dergleichen Leute machen sich leichtlich einen Anhang, eine Faction, und seynd folglich der Freyheit des Staats gefährlich. Seynd sie würklich tugendhafft, so werden sie sich über den sie betreffenden Unfall nicht beschweren: Denn es geschiehet alles um des gemeinen Besten willen. Seynd sie aber lasterhafft, so hat man sich nichts um sie zu bekümmern, und geschiehet ihnen nicht unrecht. Man kan denen Personen, die sich in besonderes Ansehen gesetzt haben, nicht ins Herz sehen, und nicht wissen, was sie im Schilde führen, so sittsam und bescheiden sie auch scheinen. Ja diese seynd offt die gefährlichsten. Wer seine Ambition merken lässet, der wird in der Welt nicht groß. Die, so über ihn seynd, drucken ihn nieder, und die andern, welche seines gleichen seynd, lassen ihn aus Neid nicht aufkommen. Deswegen wissen die recht schlau ehrgeitzigen sich mit grosser Kunst zu verstellen, und den Schein der Bescheidenheit und Demuth an sich zu nehmen, wie man an dem Exempel eines Seiani, (von welchem *Tacitus* Annal. IV. cap. I. zu lesen ist) eines Cromwels, und anderer mehr sehen kan.

seynd insgemein wollüstig, denken auf Maitressen, Opern, Comödien, Müsic, Jagden, und andere Lustbarkeiten. Da steiget denn ein ehrgeitziger Minister in die Höhe, wie der Cardinal Wolsey unter K. Heinrichen VIII. in Engelland. Der König brachte seine Zeit mit allerhand Ergetzlichkeiten zu, oder studirete und schrieb Bücher wider den Luther. Wolsey war indessen Prorex. Ein Herr muß nicht zu viel studiren, und nicht wie ein Gelehrter unter seinen Büchern sitzen; sonst regieret er nicht. Wenn ein grosser Herr seine Bedienten zu groß werden lässet, so stehet er in Gefahr bald zu Grunde zu gehen. Deswegen ist es offt besser, daß er etwas hart ist. Der Kayser Ludewig der Fromme machete bey Lebzeiten seine Söhne zu Königen, welche ihm aber auch viel Verdruß anthaten. Man hat Exempel, daß Könige durch ihre Bediente abgesetzet worden. Wir wissen, was die Maiores Domus im Fränkischen Reiche vorgenommen; was der Crommel in Engelland gethan. Der Herzog von Guise hatte vor, den König Heinrich III. ins Closter zu sperren, würde es auch noch dahin gebracht haben, wenn er nicht wäre ums Leben gebracht worden. Die Deutschen Kayser haben es versehen, daß sie die Herzoge von Sachsen, Bayern, und andere, groß gemachet, welche ihnen hernach unendlich viele Verdrießlichkeit verursachet haben. (148) Aus was für Ursachen hat wohl Hugo Capetus sich auf den Französischen Thron schwingen können? Wenn bißweilen ein grosser Herr eine besondere Liebe auf einen Mann geworffen hat, so machet er ihn alsobald unpolitischer Weise gar zu groß. König Christian V. in Dänemark hatte eines Weinhändlers Sohn, den bekannten Greiffenfeld sehr groß gemachet, bey welchem man hernach einen gefährlichen Brief-Wechsel mit Schweden fand. So

lange

(148) Wie Kayser Otto der Grosse den Johannem, Abt von Gorze, einem Kloster unweit Metz, als Gesandten an den König der Saracenen nach Cordua in Spanien geschicket, und der Gesandte viel Wesens gemachet, was Otto für ein weiser und tapferer Herr wäre; hat der Saracenische König geantwortet: Wenn Kayser Otto ein weiser Herr wäre, warum er seine Anverwandten so groß machete? Denn es ist bekannt, daß dieser Kayser mit seinen Anverwandten, die ihn vom Throne stossen wollen, viele Kriege führen müssen. vid. *Johann. Metens.* in vita Johannis Abbatis Gorzienfis, apud *Mabillon.* in Annal. Benedictin. saeculo V. p. 411. 412. Es ist der Mühe werth, diese Reflexion zu lesen. [* Die hieher gehörigen Worte des Königs der Saracenen, wie sie in cit. vita Johannis Abbatis Gorzienfis ausgedrucket seynd, lauten wie folget: Vnum est, in quo Ottonem non satis prouidum esse. Quid, inquit (*Joannes Gorzienfis Abbas*) illud est? Quod potestatem virtutis suae non sibi soli retinet, sed passus est vnicuique suorum propria potestate, ita vt partes regni sui inter eos diuidat, quasi eos sibi inde fideliores habeat, & subiectiores, quod longe est. Exinde enim superbia, & rebellio contra eum nutritur atque paratur, vt nunc in genero ipsius (*Conrado*) actum est, qui filio ei per perfidiam subducto publicam tyrannidem contra eum exercuit. conf. Sim. Friedr. Hahns Teutsche Staats- Reichs- und Kayser-Historie, Part. II. cap. III. p. 96. not. ee.]

lange bey den Römern die Magistratus ambulatorii waren, so lang war ihre Republic bey guten Kräfften. Wie sie aber das imperium oder die Gewalt der Statthalter in den Provinzien prorogireten, und sonderlich den Cäsar so lange in Gallien stehen liessen, da neigte sich die Republic zu ihrem Untergange. Cäsar und Pompejus ämulirten mit einander: Darauf gieng der Bürgerliche Krieg an. Ehrgeitzige Leute haben, wenn man ihnen zu viel Gewalt lässet, allerley Künste, einen Staat umzustürzen und die Ober-Herrschafft an sich zu reissen. (149) Ein grosser Herr muß selbst regieren. Wenn er dieses thut, wie sichs gebühret, so wird keiner in seinem Reiche so groß und mächtig werden, daß er sich vor ihm fürchten müsse. Der Regent lasse sich zum öfftern sehen, (150) sey freundlich, und nehme sich der Regierungs-Geschäffte mit Ernst an. Denn sonsten regieren die Minister, welche eben deswegen den Herrn von den Regiments-Sorgen abzuziehen und mit andern Dingen zu unterhalten suchen, damit sie herrschen können. Was nun ferner die Dürfftigkeit der Unterthanen, als den andern Grund innerlicher Unruhen und Rebellionen, anlanget, so ist kein besseres Mittel dagegen, als das Volk zur Arbeitsamkeit und Mäßigkeit zu gewöhnen, und die Verschwendung und Ueppigkeit abzuschneiden. Denn die Ueppigkeit (Luxus) ist das gröste Unglück eines Herrn und des ganzen Landes. Wenn die Leute nichts mehr haben, so fangen sie Tumult an; wie man aus dem *Cicerone* und *Sallustio* an dem Exempel des Catilinae und seiner Gesellen sehen kan. (151) Je ärmer ein Mensch ist, je verwegener ist er auch, weil er nichts zu verliehren hat.

(149) Absonderlich, wenn sie die Soldaten auf ihrer Seite haben. Cäsar, und in neuern Zeiten Wallenstein, können hier zum Exempel dienen. Jener war ein verwegener und kühner Mensch, der böse Absichten hegete, dabey aber einen grossen Verstand besaß, und die Religion, ob er schon selbst keine hatte, bey dem Volk listig zu gebrauchen wuste. Der Wallenstein war gleichfalls ein Mann von unermeßlichem Ehrgeitze, der einen König von Böhmen und endlich gar einen Kayser im Kopf hatte.

(150) Wie unser voriger König (Friedrich I.) noch Churfürst war, konnte man ihn leicht sehen und sprechen. Wie er König worden, redeten ihm die Minister ungereimter Weise ein, er müste sich itzo nicht mehr so offt sehen lassen. Hierauf wurde es auch viel schwerer vor ihn zu kommen. Der jetzige König (Friedrich Wilhelm) hat unter vielen herrlichen Qualitäten auch diese, daß er gegen jedermänniglich affabel ist, und sich gerne sprechen lässet.

(151) Catilina hatte zuerst liederlich gelebet und sein Vermögen durchgebracht; deswegen wollte er hernach sich auf Unkosten der Republic wieder bereichern, und zog dahero andere, die in gleichen Umständen waren, an sich. Unter einer grossen Menge Volks seynd allzeit mehr arme als reiche. Daher kan ein Mann, der Muth und Herz hat etwas zu unternehmen, leichtlich einen starken Anhang bekommen. Die ersten Soldaten, die sich zu der Parthey des Davids schlugen, seynd Leute gewesen, die in Noth und Schuld, und betrübtes Herzen waren. S. 1. Sam. XXII, 2.

Wenn demnach ein grosser Herr seine Unterthanen klüglich und sicher beherrschen will, so lasse er sie nicht in Müßiggang verfallen; sondern erhalte sie in der Arbeit, befördere die Commercien und Manufacturen, (152) belohne die Arbeiter, bestraffe die Müßiggänger. In unsern Landen seynd die Auflagen nicht zu groß; und an andern Orten geben die Leute noch mehr: aber Pracht und Ueppigkeit ist zu groß. Alles wird an Kleider gehänget, auch unter denen vom gemeinen Bürger-Stande. In Frankreich ist anitzo eben dieser Zustand, und fehlet nichts als ein Aeolus, so würde die Spreu in die Höhe gehen. Wenn, zum Exempel, Villars, als ein Mann, der zu kühnen Unternehmungen aufgelegt ist, etwas anfienge, so würde er ausser Zweifel Ingreß finden. Die Leute seynd alle fertig und bereit; denn der Luxus hat sie ganz erschöpft. Wir würden es nicht besser machen. Es ist aber auch zu merken, daß die Armuth der Unterthanen nicht einzig und allein von der Ueppigkeit herrühre, sondern auch, und zwar meistens, von dem Geitz und der *allzu* grossen Exaction des Regenten. Diesem contribuiret ohnehin kein *Unterthan* gerne. Wenn nun hernach die Steuern und Schatzungen noch dazu mit Härtigkeit und Gewalt eingetrieben werden, so müssen Unruhen entstehen. Zuerst werden Klagen gehöret: (153) Dann kommet etwa ein schlauer Bläser und Aufrührer, und bringet das Volk völlig in Harnisch. In Neapel hat im Jahr 1647. ein elender Fisch-Verkäuffer, *Tomaso Aniello*, insgemein Masaniello genannt, einen Tumult *angefangen*, vor dem sich selbst

(152) Darum sehen eben die Holländer so sehr auf die Fortsetzung ihrer Commercien und Manufacturen, damit die Leute etwas gewinnen und nicht auf gefährliche Händel denken mögen. Müßige und verarmte Leute können von einem Mann, der wohl beredt ist, oder auch nur ein fertiges Maul hat, leichtlich aufgewiegelt werden. Denn das gemeine Volk lässet sich von einem Geschrey und von einem Wind führen, wie man nur will. Deswegen müssen kluge Regenten und Obrigkeiten auf dergleichen Stentores und Schreyer ein wachsames Auge haben. Zu solchen Aemtern, deren Beschaffenheit es erfordert, öffentlich vor dem Volke zu reden, nimmet man am füglichsten solche Personen, die keine ausserordentliche Gaben haben. In Venedig ist kein einziger recht geschickter Prediger. Ein Mann von grosser Beredsamkeit wird gleich unter dem Schein der Ehre removiret, so bald man merket, daß er sich bey dem Pöbel in Gunst gesetzet habe. Was haben nicht der Sachverell in Engelland, der Mayer und Krumbholz in Hamburg, für Lermen gemachet? Es waren eben keine Haupt-Gelehrte, sondern fumi venditores, demagogi, pseudo-eloquentes.

(153) Wenn die Leute durch Armuth und Mangel fast auf das äusserste gebracht worden, so seynd sie schwer zu besänfftigen. Da hilfft nichts, man mag ihnen von der Tugend vorschwatzen, was man will. Man hat in Rom wohl eher gehöret, daß wenn bey einer Theurung der Pabst von dem Fenster seines Pallasts dem Volke den Seegen ertheilen wollen, dasselbe ihm zugeruffen: Heiliger Vater! keinen Seegen, sondern nur grösser Brodt!

selbst der Vice-Ré bücken müssen. In einem solchen Aufruhr gehet es über die Vornehmsten und deren Häuser am ersten her: denn da meynt man allen Reichthum beysammen zu finden. Wenn endlich die Tyranney, als die dritte Quelle der Rebellionen, verhütet werden soll: So muß man einem Herrn, der Land und Leute beherrschen soll, bey Zeiten die Kunst zu regieren, das ist, gesunde und richtige Lehr-Sätze der Politic beybringen, und ihn von Jugend auf unterrichten, wie er allerhand Nationen mit behöriger Klugheit und Geschicklichkeit regieren könne. Philipp II. war ein guter Herr in Spanien: nur die Niederländer kennete er nicht genugsam, und wuste sie also nicht zu regieren. Daß aber die harte Regierung an Tumulten Ursach sey, kan man nur an den Holländern, an den Liefländern, an den Schweizern, als an lebendigen Beyspielen sehen. Diesen Völkern hat man ihre hergebrachte Gerechtsame oder iura quaesita genommen, welches eine Sache ist, so die Menschen am meisten verdriesset. Denn wie ist es in die Länge auszustehen, wenn einem gegründeten Rechte nichts als Gewalt entgegen gesetzet wird? Ein niedergeschlagener Mensch machet endlich nichts daraus, sondern hält stille und befiehlet es GOtt. Aber es giebt auch Leute, die freymüthiger seynd, und einen höhern Geist haben. Da kommet ein Patkul und raisonniret ihnen vor. Darauf wachen die andern auch auf, und damit gehet das Feuer an. Die Leute, so von ferne stehen, sagen hernach: Dieser Herr wuste nicht zu regieren. Die Tumultuanten haben immer eine scheinbare Ursache, warum sie sich abreissen, und es fehlet ihnen nicht an Gründen sich zu rechtfertigen. (154) Ja, wenn auch ein Herr noch so gut regieret, so finden sich doch allezeit Malcontenten. Der itzige König in Engelland (Georg I.) regieret herrlich: indessen aber hat er doch immer böse Leute und heimliche Anhänger des Prätendenten um sich. Wenn einer auch so fromm regieret, wie der König David, (155) oder wie der Kayser Ludouicus Pius, so ist er doch der Gefahr unterworffen, daß ihm gar seine eigene Kinder in die Haare fallen. Denen gesellen sich hernach bald andere zu. Die Menschen seynd wie ein Bogen, der gespannet ist, qui semper ad situm suum naturalem tendit. Und so viel von Verhütung der Rebellionen und innerlichen Unruhen. Wenn nun aber gleichwohl ein Tumult und Aufruhr

(154) Der obgedachte Patkul hat beständig Recht haben wollen, auch biß auf den letzten Augenblick seines Lebens, da er gerädert wurde. Thomasius und andere in Sachsen haben ihm auch eine Apologie geschrieben. Non potest ius quaesitum, ne quidem ab Angelo, alicui auferri, sagen die Juristen. Es ist auch wahr: deswegen aber muß man nicht gleich zu den Waffen greiffen.

(155) S. *Bayle* Diction hist. & crit unter dem Artickel David, in der Anmerkung G.

ruhr entstehet, so ist das beste Mittel, solchen zu stillen, wenn die Rädelsführer in möglichster Geschwindigkeit beym Kopf genommen und umgebracht werden. So haben es die Holländer gemachet, als einsmahls in Amsterdam ein grosser Tumult war. Wenn die Rädelsführer aus dem Weg geräumet seynd, werden die andern bald auseinander gehen. Denn die seynd nur Spreu, und lauffen zusammen, raisonniren und lermen mit, so lange sie von ihren Häuptern und Anführern verhetzt und in Bewegung gesetzet werden. Seynd aber diese hinweg, so geben sie bald nach. (156)

Das siebenzehnte Capitel,
Von der besondern Staats-Klugheit der Monarchen.

I.

Von den so genannten Arcanis rerumpublicarum, oder Staats-Maximen, und deren unterschiedlichen Classen.

Es ist bißhero gezeiget worden, was nach den Regeln der Klugheit bey der Ausübung und dem Gebrauche der Regalien oder Majestäts-Rechte zu beobachten sey; und zwar also, daß sothane Regeln überhaupt auf alle Staaten appliciret werden können, und in allen Regierungs-Formen diensam und brauchbar seynd. Nunmehro aber folgen die eigentlichen Staats-Maximen, welche bey dieser oder jener Staats-Verfassung insbesondere in Acht genommen werden müssen, und welche man insgemein arcana rerumpublicarum, arcana status, arcana imperii, (Staats-Geheimnisse) zu nennen pfleget. (1) Man trifft zwar

(156) Von andern Mitteln, die entstandenen Empörungen und Rebellionen zu dämpfen, hat *Hertius* in elem. prud. civ. P. II. Sect. XXV. weitläufftig Nachricht gegeben.

(1) Zur Erleuterung dieser Materie dienen *Arnoldi Clapmarii* de arcanis rerumpublicarum libri sex, worüber der ehemahlige Jenaische Professor, *Io. Christfried Sagittarius* einige Anmerkungen geschrieben, auch darüber gelesen hat. *Martinus Schoockius*, Professor honorarius zu Frankfurt an der Oder, hat auch des Clapmarii Tractat A. 1668. von neuem ediret und durch seine Zusätze suppliren wollen, der aber, als ein Halbgelehrter nicht geschickt dazu war. Clapmar ist Professor historiarum & Politices zu Altorf gewesen, ein hochgelehrter Mann, dessen Schrifften alle herrlich seynd. Sein so betiteltes Nobile Triennium, welches er für Edelleute geschrieben, die noch was mehrers als cavalierement lernen wollen, ist bekannt, und allen zu recommandiren. Ich halte ihn und sein Buch de arcanis rerumpubl. sehr hoch, ob ich zwar wohl weiß, daß andere nichts davon halten, und meynen, es sey unordentlich geschrieben. Sie wissen es aber nicht zu gebrauchen. Clapmar war ein Mann, der wohl zu schreiben wuste, und nicht

zwar viele Leute unter gelehrten und ungelehrten an, welche einen Staats-Lehrer auslachen, wenn er von arcanis redet, weil sie meynen, man könne davon nichts vorbringen. Allein das Wort arcanum, welches die politischen Scribenten dem Tacito abgeborget haben, wird hier nicht genommen für etwas dergestalt heimliches oder verborgenes, daß man es nicht wüßte: Sondern arcana heissen nichts anders, als besondere Staats-Maximen oder Regeln der politischen Klugheit, deren man sich bey der Ausübung der Regalien schicklich bedienet, und zwar zur Sicherheit und Erhaltung des Regenten und des Staats, das ist, zu Befestigung der einmahl eingeführten Regiments-Verfassung. (2) Diese Maximen seynd entweder gerecht oder ungerecht, klug oder unklug. Daher gehöret auch in gewisser masse hieher die falsche und böse Staats-Kunst. (Politica scelesta et flagitiosa) Hernach hat man sowohl allgemeine, als auch besondere Staats-Maximen. Jene lassen sich in allen und jeden Staaten ohne Unterschied der Regierungs-Formen, diese aber nur in besondern appliciren. Also ist vieles klug in einer Monarchie, welches unklug seyn würde in einer Aristocratie oder Democratie. Manche Maxime ist gut für Engelland, nicht aber für Frankreich, oder andere Reiche, u. s. w. Ein Staats-Kluger muß sich nach allen Regierungs-Formen zu richten wissen, und überall glücklich leben und regieren können, eben weil die Klugheit zeiget, wie man sich in alle Umstände schicken müsse. Wenn nun ferner die Staats-Maximen also beschaffen seynd, daß dabey die Regenten, so wohl in Monarchien als auch in andern Staaten, insonderheit auf sich und ihren Nutzen sehen, auf ihre

nicht pedantisch, hatte die alten, imgleichen auch die Deutschen Geschicht-Schreiber, sonderlich des *Guntheri* Ligurinum fleißig gelesen, und war ein geschickter Jurist dabey. In den Urtheilen von Büchern muß man nicht viel glauben. Denn offt stecken diejenigen, die von Büchern Nachricht geben wollen, in Vorurtheilen, wie Baillet und Pope-Blount gezeiget haben, da man von einem Buche gleich etliche judicia unter einander findet, die einander widersprechen. Ich habe selbst viel solcher unbilliger Urtheile gehöret. Man muß demnach die Bücher selbst einsehen. Insbesondere darff man sich auf *Struvii* judicia nicht verlassen, als welche insgemein general, lächerlich, und so beschaffen seynd, als wenn er nichts gesagt hätte. Denn er hat die wenigsten Bücher selbst angesehen. Interim grus gruem sequitur. Einer schreibt des andern judicium von einem Buche blindlings aus, und also muß man hierinnen destoweniger leichtglaubig seyn.

(2) Also kan ja, zum Exempel, ein Lehrer, der die Historie und Politic gründlich studiret hat, wenn er seinen Zuhörern einen Unterricht von den Staaten von Europa giebet, die Arcana eines jeden Staats erklären; das ist, diejenigen politischen Maximen, welche die Regenten in diesem oder jenem Staat zwar nicht gerne wissen lassen oder jedermänniglich kund machen, welche aber gleichwohl von verständigen und scharfsinnigen Leuten eingesehen und heraus gebracht werden.

ihre Hoheit, Macht und Ansehen; kurz, auf ihre Erhaltung und Sicherheit, damit sie bey dem Regiment bleiben und nicht abgestossen werden: So werden solche Arcana dominationis genennet, oder auch Jura dominationis, wenn sie nehmlich auch nicht einmahl den Schein einer Unbilligkeit haben. Im engern Verstande aber heissen Arcana dominationis diejenigen Maximen oder Regierungs-Künste, welche zwar böse und ungerecht scheinen, es aber doch in der That nicht seynd, wenn man sie genauer einsiehet. Hieher gehöret, z. E. die Geschwindigkeit, mit welcher man diejenigen Personen, die etwas gefährliches wider den Staat oder die Person des Regenten angesponnen haben, aus dem Wege räumen muß. Zum Exempel: Wenn der Pöbel oder die Enthusiasten hören, wie der Kayser Ferdinand II. den Wallenstein ohne Proceß massacriren, oder wie König Heinrich III. in Frankreich die Herzoge von Guise unvermuthet umbringen lassen: So denken sie, es sey gottlos und grausam. Allein das Urtheil unverständiger Leute thut hier nichts zur Sache: Denn sie begreiffen nicht, daß man öffters bey gefährlichen Conjuncturen mit der grösten Geschwindigkeit zu Werke gehen müsse, wenn der Regent oder der Staat soll erhalten werden. Mit denen von gefährlichen Personen und Aufrührern in geheim geschmiedeten Anschlägen ist es beschaffen wie mit angelegten Minen, welche springen, wenn man nicht beyzeiten zuvor kommet. Von solchen, obwohl dem Schein nach bösen, doch an sich nicht bösen noch ungerechten Arcanis dominationis, welche man auch Staats-Streiche (Coups d'Etat) (3) zu nennen pfleget, seynd zu unterscheiden die Flagitia domi-

(3) Wir haben zwar von dem berühmten *Gabriel Naudé* ein hieher gehöriges Werkgen unter dem Titel: Considerations politiques sur les Coups d'Etat: Es ist aber darinnen diese Materie nicht nach Würden abgehandelt noch auf richtige principia gesetzet. Daher hat Pufendorff (in der Vorrede zu der zweyten Edition seines Werks de jure nat. & gent.) nicht ohne Ursache gewünschet, daß jemand davon was rechtes ausarbeiten mögte; ja er hatte selbst dazu einige Hoffnung gemachet. Er wäre auch dazu tüchtig gewesen, denn er besaß die dazu gehörige Wissenschafft, und führte einen nachdrücklichen pathetischen stilum. Pufendorff war gewiß ein grosser Mann, dessen gleichen wir leicht nicht wieder haben werden, den wir aber nicht nach Verdiensten zu estimiren wissen; sonderlich in unsern Landen. Denn er wollte sich an unsern Hof von denen Hof Leuten, welche andere Menschen nur für Käfer ansehen, nicht commandiren lassen. Da wurden sie ihm feind. Darum gilt er hier zu Lande am wenigsten. Anderer Orten wissen Leute, die in affairen seynd, seine Schrifften gar wohl zu gebrauchen und haben sie fast allezeit auf dem Tische liegen. Es gefället mir auch Pufendorff in politischen Dingen fast besser, als in seinem Natur- und Völker-Rechte; wiewohl er mir auch darinnen nicht mißfället. Denn in der Lehre des Rechts der Natur wird täglich was neues ausgedacht, und so wird es auch ins künfftige gehen. Veritati non clauditur os. Die aber den Pufendorff verachten, seynd nicht werth ihm die Schuhriemen aufzulösen.

dominationis oder die würklich bösen, gottlosen, ungerechten Thaten der Regenten, die Kunst-Griffe der Tyrannen, kurz, die sogenannten Machiavellistischen Staats-Maximen, d. i. solche, wie sie der Machiavelli vorgetragen hat, er mag es nun im Ernst oder ironice gethan haben. Die Tyrannen seynd wie die bösen Schuldner, die bald ein Loch zu, bald das andere aufmachen. Sie sinnen beständig auf gottlose Betrügereyen und boshaffte Streiche; haben aber keinen rechten Verstand, sondern seynd von ihren Affecten halb rasend. Ein jeder Staat, nach allen dreyen Regierungs-Formen, hat seine Jura et Arcana dominationis, seine Staats-Streiche; ja auch seine Flagitia oder tyrannischen Maximen. Denn überall äussert sich bißweilen eine Tyranney, obschon das Subiectum imperii variiret. (4) Ausser allen diesen Arcanis imperii et dominationis hat man auch noch Arcana inania, wie sie von einigen genennet werden, oder besser zu reden, simulacra imperii siue dominationis, welche darinnen bestehen, daß, wenn ein Staat in Ansehung der Regiments-Verfassung eine Veränderung gelitten und eine andere Gestalt bekommen hat, diejenigen, bey denen die höchste Gewalt ist, gleichwohl, wenigstens dem Scheine nach, von der alten Forma noch etwas übrig lassen, damit die einfältigen nicht so deutlich merken, daß die Republic ganz sey umgeschmelzet worden. Zum Exempel: Venedig war ehedem eine Monarchie, und die höchste Gewalt war bey dem Doge oder Herzoge. Itzo ist es eine Aristocratie. Nichts destoweniger haben die Venetianer ihren Doge biß auf den heutigen Tag beybehalten. Doch ist das nur Schattenwerk und ein blosses Simulacrum. Denn eigentlich ist er kein Fürst oder Dux; sondern nicht mehr als ein doppelter Raths-Herr, der zwo Stimmen hat. In Straßburg war vor diesem das Regiment Aristocratisch: Hernach verwandelte sichs in eine Democratie. Man liesse aber doch die Städt-Meister, die alten Elsaßischen Adelichen Geschlechter, in hohem Rang. Nur sie hatten nichts mehr zu sprechen. Die Nahmen und Tittel bleiben, obschon die Sache selbst aufgehoben ist. Wie der alte Römische Staat, der zuerst unter den Königen Monarchisch gewesen, nach Verjagung des Tarquinii Superbi in eine Aristocratie verändert wurde, blieben gleichwohl noch einige simulacra regii imperii übrig, wie solide Juristen in der Historie des Römischen Rechts deutlich darthun. Und wiederum, als Rom zuletzt unter die Gewalt der Kayser oder Imperatorum kam, lies-

(4) So beschreibet *Amelot* in seinem Tibere die tyrannischen bösen Maximen dieses Kaysers, in seinem Staat von Venedig aber die bösen Staats-Maximen der Nobili. So hat auch vorlängst Aristoteles die böse Staats Künste der Griechischen Republiken entdecket.

liessen diese dem Römischen Volke noch immer einen Schatten der Freyheit. Sie gaben Gesetze in comitiis, liessen Plebiscita, Senatusconsulta machen, und was dergleichen Dinge mehr seynd. Das waren die Hülsen, der Kern war weg.

II.

Von den Arcanis imperii oder denjenigen Maximen, die zu Erhaltung des Staats überhaupt gehören.

Wenn wir die Staats-Maximen oder Arcana imperii überhaupt und also betrachten, daß sie auf alle und jede Staaten, ohne Unterschied der Regierungs-Formen, sich schicken, und die Erhaltung, Sicherheit und Befestigung der gegenwärtigen Regiments-Verfassung zum Zwecke haben: So gehören dazu fürnehmlich folgende Regeln. I. Man muß die Gelegenheiten zu Tumulten und Empörungen möglichst abzuschneiden und also zu verhüten suchen, daß keiner zu allzugrosser Macht gelange, noch sich gelüsten lasse, nach dem Regimente zu schnappen. Deswegen ist sehr gut, wenn dem Volke etwas zu thun gegeben und dasselbe zur Handlung, zu Künsten und Handwerkern angehalten wird: Wie es die Niederländer gemachet haben. (5) II. Die wichtigsten Ehren-Stellen und obrigkeitlichen Aemter müssen mit rechtschaffenen Personen besetzet, und sonderlich Achtung gegeben werden, daß sie ihrer Gewalt nicht mißbrauchen. (6) Denn wenn solches geschiehet, so wird das Volk unwillig, und, wo die Mißbräuche nicht beyzeiten abgestellet werden, auf die letzt toll und rasend. Den obrigkeitlichen Personen wird ja deswegen die Gewalt gegeben, daß sie das Volk beschützen, nicht aber drücken sollen. Derowegen müssen grosse Herren eine genaue Obsicht haben. Kayser Carl der Grosse hat seine Missos regios zu dem Ende gehabt, daß sie herumreisen und nachsehen müssen, ob auch Recht und Gerechtigkeit behörig verwaltet und gehandhabet würde. Nichts dringet den Leuten mehr zu Herzen, als wenn sie sich sollen ohne Ursache Gewalt und

(5) vid. *Nicolaus Burgundus*, lib. III. Histoir. Belgic. ad. A. 1565. conf. *Hert.* elem. prud. ciu. P. II. Sect. XI. §. V. p. 174.

(6) vid. *Hobbes* de Ciue. cap. XIII. §. XVII. conf. *Mich. Piccarti* Obseruat. histor. polit. decad. XII. cap. VI. Von diesen Obseruationibus historico-politicis des gedachten Piccarti seynd in allen achtzehn Decades in 8. und zwar die zwölf erstern noch bey dessen Leben, die letztern sechs aber nach seinem Tode herausgekommen. Es ist ein Buch, das sehr zu recommandiren ist. Piccart war Professor zu Altorff, ein geschickter Philosoph und gründlich gelehrter belesener Mann. Er konnte auch viele Sprachen, welches zu selbiger Zeit etwas rares war. Denn er lebte schon zu Anfang des XVII. Seculi. In politicis war seine gröste Stärke, wie denn seine Anmerkungen über des Aristotelis politicorum libros unvergleichlich seynd. Man hat auch von ihm noch verschiedene schöne Dissertationes politicas, wie auch einige lateinische Briefe, welche *Petr. Burmannus* in sylloge Epistolarum ediret hat.

und Unrecht thun lassen. Die Schweitzer seynd aus keiner andern Ursache von dem Hause Oesterreich und dem Deutschen Reiche abgefallen, als weil die Oesterreichischen Land-Voigte sich ihrer Gewalt gemißbrauchet hatten. Dafern aber ein Mißbrauch vorgegangen, so muß ein kluger Fürst solchem geschwind abhelffen, (7) und den Fehler auf die Magistratus inferiores schieben, damit die Unterthanen nicht auf die Gedanken gerathen, daß er Ursach daran sey. Wo man auch lieset, daß die Unterthanen nicht zufrieden gewesen, da wird man gemeiniglich finden, daß sie gesaget: Sie könnten fast nicht denken, daß es ihrem Herrn bekannt seyn sollte, wie man mit ihnen umgienge. III. Die dritte Regel ist, daß man nicht leichtlich gestatten müsse, daß von den Gerechtsamen der Regenten (de iuribus imperii) disputiret werde. Deswegen ist es an vielen Orten nicht erlaubt, das Staats-Recht zu lehren. In Deutschland zwar wird alltäglich über die Gerechtsame des Kayserś und der Stände disputiret, und wir haben ein Jus publicum maxime controuersum. Da kan ein jeder frey schreiben, was ihm dünket. Aber eben das zeiget die Schwäche und Irregularität unserer Staats-Verfassung an. In Pohlen ist es fast eben so, und haben daselbst, unter andern der *Chwalkowsky* und der *Zalaszowsky* vom iure publico geschrieben. In andern Reichen und Staaten hingegen ist man in diesem Stücke viel behutsamer. Die Venetianer lassen nicht gerne von ihrer Republic schreiben: wir haben auch wenig eigentliche Nachrichten von ihrer Staats-Verfassung, ausser was Fremde davon bekannt gemachet haben. In Frankreich darf keiner bey Leibes- und Lebens-Straffe vom Staats-Rechte schreiben. In Dänemark ist das ius publicum extinguiret. In Engelland ist zwar sonst grosse Freyheit: Man hat aber doch auch Exempel von einigen das Englische Staats-Recht betreffenden Schrifften, welche seynd unterdrucket worden. Also hat König William ein im Jahr 1702. herausgekommenes Buch, welches in Holland unter dem Titel les Droits des Communes ins Französische übersetzet worden, sogleich confisciren lassen. Der Verfasser dieses Tractats, Nahmens Marquard, war einer von den Gliedern des Unter-Hauses, welches damahls einen Streit mit dem Ober-Hause hatte. Aber der König sagete: Wenn ei-

(7) Regenten müssen nicht eigensinnig und halsstarrig, sondern ihre Regierungs-Fehler zu ändern willig seyn. Die Halsstarrigkeit stehet keinen Menschen wohl an; am allerwenigsten einem Fürsten. Es müssen aber die Mängel und Gebrechen in dem Regimente bey Zeiten verbessert werden. Dahin gehören die Declarationes grosser Herren. So viel Declarationes, so viel Anzeigen begangener Fehler. Man saget zwar: Mundum regi exigua sapientia. Allein die Welt wird auch gemeiniglich unordentlich und unglücklich genug regieret.

ner ein Recht zu haben meynte, so könnte er solches im Parlamente vorbringen, und hätte nicht nöthig es öffentlich bekannt zu machen. Was die vereinigten Niederlande anbetrifft, so muß man nicht denken, daß ihre Republic so beschaffen, daß unter den Provinzien keine Streitigkeiten wären. Es ist auch bekannt, was die Statthalter für Gerechtsame prätendiren. Deswegen leiden die Holländer auch nicht, daß von ihrem systemate ciuitatum ein systema iuris publici geschrieben oder gelehret werde. (8) IV. Endlich muß man auch Achtung geben, daß man diejenigen, welchen das Recht und die Macht zu regieren nicht zukommet, nicht zu groß werden, noch dieselbe die hohen Regalien exerciren lasse. Kluge Regenten müssen ihre Ehre keinem andern geben; sondern alle Rechte der Majestät selbst behalten, es mag nun der Staat eine Monarchie, oder eine Aristocratie, oder eine Democratie seyn. In Venedig darf keiner einen Pallast oder ein Hauß haben, das ringsherum frey stehet. Die Veränderung in der Französischen Monarchie ist aus dem Staats-Fehler entstanden, daß man nehmlich den Grafen und Geistlichen zu viel gegeben, und sie ein Imperium exerciren lassen, so daß Hugo Capetus, als er König ward, fast nichts mehr übrig hatte. Die Könige in Frankreich würden auch noch nichts haben, wenn nicht Ludwig XI. die vielen kleinen Herren wieder gedemüthiget, und also den Grund zur Souveraineté geleget hätte. Denn vor selbiger Zeit war in Frankreich eben so ein elender Zustand, wie in unserm Deutschen Reiche, wo aus allzu grosser Nachsicht, und aus denen allzu unmäßigen Schenkungen der Kayser fast so viele kleine Kayser oder Könige entstanden, als Stände seynd. (9) Es ist aber vor die Unterthanen und Einwohner eines grossen Landes nicht gut, wenn so viele Gottes-Gnaden seynd. Man siehet also, daß die Regenten eines Staats (es mag nun eine Monarchie oder eine freye Republic seyn) nicht vorsichtig genug seyn können, um die Veränderung zu verhindern; zumahlen, da offt etwas, das an sich gut ist, nach und nach, wenn man sich nicht wohl vorzusehen weiß, gefährliche Folgen haben kan. Die Römer haben zum öfftern aus Noth Dictatores angenommen: Nach und nach aber ist daraus der Umsturz ihrer Republic entstanden. Man weiß, was

der

(8) Das hat Ulrich Huber in einer besondern Oration, welche in seinen Auspiciis domesticis exercitationum stehet, mit mehrerm gewiesen. [* S. auch *Io. Petr. de Ludewig* in singular. jur. publ. p. 142-151. wo mit Umständen gezeigt wird, wie die Lehre des Staats-Rechts in den meisten Reichen und Staaten verboten oder doch sehr eingeschränket sey.]

(9) Der Kayser Otto I. wurde deswegen von dem Sultan in Cordua einer Unklugheit beschuldiget, weil er seine nächsten Verwandten so gar groß gemachet hatte. S. was hievon bereits in dem §. XXV. des vorhergehenden Capitels ex Vita Iohannis Abbatis Gorziensis ist angemerket worden.

der Sylla, und nachgehends Caesar, als Dictatores gethan, und wie dieser endlich die Römische Republic gar übern Hauffen zu werfen Mittel gefunden habe.

III.

Von den arcanis et iuribus dominationis, oder denjenigen Maximen, die zu Erhaltung und Sicherheit der Regenten gehören.

Nun folgen diejenigen Staats-Maximen, vermittelst welcher die Regenten, sowohl in monarchischen als andern Staaten, ins besondere ihren Nutzen, d. i. ihre Macht, Hoheit, Ansehen und Sicherheit zu erhalten und zu befestigen suchen, und welche, wie aus dem vorigen erhellet, arcana & iura dominationis genennet werden. Diese nun kommen hauptsächlich auf folgende Regeln an. I. In allen Anschlägen, Aussprüchen und Unternehmungen eines Regenten muß sich nicht nur Beständigkeit, sondern auch Großmuth und Billigkeit blicken lassen. Man kan nicht allezeit nach der Schärfe verfahren. Summum ius summa saepe est iniuria. Wer allezeit nach dem strengen Rechte gehen will, ist ein Enthusiast. Ein solcher enthusiastischer Regent spricht: Fiat iustitia, & pereat mundus. Ich antworte: Setze einmahl, periisse mundum: So bist du ja kein Regent, kein Fürst mehr, sondern eine animula vagula, blandula. Du müstest, wenn der Erdkreiß untergienge, alsdenn in den Mond oder in einen andern Planeten gehen, und daselbst so lange verbleiben, biß der jüngste Tag käme. Zu einem weißlichen Regiment wird zwar Beständigkeit erfordert; denn ein unbeständiger Fürst regieret auf eine flatterhaffte, ungewisse, unsichere, und also höchst thörichte Weise: Es muß aber diese Beständigkeit sich zeigen, nicht in Fehlern und begangenen Irrthümern; denn das hiesse in der Thorheit beharren; sondern in recte faciendo neminemque timendo: Jedoch also, daß man allezeit der menschlichen Natur eingedenk sey, und die Sache nicht zu hoch treibe. Ein Reich, wo es allzu scharf zugehet, kan unmöglich lange bestehen. Wir haben ja keine Engel vor uns. Vitia erunt donec homines, wie schon Tacitus gesaget hat. Deswegen ist bey dem Regiment Mäßigung und Nachlassung nöthig. Die gar zu genaue Beobachtung des strengen Rechts giebet leicht einen Schein, als wenn der Fürst eine Freude daran hätte, daß das Volk so getrillet würde. Wollte er alle Huren todt machen, so würde zuletzt fast keine Weibs-Person mehr in der Republic seyn. Eben so wenig kan er alle Trunkenbolde nach der grösten Schärffe bestraffen. Man kan wohl solche Anstalten vorkehren, daß die Anzahl der lasterhafften einiger massen vermindert werde; aber dahin kan man es nicht bringen, daß gar keine wären. Es ist auch weder dem Fürsten, noch den Geistlichen nütze, wenn man die Leute mit Gewalt fromm machen wollte: Wovon bereits oben an seinem

Orte

Orte ist gedacht worden. Ob nun schon eine allzu harte und strenge Zucht keineswegs zu billigen ist: So kan doch auch im Gegentheil allzugrosse Gelindigkeit und Nachsicht eben so wenig gut geheissen werden. Daher muß man von den alten Anordnungen und eingeführten Straff Gesetzen so wenig als möglich, und nicht ohne wichtige Ursachen, abgehen. Denn dadurch würden die Laster unter den Einwohnern eines Staats nur desto stärkern Fortgang gewinnen. Gleichwie ein morale austere oder outrée enthusiastisch ist, also tauget hinwiederum eine morale relachée auch nichts, sondern machet nur Unordnung und Verwirrung. Die Mittel-Strasse ist auch hier das beste. Medium tenuere beati. II. Nichts ist so sehr dem Urtheil der Leute unterworffen, als die Unternehmungen und Thaten der Regenten. Ein kluger Regent aber muß sich das nicht irre machen lassen. Wenn er nur versichert ist, daß er recht, vernünfftig und weißlich handle, so hat er sich wenig darum zu bekümmern, was das Volk schwatze, oder was auswärtige davon urtheilen. Er ist ja niemand Rechenschafft zu geben schuldig, als GOtte allein. Eine privat-Person muß sich fast in allem ihren Thun und Lassen nach andern Leuten richten: Aber ein Regent hat das nicht nöthig. Es mag einer regieren, wie er will, so kan er getadelt werden. Man hat ja nicht einerley Menschen vor sich, die alle gleiches Sinnes wären. Etliche wollen gerne eine Monarchie haben; andere eine Aristocratie; andere eine Democratie, u. s. w. Hätten sich die Venetianer an den Amelot, und der König in Dänemark an den närrischen Molesworth kehren wollen, so würden sie längst ihre Staats- und Regiments-Verfassung haben verändern müssen. Grosse Herren seynd vielen Pasquinaden unterworffen, und die, so dergleichen gar nicht vertragen können, haben noch keine grosse Erfahrung. Kluge Fürsten müssen viel mit Gelassenheit und Großmuth anhören können: wiewohl freylich die Exempel rar seynd. (10) Inzwischen mögen privat-Personen, die so gar nicht leiden können, daß andere von ihnen schwatzen, solches von dergleichen grossen Herren lernen. Es ist nichts in der Welt, daran man nicht etwas auszusetzen und zu tadeln finden könnte: Denn die Reprehensiones bestehen in comparationibus & diuersis relationibus. III. Gleichwie grosse Herren allerdings Ursache haben je und allezeit über ihren Respect zu halten; Also ist es auch der Staats-Klugheit gemäß, daß sie alle äusserliche Zeichen der Hoheit, als Nahmen, Titel, und dergl. sorgfältig bey und für sich allein behalten. Die Römischen Kayser haben nicht

(10) Hieher gehöret unter andern der König Ludwig XII. in Frankreich. Derselbe pflegte zu sagen: Die bellenden Hunde schaden am wenigsten. Wenn sie schaden könnten, würden sie nicht bellen.

nicht zugelassen, daß jemand einen solchen Sitz oder Sessel hätte haben dürfen, wie sie. Sie haben auch nicht gelitten, daß ein anderer ihre Titel geführet, weil es sonst leichtlich geschehen können, daß das Volk sich an solche gehänget. So hat auch vor Zeiten in Deutschland kein Fürst, ausser dem Kayser, sich Dei gratia schreiben dürfen, biß endlich unter dem K. Heinrich IV. der Pabst diese Titulatur auch andern zuwege gebracht hat. In Engelland darf sich kein Mann in Gegenwart des Königs bedecken. Die Deutschen Churfürsten haben erst unter dem Kayser Leopold in der neuen Capitulation erhalten, daß sie sich vor dem Kayser bedecken dürfen. In Spanien hingegen haben die Grandes dieses Recht, sich vor ihrem Könige zu bedecken, von Alters her beybehalten, ob sie wohl im übrigen von Philipp II. ziemlich seynd herunter gesetzet worden; welcher dahero auch zu sagen pflegte: Ihre Grandezza bestünde im Hute. Indessen aber ist es doch etwas. Ein Regent, der klug ist, wird den äusserlichen Pracht nicht negligiren, wenigstens nicht allezeit. (11) Die Deutschen pflegten gemeiniglich von ihrem Könige zu sagen: Er sitze in der Zierde. Ein Regent muß von dem ganzen Volk distinguiret werden. Durch eine gar zu geringe Lebens-Art, Kleidung und Aufzug wird er verächtlich. Ein weiser Mann bewundert zwar den äusserlichen Pracht nicht; aber er verwirft ihn auch nicht, weil er weiß, daß selbiger zum öfftern nöthig und nützlich sey, um des gemeinen Volks willen. Hieher gehören auch die Krönungen und Salbungen (12) der Könige, die Huldigungen, nebst andern dergleichen Ceremonien, welche alle um die Hoheit und das Ansehen der Fürsten zu vermehren seynd erdacht worden. Denn es kommet freylich alles darauf an, daß die Regenten in Ehren gehalten und den Unterthanen angenehm gemachet werden. Deswegen aber ist eben nicht nöthig, den wunderlichen Satz zu vertheidigen, daß die Majestät unmittelbar von GOtt sey. (13) Die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Regenten (Sanctitas

(11) Der König in Frankreich Ludwig XIV. hatte, als er den Orientalischen Gesandten öffentlich Audienz gegeben, einen Rock an, der am Werth der Juwelen auf 13. Millionen ist geschätzet worden.

(12) Die Salbung der Könige ist zuerst in Spanien recht Mode geworden, und zwar auf Anrathen der Bischöffe. Das kan man ex Conciliis Hispaniae beweisen. Denn die West-Gothen haben sonst ihre Könige ohne grosses Bedenken abgesetzet und umgebracht. Davor wollten die Spanier die ihrige schützen und inviolabel machen. vid. *Blondell.* in praefatione apologet. &c. *Hert.* notit. vet. Germ. popul. Wie auch, was *Ferdinandus de Mendoza* und der *d' Aguirre* über die Concilia Hispaniae geschrieben haben.

(13) Das hat zwar noch in neuern Zeiten der bekannte Königliche Dänische Hof-Prediger, *Hector Gottfried Masius* in tr. de interesse Principum Euangel. behaupten wol-

citas & inuiolabilitas imperantium) bleibet doch fest stehen, und gründet sich auf das Gesetz der Natur: Pacta sunt seruanda. Wer geschworen hat, und hat keine rechtmäßige Ursache abzugehen, muß dabey bleiben, und also dem Regenten treu, gehorsam und unterthänig seyn und ihn in Ehren halten, wenn er schon nicht statuiret, daß derselbe gleichsam durch ein Wunderwerk die Majestät bekommen habe: Zumahlen diese Meynung höchst ungereimt ist, und daraus auch folgen müste, daß ein jeder Burgermeister von GOtt per miraculum dazu gemachet worden; da wir doch sehen, wie es mit dergleichen obrigkeitlichen Stellen zugehet, und mancher solche durchs Geld erhält. Im übrigen ist es allerdings nothwendig und gut, daß die, welche beym Regiment sitzen, bey ihrer Autorität erhalten und geschützet werden. Wer in Venedig einen Raths-Herrn schläget, hat das Leben verwürkt. Ein junger Cornaro, welcher selbst ein Nobile gewesen, hat sterben müssen, weil er sich an einem Raths-Herrn vergriffen und demselben eine Maulschelle gegeben hatte. In Nürnberg ist eine kleine Republic. Wer aber einen Raths-Herrn schlägt, verliehret die Hand, wenn gleich der Raths-Herr unrecht hat. Bey den alten Römern waren die Zunfft-Meister des Volks, (Tribuni plebis) ob sie schon eigentlich keine Magistrats-Personen waren, in sehr grossem Ansehen. Tribuni plebis caput sacrosanctum erat. Der Pöbel hätte denjenigen mit Zähnen zerrissen, der das Herz gehabt hätte, sich an einem Tribuno plebis zu vergreiffen. IV. Wenn Personen da seynd, welche den Regenten gefährlich und derselben Absichten zuwider seynd, so muß man solche sub specie honoris zu entfernen suchen. Der Prinz von Conti, des jetzigen Vater, ein Herr, der wohl studiret hatte, ein Soldat dabey, hatte sich durch seine ungemeine Freundlichkeit bey jedermann in besonderes Ansehen gesetzet. Der König in Frankreich Ludwig XIV. wollte ihn gerne weg haben: denn er war ein Prinz vom Königlichen Hause. Und obschon derselbe nichts unternommen, woraus man hätte schliessen können, daß er nach der Crone schnappete: so hätte doch leicht eine Gelegenheit kommen können, daß das Volk auf ihn gefallen wäre. Daher hieß es: Er soll nach Pohlen gesendet und daselbst König werden. Unter der Regierung des Kayfers Tiberii war der tapfere Germanicus, Drusi Sohn, bey den Römern dergestalt beliebt, daß Tiberius es unmöglich länger ver-

tra-

wollen: Allein *Christianus Thomasius* hat denselben scharf und gründlich widerleget. Das hat gedachten Masium dermassen verdrossen, daß er dem Könige in Dänemark vorgestellet, es würde die Souveraineté wanken, wenn man nicht sagete: Majestatem immediate esse a Deo. Dadurch hat er es auch dahin gebracht, daß des Thomasii Schrifft in Copenhagen durch den Henker verbrennet worden.

tragen konnte. Deswegen schickete er ihn nach Syrien; ja man saget gar, er habe ihn mit Gifft vergeben lassen. (14) Viele haben es für einen gewaltigen Staats-Fehler der Spanier (15) angesehen, daß sie den Herzog von Braganza in Portugall gelassen, dem doch das Volk so sehr anhieng, und der einen so scheinbaren Anspruch auf die Portugiesische Crone hatte. Der König in Spanien hätte sich bey Zeiten gemeldeten Herzogs versichern, und ihn unter dem Schein der Ehre nach Indien schaffen, oder sonst entfernen sollen. Dieses Mittels, nehmlich diejenigen, welche die Gunst des Volks haben, fortzuschaffen, bedienet man sich so gar in Democratien, nicht ohne Grund. (16) In Regiments-Sachen muß man wachsam und aufmerksam seyn, sintemahl ein Fehler nicht leicht wieder gehoben werden kan. Nachdem die Deutschen Kayser einmahl den Staats-Fehler begangen, und den Ständen so viel eingeräumet haben: so kan es nunmehro nicht wieder geändert werden. In Frankreich seynd viele Saecula hingegangen, biß endlich Ludwig XI. und seine Nachfolger, die Königliche Macht wieder auf den Fuß gesetzet haben, wie sie unter den Carolingern war. Von den sogenannten Simulacris imperii ist schon im vorhergehenden (§. 1.) gemeldet worden. Man lässet nehmlich solche übrig, wenn gleich die ehemahlige Staats-Verfassung in der That verändert worden. Die Nürnberger haben noch einen Handwerks-Rath, tanquam simulacrum libertatis popularis. Also bildete sich das Römische Volk noch lange Zeit unter den Kayfern ein, als ob die Römische Republic noch da wäre. (17) Aber ein Kluger lässet sich den Schein nicht blenden, und weiß die Schaalen und den Kern zu unterscheiden. Wir Deutschen sagen zu dem Kayser: Großmächtigster, unüberwindlichster Kayser! Und die Stände gebrauchen gegen denselben das Wort, aller-

(14) Denn Germanicus starb zu Antiochien an einer langwierigen und allmählig verzehrenden Krankheit. Als die erste Nachricht, daß Germanicus krank darnieder liege, nach Rom kam, entstunde in der Stadt ein allgemeines Schrecken und Betrübniß. Einmahl an einem Abend hatte sich jählings ein, obwohl falsches, Gerücht, als ob Germanicus wieder gesund geworden, ausgebreitet. Damit wurde in Rom alles munter und rege, und das Frohlocken währte durch die ganze Nacht, so daß Tiberius durch das Freuden-Geschrey des Volks vom Schlafe aufgewecket ward und hören muste, wie die Leute einander zuriefen: Salua Roma, Salua Patria, Saluus est Germanicus. vid. *Sueton.* in Calig. cap. VI.

(15) S. Sam. von Pufendorff in der Einleitung zur Historie ꝛc. Cap. III. §. 7. p. m. 166.

(16) Hieher gehöret der vorzeiten in Athen und in andern Griechischen Republiken gewöhnlich gewesene Ostracismus, wovon bereits im vorhergehenden Capitel etwas ist gedacht worden.

(17) *Rabod Herm. Schelius* hat in seinem Buche de jure imperii dergleichen simulacra wohl vorstellig gemachet.

unterthänigst; da doch ganz gewiß ist, daß von der alten Grösse und Hoheit eines Deutschen Kayſers wenig mehr übrig ist. Es bedeuten also gedachte Worte und submisse Ausdrückungen nicht viel. Im übrigen bestehet die ganze Klugheit in Ansehung solcher simulacrorum inanium darinnen, daß die simulacra simulacra bleiben, d. i. daß man denen, die mit dergleichen Schatten-Bildern abgespeiset werden, keine würkliche Macht und Hoheit verstattet.

IV.

Von den Natur- und Glücks-Gaben eines Fürsten, der wohl und glücklich regieren soll.

Wir kommen nunmehro auf diejenige Staats-Maximen, welche insbesondere ein Monarch zu beobachten hat. Wenn nun ein solcher in seiner Regierung glücklich seyn will, so kommet vor das erste viel auf seine Person, seine Eigenschafften und Aufführung an. Hiebey erfordern einige Staats-Lehrer, daß ein Regent, um eine desto grössere Autorität zu haben, eines Theils aus einem hohen und berühmten Geschlecht entsprossen, andern Theils auch von schöner und ansehnlicher Leibes-Gestalt seyn solle. Das mögte auch endlich in einem Wahl-Reiche wohl gelten, wo man eine Person nach Gefallen aussuchen kan. Darum wollen die Pohlen zu ihrem Könige nicht gerne mehr einen Piasten oder Einheimischen, sondern lieber einen Fremden wehlen. Denn einen Einheimischen, sagen sie, kennen wir alle zu genau. Sollen wir ihn hernach so hoch verehren, so kommet es, wenigstens den gemeinen Leuten, ungewohnt und wunderlich vor. Allein es ist in den meisten Reichen von Europa so bewandt, daß die Fürsten nicht gewehlet werden, sondern daß sie succediren. Also kan man in diesem Falle nicht sagen, wie sie aussehen sollen; sondern man muß sie nehmen, wie sie die Natur giebt. Es ist auch über dieses mit dem Wohlaussehen eine gar mißliche Sache. Wahr ist es, was der Poet saget:

Gratior et pulcro veniens in corpore virtus.

Schönheit ist sowohl in männlichem als weiblichem Geschlechte etwas reizendes und anziehendes, sonderlich, wenn Verstand dabey ist, und wenn Minen und Reden alsobald eine Vernunfft anzeigen. (18) Es folget aber deswegen nicht: Dieser oder jener Fürst ist schön; also tauget er was. Die schönen Herren seynd nicht allemahl die besten; sondern mehrentheils wollüstig, bekümmern sich nicht viel um die Regierungs-Geschäffte, sondern

(18) Auf die Augen kommet insonderheit viel an, ob sie lebhafft und munter, oder düster und matt seynd. An den Augen kan ich einem bald ansehen, was hinter ihm stecke, und noch mehr, wenn ich ihn reden höre.

dern hängen ihrer Gemächlichkeit, flatterhaffter Liebe und allerhand Eitelkeiten nach. König Heinrich III. in Frankreich, ein Prinz von fürtreflichen Ansehen, ist mit Spott und Hohn aus der Welt gegangen. Ehe er wuste, daß er König in Frankreich werden würde, muste er sich hervor thun. Da dachte man Wunder, was er für ein Herr werden würde. Hernach wurde er König in Pohlen, und da gieng es noch so ziemlich. Als er aber nach dem Tode seines Bruders Carls IX. den Französischen Thron bestiegen hatte, da ließ er alles drunter und drüber gehen, war sehr verliebt, trug Todten-Köpfe auf den Rosen seiner Schuhe, wie die Prinzeßin von Condé starb, und war, mit einem Worte, ein schlechter Regent. Darum wurde er endlich massacriret. Es kommet also nicht auf die Schönheit an. König Jacob I. in Engelland fande sich gar sehr betrogen, da er nur auf hübsche Leute sahe, wie schon oben an unterschiedlichen Orten ist gemeldet worden. Man wird auch wenig Exempel finden, daß schöne Herren grosse Dinge gethan haben. Darum halte ich nicht viel auf einen Prince blondin. Im Gegentheil seynd offt diejenigen Herren, die der äusserlichen Gestalt nach die unansehnlichsten waren, die allerklügsten und tapfersten gewesen. Der Lacedämonische König Agesilaus sahe heßlich aus, war klein, hinkend und gebrechlich; ist aber billig unter die klügsten und tapfersten Prinzen zu zehlen. (19) Der König in Frankreich Carl VIII. war kein schöner Herr, hatte ein paar Beine wie Stecken, besaß aber Muth und Tapferkeit genug, und war ein guter, löblicher König, der, wenn er länger gelebet hätte, Frankreich viel würde geholfen haben. Nur sein Vater Ludwig XI. hatte ihn nicht wohl unterweisen lassen. Denn derselbe war, nach dem Bericht seiner eigenen Geschicht-Schreiber, ein gottloser, böser Regent, ob er schon die Macht des Königreichs Frankreich vermehret und viel Geld gesammlet hatte. Der König William in Engelland war ein magerer Herr, sehr dürre und kränklich, in dessen Umgang wenig annehmliches war: Nichts destoweniger müssen ihm doch alle Engelländer nachsagen, daß er die Kunst zu regieren aus dem Grunde verstanden habe. Auf diese Kunst kommet auch bey einem grossen Herrn alles an. (20)

(19) Von dem obenbemeldten Könige der Spartaner seynd *Cornelius Nepos*, *Plutarchus*, und insbesondere *Bayle*, der in seinem Dictionaire einen eignen Artickel von demselben hat, nachzulesen.

(20) Wenn ein Monarch Klugheit hat, und wohl zu regieren weiß, so übersiehet man leichtlich alle andere Fehler; ja man machet Schönheiten daraus. *Thomas Hyde* de religione veterum Persarum erzehlet, daß, weil Cyrus eine Habichts-Nase gehabt, daher bey den Persern die Einbildung entstanden sey, eine Habichts-Nase sey etwas Königliches, oder wenigstens eine

Wenn Schönheit und gute Gestalt dabey ist, so ist es desto besser: Man kan sie aber nicht münzen. Hiernächst schwatzen die Lehrer der Staats-Kunst auch vieles von dem Temperament eines Fürsten, und meynen einige, ein Sanguineo-Cholericus sey vor andern geschickt, einen guten Regenten abzugeben. Nun ist es wohl an dem, daß ein Herr von diesem Temperament hundert Tugenden und Eigenschafften hat, die ihn beliebt und angenehm machen: Er hat aber auch dagegen zweyhundert Fehler und Laster. Das kan man nur an dem Exempel des König Salomons sehen. Der war der allerweiseste Fürst, verfiel aber auch auf die allergrösten Thorheiten, die man, wenn man sie liesel, fast nicht glauben, noch mit seiner grossen Weißheit zusammen reimen kan. (21) Ferner ist auch noch anzumerken, daß mancher würde wohl und glücklich regieret haben, wenn er zu einer andern Zeit oder in einem andern Lande gelebet hätte. Daher, wenn es von einem heist, er ist ein wackerer Fürst, ist es nicht schlechterdings oder absolute zu verstehen; sondern es fragt sich, ob er ein wackerer Fürst in Ansehung derjenigen Lande und Leute, über welche er geherrschet, gewesen sey. Der Kayser Friedrich III. war eben kein ungescheider Herr, wie ihn denn auch Cominäus nicht übel beschrieben hat: Nur aber würde er sich besser zu einem klugen Haußwirth, oder zu einem Grafen, zu einem Herzoge von Graz, und kurz, zu einem recht guten kleinen Fürsten, der ein mittelmäßiges Land zu regieren hätte, geschicket haben. Aber zu einem Römischen Kayser, zum Haupte der Christenheit, zu einem Herrn, der sich an die Spitze einer grossen Armee stellen, überall vigiliren, und allenthalben herumreisen sollte; dazu hatte er nicht Feuer und nicht Qualitäten genug. (22) Und darum ist er fast durchgehends von allen getadelt worden. Fast eben dergleichen Urtheil hat ein Niederländischer Geschicht-Schreiber (*Reidanus*) von dem Kayser Matthias gefället, der den Niederländern helfen wollte, der aber damahls dem Werke noch nicht gewachsen war, obschon seine Meynung und Absichten gut waren. Daher geschiehet es auch nicht selten, daß Fürsten, die vorher lobwürdig gewesen, nachgehends seynd getadelt worden. Bernhard, Graf zu Ballenstädt und Ascanien, wurde vom Kayser Friederich I. zum Her-

eine würdige Zierde eines Priesters; wie denn ein jeder Priester eine solche Nase haben muß. Die Chineser halten die dicken für schöne. vid. *Leibnitii* nouissima Sinica.

(21) Es wäre zu wünschen, daß das Leben des König Salomons von einer geschickten Feder recht beschrieben würde. Bißhero ist es, wie mich dünckt, noch nicht so geschehen, wie es seyn sollte.

(22) Wer den Character dieses Herrn genauer will kennen lernen, der lese das im XIII. Stücke der *Gundlingian.* p. 201. seqq. befindliche Gespräch zwischen Kayser Friedrich III. und Georg Podiebrad König in Böhmen.

Herzog zu Sachsen gemachet. Wie er ein Privatus und noch ein Graf war, lobete man ihn: Nachdem er aber zur Herzoglichen Würde erhoben worden, verlohr er alsobald seinen vor dem erlangten Ruhm. (23) Endlich kommet auch viel an auf die Zeiten, darinnen einer ist gebohren werden, oder darinnen er gelebet hat. (24) Manche Herren schicken sich nicht in kriegerische Zeiten; manche nicht in solche, wo Friede und Ruhe ist. (25) Also wird mancher gepriesen, der keine oder wenig Verdienste würde erlanget haben, wenn andere Zeiten gewesen wären. Es giebt aber auch bißweilen Herren von ausnehmend grossen Gaben, so daß sie sich in alle Zeiten und Umstände zu finden wissen: Nur seynd solche sehr dünne gesäet. Unter hundert Fürsten hätten die Holländer keinen Prinz Wilhelm von Oranien gefunden. Deswegen hat man diesen Herrn als was ganz ausserordentliches, und als ein besonderes Geschenk der göttlichen Fürsehung anzusehen. Der Königin Elisabeth Regierung fiel in die allerunruhigsten und verwirrtesten Zeiten: Nur der ausserordentliche Verstand dieser grossen Frau überwand alle Schwierigkeiten. Es ist demnach ein Glück für einen Fürsten, wenn er an der Zeit, in welcher er lebet, eine solche gefunden hat, die seinen Eigenschafften und Verdiensten gemäs ist, und die er sich recht zu Nutze machen kan.

V.

Von den Qualitäten eines Fürsten, die durch Fleiß und Uebung vermittelst guter Unterweisung erlanget werden.

Alle diese bißher erzehlte Gaben und Qualitäten eines Regenten kommen auf die Natur, und also auf das Glück an, wenn die Unterthanen einen damit ausgerüsteten Herrn bekommen. Es werden aber zu einem geschickten Regenten noch mehr und zwar hauptsächlich solche Qualitäten erfordert, die von kluger und tüchtiger Unterweisung, Anführung und Uebung herrühren. Recht regieren, d. i. ein Volk weißlich zu lenken wissen, daß es das thue, was zum Nutzen der ganzen bürgerlichen Gesellschafft oder des gemeinen Wesens nöthig ist, ist die gröste und schwerste Kunst. (26) Es gehöret viel Verstand, Klugheit und Geschicklichkeit dazu,

(23) vid. *Arnold. Lubec.* lib. III. cap. I. apud. *Leibniz.* Script. rer. Brunsuic. Tom. II. p. 653.

(24) Mancher General erlanget grossen Ruhm, und leget Ehre ein gegen eine Nation, nicht aber gegen die andere. Also seynd viele gegen die Moscowiter, gegen die Pohlen glücklich und sieghafft gewesen, haben aber gegen die Deutsche Schande eingeleget. So ist es auch mit den Regenten-

(25) Hieher gehöret aus des Gracians Oraculo manual, oder Kunst-Regeln der Klugheit die 20. Maxime, welche überschrieben ist: *Hombre en su siglo*, d. i. Ein Mensch seiner Zeit; Homo sui saeculi.

(26) vid. *Hieron. Osorius* in admonitione ad Elisabetham Reginam. it. in libr. de regis institutione & disciplina.

dazu, damit einer, der über Lande und Leute herrschen soll, aus vielen das Beste erwehlen könne. Wo ein Wahl-Reich ist, da wehlet man sich einen solchen Fürsten und siehet bey der Wahl fürnehmlich auf dessen Tüchtigkeit und erlangte Qualitäten. Wo aber kein Wahl-Reich ist, sondern wo die Erbfolge gilt, da muß man Sorge tragen, aus den Fürsten einen solchen Mann zu machen, wie er eigentlich und von Rechtswegen seyn soll. Kurz, ein Prinz muß sorgfältig erzogen werden. Denn die Kunst zu regieren kommet nicht von ungefehr; sondern es gehöret eine grosse Vorbereitung, grosse Aufmerksamkeit und gute Anleitung dazu. Deswegen haben wohl ehedem einige grosse Herren ihre Kinder in der Kunst zu regieren selbst unterrichtet. (27) Hieher gehören, nebst einigen andern, der Kayser Constantinus Porphyrogenneta, imgleichen Carl V. (28) Nur findet man selten einen Fürsten, der seinem Vater und dessen guten Rath und Vermahnungen folget. Der junge Prinz will immer klüger seyn, und denket, der alte Vater sey gar zu streng und zu verdrießlich, die Zeiten haben sich verändert, es seyen andere Umstände vorhanden, und dergleichen. Im übrigen lehret die Erfahrung, daß bey der Auferziehung grosser Herren viele Fehler vorgehen, und daß man insgemein der Sache, entweder zu viel oder zu wenig thue. Man lernet den jungen Prinzen entweder gar nichts, oder man lässet sie auf schulfüchsische Art unterweisen. (29) Die meisten Leute

(27) [* Es ist auch dieses eine allerdings lobenswürdige Sache. **Amelot** schreibet in seinen politischen Anmerkungen über Taciti Annal. lib. I. c. V. n. 2. p. m. 55. hievon gar gründlich also: Il seroit bon, que les Princes souverains se voulussent donner la peine d'instruire eux-memes leurs enfans, j'entens ceux, qui leur doivent succeder; car de qui aprendront-ils à regner, si non de celui qui regne? & comment pourront-ils gouverner, quand ils viendront à la Couronne, s'ils n'ont jamais entendu parler des affaires de leur Etat? Il faudra passer par les mains de divers Ministres interessez, qui profiteront de l'ignorance du Prince, pour se rendre plus necessaires, & qui pour conserver l'autorité, qu'ils auront prise, ne lui feront voir ses affaires que par l'endroit, qui pourra le dégoûter du travail. Au contraire, un Prince, qui, du vivant de son pere, a eu quelque part au Gouvernement, entre tout dressé & tout acoutumé à faire le dificile personage de Roi. Au reste, je ne pretens pas dire, qu'un Roi doive s'amuser à instruire son fils de mille choses, qui sont de la charge & du devoir d'un Precepteur. *Mains aliquid & excelsius a Principe postulatur.* Mais jalousie à part, il ne sauroit honnêtement se dispenser de lui enseigneur certaines maximes, qui sont comme les principes & les ressorts du Gouvernement, & que Tacite apelle *Arcana dominationis.* &c.]

(28) Instructions de l'Empereur Charles Cincq au Roi Philippe son fils, mises en François par M. *Teissier.* Diese Instruction ist werth, daß man sie lieset. Hätte sie Philipp beobachtet, so würde er glücklicher regieret, und die Niederlande nicht verlohren haben. Aber dieser König trauete sich selbst gar zu viel zu. Die Spanische Grandezza und der Eigensinn haben in den Gemüthern der Niederländer einen unversöhnlichen Haß gegen den König Philipp II. erwecket. [* Inzwischen hat gedachter König Philipp in seinen alten Tagen, nach dem Exempel seines Vaters, gleichfalls eine politische Instruction an seinen Prinzen aufgesetzet, welche bemelbter Teissier nebst der vorigen ins Französische übersetzt ediret hat.]

(29) Hieher gehöret: Philosophia Principis pedantismo opposita. Welches

Leute bilden sich ein, junge Prinzen hätten gar keine Gedult; deswegen müsse man ihnen alles nur in Spielen, en passant und obenhin beybringen; da doch die Ungedult ein gemeiner Fehler aller jungen Leute ist. Man kan aber auch einen jungen Prinzen schon figiren, und ihn täglich etliche Stunden bey der Aufmerksamkeit erhalten, damit er dasjenige recht lerne, was er lernen soll. Ein unwissender und dabey wilder Herr ist das gröste Unglück für das Land. Zur Information eines Prinzen gehöret freylich ein Mann, der nebst gründlicher Gelehrsamkeit viel Verstand und Klugheit besitzet, der angenehme Manieren hat, frisch, munter und kein Pedant ist. Wenn die Art und Weise, die Fürsten-Kinder zu denen ihnen nöthigen Wissenschafften anzuführen, behörig angeordnet und fest gestellet werden soll, so müssen die Weiber nichts dabey zu sprechen haben. Denn die denken immer, der Prinz lerne zu viel, man plage ihn zu sehr, es werde seiner Gesundheit schaden, u. s. w. Es giebt ohnehin Schmeichler genug, die die Nachläßigkeit eines jungen Herrn und alle seine Laster beschönigen. So viel ist gewiß, daß ein Fürst nicht so darf erzogen oder auf eben solche Weise in den Wissenschafften unterrichtet werden, als wie andere privat-Leute. Ein Gelehrter muß vielerley Bücher lesen, und um diese recht zu verstehen, unter andern, die alte, mitlere und neue Geographie studiren. Ein Fürst aber hat ganz andere Sachen zu lernen. (30) Gut ist es, wenn ein Fürst etwas Latein kan. Denn es kommet fast keine politische Handlung oder Strittigkeit vor, wo man nicht das Latein nöthig hat und die terminos wissen muß. Es ist auch gut, wenn ein Fürst lateinische Bücher lesen kan, die ihn in der Kunst zu regieren unterrichten. Wer einem Prinzen das Latein zuwider machet, handelt abgeschmackt und bringet ihm zugleich einen Haß gegen die Gelehrten bey. (31) Das ist freylich auch auf der andern Seite gefehlet, wenn man einen Prinzen mit dem Latein zu sehr mar-

ches Buch, davon der ehemahlige Geheime Rath Bertholdi zu Berlin Autor ist, ein Muster einer vernünfftigen Fürstl. Auferziehung hat seyn sollen. Der Canzler Ludwig hat es mit einer Vorrede herausgegeben, und sehr ausgeblasen mit grossen Lobes-Erhebungen. Es ist aber eine schlechte und pedantische Schrifft.

(30) Der König in Frankreich, Ludwig XIII. muste in seiner Jugend des *Claude Fauchet* Antiquitez Gauloises lesen, wurde aber dieses sonst gelehrt geschriebenen Buches gar bald und dergestalt überdrüßig, daß er hernach einen allgemeinen Eckel und Abscheu für allen Büchern bekam, und gar nichts mehr lesen mogte. S. von der schlechten Auferziehung dieses Prinzen, was *Bayle* im Dict. hist. crit. unter dem Art. Louïs XIII. in den Anmerk. O. und P. erzehlet.

(31) Ein vernünfftiger Fürst muß alle Studia und Wissenschafften ästimiren; denn die geringste Gelehrsamkeit hat ihren Nutzen: aber deswegen studiret er sie nicht selbst.

martert, und meynet, er müsse reden und schreiben lernen, wie Cicero. (32) Zu einer klüglich eingerichteten Fürstlichen Unterweisung gehöret fürnehmlich eine gute Morale, die Grund-Lehren einer gesunden Politic, die Historie seines Landes und seiner Nachbarn; sonderlich der letztern Jahrhunderte; die Anweisung und Einführung in die Regierung, in die Collegia oder Rath-Stuben, und was dergleichen nützliche Dinge mehr seynd. Denn sonsten bekommet das Land einen Fürsten, der nicht regieren kan, einen verwegenen Phaeton, einen Icarus; so daß es hernach eben so viel ist, als wenn das Volk keinen Fürsten hätte. Ludwig XIV. ist ziemlich wohl erzogen worden, und hat alles lernen müssen, was einem Regenten anständig ist. Perefixe hat ihm das Leben seines Groß-Vaters Heinrichs IV. vorgelesen und ihm dabey die Tugenden und Fehler desselben gezeiget, von dessen Ministern und dem Zustand des ganzen Königreichs einen Begriff gegeben, mithin auf solche Weise dem jungen Prinzen eine lebendige Morale und Politic beygebracht. Das war freylich eine andere Manier, als bey uns auf der Hockerbank die Disciplinen zu lernen. Ich halte aber doch dafür, daß es in gewisser masse besser sey, wenn man einen jungen Herrn auch insbesondere die ersten Grund-Sätze der Sitten- und Staats-Lehre nach ihrem Zusammenhang in möglichster Kürze erkläret. Lernet er dabey richtig und accurat schliessen, machet sich die neuere Historie bekannt, imgleichen den Zustand der Commercien, (33) nicht minder auch die Gerechtsamen und Ansprüche, die er hat: So hat er für einen Fürsten genug begriffen. Für die tüchtige Unterweisung eines zur Regierung bestimmten Prinzen sollte das ganze Land besorgt seyn, wie solches die Schweden ehedem bey ihren Königen wohl beobachtet haben. Waffen und Wissenschafften können und sollen beysammen stehen. Ein grosser Fürst muß auch ein guter Soldat seyn. Daher muß man denselben auch zur Kriegs-Kunst anführen; ihm aber durchaus nicht eine solche Lust zum Krieg machen, daß man ihm einpräget, ob er nicht glücklich noch rühmlich leben könne, wenn er nicht immer Feldzüge und Soldaten vor sich sehe. Dem König in Frankreich Ludwig XIV. hatte der weltberühmte Staats-Minister Jean Bapti-

(32) So ist es des Königs Ludwig XIV. Prinzen dem Dauphin gegangen, welcher daher selbst einmahl im Scherz gesaget, man verlangete von ihm, daß er wissen sollte, wie Vaugirard zur Zeit der Druiden seye genennet worden. S. *le Vassor* dans l'histoire du Regne de Louïs XIII. Tom. III. p. 7. 8.

(33) Es ist sonderlich viel daran gelegen, daß man einem Herrn zeige, was so wohl seine Lande, als auch andere für Commercien haben und treiben. Aber wie viele findet man unter unsern Fürsten, die sich in dergleichen Dingen recht umgesehen hätten. Lernen könnten sie es wohl ohne grosse Mühe. Denn es giebt schon noch Leute, die sie darinnen zu unterrichten tüchtig wären, wenn sie nur auch recht besoldet würden.

Baptiste Colbert, ein grund-gescheider Mann, welchen daher der Cardinal Mazarin dem Könige selbst aufs beste recommandiret hatte, trefliche Entwürffe und Plans gemachet. So lange Ludwig ihn gefolget, gieng alles ganz gut. Hernach aber, da er unter den Prinzen von Condé, den Marschall von Turenne und andere gerieth, gieng alles mit Hefftigkeit; zumahlen da immer eine Festung nach der andern in der Geschwindigkeit erobert wurde. (34) Da fand man den König ganz geändert. Darum brachte Colbert die Triple-Alliance wider seinen König selbst zuwege, um ihn auf eine gute Art nach Hause zu ziehen.

VI.

Wie sich ein Fürst in Ansehung seiner Räthe und Staats-Bedienten zu verhalten habe.

Ein Fürst mag so gescheid seyn als er will, so brauchet er tüchtige Minister und Räthe. (35) Einen grossen Herrn kan man an seinen Ministern erkennen. König Heinrich IV. in Frankreich war ein Herr, den man allen Regenten hierinnen als ein Muster vorstellen kan. (36) Er war nicht allein ein tapferer Held im Kriege, sondern auch ein staatskluger Fürst, der alles mit reiffer Ueberlegung that und seine Minister höre-te. Kurz er war Princeps arte et marte clarus vereque magnus. Wenn nun aber ein Herr tüchtige Räthe und Diener wehlen will, so muß er nicht blos auf die äusserliche Gestalt und Gesichts-Bildung sehen, sondern vielmehr die, so er in Dienste nehmen will, recht zu prüfen und auf die Probe zu stellen wissen. Denn ein Mann, der eine Ehren-Stelle bey einem Fürsten oder sonst ein Amt davon zu tragen gedenket, stellet sich allemahl nur auf der schönen Seite dar. Man affectiret und zwinget sich, wenn man

(34) Deswegen sageten *Racine* und *Boileau*, obwohl per auxesin, sie könnten nicht so geschwind schreiben, als der König Festungen wegnähme.

(35) S. *Lipsii* Politic. lib. III. cap. X. wo er von dieser Materie herrliche Stellen aus den alten Scribenten gesammlet hat.

(36) Heinrich IV. hatte keinen Haupt-Fehler, als daß er gar zu verliebt war, und dieser Leidenschafft zu sehr nachhieng. Darum saget Bayle von ihm, es wäre besser gewesen, wenn es ihm gegangen wäre, wie dem Abelard, dessen Schicksal bekannt ist. Henry IV. Roi de France, schreibt er, a été un des plus grans. Princes dont l'Histoire de ces derniers siecles fasse mention; & l'on peut dire que si l'amour des femmes lui eût permis de faire agir toutes ses belles qualitez, selon toute l'étenduë de leurs forces, il auroit ou surpassé, ou égalé les Héros que l'on admire le plus. Si la premiére fois qu'il débaucha la fille ou la femme de son prochain, il en eût été puni de la maniere que Pierre Abelard, il seroit devenu capable de conquérir toute l'Europe, & il auroit pu effacer la gloire des Alexandres & des Cesars. - - Ce fut son incontinence prodigieuse qui l'empecha de s'élever autant qu'il auroit pu faire; mais malgré ce puissant obstacle, il n'a pas laissé de mériter à trés-juste titre le surnom qu'il porte. v. Diction. de *Bayle* im Art. Henry IV.

sich recommandiren will. Dieses affectiren aber wäret nicht lange. Der natürliche Mensch gucket bald wieder hervor. Der Zwang kan in die Länge nicht dauern. Ein Probe-Jahr oder auch nur einige Probe-Wochen thun viel. So machete es der Cardinal Richelieu, welcher die geschicktesten Leute auszusuchen wuste. Ein Fürst muß fürnehmlich moderate Leute hören und denselben vor andern folgen. Bißweilen zwar führet auch ein Mann, der hitzig und hefftig ist, etwas par hazard aus, und dringet durch: Es seynd aber gewaltsame Anschläge und Unternehmungen nicht von langer Dauer. Moderata durant. Einen ehrsüchtigen und hefftigen Minister kan zwar der Fürst anhören; er muß aber nicht thun, was ihm derselbe an die Hand giebt. Dergleichen hitzige Köpfe kan er durch andere, die ein ziemliches Phlegma haben, temperiren. Ganz tugendhaffte Minister findet er nicht, er müste sie denn in dem Himmel suchen. Hier auf der Welt seynd allezeit mehr unwiedergebohrne als fromme. Indessen seynd auch natürliche Menschen, die von Natur ein Phlegma haben, gesetzt und moderat seynd, wohl zu gebrauchen. Insgemein findet man, daß die, so in civil-Bedienungen stehen, etwas furchtsam und behutsam, die militar-Bediente hingegen hefftig und gewaltsam seyn. Diese muß der Herr beyderseits anhören und hernach das Beste selbst erwehlen. Violente Minister haben grosse Herren in grosses Unglück gebracht. Der Herzog von Olivarez war Ursache an allem Unglück in Spanien, und führete den König Philipp III. in alle Eitelkeiten hinein, um ihn von der Regierung abzuziehen. Diuisum imperium cum Joue Caesar habet hieß es damahls in Spanien, und der Herzog von Lerma war der Cäsar, wie man auf eine Statue gesetzet hat. Der Herzog von Buckingham hat durch seine Hefftigkeit den Grund geleget zu allem den Unglück, welches den König Carl I. in Engelland betroffen hat, ob er gleich selbst schon im Jahr 1628. war massacriret worden. Derjenige Herr ist gescheide, der seine Minister zwar höret, aber mit Unterschied und Beurtheilung. Hierinnen kan man sich den König Ludwig XIV. zum Muster vorstellen. Bey demselben durfte keiner seine Meynung sagen, wenn er nicht war gefraget worden. Er hatte die Staats-Sachen unter verschiedene Minister ausgetheilet, und ein jeder muste nur referiren und die Gründe auf beyden Seiten vortragen. Wenn eine Sache von Wichtigkeit vorkam, berief sie der König alle zusammen und hörete ihre Meynungen an. Hernach gab er den Ausschlag, indem er ihnen seinen Willen erklärte. Ludwig der XIV. war wohl unterwiesen worden (37) und hatte Verstand. Dar-

(37) Er hatte nebst einigen andern Sprachen auch die Lateinische ziemlich gut gelet-

Darum sagete Mazarini zu ihm: Sire, Sie brauchen keinen Premier-Ministre, sondern können selbst regieren. Wollen aber Ew. Majestät gleichwohl noch jemand an der Seite haben; so nehmen sie vor allen andern den Colbert dazu. Der König folgete auch diesem Rathe. Er war gewißlich ein Herr, der ungemeine Qualitäten, dabey aber auch ungemeine Laster hatte; und verdienet dahero zwar nicht in diesen, wohl aber in jenen, gelobet und zur Nachfolge vorgestellet zu werden. Man siehet übrigens leichtlich, daß ein Fürst, der auf erstgemeldete Art seine Minister brauchen und den Ausschlag überall selbst geben will, viel Einsicht und Fähigkeit haben, und nicht so schläfrig und einfältig seyn müsse, wie Ludwig XIII. und andere Könige und Fürsten gewesen. Wenn ein Herr tumm, und folglich selbst zu regieren ungeschickt ist, wenn er z. E. immer pfeiffet, wie der König in Navarra, Johannes II. Albretanus, auf der Viola di Gamba spielet, oder sonst allenthalben ein niedriges Gemüthe blicken lässet, wie der König Alphonsus VI. in Portugall, u. a. m. so muß ein solcher freylich Minister haben und sich von ihnen regieren lassen. Ausser dem aber seynd die Premiers-Ministres nicht viel nütze; sonderlich in einem grossen Reiche. Denn da kan es fast nicht anderst seyn, als daß es gewaltige Revolutionen geben muß. Bald wollen die Minister den König vom Throne stossen, bald werden sie von ihm herunter geworffen, oder von andern Grossen des Reichs verfolget. Ein Premier-Ministre, der sich bey seinem Posten erhalten will, muß violenter seyn, als der König selbst. Der Cardinal du Bois in Frankreich wird Lermen und Verdruß genug haben; doch vielleicht nicht so viel, als der Mazarini gehabt hat, weil dieser ein Ausländer war, er hingegen ein Franzose ist. Man hat aber in Frankreich um deswillen gerne Cardinäle zu Ministern genommen, weil sie weder Weib noch Kinder zu versorgen haben; sondern sich mit dem Ruhm begnügen, ein ganzes Königreich regieret zu haben. Ihre Nepoten und Verwandten machen sie freylich insgemein groß und ganz fett, wenn sie zuvor auch so mager gewesen, als die Ziegen des Melampi: Doch das kan man endlich hingehen lassen, weil es doch nicht zu ändern ist.

VII.

Endlich erfordern verschiedene Staats-Lehrer noch von einem Fürsten, der glücklich regieren will, daß er wahrhafftig weise und tugendhafft, fromm, Von der Weißheit und

gelernet; wie er denn auch, wie *Rapin* und andere bezeugen, sich die Mühe gegeben, Julii Caesaris commentarios de Bello Gallico ins Französische zu übersetzen. [* v. *Reinhardi* theatr. prud. eleg. p. 376.]

Frömmigkeit eines Fürsten.

fromm, gottesfürchtig, mit einem Worte, ein guter Christ seyn solle. Es lässet sich auch dieses in abstracto ganz wohl hören: in concreto aber fehlet es gemeiniglich, und bleibet ein guter Wunsch oder pium desiderium. Wahr ist es, GOtt fürchten ist der Weißheit Anfang. Die Weißheit bestehet in Unterdruckung und Bezähmung der Affecten. Die Tugend ist die wahre Weißheit. Und also ist klar, daß keiner besser und glücklicher regieren könne, als der weise ist. (38) Die wahre Weißheit aber kan ohne Frömmigkeit und Gottesfurcht nicht seyn. Was nun insonderheit das Christenthum anbetrifft, so scheinet zwar der bekannte Machiavelli zu zweifeln, ob sich die Christliche Religion so gut zur Beherrschung der Welt schicke, wie ehemahls der Aberglaube der Heyden? Denn er meynet, die Christliche Religion schlage alle Bravoure nieder, und mache die Menschen sanfftmüthig, gedultig, unbeherzt. Sie verwerffe alle menschliche Ehre; da hingegen diese Ruhm-Begierde der Heyden gewaltigster Trieb zu kühnen Thaten gewesen sey, u. s. w. (39) Allein, zu geschweigen, daß Machiavelli hierinnen schon von andern widerleget worden, (40) oder auch derselbe, wie einige meynen, solches nicht im Ernst geschrieben, sondern es vielleicht nur so gesetzet hat, wie die Welt urtheilet; indem freylich wenig Fürsten von dem Christenthum etwas halten, sondern denjenigen, der ihnen etwas davon saget, auslachen: So ist hiebey hauptsächlich zu merken, daß man sich nur vernünfftige und richtige Begriffe von der Christlichen Religion machen müsse. Geschiehet dieses, so wird man bald begreiffen, daß das Christenthum nicht erfodere, daß ein Fürst wie König Jacob I. in Engelland werden, daß er alles Unrecht gedultig ertragen, in beständiger Traurigkeit leben, alles über sich ergehen lassen, in Creutz, Angst und Noth schmachten solle: Sondern er soll nur seine lasterhafften und unordentlichen Begierden und

Lüste

(38) Um gutes Glück muß ein Fürst in seinem Gebete GOtt nicht bitten; denn das ist einfältig: Sondern um Weißheit. Wer weise ist, der ist auch glücklich in seinen Unternehmungen: Denn er greiffet alles mit Verstand und behöriger Ueberlegung an. Ein Weiser ist ein guter Haußhalter, und also wird er auch reich. Er weiß sich zu hüten für den Nachstellungen seiner Feinde, und kan also sicher und ruhig leben; einfolglich ist er glücklich. Gemeine Leute bitten nur um Glück, eben so ungereimt, als wenn sie um gut Wetter, um Regen, um Sonnenschein beten. Ja wenn sie gescheide bitten wollten, müsten sie vielmehr um guten Wind bitten: Denn das Wetter dependiret vom Winde.

(39) S. Discorsi di *Nicolo Machiavelli* sopra la prima Deca di Tito Livio, Lib. II. cap. II. p. m. 290.

(40) S. Joh. Adolf Hofmanns politische Anmerkungen von der wahren und falschen Staats-Kunst, B. I. Cap. VII. p. 30. imgleichen Buddeus in der Abhandlung de concordia religionis Christianae & status ciuilis. [* vid. tamen & conf. *Joh. Frider. Christii* de Nicolao Machiavello, Lib. II. cap. II. p. 44-49.]

Lüste unterdrücken, der Vernunfft gehorchen, und sich der Gottesfurcht befleissen. Die ächte Gottesfurcht kommet auf das Thun an. Das Thun bestehet hauptsächlich in der Unterdruckung der Begierden, daß diese so bezähmet und eingerichtet werden, damit sie niemahls dem göttlichen Willen widerstreben. Das ist aber der Fehler, daß man gemeiniglich die Fürsten nicht sowohl zur wahren Gottesfurcht, als vielmehr zum Aberglauben anführet, und zufrieden ist, wenn sie nur ihr Gebet verrichten, in die Kirche und zum Abendmahl gehen: Da doch in dem äusserlichen Wesen die Frömmigkeit nicht bestehet, ob man gleich deswegen die Ceremonien nicht verwirft.

VIII.

Was für Staats-Maximen zur Sicherheit des monarchischen Staats gegen das Volk dienen.

Also haben wir bißher gesehen, was für Eigenschafften und Tugenden zu einem rechtschaffenen Regenten erfordert werden. Derowegen müssen wir nunmehro auch untersuchen, worinnen denn eigentlich die so genannten Arcana imperii monarchici bestehen, das heist, was für Staats-Maximen oder Regeln der Klugheit ein kluger Monarch zu beobachten habe, wenn das Regiment feste stehen und das Reich nicht zerrüttet werden soll. Es kommet aber die ganze Staats-Klugheit auf eine aufmerksame Sorgfalt an, alles dasjenige, was dem Staat gefährlich ist, zu verhüten. Alle politische Regeln seynd nichts anders als Cautelen. Demnach muß ein Monarch zu verhüten suchen, daß die Monarchie nicht zerfalle, und weder in eine Aristocratie noch in eine Democratie verändert werde. Nun rühren aber dergleichen Veränderungen theils von dem Aufstand und Bewegungen des gemeinen Volks her, theils auch von den Ränken und kühnen Unternehmungen des Adels oder der Grossen des Reichs. Denn so wohl der Pöbel als auch die Hohen seynd es, welche einem Fürsten zuwider seyn und ihm gefährlich werden können. Folglich muß derselbe gegen beyderley Art Leute sich klüglich zu verwahren, und das besorgliche Unheil zu verhüten wissen. (41) Die Nothwendigkeit und Nutz-

(41) Der Pöbel hat wenig Verstand: Daher kan man mit ihm nicht philosophisch verfahren. Wenn demnach der Fürst dem gemeinen Volke einen blauen Dunst vormahlet, so darf man deswegen nicht gleich denken, daß er ein Betrüger sey. Darum muß ich lachen, wenn einige Theologen kommen, und kein simuliren und dißimuliren leiden wollen. Sie verwerffen auf solche Weise auch alle Politic, alle Regierungs-Künste, wollen auf gerade wohl regieren, und denken, es werde sich alles schon nach und nach geben. Das ist aber ungereimt. Man muß vielmehr simuliren und dißimuliren, weil man nicht mit verständigen Leuten zu thun hat. Glaubest du wohl, daß der Pöbel, das gemeine Pack, fromm sey, und Gründe anhöre?

Bey

Nutzbarkeit solcher Maximen und Regeln siehet man am besten in grossen weitläufftigen Reichen, da zum öfftern die Regierungs-Form gewanket, und beynahe eine ganz andere Gestalt gewonnen hätte; wie z. E. in Engelland; sonderlich unter dem Cromwel; in Dänemark; in Schweden und in andern mächtigen Reichen und Staaten. Wir Deutsche haben mehrentheils kleine Regenten vor uns, und sehen dahero den Nutzen dieser Staats-Maximen nicht so gleich deutlich ein. Wir wollen indessen die fürnehmsten derselben hier anführen und kürzlich beleuchten. I. Vor allen Dingen muß ein Monarch dem Volke den Glauben beyzubringen und es dabey zu erhalten suchen, daß er ein gegründetes Recht habe zu regieren, oder den Thron zu besitzen. Denn das Volk fället bißweilen auf den thörichten Wahn, der Herr sey ein Usurpateur und ein anderer habe ein näheres Recht zur Crone. Man weiß wie itzo die Jacobiten in Engelland wider den König, und im Gegentheil dem Prätendenten, als vermeyntlichen Prinzen von Wallis, ergeben seynd. Derowegen muß man in solchen Fällen die Befugnisse des Herrn wohl vorstellig machen, und zeigen, daß er vor allen andern das gröste Recht habe. Aus der Ursache gab auch die Königin Elisabeth in Engelland allen denjenigen Belohnungen, die ihr Succeßions-Recht vertheidigten. Denn es wurden ihr anfänglich Schwierigkeiten gemachet, indem man vorgab, sie wäre unächt und von ihrem Vater König Heinrichen VIII. im Ehebruch gezeuget. Allein ihre Mutter, die Anna von Boulen war doch vor die rechte Gemahlin gehalten und zur Königin erkläret worden. Hieher gehöret auch König Heinrich VII. welcher das Yorkische Hauß von der Thronfolge auszuschliessen und das ganze Recht auf das Hauß Lancaster zu transferiren gewust hat. Wie er nach Engelland gekommen war, den Richard überwunden, ihm die Crone vom Haupte genommen, und selbige sich aufgesetzt hatte: So hatte er so wohl die Armee als auch alle Grossen des Reichs auf seiner Seite. Er wollte aber doch gerne einen titulum haben, wodurch er das Reich desto nachdrücklicher behaupten könnte. (42) Daher lassen grosse Herren besondere Deductiones öffentlich

Bey dem Pöbel herrschet gar keine Weißheit. Ist ja einer oder der andere darunter fromm und rechtschaffen, so seynd es seltene, einzele und wohl noch dazu einfältige Leute, die nicht einmahl Recheuschafft von ihrem Thun und Lassen zu geben wissen; sondern so in der Tummheit dahin gehen. Da nun also bey dem gemeinen Hauffen weder Frömmigkeit noch vernünfftige Vorstellungen Platz finden; so muß der Regent den Pöbel hinter das Licht führen, oder zum wenigsten hindern, daß er nichts wider den Staat vorzunehmen sich gelüsten lasse.

(42) S. *Franc. Bacon. de Verulamio* histor. Henrici VII. Angliae Regis, imgleichen *Rapin Thoyras* in seiner Histoire

d'

lich ausgehen: Nicht allein, damit die vornehmen Leute in ihrer rechtmäßigen Meynung bestärket werden; sondern hauptsächlich des Volks wegen. Dergleichen rechtliche Ausführungen werden gemeiniglich in der Mutter-Sprache ausgefertiget, damit sie jedermann lesen könne; und die Prediger müssen auch in ihren Predigten Gründe beybringen, und das Volk zu überzeugen suchen, daß der Herr den Thron rechtmäßig besitze. König William ist auch deshalben sehr besorgt gewesen, und haben dazu die Geistlichen viel gethan. Wo viele und gefährliche Widriggesinnte seynd, da suchet man ihre Zuneigung und Stimmen zu erkauffen, sich einen starken Anhang im Parlamente zu machen, und kurz, alle Bedenklichkeiten auf die Seite zu räumen. Podiebrad ließ einem, der sein Recht zur Böhmischen Crone in Zweifel zu ziehen sich erkühnet hatte, den Kopf abschlagen. In Schweden wird alles peinlich tractiret, was wider die gegenwärtige Regierungs-Form unternommen wird. Die Königin Elisabeth ließ, wiewohl ohne Noth, der Marien von Schottland den Kopf abreissen, weil sie ein besseres Recht zur Englischen Crone zu haben meynete. II. Zur Befestigung und Erhaltung eines monarchischen Staats dienet auch sehr wohl, wenn man dem Volke die Meynung einpräget und es in solchen Gedanken zu bestärken suchet, daß keine bessere Regierungs-Form, als die Monarchie sey. Diese muß man den Leuten auf alle Weise angenehm zu machen bedacht seyn, damit sie nicht glauben, daß sie in einer Democratie oder Aristocratie glücklicher leben würden. (43) Daher kan es in einer Monarchie ohne Lobeserhebungen des Monarchen und ohne Schmeicheleyen nicht abgehen, damit derselbe nicht in Verachtung komme. Man muß aber hier nicht einen Fürsten sich vorstellen, dessen Land etwa zwo oder drey Meilen groß ist; denn da können die Unterthanen nichts anfangen: Sondern man muß grosse Königreiche, als Engelland, Frankreich, und

d' Angleterre, welcher ausführlich erzehlet, was König Heinrich VII. sich dißfalls für Mühe gegeben. Denn er gedachte, wenn einer von den Grossen des Reichs abträte, und bliese unter das Volk, unter die Spreu; so könnten bald Unruhen entstehen.

(43) Thomas Hobbes hat deswegen den Thucydidem ins Englische übersetzet, und sothane Uebersetzung im Jahr 1628. herausgegeben, um in der Historie der Athenienser die Unordnungen und Verwirrungen eines Democratischen Regiments den Engelländern vor Augen zu legen. Denn Hobbes war ein grosser Vertheidiger des monarchischen Regiments; wie er denn in gleicher Absicht sein Buch de ciue geschrieben, sich auch dadurch bey dem Königlichen Hofe so angenehm gemacht hat, daß Carl II. dessen Bildniß in seinem Cabinet aufmachen ließ, und ihn besonders hoch hielt. Er pflegte auch den Hobbes im Scherz seinen Molossum oder Hauß-Hund zu nennen, der alle Monarchomachos und Democratisten anbellete.

und dergl. ansehen. Derjenige König in Engelland ist verlohren, wider den das Volk in London ist: Und in den Geschichten Ludwigs XIV. Königs in Frankreich kan man finden, was während seiner Minderjährigkeit der Pöbel vorgenommen habe. Wider den König Heinrich III. wurde gar eine Ligue in Frankreich gemachet, und hat sich derselbe in Paris nicht dürfen blicken lassen. Man siehet also, daß gar viel daran gelegen sey, daß man den Unterthanen von der gegenwärtigen Staats-Verfassung eine gute Meynung beybringe und ihnen zeige, wie sie unter einem Fürsten am glücklichsten leben können. (44) Darum kan man einen Republiquain in einer Monarchie nicht dulten, weil er immer für die Freyheit redet. Wenn ich ein grosser Herr wäre, würde ich denjenigen in meinen Staaten nicht leiden, der z. E. des Cassii und Bruti (45) oder anderer dergleichen Personen Bildnisse in seinem Cabinet hätte, wenn er gleich im übrigen noch so viel Verstand und Fähigkeit besässe. Genug, daß sich ein solcher Mensch nicht in eine Monarchie schicket. Er mag sich anderwärts hin begeben, wo eine freye Republic ist: Denn unter einen Monarchen kan und soll er nicht empor kommen. III. Einige sehen auch dieses für eine kluge Staats-Maxime der Monarchen an, wenn sie sich stellen, als übernähmen sie die Last der Regierung ungerne und gleichsam wider ihren Willen. (46) Nun lasse ich zwar dieses in Wahl-Reichen wohl gelten: Wo aber die Erbfolge eingeführet und fest gestellet ist, da hat der Fürst nicht allemahl nöthig, dergleichen Tergiversation zu gebrauchen. Tiberius hat sich anfänglich gestellet, als wenn er sich nicht entschliessen könnte Kayser zu werden; ja er hat nicht einmahl sein Recht zur Regierung von der Adoption sondern blos von der Election herführen wollen. (47) Wenig-

(44) Die ältesten Römischen Poeten beschreiben in ihren Gedichten die Freyheit der Republic als das kostbarste Kleinod: Die folgenden hingegen, welche unter den Kayserrn lebeten, rühmen öffters, wie gut es sey, unter einem weisen Fürsten zu leben. Da hieß es, wie *Claudianus* schreibet:

Fallitur, egregio quisquis sub principe credit
Seruitium. nusquam libertas gratior exstat
Quam sub rege pio.

Es ist auch nach unterschiedlichen Absichten und Verhältnissen alles wahr, indem alle und jede Regierungs-Formen beydes ihre Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten haben.

(45) Darum ist unter dem Tiberio Cremutius Cordus als ein Verletzer der Majestät angeklaget worden, weil er in seinen historischen Schrifften Brutum und Cassium mit Lob-Sprüchen erhoben hatte. S. *Tacit.* Annal. IV. cap. XXXIV. wie auch *Amelot* in seinem Tibere, chap. CXC. p. m. 244.

(46) *Clapmarius* hat in seinem Werk de arcanis rerumpubl. Lib. II. cap. XVI. eine eigene Observation de tergiuersatione in accipiendo imperio gemachet.

(47) vid. *Tacit.* Annal. I. cap. VII. und eben dieser Geschicht-Schreiber erzehlet

nigstens muß sich ein kluger Regent hüten, daß das Volk nicht sagen könne, er habe sich zum Reiche gedrungen. Daher hat sich auch der itzige König in Engelland (Georg I.) dieser Maxime zu bedienen gewust. Wenn man nicht wüste, daß der itzige König in Spanien (Philipp V.) ein Bigot wäre, so könnte man von ihm sagen, daß er einen grossen politischen Kunstgriff sehen lassen, da er vor einigen Jahren abgedanket, und hernach das Reich gleichsam gezwungen wieder angenommen hat. Aber er ist bekanntlich ein melancholischer schwermüthiger Herr. IV. Wo dem Pöbel Zeit und Raum gelassen wird, daß er viel von Staats-Sachen schwatzen, fürwitzig seyn und mithin von Aufwieglern und unruhigen Köpfen leichtlich aufgehetzet werden kan, da leidet die Monarchie Schaden. Dahero ist gut, wenn man dem Pöbel nicht viel Zeit übrig lässet, sondern ihn mit andern Dingen beschäfftiget, oder auch wohl bißweilen zu gelegener Zeit einen Krieg anfänget. So hat es Cromwel gemachet, indem er auf Spanien und auf die Holländer los gieng, um, wie er vorgab, die Commercien wieder herzustellen; in der That aber um seine Engelländer zu zerstreuen, und sie abzuziehen, damit sie die Tyranney nicht so genau ersorschen, noch sich um Mittel dagegen umsehen könnten. Dadurch erhielt er auch seinen Zweck, indem die Leute solchergestalt etwas anders zu reden bekamen als von ihm, dem Usurpateur des Reichs, welches er in der That war, ob er sich gleich übrigens aller derjenigen Maximen bedienet hat, welche auch rechtmäßige Fürsten beobachten müssen. Pharao in Egypten zwang die Israeliten Ziegel zu brennen, damit sie, von Arbeit ermüdet, keine Unruhen anfiengen. (48) Ein kluger Regent muß bedacht seyn, die Zusammenkünffte und Gelage des gemeinen Volks so viel möglich zu hindern und zu stören. (49) Denn in denselben schwatzen immer einige, die für klug angesehen seyn wollen, von allerhand Staats-Sachen. Die andern hören zu, und seynd hernach leichtlich zu bewegen. Daher giebet man an vielen Orten genau Achtung auf die Zusammenkünffte der Handwerker; ja man dultet auch nicht einmahl

let (Annal. III. cap. XXXV.) von dem Junio Blaeso, daß, als derselbe Statthalter in Africa werden sollen, er auch gethan habe, als wollte er sich entschuldigen, da doch ganz Rom wuste, daß es sein Ernst nicht wäre.

(48) *Jac. Perizonius* in Originibus Babylonicis hält dafür, die Egyptischen Könige hätten um keiner andern Ursache willen die erstaunlichen grossen Pyramiden bauen lassen, als um dem Volke etwas zu schaffen zu machen. Denn es seynd diese Pyramiden sonst in der That vergebliche Werke.

(49) Von des Cromwels schlauer Fürsichtigkeit auch in diesem Puncte, und wie er seinen Engelländern die Tage in der Woche durch den Gottesdienst zu beschneiden gewust habe, ist schon oben bey anderer Gelegenheit Erwehnung geschehen.

diejenigen privat-Versammlungen, welche unter dem Schein der Religion oder des Gottesdienstes angestellet werden. Und obschon gemeiniglich die Reden und Urtheile des unverständigen Pöbels auf ein leeres nichts bedeutendes Geschwätz hinaus zu lauffen scheinen: So ist man doch *nicht* allemahl sicher, indem es leichtlich geschehen kan, daß bey gewissen *Umständen* viele dadurch in Bewegung gesetzet und hernach schwerlich besänfftiget werden. Menschen seynd gefährlich zu regieren. Sie seynd wie ein brausendes Meer. Derowegen kan auch ein kluger Monarch insbesondere nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, wenn ein vornehmer Mann in seinem Reiche dem Volk gar zu angenehm wird. Dergleichen Leute suchet man lieber mit guter Manier unter dem Schein der Ehre oder einer höheren Beförderung weg zu schaffen. Deswegen wurde in Frankreich unter der Regierung Ludwigs XIV. dem Prinzen von Conty, vor dem das gemeine Volk mehr Hochachtung und Ehrerbietung hatte als für den König, das Commando über alle Truppen übertragen, um ihn auf solche Weise vom Hofe zu entfernen.

IX.

Von den Staats-Maximen gegen den Adel.

Weil nun aber einem monarchischen Staat nicht allein von Seiten des gemeinen Volks, sondern auch von Seiten der vornehmen adelichen Geschlechter und Grossen des Reichs Gefahr bevorstehet: So folgen nunmehro diejenigen arcana oder Staats-Maximen, *mit welchen den Unternehmungen und schädlichen Absichten der letztern zu begegnen ist.* I. Leute von einem grossen Ehrgeitz seynd einem Monarchen höchst gefährlich: denn sie wissen sich nicht in den Schranken zu halten und ruhen nicht; sondern suchen es immerzu aufs höchste zu treiben. Derowegen muß ein kluger Regent absonderlich vigiliren, damit dergleichen Personen ihm nicht zu mächtig werden. Er kan sie bey solchen Gelegenheiten brauchen, *wo sie* ihren Muth und Tapferkeit ohne Nachtheil des Staats auslassen können. Den Römischen Kayfern waren die Praefecti Praetorio schon lange gefährlich geworden: deswegen wurden hernach keine Soldaten mehr, sondern mehrentheils Rechts-Gelehrte und civil-Bediente zu dieser Würde erhoben. Denn das Commando über die Armee gehörete zu der Gewalt eines Praefecti Praetorio. (50) Wer kan aber einem sehr kühnen und mächtigen Kriegs-Mann widerstehen? Es ist also kein Wunder, wenn grosse Herren

ders

(50) Hieher gehören Aur. Alex. Seueri Imp. axiomata politica & ethica, item Rescripta, commentario *Alexandri Chassanaei* illustrata. Paris. 1635. 4. In welchem Buche Chassanaeus des Kayfers Alexandri Seueri ganze Regierungs-Form politisch und juristisch erwogen hat.

dergleichen Leuten nicht trauen, sondern sich für ihnen fürchten. Der tapfere und siegreiche Drusus wurde, wenigstens nach einiger Vermuthung, seinem Stief-Vater, dem Kayser Augusto dergestalt verdächtig, daß ihn dieser heimlich mit Gifft vergeben lassen. (51) Und Tiberius hassete den jungen Germanicum, weil er ihn für eine Person ansahe, die ehrgeitzige Absichten führete. Der Kayser Justinianus ließ den Belisarium, ungeachtet der grossen Dienste die er dem Kayser gethan hatte, ins Gefängniß setzen und alle seine Güter einziehen, weil der Verdacht auf ihn gefallen war, als habe er an einer Conspiratian Theil genommen. Der König in Spanien Ferdinandus Catholicus wird insgemein einer grossen Undankbarkeit beschuldiget, daß er den grossen Capitain, Ferdinand Gonsalez von Cordua, der ihm doch so wichtige Dienste gethan und das ganze Königreich Neapel erobert hatte, abgesetzet, und zum privat-Leben reduciret hat. Allein der König sagete: Ehe mir Gonzalez so grosse Dienste that, hatte ich nicht Ursache mich vor ihm zu fürchten: nachgehends aber durffte ich ihm nicht mehr trauen; (52) denn er wurde zu groß. Je grösser die Verdienste eines Ministers werden, je grösser wird auch gemeiniglich der Haß des Herrn. Denn entweder belohnet ein Herr die Verdienste eines Ministers, oder er belohnet sie nicht. Belohnet er sie nicht, so ist zu befürchten, daß der Minister das Maul krümmen, mißvergnügt seyn und etwas zu machiniren suchen werde. Belohnet er sie aber, so machet er den Minister dadurch groß, wenn anderst die Belohnung den Verdiensten proportionirt seyn soll. Daher kommt es, daß die meritirtesten Leute selten belohnet, sonder nur mehr angefeindet und herunter gesetzet werden. Tiberius hassete diejenigen am meisten, die ihm die grösten Dienste gethan hatten. (53) Von dem Kayser Friedrich III. lieset man eben dergleichen. Grosse Herren seynd zum öfftern argwöhnisch und neidisch. Der König in Schweden, Carl Gustav war auf einen seiner Generale nicht wohl zu sprechen, da er ihm eine Dänische Insul eingenommen hatte: denn der König meynete, das hätte er lieber selbst thun, und den Ruhm alleine haben sollen. II. Ein kluger Monarch hat sich auch vor denjenigen Leuten in Acht zu nehmen, die mit der monarchischen Regierung nicht wohl zufrieden seynd. Augustus war deswegen dem Labeoni nicht günstig, weil derselbe noch immer die vorige Freyheit der Republic im Kopfe und im Mun-

(51) Doch wird dieser Meynung von andern widersprochen. S. *Bayle* Diction. unter dem Art. Drusus, in der Anmerk. (I)

(52) S. La Politique de Ferdinand le Catholique Roi d'Espagne. par Mr. *Varillas*.

(53) S. *Amelot* in seinem Tibere, chap. XXVI. & CLXXII.

de hatte. Atteius Capito hingegen wuste sich besser nach dem Hofe und nach dem veränderten Staat zu richten, dahero er auch zu höhern Ehren-Stellen befördert wurde. (54) Es ist auch ganz natürlich, und wir sehen noch alle Tage, daß diejenigen Personen, welche sich nach dem Herrn richten, und alles was er thut sich gefallen lassen, an dem Hofe in die Höhe kommen; andere hingegen, die sich nicht bequemen können oder wollen, sondern mit ihrer Meynung zu frey herausgehen, sitzen bleiben oder wohl gar weggeschaffet werden, wenn sie gleich sonst noch so geschickt, treu und redlich wären. Wer an einem Hofe lebet, muß in gewisser masse schmeicheln und nach dem Munde reden, das heißt, nachgeben, sich in die Zeit schicken, und mit der Wahrheit nicht gerade zuplumpen. Das hat auch Philipp Melanchthon schon erkannt, wiewohl man ihm solches insgemein sehr übel nimmet. III. Wenn eine Monarchie dauerhafft seyn und das Reich bestehen soll, so muß man sehen, daß bey Zeiten ein gewisser Erbe oder Reichsfolger da sey, weil es sonsten allerhand Händel und Bewegungen setzet, wodurch die gegenwärtige Staats-Verfassung gar bald zerrüttet und in eine andere Gestalt verändert werden kan. Wenn ein König keine Kinder hat, so punctiren die Grossen des Reichs schon, wer nach dessen Tode den Thron besitzen solle; wie vor dem der Güldenstern in Schweden, und erst kürzlich ein anderer gleiches Nahmens gethan hat. Es ist also in dergleichen Fällen gut, wenn bey Zeiten ein Nachfolger ernennet wird. (55) Darum haben unsere Kayser gesehen, daß bey ihren Lebzeiten ein Römischer König gemachet würde, damit nach ihrem Tode nicht leichtlich Unruhen entstehen könnten. In gleicher Absicht pflegeten auch die alten Römischen Kayser sich, vermittelst der Adoption, Erben und Reichsfolger zu verschaffen. Doch seynd freylich die natürlichen Kinder besser. Eine zahlreiche Familie ist die Stütze eines regierenden Königlichen oder Fürstlichen Hauses. (56) Wenn ein grosser Herr zu rechter Zeit sich vermählet und einen Erben zeuget, so sehen alle und jede, daß ihr Glück und ihre Wohlfahrt an dieses Hauß verknüpfet sey. In Frank-

(54) S. *Tacit.* Ann. III. cap. LXXV. nebst Amelots und anderer politischen Anmerkungen über diese Stelle.

(55) Bißweilen aber ist es auch gut, wenn der Nachfolger nicht bekannt gemachet wird. Der Königin Elisabeth wurde gerathen, entweder sich zu vermählen, oder doch den Schottischen König Jacob zu adoptiren. Sie that aber keines von beyden, und wollte, daß ihr Nachfolger verborgen bleiben sollte, damit ihr Respect nicht fallen mögte. Denn die meisten Menschen beten die aufgehende Sonne an. Es ist bekannt, wie Carolus Audax viele Fürsten mit seiner Tochter Maria gelocket habe. Man siehet also, daß grosse Herren bißweilen mit allem Fleiß nicht so bald declariren wollen, wer dereinst succediren werde.

(56) Non legiones, non classes, aeque firma imperii munimenta, quam numerus liberorum, saget *Tacitus* histor. lib. IV. cap. LII.

Frankreich giebt es lauter Factionen, so lange kein Dauphin vorhanden ist. Dahero ist es dem jetzigen Könige (Ludwig XV.) nicht übel zu nehmen, daß er die Spanische Prinzeßin wiederum nach Hause geschicket, da ohnehin der Herzog Regent nur solche Heyrath um deswillen gezimmert, damit in langer Zeit kein Dauphin käme, und folglich er und sein Hauß Hoffnung zur Thronfolge hätten. Hingegen wenn der König Prinzen hat, so hören alle Cabalen auf, alle Prinzen vom Geblüt müssen schweigen. Und ob man gleich einwendet, es wären gleichwohl in dem vorerwehnten Falle die Verlöbniß auf das feyerlichste celebriret worden; so antworte ich, daß daran nicht viel gelegen sey. Die Prinzeßin ist noch gar jung, und müste der König noch lange warten. Der Nutze und die Wohlfahrt des Königreiches gehen vor, und in Ansehung dessen träget das Unrecht, worüber sich Spanien beschweret, nicht viel aus. Der Krieg wurde vor Ostern angefangen und gleich nach Ostern geendiget. IV. Ferner gehöret zur Klugheit eines Monarchen, daß er über seine hohe Gerechtsame steif und fest halte, dieselbe für sich exercire und nicht gestatte, daß die Reichs-Stände oder seine Räthe und Minister die Hände darein schlagen oder solche zu schmälern und an sich zu ziehen Gelegenheit nehmen. (57) Der König in Pohlen hält über seine Gerechtigkeit, Reichs-Täge auszuschreiben; unser Kayser desgleichen. Dahero seynd auch die ohne dem König und den Kayser angestellten Reichs-Täge null und nichtig, ausser wenn es mit Einstimmung des ganzen Volkes geschiehet, und Reversalien ausgestellet werden, daß es zu keiner Consequenz gereichen solle. Der König Jacob I. in Engelland wird getadelt, daß er seiner Macht und Ansehen zu viel vergeben, und daß, da vorhero Heinrich VIII. und die Königin Elisabeth mit unumschränkter Autorität geherrschet, und dem Parlamente mehrentheils nur die Odiosa übergeben; er, Jacobus, hingegen, fast nach Römischer Art, Reden im Parlamente gehalten, und dieses gleichsam darum gebeten, so offt er etwas haben wollen. Er hätte vieles nur schlechterdings befehlen sollen. Durch seine allzu grosse Nachsicht und Gelindigkeit aber hat er Anlaß gegeben, daß das Parlament seinem Sohne über den Kopf gewachsen ist, ja demselben so gar das Leben abgesprochen hat. Also muß ein Monarch nicht raisonniren. Der vorige König in Frankreich hat seinem Parlament einen derben Verweiß gegeben, da es in Staats-Sachen etwas sprechen woll-

(57) Ein Regent, der dieses behörig verhüten will, muß grossen Verstand und politische Einsicht haben, weil es sonst leichtlich geschiehet, daß er sich überraschen lässet, und unvermerkt seiner Autorität etwas vergiebet. Tiberius war auch in diesem Stücke ungemein schlau und fürsichtig. S. *Tacit.* Ann. II. cap. XXXVI. imgleichen was *Amelot* in seinen Tibere, chap. LVII. dabey angemerket hat.

wollte. Man muß auch keinem Minister verstatten, daß er in Regierungs-Sachen etwas für sich allein willkührlich thue; sonst machet sich der Herr verächtlich. Ich weiß ein Exempel, daß einer einen gewissen grossen Herrn, dessen Wort er doch schon weg hatte, gebeten, er mögte ihn doch bey seinem Premier-Ministre recommandiren. Was zeigete das anders an, als daß der Minister mehr gölte als der Herr. V. Endlich ist noch zu merken, daß wenn in einem Staat Leute, die in grossem Ansehen stehen, vorher reich und in gutem Stande gewesen, hernach aber herunter kommen und verarmen, der Fürst sich zu ihnen nichs gutes zu versehen habe. Denn die Armuth machet solche Leute verwegen, und geneigt Händel und Unruhen anzufangen. (58) Darauf muß also ein kluger Regent aufmerksam seyn, und so wohl die Armuth, als auch den gar zu grossen Reichthum ansehnlicher Familien möglichst zu verhüten und abzuwenden suchen; sintemahl beydes für den Staat gefährlich ist. (59) Dahero kan man auch an grossen Herren nicht mißbilligen, wenn sie verordnen, daß kein Edelmann ohne ihre Einwilligung sich verheyrathen solle. Denn durch Heyrathen können die Edelleute grosse Reichthümer oder grossen Anhang und Schutz erhalten. Wie man denn in den Geschichten nicht wenig Exempel findet, daß durch dergleichen Heyrathen viele Unruhen entstanden und viele Länder transferiret oder zerstücket worden seynd. In Frankreich und Engelland, wie auch in Spanien und Portugall, wird zu allen Vermählungen der Grossen die Königliche Einwilligung erfordert. Es siehet zwar sclavisch aus: Allein der Monarch hat Gefahr zu befürchten, wenn dergleichen Personen sich mit fremden, hohen und mächtigen

(58) Daher schreibet Cicero im Scherz von sich selbst an einem seiner guten Freunde: Itaque me nunc scito tantum habere aeris alieni, vt cupiam coniurare, si quisquam recipiat. Lib. V. famil. epist. VI.

(59) S. *Clapmar.* de arcan. rerumpubl. Lib. II. cap. XXIII. Philipp II. König in Spanien hat deswegen diejenigen unter seinen Grandes, welche herunter gekommen waren, eingermassen zu erheben, die allzu reichen und mächtigen hergegen unvermerkt zu erniedrigen gesuchet; Wie *Cabrera* in der Geschichts-Beschreibung von diesem Könige (im 16. Cap. des XII. Buchs) angemerket hat. conf. *Amelot* in seinen historisch-politischen Anmerkungen über Tacit. Annal. II. cap. XLVIII. p. m. 362. sq. Der Prinz von Condé in Frankreich war sehr reich. Er gieng hernach in Spanien; und die Spanier macheten nicht eher Frieden, als biß derselbe restituiret war. Hierauf führte er in Frankreich einen grossen Staat, welches der König gerne sahe, und, zu den Gläubigern des Prinzen, die bey ihm Hülfe sucheten, sagete: Es wäre ein grosser reicher Prinz, der schon bezahlen würde. Als aber der Prinz ruiniret war, wurden die Creditores an das Parlament verwiesen, um ihn da zu verklagen. Es hatte aber der König selbst den Prinzen zur Pracht und Verschwendung angereitzet, weil er wohl sahe, daß jener hernach nichts mehr wider ihn anfangen könnte.

tigen Häusern verbinden. Daher suchet man solches möglichst zu hindern. Dem Comte de Lauzun in Frankreich hat der König nicht zulassen wollen, eine Prinzeßin aus dem Hause Gonzaga zu heyrathen, (60) weil er nicht gerne sahe, daß besagter Graf mit ihm verschwägert wurde, ohngeachtet derselbe sonst in grossen Gnaden stund.

X.

Von den Arcanis dominationis bey Antritt der Regierung.

Nun folgen die so genannten arcana dominationis, das ist, diejenigen Staats-Maximen oder Regeln der Klugheit, welche insbesondere auf den eigenen Nutzen des Monarchen gehen, in so ferne nehmlich derselbe nicht allein auf die Erhaltung und Sicherheit seiner Person, sondern auch auf die Vermehrung seiner Hoheit, seiner Einkünffte, und andere dergleichen Vortheile bedacht ist, damit er desto leichter und gemächlicher regieren, und die höchste Würde mit desto grösserm Glanz und Ansehen bekleiden könne. Das ist auch einem grossen Herrn gar nicht zu verargen; daferne er nur nicht seinen Nutzen also suchet, daß seine Unterthanen dabey gewissen Schaden und Unrecht leiden. Denn was dieselben rechtmäßiger Weise erworben oder zu fordern haben, das kan und soll ihnen der Fürst nicht nehmen. Hierinnen fehlen viele Minister und Räthe, die das Interesse ihrer Herren auf alle nur ersinnliche Weise, es mag mit Recht oder mit Unrecht geschehen, zu befördern trachten: wiewohl mehr ihr eigner Vortheil aus ehr- oder geldgeitzigen Absichten darunter stecket. Aber ein rechtschaffener kluger Fürst hütet sich für dergleichen Griffen einer falschen Staatskunst, und wendet, indem er auf seinen Nutzen denket, niemahls von der Wohlfahrt seines Volks die Augen ab, sondern suchet dieselbe zugleich nebst seiner eignen zu befördern. So bald ein grosser Herr die Regierung antritt, hat er gewisse Staats-Maximen zu beobachten. Also ist es billig und der Klugheit gemäß, daß er sich gleich vom Anfang bey dem Volk in grosses Ansehen zu setzen und demselben einen lebhafften Eindruck von seiner Würde und Hoheit zu machen trachte. Deswegen seynd die Crönungen und Salbungen der Könige mit vielen Gepränge und Ceremonien eingeführet worden. Denn das gemeine Volk siehet auf das äusserliche, und wird von dem glän-

(60) [* Es war nicht eine Prinzeßin von Gonzaga, mit der sich der Comte de Lauzun zu vermählen gedachte; sondern Mademoiselle de Montpensier, welche des Herzogs Gaston von Orleans Tochter, und also mit dem König Ludwig XIV. leiblich Geschwister-Kind war. Auch hatte dieser Vermählung sich nicht sowohl der König widersetzet; als welcher vielmehr anfänglich seine Einwilligung dazu gegeben hatte; sondern dieselbe wurde hernach von dem Königlichen Hause und den Ministern hintertrieben und rückgängig gemachet. S. *Limiers* histoire du Regne de Louïs XIV. Tom. III. p. 207. sqq.]

glänzenden Pracht und Prunk gerühret. Ein weiser Mann begreiffet wohl, daß die Salbung und Krönung dem Regenten nicht mehr Gewalt und Ansehen gebe, als er bereits hat: aber es wird gleichwohl dadurch dem Volk eine grössere Idée von seinem Könige beygebracht; indem die meisten Unterthanen alsdenn erst, wenn sie ihrem König krönen sehen, in den Gedanken bestärkt werden, dieser sey der von GOtt ausersehene Gesalbte, dem sie unverbrüchlichen Gehorsam und Ehrfurcht schuldig seyen. Man richtet sich also hierinnen nach dem Wahn und den Begriffen des Pöbels, als welcher unstrittig den grösten Theil eines Volks ausmachet. Es thun dahero diejenigen Herren nicht wohl, welche aus Eigensinn, oder zu Erspahrung der Kosten, deraleichen Anstalten und Gepränge verwerffen. Aus der Deutschen Historie ist bekannt, daß Henricus Auceps die Salbung nicht hat annehmen wollen. Es ist ihn aber von den Bischöffen sowohl als auch von andern verdacht worden. Die Franken pflegeten zwar vorzeiten ihre Könige nicht zu salben, sondern dieselben nur auf einen Schild sitzende in die Höhe zu heben, damit sie von allem Volke könnten gesehen werden. (61) Aber nach der Zeit, wie Childerich war ins Closter gestecket worden und Pipinus sich auf den Thron gesetzet hatte, ließ sich dieser salben, welches auch alle nachfolgende, biß auf Henricum Aucupem, und nach diesem auch die folgenden, gethan haben. Pipinus hatte sich gar zweymahl salben lassen, einmahl von dem Pabste, und einmahl von dem Erz Bischoffe zu Reims. Denn er befürchtete immer, es mögten Leute seyn, welche sich der Descendenz des Clodovái erinnerten. Mit was für Pracht Hugo Capetus sich habe salben lassen, erzehlen die Französischen Geschicht Schreiber. (62) Von der Zeit an hat man erdichtet, das heilige Oele, womit die Könige in Frankreich gesalbet worden, wäre durch eine Taube vom Himmel gebracht worden: (63) Alles zu dem Ende, damit die Leute eine hohe Meynung von ihren Königen bekommen mögten. (64) Nebst dem muß auch ein grosser Herr, wenn er den Thron bestie-

(61) S. *Gundlingii* Diss. de Henrico Aucupe.

(62) Insonderheit *P. Daniel* in seiner Histoire de France.

(63) v. *Io. Iac. Chiffletius* de Ampulla Remensi.

(64) Von der Salbung der Könige und andern dergleichen Ceremonien hat *Hertius* in Elem. prud ciu. P. II. Sect. IV. p. 83. unterschiedliche gelehrte Anmerkungen gemachet. Daß übrigens unter den Deutschen Völkern die West-Gothen in Spanien die ersten gewesen, welche ihre Könige gesalbet haben, ist bereits oben erinnert worden. Von eben diesem Volke kommet auch die Verordnung her, daß eine verwittibte Königin in Spanien nicht mehr heyrathen darf. Die Absicht dieser Verordnung war, damit die Königinnen desto eifriger auf die Erhaltung ihrer Gemahlen bedacht seyn mögten, weil man gefunden, daß sie offt an vielen Cabalen mit andern Prin-

bestiegen hat, auf diejenigen ein wachsames Auge haben, welche seine Competenten gewesen, oder noch ferner einen Anspruch an das Reich zu machen sich unterfangen mögten. Augustus, König in Pohlen, hat die aus dem Hause Sobiesky, als welche seine Competenten um die Krone waren, genau observiret. Philipp II. und die beeden folgende Könige in Spanien haben einen gewaltigen Staats-Fehler begangen, daß sie die Herzoge von Braganza, welche Prätension auf das Königreich Portugall hatten, so gering geachtet und diese Familie in Portugall gelassen haben, welche hernach die Spanier wiederum vom Throne gestürzet hat. Der König Heinrich VII. in Engelland war klüger, daß er den Grafen von Warwick, der noch den scheinbarsten Anspruch an die Crone hatte, im Gefängniß hielte. Das hat ihm auch kein Mensch übel genommen. Aber das wird nicht von allen gebilliget, daß er selbigen hernach umbringen lassen. Als die Maria den Englischen Thron bestiegen hatte, nahm sie die Elisabeth gefangen, relegirte sie hernach, und ließ genau auf sie Acht haben, weil sie sahe, daß dieselbe auf das Reich Prätension machete. Als die Königin Elisabeth zur Regierung gekommen war, ließ sie die Schottländische Mariam unter dem Vorwand, daß sie auf die Crone Engelland Anspruch machete, gefangen nehmen, und ihr endlich gar den Kopf abschlagen; welches letztere aber zu viel war. Im übrigen ist es keinem grossen Herrn zu verdenken, daß er in seinem Reiche keine Prätendenten leiden will. Denn wenn gleich anfangs keine Gefahr vorhanden ist, so kan doch leichtlich, und ehe man sichs versiehet, Lermen entstehen. Ein Fürst muß auf dem Thron fest sitzen. Finden sich Neben-Buhler, so muß er trachten sie aus dem Weg zu raumen, oder sie an einen Ort bringen lassen, da sie ihm nicht schaden können. Insonderheit muß er auch verhüten, daß sie sich nicht an die Höfe mächtiger Nachbarn begeben. Es war ein grosser Fehler von dem William, daß er den König Jacob entwischen und nach Frankreich lauffen ließ. Von selbiger Zeit an seynd viele Malcontenten in Engelland geblieben. Ein Herr, der mißvergnügte unter seinen Unterthanen hat, mag wohl Achtung geben, daß sie keine Unruhen erregen, sich nicht an Benachbarte hängen, und deren Hülffe und Schutz suchen. Wenn sie dieses thun und übergehen, so verdienen sie keine Gnade. Wie in Frankreich der unruhige Prinz vom Geblüt, der Prince de Condé, zu den Spaniern übergegangen war, wollte man von seiner Restitution lange nichts hören, biß die Spanier viele Städte zur Satisfaction herausgaben. Ja, er muste endlich selbst kommen und in Person dem Könige in Frankreich Abbitte thun. Wenn

Prinzen Theil gehabt, und den Tod ihrer Männer befördert hätten.

die Vermählung des Königs mit der Spanischen Infantin Maria Theresia nicht vorgewesen wäre, hätte Mazarin gedachten Prinzen nicht einmahl wieder aufgenommen. Der Ragoczy und die übrigen Malcontenten in Ungarn bekamen von dem Kayser keinen Pardon. Grosse Herren geben deswegen in ihren eignen Landen nicht gerne das Jus asylorum zu. Daher entstehen auch hin und wieder viele Klagen wider die Päbstlichen Nuntios. Und aus eben dieser Ursache will der Pabst keinem Gesandten die sogenannte Quartier-Freyheit gestatten: Denn dadurch fänden alle Uebelthäter und böse Unterthanen Gelegenheit, sich der Straffe ihres Landes-Herrn zu entziehen.

XI.

Von den Staats-Maximen in der Regierung selbst.

Ein kluger Herr muß nicht allein beym Antritt der Regierung, sondern auch bey Fortsetzung derselben beständig auf seine Sicherheit und auf Erhaltung und Befestigung seines Ansehens und seiner Hoheit bedacht seyn, und also alles, was dieselbe im mindesten schmälern kan, sorgfältig vermeiden. Dahin gehöret die Maxime, daß ein grosser Herr ohne Noth nicht viel herumreisen, noch von der Haupt und Residenz Stadt sich entfernen, oder solche verlassen müsse. (65) Die Haupt-Stadt ist allemahl die volkreichste im Lande. Wenn nun ein Herr seinen Sitz anderswohin verleget, so nimmet dieser Ort zu, die Haupt-Stadt hingegen ab; welches aber offt nicht ohne Gefahr ist. Denn wenn der Regent von der Haupt-Stadt weichet, so werden die Einwohner leichtlich unwillig, und können bald Lermen anfangen. Seitdem die Pohlnischen Könige ihre Residenz von Cracau nach Warschau verleget haben, so seynd die meisten Cabalen in Cracau geschmiedet worden, und viel Tumulte entstanden. Der Kayser Constantin der Grosse wird von der ganzen Welt getadelt, daß er Rom verlassen. Denn von der Zeit an hat das Römische Reich abgenommen, und ist endlich gar zu Grunde gegangen. An dem Unglück Königs Christian II. in Dänemark ist fast nichts mehr Ursache gewesen, als daß er sich von Coppenhagen entfernet hatte, da der Adel Gelegenheit fande, alle Cabalen wider ihn zu schmieden. So wird es auch dem unglücklichen König in Engelland, Carln I. für einen grossen Fehler ausgeleget, daß er sich von London hinweg begeben. Der Sultan gehet nicht aus Constantinopel, es müste denn ein grosser Krieg seyn: Alsdann siehet er darauf, daß alles daselbst wohl verwahret werde. Die Czaa-

(65) Hiebey kan nachgelesen werden was *Clapmarius* de arcanis rerumpublicarum, Lib. III. cap. XV. von dieser Materie angemerket hat. Daß übrigens auch diese Regel mancherley Ausnahmen unterworfen sey, verstehet sich ohnehin.

Czaarin residirete zwar in Petersburg, wollte aber einen Vice-Re in die Stadt Moscau schicken: Denn die Moscowiter sahen nicht gerne, daß die Residenz in Petersburg war. Petersburg ist zu weit entfernet und lieget fast am Ende des Moscowitischen Reichs: Die Stadt Moscau hingegen lieget in der Mitte. Deswegen war man vigilant, damit nicht aus dieser grossen Haupt-Stadt Lermen und Unruhen entstünden. Der König in Spanien, Philipp II. konnte nicht bewogen werden nach den Niederlanden sich zu begeben, und wendete vor, er könnte nicht von Madrit weggehen, weil sonsten daselbst leichtlich Unruhen entstehen könnten. Der mächtige Kayser Carl V. der so viele Königreiche und Länder beherrschete, war bald in Italien, bald in Deutschland, bald in Spanien; und doch wollten die Spanier einsmahls dessen Mutter auf den Thron setzen, und sie mit einem Neapolitanischen Prinzen verheyrathen, wenn nicht der Cardinal Ximenes solches verhindert hätte. Es ist fast allemahl gefährlich, wenn ein grosser Herr zu weit von seinem Reiche entfernet ist. Auf den König Carl XII. hat man in Schweden nicht vielmehr gepasset, da derselbe in Bender war; ja die Schweden hatten gar willens eine besondere Regierung aufzurichten. Wie vor Zeiten der grosse Alexander gar zu weit von Macedonien entfernt war, so thaten die Macedonier was sie nur wollten. Alle Unterthanen, sie mögen seyn wie sie wollen, gehorchen doch nur mit einigem Zwange, und seynd wie ein gespannter Bogen, der gleichsam immer einen Zug und ein Bestreben nach seiner natürlichen Gestalt hat. Dahero ist es gut, wenn der Regent seinen Unterthanen nicht aus den Augen kommet; sonderlich an demjenigen Orte, wo sie häuffig und dichte beysammen seynd. Deswegen soll auch die Armee nicht weit von der Residenz oder dem Lande entfernet seyn: sonsten entstehen innerliche Kriege. Die Creutz-Züge nach dem gelobten Lande, welche die Deutschen in den mittlern Zeiten auf Eingeben des Pabstes unternommen, seynd ein Exempel davon. Da stunde die Reichs-Armee in weit entlegenen Landen, auf der Schedelstätte, zu Golgatha ꝛc. und in Deutschland war inzwischen überall Lermen, wie die Historie der Kayser Philippi Sueui und Ottonis IV. zeiget. Ein Regent, der klug ist, findet allezeit zu Hause und in seinem Reiche genug zu thun, und wird also nicht leichtlich auf auswärtige Eroberungen denken, oder seine Macht unmäßig auszubreiten trachten. Ein grosses Reich bestehet selten lange, wie schon oben hin und wieder ist erinnert worden. Ferner muß ein Potentat, der sein Ansehen erhalten will, Achtung geben, daß alles von ihm dependire und alles, so von einiger Wichtigkeit ist, und zum Ruhm gereichet, einzig und allein auf seine Anstalt, Anordnung und Befehl geschehe.

schehe. Einige seynd so wunderlich, daß sie für lächerlich halten, wenn der Fürst sich alles zuschreibet. Allein es geschiehet solches mit gutem Grunde, und um deswillen, damit das Volk seine Augen auf keinen andern so stark als auf den Fürsten wende. Viele Juristen seynd so abgeschmackt und pedantisch, daß sie den Kayser Justinian tadeln, daß er in prooemio Institutionum sich Victorem ac Triumphatorem nennet, und von seinen bellicis sudoribus redet. Denn sie meynen, weil Justinianus die erhaltene Siege dem Belisario, Narseti und andern seiner Kriegs-Obristen zu danken habe; so sey es eine Pralerey, daß er solche sich zugeeignet. Allein dergleichen unzeitige Tadler verstehen die Sache nicht und haben keinen Begriff von der Staats- und Regierungs-Kunst. (66) Es ist je und allezeit so gewesen. Der Fürst kan nicht alles selbst ausrichten: Nichts destoweniger attribuiret man ihm billig alles; denn es ist genug, daß er durch seinen Verstand und weise Anschläge in seinem Cabinet alles anordnet, oder kluge Minister und tapfere Generale wehlet. Es ist genug, daß den Kriegs-Obristen die Verhaltungs-Befehle im Nahmen des Fürsten aus dem Cabinet zugefertiget werden. Parua sunt foris arma, nisi est consilium domi. Wenn dem Regenten nicht alles, was groß und rühmlich ist, zugeschrieben wird, so kommet er in Verachtung. Daher haben sich auch grosse Staats-Minister in Acht zu nehmen, daß sie aus unzeitigen Ehrgeitz dergleichen Dinge sich nicht zueignen. Ich kenne eine gewisse Familie an einem gewissen Hofe, da sich sieben Brüder unter den sieben Sternen hatten vorstellen lassen, und deswegen bey der Herrschafft in Ungnade gefallen seynd. Kluge Regenten können nicht vertragen, daß sich ihre Bedienten etwas wichtiges und ansehnliches attribuiren. Hingegen aber, wenn dem Volk etwas hart und verhaßt vorkommet, da pfleget man den Haß lieber auf die Staats-Bedienten zu welzen, und dahero bißweilen einen abzusetzen, oder unter dem Schein einer Ungnade zu entfernen, ungeachtet man nicht gemeynet ist, ihn gänzlich fallen zu lassen. Darum sehen wir, daß offt ein Unschuldiger ein Opfer des allgemeinen Hasses oder ein Staats-Märtyrer werden muß. Denn wenn der

(66) vid. *Io. Henr. Boecleri* lib. de Auspicio regio (in dissert. academ. Vol. I. p. 132-199.) worinnen diese Materie gar schön abgehandelt, und gezeigt wird, daß es keine Pralerey sey, wenn ein Fürst saget, Vicimus. Also hat der König in Frankreich Ludwig XIII. sich die Victorie zugeschrieben, welche Herzog Bernhard von Weimar erhalten hatte. Und ob ihn gleich *le Vassor* in seiner Histoire du Regne de Louïs XIII. deswegen tadelt; so muß man sich doch das nicht irren lassen. Denn le Vassor urtheilet in manchen Stücken etwas pedantisch, ungeachtet er sonst seine Verdienste hat, und schön schreibet. S. die Gundlingischen neuen Unterredungen im Monat *Febr.* 1702. p. 100. sqq.

der Fürst einen grossen Fehler in der Regierung begangen hat, so kan er ihn wohl vor GOtt bekennen und um Vergebung bitten: Aber vor der Welt kan er es nicht thun, weil sonsten die Unterthanen ihn verachten oder wohl gar sich empören würden. Also ist erstgedachte Staats-Maxime an sich nicht zu mißbilligen, (67) ob wohl nicht zu läugnen, daß aus den arcanis dominationis bißweilen flagitia dominationis werden. König Heinrich VIII. in Engelland ließ gleich nach seinem Regierungs-Antritt den Empson und den Dudley, die von vornehmer Extraction waren, hinrichten, weil sie unter seinem Vater so viel Geld von dem Volk erpresset, da sie es doch auf Befehl seines Vaters gethan hatten. (68) Wie zu unsern Zeiten in Frankreich wegen des Actien Handels ein gräulicher Lerm entstund, so schob der Regent alle Schuld auf den Laws, welcher auch gleich flüchtig werden muste. Wenn sothaner Actien-Handel nur ein Fehler gewesen wäre, so wäre es noch gut: So aber war es eine offenbare Schelmerey. Grosse Herren haben hohe Ursache, in allen Stücken auf ihre Ehre zu sehen, und also nicht zu gestatten, daß solche auf einige Weise geschmälert, oder ihre Würde und Majestät verächtlich gehalten werde. (69) Daher müssen grobe Injurien und Beschimpfungen scharf geahndet, und Exempel statuiret werden. Kayser Friedrich III. wurde von den Bürgern zu Wien recht ordentlich belagert, biß ihn endlich Podiebrad erlöfete. Wie er los war und seine groben Bürger ihm einen Fußfall thun musten; da sagete er zu ihnen: Thut es nur nicht mehr. Das war alles. Er hat nicht einmahl einen abgesetzet; welches aber allerdings für eine ungereimte und unzeitige Gelindigkeit zu halten ist. Vorsetzlich widerspänstige und unru-

(67) Das hat Joh. Schulze in seinem Tractat de martyrio juridico & politico gezeiget.

(68) Wenn man die Lebens Beschreibung des Königes Heinrich VII. in Engelland lieset, so findet man, daß nicht leicht ein grosser Herr die Staats-Maximen so wohl zu gebrauchen und seine Person so treflich zu spielen gewust habe, als derselbe. Er hat keinem seiner Staats-Bedienten, wenn er auch noch so ansehnlich gewesen, zugelassen zu dispensiren, auch nicht einmahl in den geringsten Sachen. Wer etwas haben wollte, muste es aus der Hand des Königs empfangen. Was aber verhaßte und unangenehme Dinge waren, die ließ der König durch seine Bedienten exequiren.

(69) Deswegen kan auch ein Fürst nicht leiden, daß ein anderer neben ihm eben so, oder mehr geehret werde, als er; imgleichen daß man von andern Fürsten mehr rede als von ihm. Er siehet gerne, daß seine Bildnisse in den Zimmern seiner Unterthanen seynd, nicht aber die von einem andern Fürsten. Also konnte Tiberius nicht vertragen, daß Leute das Bildniß Germanici in ihren Häusern hatten. Ein grosser Herr, der genau über seine Autorität hält, so bald er merket, daß einer in seinem Reiche anfängt sich besonders hervorzuthun und ansehnlich zu werden, so setzet er ihm geschwinde einen andern entgegen; gleichwie Tiberius den Pisonem dem Germanico entgegen gesetzet hat. v. *Tacit.* Ann. II. c. XLIII.

unruhige Bürger müssen hart gestraffet werden. Was hingegen viele grobe und ungezogene Leute aus Uebereilung und Unbesonnenheit so heraus reden, das muß man nicht so hoch aufnehmen noch alsbald mit dem Tode rächen, sondern manchesmahl übersehen oder auf andere Art bestraffen. Bey einem vornehmen und in besonderm Ansehen stehenden Mann, der wider den Fürsten etwas aus Verachtung spricht, ist es freylich ein anders. Ein kluger Herr aber pfleget sich nicht viel zu bekümmern, noch so gar genau nachzuforschen, was leichtsinnige Leute von ihm reden oder schreiben. Ludwig XII. König in Frankreich wuste diese Regel sehr wohl in Acht zu nehmen. Wenn es aber der Herr erfähret, so kan er nach Befinden straffen. *Saint-Evremont*, ein sinnreicher Kopf, dessen Schrifften man nicht ohne Vergnügen lieset, wurde unter der Regierung K. Ludwigs XIV. wegen einer Satyre, die er auf den Pyrenäischen Frieden geschrieben hatte, auf ewig aus Frankreich verbannet. Der *Rabutin Bussy*, der die bekannte Histoire amoureuse des Gaules geschrieben, bekam auch einen schlechten Lohn. Grosse Herren seynd offt sehr empfindlich. Wer also gescheid ist, der redet behutsam, damit er in keine Inquisition komme. Denn es giebt Leute die darauf Acht geben. Es giebt auch Fürsten, die aus einer jeden unbedachtsamen Rede gleich ein Verbrechen beleidigter Majestät machen, und von ihren Räthen dazu angetrieben werden. Die Schmeichler am Hofe machen offt einen kleinen Herrn über die massen groß, und setzen ihm eine so hohe Vorstellung von sich selbst ins Gehirn, welche überall anstösset, und ihn dergestalt verwirret, daß er nicht mehr nach Vernunfft und Billigkeit urtheilet.

XII.

Von Ernennung eines Nachfolgers in der Regierung.

Wenn ein Monarch vielen Cabalen vorkommen und verhüten will, daß nach seinem Tode keine gefährliche Aenderung erfolge, so muß er wissen, wer ihm dereinst succediren werde und solle. Am besten ist es freylich in einem Erb-Reiche, wenn der regierende Herr Kinder hat. Diese seynd die sichersten Säulen und Stützen eines Hauses; indem solchergestalt allen andern die Hoffnung zur Nachfolge abgeschnitten und aller Zweiffel gehoben ist. Folglich kan in dieser Absicht ein Fürst nicht zu viel Prinzen haben. Wenn nun aber einer keine Kinder hat, so muß er zwar geschehen lassen, wenn das Volk ungefehr merket, wer etwa succediren werde; nur aber seinen in geheim designirten Nachfolger nicht vor der Zeit kund machen: (70) Sonst kommen die Unterthanen und beten die neu aufgehen-

(70) Ein anders aber ist es, wenn ein grosser Herr auch zu der Zeit, wenn es die Noth erfordert, wegen eines Nachfolgers noch unschlüßig ist: denn das ist nicht gut.

Ale-

gehende Sonne an. Darum hat der Czaar, Peter der Grosse, gesaget: Mit demjenigen, welchen ich zu seiner Zeit benennen werde, sollen meine Unterthanen zufrieden seyn. Die Königin Elisabeth in Engelland hat auch nicht determiniren wollen, (71) wer ihr succediren sollte, und da die Engelländer solchen zu wissen verlangeten, antwortete sie: Der Thronfolger wäre gewiß; sie würde ihn aber nicht eher benennen als auf ihrem Tod-Bette. Derselbe ist nun, bekannter massen, Jacob I. gewesen. Indessen aber hätten die Engelländer lieber gesehen, wenn Elisabeth geheyrathet hätte. (72) So lange sich ein Monarch gesund und bey guten Kräfften befindet, muß er nicht leicht von Ansprüchen an das Reich schwatzen lassen, (73) auch keine fürwitzige Prophezeyungen, Sterngucker- und Wahrsager-Künste leiden: Denn dadurch wird das Volk ganz närrisch gemachet, und die Unterthanen angetrieben, daß sie vor der Zeit den Lebens-Jahren ihres Herrn, da er sich doch noch wohl befindet, ungebührlicher Weise nachrechnen. (74) In unserm Deutschlande, als einem Wahl-Reiche, kan auch noch bey Leibzeiten eines Kayfers, ja auch allenfalls wider dessen Willen, ein Römischer König gewählet und demselben adjungiret werden. Denn die Deutschen setzen keinen Kayser gerne ab, sondern suchen ihn lieber, wenn es nöthig und nützlich scheinet, zu bewegen, daß er, auch noch bey seinem Leben, dem erwehlten Römischen Könige einige Gewalt überlasse.

XIII.

Alexander der Grosse hat darinnen gefehlet, daß, als er bey seinem Lebens-Ende einen Nachfolger ernennen sollen, er nur überhaupt gesaget, das Regiment sollte dem besten und würdigsten aufgetragen werden. Denn darüber kam nach seinem Tode alles in Unruhe. So liefet man auch von dem alten Könige in Portugall, Henrico Cardinali, daß er mit Bestimmung eines Thronfolgers gar zu lange gezaudert.

(71) v. H. *Grotius* Lib. III. Hist. Belg. ad A. 1594. conf. *Hert.* elem. pr. ciu. P. II. Sect. IV. §. 43.

(72) In Schweden war fast ein gleicher Umstand mit der Königin Christina, welche sich auch vermählen sollte; endlich aber gar abdankte und den Carl Gustav zum Thronfolger ernennete.

(73) Ja wenn auch gleich wegen der Succeßion alles reguliret und öffentlich bekannt ist, so siehet man dennoch lieber, wenn der Thronfolger nicht in der Nähe, sondern entfernet oder ausser dem Reiche ist. Nachdem die Königin Anna das Hauß Hannover für succeßionsfähig erkläret hatte; so hat deswegen doch niemand aus diesem Hause in Engelland seyn dürfen. Der Churfürst hätte gerne seinen Prinzen dahin geschicket: Es gieng aber nicht an.

(74) *Bayle* hat sowohl in seinen Pensées diverses sur la Comete, als auch in dem Dictionaire hist. & crit. unter dem Artickel Stofler, und sonst hin und wieder trefliche Betrachtungen darüber einfliessen lassen. In dem Codice Theodosiano sowohl als auch Justinianeo seynd viele scharffe Gesetze wider die Astrologos, Chaldaeos & Mathematicos, wie die Wahrsager damahls genennet wurden. Es ist auch billig, daß dergleichen Leute scharf gestraffet werden: denn was gehet sie die künfftige Succeßion an?

XIII.

Daß ein grosser Herr über seinen und anderer Fürsten Respect halten müsse.

Es ist schon zum öfftern erinnert worden, daß ein Monarch über seine Vorrechte und Autorität steiff und fest halten und seine Ehre keinen andern geben solle. In dieser Maxime stecken viele andere. Also kan, zum Exempel, der Fürst nicht wohl leiden, daß privat-Leute Münzen schlagen lassen, wenn es auch nur Schau-Münzen wären: Und weiß ich in unserm Lande ein Exempel, daß eine Familie sehr gefallen ist, weil sie Schau-Münzen prägen lassen, und man bey ihr einen grossen Ehr-Geitz wahrgenommen hatte. (75) Der Fürst kan und soll auch nicht leiden, daß seine Unterthanen Schlösser und Festungen bauen. Es hat auch solches keiner von den alten Römischen Kayfern verstattet. (76) Das ist eben von unsern Deutschen Kayfern ein grosser Fehler, und die Ursache ihres Verfalls gewesen, daß sie ihren Bedienten zugelassen, Schlösser und feste Plätze anzulegen, aus welchen sie hernach den Kayfern viele Verdrießlichkeiten gemachet haben. Das ist schon unter den Ottonen geschehen. Eduard in Engelland ließ alle feste Schlösser der Edelleute schleiffen. Es ist auch nicht ohne, daß in einem Lande, wo privat-Personen dergleichen feste Plätze innen haben, imperium contra imperium sey. Deswegen sagte der Cardinal Richelieu, als ihm vorgeworffen wurde, man hielte den Hugonotten nicht, was ihnen versprochen worden, indem ihnen Rochelle und andere Oerter weggenommen würden: das Edict von *Nantes sollte bleiben*; aber die Festungen könnten den Hugonotten *nicht gelassen* werden, weil sonsten regnum contra regnum wäre, und auf solche Weise die Protestanten nur Meuterey anzufangen Gelegenheit hätten. Und es ist wahr, daß die Hugonotten viele Schnitzer gemachet haben, indem sie sich offt in auswärtige Händel gemischet: welches *Benoît* in seiner Histoire de l'Edit de Nantes selbst gestehet. Ferner gehöret auch dieses unter die nützlichen Staats-Maximen, daß die geheimen Briefschafften und archivische Urkunden fleißig verwahret werden. (77) Es ist zu verwundern, wie nachläßig man damit an manchen Höfen umgehet; und gleichwohl stecken darinnen die wichtigsten Geheimnisse, alle Macht und die ganze Stärke und Schwäche eines Fürsten. In dem alten Rom, so lange es noch eine Republic

(75) Wer klug ist, vermeidet in einer Monarchie gar zu grosse Ehre, Titul und Pracht. Denn sonst siehet es der Fürst mit scheelen Augen an, als welcher beständig zu vigiliren hat, daß das Volk nicht auf einen andern mehr als auf ihn sehe. Kluge Minister pflegen deswegen das allzuviele Gepräng abzuwenden, und an ihrem Staat lieber etwas einzuziehen, als zuzusetzen.

(76) vid. *Clapmar.* de arcan. rerumpubl. Lib. III. Cap. VII. & VIII.

(77) vid. *Clapmar.* de arcan. rerumpubl. Lib. III. cap. V.

public war, hatte der Magistrat das Archiv, oder das Tabularium, die Acta und Instrumenta publica. Hernach aber nahmen die Kayser dieselben zu sich. In Spanien ist man in diesem Stücke sehr sorgfältig. Wenn ein Minister stirbt, so werden alle Briefschafften in einem Sack gepacket und dem Könige übergeben. Gehet ein König daselbst mit Tod ab, so werden alle Acten zu dem neuen Könige gebracht, damit er deliberiren kan, welchen Personen er solche inskünfftige anvertrauen wolle. Eine privat-Person kan kein Archiv haben. In einigen Reichs-Städten leidet man nicht einmahl, daß die Bürger geschriebene Chronicken haben. Die Burgermeister und Raths-Herren sagen: Was haben unsere Leute mit dergleichen historischen Nachrichten zu thun? Tempora mutantur, & nos mutamur in illis. Wenn sie nun finden, daß vieles in alten Zeiten anderst gewesen, so wollen sie es itzo wieder so haben, welches doch nicht angehet: Deswegen sollen sie gar keine solche Jahr-Bücher lesen. Weiter erfordern die Regeln der Regierungs-Klugheit, daß ein grosser Herr auch andere Könige, Fürsten und Herren ehre, und nicht gestatte, daß von ihnen übel gesprochen werde. (78) Ludwig XII. König in Frankreich, ließ einem Menschen, der den Kayser aus Verachtung einen grossen Burgermeister geheissen hatte, eine Maulschelle geben: Denn er meynte, wenn dieser Burgemeister die Glocke läuten liesse, könnte er ganz Frankreich in Schrecken setzen. Ein König kan und soll auch keinen Königs-Mörder hegen, noch ungestrafft lassen, wenn gleich der ermordete sein Feind gewesen, (79) oder durch dessen Tod ihn der Thron geöffnet worden wäre. Wir haben davon ein Exempel an dem Kayser Otto IV. der gleich bey Antritt seiner Regierung wider die Mörder K. Philipps, seines Vorfahrers im Reiche, mit behöriger Schärfe verfuhr und sie vogelfrey machete. Dadurch wird dem Volk eine Impreßion von der Unverletzlichkeit und Würde der Monarchen gemachet, und dasselbe bey den Gedanken erhalten, es sey was grausames und abscheuliches, einen König ums Leben zu bringen. Darum pflegen auch dergleichen Königs-Mörder und Monarchomachi nicht in Königreichen und monarchischen Staaten, sondern in freyen Republiken, Sicherheit zu suchen. Der König Carl II. in Engelland gab bey dem Antritt seiner Regierung allen Malcontenten Pardon, ausser denen die im Blut-Rathe wider seinen Vater Carl I. gesessen waren. Diese ver-

(78) Dieses ist fürnehmlich von noch lebenden gecrönten Häuptern zu verstehen. Denn wenn sie gestorben seynd, so kan man schon mit grösserer Freyheit; sonderlich wenn es auswärtige seynd; von ihnen urtheilen, reden und schreiben. Sonst wäre die ganze Historie eitel und schmeichelhafft.

(79) Also übergab Alexander der Grosse den Bessum, welcher den König Darium umgebracht hatte, dem Bruder des ermordeten Königs zu selbst beliebiger Straffe, wie Curtius und Justinus erzehlen.

folgete er, wo er konnte und wuste, ließ ihnen nachstellen und sie, wo er deren habhafft wurde, hinrichten. Einige entflohen nach der Schweitz, und schweifeten bald in dieser bald in jener Stadt herum, eben weil sie dem Könige nicht traueten, sondern sich für seinen Nachstellungen fürchten musten; worunter sonderlich einer Nahmens Ludlow bekannt ist. Was einem Fürsten wiederfähret, das kan dem andern auch wiederfahren, (80) und deswegen suchet einer des andern Tod zu rächen. Darum wollten viele mit dem Cromwel nichts zu schaffen haben; als wie der Czaar Alexius Michaelowiz. Ja die Moscowiter faßten darüber einen so grossen Abscheu und Haß gegen die ganze Englische Nation, daß alle Handlung und Gewerbe mit derselben bey Lebens-Straffe verboten, und kein Engelländer in Rußland mehr sicher war. Sie wurden für ein teuffliches Geschlecht, und Cromwel für den Obersten der Teuffel gehalten. (81) Carl II. in Engelland ließ Cromwels Körper ausgraben und den Kopf aufstecken. Darum hat es auch bey allen grossen Herren ein gewaltiges Aergerniß erwecket, daß die Königin Elisabeth der Königin Maria von Schottland den Kopf abschlagen ließ. (82)

XIV.

Von der Leib-Wacht.

Ein grosser Herr soll billig zu seiner Sicherheit eine rechte Leib-Wache haben. Unsere kleine Fürsten in Deutschland handeln ungereimt, wenn sie, wie offt geschiehet, so grosse Kosten auf ihre Garde wenden. Das ist ihnen zwar nicht zu verdenken, daß sie einen oder etliche Soldaten vor der Thüre ihres Zimmers stehend haben: Denn ein jeder Fürst, er mag so klein seyn als er will, hat böse Leute unter seinen Unterthanen. Wenn sie aber so viel Leute halten, daß die Garde mehr austräget, als sie bestreiten können, so ist es lächerlich. Grosse Herren seynd allerhand Nachstellungen ausgesetzet, so daß sie leichtlich ein Unfall betreffen kan, wenn ihre Leib-Wacht nicht in der Nähe ist. Also ist bekannt, wie König Heinrich IV. in Frankreich von dem Ravaillac erstochen worden. Ludouicus Bauarus wurde von seiner Garde noch erhalten, da ein Graf von Hohenloh ihn ums Leben bringen wollte. Cromwel hatte zu seiner Sicherheit eine starke Garde. Offt stund

(80) Grosse Herren und Regenten seynd unter sich als Brüder anzusehen. Wie denn auch der Türke alle Könige also nennet.

(81) v. *Leti* Dans la vie d'Olivier Cromwel, P. II. p. 360.

(82) v. *Grotius* lib. XII. hist. Belg. ad A. 1603. conf. *Hert.* elem. prud. civ. P. II. Sect IV. §. 36. 37. p. 85. seq. Es kan auch diese That der Königin Elisabeth nimmermehr gerechtfertiget werden, so viel sich auch *Larrey* Mühe gegeben hat, solche zu beschönigen.

stund er zu Nacht auf, und sahe nach, ob alle Wachten recht besetzet wären. (83) Ein grosser Herr ist viel unsicherer als eine privat-Person: Er schläft viel unruhiger. Man findet ja in den Geschichten Exempel genug, daß Könige und Fürsten von verwegenen Leuten auf offener Strasse, ja auch in ihren Zimmern seynd umgebracht worden. Also haben sie um so mehr einer tüchtigen Leib-Wacht vonnöthen, als wodurch bösen Leuten ein Schrecken eingejaget wird. Ein grosser Herr muß also hierinnen nicht nachläßig seyn, und denken, es komme auf die Prädestination an, und dürffe er sich also nur lediglich auf GOtt verlassen. Das leugne ich nicht, daß GOtt manchen sonderlich beystehe: Aber GOtt will auch haben, wir sollen uns durch Mittel erhalten. Er thut nichts unmittelbarer Weise, ausser wenn höchstwichtige Ursachen vorhanden seynd. Fürsichtigkeit ist grossen Herren in allen Fällen nützlich und heilsam. (84) Ein Fürst soll zwar leutseelig seyn, und die, so ihn sprechen wollen, nicht abweisen, sondern gerne vor sich lassen; nur nicht leicht alleine, sondern in Gegenwart anderer, und wenn die Leib-Wacht bey der Hand ist. Sonderlich wenn Lustbarkeiten vorgehen, soll man nicht jedermann ins Zimmer lassen. Grossen Herren wird auch offt mit Gifft nachgestellet, und also muß man auch hierinnen vigilant seyn. Deswegen haben einige den Rath gegeben, die Prinzen, die dergleichen Gefahr zu befürchten hätten, sollten sich vor gewissen Speisen hüten, und hingegen einige vor andern erwehlen, insbesondere auch fleißig Eyer essen, weil man darinnen nicht leichtlich jemand etwas beybringen könne. Hieher gehören auch die Credenzer, Vorschneider,

(83) Cromwel war zwar ein treuloser Mann und unrechtmäßiger Regent, beobachtete aber doch alle Regeln der Klugheit eines guten Fürsten genau, so das Larrey in der Historie von Engelland von ihm nicht unrecht saget: wenn er rechtmäßiger Weise auf den Thron gestiegen wäre, so würde kein grösserer Prinz, der die Regierungs-Künste besser verstanden, als er, gewesen seyn. Podiebrad machete es auch so, und war ein kluger vigilanter Herr. Nur hatte er einen bessern Titul und Recht zum Königreich Böhmen, als der Cromwel hatte über Engelland zu herrschen.

(84) Auch grosse Staats-Minister haben Ursach wohl auf ihrer Hut zu stehen, weil sie zum öfftern vielen gefährlichen Nachstellungen unterworffen seynd, wie man unter andern aus der Lebens-Beschreibung des Cardinals Richelieu sehen kan. Es wollte ihn einsmahls einer in einem Kasten aus Frankreich schleppen lassen. Cinqmars wollte ihn einsmahls mit dem Dolch erstechen. Weil ihm aber Richelieu immer auf die Hand Achtung gab, und beherzt ansahe, so trauete jener nicht, wie er hernach selbst gestunde. Richelieu ließ ihm hernach den Kopf abschlagen. Richelieu wuste wohl, daß er sehr viele Feinde hatte: Er wuste aber auch dabey sich wohl in Acht zu nehmen, und brauchte bey allen Gelegenheiten besondere Vorsichtigkeit und Klugheit, welche *Mich. le Vassor*, selbst ein sonst eben kein allzu grosser Freund dieses Cardinals, bewundern muß.

der, (85) und was man sonsten noch zur Sicherheit gecrönter Häupter für Erfindungen haben mag. (86)

XV.

Von noch einigen politischen Maximen.

Ein Fürst, der klüglich regieren will, kan auch dadurch viel Unheil abwenden, und manchen Verdruß vermeiden, wenn er mit Ernst bedacht ist, mit denen ihm verwandten Häusern und appanagirten Herren ein gutes Verständniß zu unterhalten. Manche geben einem Liebling, einem Hof-Narren, einer Beyschläferin, oder einem ausländischen Minister mehr, als einem abgetheilten Herrn und nahem Bluts-Verwandten: Welches aber gar nicht fein ist. Die Minister, die auf ihren eignen Nutzen erpicht seynd, stifften und unterhalten meistens eine Mißgunst zwischen ihrem Herrn und dessen Brüdern und Vettern, suchen sie fälschlich anzuschwärzen, und hindern also alle Einigkeit. Daher kein Wunder ist, wenn diese sich offt an andere hängen, die Religion verändern, oder zu andern Ausschweiffungen gebracht werden. Die Anverwandten eines Fürsten seynd die Stützen seines Hauses; das Volk hat auch mehr Liebe für sie, und sie für das Volk: Aber insgemein hat man, wegen erstgedachter Vorurtheile, wenig Achtung für dieselbe. Die Regierungs-Klugheit erfodert ferner, solche Personen, die um einer oder der andern Ursache willen etwa einigen Haß gegen den Regenten geschöpfet haben, und mißvergnügt oder abwendig gemachet worden seynd, durch Wohlthaten und Gnaden-Bezeigungen wiederum zu gewinnen. Kluge Väter pflegen den väterlichen Ernst und die Schärffe mit Freundlichkeit und Wohlthaten zu mäßigen: Und dieses muß auch ein kluger Regent bey seinem Volke beobachten. Endlich ist auch viel daran gelegen, daß ein grosser Herr, so viel möglich, eine gewisse Gleichheit und Ordnung unter seinen Ministern halte. Alle Fälle grosser Staats-Minister kommen daher, daß man dem Fürsten weißgemachet, dieser oder jener regiere mehr als er, habe mehr Geld als er, führe einen grössern Staat als er, u. s. w. Ein Fürst muß keinen seiner Minister allzugroß machen, auch, so viel möglich, sich für einen Premier-Ministre hüten. Denn ein solcher verdunkelt den Herrn, und wenn was kluges gethan wird, so wird alles dem Premier-Ministre zugeschrieben. Da ist der Fürst wie eine Marionette. (87) Wenn auch gleich ein grosser Herr ein besonderes Vertrauen auf

(85) Cromwel hatte nicht nur einen vertrauten Vorschneider allezeit bey sich; sondern er sahe auch selbst nach und betrachtete genau alle Messer, ob kein Gifft daran wäre.

(86) vid. *Hert.* elem. prud. ciu. Part. II. Sect. IV. §. 44-48. pag. 91. sqq.

(87) Wenn ein König oder Fürst zur Regierung untüchtig ist: So muß er freylich

auf einen seiner Minister geworffen hat: So soll er es doch nicht merken lassen, daß dieser alles allein gelte, und die andern alle weniger; so wenig als ein privat-Mann zu erkennen giebet, daß er einem unter seinen Dienst-Boten günstiger sey als dem andern. Denn es entstehen sonst Mißhelligkeiten, Partheyen, Feindschafften, Cabalen, Minen, ꝛc. Ein kluger Regent tractiret alle seine Minister so, daß keine merkliche Ungleichheit entstehe: Und ein kluger Minister suchet es zu verbergen, wenn er bey seinem Herrn vor andern in Gnaden stehet, damit er nicht von andern sich Neid und Mißgunst zuziehe. Was von Rechtswegen geschehen müsse, und ob ein Fürst nothwendig allezeit eine Gleichheit zu beobachten verbunden sey, oder ob er nicht verfahren dürffe, wie bey den Arbeitern im Weinberge, davon ist hier die Frage gar nicht: Sondern nur von der Klugheit. Wiewohl grosse Herren selten darauf Achtung geben, weil sie insgemein ihre eigne Arcana dominationis am wenigsten verstehen.

XVI.

Von den bißher angezeigten arcanis dominationis seynd unterschieden die iura dominationis, oder die sogenannten Staats-Streiche. (les Coups d' Etat) Die erstern seynd nicht allein an und für sich rechtmäßig; sondern der Pöbel selbst begreifft auch, daß sie erlaubt, billig, und zur Erhaltung und Sicherheit des Fürsten nöthig seyn. Hingegen die Staats-Streiche, Coups d'Etat, oder iura dominationis, seynd iura plane singularia, besondere majestätische Rechte, welche den meisten Leuten paradox, wunderlich und böse vorkommen, weil sie derselben Rechtmäßigkeit einzusehen nicht geschickt seynd. Nur gescheide Leute begreiffen wohl, daß es erlaubte, obwohl aufferordentliche, (88) Mittel seyen, deren sich die Regenten bißweilen nothwendig zu ihrer Erhaltung bedienen müssen. Kurz zu sagen, wahrhafftige Staats-Streiche scheinen zwar unge-

Von den Staats-Streichen, oder iuribus dominationis.

lich einen Ministrissimum haben. Es gehet ihm alsdenn fast wie einem schwachen und untüchtigen Ehemann, welcher gemeiniglich einen Coadjutorem bekommet. Daher bedienet sich auch Amelot dieser Vergleichung, und saget, ein nachläßiger unfähiger Regent werde von seinem Ministrissimo gleichsam zum Hahnrey gemachet. Im übrigen ist es in solchen Fällen gut, wenn Pfaffen zu Ministrissimis genommen werden, weil da nicht zu befürchten, daß sie den König vom Thron stossen werden, wie den Merovingischen Königen in Frankreich geschehen ist.

(88) So bald dergleichen Staats-Streiche zu ordentlichen und gewöhnlichen Mitteln gemachet werden, so werden sie böse, und verwandeln sich in flagitia dominationis. Alsdenn regieret ein Herr nicht mehr nach den Regeln, sondern nach Ausnahmen, d. i. unvernünftig und despotisch; wie ein Caligula, ein Musulmann, ein Achmet, und nicht wie ein kluger Fürst.

ungerecht, seynd es aber in der That nicht: Dahero man sie mit denen würklich bösen und Machiavellistischen Maximen, tyrannischen Kunst-Griffen oder flagitiis dominationis nicht vermischen muß. Zu diesen Staats-Streichen, oder majestätischen besondern Rechten, welche von der ordentlichen Regel abweichen, gehöret die Geschwindigkeit, mit welcher grosse Herren bißweilen diejenigen, von denen ihnen Gefahr bevorstehet, aus dem Wege räumen lassen. Man kan zwar auch solchen Verräthern ordentlicher Weise den Proceß machen, sie verhören, ihnen Defension verstatten, und dergleichen. Etiam Diabolus est audiendus, sagen unsere Juristische Kläffer und Schlendrianisten. Das ist auch in thesi ganz gut. Aber bey einigen Staats-Verbrechern ist es nicht rathsam, lange zu säumen, oder sie, dem Pöbel zu Gefallen, noch leben und eine Defension für sie führen zu lassen; sondern die Wohlfahrt und Sicherheit des Staats oder der Regenten erfordert offt, daß man dergleichen Personen schleunig und ohne einigen Proceß aus dem Wege räume,(89) wenn nur der Regent versichert und überzeugt ist, daß sie gefährliche Absichten geheget und das Leben verwürket haben. (90) Also hat K. Ferdinand I. den Cardinal Martinuzzi umbringen lassen, weil er von demselben lauter Unglück gehabt, immassen er verursachet, daß die Türken Ofen weggenommen, auch dem Kayser untreu gewesen.(91) Der Pabst wurde zwar sehr böse, daß man einen Cardinal hatte ermorden lassen: Aber der Kayser söhnete sich bald wieder mit ihm aus. So wurde auch unter K. Ferdinand II. der Wallenstein in der Geschwindigkeit umgebracht, weil sonst der Kayser um das Königreich Böhmen würde gekommen seyn. Wie der Kayser Leopold den Fürstenberg wegen seiner Mißhandlungen hatte gefangen nehmen und nach Wien führen lassen, wollte man ihm erst den Proceß machen, obgleich Lobkowitz, der damahls Premier-Ministre war, sagte: Der Kayser sollte demselben lieber augenblicklich den Kopf herunter reissen lassen, indem es ja notorisch wäre, daß er sich des Verbrechens beleidigter Majestät schuldig gemachet. Würde man

(89) Nur das schicket sich nicht, daß der Regent selbst mit eigner Hand den Verräther ums Leben bringe, wie König Johannes II. in Portugall gethan, welcher in seinem Zimmer den Herzog von Visco todt gestochen hat.

(90) Denn das ist freylich böse und gottlos, wenn man fälschlicher Weise Staats-Verbrechen erdichtet, damit man unter diesem Schein die, denen man sonst nicht gut ist, mit guter Manier aus dem Wege räumen könne. Als König Ludwig XIII. in Frankreich den Marschall von Ancre so geschwind massacriren lassen, hielten auch einige dafür, es sey das meiste, dessen er beschuldiget wurde, nur erdichtet.

(91) S. *A. Bechet* Histoire du Ministere du Cardinal Martinusius, welche zu Paris 1715. in 12. herausgekommen ist.

man es länger aufschieben, und ihm erst den Proceß formiren; so würde man hernach nicht mehr freye Hand haben, ihn zu behöriger Straffe zu ziehen. Das geschahe auch. Denn Frankreich hatte Schweden und Engelland bewogen, für den Gefangenen zu bitten. Dieser kam sodann wieder loß, und machte hernach Deutschland viele Verdrießlichkeiten. Man siehet also, daß man bey dergleichen Gelegenheiten nicht zaudern solle, sondern mit Geschwindigkeit, ehe die Mine springet, verfahren. Die Leute erschrecken freylich und stutzen darüber, wenn es so geschwind zugehet. Allein daran ist so viel nicht gelegen: Denn man kan nach der Zeit das schleunige Verfahren schon rechtfertigen. Man lässet die Briefschafften drucken, und giebt umständliche Nachricht von dem Verbrechen desjenigen, den man hat umbringen lassen. Zu denen Staats-Streichen, von welchen wir hier reden, gehöret auch, wenn ein Regent die Straffen, so auf dieses oder jenes Verbrechen gesetzet seynd, um wichtiger Ursachen willen schärffet. Denn obschon ordentlicher Weise ein Fürst dieses nicht thun soll, weil er sonst für grausam und blutgierig angesehen wird; so ist es doch bißweilen nöthig, wenn er nehmlich siehet, daß die Leute auf keine andere Art abgeschrecket und im Zaum gehalten werden können. Daher heisset es: Crescentibus delictis, crescunt et exacerbantur poenae. Als Sulla in Rom Dictatator geworden, hat er gesehen, daß in der Republic eine grosse Verwirrung und Unordnung eingerissen; deswegen hat er scharfe Gesetze gegeben. Lex Cornelia de sicariis kommet von ihm her. Da Augusti Tochter, die Julia, wie auch seine Enkelin gleiches Nahmens, durch ihre Unkeuschheit und Ausschweiffungen seinem Hause Schimpf und Schande zugezogen, hat er unter die crimina maiestatis gesetzet, wenn einer mit Ehebruch oder Hurerey sich an der Kayserlichen Familie vergreiffen würde. (92) Man siehet wohl, daß dieses eigentlich kein Staats-Verbrechen sey: Aber der Fürst kan es dazu machen, indem er sagt, es gereiche ihm zu grosser Verachtung. Man muß in gewissen Fällen ausserordentliche Schärfe brauchen. Der vorgedachte Sulla hat nicht einmahl die Söhne derjenigen, die wegen Hochverraths in die Acht erkläret waren, begnadigen wollen. Das scheinet freylich sehr hart, und wird dahero von einigen unter die flagitia dominationis

(92) Ja, wenn einer nur davon wüste, und zeigete es nicht an, so sollte es auf gleiche Weise angesehen werden. Darum meynen einige, Ovidius sey deswegen relegiret worden, weil er um die Liebes-Händel der Julia gewust, und solche nicht angezeiget habe. Wiewohl *Masson* in der Lebens-Beschreibung des ersterwehnten Poeten dafür hält, es sey in facto nicht wahr.

tionis gerechnet. Allein in so weit kommet es doch ex iure dominationis, wenn nur die Güter confisciret und mithin den Kindern entzogen werden. Denn weil die Eltern ihr Vermögen verwürket haben, so müssen es die Kinder entbehren. Diese müssen ja eben nicht reich seyn, und mögen sich also dem ohnehin grossen Hauffen der Armen in der Welt beygesellen. Die Kinder werden dadurch eigentlich nicht gestraffet, sondern der Vater; und dieser ist Ursach, daß die Kinder nichts bekommen, weil er ein so abscheuliches Verbrechen begangen hat. (93) So weit trifft es auch die Kinder mit, daß man ihnen nichts übrig, sondern sie in Armuth und Dürfftigkeit leben lässet. Denn ob es zwar keine nothwendige Folge ist, daß die Söhne werden auf Rache bedacht seyn, so ist es doch wahrscheinlich. Warum soll also ein Regent dergleichen Leute groß machen? Er kan sie vielmehr klein machen, und in der Niedrigkeit erhalten, damit sie nicht schaden können. Man wird fast kein Exempel finden, daß die Kinder nicht Gelegenheit, den Tod ihrer Väter zu rächen, gesuchet hätten. Oldenbarneveld hatte einen Sohn, Stautemburg *genannt*, welcher dem Prinzen Moritz nach dem Leben getrachtet, und eine gefährliche Conspiration angezettelt hatte. Es wurde aber entdeckt und nebst andern zur Straffe gezogen. Man hat sich demnach allerdings für den Kindern der am Leben gestrafften Personen in Acht zu nehmen, obschon dieses nicht recht ist, wenn man sie, da sie noch nichts verschuldet haben, todt machen will. Der Kayser hat des Ragoczy Kinder *in der That* sehr gelinde tractiret, indem er ihnen noch dazu Güter *im* Neapolitanischen gab, ob sie gleich die väterlichen Güter in Ungarn verlohren. Es geschiehet manchesmahl, daß grosse Herren um eines besondern Vortheils willen von einem Gesetze abgehen und demselben zuwider handeln. Es ist auch kein Zweiffel, daß sie solches zu thun befugt seyen: Nur muß es *nicht* zur Regel oder zur Gewohnheit werden; dann auch kein göttliches Gesetz im Wege stehen, wie z. E. in Ehe-Fällen. Der Kayser Claudius heyrathete seines Bruders Germanici Tochter, die Agrippinam. Da war die Frage, ob es recht wäre? Weil nun eine Staats-Raison vorgeschützt wurde (damit nehmlich gedachte Agrippina, wenn sie keinen anderen Gemahl bekäme, nicht zu Streitigkeiten der Succeßion halber dereinst Anlaß geben möchte) auch Claudius die ansehnlichsten Raths-Herren gestimmet und auf seine Seite gebracht hatte; so wurde ein Senatusconsultum gemachet, und Krafft dessen die Ehen mit des Bruders Tochter, welche biß dahin von den Römern für schändlich und unehrbar gehalten worden, mithin verboten waren, hinführo für erlaubt erkläret. Dieses läßt sich in gewisser masse bey

(93) conf. *Pufendorff.* de I. N. & G. Lib. VIII. cap. III. §. 33.

bey den Heyden noch entschuldigen. Bey uns Christen aber wird niemand dergleichen billigen. Wiewohl wir doch Exempel haben, da das Geld bey den Päbsten in dergleichen Fällen eine Dispensation ausgewürket hat. Als die Anna von Bretagne an den Kayser Maximilian verlobet, ja auch die Vermählung allbereits per procuratorem vollzogen war, der König in Frankreich aber, Carl VIII. sahe, daß diese Heyrath, durch welche Bretagne an das Hauß Oesterreich gekommen wäre, ihm und seinem Königreich sehr nachtheilig seyn würde; nahm er jenem die Braut weg und bewegte sie, daß sie den Kayser Maximilian fahren ließ und ihn heyrathete. Ja er schickete auch dessen Tochter Margarethen, mit welcher er verlobet war, wieder nach Hause. Hiebey fragt sichs nun, mit was Recht der König in Frankreich dieses habe thun können? Einige haben es für eine offenbare Ungerechtigkeit, ja für einen Ehebruch, angesehen: Andere hingegen halten es für einen erlaubten Staats-Streich. Sie sagen: Wenn der König in Frankreich dem Kayser die gedachte Prinzeßin und Erbin von Bretagne gelassen hätte; so würde Frankreich von hinten her fast beständige Kriege gehabt haben, und folglich hätten viele tausend Menschen umkommen müssen. Zu dem habe auch die Prinzeßin in die Heyrath mit dem Könige in Frankreich gewilliget. Und also könnte man diese That ex iure dominationis wohl vertheidigen und rechtfertigen. (94) Denn in dergleichen Fällen findet statt, was C. Cassius bey dem *Tacito* (95) gar artig saget: Habet aliquid ex iniquo omne magnum exemplum, quod contra singulos, vtilitate publica rependitur. Endlich gehören noch hieher die Fragen, welche das sogenannte dominium eminens der Regenten betreffen. Wir Deutschen sowohl als andere cultivirte Europäer gestatten unserm Fürsten kein Eigenthum über unser Vermögen. Die Türken und andere Barbaren glauben, daß alle Güter der Unterthanen dem Fürsten gehören, wenn es ihm gefalle. Wer bey uns dergleichen Gedanken heget, ist nicht werth ein Deutscher zu heissen. Ausser dem Fall der äussersten Noth kan man kein dominium eminens (96) agnosciren; ja auch nicht einmahl in Nothfällen so schlechthin; sondern also, daß denen, welche Schaden gelitten haben, Ersetzung geschehe. Es kan und soll auch von

(94) Der P. *Lobineau* hat in seiner trefflichen Histoire de Bretagne eine grosse Defension beygebracht, wie auch der *Bayle* in seinen Reponses aux questions d'un Provincial, P. II. chap. CXXV. sq.

(95) Annal. XIV. cap. XLIV.

(96) Oder vielmehr, kein imperium eminens, weil das Wort imperium besser und bequemer ist, wie bereits andere angemerket haben. Es ist auch kein blosser Wort-Streit: Denn das Dominium machet den principem zum Condomino in rebus priuatorum; welches er doch nach den Grund-Sätzen einer gesunden Staats-Lehre nicht seyn soll.

einem Nothfall der Fürst nicht allein urtheilen; sondern derselbe muß offenbar seyn und jedermann in die Augen fallen. Wiewohl grosse Herren insgemein kein Raisonnement wider sich leiden wollen, eben weil sie mit Muselmännischen Maximen eingenommen seynd. Man giebt und verstattet ihnen an Macht und Gerechtsamen ohnedem genug; aber sie wollen immer noch mehr haben, wider alles Recht und Billigkeit. Man muß also zum Beschluß noch merken, daß offt manche Unternehmungen grosser Herren für erlaubte Staats-Streiche oder iura dominationis ausgegeben werden, welche doch keineswegs zu rechtfertigen stehen; sondern vielmehr unter die bösen tyrannischen Künste gehören. (97)

XVII.

Von den Simulacris imperii.

Die Menschen seynd mit solcher Behutsamkeit zu regieren, daß nichts drüber ist. Gesetzt nun, aus einer Aristocratie oder aus einer Democratie ist eine Monarchie geworden. Thut der Monarch in solchen Fällen klug, der alsobald alle und jede aristocratische oder democratische Gebräuche und Gewohnheiten abschaffet und aufhebet? Nein. Wenn er gescheid ist, lässet er ein Schattenbild, das ist, die äusserliche Gestalt von der vorigen Verfassung übrig. Das nennet man Simulacra imperii, schemata, oder auch arcana inania, weil man nur die blossen Hülsen stehen lässet, da doch der Kern weg ist. Das ist Klugheit. (98) Der Pöbel unter-

(97) Also hat, z. E. *Gabriel Naudé* (dessen Considerations politiques sur les Coups d'Etat sonst, ungeachtet sie nicht systematisch geschrieben seynd, diese Materie ziemlich gut erläutert) den unverantwortlichen Fehler begangen, daß er die Parisische Blut Hochzeit, (welche der unpartheyische Thuan nicht rechtfertigen kan, sondern wünschet, daß derselbige Tag aus den Calender und Tag-Büchern könnte ausgelöschet werden) unter die Staats-Streiche zu setzen sich nicht geschämet. Dahin rechnet er auch die Ausjagung der Juden in Spanien, und dergl. mehr. So hat auch der Pere *Simon* die Wiederruffung des Edicts von Nantes für einen Staats-Streich ausgeben wollen.

(98) Es seynd auch keine Betrügereyen; sondern Künste, deren man sich bedienen muß, wenn man einen neuen Staat regieren und Unruhen verhüten will. Man machet dem Pöbel mit Fleiß allerley glaucomata vor, weil selbiger sich am meisten an das, was in die Augen fället, zu hengen pfleget. Es ist zwar nicht recht, wenn einer sich zu einem Tyrannen aufwirft, wie z. E. Cäsar und Cromwel gethan haben. Der Ursprung tauget nichts. Alle Veränderungen seynd unrechtmäßig, wenn sie wider den Willen des Volkes geschehen; es mag nun eine Monarchie in eine freye Republic, oder diese in eine Monarchie verwandelt werden. Wenn aber der Staat einmahl sich verändert hat, so kan man nicht helfen. Da ist es hernach besser, daß das neue Regiment bestehe, als daß gar keines sey. Deswegen hat Böcler den Ciceronem getadelt, daß er immer noch von der alten Römischen Freyheit gesprochen, und die Republic lieber in Unruhe lassen, als des Caesaris Herrschafft approbiren wollen; daher er sich auch über dessen Ermordung gefreuet hat.

untersuchet das innere Wesen der Sachen nicht so genau oder subtil, und lässet sich also leichtlich bereden, daß die vorige Republic grösstentheils noch stehe, und keine sonderbare Veränderung vorgegangen sey. Zum Exempel: In Democratien hat der Pöbel ein Vergnügen an Kampf- und allerhand andern Schau-Spielen. Darum musten die Magistrats-Personen in Rom, ja auch in den Municipiis die Duumuiri und Decuriones, dem Volke Spectacula exhibiren. Und das haben auch nach der Hand, da sich die Staats-Verfassung ganz verändert hatte, die Römischen Kayser fleißig beobachtet. Diese Ludi oder Schau-Spiele wurden mit grossem Pracht und unsäglichen Kosten aufgeführet. Sie liessen von allen Orten und Enden des weitläufftigen Römischen Gebiets allerhand fremde Thiere nach Rom bringen. (99) Was haben sie nicht für Amphitheatra gehabt? Was waren das für erstaunliche Gebäude, die doch keine andere Absicht hatten, als dem Volke Bequemlichkeit und Ergötzung zu verschaffen? Das gefiel den Römischen Bürgern; denn sie meynten, sie würden von ihren Herren recht wohl tractiret; und das nenneten sie Freyheit. (100) Man siehet auch noch heutiges Tages in den Republiken, und bey uns in den Reichs-Städten, daß der Pöbel auf dergleichen Lustbarkeiten erpicht ist. Also wurden vor diesem in Nürnberg die Comödien auf einem offenen Platze bey Tage gespielet. Man gab Fecht-Spiele, Hetzen, u. dergl. weil man das gemeine Volk damit gewinnen kan. Die Priester lermeten zwar auf den Canzeln mit Sprüchen aus dem Propheten Amos sehr dawider, verstunden es aber nicht; daher ward ihnen auch von dem Rath Stillschweigen auferleget. In allen grossen Städten liebt das Volk dergleichen Ergötzlichkeiten. In Venedig geben auch die Nobili ihren Bürgern die Carnevals-Lustbarkeit. Da darf jedermann Masken tragen, welches sie für ein grosses Stück ihrer Freyheit halten. Da ruffen sie freudig aus: Viuat Senatus Populusque Venetus! An sich bedeutet es doch nichts. Man muß sich aber nach der Art und Neigung des Volks richten, das man zu regieren hat. (101) Dahin gehöret auch, wenn

(99) Ueber die Ludos Imperatorum Rom. hat Ezechiel Spanheim in seinem Werke de vsu & praestantia numismatum fürtreffliche obseruationes gemachet.

(100) Bey den Römern war auch eine grosse Freyheit im Reden und im Schreiben; wie bey den Griechen. Die grösten Satyrici haben unter den ersten Römischen Kayserrn gelebet: Denn diese konnten wohl leiden, daß van den damahligen Sitten frey geredet und geschrieben wurde. Ja, es war ihnen lieber, liberas voces zu hören, als daß die Leute alles in petto behielten. Sie gönneten also diese Lust dem Pöbel, als welcher gerne schwatzet, und das für die gröste Freyheit hält, wenn man reden darf, was man will.

(101) Man siehet hieraus, daß es absurd sey zu fragen, ob man mit gutem Gewissen die Carnevals leiden könne? Es heisset ja nichts.

man dem Pöbel gewisse besondere Rechte und Priuilegia giebet, die nicht viel bedeuten, (102) indessen aber ihm angenehm seynd und für was sonderliches von ihm angesehen werden. Z. E. in Nürnberg haben die Fleischer und Gerber, die sich einsmahls bey einem grossen Tumult der Geschlechter angenommen haben, vom Kayser Carl IV. die Freyheit, alljährlich mit vielen Solennitäten einen öffentlichen Tanz zu halten, wobey der Fleischer, der Gerber, einen Mantel und einen Degen träget, tanzet, sauffet, u. s. w. Da denken die Leute Wunder was sie für Freyheit haben, da doch ein gescheider wohl siehet, daß es in der That nichts heisse. Weil auch das gemeine Volk immer zu klagen pfleget, es müsse viel geben; so ist am besten, man schaffe einige Zölle ab. Man kan ja, was auf solche Weise abgehet, schon auf eine andere Art, und unter einen andern Nahmen wieder bekommen. Der König in Frankreich hat zu Straßburg eine formale Democratie gefunden: Diese hat er auch dem Schein nach bey ihrer Verfassung gelassen. Das Haupt-Werk stehet doch bey dem Könige, die alten Wörter aber und eingeführte Gebräuche seynd alle noch da. Darum meynen die Straßburger, sie lebten herrlich, und in eben solcher Freyheit, wie vorher. Es ist eine Klugheit von einem Monarchen, wenn er in einem neulich entstandenen Reiche die alten Gebräuche und Gewohnheiten noch beybehält. (103) Darum nennete sich Augustus in Rom Curatorem, *Tribunum plebis*, zehlete die Jahre, so wie vorhin, nach den Consulibus, *hielte decennales ludos*, ließ sich vermittelst derselben das imperium von zehn Jahren zu zehn Jahren prorogiren, und behielte andere dergleichen Dinge bey, wie sie zuvor libera republica gewöhnlich gewesen waren. Denn ein neuer Monarch hat allerdings Ursache mit dem Volke säuberlich zu verfahren. Daher hat auch Teodoricus, König der Ost-Gothen klüglich gethan, daß, nachdem er Italien durch seine Waffen bezwungen hatte, er sich nach den Sitten der Römer bequemete. Cassiodorus, ein Römer, war des erstgedachten Königes erster Staats-

nichts. Lasse die Leute immer einmahl mit andern Gesichtern lauffen. Es ist zwar etwas eitles; aber es ist ja am Ende alles eitel. Man kan nicht regieren le chapelet à la main. Leute, die so gar streng moralisiren, wissen nicht was regieren heisset.

(102) Der Kayser Ludouicus Bauarus hat den Reichs-Städten viel dergleichen Gerechtigkeiten gegeben, um damit die Leute auf seine Seite zu ziehen, und seinem Gegen-Kayser desto grössern Widerstand zu thun.

(103) Florenz war vor diesem eine freye Republic, wurde aber vom Cosmo de Medicis verändert. Dieser wuste sich nach den Neigungen der Florentiner klüglich zu accommodiren. Er wollte keine seiner Töchter an irgend einen Fürsten, sondern an Florentiner verheyrathen: Er ließ den Senat in seiner Verfassung, und führte sich in allen populariter auf. S. *Hert.* elem. prud. ciu. P. II. Sect. XXIV. §. VII. annot. 2. p. 226.

Staats-Minister, und dieser hat Anlaß gegeben, daß die Gothen ganz romanisiret wurden. Carl der Grosse selbst bediente sich dieses Simulacri, (104) da er nach Italien und nach Rom gekommen war, daß er den Titel eines Römischen Kayſers annahm, und solchergestallt das Römische Reich zu erneuern suchete, wie man unter andern auf etlichen seiner Münzen lieset. Ein kluger Monarch lässet gerne dergleichen Simulacra, nicht allein dem gemeinen Mann, (105) sondern auch den vornehmen und edlen Geschlechtern, wenn z. E. aus einer Aristocratie eine Monarchie geworden ist. Denn von den Interessenten bey der Staats-Verfassung siehet keiner gerne, wenn die vorige Figur sogleich aufgehoben und eine neue eingeführet wird. Augustus und Tiberius wollten deswegen sich nicht Reges noch Dominos nennen lassen, sondern nur Principes Senatus, Patres Patriae, Imperatores, Statthalter, Generale, ꝛc. Es wurden auch unter ihnen noch nach altem Gebrauch, in comitiis tributis et curiatis Gesetze und Plebiscita gegeben. (106) Der Consulatus dauerte biß auf die Zeiten des Kayſers Justinian. Ein neuer Monarch hat sich demnach fleißig zu hüten, damit er nicht durch allzuschnelle Veränderung und Neuerungen die Vornehmen vor den Kopf stosse. Julius Cäsar, so klug er auch sonst war, ist darinnen für unpolitisch gescholten worden, daß er einsmahls die sämtlichen Raths-Herren, die zu ihm kamen und ihn complimentirten, nur sitzend empfangen, auch den C. Trebatium, der ihn erinnerte aufzustehen, mit einer verächtlichen Mine angeblicket hat. Daher haben eben von selbiger Zeit an die Römer, sonderlich Brutus, Cassius und andere, den Dolch auf ihn gewetzet, und nicht geruhet, biß sie ihn endlich umgebracht. (107) Die Leute können die alten Gebräuche und Sitten so bald

(104) Dieses ist, unter andern, wider *Henr. Coccejum* zu merken, als welcher sich wundert, und nicht begreiffen kan, warum das, was Carl, der Grosse, besessen, das Römische Reich und Kayſerthum genennet worden sey. Species, larua adest, res ipsa euanuit.

(105) Ein neuer Monarch schliesset auch Leute vom gemeiner bürgerlicher Herkunfft nicht von öffentlichen Aemtern und Ehren-Stellen aus. Bißweilen bedienet man sich auch dieses Mittels, um den Adelstand in etwas herunter zu setzen, und dessen Stolz und Uebermuth zu mäßigen. Unter den Kayſern in Rom war auch nicht einmahl den Freygelassenen (Libertis) der Weg zu hohen Würden verschlossen, wiewohl *Martialis* und andere sich sehr darüber aufhielten.

(106) Die Nahmen der obrigkeitlichen Aemter, des Raths, die Titul, und dergl. blieben, dabey aber wurde ihnen die Macht und Autorität nach und nach entzogen. vid. *Scip. Gentil.* de Orationibus Principum, & *Zamoſci* lib. de Senatu Rom. Auf die letzte hatten die Praetores, die Aediles, fast nichts zu thun, als die Schau-Spiele anzuordnen. Kurz, Augustus, und nach ihm Tiberius, that sub nomine Principis (Senatus) & Imperatoris alles, wie in Engelland der Cromwel unter dem Nahmen eines Protectoris oder Beschützers.

(107) vid. *Sueton.* in Jul. Caes. cap. LXXVIII. LXXIX. LXXX.

bald nicht vergessen. Diese kan ihnen ja der Herr lassen, und dennoch das, was in der Regierung das Haupt-Werk ausmachet, vor sich behalten. Eben wie es an manchen Orten mit den Land-Ständen ist. Augustus und Tiberius waren in diesem Stücke sehr politisch. Sie erzeigten dem Römischen Rath Ehre und Hochachtung, stellten sich gleichgültig an, wollten gar nicht für Könige oder Fürsten angesehen seyn, sondern das meiste mit Vorwissen und Einrathen des Senats thun: Und gleichwohl durffte und wollte der Senat nicht widersprechen. Das Parlament in Engelland war vorzeiten fast nichts als ein Simulacrum, und durffte nichts anders beschliessen und sich gefallen lassen, als was der König wollte. Das siehet man sonderlich aus der Historie Heinrichs VIII. der seinen zwo Weibern die Köpfe abschlagen liesse, ohne daß einer von dem Parlament etwas dawider sagen durffte. Aber hernach wuchs es wieder, sonderlich unter K. Jacob I. Dieser hielte öffentliche Reden vor dem Parlament, wie Cicero pro Lege Manilia. Leges suadebat. Da massete sich das Parlament nach und nach einer grossen Macht an, so daß es endlich gar dem Sohne des erstgedachten Königs den Kopf abschlagen ließ.

XVIII.

Von den flagitiis dominationis.

Nun ist noch übrig, daß wir auch von den Flagitiis dominationis, d. i. von den bösen, gottlosen, tyrannischen Künsten, oder sogenannten Machiavellistischen (108) Staats-Streichen und Maximen etwas gedenken. Ein grosser Herr kan, der bösen oder auch unverständigen Leute wegen,

(108) Das seynd solche Künste, wie sie der berühmte Italiänische Statist, Nic. Machiavelli in seinem Buch (il Principe) von der Regierungs-Kunst eines Fürsten vorgetragen hat. Er mag nun selbiges im Ernst vor sich geschrieben, oder den Cäsar Borgia und Alexandern von Florenz darunter abgebildet haben. Wovon schon oben mit mehrern gedacht worden. Uebrigens hat Machiavelli dergleichen Künste nicht zuerst entdecket; sondern es hat schon Aristoteles im V. Buch seiner Politic dieselben angemerket und vorstellig gemachet: Ja auch selbst der heilige Thomas von Aquino. (S. Joh. Adolf Hoffmanns politische Anmerkungen von der wahren und falschen Staats-Kunst, Lib. VI. cap. XXXVIII. p. 496. sqq.) Darum hat Conring zu seiner Zeit nicht unbillig gesaget, es sey keine merkwürdige Stelle in des Machiavelli Buche, die nicht schon im Aristotele stehe. Sonsten seynd auch von den tyrannischen Künsten und flagitiis dominationis nachzulesen *Hertius* in elem. prud. P. II. Sect. XXIII. und sonderlich *Clapmarius* de arcan. rerumpubl. lib. V. Dieses Werk des Clapmarii habe ich schon oben angepriesen. Wer es recht zu brauchen weiß, für den ist es ein herrliches Buch. Ich habe viel daraus profitiret. Es seynd trefliche observationes peculiares darinnen, die man daselbst nicht suchet. Nur nach der heutigen Mode ist das Buch nicht geschrieben, auch in manchen Stücken unvollkommen: Denn der Verfasser ist darüber gestorben.

wegen, arcana et iura dominationis, wie solche in dem vorigen beschrieben seynd, exerciren, mithin bald ordentlicher bald ausserordentlicher Mittel sich bedienen; Flagitia aber, oder würklich böse, ungerechte Streiche und gottlose Künste, können und sollen nimmermehr zugelassen noch gebilliget werden. Es handelt aber ein Fürst tyrannisch, böse und gottlos entweder gegen sein eigenes Hauß, oder in Absicht auf den ganzen Staat oder das gemeine Wesen. Im ersten Falle seynd es Arcana domus, wie sie *Tacitus* (109) nennet; wenn nehmlich ein Herr, um sich und seine Familie grösser und mächtiger zu machen, kein Bedenken träget, Mord, Ehebruch, Blut-Schande, Meineyd, und dergleichen zu begehen. Also erzehlet man von einem gewissen Fürsten, daß er mit seiner eigenen Tochter in verbotener Liebe verwickelt, und diese wiederum eine Beyschläferin eines andern sey, damit der Fürst dadurch hinter viele Heimlichkeiten kommen möge. Die Livia, des Kayfers Augusti Gemahlin, war eine Kuplerin, und führete demselben die vornehmsten Frauen zu, damit er durch selbige erführe, was in Rom und in den grossen Familien vorgieng. Die Flagitia dominationis, oder tyrannische Künste, von der andern Classe, welche den ganzen Staat und das Volk betreffen, lauffen überhaupt dahin aus, daß ein Monarch das ganze Land für sich gleichsam als eigen haben, alle Unterthanen zu Sclaven machen, und mit ganz unumschränkter Gewalt und Willkühr herrschen will. Solcher bösen Künste (110) und Maximen giebt es zwar sehr viele: Doch mögen die fürnehmsten davon etwa folgende seyn. 1. Ein Tyrann spielet mit der Religion. Er weiß wohl, daß die Religion eine Sache sey, die einen starken Einfluß in den Staat hat, und damit man bey dem Volk viel ausrichten kan; mithin suchet er damit dem Pöbel ein Blendwerk vorzumachen, und ihn zu bethören, ob er wohl für sich gar keine Religion hat. Es ist bekannt, wie Cromwel die Religion zum Deckmantel seiner Schalkheit und bösen Künste

(109) Annal. I. cap. VII. [* Von diesem und andern dergleichen Worten, deren sich Tacitus bedienet, handelt gelehrt und gründlich *Jo. Henr. Boecler* in commentar. in Taciti primordia Annalium, p. 179. sqq.]

(110) Weil ein Tyranne die Pflichten eines guten Regenten nicht in Acht nimmet, sondern die Unterthanen mißhandelt, und sie zu unterdrücken und auszusaugen suchet; so kan es nicht fehlen, sie müssen ihm feind werden. So bald aber das Volk dem Regenten feind wird, stehet er in Gefahr, übern Hauffen geworfen zu werden; so daß nichts fehlet, als ein Aufwiegler, ein Aeolus, der in die Spreu bläset. Daher werden die Tyrannen furchtsam. Furchtsame Menschen werden grausam, seynd Poltrons, und schonen keines Menschen, thun aber, eben ihrer Furchtsamkeit wegen, mehr durch List als durch offenbare Gewalt. Deswegen suchen die Tyrannen allerhand Künste anzubringen, um sich zu verpallisadiren, und sich sicher zu stellen.

ste gebraucht habe. Er ließ beten, singen, predigen, und stellete sich bey aller Gelegenheit überaus andächtig; ja er verrichtete wohl gar selbst das Gebet, und predigte vor seinem Volke, als wie vor Worchester, da ihm Carl II. auf den Hals gekommen war. Damit richtete er auch bey seinen Leuten so viel aus, daß er die Schlacht wider Carln gewann. Da meynte das Volk, er wäre vom Himmel ihnen zu Hülfe gesendet worden. (111) So spielen die Grossen dieser Welt mit der Religion. Was zu unsern Zeiten der Herzog Regent in Frankreich in Ansehung der bekannten Constitutionis Vnigenitus gethan hat, ist dem Pabst zu Gefallen geschehen, den er eben brauchte. Mit der Zeit aber wird alles wieder übern Hauffen geschmissen werden. Ludwig XI. machete es eben so. Zuerst that er dem Pabst viel zu Gefallen; hernach aber caßirete er alles wieder und verschob es auf das Parlament, unter dem Schein, es wären Kirchen-Sachen, die er nicht verstünde, und mithin davon nicht disponiren könnte. Kurz zu sagen: Es ist ein alter Kunstgriff der Fürsten, die Religion als ein Instrument ihrer Herrschsucht und Tyranney zu mißbrauchen. Die Exempel von dem Numa Pompilio, von dem Mahomet, und von vielen andern, seynd bekannt genug. (112) Viele Regenten bezeigen einen grossen Eifer wider die Atheisten, nicht aus eignem Antrieb einer wahren Gottesfurcht; sondern weil sie sich in ihrer Regierung für den gefährlichen Lehr-Sätzen solcher Leute, die keinen Gott erkennen, fürchten. Daher können sie insgemein die Aberglaubigen eher leiden, weil sie eine ausschweiffende und knechtische Furcht für GOtt lieber sehen, als Ruchlosigkeit und Sicherheit. (113) II. Ein Tyrann hasset, verfolget und unterdrucket am ersten (114) die ansehnlichsten, mächtigsten und reich-

(111) Was aber Leti (dans la Vie de Cromwel, P. II. p. 410.) von den Juden saget, daß sie den Cromwel für den Meßias gehalten, ist falsch. Sie sendeten wohl einige von ihrer Nation nach Engelland, und sucheten bey ihm Protection: Er nahm sie aber nicht an, und zwar aus einem verstellten Eifer für die Christliche Religion. Die Quacker hingegen hielten ungemein viel vom Cromweln, und nenneten ihn den Gesalbten des HErrn. Ich habe selbst ein Holländisch Buch von seinem Leben, in welchem er als ein Gottes-Mann aufgeführet wird, da er doch ein kundbarer Tyrann und böser Regent gewesen. [* Dieses hier erwehnte Buch ist ausser Zweiffel dasjenige, dessen Titel, besage des Catalogi Bibliothecae Gundlingianae, n. 8459. also lautet: Het Leven en de Dood van Olivier Cromwel. In t'Engelsch beschreven door *St. Carrington*, vertaelt door L. v. B. Amst. 1659. in 12.]

(112) Agesilaus II. König von Sparta verdienet gleichfalls eine besondere Consideration. S. was *Bayle* im Dict. hist. von ihm urtheilet in der Anmerkung (H), wo er auch saget, daß wenn ein geschickter Mann ein Buch schreiben wollte de Religione Principis, solches besser abgehen würde, als das de Religione Medici.

(113) conf. *Clapmar.* de arcan. rerumpubl. & *Piccart.* ad Politic. Aristot.

(114) Man erinnere sich hiebey des Tran-

reichsten im Lande, weil ihm diese am gefährlichsten scheinen; indem sie seine Künste am ehesten kennen lernen, auch selbigen allenfalls am nachdrücklichsten begegnen können. Er will Leute haben, die sich schmiegen und das Joch gedultig auf sich nehmen müssen, die fünfe gerad seyn lassen und nicht raisonniren. Gar kluge Leute und Raisonneurs machen ihr Glück nicht an einem Hofe, wo ein Despotismus regieret. Denn da gilt der Geist der Freyheit, oder ein gegründtes Raisonnement, nichts. Wer sich nur merken lässet, daß er für die Freyheit gesinnet sey, der muß herunter. Denn ein Despot will bloß nach seinem Eigendünkel und Phantasie herrschen. Stat pro ratione quacunque ipsius voluntas. Die Tugend selbst ist einem Tyrannen verhaßt und unleidlich. Daher seynd die ehrlichsten, rechtschaffensten und freymüthigsten Leute am wenigsten geachtet, sondern ihm vielmehr ein Dorn im Auge: Die niederträchtigsten und gottlosesten hingegen gelten am meisten, (115) weil sie seine Bosheiten billigen und mitmachen. Er sähe gerne, daß niemand von Gerechtigkeit und Ehrbarkeit etwas wüste, und daß nirgends ein Mann angetroffen würde, der besser und ehrlicher wäre, als er es um seines Nutzens willen gerne hätte. III. Ein tyrannischer Fürst machet aus privat-Injurien und geringen Beleidigungen alsobald grosse Staats-Verbrechen. Es seynd in der Welt wenig Hadriani und wenig Ludouici XII. als welche beede Herren so großmüthig waren, daß sie das in ihrem privat-Stande ihnen angethane Unrecht nicht rächen wollten. Die meisten grossen Herren seynd in diesem Punct weit anderst gesinnet und überaus geneigt, auch kleine Versehen gar geschwind zu Lastern der beleidigten Majestät zu machen. (116) Daher ist Lex Maiestatis unter den tyrannischen Kaysern

Tarquinii Superbi, qui summa papauerum capita baculo decussit, wie *Liuius* Lib. I. cap. LIV. schreibet. S. auch *Hert.* l. c. p. 214. sq. [* conf. omnino *Ruperti* obseruat. ad Flor. lib. I. cap. VII. p. 125. & ad Vellei. Paterc. lib. II. cap. XXII. p. 155. sqq.]

(115) Alle Tyrannen, welche wir im *Suetonio* abgemahlet finden, haben am liebsten Knechte und Freygelassene um sich gehabt. Der Cammer-Mohr ist in Persien und in der Türkey offt Premier-Ministre. Ludwig XI. König in Frankreich war ein tyrannischer Fürst. Bey demselben war der Leib-Barbier Staats-Minister, der Schneider Groß-Admiral, und so weiter. Rechtschaffene, angesehene Männer hat dieser König meist removiret, unterdrücket, und ihre Güter unter dem Schein Rechtens an sich zu bringen gesuchet: Denn er hatte einen Haß gegen alle ehrliche Leute. Von dem Kayser Wenzel ist auch bekannt, daß die schlechtesten Leute bey ihm am meisten gegolten haben.

(116) Dieses ist auch so schwer nicht, indem man durch oratorische und postillenmäßige Schlüsse der Sache bald einen Schein geben kan: Nichts destoweniger aber ist und bleibet es eine tyrannische Maxime. Es ist bereits an einem andern Orte gedacht worden, wie Augustus auch dieses zu einem crimine laese majestatis gemachet, wenn jemand an seiner Tochter ein

am meisten gewachsen, und immer weiter ausgedehnet worden. IV. Ein Tyrann verschwendet das, was an Zöllen, Anlagen und Steuern einkommet, nicht sowohl zur Erhaltung und zum Besten des gemeinen Wesens, als vielmehr zu seinem eigenen Nutzen. Er nimmet das Geld für sich, und schliesset es ein. Weil er gerne alles an sich zu ziehen trachtet, und nicht gerne siehet, daß seine Unterthanen reich werden: So dencket er auf allerhand Künste sie auszusaugen, und leget ihnen deswegen immer neue Lasten auf, damit sie weder Muth noch Zeit gewinnen können, wider den Tyrannen etwas gefährliches anzuspinnen, oder zu unternehmen. (117) So machet es dermahlen der Herzog von Orleans, als Regent in Frankreich, dessen arge Ränke man neuerlich in dem Französischen Büchlein, Les Avantures de Pomponius betitelt, wohl abgebildet hat. Alle Kriege, die Ludwig XIV. geführet hat, haben Frankreich nicht so viel geschadet, als das böse Regiment, dadurch gedachter Herzog gesuchet, sich oder seiner Familie zur Crone zu verhelffen. Alles sollte in Armuth leben und ohnmächtig seyn: Er allein wollte in die Höhe steigen durch alle nur ersinnliche Mittel. Darum hat er das Geld der Unterthanen durch List und tausend Betrügereyen an sich gezogen. Denn mit Gewalt hat er keinem etwas genommen, wie ehedem der Herzog von Alba in den Niederlanden; sondern auf eine spitzfindige schlaue Art. Wie er dann ein Mittel gefunden hat, den Franzosen eine närrische und höchst-lächerliche Begierde nach Geld einzublasen, damit sie dadurch, aus eitel Hoffnung eines grossen Gewinstes, endlich gar um all das Ihrige gebracht würden. Hieher gehören auch die gottlosen Domainen-Processe und Reduction-Cammern, (118) die Erhebung der iurium Fisci, (119) und was solcher Erfindungen

stuprum begienge, oder nur davon wüste, und es nicht anzeigete. Das war aber eben nicht politisch. Wer sich zu einem Mädgen leget, thut es nicht aus feindlicher Absicht gegen den Fürsten, oder der Republic, sondern aus einem starken Affect der Liebe. Also hatte Augustus in diesem Falle ebenfalls tyrannische principia. conf. *Gundlingii* singularia ad Leg. Majestatis.

(117) Hieher gehöret das Exempel Pharaonis in Egypten, der die Israeliten mit Ziegelbrennen plagete, Tarquinii Superbi, welcher den Römern mit Ausgraben der Canäle und Cloacken zu thun gab, und andere dergleichen. vid. *Hert.* l. c. p. 217.

(118) Dergleichen hat man in Frankreich angestellet, wodurch den vornehmsten Leuten viele Güter seynd genommen, und als Cronen-Güter angesehen worden. Was die Reduction in Schweden für Lermen gemachet, ist bekannt.

(119) Unter den bösen Kayfern seynd die Procuratores oder Aduocati Fisci, welche auf alle Gelegenheiten laureten, den fiscum zu vermehren, sehr geschäfftig gewesen, daß man fast von nichts anders gehöret, als von fiscalischen Anklagen und Processen. vid. *Leyser* de aduocatis fisci. Fiscus ist die Cassa des Herrn, und die Advocati seynd die bösen Werkzeuge seines Geitzes und seines bösen Gemüths. Denn ein

jeder

gen mehr seynd, wodurch gewissenlose Fürsten alles an sich ziehen wollen, und nicht bedenken, daß sie am Ende der Rechnung davon keinen Nutzen haben. Die Armuth lehret die Unterthanen viel Böses thun. Wenn dahero schon dergleichen Dinge einem Fürsten anfänglich einen sichtbaren Vortheil und Gewinst bringen; so entstehet doch mit der Zeit daraus ein desto grösserer Schade. (120) V. Ein Tyrann kan nicht leiden, daß ihm Leute nahe seyn, die seine listige Streiche merken, oder wohl gar abwenden könnten: Denn er allein will ganz frey seyn und ungehindert thun, wozu ihm seine böse Begierde treibet. Die andern alle sollen sich schmiegen und sich mit einem blinden Gehorsam unterwerffen. Deswegen unterdrucket er kluge Leute, hetzet die vornehmsten zusammen, erreget und unterhält Factionen, damit keiner hoch steigen, er aber das Diuide et impera spielen könne. So hat Tiberius dem Germanico den Pisonem, und dem Pisoni den Germanicum entgegen gesetzet, damit ihm keiner schaden könnte: Denn er fürchtete sich vor beeden, weil er wuste, daß er keine gerechte Sache hatte. Das thut ein guter Fürst und ein wahrhafftig kluger Regent nicht: (121) Sondern der liebet vielmehr die Eintracht unter seinen Bedienten, und suchet alle und jede zu gewinnen, daß sie mit Treue und Eifer ihr Amt verrichten, und den Nutzen ihres Herrn befördern. VI. Ein Tyrann hindert alle Gesellschafften und Zusammenkünffte, damit die Leute von ihm und seinen Künsten sich nicht unterreden können. Alles soll in unaufhörlicher Arbeit begriffen seyn; daher werden offt unnöthige Arbeiten aufgeleget, damit die Unterthanen ermüdet werden, und keine Zeit gewinnen, sich um andere Dinge zu bekümmern.

jeder grosser Herr findet Leute genug, die seinen bösen Neigungen zu statten kommen. Darum saget man, die Unterthanen helfen offt selbst einander ins Verderben und in die Sclaverey stürzen.

(120) Ein Tyrann schützet und erhält sich doch nur eine Zeitlang. Bayle sagt zwar, ein böser Fürst könne nicht so leicht übern Hauffen geworfen werden, als ein frommer Fürst. Allein es kommet doch bißweilen ein Orcan, der mit desto grösserm Grimm und Schrecken den Tyrannen stürzet. Kein Tyrann stehet sicher. Bosheit, Argliſt und Betrug thun in die Länge nicht gut, und seynd Zeichen der Thorheit, keinesweges aber eines richtigen Verstandes. Man kan also mit Recht behaupten, daß alle Tyrannen boshafftige Thoren, und nicht recht völlig bey Verstande seyn. Das siehet man aus den Geschichten eines Calligulä, eines Nerons und anderer Wüteriche. Tiberius hatte zuweilen gute Gedanken, wie der beste Regent; bißweilen aber hin wiederum tyrannische Maximen im Kopfe, wie *Amelot* in seinem Tibere gewiesen hat.

(121) Der Kayser Justinian ist getadelt worden, daß er in Constantinopel Partheyen erwecket hat. Ueber diese Materie hat *Ioach. Zeuecotius* in notis polit. ad Sueton. p. 60. trefliche Betrachtungen, da er auch die gottlosen Maximen des Cäsaris entdecket, und weiset, wie er immer einen wider den andern aufgehetzet habe; alles, damit nicht kund würde, was er im Schilde führete, und daß andere sich nicht wider ihn verbinden könnten.

mern. Er kan nicht leiden, daß die Leute einander recht kennen lernen, oder vertraulich mit einander werden. Personen, welche einander nicht wohl kennen, pflegen zusammen keinen Rath zu halten, und können folglich auf solche Art dem Tyrannen nicht schaden. Deswegen hat Cromwel das Englische Volk mit Beten und mit dem Gottesdienst abgemattet. (122) VII. Ein Tyrann ist den Lehrern der Weißheit und allen, die von guten Künsten und Wissenschafften Profeßion machen, feind. Denn gelehrte Leute haben ihm zu viel Einsicht, (123) und seynd ihm zu gescheid, oder zu freymüthig und zu ehrlich. Zu tyrannischen Zeiten seynd die gelehrtesten und rechtschaffensten Männer am übelsten daran. (124) Cromwel, ob er gleich selbst nicht ungelehrt war, hat die Gelehrten gar nicht ästimiret: Daher seynd auch unter ihm wenig Bücher geschrieben worden. Diejenigen waren ihm die angenehmsten, welche, wie Milton, den Königs-Mord vertheidigten. Unter einem tyrannischen Regenten soll ein allgemeines Stillschweigen in dem Staate seyn, und niemand soll muchsen, oder sich im geringsten regen dürffen. Das hat zwar äusserlich noch einigen Schein, inwendig aber steckt die böse Staats-Kunst. VIII. Ein Tyrann hat und unterhält überall falsche Ankläger, Verläumder, Verräther, Spionen, Belauscher und Zuträger. (125) Dadurch kommen denn

(122) Denn auf die Art, wie es Cromwel angefangen hat, ist es in der That nur eine Abmattung und fatigue. Der Sonntag ist der Ruhetag. Da muß man also die Leute ausruhen lassen, und sie nicht biß in die Nacht mit beten fatigiren. Zu viel beten ist, wie gedacht, nur eine Defatigation der Leute. Ein paar Stunden ist schon genug für den gemeinen Mann. Ja, sprichst du, hernach setzen sich die Leute zusammen in die Wirths-Häuser, sauffen, spielen, tanzen, boseln, u.s.w. Allein, was schadet es denn? Lasse ihnen einmahl ihre Lust. Sie arbeiten ohnedem die ganze Woche hindurch; und am Sonntag willst du sie auch noch quälen? Sollen sie etwa nützliche Gespräche untereinander halten? Der Bauer kan wenig Gespräche führen. Politische Händel seynd ihm zu hoch. Vom Mist, vom Acker und dergl. hat er ohnehin Kundschafft genug, und spricht alle Tage davon. Also greifft er eben an Sonn- und Feyer-Tagen nach der Karte, oder suchet sonst einen Zeitvertreib.

(123) Denn durch das Lesen guter Bücher bekommet man eine Erfahrung, auch in der Staats-Wissenschafft. Einem Gelehrten seynd die Tücke und Ränke eines Tyrannen nicht unbekannt: Denn dieselben seynd alle schon von den urältesten Zeiten her gebraucht, auch von Aristotele meistens schon entdecket worden. Alle dergleichen Dinge nun erfähret ein Gelehrter durch fleißiges Lesen.

(124) S. einige hieher gehörige Stellen aus Sallustio, Seneca, Tacito, in *Hertii* elem. prud. ciu. P. II. p. 215. sq. [* conf. *Reinhard.* theatr. prud. eleg. p. 1839. sq.]

(125) Grosse Herren wollen auch offt in eigner Person erfahren und hören, was die Leute von ihnen reden; und verkleiden sich bißweilen. Darauf halte ich nicht viel. Es zeigt ein mißtrauisch, neu- und rachgieriges Gemüth an. Die Türkischen Kayser hatten solches sehr in Gewohnheit, damit sie Ursache fänden, desto härter zu straffen.

Der

denn viel unschuldige Leute, weil sie fälschlich angegeben werden, oder auch nur um eines unbedachtsamen Wortes willen, in die gröste Gefahr. Dahero sagete Demosthenes, der sicherste Wall und die stärkste Mauer gegen einen Tyrannen sey ἀπιστία, d. i. ein kluges Mißtrauen. (126) Es ist auch in der That einer von den grösten Fehlern der Menschen, daß sie meistens nicht wissen, wem sie sich anvertrauen dürfen, und dahero ihre Vertraulichkeit übel anlegen. Ein kluger dißimuliret alles unter einem tyrannischen Regimente, und lässet sich nichts merken. Er höret, und thut als höre er nicht, stellet sich als wenn er nichts wüste, nichts verstünde, nichts im Vermögen hätte, führet keinen Staat, urtheilet allezeit am besten von dem Regenten, widerleget alle Censuren, und hütet sich, daß ihm kein Wort entfahre, so ihm übel könnte ausgeleget werden: Denn er ist mit betrüglichen Leuten umgeben, welche sich offt am freundlichsten stellen, in der That aber ihn belauren und ihm die Zunge zu ziehen suchen. IX. Tyrannische Herren ziehen nicht allein überhaupt die schlechtesten und niederträchtigsten Leute am meisten vor und verstatten ihnen viel Freyheit; (127) sondern sie vertrauen sich auch lieber Fremden, als ihren Landes-Kindern. (128) Das ist des Sultans Maxime. (129) Die, so das meiste bey ihm zu sagen haben, seynd fremde, die offt ihren Vater und ihre Mutter nicht wissen, Leibeigene Knechte, die im Seraglio erzogen oder aus den Clöstern und Schulen genommen seynd und also von keinem andern, als von ihrem Gutthäter wissen. Eben diese Maxime hatte der Herzog von Alba. Deswegen sagete er zu dem Könige Philipp II. in Spanien: In den Niederlanden seynd gar zu viel kleine Frösche: (d. i. kleine Herren) Wenn ich Herr wäre, würde ich diese Frösche alle todt machen, und

Der Kayser in Sina desgleichen. vid. *Leibnitii* Nouissima Sinica. Der Schach Ismael II. in Persien versteckte sich eine Weile, und ließ vorgeben, er wäre gestorben, um zu erfahren, wie ein oder der andere von den Vornehmsten des Reichs sich dabey bezeugen würde. S. Ad. Olearii Persianische Reise-Beschreibung, Lib. V. cap. 31. p. 334. *Thuan.* lib. LXVII. hist. ad A. 1578. und *Hert.* l. c. p. 217.

(126) vid. *Hert.* l. c. p. 216.

(127) S. *Hert.* l. c. p. 218. Tiberius gab den Knechten die Freyheit, daß sie ihre Herren anklagen durfften. Eine treffliche Freyheit! Es ist mir auch ein Exempel von einem gewissen Fürsten bekannt, welcher einem Juden eine Accusation verstattet, und einen Proceß wider seine Unterthanen darüber formiren lassen.

(128) conf. *Hert.* l. c. p. 219.

(129) Bey dem Türken, als einem sehr despotischen Beherrscher, regieren die flagitia dominationis im höchsten Grad. Das ganze Regiment des Groß-Sultans ist ein enchainement von lauter Betrügereyen. Der Päbstliche Hof gebrauchet ebenfalls solche flagitia und böse Künste. Hier muß man auch lesen le Testament politique de Charles, Duc de Lorraine, als worinnen gedachter Herzog die Spanische und Oesterreichische flagitia hat zeigen wollen.

und die Regierung einem oder zweenen Fremden auftragen. K. Carl der Grosse machete es mit den Wenden und Slaven so, und ließ sie durch Ausländer regieren. Der Czaar folget diesem Exempel gleichfalls. Denen Einheimischen, als welche meistens einen grossen Anhang im Lande haben, trauet man nicht. Wie dann überhaupt alle Tyrannen über die massen mißtrauisch und furchtsam seynd. (130) Pisistratus ließ sich sonst von niemand als von seinen Töchtern den Bart abscheeren. Cromwel hat sich selbst rasiret, ist auch offt des Nachts aufgestanden, und hat nach seiner Leib-Wacht gesehen, ob sie auch munter und wachsam wäre. Endlich ist noch zu merken, daß so schlimm und böse die Tyrannen in der That seynd, sie doch solches insgemein meisterlich zu verbergen und dem Volke einen blauen Dunst vor die Augen zu machen suchen. Daher thun sie alles unter dem Schein der Gerechtigkeit, des Eifers für die Religion, der Nothwendigkeit und Sicherheit des Staats, u. dergl. Kurz, sie nehmen bißweilen dergestalt den Schein der Tugend (131) an, daß sie von vielen, die sie nicht genau kennen, für die besten und löblichsten Fürsten angesehen werden. Deswegen nennet Aristoteles diese Verstellungs-Künste Sophismata tyrannica, davon man in den Geschichten aller Zeiten und Völker unzehlich viele Beyspiele findet. Die meisten grossen Herren führen immer die Religion und den Nutzen des gemeinen Wesens im Munde, suchen aber nichts weniger; sondern bemühen sich nur ihre eigene Hoheit fest zu stellen und zu vermehren, und ihre Freyheit zu erweitern. Je mehr aber die Freyheit der Fürsten wächset, je mehr nimmet die Freyheit der Unterthanen ab. Wie denn überhaupt gewiß ist, daß man in praxi fast überall mehr flagitia dominationis, als wahre und unschuldige arcana politica antrifft. Die meisten regieren garstig und in beharrlichen Sünden, und verdienen deswegen nur Pseudo-Principes zu heissen. Indessen aber ist dieses der Ursprung und die Quelle so vielen Elendes und so vieler Klagen.

(130) Man darf nur die Geschichte, und sonderlich bey dem *Suetonio* die Lebens-Beschreibungen der tyrannischen Kayser lesen, so wird man davon je mehr und mehr überzeugt werden.

(131) Hieraus erhellet eben die Vortreflichkeit der Tugend, weil so gar die Tyrannen selbige zu imitiren suchen. Hievon schreibet *Hieron. Osorius* in seinem Tractat de Gloria, Lib. III. p. 125. gar schön also: Nihil est magis perspicuum, quam vniversum genus humanum in virtutis laude mirifice consentire. Et hoc fit, - - non lege, more aut instituto, sed insito naturae judicio. Vt enim solem lucere ignem calere sentiunt vniuersi: ita mortales omnes, quantumuis impuri, judicant virtutis excellentiam esse admirandam & praedicandam, & omnium studio complectendam. &c.

Das achtzehnte Capitel,

Von der Klugheit in Aristocratischen und Democratischen Staaten das Regiment zu führen.

I.

Es seynd nicht allein Monarchien in der Welt, sondern auch viel Aristocratien und Democratien. In Griechenland waren vorzeiten fast lauter freye Republiken. (1) Dergleichen waren auch viele in Italien und Sicilien. Es fraget sich also für das erste, was eine Aristocratie sey? Ich antworte, nichts anders als eine Polyarchie, das ist, eine solche Republic, da mehr als einer regieren, doch aber nicht so viele als in einer Democratie. Es stehet nehmlich in einer Aristocratie das Regiment oder die höchste Gewalt bey wenigen, und zwar solchen, welche für die klügsten und besten geachtet werden, oder es wenigstens seyn sollen. Daher hiessen sie bey den Griechen Ἄριστοι, und bey den Lateinern Optimates. Wobey zu merken ist, daß die Aristocratien nicht von einerley Art und Verfassung seynd. In einigen werden die Ἄριστοι oder die Optimates gewehlet; in andern hingegen bestehet das Regiment bey einigen Familien, welche ein Erb-Recht haben. (2) Wo die Wahl eingeführet ist, da werden zwar keine Schneider, Schuster oder anderer Pöbel, sondern vielmehr solche Personen zu Regenten erkieset, die ihrer Klugheit, Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit halber in Hochachtung stehen. Es seynd aber wenig Aristocratien bekannt, da die Wahl aus dem ganzen Volk geschehen sollte; sondern mehrentheils seynd einige ansehnliche, edle Geschlechter, welche allein, mit Ausschliessung aller andern, Raths- oder Regiments-fähig seynd, und aus welchen also die obrigkeitlichen Personen genommen werden. (3) Gleichwie aber in einer Monar-

Was und wie vielerley Aristocratien seyen.

(1) Hievon seynd zu lesen: *Vbbonis Emmii* Graecorum Respublicae descriptae, in zween Theilen in 12. ein wohlgeschriebenes Werk: *Nic. Cragii* de Republica Lacedaemoniorum Libri IV. und andere mehr. Wenn man diese und dergleichen Bücher sich bekannt gemachet hat, so kan man erst des *Aristotelis* Politic recht verstehen und gebrauchen, als welcher hauptsächlich auf den Zustand der alten Griechischen Staaten gerichtet ist. Doch muß man freylich auch die neuen Scribenten lesen.

(2) Hiebey verdienet *Hertius* in elem. prud. ciu. P. I. Sect. X. §. XIII. sqq. p. 199. -204. nachgelesen zu werden.

(3) In Nürnberg haben die Rathsfähige Geschlechter bey zweyhundert Jahren her

narchie viele Mißbräuche und Verderbnisse entstehen und einreissen können, daß eine Tyranney daraus wird: Also kan auch eine Aristocratie eben so leichtlich von dem wahren Entzweck, oder ihrer ersten, guten und richtigen Verfassung abweichen, und also aus der Art schlagen, daß eine so genannte Oligarchie, das ist, eine verkehrte oder verderbte Aristocratie daraus wird. (4) Nun ist es aber in soferne, was den Zustand der Unterthanen betrifft, wohl einerley, ob sie von einem einzigen, oder etlichen wenigen übel regieret werden; und ist es eben so schlimm, in einer Oligarchie zu leben, als unter einem bösen Monarchen. Will man neuere Exempel von Aristocratischen Regierungs-Formen haben, so darf man nur die bekannten Republiken betrachten; als, Venedig, Genua, Lucca, Ragusa; in gewisser masse auch Siena: Denn obgleich Siena unter Florenz gekommen, so hat es doch noch viele Freyheiten behalten. Wenn die Deutschen Fürsten unter einander gleich wären, so könnte Deutschland eine Aristocratie vorstellen; und der Kayser wäre fast wie der Doge zu Venedig. *Hippolytus a Lapide* hat es auch so angesehen: Es ist aber nicht an dem, weil die Stände ungleich seynd. Aber die Republic Pohlen ist nicht weit von einer Aristocratie entfernet, weil unter den Pohlen eine grosse Gleichheit ist. Noch weit näher ist Venedig, woselbst der Doge nur zwo Stimmen hat, und also in der That nicht mehr gilt als zween Raths-Herren. Im übrigen kan aus einer Aristocratie (5) leichtlich eine Monarchie oder auch eine Democratie werden. Gleichwie nun die Monarchen ihre Staats-Maximen, arcana dominationis, iura dominationis, simulacra, flagitia etc. haben; also haben auch die Regenten in den Republiken, sowohl in Aristocratia als Democratia, eben dergleichen. In der Aristocratie haben die Ἄριστοι, Optimates, Patricii oder edle Geschlechter, fürnehmlich sich vorzusehen, damit nicht entweder einer allein die höchste Ge-

her keine neue Familie aufkommen lassen. Jene haben alleine das Regiment: Die gelehrten Leute, Doctores, Consulenten, gehören zu der Classe der Unterthanen, eben wie die gemeinen Bürger.

(4) Denn in einer Oligarchie regieren nicht mehr die Ἄριστοι, oder Optimates; nicht diejenigen, so für die Republic wohl gesinnet seynd; sondern eine mächtig gewordene Parthey etlicher unruhiger und ehrgeitziger Köpfe, welche nicht das gemeine Beste, sondern ihren eigenen Nutzen zum Zwecke haben, und dazu durch mancherley Ungerechtigkeiten, Schandthaten und böse Künste zu gelangen trachten.

(5) Man weiß, wie es vor Zeiten den Römern ergangen ist. Es hat auch nicht wohl anderst seyn können, als daß in Rom eine Monarchie entstehen müssen: Denn die Republic wurde zu groß. Eine Aristocratie, die dauren soll, muß nicht so gar groß und mächtig werden; sonst werden die grossen Generals, welche die Armeen commandiren, hochmüthig, und brauchen selbige wider die Republic, wie der Cäsar gethan hat. Und wenn Cäsar nicht zur höchsten Gewalt gelanget wäre, so hätte Pompejus selbige erhalten.

Gewalt an sich reisse, und also die Republic sich in eine Monarchie verwandele, noch auch das gemeine Volk sich derselben anmasse, und mithin eine Ochlocratie oder Democratie entstehe. Wenn sie nun sothanen Veränderungen vorbauen, mithin sich und die Republic bey ihren Rechten und Verfassungen erhalten wollen; so müssen sie gewisse Staats-Maximen und Regeln der Klugheit gebrauchen: Wovon wir nunmehro etwas umständlicher handeln wollen.

II.

Von denjenigen Aristocratischen Staats-Maximen oder arcanis imperii, wodurch man zu verhüten suchet, daß die Republic nicht in ein Fürstenthum oder in eine Monarchie verwandelt werde, mögen die fürnehmsten ungefehr nachfolgende seyn. I. In einer Aristocratie sollen die grösten und wichtigsten Aemter, Würden und Ehren-Stellen denen Personen, welche solche bekommen, nicht beständig oder auf Lebenslang gelassen werden. Denn da muß man alle Gelegenheiten, wobey einer an Reichthum, Macht und Ansehen sehr wachsen kan, so viel möglich abschneiden. (6) Wenn einer die grösten Aemter und Würden alle an sich ziehet, so ist zu befürchten, daß er zuletzt in der Republic allein befehlen und sagen werde: Ihr sollet meine Unterthanen seyn. So ist es den Florentinern mit dem alten Cosmo gegangen, von welchem und seinem Bruder Lorenz alle Mediceer her kommen. Diese regierten damahls in Florenz, einer Stadt, worinnen etliche hundert Millionen an Geld waren. Denn Florenz war die mächtigste Handels-Stadt in ganz Italien, reicher als Rom selbst. Man wird ohne Mühe begreiffen, daß die vorerwehnte Maxime in einem Aristocratischen Staat nicht ausser Acht zu lassen sey. In Venedig ist biß diese Stunde kein Dignitas perpetua, ausgenommen die Würde und Aemter der Procuratorum Sancti Marci, des Canzlars (d. i. des Groß Pensionarii, wie man es in Holland nennet) und der Schreiber oder Secretarien. Der Canzlar wird zwar sehr geehret, aber es wird kein Nobile dazu gemachet; sondern ein Cittadino. Die Procuratores S. Marci seynd die obersten Kirchenpfleger, und haben also mit geistlichen Sachen zu thun. Weil

Von den Aristocratischen Staats Maximen wider die Monarchie.

(6) Deswegen giebt man auch keinem zwey Aemter, damit er eines Theils nicht das eine verabsäume, andern Theils auch nicht zu groß und mächtig werde. So ist es auch in Pohlen. v. *Hert.* l. c. P. II. Sect. VI. §. 30. Bey dem Zamoisky war eine Ausnahme, welcher, wegen seiner ausserordentlichen Verdienste, zugleich Groß-Canzlar und Feldherr war. Denn Pohlen ist nicht viel anderst als eine Aristocratie. Der König hat ein klein wenig mehr Autorität, als der Doge zu Venedig. Darum hat einmahl ein Polack zu seinem Könige gesaget: Penes Te est majestas, penes Senatores est auctoritas, penes Nobiles est potestas.

nun da der Pabst und die Pfaffen mit Achtung geben: So fragen sie nichts darnach, daß ein Nobile beständig Procurator ist. Es werden auch über dieses alte Leute dazu genommen, die gleichsam schon Candidati mortis seynd. Die Secretarien aber seynd keine Nobili, sondern auch nur Cittadini. Und also können diese alle wider die Signoria nicht viel ausrichten. Die alte Römische Republic ist bestanden, so lange die Imperia und Magistratus ambulatorii waren. (7) Hernach aber, da die Statthalter oder Heerführer in den Provinzien grosse Thaten gethan, haben sie gebettelt, oder durch Geld erhalten, daß ihr imperium verlängert worden: Wodurch sie sich nach und nach fest gesetzet haben. Und obgleich schöne Gesetze, wie sie sich verhalten sollten, gegeben waren; so haben doch dieselbigen nichts geholffen. Inuenta lege inuenta est fraus. Im übrigen pfleget man auch zu Venedig und in andern wohl eingerichteten Republiken zu öffentlichen Ehren-Aemtern ansehnliche Männer von einem gesetzten ernsthafften Wesen, und die auch gewisse Jahre haben müssen, zu befördern. Darum kan in einer Aristocratie ein junger Mensch nicht gleich hoch steigen, (8) welches hingegen in der Monarchie etwas gemeines ist. Omnis Aristocratia vult exspectari. Da steigen die Leute stuffenweis. Dadurch lernen sie Gedult, die Erfahrung wächset, und das wallende Geblüt der Jugend verrauchet. II. In einer rechten Aristocratie muß man keinem von den Edlen gestatten, solche Dinge vorzunehmen, die ihn bey dem Pöbel ausserordentlich beliebt und ihm einen grossen Anhang machen können. Denn wenn eine freye Republic in eine Monarchie sich verwandelt hat, so ist es dadurch geschehen, daß einer die Gunst des gemeinen Volks an sich gezogen hatte. (9) Wenn man also merket, daß einer zu ansehnlich werden will, und bey dem Volk einen starken Anhang hat, so ist es Zeit, selbigen zu entfernen, und ihn etwa an entlegenen Orten zum Dienst der Republic zu gebrauchen. In Venedig darf keiner von den Nobili ein Advocat seyn. (10) Denn ein Advocat kennet die ganze Stadt, bemühet sich,

(7) Hievon hat *Zeuecotius* in notis ad Suetonii Caesarem fürtreffliche Anmerkungen.

(8) So war es auch bey den Römern. Legibus enim annalibus cum grandiorem aetatem ad consulatum constituebant, adolescentiae temeritatem verebantur, wie *Cicero* in orat. Philipp V. schreibet.

(9) Hiebey muß man die Lebens-Beschreibung Julii Cäsaris beym *Plutarcho* und *Suetonio* lesen; imgleichen die Histoire du Triumuirat, welche *Larrey* geschrieben hat.

(10) [* Woher der seel. Herr Geh. Rath Gundling diese Nachricht, daß in Venedig kein Nobile ein Advocat seyn dürfe (wie solche nicht allein in dessen A. 1733. im Druck heraus gekommenen, sondern auch noch in einem andern geschriebenen Discurs über die Politic zu lesen ist) geschöpft habe, lässet man dahin gestellt seyn. Indessen aber scheinet uns solche ganz keinen Grund zu haben, weil wir gerade das Gegentheil

sich, von allen Kundschafft zu erwerben, damit seine Praxis immer grösser werde, und mithin findet er Gelegenheit, den Pöbel aufzuhetzen. So können auch zu Venedig die Nobili zwar Bischöffe und Patriarchen werden, aber nicht Prediger, obschon diese daselbst stattliche Einkünffte haben. Denn weil die Prädicanten bey dem Volk viel ausrichten können; so siehet der Magistrat gerne, daß es Leute von geringer Autorität, schlechter Beredsamkeit und schlechten Sitten seyn. Daher es in Venedig kein Wunder ist, wenn man einen Pfaffen aus dem Bordel schleichen oder berauscht aus einem Wein-Keller taumeln siehet. Man wird auch nirgends solche liederliche und ärgerliche Geistliche finden, als in Venedig, weil, wie schon erwehnet, die Venetianer gerne tumme Clericos haben, damit das gemeine Volk von denselben nicht bethöret werde. So gilt auch in Nürnberg die Geistlichkeit nicht viel. Man befördert meistens nur ganz mittelmäßige Leute, und wenn man siehet, daß einer viel gilt, und sich zu viel herausnehmen will, so klopfet man ihn auf die Finger, welches auch nicht unrecht, sondern der Staats-Klugheit gemäß ist. Denn das Volk ist immer etwas widerspänstig und neidisch. Setzet nun der Priester die Obern bey dem Pöbel in Verachtung, so ist es aus. III. In Aristocratien hat man wohl zuzusehen, wem man das Commando über die Armee anvertraue. Man pfleget daher solches lieber einem Ausländer als einem Einheimischen zu geben. Von den Venetianern weiß man ein einzigesmahl, daß sie einen Nobile di Venetia zu ihrem General gemachet; nemlich den Morosini, welcher in Morea commandiret hat. Es war aber auch zu einer Zeit, da sie fast keinen andern bekommen konnten: Denn sonsten nehmen sie immer fremde, einen Prinzen Maximilian, einen Schulenburg, u. s. w. Solchen geben sie grosse Besoldungen, damit sie sich wohl verhalten, und also aufführen, daß sie ihre Pension nicht einbüssen. Die Holländer pflegen gleichfalls das Commando ihres Kriegs-Volks einem Ausländer zu übertragen, dabey aber demselben einige Personen von den Staaten an die Seite zu setzen. Hingegen die See-Macht, die Admiralität, wird von einem Einheimischen dirigiret, damit die Flotte nicht einem andern zugeführet werden möge. IV. In einer Aristocratie ist keinem, er mag noch so reich und ansehnlich seyn, erlaubt, ein festes Schloß oder fortificirtes Hauß zu bauen.

theil in des *Amelot de la Houssaïe* Histoire du Gouvernement de Venise antreffen, p. 30. wo es ausdrücklich heisset: Les Nobles peuvent exercer la profession d'Advocat, sans déroger. Et il y a 200. ans que tous les Advocats étoient Nobles-Venitiens, &c. Nur merket Amelot dabey an, daß dieses nicht mehr so gewöhnlich sey, indem wenig Nobili wären, die eine so mühsame Profeßion übernehmen mögten.]

bauen. (11) Die Venetianischen Nobili haben zwar schöne Lust-Häuser und Gärten am Po-Flusse, darinnen grosse Kostbarkeiten seynd: aber sie dürfen nicht einmahl eine Mauer herumführen. Der Pallast des Doge in Venedig ist zwar sehr prächtig; Er stehet aber auf allen Seiten frey und hat keine Befestigung: denn man trauet ihm auch nicht. V. Man gestattet nicht, daß einer von den Patriciis oder Edlen sich durch Heyrathen oder auf andere Weise mit einem fremden Fürstlichen oder einem andern mächtigen Hause verbinde. So ist es ebenfalls in Venedig. Da darf kein Nobile seine Tochter einem auswärtigen, wenn er auch noch so fürnehm wäre, zum Weibe geben. Es werden auch die Venetianischen Adelichen Donne so erzogen, daß sie glauben, es seyen keine vornehmere Frauen in der Welt als sie. Wenn dieses Verbot nicht wäre, würde wohl mancher Fürst eine Donna di Venetia heyrathen: denn sie haben Geld, und es seynd mehrentheils uralte Geschlechter. Es ist zwar ums Jahr 1471. eine Adeliche Dame von Venedig aus dem Hause Cornaro, an den König von Cypern vermählet worden; aber mit vielen Umständen: Und haben es die Venetianer um deswillen zugelassen, weil ihnen dadurch die Insul Cypern ist in die Hände gespielet worden. Diese Königin Catharina Cornara ist hernach als Wittwe nach Venedig gekommen, hat sich aber von dar bald nach Padua begeben und da ihre Hofhaltung aufgeschlagen, weil man sie in Venedig nicht gerne sahe, indem die Nobili besorgeten, es mögte der Königliche Nahme und Pracht dem Volke angenehm werden. Denn man siehet wohl zu, daß nicht solche Gebräuche und Sitten einreissen, die nach einer Monarchischen Regierungs-Form schmecken. Auf dem Lande können die Nobili grössern Staat führen, und, so zu sagen, nach Hof-Manier leben; aber nicht in der Stadt, damit das Aristocratische Wesen nicht verächtlich werde. Kein Nobile kan in eines auswärtigen Fürsten Diensten stehen oder dessen Vasall seyn. So bald einer von ihnen Cardinal wird, streichet man ihn aus dem Nobili-

(11) Also kam bey den Römern, schon im Anfang ihrer Republic, kurz nach Ausjagung der Könige, der P. Valerius im Verdacht, als wollte er die Königliche Gewalt wieder einführen und an sich reissen, weil er an einem erhabenen Ort in Rom ein Hauß bauete. S. *Liu.* Lib. II. cap. VII. Hingegen ist M. Liuius Drusus gelobet worden, da er einem Baumeister, der sich anheischig gemachet, ihm sein Hauß also zu bauen, daß niemand hinein sehen könnte, zur Antwort gegeben: Wenn du ein künstlicher Mann bist, so richte vielmehr mein Hauß dergestalt ein, daß jedermänniglich sehen könne, was ich darinnen thue. S. *Vellei. Paterc.* Lib. II. cap. XIV. [* Sonst ist auch aus dem *Livio* lib. VI. cap. XX. bekannt, daß nach Verdammung und Bestraffung des Manlii Capitolini die Zunfft-Meister des Volks auf eine Verordnung gedrungen, daß kein Patricius auf dem Schloß oder auf dem Capitolio wohnen sollte. conf. *Piccart.* Obseruat. histor. polit. dec. III. cap. I. vbi pluribus exemplis declaratur, aedificia etiam in suspicionem affectatae tyrannidis venire solita.]

biliario aus. Es haben zwar die Venetianer auch ihre Nobiles honorarios; das ist, sie geben bißweilen einem Fremden aus grosser Consideration (12) den Titel eines Nobile di Venetia, wie man davon in dem Hause Braunschweig ein Exempel hat: Weil aber diese nicht, oder doch selten, nach Venedig kommen, auch an den Regierungs-Geschäfften nicht Theil nehmen, so haben sie keine Gefahr von ihnen zu befürchten. VI. Weil reiche und ansehnliche Familien leichtlich Partheyen oder Factionen machen können, so ist in einigen Aristocratien weißlich geordnet, daß von einer Familie nicht mehr als eine, oder höchstens zwo Personen zu gleicher Zeit zu wichtigen Aemtern befördert, oder in den innern oder geheimen Rath gelassen werden. (13) So ist es in Venedig, wie auch in Nürnberg, allwo sie nicht mehr als zween von einer Familie in den Rath, und unter die Septemuiros nicht mehr als einen nehmen. Ich weiß, daß da einsmahls einer von Imhof unter den Septemuiris gewesen, und indessen ein Vetter von demselben auch hinaufgerucket war, dieser etliche andere hat müssen über sich wegspringen lassen, ohne dazu gelangen zu können. Er wurde darüber gar nicht ungedultig; sondern sagete, es wäre die Verfassung der Republic so. Daher wurde der Rath endlich bewogen, eine Exception zu statuiren, und denselben, in Ansehen seiner Verdienste, einzunehmen. VII. Sehr wichtige Geschäffte vertrauet man nicht leicht einem allein an; sondern es werden ihm etliche andere zugegeben. In Venedig darf kein Nobile bey Lebens-Straffe mit einem fremden Gesandten allein reden oder correspondiren; ja nicht einmahl, ohne Erlaubniß des Senats, dessen Hauß betreten. (14) Wie denn die Venetianer selbst

(12) So ein grosses Wesen man in einer Democratie von dem Bürger-Rechte machet, so eine grosse Figur machet ein Nobilis in einer Aristocratie. Zu Bern seynd die Grafen von Dohna Bürger; und das halten sie für eine grosse Distinction. Sie haben ehedem den Bernern grosse Dienste erwiesen, auch Güter in der Schweitz gehabt.

(13) Eben dieses hat *Julius Caesar* de bello Gall. lib. VII von der Republic der Aeduorum oder Heduorum, welche Bunds-Genossen von den Römern waren, und da wohneten, wo heutiges Tages die Burgundier seynd, angemerket: quum leges (eorum) duos ex vna familia, viuo vtroque, non solum magistratus creari vetarent, sed etiam in senatu esse prohiberent, &c. conf. *Hert.* l. c. P. II. Sect. VII. §. 23.

(14) S. *Amelot* dans l'Histoire du Gouvern. de Venise, Tom I. p. 31. sqq. Ja wenn einer dieserwegen auch nur in Verdacht kommet, so ist er schon verlohren: Wie dem Antonio Foscarini einem ansehnlichen und sehr verdienten Raths-Herrn geschehen ist, welcher in der Stille strangeliret wurde, weil er bey den Staats-Inquisitoribus, wiewohl fälschlich, war angegeben worden, daß er alle Nacht in den Pallast des Spanischen Gesandten sich begeben hätte, da doch seine nächtliche Besuche nur einem nahe bey des Gesandten Quartier wohnenden Frauenzimmer gewidmet waren. S. *St. Disdier* de la Ville & Republique de Venise, P. II. p. m. 234. sqq.

selbst ihren Doge oder Herzog sehr einschränken, welchem sie zwar verschiedene scheinbare Prärogativen und Simulacra, als, eine eigne Gondol, prächtige Kleider, einen Königlichen Talar, ein Diadema, einen besondern Stuhl, und dergleichen; im übrigen aber keine würkliche Gewalt lassen. VIII. Damit die edlen Geschlechter in einer Aristocratie nicht in Verachtung kommen, oder andere sich auch zum Regiment drängen, pfleget man über die Anzahl und Nahmen derjenigen, die Rathsfähig seynd, genaue Verzeichnisse zu halten. (15) Die Venetianer halten ihren Adel viel höher als den Deutschen Adel. Es kan einer eher ein Fürst werden, als ein Nobile di Venetia, oder ein Patricius in Nürnberg. In Genua und Lucca seynd sie noch strenger. Doch haben die Venetianer dann und wann neue Nobili gemachet, (16) wenn nehmlich etliche alte Geschlechter ausgestorben, so daß der Adel merklich verringert worden war: aber es werden gleichwohl nur reiche und ansehnliche Cittadini dazu genommen. IX. Endlich muß man, so viel möglich, auf Erhaltung der ansehnlichen Geschlechter bedacht seyn, und zu verhindern suchen, daß sie nicht ganz verarmen, mithin dadurch nicht verächtlich oder zur Desperation gebracht werden. Wenn auch gleich bißweilen eine Familie durch Nachläßigkeit und Verschwendung der Eltern herunter kommet, so kan man doch die Descenten nach und nach durch eigne Verordnungen und Stifftungen wieder in die Höhe zu bringen suchen. (17) Also werden in Venedig die Töchter derjenigen Nobili, die kein grosses Vermögen haben, von der Republic ausgestattet. In Nürnberg werden die sogenannte reiche Allmosen gesammlet, und armer Patriciorum Wittwen und Kindern gereichet, damit sie nicht andern Leuten zum Spott und Schande herumgehen.

III.

Aristocratische Staats-Maximen wider den Pöbel.

Diejenigen, welche in einer Aristocratie das Regiment führen, verwahren sich nicht allein wider die Monarchie, das ist, wider solche Personen, die sich gerne zu Fürsten, Königen und Tyrannen aufwerffen mögten; sondern auch wider das gemeine Volk, damit dasselbe sich nicht empöre, die höchste Gewalt an sich reisse, und mithin eine Democratie einführe. Diesem Unheil nun vorzukommen, werden ebenfalls gewisse Staats-Maximen (arcana imperii aristocratici aduersus plebem) beobachtet. Dahin gehöret fürnehmlich dieses, daß man das gemeine Volk, und alle, die nicht von den Geschlechtern der Patriciorum oder Optimatum seynd,

(15) *Hert.* l. c. §. VI. p. 124.
(16) *Hert.* l. c. §. IX. p. 126.
(17) *Hert.* l. c. §. XXVIII. p. 120.

seynd, von allen wichtigen Aemtern und hohen Würden ausschliesset, damit nicht das Volk einige Macht überkomme. Daher kan in solchen Aristocratien, wo gewisse Familien allein zu sprechen haben, kein Bürgerlicher in die Höhe kommen: (18) Wie man nur in Nürnberg sehen kan. Ein Medicus bleibet eben ein contemplator vrinae: Ein Jurist kan ein Doctor (19) werden, ein Advocat, und aufs höchste ein Consulent oder Consiliarius reipublicae: Ein Theologus kan ein Prediger werden: Aber alles mit schlechter Autorität. Zudeme muß man noch eine visirliche Tracht annehmen, und ein Weltlicher muß über dem Degen einen Mantel mit Spitzen, eine grosse Staats-Peruque, und dergleichen tragen. Ein Raths-Herr kan ein solcher Mann in Ewigkeit nicht werden. Darum bleiben ehrgeitzige und ruhmbegierige Leute nicht gerne in solchen Städten und Republiken; sondern suchen lieber auswerts ihr Glück zu machen. Hingegen für den gemeinen Mann, für Kaufleute, Künstler, Handwerker, ist es da sehr gut: Denn dieselben seynd zufrieden, wenn sie arbeiten und etwas gewinnen können, wenn sie einer guten Lufft geniessen, gut Ochsen-Fleisch essen, dabey bißweilen eine Lust haben, aufs Ländlein gehen, u. s. w. Das nennen sie vergnügt leben und sich einen guten Muth machen. Nun ist wohl wahr, daß in einigen Aristocratien die Bürger nicht ganz und gar von allen Ehren-Stellen ausgeschlossen, sondern einige derselben auch mit in den Rath genommen werden: Allein man weiß es schon so einzurichten, daß solches den Bürgern mehr zur Last gereichet, als daß es ihnen einige Autorität geben sollte: mithin herrschen in der That die Patricii oder die Adelichen Geschechter allein. In Nürnberg bestehet der grössere Rath (Senatus numerosior) aus plebeiis hominibus. Ihr Habit ist distinguiret; doch ohne Degen. Sie haben das Jus signandi testamenta, werden genannte genennet, (homines nominati) können aber nichts decidiren cum efficacia, sondern assentiren nur. Arbitrium relinquitur Senatui. Sieben Handwerker seynd privilegiiret, daß sie können Raths-Herren werden: Aber weil es sie von ihrer Arbeit abhält, so chargiret sie diese Dignitas mehr, als daß sie sich darum reissen sollten. (20) In

(18) In Venedig kan kein Cittadino, oder Bürger höher steigen, als daß er Canzler oder Schreiber wird.

(19) Die Doctores haben sonst in Nürnberg alle den Rang vor den Patriciis gehabt. Weil aber deren zu viel geworden, so hat man es eingeschränket, und keinem den Rang lassen wollen, welcher nicht in numero Aduocatorum ist. Es hat viel Lermen deswegen gesetzet, und ist die Sache beym Kayserlichen Hofe zur Klage gekommen.

(20) Man lässet dem Pöbel in Handwerks Sachen bißweilen noch einiges pouvoir

In Aristocratien kommt das Haupt-Werk auf die Sicherheit und Unverletzlichkeit der Nobilium an: Deswegen werden diejenigen, die sich an einem von denselben vergreiffen, oder auch solches nur zu thun willens gewesen, mit dem Tode gestraffet. Den Bürgern ist nicht erlaubt, mit Gewehr und Waffen umzugehen. Daher gehet in Nürnberg, und einigen andern Reichs-Städten, fast alles im Mantel, ohne Degen. So ist es auch in Italien in den meisten Städten. Also war vor diesem zu Florenz das Degen-tragen bey hoher Straffe verboten; ja es wurde auch bey den Fremden deshalben grosse Fürsichtigkeit gebrauchet. In dergleichen Orten ist das Volk nicht martialisch, und kan also keine Thaten thun. Deswegen haben auch die Venetianer wenig Soldaten aus ihrer Stadt. Wenn sie einen Krieg bekommen, so negotiiren sie allenthalben Soldaten, und darum ist ihnen auch der Krieg so beschwerlich. In Aristocratischen Republiken hat man ferner für eine gute und dieser Regierungs-Form gemässe Auferziehung der Jugend Sorge zu tragen, damit sonderlich die Vornehmen und Edlen leutseelig und populares werden, d. i. den gemeinen Bürgern freundlich zu begegnen lernen: Wiewohl dieses itzo an den meisten Orten versehen wird. (21) In Venedig begeben sich die jungen Nobili beyzeiten in den sogenannten Broglio, allwo sie Gelegenheit haben, durch den Umgang mit andern eine Geschicklichkeit und Erfahrung in politischen Händeln zu erlangen. Sie thun zwar selten vor sich Reisen in fremde Lande; hingegen aber gehen sie mit in den öffentlichen Gesandschafften, und wenn sie zurück kommen, müssen sie eine Relation in der Raths-Versammlung und zwar mündlich ablegen. (22) In einer Aristocratie ist nichts gefährlicher als die Uneinigkeit und Zwietracht der Optimatum. Dadurch seynd die meisten Aristocratien zu Grunde gegangen.

voir und einen Rath, wie in Nürnberg, wenn einer gehenkt wird ꝛc. Denn alle odiosa welzet man auf die Opifices. Da kommen sie dann zusammen, haben einen gewissen Habit ꝛc. Wenn sie öffters vociret würden, hielte man sie nur von ihrer Arbeit ab. Drum braucht man die ledernen Weißheiten nur bey odiosis, oneribus &c. Bey andern negotiis schicket man sie wieder heim. ꝛc. [* Ob das, was hier und oben im Text von der Nürnbergischen Verfassung in Ansehung der bürgerlichen Raths-Personen stehet, in allem gegründet und richtig sey, (wie es zwar nicht scheinet) das mögen andere ausmachen. Wir haben inzwischen diese Stellen, ohne die mindeste Veränderung, mit eben den Worten und Ausdruckungen also hergesetzet, wie wir sie in zwey unterschiedlichen aus dem Munde des seeligen Gundlings, als eines gebohrnen Nürnbergers, genau und fleißig nachgeschriebenen Discursen vor uns gefunden haben.]

(21) v. *Hert.* l. c. p. 125. [* Von der eingerissenen Verderbniß der Sitten und schlechten Auferziehung der Jugend zu Venedig verdienen *Saint-Didier* de la Ville & Republ. de Venise, P. III. p. m. 279. und *Amelot* p. 515. p. 540. 541. gelesen zu werden.]

(22) Daher haben wir so viele Italiänische Bücher von politischen Sachen unter dem Titul *Relazioni*. S. Gundlings Discurs über den Zustand der Europäischen Staaten, T. I. p. 11. 12.

gen. Man muß also allen Fleiß anwenden, damit keine Disharmonie einreisse, oder damit wenigstens die etwa entstandenen Zwistigkeiten bey Zeiten und in der Stille wieder beygeleget und verglichen werden, ehe es in offenbare Feindschafft ausbricht, und das Volk Parthey nimmt, und einen Aufstand anfänget. Denn in einer Aristocratie seynd alle Tumulte und Empörungen schwerer zu stillen, als in einer Monarchie. Das hat man an der Römischen Republic und an andern gesehen. In Venedig hat man in vielen Zeiten von keinen Unruhen etwas gehöret: Und ist deswegen die Weißheit der Venetianischen Nobili auch in diesem Stücke höchlich zu loben, daß sie alle Gelegenheit dazu abzuschneiden, und mit dem Volk in gutem Vernehmen zu stehen, sich angelegen seyn lassen. (23) Die Bürger werden freundlich tractiret und nicht gequälet. Man weiß da von keinen Einquartirungen: Ja man siehet in Venedig keine Soldaten, ausser denen, die im Arsenal seynd. Es waren auch sonst die Schatzungen und Auflagen in Venedig nicht so groß. Nur seit der Zeit, da die Venetianer so viel verlohren haben, als Candien, Cypern, und nachdem sie mehrentheils aus Morea delogiret seynd, auch die Handelschafft sich geändert hat, so seynd die Anlagen auch etwas grösser geworden. Sonsten aber suchen sie immer auswerts Einkünffte, damit das Volk nicht so stark mitgenommen werde. Denn es ist nichts, das den Pöbel so erbittert machet, als starke Auflagen. Sie leiden auch keine Demagogos oder Aufwiegler des Volks. (24) Deswegen haben sie auch vor diesem die Jesuiten ausgejaget, und hat der Pabst viele Mühe gehabt, biß er es dahin gebracht, (25) daß sie in Venedig wieder aufgenommen worden. Es ist auch solches mit grosser Einschränkung geschehen. Denn die Venetianer lassen sich vom Pabst nicht despotisch beherrschen: Ja sie stehen vielmehr auf ihrer Hut wider den Apostolischen Stuhl, zu Vertheidigung und Verwahrung der Gerechtsamen ihrer Republic. Deswegen haben sie einen eigenen Staats-Rath, der nichts zu thun hat, als für die Erhaltung ihrer Rechte und Ansprüche zu vigiliren. (26) Das haben hernach auch andere Regenten den Venetianern nachgemachet.

(23) conf. *Hert.* l. c. §. VIII. p. 125.

(24) Man hat von einem Italiäner, Nahmens *Freschot*, eine auch ins Französische übersetzte accurate Beschreibung des Staats von Venedig, worinnen unter andern auch gezeiget wird, wie die Venetianer suchen das Ansehen der Geistlichen einzuschränken, damit selbige keinen so gewaltigen Einfluß in die Gemüther des gemeinen Mannes haben können. Die Geistlichen gelten nirgends mehr, als in Democratien; und bißweilen auch in Monarchien, wo sie sich bey dem Landes-Herrn oder an dessen Hofe durch ihre Schmeicheleyen in Gunst zu setzen wissen.

(25) Dahin gehöret des Cardinals *Baronii* paraenesis ad Rempublicam Venetam.

(26) Es dürffen auch keine andere die Histo-

IV.

Arcana dominationis aristocratica.

Die Arcana dominationis in Aristocratia gehen alle dahin, daß der Adel oder die Optimatis sich bey ihrem Glanz, Macht und Ansehen erhalten; eben wie in der Monarchie der Regent auch. Weiter ist kein Unterschied, als daß dorten einer, hier aber mehrere seynd. Dahin gehöret, daß in vielen Aristocratien kein Edler oder Patricius eines Bürgers Tochter heyrathen darff. Die Venetianer machen zwar, aus politischen Absichten, zum öfftern Ausnahmen, und geben zu, daß ein Nobile eines reichen Cittadino Tochter zur Ehe nehmen darf, damit der Pöbel dadurch besänfftiget und bey gutem Willen erhalten werde: In andern Aristocratien hingegen, zum Exempel, in Genua, in Lucca, (27) stehet der Verlust des Adels auf eine solche Heyrath, welche auch bißweilen, wenn sie gleich schon vollzogen ist, getrennet, und der Geistliche, der die Trauung verrichtet, ins Gefängniß gesetzet wird; ungeachtet die Italiäner sonst sehr für das Sacrament der Ehe streiten. Beyschläferinnen und Concubinen von gemeiner Herkunfft lassen sie zu; nicht aber rechtmäßige Ehe-Weiber. In unsern Deutschen Reichs-Städten können zwar ergleichen Heyrathen nicht allezeit verhindert werden, weil sich sonst die Interessenten gleich an den Kayser hängen: Hingegen aber werden sie hernach nicht geachtet, sondern bey aller Gelegenheit gedrucket und verfolget, biß ins dritte und vierte Glied. (28) Zu Nürnberg hat man davon ein Exempel an der Familie von Schürstab, die zwar von dem Kayser aus dem Bürger-Stande gehoben und integrum restituiret worden, aber doch noch nicht wieder in den

Historie der Republic Venedig beschreiben, als die Nobili, oder wenigstens solche Personen, welche dazu insbesondere Erlaubniß erhalten. Dahin gehören die bekannten Schrifften des *Bembo, Contareni, Justiniani, Nani, Giamotti*, u. a. m.

(27) Imgleichen in Ragusa. S. *Hert.* l. c. p. 125. So waren auch bey den Römern die Heyrathen zwischen den Patriciis und Plebeiis verboten; welches Verbot aber nachgehends durch ein von dem Zunfft-Meister des Volks C. Canuleio aufgebrachtes Gesetz aufgehoben wurde. S. *Liv.* Lib. IV. [* conf. *Piccart.* obseruat. hist. polit. dec. VIII. cap. 1.]

(28) Wenn man in Nürnberg erfähret, daß ein Patricius sich mit eines gemeinen Mannes Tochter verlobet, so wird gleich das Mädgen ins Gefängniß gesetzet und angehalten, sich alles Anspruchs an denselben eidlich zu begeben. Da distinguiret sich der Adel weit mehr, als bey uns, wo sie sich wenig daraus machen, ausser ihrem Stande zu heyrathen: ausgenommen die Meißnischen von Adel, welche noch immer von ihrer Extraction schwatzen. Bißweilen geschiehet gleichwohl auch in Nürnberg eine ungleiche Heyrath; jedoch in eine solche Familie, die nicht so gar gering ist, und erschrecklich viel Geld hat; wie ich davon ein Exempel bey einem gewissen Kaufmann weiß. Indessen aber lässet man doch von Seiten der Geschlechter eine Empfindlichkeit spühren, und solche Leute ohne Beförderung sitzen. Endlich begeben sie sich meistens aufs Land.

den Patriciat hat gelangen können. Die Ursache, warum man in dergleichen Republiken das Zusammenheyrathen adelicher und bürgerlicher Personen nicht gerne siehet, ist, weil zu besorgen ist, daß dadurch mancher Patricius einen Anhang unter dem Volk bekommen mögte. Das ist bey einer Heyrath eines Patricii in das Geschlecht eines andern Patricii nicht zu befürchten. Denn die Adelichen lassen keinen über sich herrschen, der ihres gleichen ist, und finden also unter sich keinen grossen Anhang, sondern vielmehr Mißgunst und Eifersucht. Daher hat Philipp Strozzi in Florenz die Medicäer nicht leiden können, sondern immer gesaget, sie wären nicht mehr als Er. (29) Es werden auch durch sothane Miß-Heyrathen die Adelichen in gewisser Masse verächtlich, und gemeinen Bürgern gleich. Sie haben aber in einer Aristocratie allerdings Ursache, über ihr Ansehen zu halten, und sich in Acht zu nehmen, daß sie nicht in Verachtung noch in Armuth gerathen. Die Venetianer trachten deswegen ihre verarmete Nobili zu versorgen, und ihnen wieder aufzuhelfen. Die Töchter derselben werden auf Kosten der Republic unterhalten und ausgestattet. Daher höret man nicht, daß eine von ihnen einmahl zu Falle gekommen wäre. In Nürnberg seynd auch dergleichen Anstalten. Man nennet es das reiche Allmosen, welches die armen Witwen und Töchter der Patricien bekommen. Das ist sehr zu loben. Denn die Armuth verleitet die meisten, daß sie von dem Wege der Schamhafftigkeit abweichen. In Venedig mag ein Edelmann so schlecht und arm seyn, als er will, so wird er sich doch distinguiren. Auch ein Kind eines Nobile kennet und unterscheidet man alsbald von gemeiner Bürger Kindern. Auf die Hoheit, Ehre und Glanz des Adels kommet in dergleichen Aristocratien alles an. Denn sonsten ist es mit dessen Autorität, die er doch bey dem Volke haben muß, gethan. Die Nürnberger heissen einen Patricium einen Bröseleins-Junker, wenn sie ihm nicht gut seynd. Was würden sie erst thun, wenn er ganz arm und dürfftig wäre? Unter den Grossen wird die Armuth lächerlich. Sie sehen sehr auf die Conservation der Geschlechter, und nehmen keinen Bürgerlichen ein. Wenn ich auch hundert tausend Thaler geben wollte, so würde man mich doch nicht zu einem Nürnbergischen Raths-Herrn oder Patricio machen. Eingebohrne Geschlechter, alte adeliche Familien werden dazu erfordert. Bey den Venetianern kan zwar einer ein Nobile werden: Aber er muß ein entsetzliches Geld geben. Sie

(29) Dieser Strozzi war ein über die Masse strenger Verfechter der Freyheit seines Vaterlandes. Er wollte nach seinem Tode ausgegraben seyn, damit seine Gebeine nicht in einer Stadt lägen, die keine Freyheit hätte. S. von demselben in des *Bayle* Dictionaire einen besondern Artickel.

machen gleichwohl einen Unterschied unter den neuen und alten Nobili, und lassen jene doch nicht zu wichtigen Dingen. Vor diesem waren sie in diesem Puncte noch weit difficiler: Nachhero aber haben sie es als einen Modum acquirendi angesehen, und sonderlich, wenn Krieg entstanden, neue Nobili gemachet. Es kostet aber wenigstens zwanzig tausend Ducaten. Daher ist leicht zu erachten, daß es eine sehr reiche Familie seyn müsse, welche in die Classe der Edlen will aufgenommen werden. Solche Personen können hernach als Edelleute leben, deswegen aber nicht alsobald in den Rath kommen; sondern müssen warten und sich erst rechtschaffen verdient machen. Die Venetianischen Nobili halten auch übrigens sehr über ihren Respect. Wenn ein Bürgerlicher sich an einem Edelmann vergreifft, so hat er die Hand verlohren; ja es stehet wohl gar der Kopf darauf. Wenn auch ein Patricius einen Raths-Herrn schläget, so hat er ebenfalls den Kopf verwürket.

V.

Staats-Streiche oder iura dominationis.

Von den Arcanis dominationis seynd die sogenannten Jura dominationis, das ist, die Coups d'Etat oder Staats-Streiche unterschieden. Dahin gehöret der in verschiedenen Republiken üblich gewesene Ostracismus. (30) Dessen Absicht gehet in Aristocratien dahin, damit keiner gar zu mächtig werde. Also seynd in Florenz die Medicäer nicht nur einmahl aus der Stadt hinaus gejaget worden. Daher wird auch in Venedig offt einem Raths-Herrn auferleget, eine Reise zu thun, und hernach der Republic Bericht zu erstatten. Indessen kommet er den Bürgern aus den Augen, oder es sterben vielleicht einige von denen, so ihm zu sehr angehangen. Doch bedienen sich die Venetianer nicht leichtlich dieses Mittels, ausser in dem Falle, wenn sie sehen, daß einer einen grossen Anhang hat. Sie haben einsmahls deliberiret, ob sie die Cornari länger dulten wollten. Denn zu den Zeiten der Kayser Maximilians I. und Ferdinands I. waren einige aus besagtem Hause über die Massen reich, so daß sie in dem Orient eine Banco hatten, und da sie die Kaufmannschafft durch ihre Complementarios trieben, entsetzliche Summen besassen: Daher itzo die Nobili keine Kaufmannschafft mehr treiben dürfen. Sie haben aber doch die Cornari nicht ausgejaget, sondern sich ihrer Verdienste erinnert, und dabey erwogen, daß ihnen dadurch viel Geld entgehen würde; imgleichen, daß ehedessen eine Donna aus selbigem Hause ihnen

(30) vid. *Battierii* & *Scherzii* dissertationes de ostracismo. [* Hieher gehöret auch des Französischen Abts *Geinoz* dissertation sur l'Ostracisme, welche im XVIII. Theil der Memoires de Litterature de l'Academie Royale des Inscriptions stehet.]

ihnen die Insel Cypern vermittelst einer Heyrath mit dem Könige von Cypern erworben habe. Darum liessen sie einen reichen und mächtigen Cornaro Palläste bauen, ja sie riethen es ihm. Das that er auch, und bauete einem jeden von seinen Söhnen einen prächtigen Pallast, welche noch stehen. Damit consumirete er ein grosses Geld, und war folglich nicht so fürchterlich reich und groß mehr. Man giebt also in Aristocratien auf dergleichen ausserordentlich reiche und mächtige Bürger sehr genau Achtung. Denn da heisset es: Wenn gleich itzo noch keine Gefahr würklich vorhanden ist; so kan doch der Schade noch, und offt in der Geschwindigkeit, entstehen. Deswegen verfähret man auch mit grosser Schärfe wider alle diejenigen, welche das geringste wider den Staat unternehmen, oder auch nur reden. Daher ist in Venedig wegen der Inquisition fast gefährlicher zu leben, als in Rom. Die Inquisition der Venetianer gehet nicht sowohl auf die Religion; denn sie toleriren allerhand Religions-Verwandten, so gar auch Türken; sondern vielmehr auf den Staat. Die Inquisitori di Stato haben allenthalben ihre Auskundschaffter. Wer da wider den Staat etwas redet, der ist verlohren, und kan nimmermehr wiederum empor kommen. Mancher wird heimlich strangulirt. Sie sagen: Wenn der Magistrat in Verachtung geräth, so thut es der Republic Schaden; also muß man zuvorkommen. Wer einmahl bey der Republic eine Sau eingeleget hat, und etwa ein Verächter gewesen ist; der wird nicht befördert, und seine Familie wird ins dritte und vierte Glied ausgeschlossen. Deswegen pfleget man auch, sowohl in einer Monarchie als auch in einer Aristocratie, die Kinder derjenigen, welche wider den Staat etwas verbrochen haben, nicht zu dulten. Denn es ist die natürliche Vermuthung, daß ein jeder, dessen Vater wegen eines Staats-Verbrechens ist umgebracht worden, auf Rache denken werde. Der unglückliche Oldenbarneveld hatte zween Söhne nachgelassen, den Grouneveld und den Stautemburg. Der letztere conspirirete wider den Prinz Moritz, kam aber noch mit der Flucht davon. Sein älterer Bruder hingegen, der von Grouneveld, wurde ertappt, und muste den Kopf hergeben, blos weil er von der Conspiration des andern gewust und solche nicht entdeckt hatte. Von dem Römischen Dictatore Sylla ist bekannt, daß er durch ein Gesetz die Kinder der in die Acht erklärten Raths-Herren von allen Ehren-Stellen und Rechten ihres Ordens ausgeschlossen, (31) damit ein jeder desto mehr von Staats-Verbrechen abge-

(31) Hierüber kan man unterschiedliche politische Betrachtungen lesen bey *Clapmar.* de arcan. rerumpubl. lib. IV. cap. XV. & XVIII. conf. *Boecler* dissert. polit. XIII. de judiciis Majestatis, p. m. 387.

abgeschrecket werden, und auch die Kinder nicht Anlaß nehmen mögten, ihre Väter zu rächen. Im übrigen pfleget man die Edlen und Vornehmen in der Republic nicht eben auf solche Art, wie die gemeinen Bürger, zu bestrafen, sondern vielmehr die Verbrechen derselben zum öfftern zu bedecken, geheim zu halten, oder wenigstens in möglichster Stille zu bestraffen, an einem ungewöhnlichen Orte, zu einer aufferordentlichen Zeit; und nicht vor den Augen vieler Leute, wenn es auf eine Capital-Execution ankommet. Alles zu dem Ende, damit das Ansehn der Vornehmen jederzeit aufrecht erhalten werde. Im übrigen gleichwie in der Monarchie bißweilen, wenn Gefahr vorhanden ist, einer ohne Proceß kan aus dem Wege geräumet werden; also muß auch in Aristocratischen Staaten manchesmahl geschwinde Execution seyn, wie bey der Staats-Inquisition zu Venedig, wo es in Ansehen der Staats-Verbrechen mit der Anklage, Gefangennehmung, Strangulirung offt in zween Tagen geschehen ist. Sie haben die Maxime, daß alles, was der Republic zur Gefahr gereichen kan, sogleich ersticket werden müsse. Denn nach geschehenen Dingen fragen die Leute nicht sonderlich mehr. Daher ist es auch in Venedig, ungeachtet man sich sonst daselbst wacker lustig machen kan, höchstgefährlich, wider den Staat zu reden. (32) Ob aber die Venetianer nicht offt in diesem Falle zu weit gehen, und ein Staats-Verbrechen machen, wo keines ist, ist ein anders, wie schon Amelot angemerket hat. Sie machen freylich offt aus einer Mücke einen Elephanten. Zum Exempel, einem Fremden sollten sie, wenn er gleich etwas wider den Staat geredet, so hart nicht mitfahren. Was wird ihnen ein Fremder viel Schaden thun, wenn er gleich mit dem Maule etwas frey gewesen ist? Endlich rechnen einige auch unter die Aristocratischen Staats-Streiche die Verstattung der öffentlichen Huren-Häuser, ingleichen des grossen Wuchers: (33) Da hingegen andere sehr darwider eifern. Diejenigen, welche die Zulässigkeit der Huren-Häuser vertheidigen, sagen: Es könne nicht anderst seyn, indem ja den Raths-Herren und andern vornehmen und rechtschaffenen Leuten daran

(32) In mancher Reichs-Stadt darf auch niemand etwas wider den Magistrat reden. Es wird fast alles wieder erfahren, und wenn es erfahren wird, so kommt man in Verdrießlichkeiten. Ich weiß, daß an einen gewissen Orte ein Bürger ins Gefängniß gesetzet worden, der nur gesaget hatte, die Anlagen wären zu groß. Die Nürnberger haben ein eigenes Rug-Gericht oder Fünfer-Gericht. Dahin gehören alle Injurien der Handwerks-Leute und übrigen Bürger, welche ohne einigen Umschweif auf ein- oder zweymahl abgethan werden. Inzwischen lernet man dadurch die Bürger kennen. Einer verräth und denunciiret den andern, und alles kommet an den Tag, was einer von dem andern weiß.

(33) vid. *Clapmar.* l. c. cap. XIX.

daran gelegen sey, daß ihre Töchter nicht verführet und gemißbrauchet werden. In Venedig und anderwärts ist es auch ein grosses Verbrechen, wenn einer die Tochter eines Edelmanns zu Falle bringet. Darum sagen sie: Wenn wir wollen, daß die Adelichen Donne von allen attentatis libidinosis frey bleiben sollen, so müssen wir jungen Leuten andere Weibs-Bilder geben, bey denen sie ihre Geilheit stillen können, und also Lupanaria verstatten. Nun wird wohl keiner seyn, der nur einigen Vorschmack von der Christlichen Religion hat, welcher dergleichen Häuser billigen sollte: Aber ein jeder begreifft doch, daß es bey so grosser Verderbniß der Sitten nicht soweit könne gebracht werden, daß keine Hure in der Republic seyn sollte, wie in der Jüdischen Republic. Es wäre zu wünschen; man findet es aber nicht. In grossen Städten gehen auch grosse Sünden im Schwange; und man kan nicht alle Berge eben machen. In Venedig hatten sich einsmahls fast alle filles de joye unsichtbar gemachet. Es entstunde aber ein anderes Uebel, so daß fast keine Donna mehr vor gewaltsamen Anfällen verliebter Leute sicher war. Daher sahen sich die Herren, auch diejenigen, welche sonst noch strenge gewesen, genöthiget, die Curtisaninnen zurück zu ruffen und sie gelten zu lassen. Denn sie sahen, daß man nothwendig aus zweyen Uebeln das geringere dulten müste. (34) In Venedig fragen auch sogar die Eltern nicht viel darnach, wenn ihre Kinder Maitressen halten, wenn sie nur ihre Familie conserviren. Die vornehmen Donne aber werden sehr eingezogen gehalten, damit das gemeine Volk nichts ärgerliches von ihnen reden könne. Daher ist es auch einer Donna nicht möglich, einen verdächtigen Umgang zu haben; es müste denn etwa in einem Closter geschehen, da sie ihre Anverwandte besuchet. Amelot, welcher den Staat von Venedig beschrieben hat, und daselbst geraume Zeit bey der Französischen Gesandschafft gewesen, hat auch gern bey einer Venetianischen Dame amour machen wollen, aber nicht ankommen können. Daher haben ihm die Venetianer öffentlich Schuld gegeben, er habe, um gedachter Ursache willen, aus Verdruß so schimpflich von ihrer Republic geschrieben. Indessen, obgleich die Nobili di Venetia bey ihren Geschlechtern die Aergernissen zu vermeiden suchen; so geschiehet doch solches nicht bey dem gemeinen

(34) Man kan hievon einen eignen Artickel in des Mr. de *St. Didier* Beschreibung der Stadt und Republic Venedig, P. III. p. 330-340. finden. Wie denn auch *Hertius* in elem. prud. ciu. P. II. Sect. VI. p. 117. meynet, erst angezogener *St. Didier* habe von dieser Materie gescheid geurtheilet. S. auch *Amelot* du Gouvern. de Venise, p. 93. sq.

nen Pack, als unter welchem desfalls eine grosse Unordnung und ungebundene Freyheit herrschet. Deswegen halten sich auch die Fremden gerne in Venedig auf. Es gehet freylich kein Laster mehr im Schwange als die Unkeuschheit, und wenn man dieses ändern wollte, so müste die Auferziehung der Jugend sehr strenge seyn. Wo will man aber diese allenthalben zuwege bringen? Durch Gesetze können dergleichen Unordnungen nicht aufgehoben werden. Bey den Römern waren seueriſſimae leges de ſtupris, die aber doch nichts geholffen. Daher haben sie ebenfalls Lupanaria geduldet, und war dabey das schlimmste, daß die vornehmsten Leute selbst dergleichen Häuser hielten und daraus Gewinst zogen. Wenn man sie blos dultet, so gehet es endlich schon an. (35) Es ist eben wie mit den Trunckenbolden. Die kan man ja nicht alle aus der Stadt jagen. In Engelland ist ein erbärmlicher Zustand in diesem Punct. Doch könnte es daselbst noch eher geändert werden, weil da ein König ist. Man hat auch bißweilen Vorschläge deswegen gethan. Was den grossen und unbilligen Wucher betrifft, den etliche unter den Aristocratischen Staats-Streichen paßiren lassen; so ist bekannt, daß vor Alters in der Römischen Republic die Herren Patres sich dieses Mittels bedienet haben, um den gemeinen Mann auszusaugen und zu entkräfften. Wenn die Schuldner nicht bezahlen konnten, wurden sie zu Knechten gemachet; nicht aber von einander geschnitten, wie man die Regen-Würmer von einander schneidet, ob schon viele aus irriger Auslegung der Worte in den Gesetzen der zwölf Tafeln sich solches eingebildet haben. Gescheide Leute halten mit gutem Grunde davor, daß ungerechter Wucher in Aristocratien nicht zu toleriren seye. In Venedig gehet man diesem Uebel genug entgegen, und ist immer darauf bedacht, die Sachen so einzurichten, daß die Bürger gemächlich leben können. Die Erfindung mit den Leih-Häusern, dergleichen man in Nürnberg hat, ist von den Venetianern genommen; und werden solche im Italiänischen Monti di Pietà genennet. Wenn in unsern Landen ein Handwerksmann Geld haben will, so muß er zuvörderst Vorstand bestellen, hernach grossen Zinnß geben, so daß er leicht darüber verderben kan. Hergegen bey einem Leih-Hause ist es so: Wer baar Geld haben will, und etwa Gold, Silber oder andere Sachen zu versetzen hat, der giebt sie in das Leih-Hauß; da bekommt er, nach Proportion des Ein-

(35) Kluge Regenten müssen viel durch die Finger sehen, und manches dulten, welches sie deswegen nicht gut heissen. Also ist auch dieses, wovon wir bißhero geredet haben, mehr anzusehen wie ein ausserordentliches und nothwendiges Uebel, das man zuläſſet, weil man es nicht heben kan, als wie eine politische Maxime, welche man vorzuschreiben oder zu billigen hätte.

Einsatzes, so oder so viel darauf, ein klein wenig unter dem Werth. Denn sie sagen, wenn es etwa sollte verkauffet werden, so gienge das übrige auf die Kosten der Auction. Wenn sich nun die Schuldner anheischig gemacht haben, auf diese oder jene Zeit zu bezahlen, und sie kommen nicht: so werden sie erinnert. Können sie ihre Pfänder nicht einlösen, so werden sie an die Meistbietenden verkauffet. Die Schuldner können zwar nicht selbst darauf bieten: der Ueberschuß aber wird ihnen hernach herausgegeben.

VI.

In Aristocratien findet man auch bißweilen einige Simulacra oder Schatten-Bilder von der alten Verfassung der Republic. Also muß man in verschiedenen Stücken dem Pöbel einigen Schein der Freyheit, das ist, die Hülsen, aber nicht den Kern lassen. Eben die Simulacra, die ein Monarch in Acht zu nehmen hat, wenn der von ihm beherrschte Staat vorher etwa eine Democratie gewesen, müssen auch in gleichem Falle von den Aristis oder Optimatibus in einer Aristocratie in Acht genommen werden. Ist es aber vorher eine Monarchie gewesen, wie in Venedig; so finden wieder andere Simulacra statt. Dahin gehöret der Doge zu Venedig. (36) Derselbe hat zwar den Nahmen und den äusserlichen Glanz eines Herzogs, sonst aber nichts; und ist also ein Simulacrum Ducis s. Principis. Wenn er sich öffentlich sehen lässet, so ist alles ungemein prächtig. Er träget Purpur und Gold, sein Stuhl ist Königlich, und auf dem Haupte träget er, statt der Crone, ein Horn, nach Art der orientalischen Monarchen: Denn Venedig stunde vorzeiten unter den orientalischen Kayfern. Alle müssen mit entblösetem Haupte und stehend mit ihm reden; er aber stehet vor niemand auf. Er wird von jedermann, auch von den Gesandten, Durchlauchtigst tituliret. Unter seinem Nahmen werden alle Gesetze und Verordnungen publiciret, auch alle Münzen geschlagen, und was dergleichen scheinbare Vorzüge mehr seynd. (37) Er hat aber keine Gewalt. Er darf nicht aus der Stadt gehen; auch nicht einmahl auf sein Land-Gut, ohne Bewilligung und Vorbewust des ganzen Raths. (38)

Simulacra imperii et flagitia dominationis in statu aristocratico.

(36) *Casp. Contareni*, welcher selbst ein Nobile di Venetia gewesen, meynet zwar in seinem Tractat de magistratibus & republica Venetorum, es hätten die Venetianer mit Fleiß einen Doge gesetzet: Aber dieses ist nicht glaublich. Wenn man die Historie von Venedig lieset, so findet man vielmehr, daß selbiger Staat anfänglich eine Monarchie gewesen, hernach aber die Edlen dem Fürsten zu Haupte gewachsen seyen, so daß auf die letzte nur ein simulacrum geblieben.

(37) v. *Hert.* l. c. P. II. Sect. VII. §. XVIII. p. 128.

(38) Er darf auch nicht viel bey sich aus- und eingehen lassen, sonst vermuthet man gleich

So lange er Doge ist, können seine Kinder nicht das geringste Beneficium von der Römischen Kirche annehmen. Wenn aus einer Familie ein Doge gewehlet worden, so wird hernach aus einer andern Familie einer genommen. (39) Wenn ein Doge mit Tode abgehet, so werden Triumviri gesetzet, welche untersuchen, wie sich derselbe aufgeführet, und ob er nicht wider seinen Eyd und Pflichten gehandelt habe; und werden seine Erben in gewisser Masse zur Verantwortung gezogen. Es muß auch sonst ein jeder, der ein obrigkeitliches Amt geführet, leiden, daß inquiriret wird, wie er sich verhalten habe. Hat er nicht alles der Gebühr nach in Acht genommen; so hat er keine weitere Beförderung zu hoffen. Uebrigens behalten die Venetianer in öffentlichen Geschäfften und Expeditionen die Sprache bey, die sie beym Anfang ihrer Republic gehabt haben. Deswegen nehmen sie gerne der Secretarien Kinder wieder zu Secretarien, weil dieselben von Jugend auf den stilum curiae lernen, und sie nicht gerne wollen den stilum curiae jedermann bekannt werden lassen. Die Herren zu Ragusa, wo auch eine Aristocratie ist, seynd noch vorsichtiger, und wehlen alle Jahre einen neuen Doge. Ist das Jahr um, so ziehet derselbe seinen Rock aus, wie auf unsern Universitäten der Prorector. (40) Die Genueser haben ihren Doge nur auf zwey Jahre; und wenn er abgehet, so muß er hernach einige Jahre als ein privat-Mann leben, und darf sich nicht viel sehen lassen. Denn sie sagen, er wäre hochmüthig geworden, und müste also in etwas wieder gedemüthiget werden. Endlich was die Flagitia dominationis in statu aristocratico (41) anlanget, welche auch pflegen artes oligarchicae genennet zu werden: So seynd dergleichen böse Streiche fast eben so beschaffen, als die tyrannischen Kün-

gleich einen Anhang oder Faction. Wenigstens siehet man es nicht gerne. Kurz, er ist in allen sehr eingeschränket: Daher auch manche Nobili diese Würde nicht gerne annehmen.

(39) *Thuanus* in historia sui temporis ad A. 1559. hat als etwas seltenes aufgezeichnet, daß aus der Familie der Priuli zween Doges nach einander gewehlet worden.

(40) [* Der Regent zu Ragusa führet auch nur den Nahmen eines Rectoris und nicht eines Doge. Es wird auch nicht alle Jahre, wie oben stehet; sondern alle Monate ein neuer erwehlet.]

(41) *Amelot* hat in seiner Beschreibung des Staats Venedig vieles für flagitia dominationis ausgegeben, was doch vielmehr zu den juribus dominationis gehöret. Deswegen muß dieses Buch, das sonsten hübsch geschrieben ist, mit gutem Urtheil gelesen werden. Den Venetianern ist es ein Dorn in den Augen. Sie haben es auch dahin gebracht, daß es gleich Anfangs in Frankreich confisciret wurde: die Holländer aber haben es gar bald nachgedruckt. Die Venetianer geben vor, Amelot habe es aus Verbitterung und Rachgier geschrieben, weil er in einem Liebes-Handel von einer Donna, wie bereits oben gedacht, wäre abgewiesen worden.

Künste in der Monarchie. Dahero nicht nöthig ist, davon insbesondere zu handeln.

VII.

Nun folgen die Staats-Maximen oder Regeln der Klugheit in Democratischen Republiken. Die allerwenigsten haben einen rechten Begriff von der Democratie. Insgemein spricht man, eine Democratie (Status popularis, Politia) sey, wo das Volk das Regiment habe. Nun ist wohl wahr, daß das ganze Volk zu dem Regimente concurriret: aber deswegen hat nicht ein jeder aus dem Volk etwas zu sprechen. In einem grossen Hauffen so vieler Menschen können nicht alle herrschen und befehlen: Denn wer sollte da gehorchen? Das wäre vielmehr eine Anarchie. (42) Wer viele Herren hat, der hat keinen, wie man im Sprichworte saget. Aber auf solche Art ist auch die Democratische Regierung nicht beschaffen, wenn sie regelmäßig eingerichtet ist: Sondern das Regiment wird exerciret durch Zünffte, (per Tribus vel Curias) in welche das ganze Volk eingetheilet ist. (43) Aus jedweder Zunfft werden jährlich die fürnehmsten Magistrats-Personen gewehlet, und diese Abgeordnete oder Deputati machen das summum imperium aus, wie in Bern und andern Schweitzer-Cantons. An manchen Orten aber, wie in Zürch, wehlet man die höchsten Magistrats-Personen aus dem ganzen Volk, und nimmt dazu die ansehnlichsten, reichsten und verständigsten. Und diese Art von einer Democratie ist die beste. Denn wenn man gemeine schlechte Handwerksleute zu den höchsten obrigkeitlichen Würden lässet, so gehet es gemeiniglich auch schlecht und unordentlich zu. Ja die Wahl selbst geschiehet nicht ohne Tumult, Schlägerey und Faction: Denn der Pöbel, das Pack, kan sich in die Ehren-Stellen nicht schicken. Im übrigen hat wohl die Gelegenheit zu der Democratischen Regierungs-Form nichts anders gegeben, als der Muthwille und die Ausschweiffungen der Regenten in der Monarchie. Nachdem man nehmlich an den Fürsten nicht nur heßliche persönliche Laster wahrgenommen, sondern auch gesehen, daß sie mit der ihnen übertragenen Gewalt und Freyheit nicht zufrieden

Was eine Democratie sey.

(42) Dahero haben einige die Democratische Regierungs-Form eben dadurch verhaßt zu machen gesuchet, daß sie es eine Anarchie genennet; wie der Hobbes, und andere Royalisten in Engelland.

(43) Die Collegia in Democratien seynd groß, und bestehen offt aus zwey biß dreyhundert Personen: dahingegen in einer Aristocratie über vier und zwanzig biß dreyßig regierende Raths-Herren nicht seynd. Es können zwar daselbst auf dem Rath-Hause auch die andern Patricii auf- und abgehen und zuhören, als wie in Venedig, wenn sie nur achtzehn Jahre alt seynd: deswegen aber seynd sie noch nicht in einem Collegio, und müssen noch lange warten, biß sie dazu kommen.

gewesen, sondern daß sie von allen göttlichen und menschlichen Gesetzen befreyet leben, alle andere hingegen in einer vollkommenen Knechtschafft beherrschen wollen: So hat freylich dieses liederliche und despotische Verfahren der Monarchen bey dem Volk einen üblen Eindruck machen und die Menschen veranlassen müssen, wiederum nach ihrer vorigen Gewalt und natürlichen Freyheit zu greiffen. Es ist auch gewiß, daß man in einer Democratie eben so gut und vergnügt leben könne, (44) als in einer Monarchie; wenn nehmlich alles fein ordentlich zugehet, und nach der Regel eingerichtet ist. Aber es ist freylich ein anders, wie man sich den Democratischen Zustand in der Abstraction und Theorie vorstellet, und wieder ein anders, wie sich solcher in der That äussert. Dahero haben die Democratien eben auch ihre grosse und merkliche Mängel und Gebrechen; gleichwie in der ganzen Welt kein Regiment in der höchsten Vollkommenheit angetroffen wird. Sonsten zeigen sich die Democratien in unterschiedlichen Gestalten; bald auf diese, bald auf jene Weise. Bißweilen wehlet man mehr kluge, gescheute, ansehnliche Leute zu Regenten: Bißweilen entstehet eine so genannte Ochlocratie, wenn nehmlich das Lumpen-Gesindel, der Schaum des Pöbels, Faex populi, die Herrschafft führet. Bißweilen wird eine Monarchie in eine Democratie verwandelt, wie in Engelland nach der Enthauptung des Königes Carls I. beynahe geschehen wäre. (45)

VIII.

(44) In einer Democratischen Republic ist gemeiniglich alles wohlfeil. Man darf nicht viel geben, und kan das Seinige behalten, was man erworben hat. Ein ieder wird beschützet wider das Unrecht und die Gewaltthätigkeit der Mächtigen. Man beobachtet unter allen eine Gleichheit, und leidet nicht, daß einer gar zu reich und mächtig wird. Vor Alters haben die Griechen eine sehr starke Neigung zu der Democratie gehabt: Und in neuern Zeiten die Niederländer, wie Grotius angemerket hat. Von den Schweitzern kan man es gleichfalls sagen. Und wenn wir Deutschland ansehen, so findet sich eben diese Neigung bey den meisten in Franken und Schwaben. Wer sich einen rechten Begriff von einer Democratie machen will, der muß lesen *Berneggeri* delineationem formae Reip. Argentoratensis in 12. Denn Straßburg ist eine rechte Democratie gewesen von den Zeiten des Kayser Ludwigs aus Bayern an: vorher war es eine Aristocratie. Ein Simulacrum Aristocratiae ist geblieben; indem sie die Stadt-Meister hatten, denen sie Ehrerbietung erwiesen, welche aber keine Gewalt hatten. Die Straßburger haben so gar Gärtner und Leute vom Lande in ihre Collegia genommen, damit der Zustand nicht so leichtlich könnte geändert werden. In gewisser Masse ist auch Straßburg noch eine Democratie, indem der König in Frankreich alles gelassen: Nur daß er dieser Stadt einen Praetorem Regium gegeben hat.

(45) Deswegen hat eben *Thom. Hobbes* den Athenienſischen Geschicht-Schreiber Thucydidem aus dem Griechischen ins Englische übersetzet, damit ihn die Engelländer lesen, und daraus sehen könnten, was die Democratie für eine elende Gestalt hätte. Denn die Republic der Athenien-

ser

VIII.

Democratische Staats-Maximen wider die Monarchie.

Was anbetrifft die arcana imperii in statu democratico, oder die democratischen Staats- und Regierungs-Maximen, wodurch man die Republic bey ihrer Gestalt und Verfassung zu erhalten und allen Veränderungen vorzubauen suchet, so haben selbige fürnehmlich einen dreyfachen Entzweck. Man will nehmlich verhindern 1.) Daß nicht einer allein die höchste Gewalt an sich reisse und sich zum Tyrannen aufwerfe; 2.) Daß nicht die fürnehmsten, ansehnlichsten und reichsten das Regiment, mit Ausschliessung aller andern Bürger, an sich bringen; und endlich 3.) daß nicht der gemeinste und liederlichste Pöbel Unruhe und Verwirrung anfange, und nach seinem Gefallen schalte und walte. Oder, wenn man es kürzer fassen will, man suchet zu verhüten, daß die Democratie weder in eine Monarchie, noch in eine Aristocratie, noch in eine Ochlocratie oder Anarchie verfalle. Zu den Staats-Maximen wider die Monarchie gehöret, daß man in den Democratien alles, was nur nach der Monarchie schmecket, dem Volk verhaßt zu machen suchet. Daher hat man in solchen Republiken die Könige oder Fürsten mit dem Titul der Tyrannen beleget. Wenn einer bey den Athenienſern nur das Bildniß eines Monarchen in seinem Zimmer hatte, so kam er gleich in Verdacht, als wünschte er es auch zu seyn, oder wenigstens unter einem solchen zu leben. Monarchisch gesinnte Leute schicken sich nicht in eine Democratie, und werden auch, wenn man es merket, ihr Glück darinnen nicht machen. Der Nahme eines Königes, der in einer Monarchie so annehmlich und heilsam lautet, klinget in einer Republic abscheulich und fürchterlich. Daraus sehen wir, daß GOtt die Menschen in der Welt auf unterschiedliche Art regiere, und daß ihm nicht einerley Temperament und Weise gefalle. Darum stimmen auch die Begriffe, Sitten und Gebräuche der Menschen nicht mit einander überein. In der Democratie ist ein anderes Decorum, eine andere Art zu leben, als in andern Regierungs-Formen. Man hat daselbst nicht nöthig, andern so sehr zu schmeicheln, oder sich zu demüthigen und viele Reverenzen zu machen. Die Bürger seynd einander gleich. Es ist da eine grössere Redlichkeit, Freyheit und Aufrichtigkeit. Ein Hofmann hingegen siehet eine Democratie schon mit ganz andern Augen an, und ihm kommet darinnen alles zu grob, gemein, schneiderhafft, rußig und nach Pech riechend vor. Auf der andern Seite aber weiß ein Republicaner oder Democratist eine heßliche Beschreibung von dem Hof-

Leben

ser war eine Democratie; von welcher *Guiel. Postellus* geschrieben hat, imgleichen *Vbbo Emmius*, welchen *Gronovius* in sei-

nen thesaurum antiquitatum Graecarum hat mit eindrucken lassen.

Leben zu machen, (46) und die Gebrechen und Greuel des despotischen Regiments absonderlich wohl und lebhafft vorzustellen. In einer freyen Republic gehen alle Anschläge dahin, daß die Freyheit erhalten und das Volk für aller Liebe und Neigung zu einem monarchischen Regimente bewahret werde. (47) Darum hat Brutus die Römer, nach Ausjagung der Könige, einen feyerlichen Eid abschweren lassen, daß sie nimmermehr einen Fürsten oder König leiden wollten: Weswegen er auch sogleich die Königlichen Güter dem Volke Preiß gab, um solchergestalt dem verjagten Könige und dessen Anhängern alle Hofnung, das Volk wieder zu gewinnen, auf einmahl abzuschneiden. Eben dahin zielet auch das in verschiedenen alten Democratien eingeführte Gesetz, welches nicht nur einem jeden erlaubte, sondern auch demjenigen eine Belohnung verhieß, der einen Tyrannen, das ist, einem, der eine Monarchie einführen wollte, das Leben nehmen würde. Daher findet man, daß man in freyen Staaten sich allemahl für solchen Leuten, die grosse Thaten gethan hatten, am meisten gefürchtet, aus Beysorge, daß sie sich zu Tyrannen aufwerfen mögten. (48) Weil nun der Königliche Nahme in freyen Republiken so verhaßt ist, so ist kein Wunder, wenn in selbigen allerhand Bücher wider die Königliche Gewalt geschrieben werden, um dadurch die Leute in ihrem Haß und Abneigung von der monarchischen Regierungs-Form zu bestärken. (49)

IX.

Maximen wider die Aristocratie.

In der Democratie hat man ferner sich in Acht zu nehmen, daß keine Aristocratie daraus werde. Darum fürchtet man sich vor den Edelleuten,

(46) Denen Edlen und Patriciis von einer Aristocratie gefällt schon das Hof-Leben etwas besser, wenn sie bißweilen Gelegenheit haben, sich auf einige Zeit an dem Hofe eines grossen Herrn aufzuhalten. Wenn sie aber wieder nach Hause kommen, so gehet ihnen doch ihre Aristocratie über alles.

(47) conf. *Clapmar.* de arcan. rerumpubl. Lib. II. cap. XIV.

(48) Das kan man unter andern aus des *Cornelii Nepotis* vitis excellentium imperatorum ersehen. Denn man darf nicht denken, daß es nur ein Schul-Buch sey, ob es gleich in Schulen tractiret wird. Wir haben viel schöne Anmerkungen gelehrter Männer darüber, als *Boecleri*, *Bosii*, u. a. m.

(49) Es seynd fast nirgends gefährlichere Schrifften wider die Monarchie herausgekommen, als in Holland. Dahin gehöret die so betitelte Bilanx politica, ein abscheuliches Buch für einen Fürsten. (vid. *Pufend.* de J. N. & G. Lib. VII. cap. V. §. 9.) In Engelland findet man auch dergleichen. Z. E. des *Algernon Sidney* Discours sur le Gouvernement. Dieser Autor, welcher unter der Regierung des Cromwels gelebet, incliniret sehr zur Democratie; nur daß er auf die letzt ein kleines Temperament machet. Niemand hat die Hof-Leute und die Hof-Schmeichler besser beschrieben, als dieser Sidney.

leuten, und befördert sie selten. Es ist zwar nicht gut, wenn man die wichtigsten Aemter mit Leuten aus der geringsten Canaille besetzen will: Man kan aber gleichwohl unter den Kaufleuten und andern ehrbare Männer finden, welche sich zum regieren schicken. Zum Regiment gehöret eben keine grosse Gelehrsamkeit, (50) sondern nur ein guter Verstand. Bißweilen hat ein Handelsmann einen treflichen Bon sens. Wenn auch die Leute von Jugend auf dazu erzogen werden, so bekommen sie bey Zeiten eine Einsicht und Erfahrung. Wenn nun aber alte Familien und ansehnliche Geschlechter in einer Democratie seynd, so treibet man zwar selbige nicht aus, sondern lässet sie bleiben, wie z. E. in Straßburg die Stadtmeister: Man richtet es aber so ein, daß sie nicht viel zu sprechen haben. (51) Zwar die Schweitzer haben vor diesem viele Edelleute ausgejaget, weswegen sie der Kayser Maximilian in seiner Krieges-Erklärung Todtschläger, Verfolger und Feinde der Edlen genennet hat: (52) Itzo aber werden die Edelleute, wo sie noch seynd, geehret, ob sie schon im übrigen keine Gewalt haben, und die Landes-Gesetze halten müssen. In den meisten Orten in der Schweitz ist die Regierung Democratisch. Doch haben sich einige Adeliche Familien noch conserviret, wie die Erlache, und andere, sonderlich im Canton Bern, wo keine förmliche Democratie ist. Wo die Edelleute auf ihren Gütern seynd, da müssen sie einen Zinns geben, der aber sich nicht hoch beläuffet. (53) Die Edelleute können also, wenn sie freundlich seynd und sich stille und ruhig halten, schon vergnügt leben: Sie gelten aber nicht viel und können ihr Glück nicht machen oder hoch steigen. (54) Zu Erhaltung einer Democratischen Republic ist ferner

(50) Daher haben die Schweitzer das Römische Recht nicht angenommen, weil es ihnen zu weitläufftig und zu spitzfindig gewesen. Sie haben lieber nach ihrer Einfalt gehen wollen: Und so lange diese bey ihnen bleibet, wird es um die Schweitz gut stehen. S. Jos. Simler in seinem Buche von dem Regiment der löblichen Eyd-Genossenschafft.

(51) Sie werden von grossen Ehren-Stellen ausgeschlossen, und müssen der Bürgerschafft huldigen. In Gröningen kan kein Edelmann zu einem öffentlichen Amte kommen. Darum hat *Paolo Paruta* in seinen treflichen Discorsi politici nicht uneben gesaget: Eine Democratie sey eine umgewandte Aristocratie.

(52) Dieses berichtet *Bilibaldus Pirckheimer* in historia belli Suitensis, siue Heluetici.

(53) Deswegen seynd die Adelichen Güter in der Schweitz, ungeachtet sie einen Zinnß geben müssen und lösbar seynd, dennoch angenehm und einträglich. Die Besitzer derselben können in aller Ruhe und Sicherheit leben, ohne Bedrängniß. Darum werden auch solche Güter itzo zum öfftern von dem Deutschen Adel gesuchet, weil man denselben in Monarchien und Fürstenthümern fast überall unterdrucken will.

(54) S. La Fortune des Gens de Qualité &c. par *M. de Cailliere*, P. II. ch. 2. p. m.

ner nöthig, daß das Volk Personen habe, die vor dessen Ehre und Freyheit wachen, damit selbiges nicht unterdruckt werde. In Rom waren vor Zeiten die Zunft-Meister des Volks, oder Tribuni plebis, an welchen, als geheiligten Personen, sich niemand vergreiffen durffte. (55) Diese musten sich des Volks mit allem Eifer annehmen, dasselbe vertreten, für dessen Gerechtsame und Freyheiten mit Nachdruck sprechen, selbiges vertheidigen, und gegen den Adel und die Patricios beständig vigiliren. Das Hauß eines solchen Tribuni plebis muste Tag und Nacht offen stehen, und keiner durffte ausser der Stadt über Nacht bleiben. Es war also ein beschwerliches Amt. In der Democratie hat man keine nützlichere Staats-Maxime, und kein grösseres arcanum politicum contra optimates finden können, als durchgehends eine Gleichheit unter den Bürgern einzuführen, und keinen überwichtig werden zu lassen. (56) Also ist es in der Schweitz (sonderlich im Canton Schaffhausen) nicht erlaubet, daß Geschwister-Kinder und Ander-Geschwister-Kinder zusammen heyrathen: Nicht, daß man es an sich für unrecht oder schändlich hielte; sondern damit nicht das Geld und der Reichthum unter den Freunden zusammen kommen, und also keine Familie zu überwichtig werden mögte. Daher war auch in der alten Römischen Republic dem Vermögen und dem Reichthum der privat-Personen Ziel und Masse gesetzet. (57) In den Democratien seynd die Mittel-Leute die besten, das ist, diejenigen, die weder gar zu arm, noch auch gar zu reich seynd. (58) In Democratien setzet man

p. m. 129. worinnen gezeiget wird: que l'Etat Monarchique est le seul souhaittable à la Noblesse.

(55) Darum haben auch nach der Zeit, als die Römische Republic sich in eine Monarchie verkehret hatte, die Kayser das Ansehen und die Gewalt der Tribunorum plebis an sich gebracht, unter dem angenommenen Nahmen tribunitiae potestatis. Wovon *Ez. Spanheim* in seinem Werke de vsu & praestantia numism. diss. XII. p. 424-434. nachzulesen ist. Imgleichen des Herrn. Prof. Schwarzen zu Altorf sehr schöne Dissert. de Augustorum Caesarumque Romanorum tribunitia potestate.

(56) Die Römer haben immer Comitia tributa mehr geliebet, als Comitia centuriata, weil bey diesen die mächtigern und reichern, bey jenen aber jegliche Bürger mehr zu sprechen hatten.

(57) Dahin gehören: Lex Licinia, ne quis amplius quam quingenta agri *jugera* possideret; Lex Voconia, de coercendis mulierum hereditatibus, &c.

(58) Und das recommandiret eben die Democratien, wie der oben belobte *Paruta* auch angemerket hat. So war es auch in der Jüdischen allerweisesten Republic, wo weder Bettler noch Edelleute waren. Die Athenienser wusten auch nichts von dem eigentlich so genannten Adel. vid. *Meurs.* in Themide Attica. In Democratischen Republiken haben offt die gröbsten Leute, die sich um ihr Vaterland sehr verdient gemacht, zumahl wenn sie ehrlich, gerecht, und nicht eigennützig gewesen, ihren Kindern nicht so viel hinterlassen, daß sie da-

von

man das Bürger-Recht am allerhöchsten, wie man an dem Exempel der Römischen Republic sehen kan. Ein Römischer Bürger zu seyn, war schon was grosses, und ein Ehren-Wort. Ein Römischer Bürger schätzte seinen Rücken sehr hoch, und durffte nicht geschlagen, nicht gestäupet werden. Darum berief sich auch der Apostel Paulus auf das Römische Bürger-Recht. Ein Römischer Bürger wurde nicht leichtlich mit der Todes-Straffe beleget, ausser in ganz seltenen und ausserordentlichen Fällen. Mors ciuilis, das ist, der Verlust des Bürger-Rechts, die Achts-Erklärung oder aquae et ignis interdictio, die Landes-Verweisung, war die höchste Straffe. Lex Porcia, Lex Valeria, und viele andere dergleichen Römische Gesetze, hatten die Befestigung der Freyheit und Gerechtsame der Bürger zur Absicht. Alle Plebiscita zieleten auf das Beste und den Nutzen des gemeinen Volks. (59) Wenn in einer freyen Republic das Volk mißhandelt wird, so ist es aus, und alle Gleichheit aufgehoben und gebrochen. Darum wurden bey den Römern reales iniuriae schrecklich gestraffet; die verbales aber nur aestimatione. Bey uns hingegen, wo ein ganz anderer Zustand ist, lachet man meistens über die actiones aestimatorias, wenn dergleichen angestellet werden. Wenn in einer Democratie alles wohl und ordentlich zugehen soll, so muß man fleißig Acht geben, daß keine grosse Uneinigkeiten, Partheyen und Factionen einreissen. Denn sonst halten diese zwar zuerst eine Zeitlang einander die Wage; endlich aber behält gemeiniglich die eine die Oberhand: Wodurch es denn geschiehet, daß das Regiment auf einen oder auf etliche wenige kommet. Daher ist z. E. im Punct der Religion in der Democratie nichts gefähr-

von hätten leben können. Also musten die Athenienser des Aristidis Töchter aus der gemeinen Schatz-Kammer unterhalten und ausstatten. v. *Corn. Nep.* in vita Aristid. cap. III. Man thut wohl, wenn man die Beschreibungen der alten Griechischen Republiken lieset: denn daraus bekommet man erst einen rechten Concept von einem Democratischen Staat, und der Gleichheit unter den Bürgern. Daher ist schon oben *Ubbo Emmius* recommandiret worden, der die Griechischen Republiken fürtreflich und recht politisch beschrieben hat. Er war Schul-Rector zu Norden, Leer und Gröningen. Man muß nicht denken: was wird ein Schul-Mann von politischen Sachen viel wissen? Ein solcher Mann hat offt in dergleichen Dingen eine gründlichere Einsicht, als ein Staats-Mann. Emmius war von ungemeiner Geschicklichkeit, so daß der Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, Statthalter von Frießland und Grönigen, ihn offt in Staats-Sachen zu Rath zoge. S. in *Bayle* Diction. den Artic. Emmius.

(59) Dieses hat vor andern *Paruta* in seinem Discorsi politici, fürtreflich gezeiget. Dieses Buch, welches auch ins Deutsche übersetzt worden, und billig von allen Staats-Leuten gelesen werden sollte, halte ich sehr hoch. Ich habe viel daraus gelernet. Der Verfasser raisonniret unvergleichlich: nicht wie Monsieur Puff. Sonst hat dieser *Paruta* auch eine schöne Historie von Venedig geschrieben: denn er war ein Nobile di Venetia.

licher, als die Enthusiasterey. Darum jagen auch die Schweitzer alle Enthusiasten fort. Es ist bekannt, was die Enthusiasten und Schwärmer zu Münster für Lermen gemachet haben. Indessen aber, so wenig in Monarchischen und Aristocratischen Staaten alles ordentlich und so, wie es sollte, zugehet; so wenig pfleget es auch in Democratien zu geschehen. Dahero giebt es eben in dergleichen Republiken ebenfalls vielerley Zwistigkeiten, Cabalen und Ränke, wodurch die Gleichheit, welche die Seele der Democratie ist, aufgehoben wird. (60) Endlich war auch vor Zeiten in Rom und andern freyen Republiken einem jeden Bürger erlaubet, eine obrigkeitliche Person, nach Niederlegung ihres Amtes, öffentlich anzuklagen. Alle Römische Gesetze de ambitu, repetundis, peculatu, alle actiones populares, gründen sich in gewisser Masse auf die Democratische Regierungs-Form und haben die Erhaltung der Gleichheit unter den Bürgern zum Entzweck. Wer demnach solche Gesetze verstehen will, muß einen rechten Concept von einem Democratischen Staat haben. (61) Bey uns ist eine andere Verfassung. Daher wird nicht leicht eine Magistrats- oder andere Person öffentlich angeklaget werden. Diejenigen Juristen, welche alles aus den Römischen Gesetzen, auch bey uns appliciren wollen, seynd wie Roß und Mäuler. Denn vieles schicket sich ganz offenbar nicht auf unsern heutigen Zustand. (62) Hat sich doch schon unter den ersten Römischen Kaysern, in Ansehung der Gesetze und Gerichte, vieles verändert. (63)

X.

(60) Das hat z. E. von den Schweitzern der Stanian, welcher als Englischer Gesandter eine geraume Zeit bey ihnen gewesen, in seinem Etat de la Suisse angemerket. Er saget, man halte die Schweitzer mit Unrecht für dumme, einfältige Leute: denn sie wären in manchen Stücken gewiß auch sehr listig und schlau, und hätten verzweifelte Democratische Künste und Maximen. Daher haben die Schweitzer Stanians Buch confisciret, und sich auch beym Könige in Engelland über ihn beklaget.

(61) Denn die Römische Republic war eine Zeitlang ganz Democratisch, biß sie sich zuletzt, da die Patricii zu mächtig wurden, mehr in eine Aristocratie verwandelte. S. *Pufendorffii* Dissert. de forma Reip. Romanae. Man kan auch hiebey absonderlich lesen des Abts *Vertot* Histoire des Revolutions de la Republique Romaine, wie auch *Machiavelli* Discurse über den Liuium.

(62) Wenn unsere Juristen die Römischen Gesetze auch fein politisch betrachteten, und untersucheten, wie sie nach der Verfassung der Römischen Republic eingerichtet seyen: So würden wir viel gründlichere Auslegungen sothaner Gesetze bekommen. Aber das hat uns eben bißher noch gefehlet. Doch haben einige wenige, und sonderlich *Joseph. Averanius* in seinen beliebten Interpretationibus juris, einen guten Anfang dißfalls gemachet.

(63) Den Titel de judicis in den Pandecten wird keiner recht verstehen können, wenn er dieses nicht merket. Wie die Imperatores kamen, so höreten die accusationes publicae auf. Denn die Kayser zogen

der

X.

Endlich, wenn man in der Democratie verhüten will, daß der gemeine Pöbel keine Unruhen und Tumult anfange, das ist, daß keine Ochlocratie oder Anarchie entstehe: So muß man auf die Demagogos und Aufwiegler ein wachsames Auge haben. (64) Denn dergleichen Leute seynd eine rechte Pest in freyen Republiken, und von ihnen kommet alles Unheil her. Es seynd unruhige, ehrgeitzige Köpfe, die gerne das Volk nach ihren Gefallen lenken und beherrschen wollen, und die auch, wenn sie einen Wind der Beredsamkeit, und dabey Verschlagenheit und Muth besitzen, bey dem gemeinen Manne viel ausrichten können. Gemeiniglich seynd es Sachwalter oder Priester, die Gelegenheit finden, sich bey dem Volk in Gunst zu setzen, und hernach unter dem Schein, als redeten sie pro bono publico, die Bürger aufhetzen. Deswegen pfleget man in Aristocratien dergleichen Leute, die dem Volk bedient seynd, sehr kurz zu halten. Man leidet nicht, daß einer von ihnen lange peroriret; sondern es muß alles kurz vorgetragen werden, damit das Volk nicht Zeit gewinne recht nachzudenken. In Bern ist eine gewisse Zeit bestimmet, wie lange einer öffentlich vor dem Volke reden darf. Man hat deswegen in allen Democratien auf die Prediger sonderlich Achtung zu geben, daß sie nicht zu lange schreyen, und keine andere Sachen vortragen, als was zur Besserung des Lebens gehöret. Die Unruhen in Engelland und in Hamburg, die von Predigern entstanden seynd, schweben allen vor Augen. In der Schweitz gilt die Clerisey sehr viel, und stehet in grossem Ansehen: Es ist dieses aber auch ein Staats-Fehler und Gebrechen dieser Republic. Darum seynd die Priester in der Schweitz so eigensinnig und so hefftige Eiferer. Sie gehen durchaus nicht von ihrer Formula Consensus ab, und seynd alle Bemühungen, die man deswegen zu unsern Zeiten angewendet, vergeblich. Ferner kan man den Unruhen auch dadurch vorbeugen, daß alle und jede Verbrechen, die dem gemeinen Wesen zum Schaden gereichen können, aufs härteste und ohne Gnade und Barmherzigkeit bestraffet werden. Deswegen ist in freyen Republiken von dem Begnadigungs-Rechte nichts zu hören. Da hilfft kein Geld,

Wodurch eine Ochlocratie oder Anarchie zu verhüten.

dergleichen Händel in ihr Cabinet, vor ihr Praetorium und Tribunal. Daher wird der status judiciorum sub imperatoribus dunkel, wie schon *Barnabas Brissonius* in selectis ex jure ciuili antiquitatibus Lib. II. cap. I. darüber geklaget hat. Er meynet, den statum publicorum judiciorum libera republica wisse er accurat; nicht aber, wie es damit unter den Kayserrn beschaffen gewesen. Daß diesem so sey, habe ich selbst erfahren, und in historia juris Romani speciali auch nicht recht daraus kommen können.

(64) conf. *Hert.* elem. prud. ciu. P. II. Sect. VIII. §. VII. & *Clapmar.* de arcan. rerump. Lib. III. c. XXII.

keine Ersetzung, wie in der Monarchie, wo man alles abkauffen kan. Die Straffen müssen durchgängig gleich seyn und vollstrecket werden, ohne Ansehen der Person: Denn die Gleichheit ist die Richtschnur, ja der Entzweck der ganzen Democratie. Endlich siehet man auch in dergleichen Republiken darauf, daß die Lebens-Mittel, so viel möglich, wohlfeil seyn, und die Bürger etwas vor sich bringen und der Früchte ihrer Arbeit geniessen können. Man nimmet ihnen nichts, als was zu Erhaltung und Beschützung des Staats nöthig ist. Sie bekümmern sich nichts um neue Moden; sondern bleiben immer bey einerley Tracht, und leben also ohne Pracht und Ueppigkeit. (65) Sie leben sicher und meistens ohne Krieg, wie man an dem Exempel der Schweitzer sehen kan. Darum hat ganz Schwaben sich in den Schweitzer-Bund begeben wollen.

XI.

Jura dominationis et simulacra in statu democratico.

Die Staats-Streiche oder Jura dominationis seynd in der Democratie eben so beschaffen, wie in der Aristocratie, und also ist nicht vonnöthen, davon insbesondere zu handeln. So siehet man auch leichtlich, worinnen die sogenannten Simulacra imperii freyer Republiken bestehen. Denn wenn vorhero die Regierungs-Form Aristocratisch gewesen, so werden einige Optimates gelassen, die aber nichts zu sagen haben. (66) Oder, wo eine Monarchie gewesen, da lässet man zuweilen einen König oder Fürsten, der aber nichts als den Nahmen hat. Der Democratische Geist schicket sich treflich für Handwerker und Kauf-Leute. (67) Deswegen hat man zu Florenz die Medicäer mehr als einmahl ausgejaget, und immer

(65) Solchergestalt bleiben die Bürger in guter Ordnung. Infamia facti tam grauis est quam ea, quae juris vocatur. Bey allen Wahlen zu obrigkeitlichen Aemtern stellet man eine genaue Untersuchung an, den Lebens-Wandel und die Sitten der sich darum bewerbenden Personen betreffend. Dahero befleißigen sich die Leute, ein geruhiges, stilles und ehrbares Leben zu führen.

(66) Also haben sie zu Straßburg, wie bereits oben erinnert worden, die Städtmeister zwar beybehalten; ihnen aber alle Gewalt genommen, und selbige auf die Ammeister transferiret. Die Städtmeister seynd aus dem Adel-Stande; die Ammeister hingegen von gemeinen Bürger-Stande. Jene gehen diesen vor, haben aber nichts zu sprechen.

(67) Das gemeine Volk, und die Kauf-Leute können in freyen Republiken viel ruhiger und sicherer bey ihren Rechten und Privilegien bleiben, als anderwerts. Es hat alles mehr Bestand, und die Leute lassen sich nichts nehmen. Hingegen unter einem Monarchischen Regiment wird bald dieses bald jenes geändert. Wenn man heute meynet, es gelte etwas, so ist es morgen wieder aufgehoben. Daher kommen die so gar vielen Veränderungen in dem Römischen Rechte, sonderlich unter den Kayfern. Denn das alte Recht hieng unvergleichlich zusammen. Die Kayser aber kehreten sich an keine Connexion.

immer wieder eine Democratie haben wollen. Die Edelleute, die darinnen blieben, wurden doch so gehalten, daß sie nicht überwichtig werden konnten.

XII.

Von den Rebuspublicis irregularibus, das ist, von solchen Staaten, die etwas von einer Monarchie, Aristocratie, Democratie haben, ist nicht nöthig besondere Staats-Maximen anzugeben. Man darf nur die bißherigen Lehren auf dergleichen Republiken, jedoch mit Unterschied und mutatis mutandis, appliciren. Beschluß.

Das neunzehnte Capitel,
Von der Hof-Klugheit.

I.

Wenn jemand fragen sollte, warum gegenwärtiges Capitel, welches mehr zur privat-Klugheit als zur eigentlichen Staats-Lehre oder Politic gehöret, hier angehänget worden: So dienet zur Antwort, daß solches aus der Ursache geschehen, weil die meisten, welche auf Universitäten Collegia politica hören, Edelleute und solche Personen seynd, die dermahleins an die Höfe grosser Herren zu gehen gedenken. (1) Daher ist es gar gut, wenn man ihnen beyzeiten diejenigen Maximen und Grund-Regeln wahrer Klugheit beybringet, welche sie zu beobachten haben, wo sie in dem Hof-Leben glücklich fortkommen und sich in ihrem Stande erhalten wollen. Man hat eine grosse Menge von Büchern, die von dem Hof-Leben handeln, fast bey allen Nationen. In Engelland seynd unter andern des Walsinghams Schrifften davon bekannt. (2) Unter den Deutschen hat fürnehmlich Chri- Ursachen gegenwärtiger Abhandlung, nebst Anzeige einiger hieher gehörigen Bücher.

(1) Die Hof-Leute verdienen allerdings vor andern in Consideration gezogen zu werden. Denn sonst könnten auch von andern Ständen und Profeßionen ganze Capitel ohne grosse Kunst gemachet werden. Zum Exempel, von der Klugheit und politischer Aufführung eines Medici, eines Rechts-Gelehrten, eines Geistlichen, u. s. w. Ich getraute mir auch mit leichter Mühe eine Politic der Buchbinder, Schlosser, Schneider ꝛc. zu schreiben, und darinnen dieser Leute arcana imperii, wenn ich so reden darf, ihre Staats-Streiche, simulacra und flagitia dominationis vorstellig zu machen, wie dergleichen der bekannte Christian Weise mit seiner politischen Trödel-Frau gethan hat.

(2) Der Titul von der Französischen Ueber-

Christian Georg von Bessel, Churfürstl. Brandenburgischer Rath, in seinem politischen Glücks-Schmid allerhand gute zum Hof- und Welt-Leben dienende Lehren zusammengetragen. Von Italiänischen (3) und Spanischen (4) Büchern hat man auch genug. Denn unter allen Nationen haben keine in politischen Dingen mehr gethan, als die Italiäner und Spanier. Alles was subtil ist, ja alle Raffinemens, die man in der Welt gebrauchet, und von denen man gehöret hat, kommen von ihnen her. Bey den Franzosen ist ohnedem kein Mangel an dergleichen Schrifften. Ich meines Orts ästimire am meisten *Dan. Eremitae* aulicae vitae ac ciuilis libros IV. ein Werk, welches auch in unvergleichlichem Latein geschrieben ist. (5)

II.

Was man bey Erwehlung des Hof-

Es entstehet zuvörderst die Frage, ob diejenigen wohl thun, die das Hof-Leben erwehlen, indem es doch mehrentheils heisset: - - ex-

Uebersetzung ist: Le Secret des Cours, ou les Memoires de *Walsingham* Secretaire d' Etat sous la Reine d' Elisabeth, contenant les Maximes de Politique necessaires aux Courtisans & aux Ministres d' Etat. &c. Cologne 1695. 12. [* Eben dieses Buch ist A. 1642. zu Amsterd. bey Elzevirn in 16. Lateinisch an das Licht getreten, unter dem Titul: Institutiones aulicae. Der Herausgeber, *Eusebius Meisnerus* hat den Urheber dieses Büchleins nicht gewust. Denn also schreibet er in der Dedication: Author Libelli, vir est heic sine nomine, sed quem ipsae Institutiones arguunt in omni politica historicaque literatura esse eruditissimum & absolutum. &c.]

(3) Hieher gehöret fürnehmlich des Grafen *Baldesar Castiglione* beliebtes Werk unter dem Titel, il Cortegiano, welches aus dem Italiänischen in viele andere Sprachen übersetzet ist. [* In einem von den MSS. der Gundlingischen politischen Discurse, so wir vor uns haben, wird der Autor erstgedachten Buchs für einen Engelländer ausgegeben und *Castellio* genennet, dabey auch erwehnet, daß selbiges Lateinisch, wiewohl nicht sonderlich, übersetzt sey. Es ist aber beydes falsch; und ist vielmehr die Lateinische Uebersetzung, welche ein Engelländer, *Bartholomaeus Clercke* davon gemachet und unter dem Titel: *Balthasaris Castilionis* Comitis, de Curiali siue Aulico libri quatuor, ex Italico sermone in Latinum conuersi, Londini 1571. ans Licht gestellet hat, (welche Uebersetzung hernach öffters und unter andern auch A. 1612. in 8. zu London, ingleichen zu Cambridge A. 1713. ex recens. *Sam. Dracke* in 8. aufgeleget worden) so schön und in so gutem Latein ausgedruckt, daß sie, unsers Bedünkens, für ein Meister-Stück gehalten werden kan. Vielleicht aber seynd andere Lateinische Uebersetzungen e. g. *Hieron. Turleri* Witteb. 1569. schlecht gerathen. Im übrigen kan man von dem innerlichen Werthe und der Fürtreflichkeit dieses Werkes des Grafen Castiglione, wie auch von einer neuen Englischen Uebersetzung davon verschiedene Nachrichten lesen in den Leipziger neuen Zeitungen von gelehrten Sachen des Jahrs 1739. pag. 105. sq.]

(4) Z. E. des *Balth. Gracians* Oraculo manual, welches bey uns sonderlich durch des *Amelot de la Houssaye* Französische Uebersetzung unter dem Titel: L' Homme de Cour bekannt worden, und viele andere mehr.

(5) Dieser *Eremita* war von Geburt ein Niederländer. Er gieng nach Italien und wurde, nachdem er die Catholische Religion angenommen, Secretarius bey dem Groß-Herzog von Florenz. Sein oben bemeldtes Buch und übrige Opuscula, die sonst sehr rar waren, hat *Graeuius* zu Utrecht 1702. in groß 8. zusammen drucken lassen. In des *Bayle* historisch-critischen Lexico findet man auch einen eignen Artickel von diesem Dan. Eremita.

- - - - exeat aula,
Qui volet esse pius.

Lebens für einen Entzweck haben müsse.

Es betrifft aber dieser Zweiffel nicht alle Leute; sintemahl viele wegen ihrer niedrigen Herkunfft und anderer Umstände so schon ausgeschlossen seynd, und bey Hofe nicht ankommen können. Daher ist die Haupt-Frage von dem Adel, welchem sowohl in andern Reichen, als auch besonders in unserm Deutschlande, die grösten Ehren-Stellen an Königlichen und Fürstlichen Höfen vorbehalten seynd. Ein Edelmann hat fürnehmlich drey Wege vor sich. Entweder er muß in Krieg gehen, oder als ein Land-Junker leben, oder sein Glück bey Hofe machen. (6) Nun will aber mancher gar nicht in den Krieg gehen und denkt, was er sich ohne Noth in Gefahr begeben solle, todt oder lahm geschossen zu werden. Auf dem Lande zu leben von dem Feldbau, der Viehzucht, und dergleichen sich zu nehren, ist freylich an sich eine ganz gute und untadelhaffte Sache: Es hat aber auch nicht ein jeder Lust noch Gelegenheit dazu, indem mancher Edelmann keine oder doch nicht so viel Land-Güter hat, daß er darauf für sich leben könne. Folglich muß er an grosser Herren Höfen unterzukommen suchen. Ja, sprichst du, bey Hofe ist es gefährlich. Ich antworte: Du magst anfangen was du willst, so ist Gefahr dabey. Willst du ein Kaufmann werden, so heisset es: Die Kaufleute seynd Betrüger. Willst du ein Gelehrter werden; so spricht man: Die Gelehrten seynd Pedanten, Zänker, und dergl. Betrachtet man den Bauer-Stand oder die Land-Wirthschafft; so findet man auch viele Mißbräuche dabey. Kurz zu sagen: Wegen der Mißbräuche kan unmöglich dieses oder jenes schlechterdinges verworfen werden. Also kommet es bey Erwehlung eines gewissen Standes auf die Intention und richtigen Gebrauch an. Wer sich an den Hof eines Fürsten begiebt, der findet Gelegenheit, zu Glück und grossen Ehren-Stellen zu gelangen: Denn da ist die Quelle der Ehre und des Reichthums.

Wenn

(6) Bey dieser Gelegenheit ist ein Frantzösisches Tractätgen zu recommandiren, dessen Titel also lautet: La Fortune des gens de qualité & des Gentils hommes particuliers, enseignant l'art de vivre en la Cour, suivant les maximes de la Politique & de la Morale. Par Mr. *de Cailliere*, Marschal de Bataille des Armées du Roi. &c. in 12. Ich halte sehr viel auf dieses Buch. Und ob gleich nicht alle Maximen nach der genausten Sitten Lehre eingerichtet seynd, sondern bißweilen einige Soldaten-Principia mit unterlauffen; so seynd doch auch unvergleichliche Discurse darinnen zu finden, woraus man siehet, daß der Verfasser ein Mann von vieler Einsicht und grossem Verstande gewesen. Er muß aber mit dem Mr. *de Callieres*, der Frantzösischer Gesandter bey dem Ryswickischen Frieden gewesen, und von dem wir auch einige beliebte Bücher, und unter andern La Science du monde &c. haben, nicht verwechselt werden.

Wenn ich also dem Landes-Herrn sehr nahe bin, so kan ich mein Glück eher machen, als wenn ich entfernet bin. Heut zu Tage sendet man uns keinen Engel, der uns in die Höhe hebe. Wer dem Feuer nahe ist, wird gewärmet. Wer auf dem Dorf und im verborgenen lebet, der wird sein Glück nicht hoch bringen: Denn da suchet man keine geschickte Leute. Demnach scheinet es allerdings, daß, wer in der Welt groß werden will, nach Hofe unter die Augen des Fürsten und anderer vornehmen Leute gehen müsse. Man findet viel Beyspiele von Leuten, welche durch diesen Weg sehr in die Höhe gekommen. Es seynd aber auch viele, die sich an den Hof wenden, so unglücklich als die Zwiefalter, so ins Licht fliegen. Offt kommt derjenige, der die gröste Geschicklichkeit besitzet, nicht fort, und ein schlechter Mensch, der niederträchtig schmeicheln, einen Spaß machen, tanzen, auf der Laute oder sonst einem musicalischen Instrumente spielen kan, springet über ihn weg; sonderlich wenn der Herr an dergleichen Dingen einen Gefallen hat. Denn ist der Fürst ein Jäger, so gilt kein Mensch mehr als die Jäger. Ist er ein Liebhaber von Gelehrten, so machen diese ihr Glück. Liebt er die Soldaten, so gelten diese vor allen andern. Also muß ein Hof-Mann allemahl auf den Herrn sehen, wie derselbe gesinnet ist. Daß man aber mit gewisser Hoffnung groß und reich zu werden nach Hofe gehen wollte, ist absurd. Denn das ist der Nebenzweck, und offt nur etwas zufälliges. Man muß vorher alles wohl überlegen. Mancher ist verständig und geschickt, hat auch keinen Fehler in der Aufführung, und wird doch nicht befördert. Wer demnach an einen Hof sich begeben will, der muß seine fürnehmste Absicht seyn lassen, seinem Herrn und dem Vaterlande treu und redlich zu dienen. Alsdann wird sich vielleicht schon eine Gelegenheit finden, sich in die Höhe zu schwingen. Hast du hingegen nur die Absicht, groß und reich zu werden; so hälteſt du Fleisch für deinen Arm, fälleſt in Versuchungen und Stricke, und macheſt alle Laster und Thorheiten mit. Wenn der Herr huret, so wirſt du ein Kupler und führeſt ihm Huren zu: Sauffet er, so sauffſt du mit. Kurz, du wirſt ein niederträchtiger schändlicher Schmeichler. Und wenn es schon eine Zeitlang gut thut, und du dadurch dein Glück macheſt; so ist es doch nicht beständig: Denn dergleichen Leute fallen am Ende desto schwerer. (7) Tolluntur in altum, vt lapſu grauiore ruant. Wer eine starke Neigung hat groß zu werden, der hat auch eine starke Neigung zu sündi-

(7) Hieher gehöret *Ant. Mar. Gratiani* Tractat de Caſibus virorum illuſtrium, opera ac ſtudio D. *Flecherii*, Pariſ. 1680. 4. worinnen lauter Exempel von Männern, die durch allerhand unerlaubte Künſte groß geworden, aber auch wieder entſetzlich gefallen seynd. Dieſer *Gratianus* war Secretarius bey dem Cardinal Commendoni.

sündigen. Aus einer solchen brennenden Begierde kan man alsobald sehen, daß einer die wahre Intention nicht habe, der Tugend anzuhangen, und dem Fürsten und Vaterlande redlich zu dienen; sondern daß er seinen Stolz, seinen Geitz, oder seine Wollust zu sättigen verlange. Da geräth er von einer Thorheit auf die andere. Denn die Tugend ist ohnehin fast von den Höfen verbannet, und die Laster gehen da am meisten im Schwange. (8) Wenn nun einer aus einer falschen Absicht das Hof-Leben erwehlet, so wird er, wie bereits gedacht worden, verleitet, alles dem Fürsten zu gefallen zu thun, was doch nicht tauget. Endlich wird er gestürzet und ausgelachet. Hingegen ein rechtschaffener Tugendlieben-der Mann verrichtet sein Amt redlich, und suchet zwar dem Fürsten zu ge-fallen; doch nur in so ferne, als es ohne Verletzung der Billigkeit und Ehr-barkeit geschehen kan. Bey Hof ist grosse Fürsichtigkeit und Behutsam-keit nöthig: Denn man ist mit vielen schlauen und durchtriebenen Leu-ten umgeben. Der Satan ist auch bey Hofe am meisten, wie man nur aus der Unruhe und dem Getümmel siehet, das an Höfen vorgehet. Wo das Getümmel am grösten, da ist gewiß, daß der Satan mit darunter tobe. Wer demnach, ohne Gefahr verführet zu werden, an einen Hof sich begeben will, der muß nicht allein einen redlichen Entzweck haben, son-dern auch stark in der Tugend seyn.

III.

Was ein Hof-Mann für Ga-ben des Ver-standes haben müsse.

Es werden aber noch mehr Eigenschafften zu einem geschickten Hof-Mann erfordert. Zuvördest muß er mit guten Gaben des Verstandes ausgerüstet seyn. Nun ist bekannt, daß drey Kräffte des menschlichen Verstandes gezehlet werden: Nehmlich die Krafft zu urtheilen, das Ge-dächtniß, und der Witz. (Judicium, Memoria, Ingenium) Gut ist es, wenn man diese drey Kräffte beysammen in hohem Grade hat, wie Gro-tius und einige andere grosse Geister: Es seynd aber wenige so glücklich. Das Judicium ist übrigens das fürnehmste von diesen dreyen Kräfften. Vermittelst dessen ist ein Mensch geschickt, solche Dinge, die einander in vielen Stücken gleich sehen, und doch nicht einerley seynd, genau und

(8) Die meisten Höfe seynd nichts anders als Sammel-Plätze liederlicher Leute, die von Verleumdungen, Betrügereyen, Müs-siggang und Ueppigkeit Profeßion machen. Wenn auch gleich der Herr ein ordentliches Leben führet, so taugen doch seine Leute gemeiniglich nicht viel. Es gehet eben so zu, wie unter dem Gesinde in einer grossen Haußhaltung bey einer privat-Person. Vorzeiten hat man die Cammer-Junkern nur Hof Knechte, und das ganze Gefolge das Hof-Gesind genennet. Sonsten richten sich bey Hofe die meisten nach der Paßion des Herrn. Wie er gesinnet ist, so seynd sie auch; ausser, daß sie ihm in Guten selten nachahmen.

richtig zu unterscheiden. Wer kein Judicium hat, wirfft alles untereinander, denket verwirrt, und machet unrichtige, falsche Schlüsse. Ein Hof-Mann, dem es am Judicio fehlet, stösset allenthalben an, und wird ein Spiel der Pagen und Laquayen. Nur ist hiebey zu beobachten, daß mancher zwar ein grosses Judicium hat, so daß er die schweresten und subtilesten Aufgaben mit besonderer Scharfsinnigkeit aufzulösen weiß, und doch sich deswegen nicht nach Hofe schicket. Nehmlich das machet es gar nicht aus, wenn einer hochgelehrt und in theoretischen Wissenschafften scharfsinnig ist. (9) Zum Hof-Leben und zu politischen Verrichtungen gehöret ein Judicium practicum, welches darinnen bestehet, daß einer seine Wissenschafft auf die im menschlichen Leben vorkommende Fälle anwenden könne. (10) Alle Abstractiones nutzen nichts. Selbst der grosse Cardinal Richelieu hat darinnen gefehlet, daß er sich bißweilen in Abstractiones vertieffet, und sich eine Grille hat in den Kopf setzen lassen. Man weiß, daß er, ehe er groß geworden, sich in die Metaphysic verliebet, auch Bücher darinnen geschrieben hatte. Nachdem er nun in die Staats-Geschäffte verwickelt worden, so hat ihm noch immer etwas von Chimären angehangen. (11) Und ist nicht zu leugnen, daß, so ein grosser Staats-Mann er auch gewesen, dennoch Mazarini ein besseres Judicium practicum gehabt habe, als er. Zu einem geschickten Hof-Mann gehöret ferner ein gutes Gedächtniß. Denn er muß Erfahrung und viele politische Observationes haben. Die Erfahrung aber, sowohl die eigene als die fremde, ist nichts anders als eine Reyhe, Sammlung und Anzahl vieler besondern Observationen. Ein tüchtiger Staats-Mann weiß die ganze Folge der geschlossenen Tractaten und geschehenen Sachen, wie es in

(9) Hiebey verdienet nachgelesen zu werden, was in des *Richelieu* Testament politique Ch. VIII. Sect. II. stehet.

(10) Wer eine grosse Wissenschafft hat, und kein judicium practicum dabey, dem gehet es fast wie dem Philipp Melanchthon, der fürtreflich predigen konnte, wenn er keine Zuhörer hatte: waren aber Leute in der Kirche, so fehlete er. Also kan z. E. mancher Rechts-Gelehrte von dem Aedilitio Edicto in abstracto vollkommen gelehrt raisonniren: wenn aber disputiret wird, ob das Edictum in diesem oder jenen Falle statt habe: so ist er nicht im Stande, ein gründliches Urtheil zu fällen. Eben so kan sich mancher in politischen Händeln, da es geschwinder zugehet, noch weniger zu recht finden. Lernen kan man einem freylich diese Dinge nicht; sondern es wird eine Geschicklichkeit von Natur dazu erfordert.

(11) *Le Vassor*, welcher dem Richelieu spinnenfeind gewesen, hat in seiner Historie von der Regierung Ludwigs XIII. alles aufgezeichnet, was er enthusiastisches von besagtem Cardinal finden können. Unter andern hat er ihn auch durchgezogen, daß er sich von dem Pater Joseph zu sehr einnehmen, und sich von ihm weiß machen lassen, daß eine Chevalerie aufgerichtet und damit Constantinopel eingenommen werden sollte: und diese Reuterey wollte er, der Pater Joseph, commandiren.

in diesem oder in jenem Jahre in einem und dem andern Falle gehalten worden; und zwar aus dem Kopfe. Denn derjenige würde bey manchem Fürsten und Herrn (12) sich schlecht recommandiren, der erst in seinem Protocoll zu Hause nachsehen wollte. Das ist eben die Erfahrung, wodurch sich mancher treflich zu helffen weiß; und diese gründet sich auf ein gutes Gedächtniß. (13) Viele Leute halten zwar nicht viel auf die Memorie, und meynen, sie könnten schon mit dem Judicio zurechte kommen: Allein das seynd gemeiniglich faule Gesellen, die sich keine Mühe geben und nichts repetiren mögen. Denn die Memorie will fleißige Repetition haben; sonst fället das, was man gehöret oder gelernet hat, wiederum aus. Das Gedächtniß ist eines der wichtigsten und höchstnothwendigen Kräffte, sowohl bey einem Gelehrten, als auch bey andern Menschen. Um so mehr ist es zu beklagen, daß sich mancher in der Jugend bereden lässet, als ob man sich um die Memorie nicht sonderlich zu bekümmern habe. Vor diesem ist hier in Halle gar eine Secte von Leuten gewese, welche Antimemoristen genennet wurden, weil sie immer nur von dem Judicio schwatzeten, und die Memorie verachteten. (14) Das heisset das Kind mit dem Bade ausschütten. Das Judicium ist zwar das fürnehmste, und das Ingenium ist auch nothwendig: Die Memoria aber ist eben so unentbehrlich; zumahlen da sich die Erfahrung auf dieselbe gründet. Und wie kan ein Mensch ein gutes Judicium und Ingenium haben, wenn er keine Memorie hat? (15) Wir sehen ja, daß, wenn einem

(12) Z. E. bey unserm Könige, der aus dem Stegreif alles will beantwortet wissen, und keinem Zeit lässet, erst nach dem Buche zu lauffen. Da würde es schlecht lauten, wenn du sprächest: Ich kan mich nicht mehr besinnen; es ist mir ausgefallen.

(13) Deswegen hat Isaac Barow, ein berühmter Mathematicus in Engelland, gar recht gesaget: Memoria est continuata experientia, & experientia est continuata memoria.

(14) Den Ungrund dieser Meynung habe ich ausführlich dargethan in den so betitelten Antwort Schreiben auf etliche Fragstücke eines gelehrten Edelmanns, (pag. 53-68.) welche ich vor diesem in meinen Neben-Stunden aufgesetzet habe, nach dem Beyspiel des Bayle seiner Responses aux Questions d'un Provincial.

(15) Wie kanst du judiciren, wenn du die Sachen nicht weist, und dessen, was geschehen ist, dich nicht erinnerst? Memoria est cumulus, aceruus rerum; ex eo singula granula separanda sunt: nam judicium habere significat separare, ea etiam quae simillima & conuenientissima videntur. Ein judiciöser Mensch weiß alles, auch das geringste, genau zu unterscheiden. Ein ingeniöser Mensch findet leichtlich viele Dinge, die einander ähnlich seynd, woraus er durch Zusammensetzung ein Gebäude aufführet: wiewohl dabey offt viel Stroh und Stoppeln sich befinden, wofern er solche vermittelst des judicii nicht abzusondern weiß. Indessen aber erhellet hieraus, daß er gleichfalls des Gedächtnisses, als welches den Vorrath der ehemahls gefaßten Begriffe aufschliesset, vonnöthen habe.

das Gedächtniß entgehet, es mit ihm aus ist. Es ist freylich gut, das Judicium zu excoliren, und über die vorkommenden und gelerneten Sachen zu reflectiren: Aber das darf keiner denken, daß ihm die Memorie an und für sich am Judicio schädlich sey. Denn wenn dieses geschiehet, so ist das die Ursache, daß er unaufhörlich hineingepfropfet hat, und nicht stille gestanden ist, um über die Sachen behörig zu reflectiren. Es bleibet demnach dabey: Tantum scimus, quantum memoria tenemus. Wenn wir daher eine Sache, daran uns gelegen ist, nicht behalten können; so müssen wir uns zu helffen suchen. Der Cardinal Richelieu hat, da so viele wider ihn waren, die Prinzen vom Geblüte, des Königs Mutter, ja der König selbst, und er also für vielen sich in Acht zu nehmen hatte, seinem Gedächtnisse nicht getrauet; sondern ein Tag-Buch gehalten, und alles aufgezeichnet, was er von diesem oder jenen in Erfahrung bringen konnte. Dieses Tag-Buch hat er verschiedene Monate hindurch fortgesetzet, wodurch es schon sehr stark angewachsen. Vor diesem habe ich auch gemeynet, die Memorie sey nichts; ja mir eingebildet, ich hätte keine sonderliche Memorie: dahero wollte ich den Kopf nicht daran strecken. Hernach aber bekam ich einen Trieb, und wie ich gesehen, daß ich gar wohl etwas auswendig lernen und behalten konnte, habe ich damit immerzu fortgefahren. Denn wenn das Gedächtniß nicht beständig geübet und excoliret wird, so verlieret es sich bald. *Menage* hat eine vortrefliche Memorie gehabt, die er biß in sein hohes Alter behalten, weil er alle Tage etwas auswendig gelernet. (16) Was endlich das Ingenium oder den lebhafften Witz betrifft, so kan dessen ein Hof-Mann noch ehender entbehren. Wer ein grosses Ingenium hat, brilliret zwar in Conversation, und wird bewundert. Wenn er dabey viel gelesen, gehöret oder gesehen hat, so weiß er alles artig und schicklich anzubringen, und mit scherzhafften Einfällen und sinnreichen Reden andere zu ergetzen. Man hat aber der grösten Behutsamkeit dabey vonnöthen. (17) Ein ingeniöser Mensch, der eine

(16) Von der Krafft des Gedächtnisses, womit Grotius begabt gewesen, hat *Ant. Borremansius* in seinen variis Observationibus p. 11. etwas ganz wunderwürdiges aufgezeichnet. Accidit nimirum, spricht er, vt Grotius ex autoritate illustrium ac Praepotentum Hollandiae ordinum aliquot militum cohortes lustraret, magno sane memoriae summae exemplo, quod statim non modo omnes milites numquam sibi antea visos de facie nosceret; sed & singulorum nomina absque haesitatione teneret. Und doch wird vielleicht niemand sich erkühnen zu sagen, Grotius hätte kein Judicium gehabt. ꝛc. S. Gundlings Antwort-Schreiben auf etliche Fragstücke ꝛc. pag. 56.

(17) Deswegen hat Gracian in seiner 24. Maxime gar wohl gezeiget, wie nöthig es sey, seine Einbildungs Krafft im Zaum zu halten. (Templar la Imaginacion)

Eine

eine sehr lebhaffte Einbildungs-Krafft hat, fället auf viele Chimären. Ja, wenn er zu einem bösen Herrn kommet, so ist er dem gemeinen Wesen schädlich. Richelieu ist auch bißweilen wegen seiner ausschweiffenden Imagination, darinnen ihn der Capuciner, Pater Joseph, noch mehr gestärket, getadelt worden, wie bereits oben gemeldet. Solche Leute machen gemeiniglich fürtreflich scheinbare Projecte auf dem Papier, und thun dem Herrn allerhand Vorschläge; können sie aber selten ausführen, und kommen darüber in Ungnade. Etwas von der Phantasie zu haben ist gut. Denn ein Staats-Mann muß offt aus dem Stegreif reden können, und eine Fertigkeit des Geistes zeigen. Man muß geschwind seyn in Ausführung der Rathschläge, weil man nicht alles zu aller Zeit genau überlegen kan, und weil auch der Fürst selbsten zum öfftern schleunige Rathschläge fordert. Dadurch hat sich mancher am allermeisten in Gunst gesetzet. (18) Wie denn der Cardinal Mazarini dadurch groß geworden, weil er offt in der Geschwindigkeit den besten Rath zu geben gewust: Imgleichen der Philipp von Mornay, der ein bewundernswürdiges Ingenium und trefliche Gelehrsamkeit hatte, dabey aber auch ein grosses Judicium. (19) Denn dieses thut das meiste und machet, daß man sich nirgends verwirret, sondern alles wohl auseinander setzet, sich auf allen Seiten umsiehet, alles was sich schicket oder nicht schicket, genau erkennet, alle künfftige mögliche Fälle zuvor siehet, alle Zweifel auflöset, u. s. w.

IV.

Eine mit Vernunfft gemäßigte Imagination aber hilfft viel. Wer nicht genug Imagination hat, ist nicht geschickt zu Erfindungen, und kan auch nicht ex tempore reden; welches doch in manchem Falle erfordert wird. Lasse mir einen Melancholicum aus dem Stegreiffe reden, so wird sichs zeigen, daß er immer anstösset, und daß weder Anmuth nach Klarheit in seinen Reden ist. Wer geschickt reden will, muß ein fertiges Ingenium haben, damit er gleich etwas erfinden könne, um die Sache deutlich zu machen, und sie mit artigen Exempeln und Gleichnissen zu erläutern. Dieses hat *Boeclerus* in Dissert. de eloquentia viri ciuilis artig gewiesen. Der Frey-Herr von Fuchs ist von dem Chur-Fürsten Friedrich Wilhelm sehr ästimiret worden, weil er ein fürtrefliches Ingenium hatte, und schön schreiben und reden konnte. Er war zuerst Professor zu Duisburg: Wie er aber an den Hof kam, wuste er seine Schreib-Art nach dem Geschmack des Hofes einzurichten, und sich bey allen beliebt zu machen. Wie ihn denn auch Pufendorff sehr lobet. Er war etwas commode, und kam bißweilen später als die andern Minister: der Chur Fürst aber sagete allezeit, er wolle nicht eher fortfahren, biß Fuchs da wäre.

(18) Das Ingenium hilft auch viel zu geschwinden und sinnreichen Antworten auf mancherley Fragen, welche einem von grossen Herren unvermuthet vorgeleget werden. Wenn man die Memoires de *Jaques Melvil* lieset, und Acht giebt, wie dieser Mann der Königin Elisabeth auf alles zu antworten gewust habe; so wird man recht ergetzliche Dinge finden. Dergleichen Leute schicken sich gut zu Gesandten.

(19) Die Staats Memoires dieses *Philippe de Mornay*, nebst dessen Lebens Beschreibung, seynd werth gelesen zu werden.

IV.

Von dem Temperament eines Hof-Manns.

Die Fähigkeit und Gaben des Verstandes machen noch keinen vollkommenen Hof-Mann; sondern es gehören noch andere Eigenschafften dazu. Vor allen Dingen aber ist hierbey zu merken, daß, wenn von einem vollkommenen Hof-Mann die Rede ist, man solchen nur in abstracto vorstelle nach der Idee, die man sich davon machen kan. Denn gleichwie niemand in der Welt, wes Standes oder Würde er auch sey, vollkommen ist: Also wirst du auch keinen vollkommenen Hof-Mann finden. So schön man ihn beschreibet, so bleibet es doch nur ein Hof-Mann im Gemählde. Man findet auch kein vollkommen schönes Frauenzimmer; und gleichwohl pfleget man öffters von einer vollkommenen Schönheit zu reden, und sie zu beschreiben. Indessen aber, wenn man richtige Begriffe von der Vollkommenheit hat, und weiß, was in diesem oder jenem Falle dazu gehöret: So dienet es in gewisser Masse zur Besserung, weil man alsdenn siehet, was einem noch fehle, und wie man sich immer mehr und mehr nach denen erforderlichen Qualitäten bestreben müsse. (20) Wenn man etwas als vollkommen in der Idee oder im Bilde sich vorstellen will, so setzet man alle einzelne Anmerkungen, alle schöne Stücke zusammen; wie Zeuxis, da er eine vollkommene Schönheit mahlen wollte, von einem Frauenzimmer die Augen, von einer andern die Nase, von der dritten den Mund, von der vierten den Hals, die Brust, u. s. w. genommen hat. Dieses voraus gesetzet, entstehet nun ferner die Frage, welches Temperament, oder Gemüths-Neigung, das beste für einen Hof-Mann sey? Viele meynen, diejenigen, deren Haupt-Paßion die Ehr-Begierde sey, schickten sich am besten zu dem Hof-Leben. Nun ist wohl wahr, daß es ohne Ruhm-Begierde keiner hoch bringen wird. Hugo Donellus sagete, da man ihm Schuld gab, er wäre stolz, daß auch ohne Begierde nach Ehre und Ruhm nichts aus ihm geworden wäre. Die wenigsten verstehen recht, was stolz seyn heisse. Wer niederträchtig ist, mit gemeinen, schlechten Leuten umgehet, und unter ihnen stecket, machet sein Glück nicht. Ruhm-Begierde muß ein jeder haben, der sich vom Pö-

(20) Das hat auch *Petr. Petitus* ad Ciceronis libr. de Oratore, da Cicero spricht, die Vollkommenheit sey über des Menschen Horizont, und man werde nirgends einen vollkommenen Redner antreffen, gar wohl angemerket. Es bleibet also dabey, daß ein solcher Mensch, der von allen erforderlichen Eigenschafften eine gründliche Erkenntniß hat, daraus lerne, sich zu bessern und es, wo nicht zur höchsten Vollkommenheit, doch zu einem ziemlichen Grad zu bringen. Man ist mit einem Gemählde zufrieden, wenn nur die vornehmsten Züge oder Lineamenten wohl getroffen seynd: So auch im menschlichen Leben, wenn sich nur bey diesem oder jenen die Haupt-Eigenschafften eines rechtschaffenen tugendhafften Mannes zeigen.

Pöbel unterscheiden will. (21) Nur seynd viele gar zu ehrgeitzig; und diese kommen bey Hofe selten fort. Ein übermäßiger Ehrgeitz tauget nicht. Wer an einen Hof kommet, findet viele, die höher seynd. Da muß er sich sehr schmiegen und Reverenzen machen, bald vor dem Premier-Ministre, bald vor dem Secretario, bald vor der Madame, u. s. w. Er muß vieles erdulten und verschmerzen können. (22) Wer ein ziemliches Phlegma hat, mit etwas Melancholie temperiret, schicket sich am besten nach Hofe. Kurz, natürlicher Weise davon zu reden, ein Temperament, wo Sanguis prädominiret, da aber Cholera und Melancholia nicht weit davon entfernet seynd oder abstehen. Denn ein Hof-Mann muß freundlich, gesprächig, annehmlich, verträglich seyn. Wo aber Cholera oben an stehet, da poltert er zehnmahl, biß er einmahl freundlich aussiehet, welches bey Hof nichts tauget. (23) Daher ist das beste Temperament, wo alle drey Neigungen nicht weit von einander abstehen; sondern fast im gleichen Grade gemischet seynd; obschon dergleichen Leute ihre Abwechselungen und Interualla haben. Ein Mensch aber, bey dem die Cholera oben an stehet und zu stark prädominiret, verderbet durch seine Hitze alles.

(21) Ohne Ehre kan ein Mensch nicht in die Höhe kommen; aber sehr begierig darnach seyn, ist schon ein thörigter unbesonnener Trieb, eine Raserey. Nach Ehre trachten, heist Verdienste der Weißheit, Tugend, Wissenschafft haben. Das andere ist nichts: Nicht nur, wie die Theologen reden, weil es nicht aus GOtt ist; sondern auch um deswillen, weil es sich nicht zu dem Zwecke schicket. S. Le traité du veritable point d'honneur, par Mr. *Courtin*. Die meisten lassen ihren Affecten bey Hof den Zügel, und steigen eben deswegen nicht, oder fallen wieder herunter. Ein kluger, wenn er gleich nicht sonderlich tugendhafft ist, und seine Affecten behält, dißimuliret sie doch, und lässet sie nicht bekannt werden. Derjenige aber ist der beste, der seiner Begierden Meister ist. Gedult, Aufmerksamkeit, Großmuth, Freygebigkeit, seynd die Haupt-Tugenden eines Hof Manns. Er muß den Vorsatz haben, als ein ehrlicher Mann zu handeln; nicht nur nach dem äusserlichen Schein, sondern auch in der That. Die besten Hof Leute werden in Spanien gezogen. In Italien desgleichen; z. E. zu Florenz, zu Turin ꝛc. da das Raffinement hoch getrieben wird. An einem kleinen Hofe ist gut seyn. Da darf man nur auf den Herrn sehen, und auf etliche wenige von seinen Ministern. Die andern seynd ohnmächtig. Aber wo der Herr groß und selbst raffinirt ist, wie der Tiberius war; wenn andere fallen, andere steigen; wenn es alle Monate Revolutionen giebt: Da ist es eine Kunst sich zu erhalten, und sich also in die Zeit zu schicken, daß man nicht in alle Thorheit und Eitelkeit verwickelt werde.

(22) Ein kluger Hof Mann muß nicht empfindlich seyn, sondern bey vielen denken, ein & cetera sey so viel als ein comma. Wenn Churfürst Friedrich Wilhelm das Podagra hatte, so war er ungedultig, und da lief bey seinen Reden manches & cetera mit unter. Wenn da ein Hof-Mann hätte hitzig seyn und solches nicht leiden wollen, würde er schlecht zu rechte gekommen seyn.

(23) Ein solcher Cholericus ist am besten im Kriege zu gebrauchen, zur Aufmunterung und zum Anführen bey kühnen Unternehmungen.

alles. Da heist es: Heute ist er einmahl freundlich gewesen; es geschiehet aber selten. Daher hat Thomasius in der Lehre von den Temperamenten die Grade ausgerechnet: Wiewohl man es nicht nöthig hat. Denn man siehet es gleich aus den Handlungen, und kan es viel deutlicher vorstellen, und auch an andern erkennen, wenn man Achtung giebt, ob einer z. E. zehnmahl poltert, biß er einmahl freundlich aussiehet: Oder umgewandt, ob er mehrentheils freundlich ist, und nur manchmahl poltert. Manche poltern bey allen, auch wenn sie freundlich reden wollen, und sprechen stets autoritätisch. Solche Leute schicken sich nicht nach Hofe. Der Herr, die Minister, die Damen, wollen ganz anderst tractiret seyn. Sie sehen aufs äusserliche, und können stolze Leute nicht vertragen. (24)

V.

Von der Leibesgestalt und dem äusserlichen Ansehen.

Weil, wie erst gedacht, grosse Herren gemeiniglich auch *auf das* äusserliche sehen; so folget, daß derjenige, so gebrechlich ist und einen ungestalten Körper hat, besser thue, wenn er vom Hofe weg bleibet. Wenn einer gerade ist, so hat es im übrigen nicht viel zu bedeuten, er mag von Person klein oder groß seyn. Nur muß man sich auch hierinnen nach dem Herrn, dem man dienen will, richten. Mancher hat die kleinen Leute gerne, und kan die grossen nicht wohl leiden: Bey einem andern ist es umgewandt. Obgleich der Herr nicht sonderlich *für weise zu halten ist*, welcher nach dem Gesichte und äusserlichen Ansehen die Leute annimmet und eine Gunst auf sie wirfft; so muß ich doch, ehe ich mich hie oder dort einlasse, zusehen, was der Herr für eine Neigung habe. Es giebt kluge und auch unkluge Fürsten, und man kan sie, wenn man sich in Hof-Dienste zu begeben gedenket, nicht allemahl wehlen wie man will. Gar zu schöne Leute nutzen auch nichts bey Hofe: Denn die seynd gemeiniglich Jungfern-Knechte, und machen gerne amour. Dadurch aber kan einer an Höfen sehr übel ankommen, es sey nun, daß er mit einer Fürstlichen Person selbst, oder mit einer andern vornehmen Dame ein Liebes-Verständniß aufrichte. Im Gegentheil machet auch ein allzu heßlicher Mensch, der wie ein Ziegenbock, wie ein Affe aussiehet, sein Glück selten an

(24) Ich weiß einen Mann, der an einem gewissen Hofe sein Glück machen wolte. Er suchete sich zu recommandiren: aber der Ober-Präsident sagete immer: Der Mensch hätte was gutes an sich, er wäre aber zu stolz. Als nun jener hernach fiel, so kam er zwar in die Höhe, wuste sich aber in sein grosses Glück nicht zu finden, und kam endlich auf die Festung. Es kommet also viel darauf an, daß einer sein grosses point d'honneur nicht merken lasse.

an einem Hofe. Denn er wird fast jedermann, der ihn siehet, zum Gelächter und für einen Pickelhäring gehalten. Wiewohl es giebt bißweilen wunderliche Herren, welche heßliche Leute am liebsten um sich haben, und solche mit Fleiß aussuchen; wie von dem Könige in Frankreich Ludwig XI. imgleichen von dem Pabst Sixto V. erzehlet wird. Doch das seynd Ausnahmen von der Regel. Gesetzt nun, du habest nicht nur ein gutes Gesicht, sondern auch einen geraden gesunden Leib, so must du doch auch diesen geschickt und gelenk zu machen suchen. Dazu thun die Leibes-Uebungen sehr viel. Einige seynd zwar schon von Natur geschickt und behende, welches freylich ein Vortheil ist: Wer aber das nicht ist, muß es durch die Kunst ersetzen. Ja die Kunst machet auch jene doppelt geschickt und adroit. Daher must du vor allen Dingen auf den Fecht-Boden gehen. Durch das Fechten werden die Nerven und Musculn angespannet und ausgedehnet, die Knochen und Glieder werden gelenk, stark, und wachsen viel besser als vorher; Ja manches jungen Menschen Leib bekommet erst dadurch eine Gestalt. Hernach must du auch auf dem Tanz-Boden, so wohl die gebräuchlichsten Tänze, als auch eine manierliche Reverenz machen lernen, damit du, wenn du unter galante Leute kommest, nicht ausgelachet werdest. Dabey kommet es, wie bey allen andern Künsten und Uebungen, hauptsächlich auf einen guten Meister an: Sonst gewöhnest du dir närrische gezwungene Manieren an, welche bleiben, und dich zum Gelächter machen; sonderlich bey dem Frauenzimmer, welches auf dergleichen Dinge am meisten Acht giebet. Reiten must du auch können: Sonsten machest du eine abentheuerliche Figur, wenn du zu Pferde sitzest, und nimmst wohl gar den Zaum ins Maul. Wer an einem Hofe ist, muß bißweilen mit dem Herrn eine Cavalcade machen, voraus reiten, ein Carousel mit halten, u. dergl. Da sehen denn die Leute auf einen jedweden, der in dem Gefolge ist. Alle dergleichen Dinge kan und soll man billig in der Jugend lernen. Darum hält man den Pages und Edelknaben eigne Exercitien-Meister, und läßt sie in allen unterrichten. Nebst diesen Leibes-Uebungen stehet es auch fein, wenn einer seine Kleider gut zu wehlen, und auch in andern Dingen, so in die Augen fallen, eine artige Manier zu treffen weiß. Mancher hat sein Glück nicht machen können, weil er dieses nicht beobachtet. Der Hannoverische Canzler Hugo konnte in Weimar nicht einmahl eine Secretarien- oder Canzelisten-Stelle erhalten, weil man am dasigen Hofe meynte, er habe etwas schulmäßiges an sich. Hernach kam er nach Wolffenbüttel, bekam aber auch da keinen Dienst. Von dar gieng er nach Hannover, wo er angenom-

men und endlich Premier-Minister ward. Er war ein sehr verständiger, gelehrter Mann, ob schon von schlechtem äusserlichen Ansehen.

VI.

Von den Glücks-Gaben.

Wenn gleich ein Mensch die besten Gaben des Verstandes und Leibes hat, so wird es ihm doch schwer werden, bey Hofe fortzukommen, woferne er nicht zugleich von Extraction, das heist, aus einem guten Adelichen Geschlechte ist. Wenigstens haben die Edelleute grosse Vortheile vor andern. Grosse Herren lieben den Adel, und machen daher auch bißweilen andere, die sich bey ihnen in Gnade gesetzet haben, zu Edelleuten, Baronen, Grafen. Ein Edelmann, der sich an einen Hof begiebt, findet da leichtlich Anverwandte, Freunde und Gönner, welche ihn recommandiren, dem Fürsten präsentiren, und ihm also den Weg bahnen und die Thüre aufmachen. Diese Vortheile hat ein Bürgerlicher nicht. Grosse Herren meynen auch insgemein, die Adelichen seyen besser als andere. So viel ist richtig, daß die Adelichen mehrentheils einer bessern Auferziehung geniessen, als gemeiner Leute Kinder, und von Jugend auf dasjenige erlernen können, was zu einer galanten Aufführung gehöret, weil schon ihre Eltern civilisiret und manierlich seynd, oder wenigstens solches präsumiret wird. Ein junger Edelmann kommet bald in Conversation mit vornehmen Personen, da siehet er wie es andere machen, und lernet sich also bey Zeiten in die Hof-Manieren schicken. Die Conversation mit verständigen Leuten, sonderlich denen, die mehr sind als wir, machet Leute. Es ist also kein Wunder, daß die Bürgerlichen, die in ihrer Jugend dergleichen Gelegenheiten nicht, oder doch nicht in gleicher Masse und sehr selten haben, an Höfen gemeiniglich zurück stehen müssen. Doch steigen auch diese bißweilen sehr hoch: Wie z. E. der Gattinara, der des Kayser Carls V. Canzler gewesen, und einen Strumpfwirker zu Meyland zum Vater hatte. Der Granvella, der jenem in der Würde eines Canzlers gefolget, war eines Schlossers Sohn aus Besançon. Wenn ein Bürgerlicher an dem Hofe eines grossen Herrn sich über den Edelmann schwinget, so verdienet er eine grössere Hochachtung, als einer von Extraction: Denn es hat ihm weit mehr Mühe und Fleiß gekostet. Ein solcher Mann muß ungemeinen Verstand, besondere Geschicklichkeit, und eine rechte Stärke der Vernunfft haben. Darum pflegete der Churfürst Friedrich Wilhelm sich über den Hanns Friederich von Jena (25) zu verwundern, wo

(25) Dessen Bruder Gottfried war Canzler des Herzogthums Magdeburg hier in Halle, ein wunderlicher Kopf, der das hiesige Adeliche Fräulein-Stifft angelegt hat.

wo dieser Mann alles so gelernet hätte? Denn dessen Vater war eben ein guter Bierbrauer zu Groß-Zerbst. Anfangs war er Professor zu Frankfurt an der Oder, wurde aber hernach einer der galantesten Hofleute und konnte sich in alle Manieren vortreflich schicken. An dem Wienerischen Hofe, wohin ihn der Churfürst nebst dem von Mährenholz schickete, hat er sich am ersten vor dem Kayser bedecket. Und, als er im Nahmen des Churfürsten die Huldigung im Herzogthum Magdeburg eingenommen, ist er über dem Administrator Augustus an der Tafel gesessen. Kurz, es war ein Mann, der überall seine Person wohl zu spielen wuste. Das machte, er war ehedessen Hofmeister eines vornehmen Cavaliers gewesen. Bey einer solchen Stelle hat man Gelegenheit, nicht nur vielerley Exercitien und Solennitäten beyzuwohnen; sondern auch mit vornehmen Leuten zu conversiren, welches machet, daß man das bäurische und rohe Wesen ableget, und geschliffen wird: Denn eine jede Classe von Menschen hat ihre gewisse Sitten. Man siehet also, daß es nicht unmöglich ist, daß auch ein Bürgerlicher in die Höhe komme, wiewohl solches freylich eben nicht offt geschiehet. Esaias Pufendorff ist auch hievon ein Exempel. Er war zuerst Magister in Leipzig, gieng hernach nach Schweden, wo er anfänglich bey dem Oxenstirn in ganz geringen Diensten stund; etliche sagen gar, als Laquay; nachgehends ward er dessen Secretarius, als er in Abwesenheit des ersten Secretars etwas zur Probe aufgesetzt hatte. Hierauf stieg er immer weiter, und wurde auf die letzte in Bremen Canzler, und das Fac totum. Er ist auch geraume Zeit Königl. Schwedischer Gesandter auf dem Reichs-Tag zu Regenspurg gewesen; endlich aber unter der Regierung K. Carls XI. aus Schwedischen Diensten gegangen, weil er dem Obristen in Bremen nachgehen sollte. Nach der Zeit ist er in Dänemark geheimer Staats-Minister geworden. Es kommet aber auch bey Hofe offt auf das Glück an. Manchesmahl ist ein grosser Mangel an wackern Leuten; und da kommet wohl auch ein halbgelehrter fort. Wo man hingegen die Wahl hat von tüchtigen Männern, da ist schwer in die Höhe zu kommen. Einer hat mehr Geld, mehr Freunde, ob gleich der andere mehr Fähigkeit hat. Mancher ist ein rechter Mann seiner Zeit, oder in seinem Seculo gewesen, der, wenn er itzo wieder käme, bey weitem nicht so angenehm seyn würde. Es ist also viel Fatalität dabey, und kommet vieles darauf an, in was für Zeiten einer gerathen. (26) Offt wirfft

(26) Hieher gehöret in Gracians Klugheits-Regeln die 20. Maxime, welche überschrieben ist, Hombre en su siglo, d. i. Ein Mensch seiner Zeit. Von dem Königl. Französischen Staats-Secretario, Nicolas de Neuville, Seigneur de Villeroy,

auch ein grosser Herr eine Gnade auf einen Menschen, und weiß selbst nicht woher, oder warum? Daß es also gar nicht folget, daß, weil einer gestiegen, er auch grosse Capacität haben müsse. Hieronymus Osorius, der gelehrte Bischoff von Silves in Portugall, der so schön Latein schreibet, daß es die Engel nicht besser reden würden, hatte einsmahls einen Streit mit dem Staats-Secretario der Königin Elisabeth, Hatton. Da nun dieser sagete, er müste wissen, mit wem er zu thun hätte, nehmlich mit dem Staats-Secretario der Königin Elisabeth: Antworte Osorius: Daß er, Hatton, eine so grosse Stelle bekleidete, wäre zwar ein Glück für ihn, aber ein Unglück für seine Königin, daß sie keinen bessern kennete. Grosse Herren haben manchmahl einen üblen Gout, bißweilen auch weder Erfahrung noch Geschicklichkeit zu wehlen. Sie sehen keine bessern Leute, und also gefallen ihnen die ersten die besten. (27) Offt gefället ihnen etwas im Gesichte, ohne weitere Ursache. Demnach folget es nicht selten eben sowohl: Dieser oder jener ist groß geworden; *also ist* er ein Geck; als dieses: Er ist groß geworden; also ist er gescheid. Es kan beydes seyn, und auch nicht seyn. Die Leute an den mehristen Höfen haben mehr Schein als Realität. Offt bestehet ihre ganze Kunst in ein wenig Manierlichkeit und Beobachtung des Wohlstandes, welches sie durch Uebung und eine lange Routine gelernet haben. Wenn sie aber vom Hofe entfernet seynd, und an Orten sich befinden, wo sie sich nicht zwin-

leroy, der die beliebten Memoires d'Etat geschrieben, wird als etwas ausserordentliches erzehlet, daß er vier Königen gedienet, und bey allen in grossem Ansehen gestanden. Denn in Frankreich seynd allezeit die Staats-Secretarii unter die grösten Minister gezehlet worden. Jeannin, Sillery und andere haben auch vielen Königen gedienet. Hier muß man des Perefixe Leben des Königs Heinrichs IV. lesen, worinnen das ganze Ministerium dieses Königs characterisiret wird. Ludwig XIV. der aus erstgedachtem Buche unterrichtet worden, hat auch mehrentheils gute Minister gewehlet. Doch findet man auch einige exempla in contrarium, wie der Lauzun, der Vivonne, &c. Den erstern beförderte er, weil er mit ihm aufgewachsen war, und ihm verschiedene Maitressen zugeführet hatte: Der andere aber wurde durch die Montespan erhoben. Es sahe auch gedachter König zu viel auf die Physiognomie: Wie er denn deswegen den Prinzen Eugenium nicht in Dienste nahm, weil ihm das Gesicht nicht gefiel.

(27) Der Französische Poet *Liniere*, wie man in der Lebens-Beschreibung des Boileau lieset, wurde Anfangs von allen bewundert, und reichlich beschenket, so daß er, wenn er gescheid gewesen wäre, und nicht alles wieder hätte daraus geben lassen, hätte reich werden können. Wie aber Boileau anfieng durch seine Verse sich hervor zu thun, und zeigte, was Liniere für ein elender Poet wäre, und was für einen verderbten Geschmack die Leute bißher gehabt hätten; fiel jener auf einmahl, so daß er auf die letzte hätte Hungers sterben müssen, wenn ihm nicht Boileau aus Großmuth, und weil er Ursache zu dessen Verfall gegeben hatte, jährlich etwas gewisses zu seinem Unterhalte gegeben hätte.

zwingen dürffen, da siehet man erst, daß sie in der That schlecht moralisiret seyn. Mit der Gunst und Zuneigung grosser Herren ist es eine wunderbare Sache, davon man offt keinen Grund angeben kan. Der Graf von Portland, der sehr arm und anfangs Page gewesen, ward von dem König William so sehr geliebt, daß der König noch auf seinem Tod-Bette seine Hand ihm auf die Brust legete, und ihm seiner Liebe versicherte. Man suchete ihn offt zu stürzen; denn den Mignons ist man allezeit feind: William aber blieb ihm beständig gnädig. (28) Und da man ihn fragte, warum? wuste er keine Ursache anzuführen. Ich kenne einen gewissen Hof; da ist ein Mann, der weiter keine Qualitäten hat, als daß er ein guter Musicus, und dabey ein Guerrier d' amour ist; und doch regieret er den ganzen Hof. Wenn man den Fürsten fraget, warum er ihn so sehr liebe: So weiß er keine andere Ursache anzugeben, als daß er überaus wohl spiele. Es kommet demnach das meiste auf die Inclination des Herrn an. Mancher kommet durch die Mahlerey empor, weil etwa der Herr ein Liebhaber davon ist: Ein anderer durch die Jägerey: Ein anderer wieder durch etwas anders. Bey dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig hat einer, der die Bau-Kunst und Mahlerey verstanden, sein Glück machen können. Seynd die Fürsten Liebhaber von der Gelehrsamkeit; so werden die Gelehrten hervor gezogen, u. s. w. Bey unserm jetzigen Könige (Friedr. Wilh.) haben fast alle die ihr Glück nicht gemachet, welche bey dem vorigen in Gnaden gestanden waren. Manchmahl gefället einem grossen Herrn ein ich weiß nicht was, und manchmahl stösset er sich an einer Kleinigkeit. (29) Die geringsten Dienste und kleinesten Gefälligkeiten seynd offt hinlänglich, das Glück bey einem Fürsten zu machen. Hierauf aber verlässet sich ein Kluger nicht. Es lauffet auch meistentheils zuletzt übel ab, wie man unter andern an dem Exempel des Groß-Connetable von Frankreich, des Herzogs von Luynes, siehet.

VII.

(28) Er hat erstaunlichen Reichthum hinterlassen. Sein Sohn aber, der junge Portland, dessen Præceptor Mr. *le Vassor* gewesen, hat fast alles verthan. Nichts destoweniger ist er wieder gestiegen, und vor nicht langer Zeit vom Könige zum Gouverneur von Jamaica in America gemachet worden.

(29) Z. E. alte Leute müssen nicht leicht bey jungen, muntern Herren Dienste thun, oder suchen. Ich weiß einen wackern General, der wie der jetzige König A. zur Regierung kam, abdankte, und sagte: Ich bin ein alter Mann; also muß ich auch einen alten Herrn suchen. Den jungen Herren gefallen die alten Generals nicht, und wenn sie sehen, daß ein alter nicht geschwinde zu Pferde kommen kan, denken sie gleich, er könne nicht recht mehr commandiren. Er gieng hierauf in andere Dienste, und wurde auch gleich angenommen.

VII.

Worauf die Geschicklichkeit eines Hof-Manns fürnehmlich ankomme.

Die gröste Kunst eines Hof-Manns bestehet darinnen, daß er die Gnade des Herrn zu erhalten wisse. Er muß also alle Aufmerksamkeit, Fürsichtigkeit und Treue anwenden. (30) Ein durch Fleiß und Erfahrung geübter scharffsinniger Witz, und dann auch eine geschäfftige Munterkeit (Solertia et dexteritas) seynd diejenigen Mittel, wodurch einer an Höfen sich natürlicher Weise am besten helffen kan. Was das erste anlanget, so kommet viel darauf an, daß er einen Unterschied und eine Wahl zu treffen wisse, durch welche Personen er seine Absichten durchtreiben könne und wolle. Denn einer, der sich an einen Hof begiebt, will sein Glück machen, und um zu reußiren, gehören andere Personen und Künste dazu. Viele hängen sich an Leute, die ihnen nicht viel helffen können, an Laquayen, an Weiber, u. s. f. Diese schlieffen a particulari ad vniuersale. (31) Weil sie nehmlich gehöret, daß etwa einmahl einer durch dergleichen Personen zur Beförderung gelanget; so denken sie, es werde ihnen auch glücken. Viele werden auf solche Weise betrogen, lassen sich äffen, schmeichlen und geben Geld, in der Meynung, dann werde es kommen, und hoffen also von Tag zu Tag auf ihre eingebildete Erhebung. Endlich wird doch nichts draus, und das Geld ist ausgegeben.

(30) Der Hof ist eine grosse Schule, da keiner auslernet. Daher ist grosse Behutsamkeit, Aufmerksamkeit und Fürsichtigkeit nöthig. Denn nicht allein der Fürst ist zum öfftern von einem falschen und übelgearteten Gemüthe; sondern der ganze Hof bestehet meistens aus bösen Leuten, die mit ihren Affecten eingenommen, und dabey schlau, mithin so begierig als künstlich seynd, andern zu schaden. Hohe und Niedere am Hof seynd hierinnen auf gleiche Art beschaffen. Deswegen thut ein Kluger auch dem allergeringsten nichts zuwider. Der kleinste kan offt mehr schaden als ein grösserer. Denn Leute, die die Aufwartung am Hofe bey der Herrschafft haben, es seyen Manns- oder Weibs-Personen, haben mehr Gelegenheit als andere, mit der Herrschafft zu sprechen, und Fürstliche Personen werffen auch offt eine besondere Affection auf einen geringen Menschen. Man muß also, wie jener sagte, keine Schabe und keine Ratte seyn, das ist, niemand benagen, von niemand übel reden. Julius Cäsar begegnete jedermann mit grosser Freundlichkeit und Leutseligkeit, biß er die Herrschafft von Rom an sich gebracht hatte. Alle Personen, die hoch steigen wollen, und dabey klug seynd, suchen sich vorher bey jedermänniglich zu insinuiren.

(31) Es geschiehet freylich bißweilen, daß einer durch eine Dame, durch einen Secretaire, durch einen Cammer-Diener ꝛc. etwas erhalten kan. Bey dem hiesigen Administrator hat keiner sein Glück machen können, der sich nicht an den Leib-Page addreßiret. Dieser hat Canzler und Regierungs-Räthe gesetzet, und alles vergeben, ist auch allein reich geworden. Bey dem Könige Ludwig XI. in Frankreich hat niemand mehr ausrichten können, als der Leib-Barbier. An dem Hofe zu N. war der Cammer-Diener so allmächtig, daß alle geheime Räthe sich um seine Gunst bewarben, und Brüderschafft mit ihm getrunken haben.

ben. Das seynd einfältige Tropfen, elende Pflaster-Treter, Gedanken-Räthe, die durch ihre Aufführung zu erkennen geben, daß sie kein Judicium haben, weil sie nicht sehen, welche Leute dienlich seyen und sie heben können. Ferner, wenn ich den Zweck habe, mein Glück zu machen, muß ich auch betrachten, durch was für Künste ich in die Höhe kommen könne. (32) Denn an einem Hofe fortzukommen seynd andere Künste vonnöthen, als wenn du z. E. ein Schul-Rector zu werden gedenkest. Wenn du gleich einen noch so schönen Commentarium über den Virgilium, Horatium, Petronium Arbitrum, schreiben könntest, wirst du dich doch nicht heben. (33) Doch muß man hiebey fürnehmlich auf die Neigung des Herrn sehen. Ist derselbe ein Baumeister, ein Mathematicus; so muß man neue dahin gehörige Erfindungen und besondere Vorschläge beybringen. Also haben bey dem Herzog Anton Ulrich, wie schon oben gemeldet, viele ihr Glück durch die Mahlerey gemachet, weil er ein grosser Liebhaber davon war, sich selbst lang in Italien aufgehalten, und viele Schildereyen angeschaffet hatte. König Jacob I. in Engelland liebete die Lateinische Sprache so sehr, daß er den Ciceronem immer imitiren wollte. Daher haben die Latinisten, und alle die in humaniori litteratura etwas gethan hatten, sich unter ihm geschwungen. Er hatte den Buchananum, der in der Lateinischen Sprache sehr stark war, zum Hofmeister gehabt. Vor diesen Mann war diese Art der Gelehrsamkeit sehr gut und rühmlich; aber nicht für den König. Nichts desto weniger bildete sich Jacobus viel darauf ein, und alle, die seine Gnade haben wollten, musten sagen, der König schriebe besser Latein als sie, er wäre inimitabel, in ihm wohnete die ganze Fülle der Lateinischen Sprache leibhafftig. Dergleichen

(32) Es muß einer fürnehmlich ein judicium discretiuum haben, um zu wissen und abzuwägen, wozu er sich schicke. (S. Gracians Max. 2. 34. 89.) Viele seynd so unbedachtsam, daß sie sich um Aemter bewerben, dazu sie doch kein Geschick haben. Wer ein Ober-Jägermeister werden will, muß die Jägerey aus dem Grunde verstehen. Wer einen Stallmeister abzugeben gedenket, muß das Reiten verstehen. Ich weiß einen, der unter unserm vorigen Könige unter die Garde gekommen war. Wie aber der König einmahl ausfuhr, so konnte jener nicht so geschwinde reiten, als gefahren wurde; Da wurde er abgesetzet. Hätte er einen andern Dienst gehabt, würde er selbigen vielleicht besser haben versehen können. Es ist demnach kein Wunder, wenn an Höfen bald dieser bald jener caßiret wird, und continuirliche Veränderungen vorgehen.

(33) Ich weiß einen, der einen schönen Tractat schrieb de sensu veri & falsi, eine hübsche Logic, und meynte sich dadurch bey Hofe zu recommandiren und groß zu werden, weil er sich einbildete, die Hof-Leute könnten die Logic auch brauchen. Daran ist nun wohl kein Zweifel; allein sie wissen und begreiffen doch nicht vim & effectum Logices.

chen Lob zu hören war ihm die gröste Freude. Mancher grosse Herr ist ein Feind von der Juristerey und vom Advocaten-Wesen, wie z. E. unser König, der auf die Juristen und Advocaten gar nichts hält. Da darf dann ein kluger nicht sagen, daß er sich darauf verstehe: Indessen aber muß er es doch wissen; denn ohne Juristerey kan man nicht hoch fliegen. Kurzum, du must den Hof kennen lernen, und Acht geben, wohin der Herr inclinire. Hat derselbe allerhand strittige Gerechtsame und Ansprüche; so must du dich auf das Staats-Recht und die Historie mit allem Fleisse legen. In Sachsen hat niemand leicht Beförderung zu hoffen, der nicht das Sächsische Recht weiß. La Chicane wird daselbst ästimiret. Denn die Sachsen haben sonst nichts zu thun, sondern leben ruhig; ausser was sie mit uns Brandenburgern und mit dem Kayser, wegen der Gränzen, noch bißweilen zu streiten haben. Das übrige bedeutet nichts. Also ist bey ihnen eine andere Art sein Glück zu machen, als bey uns. Wir gränzen mit dem Kayser, mit Sachsen, Schweden, Holland, mit dem Czaar, mit Pohlen, fast mit allen Churfürsten: Und da brauchen wir allerhand Studien. In Sachsen hingegen thun es die Studia iuridica fast allein. Dahero man da öffters höret: Der und der ist wohl gelehrt, hat aber keine Studia Saxonica. Ob es klug sey, daß sie die Chicane so hoch halten, ist eine andere Frage. Im übrigen kan ein jeder dergleichen Conclusiones nach Unterschied der Höfe mehr machen: Denn was der Fürst liebet, das ästimiret er auch an einer andern Person. Hiernächst haben auch alle Beförderungen an Höfen ihre gewissen besondern Umstände, welche man nicht ausser Acht lassen muß. Am besten und sichersten ist, man halte sich an den Premier-Ministre, an den Liebling, der zugleich die Geschäffte unter Händen hat. Denn es giebt auch viele Lieblinge, die sich gar nicht in die Geschäffte mischen. In Sachsen kenne ich einen Cavalier, der ein Mignon vom König ist, sich aber in nichts menget, auch nicht einmahl für seine Freunde und Anverwandte sorget. Wo hingegen ein Richelieu, ein Mazarin, am Ruder sitzet, da thue ich ja ungereimt, wenn ich mich an einen andern halte; ja, wenn ich auch gleich gerade vor den Herrn selbst gehe. Gesetzt, der Herr hätte mir bereits etwas zugesaget: So verdrießt es doch unfehlbar den Minister, daß er vorbey gegangen worden, so daß er spricht: Er soll es doch nicht werden! Darauf gehet er zum Herrn, stellet die Sache widrig vor, saget, der Kerl sey zu der gesuchten Stelle untüchtig, und dergl. Damit nimmt der Herr sein Wort wiederum zurück. So weiß ich ein Exempel, daß unser voriger König einmahl auf Vorstellen eines Ministers sein gegebenes Billet wieder zurück

gefordert. Gesetzt aber auch, daß sich der Minister fürchtet dieses zu thun, so wirfft er doch einen der wider seinen Willen etwas geworden ist, bald wieder von der erlangten Ehren-Stelle herunter. Man muß also den Premier-Ministre ja nicht vorbey gehen noch disgustiren. (34) Hat doch mancher Fürst selbst das Herz nicht, seinem Premier-Ministre etwas zu wider zu thun, sondern fürchtet sich, ihn vor den Kopf zu stossen; wie von dem König Ludwig XIII. in Frankreich le Vassor erzehlet. Das andere Mittel, wodurch sich ein kluger Hof-Mann fest setzen, und die Gnade seines Herrn erhalten kan, ist, wie oben gedacht, eine geschäffrige Munterkeit oder Dexterität. Wenn man seine natürliche Fähigkeit recht schleiffet und anwendet, so kan man sich sehr helfen und es mit der Zeit weit bringen: Denn ein bloß natürlicher guter Verstand thut es nicht allein. (35) Von dem jungen Montmorancy, dem der Richelieu den Kopf hat abschlagen lassen, lieset man, daß er nicht studiret gehabt, und doch manche wichtige und schwere Sachen blos durch seinen bon sens verrichtet habe. Allein dergleichen Exempel seynd sehr selten. Man siehet, daß ein Körper, der geschwind und gelenk von Natur ist, durch Kunst und Uebung noch geschwinder wird: Also muß man auch am Verstande die Kunst und Uebung

(34) In Dr. ist dermahlen der Herr von W. am Brete. Da kam unlängst ein gewisser Mensch zu dem Könige, den er wohl leiden konnte. Der König sagte zu ihm: Er sollte sagen, was er ihm zu gute thun solle. Jener antwortete: J. M. mögten ihn doch bey dem Herrn von W. recommandiren. Der König ließ denselben gleich ruffen, und sagete zu ihm: Höret W. Ich recommandire euch diesen Menschen. Sorget mit Nachdruck für ihn. Da kan man sich leichtlich einbilden, was der Minister für eine Conclusion aus dieser Begebenheit werde formiret haben. Er sprach auch zu diesen Menschen: Hat euch der Teuffel geritten, daß ihr dieses zu dem Könige gesaget? Unterdessen aber erhielt jener eine ansehnliche Stelle.

(35) Wenig Hof-Leute haben einen richtigen Begriff von der Klugheit. Viele verstehen nur einen natürlichen Witz und guten Verstand (bon sens) darunter; viele auch ein Raffinement oder ein listiges, schlaues Wesen. Beedes ist gefehlet. Ein kluger ist fürsichtig; deswegen hat er auch eine vernunftmäßige Furcht. Aber ein natürlicher Verstand und die Klugheit seynd sehr unterschieden. Zur Klugheit gehöret eine grosse Fürsichtigkeit, eine Mühe, ein fleißiges Nachdenken, eine Erfahrung. Darum seynd junge Leute selten klug; denn es fehlet ihnen an der Erfahrung; sie nehmen sich nicht in Acht, werden leichtlich betrogen, fallen in Ausschweiffungen, ꝛc. Die Wissenschafft, das Lesen guter Bücher, seynd trefliche Mittel zur Klugheit zu gelangen: Denn sie bringen uns fremde Erfahrung zuwege. Der bon sens aber, oder der natürliche Verstand, bleibet freylich der Grund: Nur muß man nicht denken, derselbe und die Klugheit seyen einerley. Im übrigen soll ein junger Mensch, wenn er klug ist, nicht wünschen, geschwind hoch zu steigen, sondern lieber stuffenweis befördert zu werden. Auf solche Art wächset seine Erfahrung. Es ist ja besser, in männlichem und reiffen Alter zu steigen, als zu fallen, wenn man erst recht blühen sollte, und hernach den Rest seines Lebens im Verdruß zuzubringen.

nicht hintan setzen. Dadurch wird man erst arbeitsam, gedultig und activ. Dieses recommandiret offt mehr als die gründlichste Wissenschafft. Es darf einer nur halb gelehrt seyn, aber nur mit munterer Fertigkeit etwas ausrichten, das in die Augen fället, und daran man nicht gedacht hätte: So wird man ihn vor andern erheben. Die Erfahrung und Uebung poliret unsere Theorie und unser Naturell, und man bekommet dadurch eine Routine von den Verrichtungen. Von dem Henniges ist bekannt, daß er zuerst Doctor legens auf der Universität zu Frankfurt an der Oder gewesen. Der Joh. Friedrich von Jena recommendirte ihn hernach dem Könige. Da kam er als Gesandter vom Herzogthum Magdeburg, wie auch von den Fürstl. Anhaltischen Häusern nach Regenspurg, und brachte durch seine Geschicklichkeit zuwege, daß die Gesandten der Evangelischen Stände in seinem Hause zusammen kamen, welches vor dem noch nie geschehen war. Hierüber hatte der König ein solches Wohlgefallen, daß er ihm sogleich 4000. Thaler schenkete und noch eine jährliche Pension dazu gab. Es ist hierinnen mit einem Hof- und Staats-Manne beschaffen, wie mit einem Soldaten, der sich durch eine besonders rühmliche That hervor thut. Und das halte ich für die beste Kunst zu emergiren, daß, wenn man erst einen Fuß hat, man eine etwas wichtige Sache unternehme, dabey alle Schwürigkeiten zu übersteigen und durch behörigen Fleiß und Munterkeit sie zu Stande zu bringen suche. Der Baron Charnacé hat sich durch seine unvermuthete Verrichtung, da er nehmlich den König in Schweden Gustav Adolphen bewogen, auf Deutschen Boden zu gehen, bey dem Cardinal Richelieu in ungemeinen Credit gesetzet, und ist dadurch einer der grösten Leute in Frankreich geworden. Es kommet offt auf eine unerwartete Gelegenheit an, auf einen Punct der Zeit. Accidit in puncto, quod non speratur in anno. Wer nun weiß, sich der Gelegenheit klüglich zu bedienen, der steigt: Wo nicht, so bleibet er in der Finsterniß. Wer bey Hofe steigen und sich erhalten will, muß nicht langsam und pesant, sondern geschwinde und prompt seyn. Die grossen Herren haben keine Gedult; und wenn du denkest, sie sollen auf dich warten, so bist du unfehlbar verlohren. Geschwinde Köpfe gehören an Hof, und je fertiger einer ist, je besser kan er sein Glück machen. Ich weiß einen Cavalier, welcher blos dadurch sein Glück gemachet, weil er beständig gegenwärtig gewesen, und alles genau in Acht genommen. Kein Mensch konnte sich darein finden, warum er so gestiegen wäre: Der Herr aber sagete einsmahl selbst: Er wüste wohl, daß andere da wären, welche mehr Witz und Raffinement hätten; aber jener wäre doch accurat und behende. Die Königin Christina in Schweden ist dem Saluio günstiger gewesen,

als dem Oxenstirn: denn Oxenstirn war etwas bedächtlich und langsam; jener hingegen promter und activer. Der Comte d' Avaux in Frankreich war von Jugend auf in Staats-Geschäfften erzogen worden, und viel nachdenklicher als der Servien; und doch hat Mazarini den Servien mehr geliebet als jenen. Es ist demnach ein sehr grosser Vortheil, wenn ein Mensch sich beyzeiten eine Munterkeit und Fertigkeit angewöhnet. Die Langsamkeit und das schwere Wesen des Körpers kan durch tüchtige Leibes-Uebungen, die Schwermuth und Trägheit des Geistes aber durch gute Conversation und durch Geschäffte vertrieben werden.

VIII.

Was die Tugenden eines Hof-Manns anlanget, so muß freylich, wie bey einem jeden, der ein ehrlicher rechtschaffener Mann seyn will, die Frömmigkeit oder Gottesfurcht oben an stehen. (36) Viele stehen in den irrigen Gedanken, daß bey Hof die Gottesfurcht nicht wohl statt finde, und also ein Hof-Mann sich darum eben nicht sonderlich zu bekümmern habe. Allein das wird kein vernünfftiger Mann approbiren. Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze. Ohne dieselbe wird keiner seinem Herrn treu dienen. Wenn die Menschen alle Frömmigkeit verlassen, so ist kein Wunder, wenn sie verunglücken, in allerhand Thorheiten fallen, und endlich gar ins Gefängniß kommen. Wir haben fast mehr Exempel von grossen Hof-Leuten, welche im Gefängniß gestorben seynd; als von solchen, die auf dem Bette verschieden. Man darf nicht denken, als ob alle, die so verunglücket seynd, ihren Herren seyen untreu gewesen; sondern sie haben ihrem Herren mehr gedienet, als GOtte. Die fleißigsten und arbeitsamsten versehen bißweilen etwas; da verläst sie unser HErr GOtt, und also gehen sie zu Grunde. Die wenigsten haben eine wahre Absicht, warum sie nach Hofe gehen. Viele haben nicht einmahl einen rechten Begriff von der natürlichen Religion, geschweige denn von der Christlichen. (37) Die wahre Frömmigkeit bestehet nicht darinne, daß ich den ganzen Tag singe und bete, welches im Gegentheil vielmehr

Von der Frömmigkeit oder Gottesfurcht eines Hof-Manns.

(36) Eigentlich wäre es nicht einmahl nöthig, von der Gottesfurcht hier zu handeln. Denn sie wird ohnedem supponiret, und gehöret zu der Idee eines jeden rechtschaffenen ehrbaren Menschen; noch vielmehr aber eines Christen; nicht aber eigentlich zu der Idee eines Hof-Manns, in so ferne er einen Hof-Mann vorstellet. Denn da sollen eigentlich nur die besondern nicht aber die allgemeinen requisita angegeben werden.

(37) Machiavelli hat gemeynet, bey Hofe könnte man unmöglich nach den Regeln des Christenthums leben: *Buddeus* aber hat ihn in seiner Theologica thetica insbesondere widerleget, und gewiesen, wie alles wohl bey einander stehen könne.

ein Kennzeichen der Heucheley ist: Sondern darinnen, daß ich mich für den allmächtigen GOtt demüthige und erkenne, daß alle meine Wohlfahrt von ihm abhange, und er mich auch in einem Augenblick könne zu nichte machen. Das kan ich in meinem Kämmerlein thun, ohne daß ich nöthig habe den ganzen Tag zu plappern: Denn dieses Plappern ist eine Anzeige, entweder einer Superstition oder einer Enthusiasterey, oder einer groben Heucheley. Es wäre zu wünschen, daß alle Leute einen rechten Concept von der Gottesfurcht hätten. Die Furcht GOttes ist der Weißheit Anfang, heisset es billig auch hier. Denn wer GOtt fürchtet, der lässet seinen bösen Begierden nicht den Zügel. Aber es gehöret eine innerliche Rechtschaffenheit und Probité dazu: Sonst wird ein opus operatum daraus. Unzehlich viel Leute, auch wohl Theologen, sagen den erstangeführten Spruch so her, und wissen nicht, was er eigentlich bedeute. (38) Nehmlich, wer GOtt von Herzen fürchtet, der denket auch nach, ob das, was er thut und will, recht seye? Er bemühet sich seine Affecten zu unterdrucken, und immer sowohl innerlich als äusserlich besser zu werden. Mancher thut etwas gutes und löbliches, aber nicht aus innerlichem Trieb und ächter Neigung; sondern aus Zwang und Menschen-Furcht. Z. E. er trinket keinen Wein, wenn der Herr keinen trinket, wie der Don Pedro von Portugall, der keinen Wein riechen konnte, oder wie des Königs in Engelland Frau Mutter, die verwittibte Churfürstin Sophia, die keinen Schnuptobac und Haar-Puder riechen kan. Dergleichen Zwang aber fället weg, wenn man sich nicht mehr scheuen darf. Eben so ist es, wenn man einen Affect durch den andern bezwingen und ausrotten will. Das kommet mir eben so vor, als wenn ein Doctor die Wassersucht curiren will, und bringet die Schwindsucht heraus, oder umgewandt. Es kommet demnach auf die innerliche Frömmigkeit alles an, daß man nehmlich betrachtet, ob eine Handlung rechtmäßig und erlaubt sey, oder nicht. Denn wer sich für GOtt fürchtet, der verabscheuet das Böse. Die gar zu viel auf den äusserlichen Gottes-Dienst sehen, seynd meistentheils Heuchler. Du siehest es ja im bürgerlichen Leben. Ein Mensch, der zu viel Complimenten machet, und bey allen Worten über die Achsel voltigiret, ist falsch. Man muß wohl Complimenten machen, des Wohlstandes wegen,

(38) Ich bin immer willens gewesen, einmahl eine eigene Dissertation in meine Gundlingiana über gedachte Worte, die Furcht des HErrn ist der Weißheit Anfang, zu machen. Indessen aber hat *Campegius Vitringa* in seinen Aphorismis theologicis recht schön gezeiget, wie ein frommer Mensch beschaffen seyn solle, und daß es dabey fürnehmlich auf die innerliche Verfassung und Einrichtung des Gemüths ankomme. Die andern Dinge, saget er, seynd nur Aufmunterungen, und können zu Zeiten geschehen.

wegen, und um die Thoren zu gewinnen; aber nicht zu viel. Wenn nun aber einer auch würklich fromm ist; so darf er deshalben nicht gleich denken, daß ihm alles nach Wunsch gehen und er gerade an dem Ort ankommen werde, wo er hin will. Ich habe in meinem eignen Leben gefunden, daß ich am wenigsten geworden bin, was ich habe werden wollen. Man muß die Gelegenheit beobachten, die uns GOtt darbietet. Es ist auch gut, daß es uns bißweilen widrig gehet. (39) Man siehet also, daß ein honête homme die Frömmigkeit aus seinem Systemate nicht lassen könne. Aber ein anders ist ein guter Christ seyn, und wieder ein anders einen Lehrer und Apostel abgeben wollen. Ein frommer Hof-Mann darf bey Hofe nicht eben predigen, den Leuten ins Gewissen schreyen, einen Eiferer abgeben, die Tauben-Krämer ausjagen, das Otterngezüchte wegpeitschen, u. s. w. Er muß aber auch nichts Böses gut heissen, sondern es, so viel möglich, zu hindern suchen; jedoch alles mit Manier und Soupleſſe. Denn ein prophetischer Geist schicket sich nicht nach Hof, oder er muß sich bald wieder entfernen. Wiewohl es besser ist, wenn ein frommer Mann am Hofe bleibet. Er giebet wenigstens ein gutes Exempel, und zeiget, daß er ein kluger, gedultiger und gelassener Mann sey, auch mitten in dem Sturm. Wer weggehet, wird nur ausgelachet und desto mehr verfolget. Wir müssen in der Welt viel Ungerechtigkeit und Bosheit mit ansehen; und zwar mit Gedult: denn es kan doch nicht alles reformiret werden. Man muß der Zeit in der Stille erwarten. Kan doch ein Hof-Prediger nicht alles ändern: denn er ist auch kein Prophet; sondern er lehret und ermahnet nur, so öffentlich als in geheim; aber mit Manier, per indirectum. Nur schmeicheln soll er nicht; denn dadurch ärgert er den ganzen Hof. Ein Feuer-Geist bessert nichts, und schadet sich selbst am meisten: denn er muß fort, und hat also keine Gelegenheit mehr, andere zu bekehren.

IX.

Von den übrigen Tugenden eines Hof-Manns seynd fürnehmlich drey zu recommandiren: Nehmlich Fleiß, Gedult und Bescheidenheit. Was

Von den vornehmsten Tugenden ei-

(39) Der Graf *Rabutin Buſſi*, ein Bel Esprit, fiel in des Königs in Frankreich Ungnade, weil er auf dessen Liebes-Händel in einem Buche gestichelt hatte, muste in die Bastille, und hernach gar sich vom Hofe entfernen. Darüber hat er sich Anfangs sehr ungeberdig gestellet, endlich aber seine Thorheit erkennet, und gesaget: Es wäre ihm in der Jugend zu wohl gegangen, deswegen wäre er hochmüthig geworden, und endlich zu Grunde gegangen, da er sich denn nicht gleich in sein Unglück hätte schicken können. Daher schrieb er ein Tractätgen de l'Usage des adverſitez an seine Kinder, worinnen er unter andern saget: Sie sollten GOtt loben, wenn er ihnen in der Jugend Unglück schickete.

nes Hof-Manns.

Was den Fleiß betrifft, so siehet man leicht, daß ohne denselben keiner grosse Sprünge bey Hofe thun werde. Du verlangest ja von deinem Hauß-Gesinde, von deinen Laquayen, daß sie fleißig, sorgfältig und accurat seyn sollen, und je mehr sie es seynd, je lieber hast du sie. Nun seynd aber alle Hof-Leute in Ansehung grosser Herren nichts als Diener. Also seynd Fürsten und Herren hierinnen eben so wie du gesinnet. Du siehest nicht gern, wenn dein Diener faul ist, wenn er dich selber lässet Diener seyn: Folglich gefället es auch deinem Fürsten nicht, wenn du keinen Fleiß bezeigest. Grosse Herren sehen sehr auf Accurateſſe, ob einer ponctuel ist in seinen Sachen; ob er zu gesetzter Zeit zugegen sey; ob er das, was ihm befohlen ist, ohne Verzögerung thue; imgleichen, ob er in seinen privat-Angelegenheiten eine gute Ordnung halte, als ein guter Hauß-Wirth. Denn wie kan z. E. einer ein guter Cameralist und Finanzier seyn, wenn er selbst von seinen Schuld-Leuten alle Tage überlaufen wird? Wie will derjenige einen guten Hof- oder Reise-Marschall abgeben, der sich um keine Rechnung bekümmert? Der Kayser Carl IV. that wohl daran, daß er einen Mönch zum Cammer-Rath machete, weil er gesehen, daß selbiger das ganze Closter in kurzer Zeit in sehr gute Ordnung gebracht hatte. Daher sagete der Kayser: Kanst du dein Closter und dessen Einkünffte so wohl anordnen: So wirst du dich auch zu meinen Finanzen wohl schicken. Wenn einer sparsam und ein guter Hauß-Vater ist, so machet er seine fortune viel eher, als ein anderer; und man urtheilet aus seinen guten Anstalten und aus der Vermehrung seiner Güter, daß er klug sey, und alles wohl verstehe. (40) Einen faulen, liederlichen, unordentlichen Menschen kan man nicht brauchen. Machest du ihn zu einem Soldaten und er soll Wach stehen, so schläfft er, und lässet den Feind einbrechen. Machest du ihn zu einem Lehrer; so kommet er mit der Feder-Mütze ins Collegium, oder versäumet manche Stunden, so daß es bey ihm zum öfftern heisset, wie bey jenem: Abite! Dominus Professor noster nondum exhalauit crapulam. Bey Hofe seynd faule, wollüstige Leute auch nichts nütze, ausser daß sie etwa dem Herrn, zumahlen wenn er selbst wollüstig ist, die Zeit vertreiben helffen, mit ihm auf dem Brete spielen, und dergl. Wer fleißig ist, der ist auch geduldig. Geduld aber ist eine der nothwendigsten Tugenden bey Hofe. Man muß viel vertragen können, und offt lange warten, biß einen der Herr oder

der

(40) Bey unserm Könige hat ein gewisser von Adel sein Glück gemachet, weil er sein Gut von zehn biß zwölf tausend Thalern auf dreyßig tausend verbessert hatte. Daher ist er dem Könige recommandiret, und hernach von ihm ansehnlich befördert worden.

der Minister nur gnädig ansiehet. (41) Wer nichts vertragen kan, bleibe lieber weg. (42) Grosse Herren seynd bißweilen hämisch, und suchen einen zu quälen. Der Cardinal und Erz Bischoff zu Toledo, Ximenes, kan hier zu einem Exempel dienen. Er war einer der grösten Leute in ganz Europa, und Ursache an Spaniens Flor und Aufnahme: Daher auch die Königin Isabella viel auf ihn hielte. Allein das verdroß ihren Gemahl, den Ferdinandum Catholicum; daher er ihn auf alle Art und Weise zu quälen suchete. Als der Cardinal einmahl angab, die Mohren anzugreiffen, und damit Spanien eine Vormauer hätte, die Festungen Oran und Larache in Africa ihnen wegzunehmen: So approbirte zwar Ferdinandus Catholicus diesen Anschlag, sagete aber, er hätte kein Geld. Wollte nun der Cardinal sein Fürhaben nicht rückgängig werden lassen, muste er es selbst hergeben. Das that er auch, und schickte sich mit Gedult in die Zeit. Was hätte er anders thun sollen? Weglauffen ist keine Kunst; wohl aber sich bey seinem Posten zu erhalten wissen. Grosse Staats-Minister müssen viel ausstehen können. Das hat unter andern auch Richelieu in Frankreich wohl erfahren. Der König Ludwig XIII. hatte zwar nicht das Herz, ihm gerade zu etwas zuwider zu thun; doch aber mortificirete er ihn bald auf diese bald auf jene Weise. Er nahm ihm seine Garde weg. Der Cardinal aber wuste sich deswegen wohl zu verantworten, indem er sagete: Es käme zwar auf den König an, ob er *ihm* eine Garde lassen wollte oder nicht; allein es wäre dem König selbst daran gelegen: Denn wenn er ihn zum Minister haben und behalten wollte, so müste er ihm auch genugsame Sicherheit verschaffen. Damit bekam Richelieu seine Garde wieder. Einsmahls wollte er für Verdruß *ster*ben: Denn man hatte dem Könige weißgemachet, er habe unmäßigen Reichthum auf unerlaubte Art zusammen gescharret, und suche seine Nieces groß und reich zu machen. Er spielete aber bey dieser Gelegenheit einen Streich, der sehr klug ausgedacht war. Nehmlich, dem Könige war nicht wohl dabey, als er hörete, daß Richelieu gefährlich krank läge.

Denn

(41) Viele seynd beschaffen, wie der Cardinal Richelieu, der manche Leute lange Zeit hat in seinem Vorgemach stehen und aufwarten lassen, ehe er sie in Dienste genommen. König Philipp II. in Spanien hat keinen zu hohen Ehren-Stellen befördert, welcher nicht vorher etliche Jahre in geringen Diensten gestanden war. Es ist dieses dazu gut, daß man sehen kan, was an einem Menschen zu thun sey.

(42) Bey Hofe muß man sich können einen Käfer zu dem rechten Ohre hinein, und zu dem linken wieder heraus kriechen lassen, ohne das Maul zu krümmen. Ich habe wohl selbst gesehen, wie an einem gewissen Hofe der Boufon einem vornehmen Minister den Tobacks-Rauch ins Gesichte geblasen.

Denn weil er selbst nicht regieren konnte, so wuste er nicht, was er anfangen sollte, wenn der Cardinal stürbe. Daher besuchete er ihn dann. Wie der König kam, so verbarg der Cardinal die Ursache seiner Krankheit, sagete aber: Weil er nicht wüste, ob er wieder aufkommen, und wie lange er noch leben würde; so wollte er hiemit alles sein Vermögen dem Könige schenken. Ihro Majestät mögten nur Befehl geben, daß ein Inventarium darüber gemachet würde, ihm aber nur auf Lebenslang den Genuß davon lassen, weil er mit seiner Pension nicht auskäme. Damit gewann er des Königs Herz vollkommen, daß dieser ihn seiner Gnade aufs neue versicherte: Und so ward Richelieu bald wieder gesund. Der arme Gonsalvo oder Gonzales von Cordua, den man κατ' ἐξοχὴν, den grossen Capitain, genennet, der dem Könige Ferdinando Catholico zwo wichtige Schlachten gegen den Herzog von Nemours gewonnen, ja, der ihm das ganze Königreich Neapel erobert hatte, hat auch einen bittern Kelch trinken und seine Seele in Gedult fassen müssen. Der König hohlete ihn selbst aus Neapel ab, und that ihm sehr schön. Nachdem er ihn aber nach Spanien gebracht hatte, ließ er ihn auf seine Güter gehen und privatisiren. Grosse Herren seynd nicht selten undankbar, und sonderlich melancholische Gesichter. (43) Es bleibet also der Satz richtig, daß hitzige Köpfe sich nicht an Hof schicken. Der Prinz von Condé in Frankreich war ein tapferer, streitbarer Krieger, aber kein guter Hof-Mann. Er trug trefliche schöne lange Haare, wie man auch aus seinem in Kupfer gestochenen Portrait sehen kan. (44) Als er nun eines Tages bey dem Herzog Gaston von Orleans, des vorigen Königs in Frankreich Bruder, zu Gaste war, so versahe es ein Laquay mit dem Lichte, und versengete ihm etwas an den Haaren. Damit sprang er auf und schmiß dem Bedienten den Stock auf dem Kopfe entzwey; ja er würde ihn, wenn der Herzog nicht dabey gewesen wäre, vielleicht gar umgebracht haben. Das war eine grosse Uebereilung. Denn obschon der Laquay einen Fehler begangen hatte; so bedeutete doch die Sache so viel nicht. Der Graf von Wartenberg Premier-Ministre an unserm Hofe, wuste sich bey dergleichen Gelegenheiten besser zu mäßigen. Ich habe selbst mit angesehen, wie, da er in einer Assemblée in einem sammeten mit Golde reich gestickten neuen Kleide

(43) Ein grosses Exempel eines hämischen und undankbaren Fürsten ist der Kayser Tiberius gewesen, welcher den Leuten, wo er nur gekonnt, Verdruß angethan hat *Amelot* hat in seinem Tibere, welches Hof- und Staats Buch jedermann lesen sollte, unvergleichliche Sachen davon angemerket. *Cyriacus Lentulus*, Professor zu Marburg, hat in seinen arcanis regnorum & rerumpublicarum auch das Leben Tiberii politisch beschrieben: doch kommt er den Amelot nicht bey.

(49) S. L' Histoire de Louïs de Bourbon II. Prince de Condé &c.

Tische saß, der Laquay aus Ungeschicklichkeit ihn mit einer Brühe fast das ganze Kleid beschüttete. Der Graf aber sagete hierüber weiter nichts, als: Thut es nicht mehr, und wischet ab! Das war eine vernünfftigere Aufführung, als des Prinzen von Condé seine, welche die Franzosen selbst nicht billigen können. Ein kluger Hof-Mann muß ferner können von sich reden und sich sagen lassen, was ihm nicht lieb ist. Er muß in gewisser masse seyn, wie der Harpagus, welcher, da ihm der König in Medien Astyages seine eigene Kinder zu essen gegeben hatte, und es ihm hernach sagete, nicht einmahl eine verdrießliche Mine darüber machete. (45) Welche Vergleichung zwar hart, aber ziemlich expreßiv ist. Man muß zu simuliren und zu dißimuliren wissen; welches nichts anders ist, als im höchsten Grad geduldig seyn, seinen Groll und Widerwillen verbeissen. Einen Hof-Mann wird bald von dem Fürsten selbst, bald von der Gemahlin, bald von dem Bruder, bald von dem Hof-Narrn, dem Page, dem Laquayen, Verdruß und Dampf angethan. Wer aber geduldig ist, kan endlich alles überwinden und träget Ruhm und Ehre davon. (46) Denn da heisset es: Der Mann ist geduldig und kan vieles verschmerzen; es muß etwas grosses an ihm seyn. Endlich wird zu einem Hof-Manne erfordert die Bescheidenheit. Von einem unbescheidenen Menschen heisset es wie Sallustius von dem Lentulo gesaget: Perincertum erat, stolidiorne esset an vanior. (47) Wer da prahlet und aufschneidet, verräth dadurch seinen schlechten Verstand. Denn entweder meynet er, die Leute glauben das, was er von sich saget, oder er meynet es nicht. Ist das erstere, so ist er nicht klug, daß er sich einbildet, gescheide Leute werden seine Aufschneidereyen für Wahrheiten annehmen: Ist das letztere, warum redet er denn? Also siehet man, daß ein solcher Mensch thöricht und von sich selbst ganz bis oben an angefüllet ist, daß keine andere Ideen in sein Gehirn kommen können. Kluge Hof-Leute müssen nicht rühmlich von sich sprechen. Wenn sie gleich grosse Thaten gethan, und einen herrlichen Sieg wider die Feinde erfochten hätten; so müssen sie doch sagen, es sey alles Principis auspiciis geschehen, und also ihnen nicht zuzuschreiben. Sie müssen seyn wie die Planeten, die allen ihren Schein von der Sonne nehmen. (48)

(45) Apud Regem, sagete Harpagus bey diesem abscheulichen Gastmahle, omnis coena jucunda est. vid. *Dan. Eremita* de vita aul. & ciuili lib. II. c. 6. p. 131.

(46) Wer das Unrecht und den Verdruß, der ihm, sonderlich im geheim, angethan wird, nicht vertragen kan, dem ist zu rathen, vom Hofe weg zu bleiben. Darum schicken sich auch die Gelehrten selten dahin: Denn die seynd insgemein ungeduldig, und rucken dem Herrn gleich den Stuhl vor die Thüre, wenn man sie nur im geringsten angreiffet.

(47) vid. *A. Gell.* Noct. Attic. Lib. XVIII. cap. IV.

(48) Dieses Gleichniß hat sich *Balzac* in

Die Sonne bey Hofe ist der Fürst, oder an dessen statt der Premier-Ministre. Ein bescheidener Mensch, der mehr thut, als er redet, machet sein Glück viel eher. Bey vielen Worten ist insgemein wenig Weißheit. Multum loquentiae, sapientiae parum. Wie kan einer viel nachdenken, wenn er so viel plaudert? Man muß bey Hofe Ohren haben, und nicht hören, Augen haben, und nicht sehen; insbesondere aber nicht viel reden, ausser wenn es der Herr befiehlet, wenn er etwa verdrießlich ist, und haben will, man solle ihm etwas erzehlen. Da ist derjenige glücklich, der viel weiß, viel gelesen hat, und also von allerhand Dingen sprechen kan. Auf solche Weise ist ein gewisser Mann bey unserm Könige groß geworden. Er war selbst viel gereiset, hatte auch die besten Reise-Beschreibungen gelesen, und konnte also viel merkwürdiges erzehlen. Wer die Welt kennet, kan einem grossen Herrn leichtlich sagen, so oder so werde es inskünfftige gehen. Nur muß er dabey mit Bescheidenheit sich *auszudrucken* wissen. Z. E. Ich halte dafür; es scheinet; es ist zu vermuthen, und dergl. Ein Prahler lüget viel, und kommet offt sehr übel bey einem Herrn an. Denn wenn der Herr saget: Thut das, was ihr gesaget habt: So bestehet er zuletzt in Schimpf und Schanden. Am besten ist, wenn man weniger redet, und mehr thut. Denn so fehlet man nicht, wenn es zur Probe kommet. Und wenn der Fürst siehet, daß man in der That mehr geleistet als versprochen habe, so recommandiret man sich auf das nachdrücklichste. Plus d'effet que de paroles. (49) *Unbescheidenheit und* Stolz seynd die Vorläuffer von einem hohen *Fall am Hofe.* Ein kluger bildet sich auf eine erhaltene hohe Ehren-Stelle nichts ein: Denn er weiß, daß ihm dadurch keine beständige Sicherheit zuwächset oder gewähret wird.

in seinem Buch, betitelt, Aristippe, ou de la Cour, bedienet. Er schreibet etwas schwülstig; offt aber gar nachdrücklich. Ein gescheider Hof-Mann muß zwar, so viel an ihm ist, Verdienste zu haben suchen, dabey aber nicht denken, daß selbige allezeit werden gebührend erkannt oder belohnet werden. Der Herr ist nicht allemahl weise, und wenn er es ja ist, so hat er Ohrenbläser um sich. Von der Königin Christina hat man wahrgenommen, daß sie diejenigen Leute, die unter ihrem Vater am meisten gegolten, nicht geachtet habe. Aus dem Oxenstirn, welcher bey ihrem Vater in so grossen Gnaden gestanden, machete sie kein grosses Werk. Sie hatte einen Franzosen, den Bourdelot, um sich, der sie wie eine Marionette lenkete, wohin er wollte. Indessen aber ist einem rechtschaffenen Manne nicht geboten, an einem solchen Hofe, wo die Verdienste nicht erkannt werden, sein Glück zu machen. Er kan es ja an einem andern versuchen. Grosse Herren werden offt über ihre allermeritirtesten Leute jaloux, oder werden regieret von Leuten, die eine jalousie überkommen, und bald nach dieser bald nach jener Charge grasen.

(49) Unter diesem Titel, und über diese Worte hat Mademoiselle *de Scudery* eine eigne moralische Abhandlung ihren Conversations nouvelles fur divers sujets einverleibet.

wird. Es kommet auf das Fiat des Fürsten an, so wird aus Nichts Etwas, und das, was vorher nichts war, wiederum zu nichts. Alsdenn zeigen sich die Menschen in ihrer rechten Gestalt, wenn sie in die Höhe gehoben und hernach wieder in die Tieffe gestürzet werden. Manche seynd demüthig, nachgebend, bescheiden, bis sie etwas werden. Wenn sie aber gestiegen seynd, so brechen ihre Laster und Mängel aus; da werden sie unbescheiden, stolz, unerträglich, und befördern damit ihren Fall. Denn alle Leute stellen demjenigen nach, der unbescheiden und übermüthig wird. Ein solcher Mensch darf auch keine sonderbare Straffe GOttes daraus machen: Denn seine eigene Thorheit stürzet ihn. Er hat die Künste verlassen, wodurch er gestiegen ist: Und da er von Natur wenig gutes hat, so muß er nothwendig fallen. Also gehöret ein gesetztes und in der Bahn der Tugend geübtes Gemüth dazu, wenn man bey Hofe ohne Anstoß glücklich fortkommen, und nicht der Urheber seines eignen Unfalls werden will.

X.

Von der Gerechtigkeit bey Hofe.

Man klaget insgemein über die Ungerechtigkeit an Höfen. Allein so wenig ich sagen kan: Es seynd lauter Huren bey Hofe, oder der ganze Hof huret, weil viele verbotene Liebes-Händel und Streiche an manchem Hofe vorgehen: (50) So wenig kan ich auch alsobald sagen: Der ganze Hof ist ungerecht. Man findet an allen Höfen gerechte und ungerechte Leute. Kein grosser Herr will für ungerecht angesehen seyn: Und wenn etwas vorgegangen ist, das einer Ungerechtigkeit gleich siehet, so wird die Schuld auf einen Minister gewelzet, welcher sodann Haar lassen muß. Die Ungerechtigkeit steiget in den Cabinetern grosser Herren. Indessen aber hat sich ein Minister wohl in Acht zu nehmen. Je ungerechter er wird, je näher kommet er seinem Falle. Dahero sterben auch wenige grosse Staats-Minister in Ruhe und Frieden. Derjenige stehet am sichersten, der keinem Menschen Gewalt und Unrecht thut. Wer sich mit anderer Leute Nachtheil in die Höhe schwingen und andere einhauen will, wird auf die letzt gestürzet. Denn alle seynd ihm feind und stellen ihm nach.

(50) So war es sonderlich an dem Hofe der Catharinen von Medicis, des Königs in Frankreich Heinrichs II. Gemahlin und Francisci I. Schwieger Tochter. Da war der Französische Hof ein rechtes Bordel. Sie half selbst ihre Damen verkuppeln und prostituiren, nur damit sie hinter alle Geheimnisse kommen mögte. Sie war ein verfluchtes Weib, und doch ist sie mit grosser Standhafftigkeit und Gelassenheit aus der Welt gegangen, so daß man gemeynet, sie wäre noch selig gestorben. *Henricus Stephani*, der in Paris so viele Bücher aus seiner Druckerey an das Licht gestellet, hat sie recht abgemahlet in dem so betitelten Discours merveilleux de la Vie, des actions & deportemens de la Reine Catherine de Medicis.

Springet eine Mine nicht, so springet die andere. Nichts schmerzet die Menschen mehr, als wenn man ihnen Unrecht thut, und sie doch bereden will, daß man ihnen Gerechtigkeit habe wiederfahren lassen. Wenn ein Minister durch Ungerechtigkeit sich bereichert und das Volk aussauget; so machet man es ihm wie einem Schwamme, den man ausdrücket, wenn er voll ist; wie es die grossen Herren den Juden machen. Ein ehrlicher Mann williget in kein ungerechtes Unternehmen; sondern suchet vielmehr den Herrn, dem er dienet, mit guter Manier davon abzuleiten. Aber dieses Wort fassen nicht alle. Die meisten dienen ihrem Herrn mit anderer Leute Schaden, und führen zu ihrem Wahl-Spruche: Suum cuique eripiendum. Sie streben durch allerhand böse Streiche, durch tausenderley Betrügereyen und Ungerechtigkeiten nach hohen Ehren, Macht und Reichthum. Aber dergleichen Künste thun in die Länge nicht gut. Wenn man die Fälle grosser Leute lieset, so wird man finden, daß die meisten gefallen seyn entweder durch Geitz und Eigennutz, oder aber durch eine boshaffte Rache, die sie an ihren Feinden ausüben wollen. (51) Der Schwedische Reichs-Canzler, Magnus Gabriel de la Gardie, war ein Herr von unvergleichlichen Qualitäten, der sich auch eingebildet, die Königin Christina würde ihn heyrathen; wie sie ihm denn auch sehr günstig war. Er ist aber durch seine eigne Bosheit gefallen, und von der Königin selbst zu Schanden gemachet worden. Denn als er den Schlippenbach hatte bey ihr einhauen und in üblen Verdacht bringen wollen; sie aber solches besser wußte, befahl sie ihm gleich, er sollte ihr nicht mehr unter das Gesicht kommen; und Schlippenbach forderte ihn noch dazu heraus. Bey Hofe muß man die Wahrheit reden, und niemand zu schaden trachten, wenn es auch gleich unser Feind wäre: Denn da sammlen wir feurige Kohlen auf sein Haupt, und gewinnen ihn vielleicht wieder, ob wir ihm gleich nicht sonderlich trauen dürffen. Hingegen einem Calumnianten ist nicht nur jedermann feind, sondern er bestehet auch nicht.

XI.

Vom simuliren und dißimuliren, wie auch vom Stillschweigen.

Das simuliren und dißimuliren wird in der Deutschen Sprache eine politische Heucheley genennet. Dieser verhaßte Nahme machet, daß manche einen Abscheu dafür haben, und es unter die ungerechten und unerlaubten Künste zehlen: Aber ohne Grund. Ein jeder Mensch simuliret und dißimuliret zuweilen. Man kan auch die Enthusiasten, die alle Simulation und Verstellung verwerfen, gar leichtlich ertappen, und sie überführen, daß sie sich derselben selbst bedienen. Solche Leute seynd nur heilig,

(51) vid. *Gratiani* tr. de casibus virorum illustrium.

heilig, rein und ohne Wandel auf dem Papier und mit dem Munde, nicht aber in der Ausübung: Das ist wahr, gute vertraute Freunde sollen gegen einander sich nicht stellen noch verstellen: Denn in diesem Falle wird beedes ein Laster. Darum saget man billig: Wenn Eheleute sich gegen einander verstellen und complimentiren, so seyen sie keine wahren Freunde. Allein, gleichwie es bißweilen erlaubt ist, eine Unwahrheit zu sagen: (52) Also kan auch einer durch sein Thun etwas ausdrücken, welches mit seiner innerlichen Empfindung und Meynung nicht überein kommet. Wir haben ja nicht lauter gute Freunde und wohlgesinnete Personen um uns; sondern boshaffte, ungerechte, feindselige Menschen, die beständig herumgehen und suchen, wie sie uns beschädigen und verschlingen mögen. Man brauchet die Verstellung wie eine Nothwehre zur Vertheidigung gegen böse Menschen, zu unserer oder der unserigen Erhaltung. Aber es gehöret ein grosser Verstand und Urtheil dazu. Wer immerzu die Unwahrheit redet, wird für einen thörichten, eiteln Kerl gehalten, und kein Mensch trauet ihm. Eben so ist es auch mit einem, der beständig, auch in gleichgültigen Dingen, simuliret und dißimuliret. Mazarini war ein Erz-Simulator. (53) Kein Mensch konnte aus ihm klug werden; es hat ihm aber

(52) Erasmus von Rotterdam behauptete immer, man dürfte keine Unwahrheit sagen. Als nun einsmahls Ulrich von Hutten Geld von ihm entlehnen wollte, gab er vor, er hätte keines. Da ihm hierauf einer erinnerte, er hätte ja Geld; warum er denn das Gegentheil gesagt hätte? Antwortete er, er habe es so gemeynet, daß er kein Geld für Ulrichen von Hutten hätte. Auf solche Thorheiten und elende Ausflüchte fallen diejenigen, welche das simuliren und dißimuliren verwerffen. Darum ist es besser, mit der Sprache herauszugehen und zu bekennen, daß das falsiloquium nicht in allen Fällen unrechtmäßig sey; wie schon *Grotius*, *Buddeus* und andere angemerket haben. Wenn ich von einem Menschen höre, der alles heraus saget, wie es ihm ums Herz ist, so denke ich, daß ein solcher zwar ein guter ehrlicher Mann sey, sich aber nur unter die Engel schicke. In dieser Welt aber ist bald hie bald da einer, der aus deinen Worten Gifft sauget, und dir listig nachstellet: Daher du bißweilen, wenn du klug bist, ein falsiloquium gebrauchen must.

(53) Dieses siehet man unter andern aus dem Handel, den er mit den Prinzen von Condé gehabt. Dieser spottete bey aller Gelegenheit in öffentlichen Gesellschafften, auch unter den Damen, über den Cardinal, welcher sich deswegen zu rächen und ihn zu stürzen suchte. Es wurde einmahl nach des Prinzen Kutsche geschossen, welcher aber zu gutem Glücke nicht darinnen war. Der Prinz klagete darüber bey dem Cardinal, und bate, deshalben zu inquiriren. Mazarin sagte: Er hätte schon dazu alle Anstalten gemachet, und sein Secretär, Mr. de Lyonne, wäre selbigen Augenblick beschäfftiget, den Befehl auszufertigen. Der Befehl aber war gestellet, den Prinzen in Verhafft zu nehmen. Indessen machete ihm Mazarini alle erfinnliche Caressen, begleitete ihn biß an die Thüre seines Cabinets, und sagte: Er würde ihn gleich in das andere Zimmer folgen, und die Ehre haben, Seine Hoheit weiter zu sprechen. Kaum war er etliche Schritte gegangen: So ward er von dem Mr. de Vitry, der die Wache hatte, gefangen ge-

aber auch niemand getrauet. Alle sagen, er habe die Verstellung zu weit getrieben, und man sehe daraus, daß er keine Herzhafftigkeit gehabt, sondern alles durch List und verborgene Minen zu erobern gesuchet habe. (54) Allen falschen und gar zu verstellten Leuten gehet es auf die letzte übel. Jedermann verlässet sie, und will nichts mit ihnen zu thun haben, weil man sich keine Aufrichtigkeit von ihnen versprechen kan. Der alte Herzog von Lothringen hatte Bravoure; man trauete ihm aber nicht, weil er beständig simulirete und dißimulirete. Dem Wallenstein hat weder Freund noch Feind getrauet, und deswegen ist er gefallen. Er hätte König in Böhmen werden können: Denn Frankreich und Schweden waren willens ihm beyzustehen; aber sie traueten ihm nicht recht. Der Podiebrad gehöret auch in diese Classe. Das Simuliren zu rechter Zeit ist gut; erfordert aber eine besondere Stärke der Vernunfft, eine grosse Retenuë: Denn man muß nicht allein etwas bedecken, verstellen, heimlich halten, nichts merken lassen; sondern noch über dieses etwas thun, das der würklichen Meynung ganz entgegen ist. (55) Der Don Luis de Haro

genommen, und nach Vincennes, endlich aber nach Havre de Grace geführet. Das verdroß den Prinzen unendlich, und konnte er sich über die grosse Verstellung nicht genug wundern. Als einige Zeit hernach der Cardinal selbst zu ihm fuhr, so begegnete er ihm zwar höfflich; denn er war im Loche. Nachdem ihm aber die Freyheit war angekündiget worden, und der Cardinal noch mit ihm sprechen wollte, kehrte er ihm den Rücken, stieg in die Kutsche, und befahl dem Kutscher zuzufahren, was er könnte: Denn er fürchtete sich für einen neuen Streich. Er hat es auch dem Cardinal nicht vergessen können, daß er ihn so beluchset hatte.

(54) Man hat einen Dialogue des morts zwischen denen Cardinälen Richelieu und Mazarin, darinnen Richelieu den letztern diesen Fehler vorwirfft. Richelieu war aufrichtiger, und hatte mehr Muth dabey. Deswegen ist er auch in Frankreich beliebter gewesen, als der andere. Aber die Anna von Oesterreich konnte ohne den Mazarin nicht regieren, und also ruffete sie ihn zweymahl wieder zurück. S. les Memoires de M. le Duc *de Rochefoucault* & de M. *de la Chastre*, contenant l'histoire de la Minorité de Louis XIV. Aus diesem Buche ersiehet man recht die Intrigues mit den Damen, der Ducheſſe de Chevreuse, de Longueville, de Monbazon &c. imgleichen mit den Prinzen vom Geblüte, mit der Königin, dem jungen Prinzen und dem Mazarin. Es ist eine sehr politisch und pragmatisch geschriebene Historie. Sonst hat man auch eine Histoire de la Minorité de Louis XIII. welche noch seltner ist.

(55) Es ist eine grosse Kunst, zu dißimuliren. Daher ist gut, wenn einer ein düsteres Gesicht hat. Wer hingegen ein helles Gesicht hat, bey dem kan man leichtlich aus der Farbe etwas merken: Denn es gehet nicht allemahl an, daß man alles so genau sollte unterdrücken können. Wenn einer zu rechter Zeit und am rechten Orte zu dißimuliren weiß, so halte ich viel darauf: Denn es ist ein Zeichen eines Menschen der stark ist, seine Gemüths Bewegung zu bändigen, indem er die Aufwallung seines Geblüts zurück halten und reprimiren kan. Indessen aber ist das Simuliren noch mehr. Denn eine jede Simulation hält auch ein

Dißi

Haro war ein grosser Meister in der Verstellungs-Kunst, so daß kein Mensch an ihm merken konnte, ob er sich über etwas erfreuete oder betrübete: Aber der Cardinal Mazarini übertraf ihn doch in seiner Negociation mit jenem, durch seine Simulation. (56) Denn er wuste seine Neigung und Absichten nicht nur zu verbergen; sondern auch bald dieses bald jenes zu thun, das dem Scheine nach seiner wahren Meynung ganz entgegen war. Grosse Herren, Staats- und Hof-Leute studiren recht auf die Kunst sich zu stellen und zu verstellen. Daher pflegte Ludwig XI. zu sagen: Nescit regnare, qui nescit dissimulare. König Heinrich III. in Frankreich, welcher sonst ein elender Fürst war, hat den Herzog von Guise, den er massacriren lassen, noch den Tag vorher tractiret. Ja, wie der Herzog schon in das Zimmer getreten war, worinnen er umgebracht wurde, ist ihm der König noch auf das freundlichste begegnet. Was ist es demnach Wunder, daß die Simulation und Dißimulation bey Hofe so groß ist. Grosse Herren seynd untereinander als Feinde anzusehen. An ihren Höfen seynd auch die meisten ehrgeitzige und ganz unwiedergebohrne Menschen, denen nicht zu trauen ist. Also ist es keinem zu verdenken, wenn er simuliret, und offt mit seiner wahren Meynung zurück hält. Ich kenne einen gewissen Reichs-Fürsten, dessen Gemahlin ihn nicht viel achtete und dabey viel verthat. Da nun derselbe einsmahls einen seiner Bedienten, Nahmens Schmidt, fragete, was er wohl thäte, wenn er so eine Frau hätte: So antwortete dieser unbedächtlich: Ich liesse sie auf die Festung B. setzen. Das sagete der Fürst seiner Gemahlin wieder, welche denn sich deshalb zu rächen suchte. Es vergiengen auch keine drey oder vier Wochen, so hatte vorgedachter Bediente seinen Abschied. Man darf den Fürsten nicht allemahl trauen: Denn sie seynd offt hämisch oder einfältig. Der Jupiter saget seiner Juno alles wieder in das Ohr. Weil man also bey Hofe mit so vielen Feinden umgeben ist, vom Herrn an biß auf den geringsten Laquayen: So muß man nothwendig simuliren und dißimuliren. (57) Das Hof-Leben ist manchem schön und angenehm, aber auch gefährlich. Es gehöret Kunst dazu, wenn man sich erhalten und vor dem Fall bewahren will. Der bereits obenerwehnte Französische Staats-Secretarius Villeroy, von dem wir schöne Memoires d'Etat haben, hat

Dißimulation in sich, und noch ein factum dazu. Es ist eine grosse Kunst, sich anzustellen, als ob man freundlich, oder vergnügt sey, da es einem doch nicht von Herzen gehet.

(56) Dieses ist unter andern aus den Lettres du Cardinal Mazarin zu ersehen.

(57) Von der Simulation und Dißimulation hat auch Mr. *de Callieres* in seinem Werkgen de la Science du Monde & des Connoissances utiles à la Conduite de la Vie sehr wohl gehandelt.

hat vier Königen gedienet. Vier Könige zu erleben ist keine Kunst; (58) aber das ist eine Kunst, von vier Königen in Staats-Sachen gebraucht zu werden und sich zu erhalten. Denn je mehr einer in Gnaden stehet, je mehr Feinde und Neider bekommet er auch. Wenn man nun diesen klüglich begegnen, und ihren Streichen ausweichen will; so muß man simuliren und dißimuliren, welches mit der Probität gar wohl bestehet. Hiernächst ist das Haupt-Arcanum bey Hofe das Stilleschweigen, und zwar um erstgedachter Ursache willen, weil man nehmlich mit lauter Feinden und Ausspähern umgeben ist. Wer zu schweigen und seine Sachen geheim zu halten weiß, der kan wichtige Dinge ausrichten, und sich von mancher Gefahr befreyen. Der Cardinal Richelieu hatte unter dem Könige Ludwig XIII. auf einmahl die Königin, die Königliche Mutter, den Herzog von Orleans, den Grafen von Soißons, und andere nicht geringe Feinde wider sich. Da unterhielt er allenthalben Spionen in seinem Solde, zeichnete alles fleißig auf, hielt ein ordentliches Register oder Tag-Buch, (59) und präparirete sich also auf alle Angriffe seiner Feinde; welche er auch endlich glücklich zu nichte machete, so daß er unbeschädigt blieb. Das Stillschweigen war aber eines seiner grösten Kunst-Stücke zu Ausführung seiner Absichten. Von Staats- und Hof-Sachen soll man keinem Menschen etwas sagen; auch nicht seiner eigenen Frauen. Marlborough hat seiner Ehre einen ewigen Schand-Fleck angehänget, daß er des Königs William geheimen Anschlag auf Dunkerken, davon er nebst dem Grafen von Pembrocke allein etwas wuste, seiner Frauen offenbaret, und dadurch das ganze Dessein verdorben hat. Denn seine Frau eröffnete es ihrer Schwester, welche es nach Frankreich schrieb. Mancher ist zu Grunde gegangen, weil er sein Maul nicht hat halten können. Man muß demnach nicht allein nicht zu viel reden; sondern auch bißweilen gar nichts, und ein festes Schloß an seinen Mund legen. Du sprichst: Es ist ja wohl was leichtes, stille zu schweigen. Ich antworte: wenn es leicht wäre, würden nicht so viele Leute anstossen. Manche Menschen haben ein wässeriges Temperament, so daß alles, was sie in sich haben, allenthalben durchfliesset. Sie tragen ihr Herz auf der Zunge, und können nichts bey sich behalten; sondern wollen immer, wenn sie ein Vergnügen gehabt, einem andern etwas davon mittheilen. Daher kan ein Sanguineus bey Hofe vielleicht bey den Damen

(58) Die Könige von Frankreich werden meistens nicht alt. Der vorige (Ludwig XIV.) und Carl der Grosse, als welcher auch als ein König von Frankreich zu betrachten ist, haben am längsten gelebet.

(59) Dieses Tag-Buch hat man gedruckt unter folgendem Titel: Journal du Card. de Richelieu, qu'il a fait durant le grand Orage de la Cour en l'Année 1630. & 1631. in 12.

men sein Glück machen; in wichtigen Geschäfften aber ist er schlecht zu gebrauchen. Indessen halte ich doch dafür, daß es noch leichter sey zu schweigen, als zu schweigen und zugleich mit Worten und Thaten etwas anders anzudeuten. Gleichwohl ist auch dieses zuweilen nothwendig. Es kommet etwas auf das Temperament an, dann auch auf vernünfftige Ueberlegung und Vorstellung der Gefahr, in die einer gerathen würde, wenn er heraus sagete, was er geheim halten soll. Wenn man auch um etwas befragt wird, was man verschweigen soll, so kan man thun als ob man es nicht höre, oder den Discurs unterbrechen und auf eine andere Materie lenken. Will aber dieses nicht angehen, und man findet sich genöthiget etwas zu reden und zu antworten: So ist man ja eben nicht schuldig die Wahrheit zu sagen. Man hält denjenigen für einen Narren, welcher die Wahrheit redet, da er es nicht nöthig hat, und wo der andere nicht befugt ist solche zu verlangen. Also hat der junge Papyrius nicht ganz unrecht gethan, daß er seiner Mutter nicht gesaget, was im Rathe vorgegangen. (60) Wenn verbothen ist, von einer Sache zu sprechen, und es verlanget jemand es zu wissen: so kan ich kühnlich antworten, daß ich es nicht thun dürfe. Will er damit nicht zu frieden seyn, so ist mir nicht zu verdenken, wenn ich ihm etwas aufbinde. Denn wer hat ihn fragen heissen? Es ist das keine Lüge, sondern ein fallsiloquium. Das ist eine Lüge, wenn ich meinem Nächsten Schaden thue.

XII.

Daß ein Hof-Mann den Wohlstand genau beobachten müsse.

Endlich muß ein Hof-Mann in seiner ganzen Aufführung den Wohlstand genau beobachten: (61) Denn er gehet mit lauter hohen vornehmen Leuten um, die andere Manieren, andere Sitten haben als gemeine Leute, die auch auf nichts mehr sehen als auf das äusserliche. Manchesmahl schwingen sich auch Gelehrte an den Höfen, werden aber doch, wenn sie ihre Schul-Sitten und Manieren nicht ablegen, zum öfftern ausgelachet. (62) Vor allen Dingen muß ein Hof- und Staats-Mann schicklich reden, und

(60) v. *A. Gell.* Noct. Att. Lib. I. cap. XXIII.

(61) Er muß keinen merklichen Fehler oder Flecken haben, wodurch die übrigen guten Eigenschafften verstellet und verunzieret werden. N'avoir point de tache. S. Gracians 23. Maxime.

(62) Dahin gehöret der D. Weimann, der unter dem Churfürst Friedrich Wilhelm mit dem Könige in Schweden Carl Gustav negotiret. S. les Memoires de *Terlon*, wo viele particularia von demselben zu lesen, besonders daß der König Carl Gustav sich über ihn beschweret, wie er ihn mit ein paar Worten ungefehr und ohne Vermuthen gefangen und zur Unterschrifft gebracht hätte. conf. *Pufendorff.* de reb. gest. Frid. Wilh. M. Imgleichen gehöret hieher der Canzler Gottfried von Jena, dessen Bibliothec wir aus dem Vermächtniß des Dankelmanns, welcher sie an sich gekaufft hatte, hier in Halle haben.

seine Gedanken mit einer freymüthigen Art ausdrücken lernen, ohne Furcht, ohne Schamhafftigkeit. Diese Gabe fehlet gemeiniglich denen, die keine rechte Auferziehung gehabt haben: daher sie, wenn sie einen Vortrag thun sollen, nicht wissen wie sie es anfangen und wie sie sich dabey geberden sollen; sondern in Verwirrung gerathen, und sich immer fürchten, sie mögten anstossen. Man muß sich hiernächst auch in der Kleidung und allen andern Dingen nach der Mode richten: (63) denn auf Beobachtung des Wohlstandes kommet überaus viel an. Es ist auch gewiß, daß einer, der an einen Hof sich begiebt, in gewisser Absicht noch eher der Tugend entbehren kan, als des Wohlstandes oder der Manierlichkeit: Nicht, als ob ich glaubete, der äusserliche Wohlstand seye der Tugend vorzuziehen; denn diese ist und bleibet an und für sich das fürnehmste und edelste: Sondern weil mancher, der wenig Tugend hat, dennoch sein Glück machet, wenn er nur artig und manierlich sich aufzuführen und sich beliebt zu machen weiß; da hingegen ein anderer, der zwar grosse Tugend hat, dabey aber in Beobachtung der äusserlichen Manierlichkeit und der Regeln des Wohlstandes nachläßig oder unwissend ist, lächerlich wird, und mithin seinen Zweck nicht erreichet. Es ist nichts lächerlicher, als wenn ein Bürger mit seinen unter geringen Leuten gebräuchlichen und angewohnten Manieren und Sitten bey Hofe erscheinet. Es bleibet also eine ausgemachte Wahrheit, daß, wer in der Welt es hoch bringen will, sich die Beobachtung des Decori äussersten Fleisses müsse anbefohlen seyn lassen. Daher muß man sich bey Zeiten zu vornehmen Leuten halten, damit man durch den Umgang mit ihnen gehobelt werde, und ihre Manieren lerne; sintemahl ein jeder Stand ein anderes Decorum hat. Doch muß man auch schon etwas mitbringen, und nicht noch ganz roh und bäurisch seyn. Hiezu thun die Exercitia viel: denn dadurch wird ein Mensch einiger massen vorbereitet, daß er wenigstens in dem Gange und der Stellung keinen allzugroben und lächerlichen Fehler begehet. Auch träget die Conversation mit Frauenzimmer dazu viel bey: denn dadurch wird ein junger Mensch ziemlich

(63) Von der Mode urtheilen die Theologen selten mit einem Bon Sens. *Bayle* hat sie deshalben in seinem Dictionnaire unter dem Artickel *Conecke*, und sonst, wacker gezüchtiget. Nach der Mode muß sich ein vernünftiger Mann richten. Denn wer immer etwas besonderes haben will, giebet damit zu erkennen, daß er von sich selbst eingenommen sey, und haben wolle, daß andere sich nach ihm richten. Wenn der Fürst etwas träget, so machet es der ganze Hof nach. Warum will man sich allein ausschliessen? Man richtet sich billig in allen gleichgültigen Dingen nach des Herrn Phantasie. Mancher kan nicht leiden, daß man lachet, oder laut redet. Viele Damen, oder auch kränkliche verdrießliche Leute können es auch nicht vertragen. Darnach muß sich also ein kluger bequemen, und auf alles Acht geben. Wenn ich für mich bin, und andere Leute nicht brauche, kan ich leben, wie ich will.

lich geschliffen. Er lernet reden, die bäurische Schamhafftig ablegen, sich reinlich halten, aufmerksam und dienstfertig seyn, u. s. w. Es verstehet sich aber, daß man mit tugendhafften und wohl erzogenen Frauenzimmer conversiren müsse, nicht mit den desinentibus in ix. Endlich thut man auch wohl, wenn man wackere Bücher von dieser Materie lieset, besonders solche, darinnen die Fehler wider den Wohlstand natürlich abgeschildert und auf eine feine Art verspottet werden. (64)

XIII.

Von der Schmeicheley bey Hofe.

Bey Hofe, saget man, regieret die Schmeicheley. Schmeicheln aber, spricht man ferner, heisset einen loben, der es nicht verdienet; und also kan und darf ein rechtschaffener Mann solches nimmermehr thun. Es ist dieses auch wahr, wenn die Schmeicheley närrisch, übertrieben und so beschaffen ist, daß man alles ohne Unterschied, wenn es schon nichts tauget, lobet. Ein anders aber ist es, wenn es mit Masse geschiehet. Es ist kein Fürst, der nicht etwas lobenswürdiges an sich hat, so man mit Recht erheben kan; er müste denn ganz rasend seynd, wie der Caligula. Und doch glaube ich, wenn man das Leben dieses Kayfers beym Dione Cassio und Suetonio mit rechter Aufmerksamkeit lesen wollte, daß man noch etwas lobwürdiges finden würde. Man kan also loben per auxesin, und hyperbolisch reden, das ist, das Lob auf einen etwas höhern Grad treiben. Derjenige Herr aber ist närrisch, der alles glaubet. Viele wollen gelobet seyn, und sich nicht widersprechen lassen. Also lobet man was zu loben ist, mit behöriger Mäßigung; das andere übergehet man mit Stillefchweigen. (65) Durch ein zu rechter Zeit angebrachtes Lob bekommet

(64) Dahin gehören verschiedene Schrifften von M. *Courtin*, von dem Abt *Bellegarde* u. a. m. wovon bereits oben im V. Cap. umständlicher ist gehandelt worden.

(65) Phil. Melanchthon hat in einem Briefe an Eobanum Hessum selbst gestanden, daß es in gewissen Fällen auch einem Theologo erlaubt sey zu schmeicheln. S. was oben im V. Cap. bey dem VI. §. angemerket worden. Man verstehet hier keine Speichellecker und solche Schmeichler, die dem Herrn in allen seinen Affecten Beyfall geben, ihn darinnen stärken, noch weiter hineinführen und dergl. Sondern da man in gleichgültigen Dingen aus Gefälligkeit eine auxesin brauchet. Z. E. wenn uns ein von einer vornehmen Person selbst verfertigtes Gemählde oder eine andere Arbeit gewiesen wird; wenn man von der Music, vom Singen, vom Tanzen eines grossen Herrn urtheilen soll. Denn das schadet niemand; und eben deswegen zeiget man uns etwas, daß wir es approbiren und bewundern sollen. Wer wird hier heraus plumpen, es verachten, alle Fehler anzeigen, seines Herzens Gedanken offenbaren? Gesetzt, du solltest deine Gedanken von der Schönheit einer vornehmen Person sagen: Wolltest du alle Flecken und Fehler anzeigen? Nach einer gewissen Absicht und Pro-

por-

man Gelegenheit, einem grossen Herrn bekannt zu werden: Und er bekommet von uns eine gute Meynung und ein Vertrauen; sonderlich wenn man ihm hinter dem Rücken eine douceur machet: Denn mancher kan nicht leiden, daß man ihn ins Gesicht lobet. Hernach kan man doch auch suchen, bey Gelegenheit ihm seine Laster mit guter Manier begreifflich zu machen, und zu benehmen. Denn frey heraus darf man nicht reden. Wenn ich kein Prophet bin, wie Johannes der Täufer war; so ist es eine Thorheit, wenn ich zu einem Fürsten gleich sage: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast! Man muß aber auch kein niederträchtiger Schmeichler seyn, (66) und nicht einen Gott aus dem Herrn machen; sonst sagt er, wenn er klug ist: Du bist ein Betrüger. Der grosse Churfürst Friedrich Wilhelm konnte dergleichen Schmeichler und Speichellecker gar nicht leiden. Einige grosse Herren werden nicht einmahl böse, wenn man über ihre Fehler spottet. Also hat Carl IX. König in Frankreich, alle Satyren von dem Poeten *Ronsard* erdultet. (67) Ludwig XII. konnte auch leiden, daß man ihn satyrisirete, und da man ihn erinnerte, solchen Frevel zu bestraffen, sagte er: Sie werden mir doch das Königportion ist vieles schön, und kan also gelobet werden. Alles Ungeziefer, alles kriechende Gewürm hat seine natürliche Schönheit. Man verlanget bey einem Lob keine quantitatem mathematicam, wenn nur der Exceß wegbleibet, und man nicht leicht jemand ins Gesicht lobet: Denn sonst wird eine närrische, lächerliche und niederträchtige Schmeicheley daraus. Es kommet auch dabey vieles auf die Umstände der Personen an. Also wird z. E. bey einem Gewissens-Rath, einem Beicht-Vater, auch eine mittelmäßige Schmeicheley heßlich, weil sein Amt dergleichen nicht mit sich bringet, noch verstattet.

(66) Man muß im Loben und Schmeicheln behutsam verfahren, und die Mittel-Strasse zu halten wissen. Der kluge Schottländer, *Jaques Melvil* hat es, wie man in seinen Memoires lesen kan, recht getroffen, da er der Königin Elisabeth mit einer galanten Art und mit einem Sang froid geschmeichelt, und nicht zu viel und nicht zu wenig gesaget. Der unter den Franzosen berühmte *Balzac* hingegen, den der Richelieu zu einem Mitgliede der von ihm gestiffteten Academie Françoise gemachet, hat in seinem Buche, le Prince betitelt, chap. VI. dem Könige Ludwig XIII. auf eine gar zu ausschweiffende Art geschmeichelt, da er gesagt: Il n'y a personne aujourd'hui au monde qui sache, que le Roi Louïs peche. Das war eine abgeschmackte Schmeicheley, woran sich selbst alle gescheide Franzosen geärgert haben. [* Wer ein anderes Muster einer aufs höchste getriebenen Französischen Schmeicheley in Ansehung des vorgedachten Königs haben will, der darf nur lesen, was der sonst nicht unverständige *Senault* in seinem Tractat de l'Vsage des Passions, zu Ende des ersten Theils, p. m. 180. 181. schreibet, da er diesem Könige die grösten heroischen Tugenden zur Ungebühr beyleget, und ihn unter andern nennet: un Prince qui a des inclinations, si pures, qu'il semble n'avoir point de part à ce peché qui a déreglé notre nature, &c. Wie ist es möglich, daß ein sonst so exemplarischer Geistlicher und frommer Ordens-Mann, wie Senault, also hat schreiben können? O tempora! O mores!]

(67) Dieses hat *Michel de Castelnau* in seinen Memoires des Choses les plus remarquables qu'il a vuës & negociées, sous les Rois Francois II. & Charles IX. als was besonders aufgezeichnet.

Königreich Frankreich lassen. Dieser Herr hatte ein schönes Phlegma. Er war zuerst nur Herzog von Orleans und hatte nicht Hofnung zur Thronfolge. Nachdem er aber König geworden war, wollten ihn einige Ohrenbläser verhetzen, daß er sich nunmehro an denen, so ihm was zu Leide gethan, rächen sollte. Allein er sagete gar großmüthig, ein König von Frankreich müsse nicht denken an das, was ihm als Herzogen von Orleans wiederfahren. Aber nicht alle Herren seynd so milde; sondern die meisten üben vielmehr eine empfindliche Rache aus. *Saint-Evremont* muste wegen seiner satyrischen Feder aus Frankreich weichen, und der Graf *Rabutin Bussy* ins Gefängniß gehen. Derowegen traue du nicht, wenn auch gleich ein grosser Herr spricht, du sollest ihm die Wahrheit sagen, und alle Fehler, die er gemachet, beschreiben. Wir haben ein ganz neues Exempel von einem, den der König in einem gleichen Falle endlich gefangen nehmen ließ, weil die Schrifft unter die Leute gekommen war, ungeachtet er ihm Sicherheit zugesaget und ihm zu schreiben befohlen hatte. Denn die Eigenliebe der Fürsten ist zu groß. Es kommen auch Schmeichler und Ohrenbläser, die dem Herrn weiß machen, er komme dadurch in Verachtung: Damit geräth man in Unglück. Wo dem menschlichen Geschlechte daran gelegen ist, da muß man Wahrheiten sagen; sonst aber nicht, wenn es der Herr gleich so haben will. Es ist fast allemahl gefährlich, die sittlichen Gebrechen der Grossen anzurühren: Denn sie meynen, wie die Leute, welche sich von den Zigeunern wahrsagen lassen, man werde ihnen was gutes sagen. Geschiehet dieses nicht, so verdrießt es sie; zumahlen da sie der Lobes-Erhebungen und Schmeicheleyen gewohnt seynd. Man siehet hieraus auch, daß sich die Scherz- und Stichel-Reden bey Hofe am allerwenigsten schicken. Dadurch hat mancher sein ganzes Glück verscherzet. Vornehme Personen seynd doppelt empfindlich. Andere merken die spitzigen Expreßionen lange Zeit, und dadurch wird endlich derjenige, wider welchen sie gerichtet gewesen, blamiret, und mithin in Harnisch gebracht. Artige Einfälle, bons mots, höret man schon gerne, wenn sie mäßig und zu rechter Zeit angebracht werden: Aber stachelichte Reden und beissende Phraseologien taugen nicht. Zur Vertheydigung schicken sie sich bißweilen, wenn man angepacket wird, und durch eine sinnreiche Antwort, die etwas ernstliches in sich hält, sich loswickeln will; aber nicht zum Angriff. Wer klug ist, stecket seine bons mots ein, und vermeydet alle Spöttereyen, wenn er gleich von dem Fürsten selbst dazu ermuntert wird.

XIV.

Von der nöthigen Erkenntniß menschlicher Gemüther.

Aus denen bißher gegebenen Erinnerungen erhellet zur Gnüge, daß zu einem rechten Hof-Mann viele und grosse Qualitäten und Vollkommenheiten gehören; zumahlen an einem wohleingerichteten Hofe. Denn wo es unordentlich zugehet, da brauchet man zwar wenig Maximen; es dauert aber auch nicht lange. Dannenhero muß sich einer vorher wohl prüfen, und sehen, ob er sich nach Hofe schicke. Man muß, ehe und bevor man sich entschliesset, seine Kräffte und Geschicklichkeit genau abmessen. (68) Denn es ist ein kützliches Wesen. Es ist als wenn man auf das Eiß gehet, wo man leichtlich ein Bein bricht. Manchem gefället das Hof-Leben anfangs sehr wohl, auf die letzte aber wird es ihm verdrießlich: Denn es ist ein affectirtes, gezwungenes Leben. Was aber gezwungen ist, das ist unserer natürlichen Neigung zuwider, und machet uns Mühe und Arbeit. Ein Hof-Mann muß demnach vor allen Dingen sich selbst kennen. Die Selbst-Erkenntniß aber ist die allerschwerste und seltenste Kunst. Die Eigen-Liebe und die allzu gute Meynung, so wir von uns haben, hindert uns daran. Man muß auch andere Menschen kennen. Ohne die Selbst-Erkenntniß aber ist die Erkenntniß anderer ohne tüchtigen Grund. Zwar memoriter und empirice lernen auch offt die Laquayen ihre Herren auskennen: Aber ihre Erkenntniß ist nicht gründlich; denn sie wissen nichts als Particularia und Conclusiones: Da hingegen einer, der die Moral recht verstehet, gewisse und richtige Gründe der menschlichen Handlungen und Sitten hat. In der Application in facto kan man sich zwar betrügen; aber das geschiehet zufälliger Weise. Deswegen bleibet doch die Lehre von den Temperamenten, oder die Regeln von Erkenntniß der menschlichen Gemüther, gewiß oder wenigstens höchst probabel. Wer nun aber bey Hofe glücklich fortkommen will, der muß nothwendig die Menschen kennen und unterscheiden lernen, und auch diejenigen zu brauchen wissen, die eben nicht gar zu fromm seynd. Der Fürst ist selbst nicht allezeit der beste. Man lebt bey Hofe unter Leuten, die in Affecten und Lastern stecken. Darum hat man eben gesa-

(68) Mesure tes forces & ton adresse, avant que de rien entreprendre; connois ton activité pour t'engager; sonde ton fonds, & sçache où peut aller ta capacité pour toutes choses, saget Gracian in der 89. Maxime, nach Amelots Uebersetzung. Dieses offt angezogenen Spaniers Maximen der Klugheit hat August Friedrich Müller in Leipzig deutsch herausgegeben mit Anmerkungen, welche gar hübsch seynd in generalibus politices principiis. Aber das Lumen fehlet, d. i. die Historie. Viele Gelehrte begnügen sich mit etlichen wenigen historischen Büchern, und lesen weiter nichts. Daher werden ihre Schrifften mager und trocken.

gesaget: Exeat aula, qui volet esse pius. Allein ein kluger giebet nur Acht, daß ihm andere nicht schaden, und er sich gleichwohl ihrer bedienen könne. Denn ein jeder Mensch hat einen Satan, das ist, etwas boshafftes, oder zum wenigsten etwas schädliches bey sich. Ein wollüstiger hat zwar nicht viel boshafftes bey sich; aber doch viel schädliches. Er schadet z. E. durch seine unbedachtsame Klätscherey. Was nun aber die Kunst, anderer Menschen Gemüther zu erkennen, anlanget; so kan selbige hier nicht gelehret werden, sondern in der Moral. Nur ist dabey zu beobachten, daß, wenn man gleich sothane Kunst, an deren Nutzen und Nothwendigkeit niemand zweifeln kan, verstehet, man sich doch solches nicht dürfe merken lassen, weder bey Hofe noch in andern Gesellschafften. Denn es verdriesset einen jeden, wenn er aufgedecket wird. Insbesondere wollen grosse Herren nicht wissen lassen, wie sie gesinnet seyn; sondern suchen vielmehr ihre Absichten, so viel möglich, zu verbergen.(69) Man kan demnach wohl erkennen und wissen, was andere im Schilde führen; nur muß man es bey sich behalten. Hundert Leute stossen wider diese Regel täglich in der Conversation an, und meynen, man werde sie für witzig und klug halten, wenn sie alsobald sagen könnten, was dieser und jener für ein Temperament habe; sie geben sich aber dadurch bloß, daß sie keinen grossen Verstand besitzen. Es ist vielmehr gut, wenn man in diesem Stücke sich einfältig stellet, und diese ganze moralische Erkenntniß für sich behält. Gleichwie nun die Menschen nicht von einerley Temperament seynd; sondern man so viele neue Anmerkungen machen muß, so viel man Personen vor sich hat: Also kan man auch von den Menschen nicht sagen, wie von den Füchsen: wer einen Fuchs kennet, der kennet sie alle. Wer einen ehrgeitzigen Menschen kennet, kennet deswegen nicht gleich alle ehrgeitzige. Es giebt gar mancherley unterschiedliche Veränderungen. Und so seynd auch die Fürsten unterschieden, deren Neigungen und Temperamente kluge Hof-Leute sich zuvörderst bekannt machen müssen, wenn sie sich in Gunst setzen und ihr Glück machen wollen. Von dieser Verschiedenheit der Neigungen und Temperamente kommet es auch her, daß einer nicht bey allen Herren gleich wohl seyn Glück machen kan: An einem Orte wird

(69) Also konnte z. E. Tiberius, der ohnehin voller Verstellung war, diejenigen am liebsten leiden, welche thaten, als ob sie sein Naturell nicht kenneten, und seine Absichten nicht zu errathen wüsten. Daher ist Sejanus bey ihm eine Zeitlang so wohl gestanden, wiewohl er endlich gestürzt wurde. S. *Baconi de Verulamio* lib. de Sapientia Veterum, cap. 8. *Reinhard.* ad Lipsii Politic. p. 918. Von dem Seiano hat auch *Theod. Ryckius* in einem besondern seiner Edition von Taciti operibus angehängten Buche gehandelt.

wird man abgewiesen, und an einem andern angenommen. Hieraus ist leichtlich zu begreiffen, wie grosser Herren Gnade zu gewinnen und zu verliehren sey. Anderst muß man mit einem cholerischen, anderst mit einem sanguinischen, und wieder anderst mit einem melancholischen Fürsten umgehen. Die Eigenschafften von einem jeglichen dieser Temperamente können hier unmöglich umständlich beschrieben werden; sondern es wird dieses aus der Sitten-Lehre als bekannt voraus gesetzet. Ein ehrgeitziger Herr fordert Leute, die viele Mühe und Ungemächlichkeit aushalten können, die Tag und Nacht arbeiten, und zwar nach seiner Phantasie. Ein mittelmäßig arbeitsamer Mensch heisset nach dem Sinne eines solchen Fürsten noch faul und commode: Denn er will ausserordentliche Arbeit haben, ist niemahls in Ruhe, treibet alle an, und suchet alle an Arbeitsamkeit und Activität zu übertreffen. Er ist hitzig, jähzornig, schimpft, poltert, und will Submißion haben. Wer einen solchen Herrn vor sich hat, der muß über alle Masse gehorsam und gedultig seyn, alles auf das sorgfältigste in Acht nehmen, viel einreiben können, und bey manchem hitzigen Worte denken, es sey ein comma oder semicolon. Denn wenn gleich solche Fürsten manchesmahl auffahren und böse werden; so behalten sie doch den Zorn nicht, sondern seynd bald wieder gut, wenn man ihnen nur nachzugeben weiß. Am besten ist hier die Regel: Nicht viel reden, sondern mehr thun. Denn ein solcher Herr lässet sich nicht widersprechen. Er ist wie ein Gustav Adolph, der gegen einen Saint-Etienne, der ihm widerspricht, wohl gar den Stock aufhebet. Was man auch bey einem solchen Herrn Amts- und Gewissenshalber zu sagen verbunden ist, muß mit besonderer Geschicklichkeit und durch Umwege geschehen. Wenn sich die ersten Gedanken des Fürsten gesetzt haben, alsdann kan man ihn noch eher auf einen andern Weg bringen. Der König in Schweden, Carl Gustav sagete selbst von sich, er hätte den Fehler, daß er sich nicht könnte widersprechen lassen. Nicht alle grosse Herren seynd so beschaffen, wie Kayser Carl V. der von dem Gattinara, seinem Canzler, leiden konnte, daß er mit Hartnäckigkeit den Vergleich mit dem König in Frankreich Francisco I. zu unterzeichnen sich weigerte. Daraus siehet man, daß dieser Kayser ein grosses Phlegma gehabt habe. Hätte Gattinara solches einem andern hitzigern Herrn gethan, es wäre seines Gebeins nicht davon gekommen. Ja, sprichst du: Soll man denn einen grossen Herrn in seinem Ehrgeitze stärken? Ich antworte: Was willst du denn mit einem solchen Herrn anfangen, der da ist wie Cromwel, wie Carl der Kühne? Du must dich ja nach deinem Herrn richten, und er richtet sich nicht nach dir. Er suchet sein Glück nicht bey dir; sondern du suchest das deinige bey ihm zu machen.

Bey

Bey dem allen aber wollte ich doch lieber einem ehrgeitzigen Herrn dienen, als einem wollüstigen oder melancholischen. Ein wollüstiger Prinz tractiret alle Minister verächtlich, und ist voller Unbeständigkeit. Die Werkzeuge seiner Wollust und Schwelgerey gelten am meisten: Alles gehet unordentlich zu; die Verschwendung regieret; es ist nichts in der Casse; alle gute Anordnungen gehen übern Hauffen; die Staats-Geschäffte werden gar vergessen, oder werden sehr nachläßig besorget; der Fürst wendet alle Arbeit von sich, und hat niemand lieber um sich als wollüstige, üppige, lustige Leute, Possenreisser und Spötter: Denn er will immer mit lauter Ergötzlichkeiten unterhalten seyn. (70) Ein wollüstiger, oder wie man zu reden pfleget, ein galanter Hof, bedeutet so viel als ein liederlicher, unordentlicher, eitler, unbeständiger und armer Hof. Geitzige melancholische Fürsten seynd wieder anderst. Diese sehen nicht auf Galanterie, Pracht und Wohlstand, sondern auf Finanzen und Vermehrung der Einkünffte. Das seynd die allerschlimmsten Herren. Sie seynd neidisch und mißgünstig, können keine schöne Kleider leiden, keine reichliche Gastmahle, keine kostbare Meubles, auch nicht einmahl an ihren Ministern. Wenn sie eine grosse Eigenschafft an einem Menschen gewahr werden, so schöpfen sie darüber alsobald Furcht und Argwohn. König Jacob I. in Engelland war seinem eignen Sohne, Carl I. feind, weil man von diesem sagete, daß er ein scharffsinniger Prinz wäre. Bin ich nicht auch scharffsinnig? sprach er. Heinrich VII. war ebenfalls so eine argwöhnische Seele. Ein Wort von denen aus dem Hause York konnte ihn verdriessen: Denn er war aus dem Hause Lancaster. Nichts destoweniger fordern dergleichen Herren eine grosse Ehrfurcht und Gehorsam, wie Ludwig XI. in Frankreich.

(70) Bey solchen Herren gelten die Damen viel, so daß man durch selbige offt sein Glück so gut machen kan, als durch die Minister selbst. So war Ludwig XIV. beschaffen, bey welchen die Wollust die herrschende Neigung war. Die meisten Hof-Leute seynd durch die Madame de Montespan oder durch die Maintenon recommandiret worden. Das ganze Leben dieses Königs ist mit lauter Liebes-Händeln durchflochten gewesen. Doch hat er sich so weit nicht verleiten lassen, daß er dabey nicht auch selbst auf seine Leute gesehen hätte. An seinem Hofe seynd auch wenig Leute gestiegen, als die entweder Witz und Verstand hatten, oder Poeten waren. Darum seynd die Poeten, Racine, Corneille, Boileau und andere, bey ihm in grossen Gnaden gestanden, und haben ansehnliche Pensionen bekommen. König Heinrich VIII. in Engelland war auch ein wollüstiger Herr, der so dick wurde, daß er endlich im Fette erstickete. Er liebte aufgeweckte und scherzhaffte Leute. Deswegen wollte er den Erasmum von Rotterdam, dessen Colloquia er mit vielem Vergnügen gelesen hatte, in seine Dienste nehmen: dieser aber schlug es aus, weil er zu furchtsam war, und dem Hof-Glücke nicht trauete. S. *Le Clerc* Biblioth. choisie tom. V. p. 150. sqq. und tom. VI. p. 7. sqq. wo von dem Leben und Schrifften Erasmi Nachricht gegeben wird.

Sie seynd auf eine abgeschmackte Art stolz, trachten nach närrischer Ehre, und wollen geschmeichelt seyn. Ihre ganze Aufführung, und so gar ihr Gang, ist wunderlich und abentheuerlich; denn die Melancholici machen insgemein schwere unbeholffene Schritte, wie ein gewälzter Mühl-Stein. Sie seynd fast immer in tieffen Gedanken, und offt traurig und niedergeschlagen: Daher suchen sie bißweilen durch Music und Saitenspiel den Unmuth zu vertreiben. (71) Sie simuliren und dißimuliren, seynd falsch und hinterlistig. (72) Ehe man sich das geringste versiehet, springet schon die Mine. Kurz, mit melancholischen Fürsten ist am allergefährlichsten umzugehen: Denn sie seynd zur Grausamkeit geneigt, wegen ihres beständigen Mißtrauens und ihrer Furchtsamkeit. Alle furchtsame Menschen seynd auch grausam, weil sie immer fürchten, ihr Feind mögte wieder aufkommen: (73) Deswegen geben sie ihm lieber den Rest bey der ersten der besten Gelegenheit. Da hingegen ein Ehrgeitziger Muth und Hoffnung heget, seinen Feind, wenn er sich auch wieder erhohlet, von neuem niederzuwerffen. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß melancholische Herren noch schlimmer werden, wenn sie dabey eine starke Mischung von dem sanguinischen Temperamente haben. So seynd die Tyrannischen Kayser, welche Suetonius abgemahlet hat, beschaffen gewesen. Das seynd die närrischten Leute von der ganzen Welt, welche von einer Ausschweiffung auf die andere fallen. Wer itzo einen Discant, und einen Augenblick darauf einen groben Baß singen wollte, der würde lächerlich werden: Denn man lachet über alles, was auf extrema fället. Die Pickelhäringe, wenn sie die Leute wollen lachend machen, machen sich bald klein, bald groß. So seynd die Melancholico-Sanguinei. Bald seynd sie im höchsten Grad trau-

(71) In der h. Schrifft haben wir ein Exempel eines solchen Herrn an dem König Saul, anderer itzo zu geschweigen. Der Cardinal Richelieu hatte auch eine ziemliche dosin von Melancholie, so daß er bißweilen ganz verwirrt war. Da sperrete er sich in sein Cabinet, und ließ seine Musicanten hohlen; die musten ihm so lange vorspielen, biß er wieder gutes Muths wurde.

(72) Ein melancholischer Regent will gern alles allein haben und gönnet niemanden etwas. Bist du arm, so spricht er, du seyst kein guter Haußhalter. Bist du reich, so hält er dich für einen Dieb, oder einen Menschen, der alles durch Bestechungen und krumme Griffe erworben. Bist du gehorsam, und thust alles was er will; so sagt er, du seyest falsch. Bist du brusque, so hasset und verfolget er dich, weil er meynet, er habe Ursache sich vor dir zu fürchten. Stehest du auch eine Zeitlang wohl bey ihm, so überkommet er doch bald einen Verdacht auf dich. Bleibest du ihm aber nur von ferne bekannt; so kannst du auch dein Glück bey ihm nicht machen.

(73) Eine solche Seele war in dem Kayser Heinrich VI. Friederichs I. Sohne: denn er ließ seinen Feinden die Augen ausstechen; ja so gar ihnen die Geburts-Glieder ausschneiden, damit ihnen nicht die geringste Hoffnung übrig gelassen würde, künfftig wieder in guten Stand zu kommen.

traurig und niedergeschlagen, bald wieder über alle Masse lustig und ausgelassen. Grosse Herren von solchem Temperamente wollen ihre Gemahlinnen bald vor Liebe fressen, bald todt haben: Bald erheben sie ihre Mignons biß in den Himmel, bald stürzen sie selbige in die unterste Hölle: Bald geben sie ihnen alles, bald werden sie neidisch und entziehen ihnen alles: Bald seynd sie in grosser Sicherheit, bald in grosser Furcht. Ein böser cholerischer Herr wirffet einen geschwind übern Hauffen; aber nur zu einer solchen Zeit, da man sich nicht zu schmiegen und zu bücken weiß: Man darf ihnen aber nur aus dem Wege gehen, biß der Sturm vorüber ist. Hergegen ein Fürst, der ein Melancholico-Sanguineus, oder Sanguineo-Melancholicus ist, hat kein Judicium, herrschet unverständig, und weiß weder Ziel noch Masse zu finden. In gutem Glück seynd solche Herren stolz und aufgeblasen, und im Unglück kleinmüthig und verzagt. Ihre Furcht und Argwohn machet, daß sie offt ihre vertrautesten Minister unversehens stürzen. Sie lieben närrische Schmeicheleyen, seynd voller Unbestand, und schenken bald etwas weg, hernach aber reuet es sie wieder. So war Kayser Heinrich II. beschaffen, welcher zuerst dem Bischof zu Paderborn, Meinwerco viel geschenket hatte; hernach aber verdroß es ihn, daß er denselben auch nur seinen Satan nennete. Ein solcher Herr war auch Ludwig XIII. bey dem Richelieu offt Gefahr gelauffen ist. Wenn dergleichen Herren keinen recht geschickten Premier-Ministre bekommen, sondern in die Hände eines Betrügers fallen; so ist das ganze Reich verlohren. So viel bleibet indessen gewiß, daß man sich nach dem Fürsten bequemen müsse, er mag auch eine Inclination haben, welche er will. Denn wer bey Hofe zu steigen gedenket, darf sich nicht einbilden, daß sich der Fürst werde nach ihm accommodiren.

XV.

Wie einer sich bey Hofe bekannt machen und hervorthun könne.

Der Haupt-Vortheil, sein Glück bey Hofe zu machen, bestehet darinnen, daß man dem Fürsten cum effectu bekannt werde; wozu entweder eine gültige Recommendation, oder eine besondere in die Augen fallende That den Weg bahnet. Bißweilen ist es auch ein blosser Hazard, oder ein Glück, welches die Theologi die göttliche Vorsehung nennen; davon wir aber hier in der Schule nicht reden. (74) Wer von

(74) Rudolph von Habsburg hatte seine Kayser-Würde so einem Glücke zu danken: denn er wurde zufälliger Weise dem Erzbischoffe Werner von Maynz bekannt, da derselbe nach Rom reisete, und unterwegs den Rudolph kennen lernete und von ihm höflich tractiret wurde. Von der Zeit an gefiel Rudolph dem Erz-Bischoffe so wohl, daß

Extraction ist, hat freylich die schönste Gelegenheit, einem grossen Herrn bekannt zu werden: Denn er findet Freunde, die ihn introduciren. Es seynd viele wackere Leute in der Welt, die man aber offt nicht kennet: Wiewohl sie meistens selbst Schuld daran seynd, weil sie sich etwa aus allzu grosser Schüchternheit nicht zeigen, und also im Dunkeln sitzen bleiben. Man muß reden, und den Leuten unter die Augen gehen, wenn man was kan; man mag im übrigen reich oder arm seyn. Nur muß einer mehr thun als reden, mehr in der That leisten als versprechen. Alsdenn ist das Glück unstrittig so gut als gemachet. Alle Aufschneidereyen und Prahlereyen aber müssen wegbleiben. Wer hernach eine merkwürdige That verrichtet, der unterscheidet und produciret sich selbst. (75) Was merkwürdig ist, fället alsobald in die Augen. Der Marschall von Gaßion war eine Zeitlang als Freywilliger bey dem König in Schweden, Gustav Adolph in Kriegs-Diensten, wurde aber hernach von diesem Herrn, der seine Tapferkeit und Muth in verschiedenen Treffen und Scharmützeln wahrgenommen hatte, dem Könige in Frankreich sehr angepriesen, welcher ihn denn hernach immer grosser machte. (76) Bey unserm Friedrich Wilhelm hat sich der Treffenfeld sonderlich in der Schlacht wider die Schweden durch seine ungemeine Bravoure recommandiret. Der Churfürst machete ihn in öffentlichem Felde zum Edelmann, gab ihm ein Regiment, und nennete ihn deswegen auch Treffenfeld. Er war von gar schlechter Extraction, und vorher nichts als Lieutenant gewesen: Hernach ward er Obrister. Seine Familie dauert noch. König Johannes von Frankreich hat seinem Sohn Philipp deswegen das Herzogthum Burgund geschenket, weil ihn derselbe aus den Händen der Engel-

daß dieser sich entschloß, ihn den Ständen bey der Wahl zum Kayser vorzuschlagen. Von mehr dergleichen glücklichen Zufällen findet man hin und wieder Exempel. Als der Herzog Georg Wilhelm von Zelle in Venedig war, wurde er einsmahls von einem Bettel-Jungen, Nahmens Picinelli angebettelt. Der Herzog warf ihm einen Ducaten in den Hut. Der Junge wechselte das Geld, behielt etwa zween Groschen davon, brachte das übrige dem Herzoge wieder, und sagete: Seine Durchl. würde sich wohl geirret haben; es wäre ein Ducate gewesen. Dem Herzoge gefiel diese Aufrichtigkeit so wohl, daß er den Jungen mit nach Deutschland nahm, ihn hernach reich machete, baronisiren ließ, und sehr in die Höhe hob: denn es war ein kluger Kopf. Seine Kinder leben noch.

(75) Doch muß einer dabey auch die Recommendation solcher Personen, die bey Hofe etwas gelten, nicht hintan setzen. Wenn du noch so geschickt wärest, und Mäuse machen könntest, und der Herr erfähret es nicht, oder der Minister lässet dich nicht vor ihn; so wird es dich nichts helffen. Wenn du gleich viele Tugenden hast; so hast du doch auch viele Fehler: da saget denn der Minister, wenn du seine Gunst nicht hast, dem Fürsten deine Fehler, und verschweiget die Tugenden.

(76) v. Histoire du Marechal de Gassion, in vier Theilen in 12.

länder errettet hatte. Von diesem Philipp stammen die Herzoge von Burgund ab. Es giebt noch andere Arten, grossen Herren bekannt zu werden, z. E. durch eine neue Erfindung, durch einen Riß von einer Fortification, und dergleichen. Die Französische Familie de Bonrepos hat sich durch die Erfindung des Canals von Languedoc in die Höhe gebracht. Einer aus diesem Hause ist hernach als Gesandter bey den Holländern, an dem Chur-Brandenburgischen Hofe, imgleichen in der Türkey gestanden. Bißweilen seynd geringe Dienste vermögend, einen bey Hofe zu introduciren; bißweilen auch eine uninteressirte Redlichkeit, weil sie je länger je schätzbarer wird. Wer aber sich hervor thun will, der muß auch einen grossen Hof und einen reichen und mächtigen Herrn suchen. Bey kleinen oder verschuldeten Fürsten wird niemand sein Glück hoch bringen.

XVI.

Wie man sich in der Gnade seines Fürsten erhalten solle.

Eine gute Entrée bey Hofe, oder ein erwünschter Anfang, ist noch nicht genug; sondern das meiste kommet darauf an, daß man sich in der Gnade des Herrn recht festzusetzen und zu erhalten suche. (77) Daher ist die Frage, durch was für Mittel solches geschehen könne? Einige sagen schlechtweg, man müsse sich in allen nach dem Herrn und dessen Neigungen richten, und z. E. seiner Wollust, seinen Ehr- oder Geldgeitz nachzugeben und zu schmeichlen bedacht seyn. Aber darauf halte ich gar nichts: Denn das ist ein unerlaubtes Mittel. Es dauert auch nicht; und endlich gehet es über den Minister hinaus. Ein Exempel ist an den Ministern und Financiers des Königs Heinrich VII. in Engelland, dem Empson und Dudley, welche beede durch des Henkers Hand hingerichtet wurden, ob sie schon nichts anders gethan hatten, als was ihrem Herrn angenehm war. Wer sich durch dergleichen unbillige Mittel zu insinuiren gedenket, der weiß ja nicht, wie lange der Herr am Leben bleiben werde, oder wie sich sonst die Umstände verändern. Viele seynd gefallen, die grossen Herren in ihren Liebes-Händeln behülflich gewesen. (78) Der Spanische Staats-Minister Don Perez, sonst ein wackerer Herr, hat, um sich bey dem Könige Philipp II. in Gunst zu setzen, die Prinzeßin von Eboly gekuppelt, ist aber endlich in den Verdacht gekommen, als ob er selbst

(77) Denn sonst wird man derselben durch ein oder anderes versehen bald wiederum verlustig. Der Duc de Feuillade in Frankreich, eine Creatur der Maintenon, war bey dem Könige in grossen Gnaden; verderbte es aber hernach auf einmahl. Denn als er in Italien, bey der Belagerung der Stadt Turin, die Anstalten und Einrichtungen übel gemachet hatte, und von dem Prinzen Eugenio geschlagen ward, so war er herunter.

(78) S. *Dan. Eremita* de vita aul. & ciu. Lib. I. cap. V. conf. *Reinhard.* ad Lipsii politic. pag. 915.

selbst mit ihr amour gemachet habe, so daß er darüber ins Gefängniß muste. Er entflohe aber endlich noch zu gutem Glücke. Der Comte de Lauzun, der beym Ludwig XIV. in grossen Gnaden war, fiel auch wegen Eifersucht in Ungnade. Wer klug ist, entfernet sich weit von den Maitressen seines Herrn. (79) Die *Bouffonnerie* ist eben so ein mißliches und betriegliches Mittel, eines grossen Herrn Gnade zu erhalten. Ein Mensch, der ein Amt hat, und dazu gleichsam gedrungen ist, den Herrn lustig zu machen, ist ein halber Bouffon. Zudem kan ein solcher offt, ehe er sichs versiehet, den Herrn durch seine scherzhaffte Reden sehr beleidigen und in die gröste Ungnade fallen. (80) Dahin gehören auch die abgeschmackten und knechtischen Schmeichler. (81) Laster und Bosheit stürzen sich selbst ins Verderben. Durch Treue, Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Fleiß, Gehorsam, Fürsichtigkeit, machet einer den Grund seines Glückes viel fester und sicherer. Bey allen Anschlägen, die man giebet, muß grosse Behutsamkeit gebrauchet werden. Man soll auch keine verhaßte Sachen, oder neue Erfindungen, die mit grosser Gefahr verknüpft seynd, auf das Tapet bringen: (82) Denn es erreget allenthalben Mißgunst und Neid, und wer sich gern in gefährliche oder mißliche Dinge einlässet, giebt seinen Feinden Gelegenheit, ihn zu stürzen. Die gröste Kunst eines vernünfftigen Hof- und Staats-Manns bestehet darinnen, einen Fürsten von einem gefährlichen Vorhaben abzuziehen, und ihm seine Fehler mit guter Manier begreiflich zu machen. Insbesondere muß er trachten, diejenige Qualitäten beyzubehalten, wodurch er bey dem Herrn beliebt geworden; z. E. Fleiß und Ordnung, Verschwiegenheit, u. s. w. Durch die letztere Tugend hat Cuspinianus oder Spießhammer bey dem Kayser Maximilian I. sein ganzes Glück gemachet: Durch die erstere der Herr von Prinz am Königl. Preußischen Hofe.

XVII.

(79) S. La fortune des gens de qualité par Mr. *de Cailliere*, Part. I. chap. V. p. 37. sqq.

(80) Erasmus von Roterdam, welchen, wie bereits oben erwehnet, wegen seines sinnreichen und aufgeräumten Wesens der König in Engelland Heinrich VIII. an seinem Hofe haben wollte, sagte dahero, das wäre ihm ungelegen. Er sey für sich und zu seinem Vergnügen lustig und scherzhafft, nicht aber für andere: wie solches *Jean le Clerc* in der aus den Schrifften Erasmi gezogenen Lebens-Beschreibung desselben angemerket hat, im V. und VI. tomo der Bibliotheque choisie.

(81) Von den Schmeichlern kan man einen schönen Discurs lesen in *Jo. Marianae* Tractat de Rege & Regis institutione lib. II. cap. XI.

(82) Der Fürst selbst wird den neuen Erfindern gram, wenn ihre Vorschläge nicht gleich nach Wunsch gelingen. Unterstützen kan man wohl neue Erfindungen, wenn auch schon einiger hazard dabey ist; nur muß man dergleichen nicht leichtlich aufbringen. Denn alle Leute sehen, daß ein solcher Mann gerne auf einmahl steigen will, und hindern ihn deswegen, wo sie nur können und wissen.

XVII.

Wie man sich gegen die Minister und andere Höflinge aufzuführen habe.

Eine ganz andere Aufführung, als die, so unter den Bürgern üblich ist, wird bey Hofe erfordert. Denn da seynd gar viel Leute, welche einem, wo nicht helfen, doch sehr schaden können. Die Maxime aller klugen Hof-Leute ist, niemand vor dem Kopf stossen, gegen alle Leute höflich, gegen niemand unfreundlich oder grob seyn. So gar den Narren bey Hofe muß man mit Freundlichkeit zu begegnen wissen, sich nicht mit ihnen einlassen, auf ihre Stichel-Reden und Narrenteydungen nicht antworten, sondern thun, als ob man es nicht hörete. Mit Geld kan man dergleichen Gesellen am besten gewinnen: denn alle Narren seynd niederträchtig, gewinnsüchtig und geldgeitzig. (83) Eine von den fürnehmsten Regeln bey Hofe ist auch, nicht viel reden. Die Schwätzer seynd gewiß verlohren, sie mögen hinkommen wo sie wollen. Wenn vornehme Personen einen Menschen recommandiren oder befördern wollen, so fühlen sie ihm vorher auf den Zahn, geben ihm etwa ein Glaß Wein mehr zu trinken, und sehen, ob er auch schwatze. Ein Schwätzer ist zwar nicht allezeit boshafftig, aber er richtet doch das gröste Unglück an. Von der Zunge kommet viel böses. Kurz, ein Schwätzer machet sein Glück nicht. Er recommandiret oder conserviret sich wenigstens nicht, sondern fället. Diese und dergleichen Regeln der Klugheit muß man insbesondere auch gegen die Grossen des Hofs beobachten. Man muß also die Prinzen vom Geblüte nicht vor den Kopf stossen, ob man schon durch sie selten sein Glück machet, weil sie gemeiniglich mit dem regierenden Herrn nicht sonderlich wohl stehen. Indessen aber haben sie doch auch ihren Anhang. Sie gehen bey dem Herrn beständig aus und ein, und können also leichtlich etwas entweder zu deinem Vortheil oder zu deinem Nachtheil reden. Daher muß man sie allerdings menagiren. (84) Die Hof-Prediger, imgleichen die Leib-Medici seynd gleichfalls offt um den Herrn, und haben Zutritt bey ihm: deswegen muß man auch vor allen Dingen mit ihnen sich wohl zu halten suchen. Nutzet dir

(83) Ich weiß von einem gewissen Cavalier, den dem Boufon sein Glück bey dem Herrn gemachet hat. Der Edelmann bat zuweilen den Hof-Narrn zu Gaste, gab ihm auch eine jährliche Pension. Davor muste ihn selbiger bey Hofe mit frieden und ungeschraubt lassen, auch bey Gelegenheit gegen die Herrschafft gutes von ihm reden. Das that er auch: die andern hingegen plagete er auf das ärgste, bließ ihnen den Tobacks-Rauch in die Augen, und that ihnen allen Dampf an.

(84) Mit dem Richelieu und dem Mazarini war es etwas ganz anders. Die waren die obersten Staats-Minister. Mazarin sahe sich gezwungen, endlich von dem Prinzen von Condé zu sagen: Entweder muß ich gestürzt werden, oder der Prinz. Zuerst aber that er ihm alles was er nur konnte, gab ihn nach und schlug ihm nichts ab.

dir ihre Gewogenheit nicht viel, so kan dir doch ihre Feindschafft viel schaden. Eben dieses gilt von denjenigen, die man Mignons, oder Lieblinge und Günstlinge nennet, welche sich zwar nicht in die Staats-Geschäffte einmischen, aber doch das Ohr des Herrn haben. (85) Auch gehören alle diejenigen hieher, die fast täglich und stündlich um den Fürsten seynd; die Gemahlin, die Maitresse, die Cammerdiener, die Laquayen, der Hof-Narr, u. s. w. Gegen alle dergleichen Personen muß man sich submiß, bescheiden und freundlich aufführen. Die Mignons werden freylich nicht leichtlich dein Glück machen: denn sie begnügen sich an der Gunst ihres Herrn, und mischen sich, wenn sie klug seynd, in keine Regierungs-Sachen. (86) Ein Günstling als Günstling, kan wohl bleiben. So bald er sich aber in Staats-Händel mischet, hat er tausend Verdruß: denn da muß er diesem etwas zuwider thun, bey jenem es verderben, einem andern favorisiren. So lange er nur bey dem Herrn wohl stehet, wird ihn kein Mensch stürzen. Wenn er aber die Hand mit in die Staats-Geschäffte einschläget, wo es auf regieren und befehlen ankommet; so hat er alle Minister wider sich, welche sich ihre Macht und Autorität nicht wollen nehmen lassen. Man siehet also, daß die Minister diejenigen Personen seyn, welche ordentlicher Weise dein Glück machen müssen. Denn was in ausserordentlichen Fällen par irregularité geschiehet, davon ist die Rede nicht. (87) Bey den Ministern, die die Geschäffte dirigiren, stehet alles. Sie seynd die Statthalter und Vice-Könige. Wo die Regierungs-

(85) Unser Chur-Fürst, Friedrich Wilhelm hatte einen Mignon, der Kornmesser hieß. Diesem schmeichelte der ganze Hof, und alle grosse Minister gaben ihm gute Worte, und tranken Brüderschafft mit ihm, blos, damit er ihnen nicht schaden mögte. Der Chur-Fürst war bißweilen mit dem Podagra geplaget, und da meynete er, niemand könnte ihn sänfter anrühren und seinen Fuß besser legen, als dieser Kornmesser.

(86) Durch diese Maxime hat sich ein gewisser Sächsischer Cavalier bey dem König Augusto in sehr grossen Gnaden und bey dem ganzen Hof in Hochachtung erhalten, wie bereits oben im VII. §. erwehnet worden.

(87) An dem Hofe des Kaysers und Böhmischen Königs Wenceslai konnten manche durch den Scharfrichter oder andere schlechte Leute ihr Glück machen. Bey dem vorigen Administratore des Erz-Stiffts Magdeburg, dem Herzoge Augusto von Sachsen, welcher hier in Halle residirete, galt der Leib-Page alles. Mit diesem war einsmahls der Unverfährt bey einem Schmauß, und wünschte sich eine weitere Beförderung, weil er doch schon Canzley-Director gewesen wäre. Der Page, welchem er gute Worte gab, versprach ihm gleich die Canzler-Stelle zu verschaffen. In drey Tagen war auch Unverfährt, der sonst kein unrechter Mann war, würklich Canzler, der Page hieß Röder, und brachte grossen Reichthum zusammen: zuletzt gieng er an Krücken. Er ist noch nicht lange todt. Mit gedachtem Herzog giengen die Hof-Leute auf eine unerlaubte Art um: Sie gaben ihm den schlechtesten Wein zu trinken, und behielten den guten für sich.

rungs-Geschäffte getheilet seynd, da muß ich mich in demjenigen Handel, wodurch ich in die Höhe zu kommen gedenke, fürnehmlich an den addressiren, in dessen Departement dieselbe gehöret. Die Minister thun auch in manchen Fällen einander etwas zu Gefallen, und nehmen Recommendationen an. Es ist auch ausser Zweiffel am besten, wenn man man bey dem Premier-Ministre wohl stehet. Denn wer gerade zu und unmittelbar durch den Fürsten in die Höhe kommet, und von ihm etwas erhält, bleibet nicht allezeit sicher auf seinem Posten: sondern der Premier-Ministre suchet ihn herunter zu schmeissen, wie schon oben im VII. §. erinnert ist. Es ist demnach hier eine zweyfache Regel zu merken. Einmahl, in Ansehung der Mignons oder Günstlinge: daß man sie nicht beleidige oder vor den Kopf stosse; dann in Ansehung der Minister: daß man sich bemühe, ihnen zu gefallen, und alles anwende, um ihre Gewogenheit zu erlangen. Kein Fürst ist zu finden, der nicht unter seinen Ministern auf einen mehr hält als auf den andern. Wenn nun jener dich recommandiret, so dringest du freylich eher durch, als durch einen andern. Unser Friedrich Wilhelm hielt unter allen seinen Ministern auf den Meinders und den von Fuchs am meisten. (88) In Hannover wird keiner reußiren als durch den Bernsdorf, wenn er auch von dem Könige aus Engelland selbst ein Schreiben zu seiner Beförderung brächte. Bey dem Premier-Ministre gehet es nun eben wieder so, wie bey dem Fürsten, mit der Recommendation. Die Kauf-Leute, Mäckler, Laquayen, thun offt auch hier gute Dienste, aber freylich extra ordinem. Ich kenne einen gewissen Kauffmann von gar mittelmäßiger Gattung, der manchen Kerl zu einen Dienst geholfen hat, da er offt nur Gelegenheit genommen, quasi aliud agendo, dem Minister eine gewisse Person zu recommandiren, die auch durchdrunge.

XVIII.

Von Feinden und Neidern bey Hofe.

Wer bey Hofe fortkommen will, muß nicht allein trachten sich Freunde zu machen, sondern er muß auch sehen, wie er die Feinde von sich abwende. Denn am Hofe seynd böse Leute, die nach ihren Affecten leben und dir zu schaden suchen. Es ist nicht anderst, als wenn Geld ausgeworffen wird, und du lauffest mit andern hin, etwas zu erhaschen; ein anderer aber der geschwinde ein Bein unterschlägt, daß du fallen must, und er es bekommet. So

(88) Mit einem Fürsten ist es in diesem Stücke anderst als mit einem privat-Manne. Dieser erkundiget sich selbst um die Leute, die er brauchet: Grosse Herren aber haben die Zeit nicht, sondern nehmen mehrentheils nur diejenigen an, die ihnen recommandiret werden. Man muß also die Minister, wie die Herren selbst, menagiren; sonst begehet man ein Verbrechen der beleidigten Majestät. Der Herzog Bernhard von Weimar hätte es in Paris bald versehen, da er von dem Richelieu übel geredet, als ihm eine Heyrath mit einer Anverwandtin von dem Cardinal war vorgeschlagen worden.

denket auch am Hofe fast ein jeder den Gewinst davon zu tragen, und dem andern, der vor ihm ist, etwas in den Weg zu legen, daß er nicht weiter kan. Es muß dannenhero keiner einen andern beleidigen, sondern lieber manche grosse Pille verschlucken, und wenn er einem andern etwa beleidiget hat, auf alle mögliche Weise sich wiederum mit ihm auszusöhnen suchen. Am besten ist es freylich, wenn man sich so aufführet, daß man sich durch seine Schuld keinen Feind machet. (89) Man muß sich vor einen jeden in Acht nehmen, weil ein jeder, auch der geringste, schaden kan. Kluge Hof-Leute gehen deswegen sehr behutsam und piano, begegnen jedermann freundlich, reden nicht viel, antworten zweydeutig, oder in allgemeinen Ausdrückungen, u. s. w. Denn es werden einem alle Reden aufgefangen und mit Zusatz wieder nachgesaget. Grosse Herren glauben leicht, was ihnen vorgebracht wird, ohne genaue Untersuchung. Es kan sich aber keiner so behutsam aufführen, daß er gar keine Feinde bekommen sollte. Daher fraget es sich, wie man ihnen begegnen solle. Man muß zuvörderst sehen, was es für Feinde seyn. *Ist einer mein* Feind, der mir nicht sonderlich schaden kan, so kan leichtlich durch die dritte Person eine Versöhnung gestifftet werden, damit wenigstens der Haß und die Rachbegierde aufhöre. Kan er aber schaden, und du hast ihn beleidiget; so ist die Versöhnung noch leichter, als wenn er dich beleidiget hätte. Die meisten Beleidigungen kommen her von der Zunge, von unbesonnenen Reden und Urtheilen; (90) insbesondere diejenigen Beleidigungen, womit man sich grosser Herren Ungnade unbedachtsamer Weise zuziehet. (91) Indessen aber, wenn du *einen solchen*, oder einen an-

(89) Dahin gehöret auch die Klugheit, die Narren vertragen zu können, (S. Gracian Max. 159.) wiewohl diese Maxime vielen Leuten schwer ankommet zu practiciren. Hernach muß man sich in Acht nehmen, daß man nicht in Partheyen und Factionen verwickelt wird. Durch unverfälschte Redlichkeit, Freundlichkeit, Billigkeit und Bescheidenheit, kan man viel gewinnen, und sicher und ruhig durchkommen.

(90) Die Beleidigungen mit Worten seynd gemeiniglich empfindlicher und werden weniger vergeben, als andere. Eine schöne hieher gehörige Stelle aus des *Bruyere* Caracteres & Moeurs de ce siecle kan man lesen in *Barbeyracs* Anmerkungen zu dem von ihm ins Französische übersetzten Pufendorffischen Werke vom Natur- und Völker-Recht, Lib. III. cap. II. §. 7. not. 1. Ein kluger überleget deswegen seine Worte mit eben der Sorgfalt und Fürsichtigkeit, als wir zu thun pflegen, wenn wir ein Testament oder einen Contract aufsetzen, wie *Bellegarde* saget. Er wünschet mit dem Sirach: (Cap. XXIII. v. 1.) O *daß ich* könnte ein Schloß an meinen Mund legen und ein vest Siegel auf mein Maul drücken, daß ich dadurch nicht zu Fall käme, und meine Zunge mich nicht verderbete!

(91) Von der Empfindlichkeit der Königin Elisabeth über die geringsten zu ihrer Verachtung gereichenden Reden, und wie sie deswegen einen, der Französischer Resident in Londen gewesen war, nach der Zeit nicht mehr leiden können, siehe *les Memoires pour servir à l'histoire de Hollande par Louïs Aubery*, p. m. 284. sqq. imgleichen *Bayle* im Artickel Elisabeth rem. (E)

andern, der mächtiger ist als du, deshalben um Verzeihung bittest, und ihm deine Reue zu erkennen giebest, so kanst du ihn wieder begütigen. (92) Wenn aber einer dich beleidiget hat, so trauet er dir nicht recht, indem er denket, du werdest das erlittene Unrecht doch nicht vergessen, und hält also deine Versöhnung und Freundlichkeit nur für Heucheley und Verstellung. Das ist der Grund-Satz vieler Leute, welche von andern nach ihrem Sinne urtheilen. Vergessen, sagen sie, stehet nicht in unserer Gewalt; wohl aber etwas memoriren oder auswendig lernen. Doch ist am besten, wenn man solchen Personen gutes zu thun suchet, um sie dadurch wenigstens in so weit zu gewinnen, daß sie uns nicht mehr zu schaden trachten, wenn sie uns gleich nicht trauen und keine aufrichtige Freundschafft eingehen. Es ist auch offt sehr klüglich gehandelt, daß, wenn man beleidiget worden ist, man seine Empfindlichkeit nicht merken lässet, sondern vielmehr dißimuliret, ja bißweilen gar sich anstellet, als habe man eine Wohlthat empfangen. (93) Wer gleich drohet und Feuer merken lässet, machet übel ärger: (94) Denn seine Feinde seynd alsdenn nur desto mehr auf seinen Untergang bedacht, und wenden dazu alle ihre Kräffte und Künste an. Man bekommet aber auch offt Feindschafft, ungeachtet man directe niemand beleidiget hat. Denn bey Hofe ist ein güldenes Rad; es ist gleichsam ein Preiß aufgestecket, den ein jeder gerne gewinnen will. Alle haben eine Aemulation, das zu erlangen und zu besitzen, was du hast. Und also kan es dir an Neidern und Mißgünstigen nicht fehlen, die heimlich wider dich allerhand Cabalen machen, um sich in den Sattel zu schwingen, in welchem du sitzest. Ja, wenn schon manche sehen, daß sie das, was dir zugefallen ist, nicht bekommen können, so wünschen sie doch, daß du es auch nicht habest, und seynd wie der Hund in der Fabel, der, ob er gleich selbst kein Heu frisset, den Ochsen anbellet und

(92) Ehrgeitzige Gemüther lassen sich eher versöhnen als melancholische: wollüstige aber am allerleichtesten. Furchtsame, schwermüthige Leute seynd die unversöhnlichsten. Sie legen den Haß und Groll nicht ab, sondern tragen es einem lang nach. Deswegen kan man wohl sagen: Furchtsame Menschen seyen die gefährlichsten; sie hegen ein heimliches, verborgenes Feuer und gehen stille unter der Erden, wie der Fluß Anas in Spanien.

(93) Iniurias ferendo & gratias agendo ist eine der besten Maximen bey Hofe. vid. *Seneca* de ira lib. II. cap. XXXIII. Der von *Abrah. Marconetra* ins Lateinische übersetzte Auctor aulici inculpati saget auch gar wohl: Iniuriarum tolerans esto, nec diu memor ac post offensam tanto officiosior. Von dieser Regel verdient auch fürnehmlich nachgelesen zu werden *Amelot* dans son Tibere chap. CCXLIV.

(94) Der Herzog von Buckingham in Engelland, der Herzog von Lerma in Spanien, der Prinz von Condé in Frankreich, haben hierinnen gefehlet. Die Schottländer haben insgemein auch den Fehler, daß sie flugs ihre Beleidiger öffentlich für Feinde erklären, und aufs ärgste drohen. vid. *Barclaii* icon animor. cap. IV.

nicht will fressen lassen. Wie ist also diesem Unheil abzuhelfen? Es ist wohl wahr, was man zu sagen pfleget, daß die Tugend nicht ohne Neider ist: Indessen aber kan man durch kluge Aufführung viel abwenden. Derjenige wird vielem Neid entgehen, der mit seinen Gaben und Vortheilen nicht prahlet, und mehr thut als er von sich redet, oder sehen lässet. (95) Faire & taire ist das sicherste Mittel. Nur muß, wie schon gedacht, auch das Thun also geschehen, daß der Fleiß und die Mühe, so man anwendet, nicht gleich jedermann in die Augen leuchtet. (96) Wenn die Leute gewahr werden, daß einer viel arbeitet, und mit Gewalt in die Höhe will; so drücken sie ihn hinunter, und lassen ihn nicht aufkommen. Wenn man hingegen unvermerkt alles verrichtet, und hernach auf einmahl unvermuthet mit Ruhm und Glanz erscheinet und hervorbricht; alsdenn erhält man unverhindert, was man gehoffet; sintemahl die Neider sich dessen nicht versehen, und folglich unsere Absichten rückgängig zu machen sich noch nicht vorbereitet haben. Die Begierde zu steigen muß nicht zu kenntlich werden. Daher ist es auch weit sicherer und heilsamer, wenn man nach und nach und stuffenweise zu steigen suchet, als auf einmahl und auf einen Sprung. Die Promotiones per saltum soll billig ein kluger, so viel möglich, ausschlagen, und einem andern lieber weichen, als ihm vordringen. Denn dadurch bleibt dieser ihm gewogen und geneigt, ihn bey Gelegenheit auch zu heben, weil er weiß, daß ihm jener nicht vorzugehen begehret. Aber wie viel seynd deren, die diese Regel der Klugheit beobachten und ausüben? Ein jeder will gerne geschwind hoch steigen und eine allgemeine Verwunderung erwecken. Es gehöret also eine Selbstverleugnung dazu. Diese aber ist uns niemahls angebohren; sondern muß erst als ein erhabner Grad der Tugend durch viele Mühe, Fleiß und Ueberlegung erlanget werden.

XIX.

Von Hof-Künsten und Streichen.

Man muß die Hof-Künste und Streiche kennen lernen. Gleichwie z. E. derjenige, der ein Kaufmann werden will, alle Künste und Betrügereyen der Kaufleute vollkommen wissen muß: Also ist es auch hier. Die Waare bey Hofe ist recht künstlich, und offt sehr verfälscht. Die Hof-Sprache ist der Französischen Sprache gleich, in welcher die Worte anderst geschrieben, anderst ausgesprochen werden. Unter die listigen Hof-

(95) Ein Prahler und Großsprecher stehet sich selbst vor dem Lichte: denn die tugendhafften halten ohnedem nichts auf ihn; und die lasterhafften beneiden und verfolgen ihn. Dem Villars in Frankreich ist fast jedermann feind, weil er gerne hoch von seinen Thaten spricht.

(96) Diejenigen seynd die klügsten, qui sunt actu otiosis simillimi, wie *Velleius Paterc.* redet, Lib. II. cap. 127. conf. *Reinhard.* ad Lipsii Polit. p. 917.

Hof-Künste gehöret unter andern auch dieses, daß man diejenige Personet die man nicht leiden kan, bißweilen unter dem Schein einer höhern Würde und Ehre vom Hofe entfernet; so wie die Professores auf Universitäten offt diesen oder jenen von ihren Collegen auswärts recommandiren, nur damit er weg komme. Kluge Hof-Leute bleiben dem Herrn an der Seite. Viele seynd dadurch gestürzet worden, daß man sie zu Gesandschafften gebrauchet hat: Denn während ihrer Abwesenheit hat man Raum und Gelegenheit, Cabalen wider sie zu machen, und sie in übeln Credit zu setzen. Manchesmahl ziehet man auch einen entferneten Minister mit allem Fleisse nach Hof, damit er desto eher fallen möge, wenn er unter den Augen des Fürsten ist: Denn es trifft offt ein, was man zu sagen pfleget: Minuit praesentia famam. Man hetzet ihn schlaue und gefährliche Leute auf den Hals, beläd̈et ihn mit verhaßten Geschäfften, examiniret sein Verhalten und seine Aufführung auf das genaueste, und was dergleichen mehr ist. Hiernächst regieren Lügen und Verläumdungen nirgends so sehr, als an grosser Herren Höfen. Calumniare audacter, semper aliquid haeret heißt es daselbst. Der Fürst hat insgemein weder Zeit noch Fähigkeit, alles behörig zu untersuchen. (97) Die meisten Fälle grosser Minister seynd durch eine Reihe von Calumnien bewürket worden. Wider den Marechal d' Ancre in Frankreich, sonst Concino Concini genannt, der von geringer Ankunfft so hoch gestiegen war, zuletzt aber massacriret wurde, hatte man vorgegeben und erdichtet, daß er etwas gefährliches wider den König angesponnen hätte. Manche Verläumdungen bey Hofe können verhütet werden, theils durch klügliche Aufführung, wenn man jedermann freundlich und leutseelig begegnet, nicht stolz ist, nicht poltert, die, denen man zu befehlen hat, nicht anfähret, und sie nicht mißvergnügt machet; (98) theils dadurch, wenn man gute Freunde, Clienten und Creaturen in dem innersten Zimmer oder Cabinete des Herrn hat. Darum läsſet man keinen da hinein, den man nicht wohl kennet. Das ist eine Maxime der Premiers-Ministres. Der Cardinal Richelieu nahm dieses genau in Acht. Man kan es auch keinem verdenken, daß er ohne sein Wissen und Willen keinen vor seinen König oder Fürsten läsſet. Daher läsſet der Ober-Cammer-Herr insgemein sich alle Bedienten in der Antichambre des Herrn schwören, wie ehedem an unserm Hofe der Graf Wartenberg gethan

(97) Zu wünschen wäre freylich, daß grosse Herren zu den Calumnianten gleich sageten: Beweiset es: Wo nicht, so soll das jus talionis gegen euch exerciret werden.

(98) Bey unserm Könige wurde vor einiger Zeit ein gewisser Mann angegeben, als führ er die Leute hart und unfreundlich an, und versagete ihnen die Justiz. Der König war bey einer Fischerey. Da schickten sie ihn lauter klagende Leute auf den Hals, welche schrien: Gerechtigkeit! Der König wurde ungedultig und ließ den Beamten alsobald nach Spandau setzen.

than hat. Gleichwie aber offenbarer Tadel, Verläumdungen und üble Nachreden bißweilen keinen grossen Glauben finden: Also suchet man manchen durch ein verstelltes und scheinbares Lob zu fällen, welches auch gemeiniglich am allergefährlichsten zu seyn pfleget, (99) weil dadurch der Neid, als der Zunder alles Hasses und aller Feindschafft, erwecket und angeblasen wird.

XX.

Was bey Veränderung des Regiments zu thun sey.

Wer sich bey seinem Posten am Hofe, auch wenn eine Veränderung im Regimente vorgehet, und ein anderer Herr kommet, zu erhalten weiß, und also vielen Herren aus einem Hause nach einander dienet, der wird für doppelt klug und glücklich geachtet. Wer demnach dieses suchet, der muß zuvörderst die aufgehende Sonne nicht aus der Acht lassen, d. i. er muß den künfftigen Nachfolger auch gnädig zu erhalten trachten. Der Prinz bleibet doch endlich Prinz, und rächet sich, wenn er zur Regierung kommet, an demjenigen, der ihm vorher zuwider gewesen. Also soll man sich bemühen, sowohl den alten als den jungen Herrn bey gutem Willen zu erhalten, doch so, daß man nichts thue, was dem einen oder dem andern präjudicirlich seyn kan. Das beste Mittel ist, wenn du dich necessaire machest, und andere nicht in die Karte gucken lässest; sonst lernen sie dir deine Künste ab, und setzen sich in deinen Sattel. Ein alter erfahrner Minister, der die Geschäffte unter Handen hat, muß bleiben, wie eine rechte Hand, und ist nicht wohl entbehrlich, wenn man ihm auch für seine Person nicht gewogen ist. (100) Im übrigen erhellet aus diesem allen, daß das Hof-Leben allerdings ein sehr mühseliges und gefährliches Leben sey. Zuerst giebet man sich grosse Mühe, um in die Höhe zu kommen: Man vigiliret Tag und Nacht, um sich zu erhalten, alle feindliche Nachstellungen abzuwenden, in der Gnade des Herrn zu bleiben, u. s. w. Und wenn man alles das durch unglaubliche Arbeit, Fleiß, Gedult erhalten hat; so hält man es doch wohl am Ende für das beste, wenn man wiederum herunter steigen und zu einem privat-Leben zurück gehen kan. Die Gnade grosser Herren bleibet selten beständig. Leute, die lange um einen Fürsten seyn, werden ihm endlich alltäglich und zuwider, weil er alle ihre Schwachheiten kennen lernet. Also werden viele auf die letzte des Hof-Lebens überdrüßig und sehnen sich nach der Ruhe. Das war auch das finale des oben belobten *Dan. Eremitae*, dessen Wahlspruch war: Magna servitus, magna fortuna.

(99) S. *Amelot* dans son Tibere chap. CCXXV. conf. *Reinhard.* ad Lipsii polit. p. 937. sq. Der Marquis de Cinqmars hätte beynahe den Cardinal Richelieu dadurch gestürzet, daß er ihm aus einer bösen Absicht bey dem neidischen und mißtrauischen Ludwig XIII. unmäßig gelobet, und alle seine Verrichtungen über die Königlichen Thaten erhoben. Cinqmars war dem Richelieu feind geworden, weil ihn dieser an einer Heyrath gehindert hatte. Richelieu wäre auch vermuthlich gefallen, wenn er nicht jenes heimlichen Brief-Wechsel mit den Spaniern entdecket hätte.

(100) Hieher gehören: Les Negotiations de Mr. le President *Ieannin*: Les Memoires de *Nicolas de Neuville* Seigneur *de Villeroi*: Les Memoires d'Etat de *Philippe Huraut de Cheverni*, u. a. m. Aus diesem und dergleichen Schrifften kan ein kluger Staats-Mann zu seiner Lehre und Unterricht ungemein viel lernen. Insbesondere ist des Canzlers von *Cheverni* Instruction à son fils, welche seinen Memoires angehänget ist, bey diesem ganzen Capitel vom Hof-Leben ex asse zum nachlesen zu recommandiren.

Register
der angeführten AVTORVM.

A.

d'*Ablancourt* Apophtegmes des anciennes 656
Acta eruditorum 203
Actes, Memoires & autres Pieces authentiques concernants la Paix d'Utrecht 621
Actes & Memoires concernants la Paix de Nimegues 627
Adami, (Melch.) vitae philoſophorum 207
Alciati (And.) Emblemata 587
Alcyonius, (Pet.) de exilio 116
Aloyſia Sigea 68
Amelot de la Houſſaye, Tibere, Diſcours politique ſur Tacite 11. 83. 123. 277. 365. 739. 762. 765. 767. 797. 858. 888
- - Hiſtoire du Gouvernement de Veniſe 126. 130. 270. 376. 586. 649. 804. 807. 810. 817. 820
- - les Oeuvres de Tacite avec des Notes politiques & hiſtoriques 255. 262. 270. 278. 292. 337. 340. 356. 388. 752. 768
Andreae (Valent.) Chriſtianopolis 166
Antonii (Nic.) Bibliotheca Hiſpana 196
Ariſtotelis Politicorum Libr. VIII. 36.
Arnelius (Ion.) de re anonaria 656 78. 792
Arnolds (Gottfr.) Sophia 66
- - Kirchen- und Ketzer-Hiſtorie 581
les Avantures de Pomponius 796
d'Aubery (Louis) Memoires 42. 145. 316. 577. 638. 647. 844
Aventini (Jo.) Annales Boiorum 341
Aueranii (Joh.) Interpretationes iuris 828
Auguſtinus de ciuitate Dei 77. 165
Arelmaier von Verfälſchung der Waaren 225

B.

Baieri Collegium Anti-Fanaticum 581
Baillet (Adr.) Jugement des Scavans 140
- - Tr. des Enfans devenus celebres par leurs etudes ou par leurs ecrits 140
- - la Vie de Descartes 716

Balbini epit. rerum Bohemicar. 718
Balzac Ariſtippe, ou de la cour 860
- - le Prince 870
Barberius (Joh.) de miſeria poetarum Graecorum 116
Barbeyrac (Jean) Traité du jeu 63
Barclaii, (Jo.) Argenis 162
- - Icon animarum 885
Baronii Paraeneſis ad rempubl. Venetam 811
Bartholdi (Fried. Jac.) diſſ. de charta ſignata 483
Basnage (Jaque) Hiſtoire des Juifs 158
- - Annales des Provinces unies 482. 570. 651
Baſſompierre Memoires 333. 650
Battierii diſſ. de oſtraciſmo 814
Bayle (Pierre) Dictionaire hiſtorique & critique 25. 32. 47. 66. 81. 99. 101. 110. 112. 113. 120. 129. 161. 183. 188. 191. 192. 201. 251. 254. 275. 279. 283. 315. 341. 362. 404. 552. 581. 589. 603. 636. 638. 639. 648. 701. 720. 730. 731. 735. 749. 753. 755. 765. 777. 794. 813. 827. 832. 868. 884
- - Nouvelles lettres a l'occaſion de la critique generale du Calviniſme de Maimbourg 78. 161
- - Nouvelles de la republique des lettres 708
- - Penſées diverſes ſur la Comete 121. 367. 552. 777
- - Reponſes aux queſtion d'un Provincial 787
Becher (Joh. Joach.) politiſcher Diſcours von den eigentlichen Urſachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder, Republiken ꝛc. 515
Bechet (A.) hiſtoire du miniſtere du Cardinal Martinuſius 784
Bedae (Venerab.) Hexaëmeron 93
Beieri (Ad.) diſſ. de ſcandalo 186
- - (Georg.) delineatio iuris naturae 222
Bekmanns Anhältiſche Hiſtorie 636
de Bellegarde Reflexions ſur le ridicul & ſur les moyens de l'eviter 192
- - Reflexions ſur ce, qui peut plaire ou deplaire dans le commerce du Monde 193
- - l'art de plaire dans la converſation 193
- - Modeles de converſation pour les perſonnes polies 193
- - Reflexions ſur la politeſſe de mœurs. ibid.
Bellievre & *Sillery* Memoires 20
Benoit hiſtoire de l'edit de Nantes 778
Bentheims (Heinr. Ludw.) Engelländiſcher Kirchen- und Schulen-Staat 437
Bentivoglio Memoires 608
- - Relationi di Fiandria e di Francia 609
Bentley (Rich.) ſtultitia et irrationabilitas atheiſmi 67
Bergeri (Jo. Gothof.) phyſiologia medica 363
Berneggeri (Matthiae) Obſeruationes hiſtorico politicae 331
- - Quaeſtiones miſcell. ex Taciti Germania et Agricola 376
- - delineatio formae reip. Argentoratenſis 822
Bernier (Franc.) Voyages 401
Beſſer (Joh. von) Gedichte 183

de

de Bethune (Max.) Duc de Sully oeconomie royale 20-21. 516
Bibliothec, die neue 226
- - vermiſchte 253
Bibliotheque raiſonné 414
Bilanx politica 824
Blondelli Tr. de Sibyllis 132
Boccalini (Trai.) Ragguagli di Parnaſſo 113. 298
Bochat (Louis) Ouvrages pour & contre les ſervices militaires etrangers du coté du Droit & de la Morale 414.
Boecleri, (Jo. Henr.) diſſ. de imperio intra modum coercendo 146
- - Notae politicae ad Tacitum 325. 763
- - de auſpicio regio 774.
- - diſſertationes academicae 774
- - diſſert. de iudiciis majeſtatis 815
- - diſſ. de eloquent. ueri ciuilis 839
- - Hauß- und Feld-Schule 232
Boilau Deſpraux Oeuvres 88. 185. 344
du Bois Hiſtoire de la Ligue de Cambray 585. 673. 676
Boizard Traité des Monnoyes, de leurs circonſtances & dependences 544
Borremanſii, (Ant.) variae obſeruationes 838
du Boſc l'honnete femme 100. 138
Boſii (Jo. Andr.) Tr. de prudentia et eloquentia ciuili comparanda 17
- - characteres beatae reipubl. 616
Bouhours de la maniere de bien penſer dans les ouvrages d'eſprit 96
Boxhornii diſquiſitiones politicae 483. 703
Branchu Obſeruationes iuris Rom. 535
Brant (Caſp.) Vita Hugonis Grotii
Braunius (Jo.) de veſtitu Hebraeorum 191. 230. 486
de Brazey Memoires politiques amuſans et latiriques 656
Breti (Carol.) ordo perantiquus iudiciorum ciuilium 294. 378
Briſſonii (Barnab.) ſelectae ex iure ciuili antiquitates 829
Browns (Thom.) de religione medici 67
Brummer (Frider.) de ſcabinis antiquis aeui medii et recentioris 288
- - Comment. ad L. Cinciam 295
Bruti (Steph. Jun.) i. e. Huberti Langueti, vindiciae contra Tyrannos 128
Buchner (Gothof.) de vitiorum inter eruditos occurrentium ſcriptoribus 118
Bruyere caracteres & mœurs de ce Siecle 884
Buddei (Jo. Franc.) Elementa philoſophiae pract. 19. 126. 179. 730
- - Theologia moralis 30
- - diſſ. de concordia religionis Chriſtianae ſtatusque ciuilis 131. 580. 758
- - diſſ. an alchemiſtae in republica ſint tolerandi 212
- - Theologia thetica 853
- - diſſ. de ratione ſtatus circa foedera 583.
Buffier Logique 37. 74
Bulfingeri (Ge. Bern.) ſpecimen doctrinae veterum Sinarum moralis et politicae 77. 103

Burgundi (Nic.) historia Belgica 502. 740
Burmanni (Pet.) sylloge epistolarum 740
Burnet (Gilb.) Historia reformationis Angl. 173. 372. 383
- - Reise-Beschreibung nach Italien 331. 456
- - Memoires pour servir a l'histoire de la Grand Bretagne 607
Bynaeus de morte Christi 317.

C.

de Cabrera (Ludov.) Vita Philippi II. 337. 365. 386. 768
Caesar (Julius) de bello Gallico 52. 659. 670. 709. 807
de Caillere de la Fortune des gens de qualité & des gentilshommes particulieres 2. 194. 373. 445. 825. 833
de Callieres de la science du monde & des connoissances utiles a la conduite de la vie 2. 30. 58. 865
- - de la maniere de negocier avec les souverains 9. 635. 729
Cambdeni (Guil.) Annales rer. Anglicar. et Hibernicar. regnante Elisabetha 574. 628
Campanellae Respublica solis 27. 163
Cardanus (Hieron.) de vita propria 188
Carl de la richesse des princes 536
von Carlowitz (Hans Carl) Sylvicultura oeconomica 232
St. Carrington het Leven en de Dood van Olivier Cromvel 794
de la Casa opuscula 72
Casauboni (Meric.) Tr. de enthusiasmo 16
Castelnau vita Caroli IX. 386
- - Memoires 870
Castiglione (Baldesar) il cortegiano 832
Catholicon d'Espagne 190
Censura candidatorum sceptri Polonici 256
Ceremoniale Brandenburgicum 626
Chanut memoires 20. 193. 650
Chardin (Jean) voyages en Perse & autre lieux de l'Orient 606
Charles, Duc de Lorraine, testament politique 799
Charron (Pierre) de la Sagesse 88. 101
Chassanaei (Alex.) *axiomata Aur.* Alex. Seueri Imp. politica et ethica 764
v. Chemnitz (Bogislaff Phil.) Geschichte des Schwedischen in Deutschland geführten Kriegs 698
Cherbury (Edu.) vita Henrici VIII. 163
de Cheverny (Phil. Huraut) Memoires 20
Cheyne regles sur la Santé et sur les moyens de prolonger la vie 92
Chiffletius de ampulla Rhemensi 770
Christius (Jo. Frid.) de Nicolao Machiauello 127. 758
Ciceronis Orationes 153. 262. 300. 686. 692. 721. 804
- - officia 95. 588
- - de legibus 278
- - de oratore 279
- - epistolae ad famil. 768
Cini (Giov. Battista) vita di Cosimo de Medici I. gran Duca di Toscana 328
Cironii, (Innoc.) obseruationes iuris can. 270

Clapmarii (Arn.) arcana rerumpubl. 133. 145. 315. 318. 736. 762. 768. 772. 778. 792. 794. 815. 816. 824. 829
- - Nobile triennium 141. 315. 736
Claramontius (Scip.) de rat. ſtatus 83
Clarendon Hiſtoire des Guerres ciuiles d' Angleterre 374. 581. 598. 652
Claudianus 762
Clementis (Alex.) Paedagogus 91. 98
Clerc (Iean) Parrhaſiana 117
- - bibliotheque choiſie 417
- - reflexions ſur ce qu' on appelle bonheur & malheur en matiere des Lotteries 442. 694
- - bibliotheque ancienne & moderne 454
- - bibliotheque univerſelle 485. 647
- - ars critica 694
Cocceii (Henr.) iuris publici prudentia 446
Cochlaei (Io.) vita Theoderici, regis Oſtrogothorum & Italiae 722
Colbert (Iean Bapt.) teſtament politique 56. 327. 329. 381. 600. 722
Coleri Hauß-Buch 232
Collegium iuris Argentoratenſe 294
Colomies Recueil des particularités 81
Columella de re ruſtica 278
de Cominés (Phil.) Memoires 320. 404. 645
la Conference du Comte de Windiſchgraez avec le Roi de France 722
Connor (Bernh.) Beſchreibung des Königreichs Pohlen 466
Conring (Herm.) de prudentia ciuili 17. 18. 37
- - breuis introductio in ciuilem philoſophiam 18
- - propolitica 37
- - diſſ. de commerciis maritimis 62. 487
- - de iudiciis 304
- - de aerario boni principis recte conſtituendo, augendo & conſeruando 392. 427
- - conſultatio pro pace perpetua proteſtantibus danda 392
- - de vectigalibus 478
- - de re numaria in republ. quauis recte conſtituenda 531
- - opera cura Io. Wilh. Goebelii 427. 478. 531
le Conſeiller d' etat 310. 338. 582. 618
Contarenus (Caſp.) de magiſtratibus et republica Venetor. 376. 819
Cornelius Nepos 333. 334. 749. 824. 827
Courtin de la ciuilité Françoiſe 193
- - du veritable point d' honneur 193. 841
Cragius (Nic.) de republica Lacedaemoniorum 157. 801
Crenius (Thom.) de eruditione comparanda 141
Croiſſy Memoires 650
Crouſaz de l' education des enfans 83. 102. 140
- - Logique 89. 247
- - Traité du beau 139
Cruſöe, Robinſon, Leben und Avanturen 135
Cuiacii (Iac.) obſeruationes 670

Culpiſius (Ge.) de iure legationum imperii 635
Curtius de rebus Alexandri M. 321. 680. 712. 717. 779

D.

Danaei (Lamb.) ſylua aphoriſmorum politicorum 128
Daniel (George) hiſtoire de France 684. 770
- - hiſtoire de la milice Françoiſe 661. 667. 712. 720
Des-Maizeaux vie de Mr. Boileau 185
le Detail de la France 453. 656
Dialogues politiques, ou la politique des princes & republ. Italienne 596
Dio (Caſſius) 145
Dionyſius (Halycarnaſſ.) 70. 103
St. Disdier Etat de la ville & de la republique de Veniſe 314. 376. 807. 810. 817
Dithmar de imperiis antediluuianis 77
Douſae (Ian.) Poëmata 147
les *Droits* de communes 241

E.

der Edelmann 344
von Ehrenbach (Myler) Stratologia ſtatuum imperii 413
Eiſenmengers (Joh. And.) entdecktes Judenthum 226
Emmii (Vbonis) Graecorum respublicae deſcriptae 801. 827
l'Empereur (Conſt.) de legibus Ebraeorum forenſibus 158
Epſteinii (Achill.) notae ad Hornii politicam architectonicam 33
Eraſmi (Deſ.) adagia 671
Eremitae (Dan.) aulicae vitae ac civilis lib. IV. 832. 859
Eſchenbachii, (Andr. Chriſt.) diſſ. de ſcribis veterum Romanor. 301
l'Eſpion du grand ſeigneur 30
- - dans les cours des princes chretiennes 201. 202. 204. 604. 631.
Eſtrades (Comte d') lettres & negociations 627. 650
Eubuli (Brenei) i. e. Herm. Conringii, conſiderationes futurae pacis 18
Euelyn (Io.) de phyſiognomia 203
St. Evremont dialogue ſur la ſanté 94
- - la paix ridicule 94

F.

Faber (Ludou. Contarell.) de l'origine de fiefs 446. 654
Fauchet (Claude) antiquitez Gauloiſes 753
a Felden (Alb.) politica ſacra, 572
Fenelon de l'education des Filles 102
Flechier hiſtoire du Cardinal Ximenes 11
Fleury (Claude) des moeurs des Iſraelites 57. 156
- - hiſtoire eccleſiaſtique 436
Flori (L.) Hiſtoria Romana 66. 676. 712
Florini kluger und rechtsverſtändiger Hauß-Vater 231
Foglieta (Vbert.) de ſacro foedere in Selimum 593
- - de cauſis magnitudinis imperii Turcici 593
Fornerii (Guil.) ſelectiones iuris 103. 397

Forſtneri (Chriſtoph.) notae politicae ad Tacitum 315. 424. 586. 591. 678.
Freheri (Marqu.) origines Palat. 90
Frezier Voyages de la mer du Sud 93
Friſchlini (Nic.) comoediae 671
Fritſch (Ahasu.) de vitiis eruditorum 117
Frontini ſtratagematicon 712. 718
Furettiere (Ant.) Roman Bourgeois 97. 220

G.

Gellii (Aul.) noctes Atticae 451. 859. 867
Gentillet (Innoc.) diſcours ſur les moyens de bien gouverneur & maintenir en bonne paix une Royaume ou autre principauté 124
Gentilis (Scip.) comment. in Epiſt. Pauli ad Philemon. 63
- - de orationibus principum 791
Germanicus, (Conſtantius) i. e. Phil. And. Oldenburger, de peregrinatione Germanor. politica 459
Giannone (Pietro) Iſtoria civile del Regno di Napoli 427
Goeckelii diſſ. de montibus pietatis 416
Godefroy (Theod.) Entrevuë de Charles IV. Empereur, de ſon fils Wenceslas & de Charles V. Roy de France 729
- - Entrevuë de Louis XII. & de Ferdinand Roy d'Arragon a Savone 729
Goeſii (Wilh.) Pilatus iudex 217
Goldaſti (Melch.) catholicon rei monetariae 542
Gracian (Balth.) l'homme de cour 80. 196. 206. 751. 832. 849. 872
- - Tr. de l'agudeza 316
Gratiani (Ant. Mar.) de caſibus virorum illuſtrium 341. 371. 834
- - criticus 388
- - vita Cardin. Jo. Fr. Commendoni 409
Gravelle (Franc.) politique royale 289
Grauinae orat. pro Rom. legibus 265
Gronouii theſaurus antiquitat. Graecarum 157. 823
Grotius (Hugo) de iure belli & pacis 512. 597. 612. 717
- - epiſtolae 36
- - hiſtoria Belgica 350. 777-780
- - opuſcula poſthuma 587. 730
- - de obſidione Grollae 720
Guarini paſtor fide 183
Gudii (Marq.) epiſtolae 36
Gundlingii (Nic. Hier.) Otia 8. 115. 487. 514
- - diſſ. de Gangrenſi concilio 63. 222. 725
- - ius naturae & gentium 46. 266. 277. 558
- - digeſta 271. 293
- - ſingularia ad L. Majeſtat. 317. 796
- - diſſ. de vniuerſitate delinquenti 325
- - Sendſchreiben an einem Preuß. Edelmann 352
- - Antwort-Schreiben auf etl. Frag-Stücke eines gelehrten Edelmanns 510. 837. 838
- - orat. de Fridericianae libertate 567
- - diſſ. de transactionum ſtabilitate & inſtabilitate 584. 600

Gundlingii (Nic.Hier.) Discours über Cocceii ius publ. 600
- - politica s. prudentia ciuilis 29. 263. 266. 269. 278. 283. 285. 292. 299. 307. 315. 317
- - diss. de Henrico Aucupe 770
- - neue Unterredungen 774
- - Discours über den Zustand der Europäischen Staaten 810
Gundlingiana, 2. 29. 30. 53. 92. 99. 162. 191. 201. 205. 241. 252. 277. 380. 394. 484. 536. 573. 584. 702. 725. 750
Guntheri Ligurinum 737
Gutherius de officiis domus Augustae 294

H.

Hahns (Sim. Friedr.) Teutsche Staats- Reichs- und Kayser-Historie 732
- - diss. de ingeniis gentium borealium philosophicis 240
Hallifax Conseils d'un homme de qualité à sa fille 100
Hammondi (Henr.) Notae in N. T. cum animaduers. Jo. Clerici 702
Harpocrationis Lexicon 278
Hassens (Mart.) wahre Staats-Klugheit 459
Hauteville des strategemes & ruses de la Guerre 718
Heineccii (Jo. Gottl.) diss. de iure principis circa ciuium studia 59
- - (Jo. Mich.) antiquitates Goslarienses 282
Heinsii laus pediculi 88
- - de obsidione Sylua Ducis 720
Heraldi (Def.) aduersaria 670
Herodiani historiarum lib. VIII. 349
Hertii (Jo. Nic.) elementa prudentiae ciuilis 17. 19. 28. 32. 33. 77. 83. 146. 151. 166. 234. 239. 275. 282. 305. 389. 451. 537. 622. 736. 740. 770. 777. 780. 782. 790. 792. 795. 796. 798. 799. 801. 803. 807. 808. 817. 819. 829
- - diss. de vno homine plures sustinente personas 47
- - diss. de iuris prudentia cauente 227
- - notitia vet. Germ. pop. 745
- - de superioritate territoriali 622
Hessenthaleri (Magn.) athleta politicus 682
Heumanni acta philosophica 96
Histoire des Severambes 55. 164. 561
Histoire metallique de Louis XIV. 365. 370. 382
Histoire du Traité de la paix conclue sur la frontiere d'Espagne & de France entre le deux couronne.
Histoire des troubles de Hongrie 706
Hobbesius (Th.) de ciue 108. 269. 319. 730. 740. 761
- - Leviathan 43
Hochberg (Wolfg. Helmhard) de georgica curiosa 231
Hocuspockerie 224
Höns, (Georg Paul) Betrugs-Lexicon 225
von Hörnigk Oesterreich über alles, wenn es nur will 444. 449
Hoffmanns, (Herm.) Lycurgus Germanicus 166
- - (Joh. Ad.) politische Anmerkungen von der wahren und falschen Staats-

Staats-Kunſt 223. 235. 758. 792
l'Honnette homme & le ſcelerat 29
de la Hontan Voyage dans l'Amerique Septentrionale 550. 551
Horatius 179. 329
Hornii (Jo. Fridr.) politica architectonica 33
- - hiſtoria eccleſiaſtica 132
Hotomanni (Fr.) Franco-Gallia 128.
Houtuyn (And.) de republica Hebraeor. 154
Huberi (Vlr.) orat. de paedantiſmo 117
- - de iure ciuitatis 33
- - auſpicia domeſtica exercitationum 742
Huet (Pierre Dan.) le grand treſor hiſtorique & politique du floriſſant commerce des Hollandois 492
- - Comment. de rebus ad eum pertinentibus 352
- - du commerce des anciennes 486
Hugo (Ludolph) de abuſu appellationum tollendo 278. 304
- - de ſtatu regionum Germaniae 278
ab Huldenberg (Georg Lud. Eraſm.) de aequilibrio alioque legali iuris gent. arbitrio in gentium controverſiis pacis tuendae cauſa interpoſito 307
Hyde (Thom.) de religione veterum Perſarum 749

I.

Jeannin Negociations 20. 650. 888
Jenſii (Jo.) Liuius contractus 711
Jnchoferi (Melch.) Monarchia ſolipſorum 164
Joinville (Jean) hiſtoire de Louis IX. 285
Joſephi Jüdiſche Hiſtorie 155. 709
Jsbrand (Evert) relation du voyage de la Chine 606
Julius Capitolinus 345
Jurieu de l'accompliſſement des prophetes 487
Juſtinus 283. 779
Juſtiniani (Pet.) hiſtoria Veneta 585
Juuenalis 344

K.

Kappii (Jo. Erh.) Collectio orationum 567
Keyßlers neueſte Reiſe 633
Kircheri (Ath.) mundus ſubterraneus 420
Klockius (Caſp.) de aerario 396

L.

Lactantius de mortibus perſecutorum 320
Lambecii (Pet.) Comment. de bibliotheca Caeſ. Vindobon. 680
Lamy (Bern.) morale chretienne 94
Langlaei (Jani) ſemeſtria 320
Langueti (Huberti) Epitome 409
a Lapide, (Hippolytus,) de ratione ſtatus 802
Larrey hiſtoire d'Angleterre 132. 357. 780
- - hiſtoire du Triumvirat 804
Lau (Theod. Ludou.) Intereſſe von Holland 147. 351. 442. 447
- - Vorſchlag von Einrichtung der Intraden und Einkünfte der Souverainen 443. 462. 507
- - von den Fehlern und Mängeln der Republic Holland 450. 655

Lauardin 91
Law Conſiderations ſur le commerce & ſur l'argent 533
Lehmanns (Chriſt.) Speyeriſche Chronick 90. 282. 285. 294
Leibnizii Codex iuris gentium diplomaticus 44
- - nouiſſima Sinica 750. 799
- - Scriptores rerum Brunſuic. 751
Leidekker (Melch.) de republica Hebraeor. 158
Lentuli, (Cyriaci) arcana regnorum & rerumpublicarum 858
Leti (Greg.) vie du Pape Sixte V. 203
- - Vie d'Olivier Cromwel 594. 780. 794
Leyſer de aduocatis fiſci 796
Lilienthalii (Mich.) diſſ. de Machiavelliſmo literario 118
Limiers hiſtoire du regne de Louïs XIV. 769
Lipſii (Iuſti) Politica 17. 108. 132. 354. 502. 587. 671. 686. 710. 755
- - de magnitudine Rom. 221
- - Poliocreticon 659. 660
Liſola Bouclier d'etat & de juſtice 254. 639
Liſter (Mart.) de humoribus corporis humani 360
Liuius 66. 711. 723. 795. 806. 812
Lobineau hiſtoire de Bretagne 787
Lock (Jo.) de intellectu humano 16. 37. 43. 367
- - de l'education des enfans 102
- - de la tolerance 568
Lucanus 136
de Ludewig (Jo. Pet.) de iure clientelari Germanorum 430
- - ſingularia iur. publ. 742
Luther (Mart.) Tiſch-Reden 387
Lynckeri Reſponſa 397. 419. 429
de Lyonne Memoires 645

M.

Mabillon acta ordin. Benedict. 732
Machiavelli (Nic.) princeps 124. 792
- - Hiſtoria Florentina 123. 328
- - diſcorſi ſopra T. Liuio 123. 221. 234. 758. 828
- - de arte militari 123
Macht-Kunſt, fürſtl. 478. 506. 520
Maimbourg hiſtoire des croiſades 656
Makenzie (Ge.) de humanae rationis imbecillitate 89
Maldonati (Jo.) Tr. de ceremoniis 192
Marca (Pet.) marca Hiſpanica 99
de la March (Oliv.) Memoires 334
Marperger's Kaufmanns-Magazin 225. 507
Martialis 791
Maſii (Hect. Gottfr.) intereſſe principum Euangel. 129. 745
Maſſonii (Chriſt.) vita Ouidii Naſonis 792
Matthaei (Ant.) Tr. de probationibus 669.
Matthieu vie de Louïs XI. 340
Maurocordato (Io. Nic. Alex.) περὶ καθηκόντων 454
Mazarin lettres 514. 865
Mead (Rich.) de peſtiferae contagionis natura & remediis 91
Melon eſſay ſur le commerce 541

Melvil (Iaques) Memoires 387. 639. 839. 870
Memoires de Mr. D. F. L. 596
Memoires pour ſervir a l' hiſtoire d' Anne d' Autriche, epouſe de Louis XIII. 648
Memoires de literature de l' academie royale des Inſcriptions 814
Mencke (Io. Burch.) Analecta de calamitate literator. 116
- - de charlataneria eruditorum 118
Merillii (Edmundi) opera 380
Meurſii Themis Attica 826
Molesworth Memoires ſur l' etat preſent de Danemark 413
Molleri (Io.) Homonymoſcopia 348
- - Iſagoge ad hiſtor. Cherſon. Cimbr. 207
Molinaei (Car.) Conſuetudines Pariſienſes 284
du Mont Corps diplomatique 620
- - nouveaux voyage de Levant 372
Montagne (Mich.) Eſſays 331. 638
Montecuculi Memoires 706. 712
Montluc (Blaiſe) Commentaires 681. 686
Montreſor Memoires 29
Morhofii (Ge. Dan.) Polyhiſt. 165. 213
Mori (Thom.) Vtopia 21. 162
- - Henr. enchridion ethicum 170
Mornay Memoires d' etat 702. 839
de la Mothe le Vayer Traité de la vertu des Payens 171
- - inſtruction de Monſeigneur le Dauphin 323

N.

Nachricht vom Deutſchen Münz-Weſen älterer und neuerer Zeiten 540
Naudaei (Gabr.) Bibliographia politica 17
- - conſiderations politiques ſur les coups d'etat 35. 738. 788
- - Addition a l'hiſtoire de Louis XI. 340
Neubrigenſis (Guil.) Chronica rer. Anglic. 725
de Neuville (Nic.) Memoires 888
Niceron Memoires pour ſervir a l' hiſtoire des hommes illuſtres 69. 192
Nieuwentydt (Bern.) Wereldbeſchouwinge 553
Noodt (Ger.) orat. de iure ſummi imperii & de lege regia 80
- - orat. de religione ab imperio iure gentium libera 313. 561. 566. 567
de la Nouë Diſcours politiques & militaires 686

O.

Obrecht (Vlr.) de vexillo imperii 677
- - diſſ. ſponſor pacis 615. 633
Obſeruationes Halenſes 129. 181
Olearii (Ad.) Perſianiſche Reiſe-Beſchreibung 799
Onoſandri ſtrategeticus & vrbicus 712. 718
Orichouii (Stanisl.) Annales Polon. 200
Orleans hiſtoires des revolutions d'Angleterre 82. 365
Oſorius (Hieron.) de nobilitate 117. 344
- - de nobilitate Chriſtiani 344
- - orationes 4
- - admonitio ad Eliſabetham reginam 751
- - de gloria 800

Oſorius (Hieron.) de regis inſtitutione 59. 751
- - de rebus Emanuelis 84. 330
d'Oſſat Lettres 605. 650
Ottonis (Euerh.) diſſ. de perpetua feminar. tutela 154
- - Theſaurus iuris Romani 264
Otto Friſingenſis 397
Ouidius 590

P.

Pagliari (Giorg.) Oſſervationi 318
Pancirolli (Guid.) res memorabil. 229
Paruta (Paolo) diſcorſi politici 70. 825. 827.
Paſchalii (Car.) legatio Rhaetica 650
Paſchius de inuentis nouantiquis 215
Paſſarellus (Cajetanus) de bello Luſitanico eiusque regni ſeparatione a regno Caſtellano 678
Paullini (Chriſt. Franc.) aſini deſcriptio 361
Pelleri (Chr.) politicus ſceleratus 83
Pelzhoferi arcana ſtatus 584. 591. 628
gli Penetrativi 427. 595
Penſées libres ſur la religion 569. 575. 580
Perefix (Hardouin) hiſtoire du Roi Henri le grand 2. 11. 92. 203. 516. 671. 689. 754. 846
Perezii (Ant.) ius publicum, quo arcana et iura principis exponuntur 340. 372. 389
- - Relationes 341
Perizonii Jac.) origines Babylon. 78. 154. 763
- - Hiſtoria ſeculi XVI.
- - Notae ad Aelianum 62
- - Theſaurus hiſtoriarum et antiquitat. Ital. 593
- - de aere graui 538
du Perron Ambaſſades & negociations 633. 650
Petitus (Petr.) ad Ciceronis libr. de oratore 840
Pfaffii diſſ. de morte naturali 92
Pfanneri (Tob.) hiſtoria pacis Weſtphal. 700
Pfeffingeri Vitriarius illuſtratus 629
Phelippeaux Memoires 589
Philoſophia principis pedantiſmo oppoſita 752
Piccarti (Mich.) Comment. in polit. Ariſtot. 240. 378. 555. 794
- - Obſeruationes hiſtorico politicae 389. 740. 806. 812
Pignorius (Laur.) de ſeruis eorumque apud veteres miniſteriis 221
Pirckheimeri (Bilibaldi) hiſtoria belli Heluetici 825
Piſani (Octau.) Lycurgus Italicus 166
de la Piſe hiſtoire des Princes d'Orange 81
Pithœi Collectio ſcriptorum hiſtoriae Francorum 341
Placcii theatrum Anonymor. & Pſeudon. 166
Plato de republica 155
- - de legibus 269
Plutarchus vitae comparatae illuſtrium virorum 11. 181. 749. 804
le politique desintereſſé 516
le politique très chretienne 565
Polyaeni ſtrategemata 354. 703. 712. 718
Polybius 145
de Pontis Memoires 369
Popma (Tit.) de operibus ſeruorum 221

Porphyrii vita Plotini
Poſtellus (Guil.) de republica Athenienſium 823
Prideaux (Humphred.) hiſtoire des Juifs 41. 155. 158. 253
de Priezac (Dan.) diſcours politiques 238. 260. 440. 482
Priorato (Galeazzo Gualdo) hiſtoire du traité de la paix conçluë a St. Jean de Luz 730
Pufendorff de iure naturae & gentium 37. 46. 129. 612. 738. 786. 824
- - hiſtoire anecdote de Suede 144. 350. 407. 655. 666
- - de rebus geſtis Friderici Wilhelmi M. 198. 617. 620. 623. 867
- - de rebus geſtis Caroli Guſtavi 591. 596. 675. 727
- - Einleitung zur Hiſtorie 413. 580. 747
- - diſſ. de forma reipublicae Romanae 828
du Puy (Pierre) hiſtoire des Favoris 372
- - Traité touchant les droits du Roi ſur pluſieurs etats & ſeigneuries poſſedées par pluſieurs princes voiſins 600

Q.

Quintiliani declamationes 103

R.

Rabutin (de Buſſy) de l'uſage des adverſités 197 315. 855
- - hiſtoire amoureuſe de Gaules 776
Ramazzini de principum valetudine tuenda 94
Rapin (Thoyras) hiſtoire d'Angleterre 327. 699
Ray (Jo.) Spiegel der Weißheit und Allmacht GOttes 214. 531. 361. 393
Raynaldi (Oderici) continuatio annalium Baronii 413
Recueil des Traités 620
Reinhardi (Jo. Fr.) theatrum prudentiae elegantioris 18. 273. 298. 316. 354. 383. 387. 600. 654. 656. 682. 710. 757. 798. 888
Reinkings Bibliſche Policey 333. 717
Relandi (Adr.) Tr. de religione Muhamed. 79
- - diſſ. de vxore domiſeda 101
Remarques ſur la ſucceſſion du Duc d'Anjou 517
Rennemann (Henr.) de transmiſſione actorum 304
Rhegino 674
Ricard (Jean Pierre) negoce d'Amſterdam 225. 526. 527
Ricaut hiſtoire de l'empire Ottomann 557. 629
Richelieu Memoires 20. 369
- - journal, 866
- - teſtament politique 59. 202. 332. 366. 381. 653. 687. 836
Ringler de domaniis Germaniae 397
Roberti (Annaei) res iudicatae 295
de Robinſon Memoires, contenant l'etat preſent de Suede 510. 662. 666
de Rochefoucault & *de la Chaſtre* Memoires 864
de Rohan de l'interets des Princes 607
- - le parfait capitaine 686

von Rohr (Bernh. Jul.) compendieuse Haußhaltungs-Bibliothec 232
Rousset Recueil d'actes & negociations 621
Rudolphi Gotha diplomatica 222
Ruhe des jetztlebenden Europa, dargestellt in Sammlungen der neuesten Europäischen Friedensschlüsse unter der Regierung Kayser Carl VI. 621
Ruperti (Christ. Ad.) Obseruat. ad Valer. Max. 72
- - Obseruat. ad Flor. 712. 795
- - Obseruat. ad Velleium Paterc. 714. 795
Rymeri Thom. acta publica 621

S.

Saavedrae (Didaci) idea principis 514
Sachsii (Chr. Melch.) diss. de orphanotropiis 223
deSacy (Louis) Traité de l'amitié 197
Sadeur (Jac.) neu-entdecktes Südland 66
Saint-Carrington het Leven en de Dood van Olivier Cromwel 794
de Saint-Pierre Memoires pour diminuer le nombre des Procés 307. 381
- - Abregé du projet de Paix perpetuelle 307
Saldeni (Guil.) otia theologica 117
Sallengre Thesaurus antiquitat. Romanar. 225
Sallustius de bello Catilin. 162. 733
Salmasius (Claud.) de caesarie virorum & mulierum corona 63
- - exercitat. Plinian. 221. 229
Savary dictionaire du commerce 225. 422. 507. 546. 547
- - le parfait negociant 225. 526. 450. 700
Scaligeriana 321.
Schardii (Sim.) scriptores rer. Germ. 114
Scheffer Beschreibung von Lappland 244
Schelius (Rabod Herm.) de iure imperii 747
Scherzii diss. de ostracismo 814
Schiermann Project der Oeconomie in Form einer Wissenschafft 230
Schilteri (Jo.) scriptores rerum Germ. 34
der Schlesische Land-Mann 232
Schmauß (Joh. Jac.) Staat von Portugall 421
Schmidtii catechesis Judaica 226
von Schölnbach orationes de re monetaria 524
von Schröders fürstl. Schatz- und Rent-Kammer 169. 213. 218. 231. 407. 415. 439. 443. 478. 494. 498. 502. 509. 510. 520. 529. 535. 539. 540. 541
Schulz (Jo.) de martyribus status 383. 775
Schupp (Balth.) Ninivitischer Buß-Spiegel 207
Schwarzii (Christ. Gottl.) diss. de aetate et statura militari veterum 670
- - diss. de Augustorum Caesarumque Romanorum tribunitia potestate 826

de Scudery converſations nouvelles ſur divers ſujets 860
Seckendorff de Lutheraniſmo 173. 622. 682
Seldenii Jus naturae et gentium ſecundum diſciplinam Hebraeor. 71
- - Tract. de vxore Hebraica 98
Senault de l'uſage des paſſions 870
Seneca 142. 227. 234. 262. 267. 372. 722
Septalius della raggione di ſtato 83. 388
Sichtermann (Gerh.) de poenis militaribus Romanor. 325. 679
Sidney diſcours ſur le gouvernement civil 79. 824
Sigonius (Car.) de republica Hebraeor. 158
Silhon (Jean) diſcours ſur la demonſtration politique & morale 37
- - le miniſtre d'etat 37. 42
Simler (Joſ.) von dem Regiment der löbl. Eydgenoſſenſchafft 153. 265. 825
Simon lettres critiques 192. 558. 778
de Sorbiere, (Sam.) lettres & diſcours ſur diverſes matieres curieuſes 638
Spanhemius (Ezech.) de vſu et praeſtantia numismatum 547. 789. 826
- - Notae ad Callimachum 103
- - Memoires de la Princeſſe Louiſe Juliane, Electrice Palatine 598
Spencer (Jo.) de legibus Hebraeorum ritualibus 156
Speneri (Jac. Car.) diſſ. de temperamentis 360
Spicelii (Theoph.) literatus infelix &c. 116
Stahlii diſſ. de diaeta in cibo et potu aequabili 91
Staat von dem Türkiſchen Reiche 146
Staat von Schweden 229
Stanian etat de la Suiſſe 220. 489. 828
Steele (Rich.) bibliotheque de Dames 100
Stettler (Mich.) Annales 673
Stephani (Henr.) diſcours merveilleux de la vie des actions de la Reine Catherine de Medicis 861
Strieven (Gottf.) Europäiſches Hof-Ceremontel 623
Stolle (Gottl.) neue Zuſätze zur Hiſtorie der Gelahrheit 83
Strabonis Geographia 146
Stryck (Jo. Sam.) de iure liciti ſed non honeſti 172
- - (Sam.) de iure principis circa ſcandala 186
- - de cautelis contractuum 227
Stumpf (Joh.) gemeiner löblicher Eydgenoſſenſchafft Städte- und Völker-Chronick 673
Stuppen de la religion des Hollandois 552
Sturmii (Jo. Chriſt.) philoſophia ecclectica 60. 91
- - collegium curioſum 213
Suetonius 11. 264. 317. 372. 588. 678. 731. 747. 791. 795
Swifft (D. Jonath.) Proiect for the Advancement of Religion and the Reformation of Manners 456
- - le Conte de Tonneau 456
Suidas 278

de

de Sully (Duc de Bethune) Memoires 20. 21. 516
Sutorius de oſtraciſmo 315
Syluii (Aeneae) epiſtolae 693

T.

Tacitus 32. 145. 262. 317. 452. 588. 676. 709. 731. 762. 766. 767. 775. 787. 793
Teiſſier Inſtructions de l' empereur Charles Cinq au Roi Philippe ſon fils 752
de Temple remarques ſur l' etat des provinces unies de Pays-Bas 20. 105. 211. 243. 417. 608. 650. 709
- - des mecontentemens populaires 292
- - œuvres melés 591. 635
de Terlon Memoires 20. 596. 648. 650. 716. 867
Teutophili geprüfte Gold-Grube der Accíſe 466
Theophraſti characteres 179
Theyls (W.) Memoires pour ſervir a l' hiſtoire de Charle XII. Roi de Suede 604. 704
Thomaſii (Chriſt.) diſſ. vom Jawort 97
- - prudentia conſultatoria 26. 227
- - orationes academicae 35
- - Monats-Geſpräche 164. 561
- - Entwurf der politiſchen Klugheit 223
- - cautelae circa praecognita iurisprudentiae eccleſiaſt. 580
- - diſſ. de exiſtimatione, fama & infamia extra rempubl. 604
Thoyras (Rapin) hiſtoire d'Angleterre 327. 699. 760
Thuani hiſtoria ſui temporis 20. 32. 273. 799. 820
Thucydides 761. 822
Tollius (Corn.) de infelicitate literator. 116
de la Torre Memoires & negociations ſecrets de diverſes cours de l' Europe 641
Toſini la liberté d' Italie demontrée a ſes Princes & a ſes peuples 390
du Tot Reflexions politiques ſur les finances & le commerce 541
de Tournefort Relation d' un voyage au Levant 498
Treueri (Gottl. Sam.) diſſ. de naeuis libror. politic. Ariſtotelis 36
- - de licentia peregrinandi legibus circumſcribenda & dirigenda in vtilitatem ſummorum princip. & reipubl. 459

V.

Valerianus (Jo. Pierius) de literatorum infelicitate 116
Valerius Maximus 103
Valleriolae (Fran.) loci medicinae communes 361
la vanité des ſciences, ou reflexions d' un Philoſophe chretien ſur le veritable bonheur 487
Varchi Iſtoria di Firenze 351
Varillas politique de Ferdinand le Catholique Roy d' Eſpagne 298. 765
- - Anecdotes de Florence 328
le Vaſſor (Michel) Hiſtoire de Louis XIII. 16. 368. 568. 629. 727. 714. 774. 781. 836
Vauban Projet d'une dixme royale 107.

107. 118. 394. 422. 453. 464. 465. 470
Vauciennes Memoires de ce, qui s'eſt paſſé en Suede 203
Velleius Paterculus 714. 806. 886
Vertot hiſtoire des revolutions arrivées dans le gouvernement de la republique Romaine 712. 720. 828
Verulamio (Franc. Bac.) de augmentis ſcientiarum 125. 324
- - Hiſtoria regni Henrici VII. 324. 760
- - Noua Atlantis 166
- - de ſapientia ueterum 584
Vie de Philippe d'Orleans 536
de Vignau etat preſent de la puiſſance Ottomanne avec les cauſes de ſon accroiſſement & celles de ſa decadence 329. 372. 406
de Villeroy Memoires d'etat 20. 865. 888
Virgilius 41
Vitringae (Campeg.) Obſeruationes ſacrae 180. 668
- - aphoriſmi theologici 854
Vockerodti (Gottfr.) opuſcula 213
Voſſii inſtitutiones oratoria 186. 221
- - de idololatria 229
Voyage d'Eſpagne fait en 1659. 371
Voyages & avantures de Jaques Maſſé 653

W.

Wagenſeil diſſ. de re monetaria veterum Romanorum 539
Walſingham ſecret des cours 832
Weiſe (Chriſtian) politiſcher Feuer-Mauerkehrer, potitiſche Trödel-Frau, politiſche Näſcher 24. 831
Werenfels (Sam.) diſſ. de blasphemia 313
Wheler (George) Voyage en Dalmatie, en Grece & au Levant 498
Wicquefort de l'ambaſſadeur & de ſes fonctions. 125. 605. 612. 638
de Witt (Ioh.) politiſche Gründe und Maximen der Republic Holland und Weſt-Frießland 492. 494 496. 497. 498. 504
Wittechindus Corbeienſ. 188. 713

Z.

Zamoſci Tr. de ſenatu Romano 791
Zeitung, Leipziger gelehrte 604
Zepperi Politia eccleſiaſtica 279
Zeuecotii (Ioach.) obſeruationes polit. ad Flor. 317. 376.
- - Notae polit. ad Suetonium 389. 797. 804
Ziegleri (Caſp.) dicaſtice 293
- - de iuribus majeſtatis 537. 540
Zuccolus (Ludou.) de ratione ſtatus 83

Register
der abgehandelten Materien.

A.

Academien, ob solche einem Staate einträglich 424. wie sie müssen beschaffen seyn ibid.
Accise 466. 523
Adel, wie weit auf selbigen bey Bedienungen zu reflectiren 342
Advocaten, deren Gebrauch und Mißbrauch 294
Amt, richterliches, dessen Nothwendigkeit 282
Aemter, was von deren Verkauffung zu halten 377. ob selbige erblich zu vergeben 388
Aerarium des Staats 396. Mittel, solches zu vermehren 399. durch die Kenntniß von dem Zustande des Landes 400. durch eine vernünftige Sparsamkeit 404. durch eine wohlregulirte Hofhaltung 408. durch Subsidien-Gelder und Ueberlassung der Soldaten in fremde Kriegs-Dienste 412. durch Ausleihung der Gelder, Montes pietatis, Feuer-Cassen ꝛc. 414. durch Handelschafft 418. dadurch, daß man der Natur durch Kunst zu statten komme 423 wie solches durch ausserordentliche Mittel zu vermehren 439. wie solches in guten Stand zu erhalten 442
Alliancen, siehe Bündnisse.
Alliirte, s. Bundsgenossen.
Alter, wie viel auf dem Unterschied desselben ankomme 352
Anarchie, wodurch solche zu verhüten 829
Anlagen, s. Contribution.
Ansehen, solches zu erhalten ist einem Fürsten nöthig 778
Appellation, derselben Gebrauch und Mißbrauch 304
Arcana rerumpublicarum, was sie seyen, und deren verschiedene Classen 736
= = imperii 740. in einem monarchischen Staat gegen das Volk 759. gegen den Adel 764. in einer Aristocratie wider die Monarchie 803. wider den Pöbel 808. in einem Democratischen Staat wider die Monarchie 823. wider die Aristocratie 824. wider die Ochlocratie oder Anarchie 829
= = dominationis 743. in einer Monarchie beym Antritt der Regierung 769. in der Regierung selbst 772.

772. seqq. Exempel davon 782. in einer Aristocratie 812. in einer Democratie 830
Aristocratien, was und wie vielerley sie seyen 801
Arme, ob sie von Bedienungen gänzlich auszuschliessen 345
Arbeitsamkeit, Schädlichkeit derselben in Ansehung des Staats 550

B.

Banco sind den Manufacturen sehr nützlich 528
Bediente, was bey deren Wahl in Acht zu nehmen 202. 336. tüchtiger Nothwendigkeit 333. ob Leute von niederer Ankunft dazu zu erwehlen 339. ob Arme von der Wahl gänzlich auszuschliessen 345. ob einheimische fremden vorzuziehen 348. wenn junge, wenn alte zu wehlen 352. daß tugendhaffte auszusuchen 357. ob bey deren Wahl auf das Temperament zu sehen sey 360. wie viel deren zu haben nöthig 366. ob sie per saltum zu promoviren 372. was von der Wahl derselben durch Looß zu halten 376. von ihrem Ansehen 382
Bedienungen, ob rathsam, selbe zu verkauffen 377. ob selbige erblich zu vergeben 250
Belagerungen, was bey denselben zu beobachten 718
Belohnungen, was vor Cautelen dabey zu gebrauchen 328
Bestraffungen, nöthige Cautelen dabey 309
Bündnisse, deren Nutzen 582. ob es rathsam, mit vielen dergleichen zu schliessen 585. ob es besser mit benachbarten oder mit entfernten Völkern solche zu schliessen 588. ob mit mächtigern man sich in solche einlassen solle 593. was bey Schliessung derselben mit schwächern, unglücklichen und bedrängten zu bedenken 597. ob solche mit treulosen, unglaubigen und ungerechten einzugehen 600. daß bey Schliessung man auf die Regierungs-Form und Verfassung eines Staats zu sehen 606. auf was Art und Weise solche zu schliessen 610. derselben Bestätigung durch Garanties, Pfandschafften, Eidschwüren, ꝛc. 614. rechte Zeit, selbige einzugehen 616. was von ewigen zu halten 619. verschiedene Arten derselben 620
Bundsgenossen, was vor welche zu wehlen 588. seqq.
Bürgerliche Kriege 730

C.

Cammeral-Sachen sind sehr weitläufftig 391
Cammer-Güter, ob solche zu veräussern 427
Cassen grosser Herren verschiedene 397
Cavallerie, ob sie der Infanterie vorzuziehen 659
Charge s. Bedienungen u. Bediente.
Ceremoniel der Gesandten 623
Commando, ob solches im Kriege einem alleine aufzutragen 682
Commercien, derselben Stützen sind

gute Manufacturen 513. wie zu Beförderung derselben nöthige Anstalten zu machen 530. s. auch Handelschafft.
Contribution, ob eine einmal aufgelegte beständig bleiben oder wieder aufgehoben werden solle 481

D.

Decorum s. Wohlstand
Decorum, was es seye 172. 173. Nothwendigkeit 172. 173
Democratie, was sie seye 821
Depensationes sind schädlich 271
Domania, was sie seyen 369. ob es recht, solche zu veräussern 427. ob solche zu verpachten 435
Dominationis iura s. Iura dominationis

E.

Ehestand 65. dessen Elend 95
Einheimische, ob sie bey Bedienungen fremden vorzuziehen 348
Einkünffte, verschiedene der Regenten 369. Mittel, solche zu vermehren 399. seqq.
Elend des Menschen 87. in Ansehung des Körpers 90. im gesellschafftlichen Leben 94. im ehlichen Stande 95. zwischen Eltern und Kindern 101. zwischen Herren und Gesinde 104. der privat-Stände 706. des Regenten 109. der Gelehrten 115. des Nehr-Standes 118. was die Ursache desselben in allen Ständen seye 119
Empörung s. Rebellion
Erblichkeit der Chargen, ob selbige rathsam 388
Erkenntniß menschlicher Gemüther 872

F.

Fabricken s. Manufacturen.
Feldherr, ob einem allein das Commando anzuvertrauen 682. dessen Qualitäten 686. wie viel bey demselben auf das Glück ankomme 693
Feldschlachten 704. was dabey auf die Zeit ankomme 707. wie dabey auf den Ort zu sehen 712. daß in demselben an den Exempel der Officiers viel gelegen 715. wie man sich zu verhalten, *wenn man* selbige verliehret 723
Festungen, deren Nothwendigkeit und Nutzen 695
Feuer-Cassen, deren Nutzbarkeit 416
Fiscus was dieser seye 396
Flagitia dominationis in einem monarchischen Staat 792. in einer Aristocratie 819
Frau, wie vieles auf eine häußliche ankomme 218
Friede, wenn und wie solcher zu machen 724
Fürst s. Regent.

G.

Geld ist der Grund von der Macht eines Staats 391. 395. woher ein Regent dasselbe nehmen soll 394. ob er es ausleihen soll 414. um solches im Lande zu behalten, soll man sich bemühen 458. wie zu verhindern, daß solches den Kauf-Leuten nicht mangele 520. dessen Nothwendigkeit im Handel und Wandel 531. warum sich Gold und Silber

Silber dazu am besten schicken 536. gemünztes soll viel im Lande seyn 538. was vom Gehalt, Erhöhung und Absetzung desselben zu halten 539
= = papiernes ob und wie ferne solches zu gebrauchen 532
Gemürher menschlicher Erkenntniß 812
General s. Feldherr
Gerechtigkeit, in wie ferne solche bey Hofe statt findet 851. s. Justitz.
Gerichte, wie solche zu bestellen 281 ob der Regent selber solche halten solle 282
Gesandte, deren Nothwendigkeit und Unterschied 621. derselben Rechte und Freyheiten 627. ob man selbige wegen begangener Verbrechen zur Straffe ziehen könne 629. wie bald sie zur Audienz zu lassen 631. was vor Personen dazu zu erwehlen 632. was vor Gaben und Eigenschafften sie besitzen müssen 639. was wegen ihren Bedienten zu beobachten 644. wie sich dieselben bey ihrer Negociation aufzuführen 645
Gesandten-Ceremoniel 623
Gesellschafft, ehelliche 65
= = zwischen Eltern und Kindern 69
= = zwischen Herren und Knechten 70
= = bürgerliche 73. derselben Ursprung 76
Gesetze, das Recht dieselbe zu geben ist nothwendig 260. wenn solche nöthig 261. wie sie müssen beschaffen seyn 264. in denselben soll man nicht raisonniren 267. derselben Vielheit und Aenderung ist schädlich 269. derselbige nöthige Uebereinstimmung 275. können nicht wider alle Laster und Unordnungen gegeben werden 279
Gesetzgeber, auf was für Umstände derselbe Acht geben müsse 276
Gesind, wie viel an gutes gelegen 220
Glück, blindes, ob man auf dasselbe bey der Menschen Thun und Lassen sehen müsse 11. was es seye und wie viel im Krieg darauf ankomme 693
Glückseeligkeit, wahre, was sie seye 133. wie solche zu erlangen ausser Gesellschafft 135. im Hauß-Stande ibid. im Ehestande 136. bey der Kinder-Zucht 140. der Regenten 142. des Lehr-Standes 143. Nehr-Standes 144. ganzer Reiche und Staaten 145. eine vollkommene ist nicht möglich 150. derselben Hindernisse 193. 196. Cautelen wider dieselbe 198. was vor Personen man, um selbige zu erlangen, wehlen soll 202
Gold und Silber, warum sich solches vor andern Materien und Metallen am besten zu Geld schicke 536

H.

Handelschafft, ob ein grosser Herr solche treiben solle 418. derselben Nutzen 485. ob alle Länder u. Oerter dazu bequem liegen 488. was vor Waaren dazu erfordert werden 505. Handelschafft mit rohen Waaren, so das Land hervor bringt

507. mit ausländischen 511. s. auch Commercien.
Handelsleute s. Kaufleute.
Handlungen der Menschen und deren Eintheilung 21
Handlungs-Gesellschafften sind schädlich 497
Hauptschlacht, ob man es darauf solle ankommen lassen 704
Haußhaltung, einer vernünfftigen, Entzweck ist, sich ein hinlänglich Vermögen zu erwerben 210. ordentliche und ausserordentliche Mittel dazu 212. Schwierigkeiten dabey 216. bey derselben kommt vieles auf eine häußl. Frau an 218
Hauß-Vater, wie sich derselbe gegen seine Nachbarn und andere Leute zu verhalten 224. dessen übrige Pflichten 233
Hazard s. Glück.
Hinderniße der Glückseeligkeit 193. 196. wie solche aus dem Weg zu räumen 198. im häußlichen Stande 216. so sich bey Ausführung der Unternehmungen äussern 204. eines Staats, so durch benachbarte Staaten verursachet werden 250. durch die Regenten selbst 254
Historie, was sie in der Politik nutze 10
Hof, in wie weit die Gerechtigkeit an demselben Statt finde 861. wie man sich an demselben bekannt und hervor thun könne 877. an demselben muß man sich Freunde zu erwerben und die Feinde abzuwenden suchen 883
Hofhaltung, wie eine wohlregulirte müsse beschaffen seyn 408
Hof-Künste und Streiche 886
Hof-Leben, davon handelnde Bücher 831. was bey Erwehlung desselben man vor einen Entzweck haben müsse 832
Hof-Leute, wie man sich gegen dieselbe aufzuführen habe 881
Hof-Mann, was derselbe vor Gaben des Verstandes haben müsse 835. dessen Temperament 840. dessen Leibes-Gestalt und äusserliches Ansehen 842. Glücks-Gaben 844. worauf dessen Geschicklichkeit fürnehmlich ankomme 848. dessen Frömmigkeit und Gottesfurcht 853. dessen vornehmste Tugenden sind Fleiß, Gedult und Bescheidenheit 855. selbe muß den Wohlstand beobachten 867
Hof-Narren, ob sie nützlich 387
Hülfs-Truppen 412

J.

Impoſten, s. Steuern und Contribution.
Incommoda, s. Elend.
Infanterie, ob sie der Cavallerie vorzuziehen 659
Jus legislatorium ist nothwendig 260
Jura dominationis im monarchischen Staat 783. in einer Aristocratie 814. in einer Democratie 830
Jus circa sacra, in wie weit solches einem Fürsten zustehe 556
Justitz-Wesen, Verfall desselben 282. Verbesserung desselben in Ansehung der Richter 290. in Ansehung

sehung der Advocaten 294. der Procuratoren, Secretarien ꝛc. 299. des weitläufftigen Verfahrens und Verschickung der Acten 301. der Remediorum suspensiuorum 305. einige Vorschläge zu Verbesserung derselben werden beurtheilet 306

K.

Kauf-Leute, wie viel deren erfordert werden 494 Mittel, die Anzahl derselben zu vermehren 497. wie zu verhindern, daß es ihnen am Gelde gebreche 502

Klugheit, wie sie unterschieden von der Arglistigkeit und Einfalt 26. derselben Werth und Lob 167. Mittel derselben sind Wissenschafft und Tugend 168

= = Oeconomischer Nothwendigkeit 209. 217. Schwierigkeiten dabey 216

Krieg 651. was vor Zurüstungen dazu erfordert werden 654. wenn man solchen führen solle 698. wie viel in demselben auf das Glück ankomme 693. was in denselben hauptsächlich zu beobachten 702

= = bürgerliche 730

Kriegs-Commando, ob solches einem alleine aufzutragen 682

Kriegs-Disciplin 674

Kriegs-List, ob solche erlaubt 717

L.

Land-Miliz, ob sie nützlicher als regulirte Truppen 664

Legislator s. Gesetzgeber.

Leib-Wacht 780

Looß, ob Bediente durch dasselbe zu wehlen 376

M.

Machiauellismus, was es sey 123. desselben Deckmantel ist die Religion 130

Magistrats-Personen, derselben Autorität 382

Majestäts-Rechte, was sie seyen 259

Manufacturen sind die Stütze der Commercien und eine der besten Quellen des Reichthums 513 wie solche zu befördern in Ansehung tüchtiger Handwerksleute und Künstler 517. in Ansehung des Abgangs und Verkauff der Waaren 523. in Ansehung der Ausführung derselben 526. zu deren Beförderung müssen gehörige Anstalten gemacht werden 530

Mauth s. Zölle.

Militia mercenaria, derselben Ursprung 448. ob sie besser als militia ciuica seye 662

Ministres, was bey deren Wahl in Acht zu nehmen 202. 236. ob schlechte Leute dazu zu nehmen 339. ob Arme dazu zu wehlen 345. ob Einheimische Fremden vorzuziehen 338. wie weit Adliche denen Unadlichen vorzuziehen 342. was dabey in Ansehung des Alters zu bedenken 352. daß bey deren Wahl vornehmlich auf Tugend und Redlichkeit zu sehen 357. ob bey denselben auf das Temperament zu sehen 360. wie viel deren zu haben nöthig

nöthig 366. ob sie per saltum zu promoviren 372. was von der Wahl derselben durchs Looß zu halten 376. von ihrem Ansehen 382. wie ferne ihnen Freyheit zu geben, ihre Meinung zu sagen 383. wie man sich gegen dieselbe aufzuführen habe 881
Miniſtriſſimus ſ. Premier-Miniſtre.
Moden, Gedanken darüber 189
Monarchomachiſmus, was es sey 127. Deckmantel desselben 130
Monopolia sind der Handlung schädlich 496
Montes pietatis 415
Münz-Regal, dessen Gebrauch und Mißbrauch 542
Münz-Sorten, kleine und grosse, was bey Prägung derselben zu beobachten 544
Münz-Wesen, Mittel, dasselbe in gutem Stande zu erhalten 546. dasselbe zu verbessern 548

N.

Nachbarn, was auf solche ankomme 224
Nachfolger in der Regierung, was bey Ernennung desselben zu beobachten 776
Natur, wie man derselben durch Kunst zu statten kommen könne 423

O.

Ochlocratie, wie sie zu verhüten 829
Oeconomie, s. Haußhaltung.
Oeconomische Wissenschafften, wie sie zu lehren und zu lernen 230
Officiers, daß auf ihr Exempel viel ankomme 715

P.

Person, ob eine verschiedene Stände haben könne 81
Pfand-Hauß, desselben Nutzen 528
Politic, was sie sey 1. derselben Nutzen und Nothwendigkeit 3. ob sie auf Universitäten erlernet werde 6. ob sie bloß durch die Erfahrung erlernet werde 8. in derselben ist die Historie nützlich 10. was vor Bücher man lesen könne 17. worinnen sie bestehe 24. in wie vielerley Bedeutungen sie genommen werde 28. derselben Eintheilung 33. Hülfs-Mittel 35. ob man in derselben Demonstrationes habe 36. derselben Entzweck 43. wie sie abzuhandeln 44
Premier-Miniſtre, ob dergleichen zu haben einem grossen Herrn zuträglich 368. 757
Prinzen, regierende, ob sie selbst mit zu Felde gehen sollen 684
Priuilegia, ob selbige zu ertheilen nöthig seye 271
Procuratores sind schädlich 299

R.

Ratio ſtatus, was sie sey, und in wie vielerley Bedeutung das Wort genommen werde 82
Rebellion, derselben Quellen, und wie sie zu verhüten 730
Recht, Gesetze zu geben 260

Regalien, s. Majestäts-Rechte.
Regente, dessen Elend und Beschwerlichkeiten 109. machen offt den Staat sehr unglücklich 254. ob derselbe an seine Gesetze gebunden 271. ob er selbst Gericht halten solle 283. 321. sollen den Zustand des Landes und der Unterthanen wissen 400. ob er Handelschafft treiben könne 418. ob er selbst mit zu Felde ziehen solle 684. Natur- und Glücks-Gaben eines, der wohl regieren soll 748. Qualitäten desselben, so vermittelst Unterweisung zu erlangen 751. wie sich derselbe gegen seine Räthe und Staats-Bediente zu verhalten 755. wie derselbe Weißheit und Frömmigkeit haben müsse 757. muß auf seinen und anderer Fürsten Respect halten 778. wie man sich bey demselben bekannt machen könne 877. wie man sich in der Gnade desselben erhalten könne 879
Regierung, was bey Veränderung derselben zu beobachten 888
Regierungs-Form, welche zuerst entstanden 79. ob der Unterschied derselben einem Staat an und vor sich glücklicher oder unglücklicher mache 244. auf dieselbe muß man bey Schliessung der Bündnisse sehen 606
Religion wird zum Deckmantel des Machiavellismi und Monarchomachismi gebraucht 130. derselben Nutzen überhaupt 550. in Ansehung der Sicherheit des Regiments 554. ob und wie ferne ein Fürst die wahre befördern solle 559. falsche Mittel, selbige auszubreiten 564. ob es rathsam, mehr als eine in einem Staate zu dulten 567. 572. ob und wie die Vereinigung derselben möglich 578
Religions-Sachen, wie weit sich das Recht der Fürsten darinnen erstrecke 556
Religions-Zwang ist unvernünftig 561
Remedia suspensiua, deren Gebrauch und Mißbrauch 305
Republic, in derselben muß jedermann etwas arbeiten 55
- Jüdische, derselben Fürtreflichkeit 153. wer davon geschrieben 158
- Platonische und Chimärische 160

Richter, deren Nothwendigkeit 283

S.

Satire, was sie sey, und was für Behutsamkeit dabey zu gebrauchen 184
Schanzen 695
Schatz-Kammer, s. *Aerarium*.
Schatzungen, derselben verschiedene Erfindungen 465
Scherz, wie er müsse beschaffen seyn 182
Schlacht, s. Feldschlacht.
Schmeicheln bey Hofe ist in gewisser Masse erlaubt 869
Secretaire 300
Sieg, wie man sich dessen bedienen soll 720
Simulacra imperii 739. 747. in einer

Aristocratie 819. in einem Democratischen Staat 830
Simuliren und dißimuliren, ob es erlaubt 862
Societas, s. Gesellschafft.
Soldaten, was von Ueberlassung derselben in fremde Kriegs-Dienste zu halten 412. deren gute Eigenschafften 667
Sparungs-Künste, falsche 404
Staat, in wie ferne einer glücklich seyn könne 150. Entzweck desselben 234. wie dieser erhalten werde in Ansehung des Naturel des Volkes 239. in Ansehung der Form der Republic 244
" " dessen Hindernisse, so durch die benachbarten Staaten verursachet werden 250. durch den Regenten selbsten 254.
" " wenn sich derselbe verändert, wie sich einer verhalten müsse 888
Staats-Maximen s. Arcana imperii & dominationis.
" " böse s. Flagitia dominationis.
Staats-Streiche, s. iura dominationis
Stände der Menschen, wie unterschieden sie seyn 46. verschiedener Ursprung 49. deren kan ein Mensch verscheidene haben 81. des Wortes Bedeutung 46. was vor einen man wehlen solle 56. s. a. Gesellschafft.
Steuern 451. wie zu verhindern, daß selbige zu bezahlen die Unterthanen durch Verschwendung und Faulheit nicht untüchtig werden 454. wie auch in Absicht, daß das Geld im Lande bleibe 458. was bey Auflegung derselben zu beobachten 462. verschiedene Erfindungen derselben 465. ob solche mit oder ohne Einwilligung des Volkes aufzulegen 479. ob sie beständig bleiben, oder wieder aufgehoben werden sollen 481. wie sie zu erheben 483
Stillschweigen ist am Hofe nöthig 862
Strafen, was vor Cautelen dabey in Acht zu nehmen 309. wenn solche öffentlich oder heimlich zu vollziehen 316. bey Vollstreckung derselben muß man Zeit und Umstände beobachten 317. ob neue einzuführen rathsam 319. derselben Milderung und Erlassung 320. wenn viele zusammen ein Verbrechen begangen 324. scharffe, ob solche ein Mittel wider alte und eingewurzelte Laster 326
Strategemata, ob solche erlaubt 717
Subsidien-Gelder, was davon zu halten 412

T.

Temperament, wie weit auf selbiges bey der Wahl der Bedienten zu sehen 360
Toleranz der Religionen ist billig 567. solche halten die wenigsten Geistlichen vor gut 576. welche Secten davon könen ausgeschlossen werden 850
Tractaten, s. Bündnisse.
Treffen, s. Feldschlachten.
Tribut, s. Steuern.

Truppen regulirte, ob sie besser, als die Land-Militz 664
Tugendhaffte sollen zu Bedienungen genommen werden 357
Tyrannen, deren falsche Staats-Maximen 792

V.

Vaubans Vorschlag wegen des zehnten Pfennigs wird untersucht 469
Ueberwinder, wie er sich zu verhalten 720
Ueberwundene, wie sie sich zu verhalten 723
Vermögen-Steuer 471
Vestungen 695
Unternehmungen, Hindernisse, so sich bey denselben äussern 204
Unterthanen sind an ihrem Unglück meist selbst schuld 108
Vorsehung, göttliche, ob man sich allein auf selbige verlassen müsse 14

W.

Waaren, wie viel deren zur Handlung erfordert werden 505. was bey den rohen, die das Land hervorbringt, zu beobachten 507. ausländische, Handlung damit 511. was bey Ausführung der fabricirten in andere Länder zu beobachten 526
Wirthschafft, was dabey auf die Umstände des Orts, der Zeit ꝛc. ankomme 227. s. Haußhaltung.
Wissenschafft, oeconomische, wie sie zu lehren und zu erlernen 230
Wohlstand, Regeln davon 173. im Reden 178. im Geberden und Gange 185. in Kleidern 189. Nutzen desselben 192. davon handelnde Bücher ib. denselben muß ein Hof-Mann beobachten 862

Z.

Zeit, sich in dieselbe zu schicken, was es heisse 205
Zettel, papierne, ob und wie ferne solche statt des Geldes zu gebrauchen 532
Zölle 451. derselben klügliche Einrichtung 473. ob solche mit oder ohne Einwilligung des Volks anzulegen 479. wie sie zu erheben 483
Zustand des Menschen ist natürlicher Weise elend 87.

Ende des ganzen Werks.

...LIOTHEK ...TAATS- ...THEK ...CHEN

ЗКОБП

XX VIII. 88
XX 77/1999

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gundling, Nicolaus Hieronymus,

Nicolai Hieronymi Gundlings Weiland Königl. Preußischen Geheimen Raths und weitberühmten Professoris Juris Ord. auf der Friedrichs-Universität zu Halle in Sachsen Einleitung zur wahren Staatsklugheit Nebst einem Vorbericht und brauchbaren Registern

Frankfurt und Leipzig 1751

4 Pol.g. 111
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10688001-3
VD18 14597802